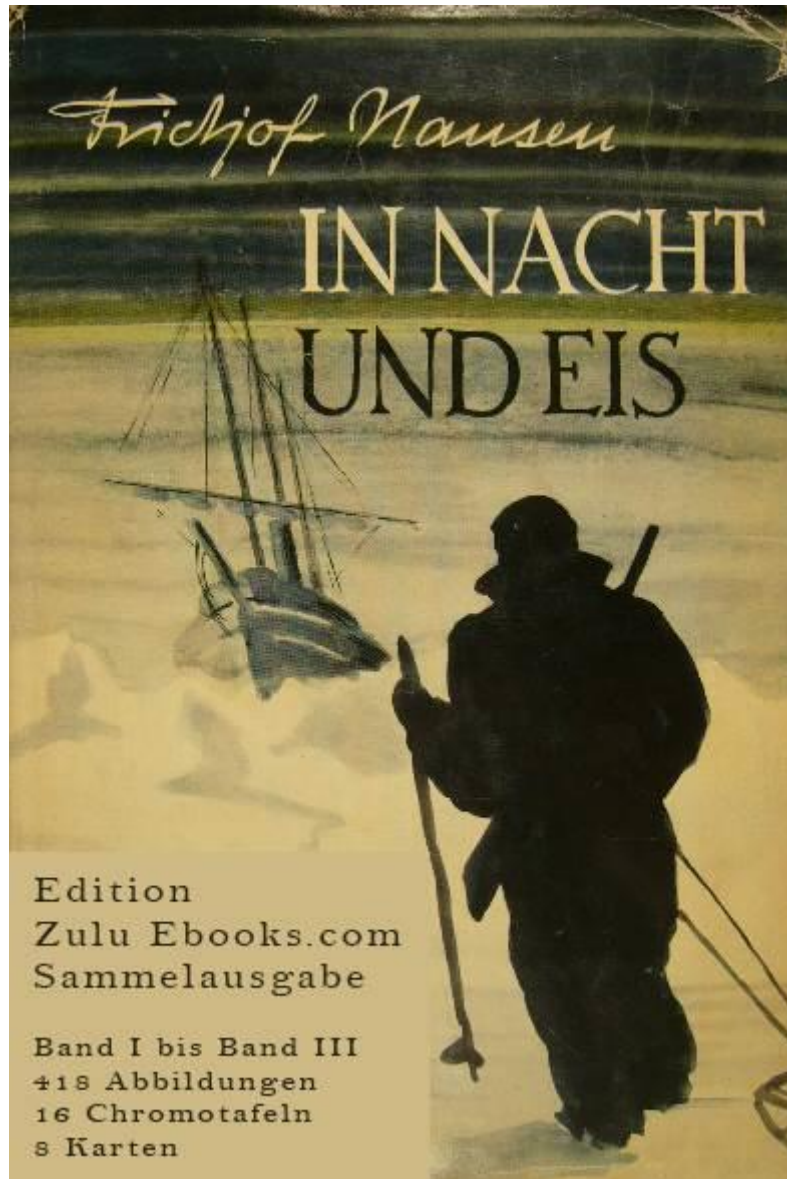


In Nacht und Eis



von
Fritjof Nansen

Dies ist eine "Edition Zulu Ebooks.com" Sammelausgabe von Band 1 bis Band 3 mit über 418
Abbildungen, 16 Chromotafeln und 8 Karten.

Die Norwegische Polarexpedition 1893-1896.

In Nacht und Eis. Erster Band

Die Norwegische Polarexpedition 1893-1896.

Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup
207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten.
Autorisirte Ausgabe.
Leipzig: F. A. Brockhaus.
1897.



Photogr. van der Weyde, London 1897.

Fridtjof Nansen

Fridtjof Nansen.

Ihr, die das Schiff getauft und den Muth, hatte zu warten.

Einleitung

Es wird eine Zeit kommen, nach späten Jahren,
da der Ocean die Fesseln der Dinge lösen wird,
da die unermeßliche Erde offen liegen wird, da
die Seefahrer neue Länder entdecken werden und
Thule nicht länger das fernste unter den Ländern
sein wird.

Seneca.

Ungesehen und unbetreten, in mächtiger Todesruhe schlummerten die erstarrten Polargegenden unter ihrem unbefleckten Eismantel vom Anbeginn der Zeiten. In sein weißes Gewand gehüllt, streckte der gewaltige Riese seine feuchtkalten Eisglieder aus und brütete über Träumen von Jahrtausenden.

Die Zeiten gingen; tief war die Stille.

Da – in der Dämmerung der Geschichte, fern im Süden – erhob der erwachende Menscheng Geist sein Haupt und schaute über die Erde; gegen Süden begegnete ihm Wärme, gegen Norden Kälte, und hinter die Grenzen des Unbekannten verlegte er dann die beiden Reiche: das der allverzehrenden Hitze und das der vernichtenden Kälte.

Aber vor dem stets wachsenden Drange des menschlichen Geistes nach Licht und Wissen mußten die Grenzen des Unbekannten Schritt für Schritt zurückweichen, bis sie im Norden an der Schwelle des großen Eiskirchhofs der Natur, der endlosen Stille der Polargegenden, stehen blieben. Bisher hatten keine unüberwindlichen Hindernisse sich den siegreich vordringenden Scharen in den Weg gestellt, und sie zogen getrost weiter. Aber hier machten die Riesen Front gegen sie, im Bunde mit den ärgsten Feinden des Lebens: dem Eise, der Kälte und der langen Winternacht.

Schar auf Schar stürmte gen Norden, aber nur um Niederlage auf Niederlage zu erleiden. Neue Reihen standen bereit, um über ihre gefallenen Vorgänger hinweg vorzurücken.

Unsäglich langsam nur vermochte das menschliche Auge die Nebel des Eismeeres zu durchdringen; hinter der Nebelwand lag das Land der Mythe: dort in Niflheim, dem dunkeln nordischen Sagenreich, tummelten sich die Rimthursen in ihren wilden Kampfspielen.

Weshalb zogen wir stets wieder dorthin? Dort im Norden, in Dunkelheit und Kälte, lag Helheim, die Behausung des Todes, wo die Todesgöttin herrschte; dort lag Naastrand, der Leichenstrand. Dorthin, wo kein lebendes Wesen athmen konnte, – dorthin zog es Schar auf Schar – warum? Um

Todte zurückzuholen, gleichwie Hermoder, da er hinausritt, um Baldr zu holen? Nein, Kundschaft für kommende Geschlechter holten sie; und willst du den menschlichen Geist in seinem edelsten Kampfe gegen Aberglauben und Finsternis; sehen, so lies die Geschichte der arktischen Reisen, lies die Geschichte von Männern, die zu Zeiten, da ein Ueberwintern in der Polarnacht den Tod sicherer erscheinen ließ als die Fortdauer des Lebens, dennoch mit fliegenden Fahnen hinauszogen nach dem Unbekannten. Nirgends ist wol Wissen mit einer größern Summe von Entbehrungen, Noth und Leiden erkaufte; aber der menschliche Geist wird nicht rasten, ehe nicht jeder Fleck auch dieser Gegenden dem Fuße zugänglich gemacht und jedes Räthsel dort oben gelöst ist.

Meile für Meile, Grad für Grad hat man sich mit Aufbietung aller Kräfte vorwärts geschlichen. Langsam tagt es; aber noch befinden wir uns mir im Morgengrauen, und Finsternis; schwebt immer noch über großen, öden Strecken dort oben am Pol.

Unsere Vorväter, die alten *Wikinger*, waren die ersten Polarfahrer. Man hat gesagt, daß ihre Eismeerfahrten ohne Bedeutung waren, da sie keine dauernden Spuren hinterlassen haben. Dies ist jedoch nicht richtig. So gewiß wie die Fangschiffer der Jetztzeit in ihrem beständigen Kampfe mit Eis und Meer die Träger unserer Forschung dort im Norden sind, ebenso sicher sind die alten Norweger mit Erik dem Rothen, Leifr und andern an der Spitze die Vorkämpfer für alle Polarfahrten künftiger Geschlechter gewesen. Man darf nicht vergessen, daß, gleichwie sie die ersten Oceansegler waren, niemand vor ihnen den Kampf mit dem Eise aufgenommen hatte. Lange bevor andere seefahrende Nationen es gewagt hatten, das Fahrwasser längs der Küsten zu verlassen, durchstreiften unsere Vorfahren die nordischen Meere kreuz und quer, entdeckten Island und Grönland und besiedelten diese Länder, fanden später Amerika und scheuten sich nicht, quer über den ganzen Atlantischen Ocean zu segeln, von Grönland nach Norwegen. Manch harten Kampf mußten sie in ihren offenen Fahrzeugen an Grönlands Küsten mit dem Eise bestehen, und manch einer unterlag.

Was sie auf diese Fahrten hinaus trieb, war wol nicht allein die Sucht nach Abenteuern, obschon diese sicherlich einer der Grundzüge unseres Volkscharakters ist, sondern ebenso sehr die Nothwendigkeit, neuen Boden zu entdecken für die vielen unruhigen Köpfe, die in Norwegen keinen Spielraum fanden. Aber auch von wirklichem Wissensdrang wurden sie getrieben. Schon Ottar, der um 890 sich am Hofe des Königs Alfred in England aufhielt, zog, wie wir wissen, hinaus, um die Ausdehnung der Länder zu erforschen oder, wie er selbst sagt: »es regte sich in ihm eine göttliche Eingebung und der Wunsch, zu erfahren und zu zeigen, wie weit sich das Land nordwärts ausdehne, und ob sich menschliche Bewohner im Norden jenseits der Einöde fänden«. Er wohnte im nördlichsten Theile von Helgeland, wahrscheinlich auf Bjarköi, und fuhr ums Nordcap herum, sowie nach Osten bis ins Weiße Meer.

Von Harald Hardraade, dem »erfahrenen König der Norweger«, erzählt Adam von Bremen, daß er eine Reise aufs Meer hinaus gegen Norden unternahm und »mit seinen Schiffen die Ausdehnung des nördlichen Oceans untersuchte; aber Finsterniß breitete sich aus vor dem Schlunde der entschwindenden Welt, und er entging mit genauer Noth dem unermeßlichen Abgrunde, indem er seine Schiffe wendete«.

Das war Ginnungagap, die gähnende, schreckliche Tiefe am Ende der Welt. Wie weit Harald kam, weiß niemand, aber jedenfalls verdient er Anerkennung als einer der ersten Polarfahrer, die aus reiner Wißbegierde reisten. Selbstverständlich waren diese Norweger nicht frei von den abergläubischen Anschauungen ihrer Zeit über die Polargegenden, wo sie ja ihr Ginnungagap, ihr Niflheim, Helheim und später Trollebotn hatten; aber selbst in diesen mythischen und poetischen

Vorstellungen lag ein so bedeutender Kern wirklicher Beobachtung, daß man ihnen eine merkwürdig scharfe und klare Auffassung der wahren Natur der Verhältnisse nicht absprechen kann.

Wie nüchtern und richtig sie sahen, zeigt sich am besten ein paar hundert Jahre später in der wissenschaftlichsten Abhandlung unserer alten Literatur, dem » *Königsspiegel*«, wo es heißt:

»Sobald man die größte Strecke des wilden Meeres überwunden hat, so findet man in der See eine so große Eismenge, daß man nirgends in der ganzen Welt ihresgleichen gesehen hat. Einige von den Eisstücken sehen so flach aus, als wären sie auf dem Meere selbst gefroren; sie sind bald vier, bald fünf Ellen dick und liegen so weit ins Meer hinaus, daß man oft vier oder mehrere Tagereisen auf dem Eise machen muß, um ans Land zu kommen.

»Aber diese Eismassen liegen mehr nordöstlich oder nördlich vom Lande als südlich und südwestlich oder westlich ...

»...Diese Eismassen sind von seltsamer Natur. Sie liegen zuweilen so still wie möglich, mit abgesonderten Waken oder großen Fjorden; aber mitunter ist ihre Fahrt so stark und reißend, daß sie nicht langsamer gehen als ein Schiff, welches günstigen Wind hat, und sie treiben ebenso oft gegen den Wind als mit demselben.«

Es ist dies eine Auffassung, die noch merkwürdiger wird, wenn man sie im Lichte der naiven Vorstellungen betrachtet, die die übrige Welt zu jener Zeit über fremde Erdstriche hegte.

Dann siechte unser Volk dahin, und es vergingen Hunderte von Jahren, ehe die Fahrten nach den nördlichen Gewässern wieder aufgenommen wurden. Diesmal waren es andere Nationen, besonders die Holländer und Engländer, die vorangingen. Aber die nüchternen Anschauungen der alten Norweger waren verloren gegangen. An ihrer Stelle treffen wir unaufhörlich Beispiele der dem Menschen eigentümlichen Neigung zu phantastischen Ideen. Besonders im nördlichen Europa hat diese Lust einen weiten Spielraum gefunden. Da die vernichtende Kälte sich nicht vorfand, schlug die Theorie ins Gegenteil um, und sonderbar sind die falschen Vorstellungen, welche sich selbst bis auf unsere Tage erhalten haben. Es ist die alte Geschichte, daß die natürlichste Erklärung der Phänomene die am meisten gefürchtete ist; gibt es keinen Mittelweg, dann lieber die wildesten Hypothesen. Nur auf diese Weise konnte der Glaube an ein offenes Polarmeer entstehen und sich halten, obschon man überall auf Eis stieß – es mußte sich ja *hinter* dem Eise befinden.

So konnte der Glaube an eine eisfreie Nordost- und Nordwestpassage zu den Reichthümern Kathais (Chinas) und Indiens, nachdem derselbe zuerst am Ende des 15. Jahrhunderts entstanden war, trotz Niederlage auf Niederlage immer wieder auftauchen. Da das Eis in südlichen Breiten den Weg versperrte, mußte dieser weiter nach Norden liegen; endlich suchte man die Durchfahrt über den Pol selbst.

So wild diese Theorien auch waren, so haben sie doch zum Besten der Menschheit gewirkt, denn unsere Kenntniß der Erde wurde dadurch in hohem Grade erweitert. Man ersieht daraus, daß keine Arbeit im Dienste der Forschung nutzlos ist, selbst dann nicht, wenn sie von falschen Vorstellungen ausgeht. Diesen Chimären hat es wol auch England zum nicht geringen Theil von Anfang an zu verdanken, daß es die mächtigste seefahrende Nation der Erde geworden.

Auf manche Weise und auf vielen Wegen hat die Menschheit versucht, in dieses Reich des Todes einzudringen. Anfangs geschah es nur zu *Wasser*. Die Schiffe waren damals noch besonders ungeeignet, den Kampf mit dem Eise aufzunehmen, und man ließ sich daher ungern auf ihn ein. Die Fahrzeuge der alten Norweger, deren Planken aus Tannen- und Fichtenholz dachförmig

übereinandergriffen, waren nicht zweckmäßiger als die kleinen plumpen Karavellen der ersten englischen und holländischen Polarfahrer. Nach und nach lernte man jedoch, die Fahrzeuge den Verhältnissen besser anzupassen, und immer kühner steuerte man sie zwischen die gefürchteten Eisschollen hinein.

Inzwischen war von den uncultivirten Polarvölkern, sowol von jenen, welche in den sibirischen Tundren wohnen, als auch von den amerikanischen Eskimos, lange bevor die Polarfahrten begannen, ein anderes, sichereres Mittel, diese Gegenden zu bereisen, entdeckt worden: der in der Regel von Hunden gezogene *Schlitten*.

Dieses vorzügliche Beförderungsmittel wurde der Polarforschung zuerst in Sibirien dienstbar gemacht. Schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert machten dort die Russen Schlittenfahrten von größter Ausdehnung und nahmen Karten der sibirischen Küste von der Grenze Europas bis zur Bering-Straße auf. Ja, sie reisten nicht nur an den Küsten entlang, sondern gingen über das Treibeis bis zu den Neusibirischen Inseln, sogar noch nördlich davon, und schwerlich haben Reisende irgendwo so viele Leiden ausgestanden und so viel Ausdauer bewiesen.

Auch in Amerika wurde der Schlitten frühzeitig von den Engländern zur Erforschung der Küsten des Eismeeres angewandt. Bald war es die Schlittenform der Indianer (Toboggan), bald die der Eskimos, die sie benutzten. Ihre höchste Entwicklung fanden die Schlittenreisen der Engländer unter M'Clintock's tüchtiger Leitung.

Während die Russen meistens mit vielen Hunden und nur einigen wenigen Männern im Gefolge gefahren waren, brauchten die Engländer auf ihren Reisen gewöhnlich weit mehr Leute, und die Schlitten wurden entweder sämmtlich oder theilweise von Männern gezogen. Einige Reisende, wie M'Clintock, benutzten aber auch viele Hunde. Während der energischsten Versuche, die je gemacht worden sind, um hohe Breitengrade zu erreichen, auf Markham's denkwürdigem Marsche gegen Norden vom Winterhafen der »Alert« aus, mußten 33 Mann selbst ziehen, obschon sie nicht wenig Hunde an Bord hatten; es sieht fast so aus, als ob die Hunde als Zugthiere bei ihnen nicht sonderlich im Ansehen gestanden hätten.

Der Amerikaner Peary hat dagegen auf dem grönländischen Inlandeis eine ganz andere Reismethode in Aufnahme gebracht, indem er so wenig Leute und so viele Hunde wie möglich verwandte.

Die große Bedeutung der Hunde für Schlittenreisen war mir schon vor meiner Grönlandfahrt klar, und wenn ich sie dort nicht benutzte, so geschah es einzig, weil ich keine brauchbaren Hunde aufreiben konnte.¹

Noch eine dritte Art zu reisen, die in den arktischen Gegenden angewandt wird, läßt sich nennen: mit *Boot* und *Schlitten* zusammen. Schon von den alten Norwegern heißt es in den Sagen und im »Königsspiegel«, daß sie in der Grönlandsee ihre Boote tagelang übers Eis ziehen mußten, um sich zu bergen und Land zu erreichen. Der erste, der diese Art des Vorwärtskommens im Dienste der Forschung benutzte, war Parry, der bei seinem berühmten Versuche, den Pol zu erreichen, im Jahre 1827 sein Schiff verließ und über das Treibeis nach Norden vordrang mit Booten, die er auf Schlitten zog. Er gelangte auch bis 82°+45', zur höchsten Breite, die bis dahin erreicht worden; aber hier trieb der Strom ihn schneller südwärts, als er gegen denselben vorwärts kommen konnte, und er mußte umkehren. Später ist diese Reismethode nicht sonderlich benutzt worden, um gegen den Pol vorzudringen. Doch ist zu erwähnen, daß auch Markham auf seiner Schlittenfahrt ein Boot mit sich führte.

Mehrere Expeditionen haben nothgedrungen auf diese Weise weite Strecken über das Treibeis zurückgelegt, um zurückzukehren, nachdem sie ihr Schiff verlassen oder verloren hatten. Besonders hervorzuheben ist die österreichisch-ungarische Tegetthoff-Expedition nach Franz-Joseph-Land und die unglückliche amerikanische Jeannette-Expedition.

Wenige scheinen daran gedacht zu haben, dem Winke zu folgen, den die Eskimos gaben: auf deren Weise zu leben und an Stelle der schweren Boote leichte, von Hunden gezogene *Kajaks* mit sich zu führen. *Es ist nie ein Versuch damit gemacht worden.*

Die *Wege*, auf denen diese Beförderungsweisen versucht wurden, waren im wesentlichen: der Smith-Sund, das Meer zwischen Grönland und Spitzbergen, jenes bei Franz-Joseph-Land und die Bering-Straße.

Der Weg, auf welchem der Pol in spätern Zeiten den meisten Angriffen ausgesetzt gewesen ist, ist der *Smith-Sund*, und der Grund hierzu war wol besonders der, daß amerikanische Reisende etwas übereilt behauptet hatten, dort das offene Polarmeer gefunden zu haben, das sich unbegrenzt nach Norden ausdehnen sollte. Alle Expeditionen wurden jedoch von schweren Eismassen aufgehalten, die südwärts trieben und gegen die Küsten gepreßt wurden. Die wichtigste Expedition auf diesem Wege war die englische, welche 1875-76 unter Nares' Leitung stand und mit großen Geldopfern ausgerüstet worden war. Nares' Begleiter, Commander Markham, gelangte bis zur höchsten Breite, die bis dahin erreicht worden, nämlich $83^{\circ}+20'$, aber es kostete große Anstrengungen und Entbehrungen, und Nares glaubte, für alle Zeiten die Unmöglichkeit, den Nordpol auf diesem Wege zu erreichen, nachgewiesen zu haben.

Während des Aufenthalts der Expedition Greely's 1881-84 in derselben Gegend gelangte Lockwood ein paar Minuten höher, bis $83^{\circ}+24'$, welches der nördlichste Punkt auf unserer Erdkugel war, den ein menschlicher Fuß betreten hatte vor der Expedition, über welche dieses Werk handelt.

Im Meere zwischen *Grönland und Spitzbergen* sind verschiedene Versuche gemacht worden, in die Geheimnisse der eisigen Regionen einzudringen. Längs der Ostküste Grönlands versuchte schon Henry Hudson im Jahre 1607 den Pol zu erreichen, wo er ein offenes Becken und den Weg nach der Südsee zu finden hoffte. Er wurde indessen schon unter $73^{\circ}+$ nördl. Br. am weitem Vordringen verhindert, an einem Punkte der Küste, den er »Hold with Hope« nannte. Die deutsche Expedition unter Koldewey (1869–70), welche dasselbe Gewässer besuchte, gelangte mit Hülfe von Schlitten bis $77^{\circ}+$ nördl. Br. Wegen der großen Eismassen, die der Polarstrom längs dieser Küste nach Süden treibt, ist hier gewiß eine der ungünstigsten Gegenden für eine Seefahrt nordwärts. Besser ist es bei Spitzbergen, wohin schon Hudson zu kommen versuchte, als er bei Grönland am Vordringen verhindert wurde, und woselbst er $80^{\circ}+23'+$ nördl. Br. erreichte. Wegen des warmen Stromes, der an der Westküste Spitzbergens nach Norden geht, bleibt die See eisfrei; es ist dies sicher die Stelle, wo man am besten und leichtesten hohe Breiten in eisfreiem Fahrwasser erreichen kann. Nördlich von Spitzbergen machte deshalb auch Edward Parry den schon erwähnten Versuch im Jahre 1827.

Weiter nach Osten sind die Eisverhältnisse weniger günstig, und wenige Polarexpeditionen haben daher ihren Weg durch diese Gegenden genommen. Die österreichisch-ungarische Expedition unter Weyprecht und Payer 1872-74 hatte sich ursprünglich als Ziel gesetzt, die Nordost-Passage zu suchen, wurde aber schon bei ihrer ersten Begegnung mit dem Eise an der Nordspitze von Nowaja Semlja festgesetzt, trieb nordwärts und entdeckte *Franz-Joseph-Land*, wo Payer versuchte, mit Schlitten nach Norden vorzudringen und $82^{\circ}+5'$ nördl. Br. erreichte, auf einer Insel, die er Kronprinz-Rudolf-Land nannte. Nördlich davon glaubte er eine ausgedehnte

Landmasse zu sehen, die er auf ungefähr 83° verlegte und Petermann-Land nannte.

Später, 1880 und 1881-82, ist Franz-Joseph-Land zweimal vom Engländer Leigh-Smith besucht worden, und dort hält sich augenblicklich auch die englische Jackson-Harmsworth'sche Expedition auf.

Die dänische Expedition unter Hovgaard im Jahre 1883 hatte den Plan, bis zum Nordpol vorzudringen vom Cap Tscheljuskin aus längs der Ostküste einer ausgedehnten Landmasse, die nach Hovgaard's Ansicht östlich von Franz-Joseph-Land liegen sollte. Im Karischen Meer blieb er jedoch im Eise stecken, überwinterte dort und kehrte das Jahr darauf nach Hause zurück.

Durch die *Bering-Straße* sind nur wenige Versuche gemacht worden. Der erste derselben war Cook's Expedition im Jahre 1776, der letzte die Jeannette-Expedition in den Jahren 1879-81, geführt von De Long, Lieutenant in der amerikanischen Marine. Kaum sind Polarfahrer in südlicheren Breiten so hoffnungslos durch Eis am Vordringen verhindert worden. Dennoch hat gerade die letztgenannte Expedition für meine Fahrt die größte Bedeutung gehabt. Wie De Long selbst in einem Briefe an Gordon Bennett, den Mäcen der Expedition, sagt, habe man unter drei Routen zu wählen, dem Smith- Sund, der Ostküste von Grönland und der Bering-Straße; aber er baute am meisten auf letztere, die denn auch schließlich gewählt wurde. Der Hauptgrund war der Japanische Strom, der, wie man vermuthete, nach Norden durch die Bering-Straße ging und weiter längs der Ostküste von Wrangel-Land, welches sich, wie man annahm, weit nach Norden ausdehnte. Man behauptete, daß das warme Wasser dieses Stromes einen Weg längs der Küste bahnen würde, vielleicht direct bis zum Pol. Die Walfischfänger hatten die Erfahrung gemacht, daß sie jedesmal, wenn ihre Fahrzeuge hier im Eise festsaßen, nordwärts trieben; daraus mußte man schließen, daß der Strom im allgemeinen in dieser Richtung ging. »Dies würde Entdeckungsreisenden erlauben, hohe Breiten zu erreichen; aber aus demselben Grunde würde es die Schwierigkeiten, zurückzukommen, vermehren«, sagt De Long selbst, und auf eine traurige Weise sollte er die Wahrheit seiner Worte beweisen. Die »Jeannette« blieb am 6. September 1879 im Eise stecken, in 71° 35' nördl. Br. und 175° 6' östl. L., südlich von Wrangel-Land – das, wie sich inzwischen zeigte, nur eine kleine Insel war – und trieb zwei Jahre lang mit dem Eise nach Westnordwest, bis sie am 12. Juni 1881 nördlich von den Neusibirischen Inseln in 77° 15' nördl. Br. und 154° 59' östl. L. sank.

Überall hat also das Eis die Menschen an ihrem Vordringen nach Norden verhindert. Nur in zwei Fällen wurden die Schiffe, als sie im Eise stecken geblieben waren, in nördlicher Richtung weitergetrieben. Dies geschah mit »Tegetthoff« und »Jeannette«, während die meisten übrigen von südlich treibenden Eismassen weiter von ihrem Ziel abgedrängt worden waren.

Beim Studium der Geschichte der arktischen Forschung wurde es mir frühzeitig klar, daß es schwierig sein würde, auf den bisher versuchten Routen und in der bisher versuchten Weise den innern, unbekanntem Eisregionen ihre Geheimnisse zu entreißen. *Aber wo lag der Weg?*

Es war im Herbst 1884, als ich zufällig im norwegischen »Morgenbladet« einen Artikel von Professor Mohn las, der davon handelte, daß an der Südwestküste Grönlands einige Gegenstände gefunden worden seien, die von der »Jeannette« stammen mußten. Mohn nahm an, daß sie auf einer Eisscholle quer übers Polarmeer getrieben sein mußten. Es wurde mir sofort klar, daß hier der Weg gegeben sei! Konnte eine Eisscholle quer durch das Unbekannte treiben, so mußte sich diese »Drift« auch im Dienste der Forschung anwenden lassen können – und der Plan war gefaßt. Es vergingen jedoch mehrere Jahre, bis ich endlich im Februar 1890, nach meiner Rückkehr von der Grönlandfahrt, denselben der Geographischen Gesellschaft zu Christiania in einem Vortrage

darlegte. Da dieser Vortrag für die Geschichte der gegenwärtigen Expedition entscheidende Bedeutung hat, will ich die wesentlichsten Punkte desselben hier wiedergeben, wie solche im Märzheft 1891 der norwegischen »Naturen« abgedruckt sind.

Nachdem ich in Kürze die verschiedenen frühern Polarfahrten besprochen hatte, sagte ich:

»Das Resultat der vielen Versuche muß nach dem, was hier mitgeteilt worden, etwas trostlos erscheinen. Es scheint aus ihnen deutlich hervorzugehen, daß es auf keinem Wege möglich ist, nach dem Pol zu segeln; überall ist das Eis ein unüberwindliches Hinderniß gewesen, welches das Vordringen an der Schwelle zu den unbekanntenen Regionen aufgehalten hat.

»Boote zu ziehen über dieses unebene Treibeis, das außerdem unter dem Einflusse von Strom und Wind in beständiger Bewegung ist, ist eine ebenso große Schwierigkeit. Das Eis legt dem Vordringen solche Hindernisse in den Weg, daß ein jeder, der es versucht hat, sicherlich nicht daran zweifeln wird, daß es auf diese Weise so ziemlich eine Unmöglichkeit ist, mit der Ausrüstung und dem Proviant, die zu einem solchen Unternehmen erforderlich sein würden, vorwärts zu kommen.«

Eine sicherere Route wäre es gewesen, meinte ich, wenn man über Land hätte vorwärts kommen können. In solchem Falle würden wir den Pol »mit norwegischen Skiläufern (Schneeschuhläufern) in einem Sommer« erreicht haben können. Aber ein solches Land kennen wir nicht.

Grönland erstreckt sich meiner Ansicht nach nicht viel weiter als der nördlichste bekannte Punkt an dessen Westküste. »Daß Franz- Joseph-Land bis zum Pol reichen sollte, ist nicht sehr wahrscheinlich; soviel wir wissen können, bildet es eine Inselgruppe, deren verschiedene Inseln tiefe Sunde trennen, und es ist nicht anzunehmen, daß sich dort größeres zusammenhängendes Land findet.

»Viele meinen möglicherweise, daß man mit der Untersuchung von so schwierigen Gegenden, wie die Polarregionen sind, warten sollte, bis man im Stande sein wird, sich neue Transportmittel zu schaffen. Ich habe andeuten hören, daß man eines schönen Tages im *Luftballon* nach dem Pol reisen werde, und da sei es nutzlose Arbeit, zu versuchen, dorthin zu gelangen, bevor dieser Tag kommt.

Man braucht kaum nachzuweisen, daß dies ein unhaltbares Raisonement ist. Selbst wenn es sich denken läßt, daß man über kurz oder lang diese häufig ausgesprochene Idee, im Luftschiffe nach dem Pol zu fahren, realisiren könnte, so würde doch eine solche Fahrt, so interessant dieselbe in gewissen Beziehungen auch sein dürfte, bei weitem nicht die wissenschaftliche Ausbeute liefern können wie Expeditionen, die in der hier angedeuteten Weise ausgeführt würden. Größere wissenschaftliche Ausbeute nach verschiedenen Richtungen kann nur durch fortwährende Beobachtungen während eines längern Aufenthalts in diesen Gegenden gewonnen werden, während Beobachtungen auf einer Ballonexpedition unvermeidlich flüchtiger Natur sein müssen.

»Wir müssen also versuchen, ob es nicht andere Wege gibt, und ich glaube, daß dies der Fall ist. *Ich glaube, daß, wenn wir auf die sich in der Natur selbst vorfindenden Kräfte Acht geben und versuchen, mit denselben und nicht gegen sie zu arbeiten, wir den sichersten und leichtesten Weg zum Pole finden werden.* Es nützt nichts, *gegen* den Strom zu arbeiten, wie die vorhergehenden Expeditionen es gemacht; wir müssen sehen, ob sich nicht ein Strom findet, *mit* dem wir arbeiten können. Die Jeannette-Expedition ist meiner Meinung nach die einzige, die auf dem richtigen Wege gewesen ist, obschon wider Wissen und Willen.

»Die ›Jeannette‹ trieb zwei Jahre lang im Eise von der Wrangel-Insel bis zu den Neusibirischen

Inseln. Drei Jahre nach dem nördlich der letztern erfolgten Untergange des Schiffes wurden *jenseits* des Pols, auf dem Treibeise in der Nähe von Julianehaab an der Südwestküste Grönlands, einige Gegenstände gefunden, die nach untrüglichen Kennzeichen von dem gesunkenen Fahrzeuge stammen und im Eise eingefroren gewesen sein müssen.

»Unter diesen vielen Gegenständen, die von Eskimos gefunden, später aber von Coloniedirector Lytzen in Julianehaab gesammelt wurden und über die derselbe ein Verzeichnis in der dänischen Geographischen Zeitschrift (1885) gegeben hat, sind besonders folgende zu nennen: 1) Eine Proviantliste mit De Long's, des Chefs der ›Jeannette‹, eigenhändiger Unterschrift; 2) ein geschriebenes Verzeichniß der Boote der ›Jeannette‹; 3) ein Paar wasserdichte Hosen, gezeichnet mit ›Louis Noros‹, dem Namen eines Matrosen der ›Jeannette‹, der gerettet wurde; 4) ein Mützenschirm, worauf nach Lytzen's Angabe F. C. Lindemann geschrieben steht. Der Name eines der von der Mannschaft der ›Jeannette‹ Geretteten war F. C. Nindemann. Hier liegt möglicherweise ein Druckfehler oder ein Irrthum seitens Lytzen's vor.

»Man verhielt sich in Amerika sehr skeptisch, als es bekannt wurde, daß diese Gegenstände gefunden worden, und es wurden in amerikanischen Zeitungen sogar Zweifel an ihrer Echtheit erhoben. Die hier mitgetheilten Thatsachen können jedoch kaum lügen, und es muß daher als festgestellt angesehen werden, *daß eine Eisscholle mit Gegenständen von der ›Jeannette‹ von der Stelle, wo diese sank, nach Julianehaab getrieben ist.*

»Auf welchem Wege ist nun diese Eisscholle nach der Westküste Grönlands gekommen?

»Professor Mohn hat bereits im November 1884 nachgewiesen, daß sie auf keinem andern Wege als über den Pol gekommen sein kann. ²

»Durch den Smith-Sund kann die Scholle unmöglich gekommen sein, da der Strom von dort aus an der Westseite der Baffin-Bai entlang geht; in diesem Falle würde sie nach dem Baffin-Land oder nach Labrador und nicht nach der Westküste Grönlands geführt worden sein. Der Strom geht an dieser Küste in nördlicher Richtung und ist eine Fortsetzung des grönländischen Polarstroms, der längs der Ostküste von Grönland herabkommt, um Cap Farewell herum biegt und an der Westküste entlang aufwärts geht. Nur mit diesem Strome kann die Eisscholle gekommen sein.

»Aber die Frage ist nun: *welchen Weg hat sie eingeschlagen*, um von den Neusibirischen Inseln nach der Ostküste von Grönland zu gelangen?

»Es ließe sich denken, daß sie die Nordküste Sibiriens entlang südlich um Franz-Joseph-Land, aufwärts durch den Sund zwischen diesem und Spitzbergen oder sogar südlich um dieses Land getrieben worden und darauf in den Polarstrom gekommen ist, der an Grönland abwärts führt. Betrachtet man jedoch die Strömungsverhältnisse dieser Gegenden, soweit man sie jetzt kennt, so wird man finden, daß dies höchst unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich ist.«

Nachdem ich nachgewiesen, wie solches aus der Drift des »Tegetthoff« und den übrigen Verhältnissen hervorgehe, fuhr ich fort:

»Die Entfernung von den Neusibirischen Inseln bis zur Ostküste Grönlands unter dem 80. Breitengrad beträgt 1360 Seemeilen, die Entfernung von der letztgenannten Stelle bis Julianehaab 1540 Seemeilen; zusammen ein Abstand von 2900 Seemeilen. Dieser Weg wurde in 1100 Tagen zurückgelegt, was eine tägliche Fahrt von 2,6 Seemeilen ergibt. Die Zeit, welche die gefundenen Ueberreste gebraucht haben, um Julianehaab zu erreichen, nachdem sie bis zum 80. Breitengrad gekommen, läßt sich leicht berechnen, da der Strom an der Ostküste Grönlands wohlbekannt ist. Nach dem, was man darüber weiß, muß angenommen werden, daß die Ueberreste wenigstens 400

Tage nöthig gehabt haben, um ihren Weg zurückzulegen; es bleiben dann etwa 700 Tage als längste Zeit, die das Treibgut von den Neusibirischen Inseln bis zum 80. Breitengrad gebraucht haben kann. Nimmt man an, daß die Gegenstände den kürzesten Weg gegangen sind, d.+h. über den Pol, so ergibt dies eine tägliche Geschwindigkeit von etwa 2 Seemeilen. Läßt man aber den Weg südlich um Franz-Joseph-Land und südlich von Spitzbergen gelten, so muß das Treibgut mit weit größerer Geschwindigkeit getrieben sein. Zwei Seemeilen im Tag würde jedoch merkwürdigerweise mit der Stromgeschwindigkeit übereinstimmen, welche die ›Jeannette‹ am Schlusse ihrer Reise – vom 1. Jan. bis 12. Juni 1881 – hatte. In dieser Zeit trieb sie nämlich mit einer durchschnittlichen täglichen Geschwindigkeit von über 2 Seemeilen. Die Durchschnittsgeschwindigkeit während der ganzen Driftdauer der ›Jeannette‹ ist dagegen nur 1 Seemeile täglich.

» *Aber gibt es denn keine andern Beweise* dafür, daß ein Strom über den Nordpol geht, vom Bering-See auf der einen nach dem Atlantischen Ocean auf der andern Seite? – Doch!

»Dr. Rink hat bei Godthaab von einem Grönländer ein merkwürdiges Holzstück erhalten; es wurde unter Treibholz an der Küste gefunden. Es ist ein *Wurfholz*, wie solches die Eskimos benutzen, um damit ihre Vogelpfeile zu entsenden, ist aber ganz verschieden von den Wurfhölzern, die von den Eskimos an der Westküste Grönlands angewandt werden. Dr. Rink nahm daher an, daß es möglicherweise von Eskimos an der Ostküste Grönlands herrühre.

»Bei spätern Untersuchungen ³ zeigte es sich indessen, daß es von der Küste von Alaska, aus der Nähe der Bering-Straße stammen müsse, da dies die einzige Stelle ist, wo Wurfhölzer von ähnlicher Form benutzt werden. Ja, es sind sogar chinesische Glasperlen in dasselbe eingefügt, genau dieselben, wie sie der Alaska-Eskimo von den asiatischen Völkern erhandelt, um seine Wurfhölzer damit zu schmücken.

»Es scheint somit, daß wir mit Sicherheit behaupten dürfen, daß dieses Stück Holz von der Westküste von Alaska nach Grönland hinüber getrieben worden ist, von einem Strome, den wir in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht kennen, der aber vermuthlich dem Nordpol sehr nahe oder irgendwo zwischen diesem und Franz-Joseph-Land fließt.

»Es finden sich jedoch noch mehr Beweise dafür, daß ein solcher Strom existirt. In Grönland wachsen bekanntlich keine Bäume, die zur Herstellung von Booten, Schlitten und andern Gerätschaften gebraucht werden können. Das Treibholz, welches mit dem Polarstrom an der Ostküste Grönlands heruntersinkt und der Westküste entlang nordwärts schwimmt, ist daher für den grönländischen Eskimo eine Lebensbedingung. Aber woher kommt dieses Treibholz?

»Hier werden wir wiederum auf die Länder jenseits des Pols hingelenkt. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, große Massen von Treibholz sowol an der Westküste als auch an der Ostküste von Grönland zu untersuchen; ich habe auch Stücke davon im Meere, fern von den Küsten treibend gefunden. Und wie frühere Reisende bin auch ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß der größte Theil davon nur aus Sibirien gekommen sein kann, ein kleinerer Theil möglicherweise auch aus Amerika; denn man findet darunter die Kiefer, die sibirische Lärche und auch nordische Baumarten, die schwerlich anderswoher gekommen sein können. Interessant sind in dieser Beziehung die Funde, die an der Ostküste Grönlands von der Zweiten Deutschen Nordpolarfahrt ⁴ gemacht wurden. Von fünfundzwanzig Stücken Treibholz gehörten siebzehn der sibirischen Lärche an, fünf einer nordischen Kieferart (wahrscheinlich *Picea obovata*), zwei einer Erlenart (*Alnus incana*?) und eines einer Pappelart (*Populus tremula*?), welche Holzarten alle in Sibirien vorkommen.

»Als Ergänzung dieser Beobachtungen aus Grönland kann erwähnt werden, daß die

Jeannette-Expedition im Norden der Neusibirischen Inseln in dem stark nordwärts gehenden Strome häufig sibirisches Treibholz (Kiefer und Birke) zwischen den Eisschollen fand.

»Zum Glück für die Eskimos kommen jährlich so große Massen solchen Treibholzes nach den Küsten von Grönland, daß man meiner Meinung nach zu der Annahme gezwungen ist, daß sie von einem constanten Strom dorthin getrieben werden, um so mehr, als sie durchgehends den Eindruck machen, als hätten sie in der See gelegen, jedenfalls aber nicht, ohne im Eise eingefroren gewesen zu sein ...

»Daß dieses Treibholz südlich um Franz-Joseph-Land und um Spitzbergen getrieben wird, ist ebensowenig anzunehmen, wie daß die Eisscholle mit den Gegenständen von der ›Jeannette‹ diesen Weg gemacht haben sollte. Als Beweis dagegen läßt sich außerdem anführen, daß sibirisches Treibholz *nördlich* von Spitzbergen gefunden worden ist, in dem stark südwärts gerichteten Strome, gegen welchen Parry vergebens kämpfte.

»Man sieht also, daß wir auch aus diesem Grunde zu der Annahme gezwungen werden, daß ein Strom über den Pol oder nahe au demselben vorbei geht.

»In Verbindung damit läßt sich als besonders interessant noch erwähnen, daß der deutsche Botaniker Grisebach es als wahrscheinlich nachgewiesen hat, daß die grönländische Flora eine Reihe von sibirischen Formen umfaßt, die schwerlich auf anderm Wege als mit Hülfe eines solchen Stromes eingewandert sein können; der Same muß von dem Strome dorthin geführt sein.

»Auf dem Treibeise in der Dänemark-Straße (zwischen Island und Grönland) habe ich Beobachtungen gemacht, die möglicherweise darauf hindeuten, daß auch dieses Eis von Anfang an sibirischen Ursprungs ist. Ich habe darauf nämlich Mengen von Schlamm gefunden, der dem Anscheine nach aus sibirischen, vielleicht auch nordamerikanischen Flüssen stammt. Es läßt sich jedoch auch annehmen, daß er von Gletscherbächen herrührt, die im nördlichen Grönland oder in andern unbekanntem Polarländern unter dem Eise hervorkommen, und dieser Beweis ist daher weniger entscheidend als diejenigen, die ich früher angeführt habe.

»Fassen wir alles zusammen, so scheint sich daraus mit Notwendigkeit die Schlußfolgerung zu ergeben, *daß irgendwo zwischen dem Pol und Franz-Joseph-Land ein Strom vom Sibirischen Eismeer nach der grönländischen Ostküste geht.*

»Daß dies der Fall sein muß, können wir uns auch auf anderm Wege klar machen. Betrachten wir nämlich den Polarstrom – den breiten Strom, der von den unbekanntem Polargegenden zwischen Spitzbergen und Grönland herabkommt – und bedenken wir, welche ungeheueren Wassermassen er mit sich führt, so muß es einleuchten, daß diese nicht aus einem begrenzten kleinen Becken kommen können, sondern daß sie sich nothwendigerweise von weither sammeln müssen, um so mehr, als das Polarmeer, soweit wir es kennen, im Norden der Küsten von Europa, Asien und Amerika ausfallend seicht ist. Der Polarstrom erhält freilich Zuwachs von dem Arme des Golfstroms, der an der Westküste von Spitzbergen hinaufdringt; aber dieser kleine Strom ist doch bei weitem nicht hinreichend; die Hauptmasse seines Wasservorraths holt der Polarstrom vielmehr weiter aus Norden.

»Es ist wahrscheinlich, daß der Polarstrom seine Arme bis nach den Küsten Sibiriens und zur Bering-Straße ausstreckt, daß er gleichsam das Wasser von dort an sich saugt. Das Wasser, welches er aufnimmt, wird dann zum Theil von dem früher erwähnten warmen Strome geliefert, der durch die Bering-Straße dringt, sowie durch den Zweig des Golfstroms, der nördlich von Norwegen östlich nach Nowaja Semlja abbiegt, und wovon sicher ein großer Theil den Weg auf der Nordseite dieser Insel ins Sibirische Eismeer fortsetzt. Daß ein aus Süden kommender Strom

diese Richtung, mindestens theilweise, sucht, ist schon aus dem Grunde als wahrscheinlich anzunehmen, weil bekanntlich infolge der Umdrehung der Erde auf der nördlichen Halbkugel ein nach Norden fließender Strom, er bestehe aus Luft oder Wasser, in östlicher Richtung abgelenkt wird; aus dem gleichen Grunde muß auch ein nach Süden gerichteter Strom, wie der Polarstrom, nach Westen an die Ostküste Grönlands gedrängt werden.

»Aber selbst wenn diese Ströme, die in das polare Becken fließen, nicht existirten, glaube ich, daß so viel anderes Wasser in dasselbe strömt, daß sich trotzdem ein Polarstrom bilden müßte. Es sind zunächst die ins Eismeer mündenden nordeuropäischen, sibirischen und nordamerikanischen Flüsse, welche dieses Wasser bringen. Das Niederschlagsgebiet dieser Flüsse ist ganz bedeutend, nämlich: ein großer Theil von Nordeuropa, beinahe das ganze nördliche Asien oder Sibirien bis zum Altai-Gebirge und dem Baikal-See, sowie der größte Theil von Alaska und British-Nordamerika. Dies macht zusammen einen nicht geringen Theil der Erdoberfläche aus, und die Niederschläge dieser Länder ergeben eine außerordentlich große Summe. Daß das Eismeer selbst einen bedeutenden Beitrag zu diesen Niederschlägen liefern sollte, ist nicht denkbar; denn einerseits ist es zum großen Theil mit Treibeis bedeckt, dessen Verdampfung nur gering ist, andererseits verhindert auch die verhältnißmäßig niedrige Temperatur dieser Gegenden eine bedeutendere Verdampfung von der offenen Wasserfläche. Das Wasser dieser Niederschläge muß also zu ganz wesentlichem Theil anderswoher kommen, vornehmlich aus dem Atlantischen und dem Stillen Ocean, und der Zuwachs an Wassermenge, den das Eismeer dadurch erhält, muß sehr ansehnlich sein. Besäße man eine genügende Kenntniß der Regenmengen an den verschiedenen Stellen, so müßte der Zuwachs sich sogar direct berechnen lassen.⁵ Noch größere Bedeutung hat derselbe aus dem Grunde, weil das Polarbecken verhältnißmäßig klein und, wie schon bemerkt, sehr seicht ist; die größten bekannten Tiefen betragen ungefähr 120-150 Meter.

»Aber es existirt noch ein anderer Factor, der dazu beitragen muß, die Wassermasse im Polarbecken zu vermehren: dessen eigene Niederschläge. Schon Weyprecht hat auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, daß die starke Zuströmuug von warmer, feuchter Luft aus Süden, die durch den in den Polargegenden regelmäßig niedrigen Luftdruck angesaugt wird, so viel Niederschläge abgeben muß, daß auch die Wassermassen des Polarmeeres dadurch wachsen müssen. Daß das Polarbecken starke Zufuhren von Süßwasser erhält, muß man auch direct aus dem geringen Salzgehalt des Wassers des Polarstromes schließen.

»Nach dem hier Vorgebrachten muß es also anscheinend als sicher angesehen werden, daß das Meer um den Pol herum eine nicht unbedeutende Zufuhr von Wasser, theils Süßwasser, wie eben angedeutet, theils Salzwasser, wie später erwähnt, durch mehrere Meeresströmungen erhält. Nach dem Gleichgewichtsgesetze schafft sich diese Wassermenge mit Nothwendigkeit einen Ablauf, wie solches durch den grönländischen Polarstrom geschieht.

»Lassen sich aber weitere Gründe finden, weshalb dieser Strom gerade in der angegebenen Richtung fließt?

»Betrachtet man die Tiefenverhältnisse, so findet man schon darin einen entscheidenden Grund dafür, daß die Hauptmündung des Stromes in dem Meere zwischen Spitzbergen und Grönland liegen muß. Dieses Meer ist, soweit wir es kennen, überall sehr tief, ja es existirt sogar eine Rinne von einer Tiefe bis zu 4500 Metern, während das Meer südlich von Spitzbergen und Franz-Joseph-Land auffallend seicht und nicht über 300 Meter tief ist. Durch die Bering-Straße geht, wie erwähnt, ein Strom nordwärts, und der Smith-Sund sowie die Sunde zwischen den Inseln nördlich von Amerika, wo der Strom allerdings südwärts gerichtet ist, sind allzu klein und eng, um bei Wassermassen wie die in Rede stehenden in Betracht zu kommen. Es bleibt also

nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß die Wassermassen auf demselben Wege, den der Polarstrom verfolgt, ihren Abfluß nehmen müssen. Als Merkwürdigkeit ist hier die Rinne zu erwähnen, welche die Jeannette-Expedition zwischen der Wrangel-Insel und den Neusibirischen Inseln fand. Sie erstreckte sich in nördlicher Richtung zum Theil mehr als 150 Meter tief, während sich beiderseits Tiefen von nur 80 – 100 Metern fanden. Unmöglich ist es wol nicht, daß diese Rinne mit derjenigen zwischen Spitzbergen und Grönland zusammenhängt; ⁶ dadurch wäre die Richtung des Hauptstromes wenn nicht gegeben, so doch beeinflußt.

»Betrachtet man *die Wind- und die Luftdruck-Verhältnisse* über dem Polarmeer, so scheint aus ihnen hervorzugehen, daß sie einen Strom über den Pol in der angedeuteten Richtung verursachen müssen. Vom Atlantischen Ocean, südlich von Spitzbergen und Franz-Joseph-Land, erstreckt sich ein Gürtel niedrigen Luftdrucks (Minimumgürtel) in das Sibirische Eismeer.

»Nach bekannten Gesetzen müssen auf der Südseite dieses Gürtels die Winde vorherrschend die Richtung von Westen nach Osten haben; dies muß eine östliche Strömung längs der Nordküste Sibiriens verursachen, die sich auch, wie man weiß, vorfindet. ⁷ Die Winde auf der Nordseite des Minimumgürtels müssen dagegen vorzugsweise in der Richtung von Osten nach Westen wehen und werden also eine westlich gerichtete Strömung hervorrufen, die über den Pol nach dem Grönländischen Meer geht, wie früher bewiesen.

»Man sieht also, daß, von welcher Seite man diese Frage auch betrachte, man ungeachtet der speciellen entscheidenden Gründe, die vorliegen, auch auf deductivem Wege zu dem Schlusse kommen muß, daß ein Strom über den Pol oder sehr nahe an demselben vorüber in das Meer zwischen Grönland und Spitzbergen geht.

»Mit Rücksicht auf das Angeführte scheint es mir, als müsse der Versuch naheliegen, in diesen Strom auf derjenigen Seite des Pols einzudringen, wo er nach Norden geht, und mit seiner Hülfe in jene Gegenden zu gelangen, welche alle diejenigen, die früher *gegen* den Strom arbeiteten, vergebens zu erreichen sich bemüht hatten.

*

»Mein Plan ist in Kürze folgender: Ich beabsichtige, ein Schiff bauen zu lassen, so klein und so stark wie möglich; dasselbe soll gerade groß genug sein, um Kohlenvorrath und Proviant für 12 Mann auf fünf Jahre fassen zu können. Ein Fahrzeug von ungefähr 170 Tonnen (brutto) wird vermuthlich hinreichen. Es soll eine Maschine haben so stark, daß es in der Stunde 6 Seemeilen zurücklegen kann, aber außerdem soll das Schiff auch volle Segeltakelung besitzen.

»Das Wichtigste bei diesem Fahrzeuge ist, daß es nach einem Princip gebaut wird, wonach es den Druck des Eises aushalten kann. Es muß so schräge Seiten erhalten, daß das Eis bei seinen Pressungen keinen festen Halt gewinnen kann, wie dies der Fall war mit der »Jeannette« und andern Fahrzeugen, die arktische Expeditionen an Bord hatten, sondern das Eis soll es statt dessen in die Höhe heben. Es wird kaum einer großen Veränderung in der Construction bedürfen. Trotz ihrer ganz ungeeigneten Form hielt die »Jeannette« dennoch beinahe zwei Jahre lang den Eispressungen stand. Daß man einem Schiffe mit Leichtigkeit eine Form, wie hier angedeutet, geben kann, darüber wird niemand im Zweifel sein, der ein Fahrzeug während einer Eispressung gesehen hat. Aus demselben Grunde muß das Schiff auch klein sein; denn abgesehen davon, daß mit einem solchen leichter zu manövriren ist, wird es während der Pressungen auch leichter gehoben, gleichwie es auch eher gelingt, dasselbe besonders stark zu machen. Es muß selbstverständlich aus ausgesuchtem Material gebaut werden. Ein Schiff von der erwähnten Form und Größe wird kein gutes und bequemes Seefahrzeug werden, aber das ist von geringerer Bedeutung in einem mit Eis angefüllten Fahrwasser, von dem hier die Rede ist. Freilich muß das

Schiff einen weiten Weg durch das offene Meer zurücklegen, ehe es so weit kommt. Aber so schlimm, daß man mit demselben überhaupt nicht vorwärts kommen könnte, wird es doch nicht werden, obschon seekranke Passagiere den Meeresgöttern ihren Tribut werden zollen müssen.

»Hat man erst ein solches Fahrzeug sowie eine Besatzung von 10, höchstens 12, kräftigen und im übrigen sorgfältig ausgesuchten Männern nebst einer auf fünf Jahre berechneten Ausrüstung, die in jeder Beziehung so gut ist, wie sie mit den Mitteln unserer Zeit beschafft werden kann, so glaube ich, daß das Unternehmen gesichert ist. Mit diesem Fahrzeuge versuchen wir durch die Bering-Straße und westwärts längs der Nordküste von Sibirien nach den Neusibirischen Inseln zu dringen, ⁸ so frühzeitig im Sommer, als die Eisverhältnisse es irgend gestatten.

»Bei den Neusibirischen Inseln angelangt, gilt es, die Zeit aufs beste zu benutzen, um die Strom- und Eisverhältnisse zu untersuchen, und dann den günstigsten Augenblick abzuwarten, der es erlaubt, in eisfreiem Fahrwasser am weitesten nordwärts zu gelangen. Dies kann nach den über die Eisverhältnisse nördlich von der Bering-Straße vorliegenden Berichten der amerikanischen Walfischfänger voraussichtlich im August oder Anfang September geschehen.

»Ist die rechte Zeit gekommen, so durchqueren wir das Eis nordwärts, soweit wir kommen. Daß wir auf diese Weise über die nördlichsten der Neusibirischen Inseln hinaus kommen können, darf man u.a. aus der Jeannette-Expedition schließen. Während die Expedition im Eise nördlich von der Bennett-Insel trieb, notirte De Long in seinem Tagebuch, daß sie dort »dunkeln Wasserhimmel« – das heißt einen Himmel, der den dunkeln Widerschein von offenem Wasser zeigt – auf allen Seiten um sich sahen. Es muß folglich, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, für ein starkes Eisfahrzeug durchzukommen möglich sein.

»Dann muß man bedenken, daß die ganze Expedition von der Bennett-Insel bis zur sibirischen Küste in Booten reiste, theilweise in offenem Wasser. An der Küste fand bekanntlich der größte Theil von ihnen ein trauriges Ende, Nordenskiöld ging nicht weiter nach Norden als bis zu der südlichsten der genannten Inseln (Ende August 1878), aber hier war das Fahrwasser überall offen.

»Es ist also Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß wir im Stande sein werden, bei den Neusibirischen Inseln nordwärts zu dringen, und sind wir einmal so weit, dann sind wir auch mitten in dem Strome, dem die »Jeannette« ausgesetzt war; es gilt dann nur, sich weiter nach Norden durchzuarbeiten, bis man im Eise festsetzt. ⁹

»Dann wählt man einen geeigneten Platz, vertäut das Fahrzeug gut und läßt das Eis sich um dasselbe herum aufthürmen so viel es mag – je mehr, desto besser; das Schiff wird dadurch nur gehoben werden und wird sicher und fest sitzen. Daß das Schiff sich unter der Eispressung auf die Seite legen sollte, ist bis zu einem gewissen Grade möglich, aber kaum von Bedeutung. Von jetzt an besorgt der Strom die Beförderung, während das Schiff nicht länger ein Transportmittel ist, sondern zum Quartier wird, in welchem man reichlich Zeit hat, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen.

»Auf diese Weise wird die Expedition nach dem, was ich früher nachgewiesen habe, wahrscheinlich über den Pol und weiter ins Meer zwischen Grönland und Spitzbergen treiben. Hier werden wir, wenn wir den 80. Breitengrad erreichen, oder sogar früher, wenn es Sommer ist, Aussicht haben, das Schiff frei zu machen, und werden dann nach Hause segeln können. Sollte das Schiff jedoch vor der Zeit zerstört werden – wozu ja die Möglichkeit vorhanden ist, obschon sie mir sehr gering erscheint, wenn das Schiff auf die vorher angedeutete Weise gebaut wird –, so wird die Expedition dennoch nicht mislungen sein, denn die Rückreise muß trotzdem mit dem Strom über den Pol bis zum nordatlantischen Becken gehen. Es ist Eis genug vorhanden, um

darauf zu treiben, und eine solche Fahrt haben wir früher schon versucht. Hätte die Jeannette-Expedition Proviant genug gehabt, und wäre sie auf der Eisscholle geblieben, auf der sie die später gefundenen Gegenstände zurückließ, der Ausgang der Expedition wäre sicherlich ein ganz anderer geworden, als er thatsächlich war!

»Das Fahrzeug kann bei einer Eispressung nicht so schnell sinken, daß nicht Zeit genug bliebe, um mit der ganzen Ausrüstung und dem Proviant auf eine starke Eisscholle überzusiedeln, die man schon im voraus für diesen Fall ausgewählt hat. Hier schlagen wir die Zelte auf, die wir zu dem Zweck mitgenommen haben. Um unsern Proviant und die übrige Ausrüstung uns zu erhalten, sammeln wir sie nicht an *einer* Stelle, sondern vertheilen sie übers Eis und legen sie auf Holzflöße, die wir aus Bretern und Balken gebaut haben. Hierdurch wird vermieden werden, daß etwas von der Ausrüstung sinkt, wenn die Scholle darunter brechen sollte. Denn infolge des Berstens einer Scholle verloren die Männer der »Hansa«, die über ein halbes Jahr lang an der Ostküste von Grönland entlang trieben, einen Theil ihrer Ausrüstung.

»Damit eine solche Fahrt gelinge, bedarf es nur zweier Dinge: *guter Kleider und vieler Nahrung*, und dafür können wir Sorge tragen. Wir werden uns somit auf unserer Eisscholle ebenso sicher fühlen wie auf unserm Fahrzeuge und ebenso gut zum Grönländischen Meer gelangen können. Dort angekommen, wird der Unterschied nur der sein, daß wir anstatt mit dem Schiffe in unsern Booten fahren müssen, die uns jedoch ebenso sicher bis zum nächsten Hafen bringen können.

»Ich glaube demnach, daß überwiegende Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, daß eine solche Fahrt gelingt.

»Manche werden jedoch gewiß einwenden: »In allen Strömungen befinden sich Gegen- und Nebenströme. Gesetzt den Fall, daß ihr in einen solchen hineingerathet oder vielleicht auf ein unbekanntes Land am Pol stoßt und dort festliegen bleibt, was wollt ihr dann machen?« Darauf kann ich nur antworten: Was den Gegenstrom betrifft, so müßten wir doch einmal aus demselben herauskommen, ebenso sicher, wie wir hineingerathen sind, und wir haben Proviant auf fünf Jahre! Und was die zweite Möglichkeit betrifft, so würde ein solches Ereignis; mit Freuden begrüßt werden; denn nicht leicht ließe sich ein Fleck unserer Erde von größerem wissenschaftlichem Interesse finden. Wir würden in dem neuentdeckten Lande so viele Beobachtungen als möglich sammeln. Sollten wir mit dem Schiffe nicht wieder in die Drift kommen und die Zeit verstreichen, so würde nichts anderes übrig bleiben, als dasselbe zu verlassen und zu versuchen, mit den Booten und der nothwendigen Ausrüstung in den nächsten Strom zu gelangen, um auf die vorher angedeutete Weise wieder in die Drift zu kommen.

*

»Wie lange wird nun eine solche Reise dauern können?

»Wie wir früher gesehen haben, können die von der Jeannette-Expedition herrührenden Sachen höchstens zwei Jahre gebraucht haben, um auf demselben Wege bis zum 80. Breitengrad hinab zu treiben; dort dürfen wir also mit einiger Sicherheit darauf rechnen, vom Eise los zu kommen. Dies würde einer täglichen Fahrt von ungefähr 2 Seemeilen entsprechen.

»Es ist daher keine unmögliche Annahme, wenn wir erwarten, im Laufe von *zwei Jahren* das Ziel zu erreichen; möglich ist es ja auch, daß das Schiff schon in höhern Breiten, als hier vorausgesetzt, los kommen kann. Der auf fünf Jahre berechnete Proviant muß daher reichlich genügen. »Aber ist die *Winterkälte* in diesen Gegenden nicht so groß, daß ein Aufenthalt dort unmöglich sein wird?

»Dies ist nicht wahrscheinlich, ja wir können sogar mit ziemlich großer Sicherheit sagen, daß es

am Pol selbst im Winter nicht so kalt ist wie z.B. im nördlichen Sibirien, das ja ein bewohntes Land ist, oder im nördlichen Theile der Westküste Grönlands, welcher gleichfalls bewohnt ist. Meteorologen haben ausgerechnet, daß die mittlere Temperatur am Pol im Januar ungefähr -36° C, unter Null sein wird, während sie z.B. in Jakutsk -42 C, in Werchojansk -48 C beträgt. Man muß bedenken, daß der Pol wahrscheinlich von Meer bedeckt ist, dessen Wärmeausstrahlung viel geringer ist als die so großer Landmassen, wie es die Ebenen Nordasiens sind. Die Gegend um den Pol hat somit aller Wahrscheinlichkeit nach ein oceanisches Klima mit verhältnismäßig milden Wintern, dafür aber kalte Sommer.

»Die Kälte in diesen Gegenden kann also kein directes Hinderniß sein. Eine Schwierigkeit, mit der viele der frühern Expeditionen zu kämpfen hatten und die auch hier nicht übersehen werden darf, ist indessen der *Skorbut*. Während eines längern Aufenthalts in einem so kalten Klima wird diese Krankheit sich unstreitig leicht einstellen, wenn man keine Gelegenheit hat, frischen Proviant zu bekommen. Ich glaube jedoch, daß mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die vielfachen, kräftigen Nahrungsmittel, die wir in unserer Zeit in Gestalt hermetisch verschlossener Conserven und dergleichen besitzen, sowie die uns zu Gebote stehende Kenntniß der dem Körper nöthigen Stoffe uns in den Stand setzen werden, die Gefahr des Skorbut fernzuhalten. Außerdem wird meiner Ansicht nach ein vollständiger Mangel an frischem Proviant in den Gewässern, die wir bereisen werden, nicht eintreten; wir können sicher darauf rechnen, Eisbären und Seehunde noch hoch im Norden, wenn nicht sogar beim Pol, zu finden. Noch ist zu erwähnen, daß das Meer gewiß Mengen von kleinen Thieren enthält, die uns im Nothfalle zur Nahrung dienen können.

»Man sieht, daß, welche Schwierigkeiten man auch als möglich aufstellt, diese doch nicht so groß sind, daß sie nicht durch sorgfältige Zusammenstellung der Ausrüstung, durch eine glückliche Wahl der Mitglieder und durch eine planmäßige Leitung der Expedition überwunden und dabei gute Resultate erzielt werden könnten. Wir werden ebenso sicher darauf rechnen dürfen, daß wir das offene Meer zwischen Grönland und Spitzbergen erreichen werden, wie daß wir in den ›Jeannette-Strom‹ bei den Neusibirischen Inseln gelangen können.

»Aber wenn nun dieser ›Jeannette-Strom‹ nicht gerade über den Pol führt, wenn er z.B. zwischen diesem und Franz-Joseph-Land hindurch geht, wie früher angedeutet, was thut die Expedition dann, um den Pol zu erreichen?

»Hier scheint in der That die Achillesferse des Planes zu stecken; denn wird das Fahrzeug in einer Entfernung von mehr als einem Grade (60 Seemeilen) am Pol vorbeigeführt, so kann es als höchst unklug oder unsicher erscheinen, das Schiff mitten im Strome zu verlassen, um mit Schlitten über rauhes, ebenfalls in der Drift befindliches Meereis einen so weiten Weg zurückzulegen... Hätte man auch den Pol erreicht, so würde es ganz unsicher sein, ob man das Schiff bei der Rückkehr wieder finden würde. Ich meine jedoch, daß dies von geringer Bedeutung ist; *wir sind nicht hinausgezogen, um den mathematischen Punkt, der das nördliche Ende der Erdachse bildet, zu suchen – denn diesen Punkt zu erreichen, hat an und für sich nur geringen Werth – sondern, um Untersuchungen in dem großen unbekanntem Theile der Erde, welcher den Pol umgibt, anzustellen*, und diese Untersuchungen werden nahezu die gleiche große wissenschaftliche Bedeutung haben, ob die Reise über den mathematischen Pol selbst führt oder ein Stück davon entfernt bleibt.«

In diesem Vortrage hatte ich die wichtigsten Daten, worauf mein Plan sich gründete, dargelegt. In den folgenden Jahren fuhr ich fort, die Verhältnisse in den nördlichen Meerestheilen zu studieren, und erhielt fortwährend neue Beweise dafür, daß meine Annahme einer Drift quer durch das

Polarmeer richtig sein müsse. In einem Vortrage, den ich am 28. September 1892 in der Geographischen Gesellschaft zu Christiania hielt, erwähnte ich einige derselben.¹⁰

Ich betonte, daß schon beim Betrachten der *Dicke* und *Mächtigkeit* des Treibeises auf beiden Seiten des Pols der Umstand auffallen müsse, daß das Eis auf der sibirischen Seite, nördlich von der sibirischen Küste, obgleich dieser Meerestheil zu den kältesten Strichen der Erde gehört, verhältnismäßig dünn ist (das Eis, in welchem die »Jeannette« trieb, war durchschnittlich nicht mehr als 2,2-3,1 Meter dick), während das auf der andern Seite aus dem Norden kommende Eis, im Meere zwischen Grönland und Spitzbergen, auffallend stark ist. Dies könnte meines Erachtens nur dadurch erklärt werden, daß das Eis beständig von der sibirischen Küste über das Polarbecken nach der Ostküste Grönlands und nach Spitzbergen treibt und während dieser Drift durch das unbekannte und kalte Meer Zeit hat, seine große Dicke theils durch Gefrieren, theils durch fortwährendes Zusammenstauen während der Eispressungen zu erlangen.

In meinem oben wiedergegebenen Aufsätze erwähnte ich, daß auch der auf diesem Treibeis gefundene *Schlamm* auf sibirischen Ursprung zu deuten scheine. Ich legte diesem Beweismittel damals keine große Bedeutung bei; aber bei spätern Untersuchungen, die ich auf meiner Grönlandfahrt angestellt hatte, zeigte es sich, daß der Schlamm schwerlich anderswoher stammen kann als aus Sibirien.

Dr. Törnebohm in Stockholm kam bei Untersuchung der mineralischen Bestandteile dieses Schlammes zu dem Schlusse, daß er zum großen Theil aus sibirischem Flußschlamm bestehen müsse. Er fand ungefähr 20 verschiedene Minerale darin. »Die Menge verschiedener Mineralbestandtheile scheint mir«, sagt er, »darauf hinzudeuten, daß dieselben von einem ausgedehnten Landgebiet herrühren, und da liegt es nahe, an das nördliche Sibirien zu denken.«

Außerdem bestand der Schlamm mehr als zur Hälfte aus Humus oder Sumpferde. Interessanter als der Schlamm selbst waren aber die darin gefundenen Diatomeen,¹¹ die von Professor Cleve in Upsala untersucht wurden. Dieser sagt darüber:

»Die Diatomeen sind entschieden marinen Ursprungs (d.h. sie stammen aus Salzwasser), abgesehen von einzelnen wenigen Süßwasserformen, die mit dem Winde vom Lande gekommen sind. Die in diesem Staub enthaltene Diatomeenflora ist ganz eigenthümlich und sehr verschieden von derjenigen, die ich in den vielen Tausenden von mir untersuchter Proben gefunden habe, mit Ausnahme einer einzigen, mit welcher sie vollständige Uebereinstimmung zeigt, nämlich mit einer Probe, die von Kjellman während der Vegafahrt auf einer Eisscholle bei Cap Wankarem in der Nähe der Bering-Straße gesammelt wurde.«

Arten und Varietäten sind in beiden Proben genau dieselben: Cleve konnte 16 Arten von Diatomeen bestimmen; diese kommen alle auch im Staube von Cap Wankarem vor, und 12 von ihnen sind *nur* von dort bekannt und von keinem andern Fleck der Erde. Dies war eine auffällige Uebereinstimmung zwischen zwei so fernliegenden Punkten, und Cleve hat sicherlich Recht, wenn er fortfährt: »Es ist sehr merkwürdig, daß die auf Eisschollen zu findende Diatomeenflora aus der Nähe der Bering-Straße und an der Ostküste Grönlands so vollständig übereinstimmt und von allen andern sich unterscheidet; dies deutet auf eine bestehende Verbindung zwischen den Meeren östlich von Grönland und nördlich von Asien.«

»Durch diese Verbindung«, fuhr ich in meinem Vortrag fort, »wird also Treibeis jährlich quer über das unbekannte Polarmeer geführt. *Auf eben diesem Eise muß eine Expedition denselben Weg machen können.*«

Als dieser Plan vorgelegt wurde, fand er freilich auf manchen Seiten Ablehnung, besonders in

Norwegen. Kräftig unterstützt wurde er von *Professor Mohn*, der ja durch seine Erklärung der Drift der Jeannette-Reliquien den Anstoß dazu gegeben hatte. Aber wie zu erwarten stand, stieß er meistens auf Widerspruch, auch außerhalb Norwegens, und die Mehrzahl der Polarreisenden und der arktischen Autoritäten erklärten mehr oder weniger offen, daß es »der reine Wahnsinn« sei. Im Jahre vor unserer Ausfahrt, im November 1892, legte ich meinen Plan der *Geographischen Gesellschaft in London* in einem Vortrage dar, bei welchem die bedeutendsten Polarreisenden Englands zugegen waren.

Nach dem Vortrage entspann sich eine Discussion, ¹² die deutlich zeigte, in welchem starkem Widerspruch ich stand zu den allgemein anerkannten Ansichten über die Verhältnisse im Innern des Polarmeeres, über die Navigation im Eise und über die Art und Weise, wie eine Polarexpedition unternommen werden müsse. Der hervorragende Polarforscher *Admiral Sir Leopold M'Clintock* eröffnete die Discussion mit der Bemerkung: »Ich glaube sagen zu dürfen, daß dies der kühnste Plan ist, von dem die Geographische Gesellschaft jemals Kenntniß erhalten hat.« Er räumte ein, daß die Thatsachen für die Richtigkeit meiner Theorien sprächen, zweifelte jedoch sehr, ob der Plan sich realisiren lassen würde. Besonders meinte er, daß die Gefahr, vom Eise erdrückt zu werden, zu groß sei. Man könne allerdings ein Schiff bauen, welches kräftig genug wäre, den Eispressungen im Sommer Widerstand zu leisten; sollten wir ihnen aber in den Wintermonaten ausgesetzt sein, wenn das Eis »mehr Felsen gleiche, die an den Seiten des Schiffes festgefroren«, so meinte er, daß »die Möglichkeit, aufs Eis hinauf zu gleiten, sehr fern liege«. Wie die meisten andern nahm er als sicher an, daß keine Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, die »Fram« wiederzusehen, nachdem das Schiff sich einmal dem unbarmherzigen Polareis anvertraut habe.

Er schloß mit den Worten: »Ich wünsche dem Herrn Doctor ein baldiges volles glückliches Gelingen. Aber es wird für seine vielen Freunde in England eine Erleichterung sein, wenn er zurückgekehrt ist, zumal für diejenigen, welche einige Erfahrung haben in den Gefahren, die zu allen Zeiten von der Schifffahrt in den arktischen Gewässern untrennbar sind, selbst in Gegenden, die nicht so hoch im Norden liegen.«

Admiral Sir George Nares sagte: »Als anerkannter Grundsatz für eine glückliche Fahrt in den Regionen des Eises gilt, daß es absolut nothwendig ist, sich dicht an eine Küstenlinie zu halten, und je weiter wir uns von der Civilisation entfernen, desto wünschenswerther ist es, sich eine vernünftige, sichere Rückzugslinie freizuhalten. Eine völlige Beiseitesetzung dieses Grundsatzes ist die leitende Idee Nansen's, sein Schiff freiwillig ins Packeis zu führen – das Schiff, auf welches die ganze Hoffnung der Expedition gesetzt werden muß, wenn die Fahrt einigermaßen glücklich ausfallen soll. So wird der Führer, anstatt die Bewegungen des Fahrzeugs beherrschen zu können, gezwungen sein, sich hülflos umhertreiben zu lassen, genau wie es die natürlichen Bewegungen des Eises, worin er eingeschlossen ist, bedingen. Vorausgesetzt, daß die Meeresströmungen so sind, wie Nansen glaubt, wird die Zeit, welche für die Drift mit dem Eise durch das Polargebiet angesetzt werden muß, mehrere Jahre betragen. In dieser Zeit wird das Eis um das Schiff herum gewiß niemals in Ruhe sein, es sei denn, daß man neue Länder antrifft, und das Schiff selbst wird niemals vor der Gefahr sicher sein, von der Eispressung erdrückt zu werden. Um sich dagegen zu schützen, soll das Schiff, heißt es, ungewöhnlich stark werden und eine Form haben, die es besonders geeignet macht, gehoben zu werden, wenn das Eis gegen seine Seiten gepreßt wird. Dieser Gedanke ist durchaus nicht neu. Aber wenn man erst im Polareise eingefroren ist, hat *die Form des Schiffes keinerlei Bedeutung*. Es ist unverrückbar eingeschlossen und bildet einen Theil des Eisblocks, der es umgibt.

»Die Form des Schiffes ist in praktischer Hinsicht genau dieselbe wie die Form des Eisblocks,

worin es eingefroren ist. Dies ist eine Sache von größter Bedeutung; denn es liegt kein Bericht vor, daß ein im Packeise eingefrorenes Schiff jemals, selbst im Sommer, daraus losgekommen und somit in den Stand gesetzt worden wäre, sich während der Eispressung als selbständiger Körper zu bewegen, ungehindert von dem umgebenden Eisblocke.«

Was die vermuthete Drift des Polareises anlangt, erklärte Nares, mit mir in der Hauptsache nicht übereinzustimmen. Er betonte, daß die herrschenden Winde für die Drift wesentlich bestimmend seien, und sagte:

»Mit Rücksicht auf die wahrscheinliche Driftrichtung kann die ›Fram‹, wenn sie von einem Punkte in der Nähe der Lena-Mündung ausläuft, erwarten, die Hauptmasse des Packeises nicht weiter nördlich als $76^{\circ} 30'$ zu treffen. Ich bezweifle, daß Nansen weiter nach Norden kommen wird, ehe er eingeschlossen wird; aber wenn wir auch soviel als möglich annehmen und ihm 60 Seemeilen mehr geben, so wird er doch nur auf der Breite von Cap Tscheljuskin, 730 Seemeilen vom Pol und ungefähr 600 Seemeilen von der Grenze sein, die ich für die thatsächlich vorhandene Meeresströmung annehme, die ihn zurückbringen soll (es ist dies der Polarstrom, der längs der Ostküste Grönlands herabkommt). Nach eingehendem Studium aller vorhandenen Berichte glaube ich, daß die Winde das Schiff eher nach Westen als nach Osten treiben werden. Bei einem eiserfüllten Meere im Norden und offenem Wasser oder neugebildetem Eis im Süden sind die Chancen einer nördlichen Drift, wenigstens im Anfange, gering, und dann kenne ich keine Naturkräfte, die das Schiff in absehbarer Zeit viel weiter von der sibirischen Küste abbringen werden, als die ›Jeannette‹ getrieben wurde. Während dieser ganzen Zeit wird es in jeder Hinsicht unbeweglich im Eise eingeschlossen und dessen wohlbekanntem Gefahren ausgesetzt sein, es sei denn, daß es von neuentdeckten Ländern geschützt wird. Kein Zweifel ist, daß eine Meeresverbindung über die Gegend weg, deren Untersuchung beabsichtigt ist, existirt.«

In einem Punkte erklärte sich jedoch Nares mit mir einverstanden: in der Auffassung, »daß es der Hauptzweck aller solcher Expeditionen ist, die unbekanntem Polargegenden zu untersuchen, nicht aber genau den mathematischen Punkt, wo die Erdachse ihr nördliches Ende hat, zu erreichen«. ¹³

Sir Allen Young sagte unter anderm: »Dr. Nansen nimmt an, daß der weiße Fleck um den Pol herum ein Becken von Wasser oder Eis ist; meiner Ansicht nach würde fast auf allen Seiten des Nordpols die größte Gefahr, die man zu überwinden hätte, Land sein. Die meisten frühern Reisenden scheinen mit dem Vordringen nach Norden stets mehr und mehr Land gesehen zu haben. Die Gegenstände der ›Jeannette‹ können durch enge Kanäle getrieben sein, um dann endlich an den Fundort zu kommen, und ich glaube, es wird eine höchst gefährliche Sache für ein Schiff sein, einen solchen Weg zu treiben, wo es gegen Land stoßen und jahrelang festgehalten werden kann.«

Ueber die Form des Schiffes sagt *Allen Young*, daß sie »nicht von großer Bedeutung ist«; denn wenn ein Schiff erst einmal ernstlichen Pressungen ausgesetzt ist, ist es die Frage, ob irgendeine Dünung oder Bewegung im Eise vorhanden ist, die das Fahrzeug heben kann. Wenn keine Dünung vorhanden, muß das Eis das Schiff zerdrücken, aus was immer dieses gebaut sein mag.«

Einige Autoritäten erklärten sich jedoch für meinen Plan. Es waren dies der Polarreisende *Admiral Sir E. Inglefield* und der Chef des englischen Hydrographischen Amtes, *Kapitän Wharton*.

In einem Schreiben an die Geographische Gesellschaft sagte *Admiral Sir George Richards* aus Anlaß meines Vortrags: »Ich bedaure, mich über den Plan absprechend äußern zu müssen; aber ich glaube, daß ein jeder, der mit Autorität auftreten kann, seine Meinung gerade heraus sagen muß, wenn so viel auf dem Spiele steht.«

Ueber die Strömungen schreibt er unter anderm: »Ich glaube, daß ein beständiges Ausfließen (ich ziehe diesen Ausdruck dem Worte ›Strömung‹ vor) aus Norden vor sich geht wegen der Verdrängung des Wassers in der Polargegend durch den diese bedeckenden Eismantel, der infolge der ungeheuern Schneelasten, die auf der Eisdecke aufgehäuft werden, an Mächtigkeit zunimmt.«

Dieses Ausfließen findet seiner Meinung nach vom Polarbecken aus nach allen Seiten desselben statt; am ausgeprägtesten aber soll es in der Gegend zwischen dem Westende der Parry-Inseln und Spitzbergen sein, und gegen dieses Ausfließen sollen alle frühern Expeditionen zu kämpfen gehabt haben.

Richards scheint nicht einmal ›Tegetthoff‹ oder ›Jeannette‹ auszunehmen und kann »keinen Grund zur Annahme finden, daß von den Neusibirischen Inseln ein Strom nach Norden über den Pol geht, wie Dr. Nansen hofft und glaubt«. Er fährt fort:

»Es ist meine Ansicht, daß, wenn man sich wirklich innerhalb dessen, was man den innern Kreis nennen könnte, sagen wir in ungefähr 78° nördl. Br., befindet und wenn dort eine geringe Strömung irgendwelcher Art vorhanden ist, diese in dem dort zu erwartenden dichten Eise keinen Einfluß auf ein Schiff haben würde. Erst wenn wir außerhalb dieses Kreises, sozusagen um die Ecke, und hinaus kommen in die offenen weiten Kanäle, wo das Eis lose ist, werden wir den Einfluß der Strömung erfahren, und hier wird das Eis im Herbst natürlich dünner und brüchiger, also für ein Schiff weniger gefährlich sein. Aus dem innern Kreise dringt vermuthlich nicht viel Eis hinaus; es wird von Jahr zu Jahr älter und mächtiger und hindert aller Wahrscheinlichkeit nach die Fortbewegung des Schiffes gänzlich. Dies ist das Eis, welches nach Nares' Winterquartier am Nordende des Smith-Sundes, in ungefähr 82° 30' nördl. Br., trieb; dies ist das Eis, gegen das Markham auf seiner Schlittenreise kämpfte, und dem keine menschliche Macht widerstehen kann.«

Dem Funde der Jeannette-Gegenstände mißt er keine wirkliche Bedeutung bei.

»Falls sie in Grönland gefunden wurden«, sagt Richards, »so können sie wol auf einer Eisscholle aus der Nachbarschaft des Smith-Sundes herabgetrieben sein und von irgendeiner der zur Rettung Greely's ausgezogenen amerikanischen Expeditionen stammen.« Es ließe sich ja auch denken, schreibt er, daß De Long's Documente sowie die andern Gegenstände der ›Jeannette‹ auf eine solche amerikanische Expedition ›mitgenommen‹ worden sein könnten. Er sagt jedoch nicht ausdrücklich, daß irgendwelche Andeutung vorliege, daß dies der Fall gewesen ist.

In einem ähnlichen Schreiben an die Geographische Gesellschaft erklärt der berühmte Botaniker *Sir Joseph Hooker*:

»Dr. Nansen's Plan unterscheidet sich sehr von allen Projecten, die bisher in der Absicht, Entdeckungen in den Polargegenden zu machen, praktisch ausgeführt worden sind, und erheischt sowol aus diesem Grunde die eingehendste Prüfung als auch, weil er die größten Gefahren einschließt ... Nach meiner dreijährigen Erfahrung in den antarktischen Gegenden glaube ich nicht, daß ein Schiff, wie es auch gebaut sein möge, lange der Vernichtung entgehen kann, wenn es den Bewegungen des Eises in den Polargegenden ausgesetzt ist. Ein Schiff, das so stark gebaut ist wie die ›Fram‹, wird ohne Zweifel einem großen Druck in der offenen Eismasse Widerstand leisten können, nicht aber einer Pressung oder gar wiederholten Pressungen und noch weniger dem Stoße des Packeises, wenn das Schiff mit demselben oder durch dasselbe gegen das Land getrieben wird. Die Form der ›Fram‹ kann von Nutzen sein, solange das Schiff wagrecht und in Eis von geringer Erhebung über dem Wasserspiegel liegt; aber zwischen Scholle und Eisberg, oder wenn die ›Fram‹ eine Pressung der Länge nach erfährt, würde diese Form ohne die geringste

Bedeutung sein.«

Falls die ›Fram‹ gegen die Küste von Grönland oder gegen die amerikanischen polaren Inseln getrieben würde, glaubt er, daß es, selbst wenn eine Landung denkbar wäre, keine Wahrscheinlichkeit einer Rettung gäbe, »bei einer sicherlich geschwächten und wahrscheinlich verminderten Schiffsmannschaft an der unwirthlichen und vermuthlich eisbesetzten Küste oder auf den bergigen Eismassen eines paläokrystischen (d. h. dicht mit Packeis erfüllten) Meeres.

»Ist denn, abgesehen von der Möglichkeit des Skorbut, gegen den man kein sicheres Mittel hat, der deprimirende Einfluß auf den Gemüthszustand der Mannschaft gebührend in Betracht gezogen? Alles, was die lange Einsperrung in engem Raum während der vielmonatlichen Dunkelheit, was äußerste Kälte, Unthätigkeit, Langeweile, die beständige Gefahr und die unablässig zehrende Ungewißheit über die Zukunft im Gefolge mit sich führen? Die nebensächlichen Pflichten und Beschäftigungen sind nicht im Stande, die Wirkungen dieser Verhältnisse abzuwenden; sie mildern sie kaum, verschärfen sie vielmehr, wie man weiß. Ich halte es nicht für unmöglich, Dr. Nansen's Ziel mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erreichen, aber ich finde in der That, daß ein günstiger Ausfall eines solchen Unternehmens keine Rechtfertigung dafür wäre, daß man kostbare Menschenleben aufs Spiel setzt, um dieses Ziel zu erreichen.«

General Greely in Amerika, der Leiter der bekannten unglücklichen Expedition (1881–84), schrieb einen Artikel in der amerikanischen Zeitschrift »The Forum« (August 1891), worin es unter anderm heißt:

»Es überrascht mich als fast unglaublich, daß der von Dr. Nansen entworfene Plan Aufmunterung oder gar Unterstützung finden sollte. Derselbe scheint mir auf falschen Vorstellungen über die physischen Verhältnisse in den Polargegenden zu beruhen und, wenn er auszuführen versucht wird, nutzlose Resultate zu versprechen, abgesehen davon, daß den Theilnehmern Leiden und Tod bevorstehen.

»Soviel ich weiß, hat Dr. Nansen keine arktischen Erfahrungen erworben; seine Reise durch Grönland ist, obschon schwierig, nicht mehr Polararbeit (polar work als die Besteigung des Elias-Berges. Es ist zweifelhaft, ob irgendein Hydrograph im Ernst seine Theorie über die Polarströmungen discutiren, oder ob irgendein arktischer Reisender sich dem ganzen Projecte anschließen würde.

»Es gibt vielleicht ein Dutzend Männer, deren arktische Erfahrung so groß ist, daß ihre thatsächliche Unterstützung des Planes, selbst wenn sie von einer respectablen Minorität unter ihnen ausginge, dem Projecte Achtung und Vertrauen verschaffen könnte. Diese Männer sind die Admirale *M'Clintock*, *Richards*, *Collinson* und *Nares*, sowie Kapitän *Markham* in der englischen Flotte, *Sir Allen Young* und *Leigh Smith* in England, *Koldewey* in Deutschland, *Payer* in Oesterreich, *Nordenskiöld* in Schweden und *Melville* in unserm eigenen Lande. *Ich trage kein Bedenken zu behaupten, daß nicht zwei von diesen an die Möglichkeit von Nansen's erstem Gedanken glauben: ein Schiff zu bauen, das im Stande wäre, in dem schweren arktischen Eis, in welches er das Fahrzeug hinein zu führen beabsichtigt, auszudauern oder darin navigirt zu werden.*

»Nansen's zweiter Gedanke ist noch gewagter; dieser setzt eine Drift von mehr als 2000 Seemeilen in gerader Linie durch eine unbekannt Region voraus, und während dieser, wol zwei oder mehrere Jahre dauernden Drift will die Expedition, wie es scheint, nur Boote mitnehmen, auf einer Eisscholle wohnen und daselbst leben, während sie hinübertreiben.«

General Greely geht dann dazu über, das Falsche in meinen Voraussetzungen für den Plan nachzuweisen. In Betreff der Fundgegenstände von der ›Jeannette‹ sagt er gerade heraus, daß er nicht daran glaube: »Wahrscheinlich wurde etwas Treibgut gefunden, aber es wäre vernünftiger, anzunehmen, daß es vom ›Proteus‹ gekommen, der im Smith-Sunde ungefähr 1000 Seemeilen nördlich von Julianehaab vernichtet wurde ...

»Es ist ferner wichtig, darauf zu achten, daß, wenn die Gegenstände wirklich von der ›Jeannette‹ wären, der nächste Weg über den Pol nicht längs der Ostküste von Grönland, sondern den Kennedy-Kanal hinab, durch den Smith-Sund und die Baffin-Bai sein würde – derselbe Weg, den man annehmen müßte, wenn man sie für Treibgut vom ›Proteus‹ halten würde.«

Dem Pol selbst könnten wir uns nur in weiter Entfernung nähern, sagt Greely, denn »wir wissen fast ebenso sicher, als ob wir es gesehen hätten, daß sich in diesen unbekanntem Gegenden ein *ausgedehntes Land* befindet, welches die Wiege der flachgipfligen Eisberge oder des paläokrystischen Eises ist«. In diesem gletscherbedeckten Lande, das seiner Meinung nach über 300 Seemeilen im Durchmesser haben und Eisberge sowol nach Grönland als nach Franz-Joseph-Land ¹⁴ aussenden soll, muß der Pol selbst gelegen sein.

»Was das unüberwindliche Schiff betrifft«, sagt er, »ist dies für Dr. Nansen sicherlich eine höchst wünschenswerthe Sache.« Er meint indessen, daß ein solches sich nicht bauen lasse. »Dr. Nansen scheint zu glauben, daß die Frage, dem Schiffe eine solche Form zu geben, die dem Fahrzeuge die größte Widerstandskraft gegen den Druck des Eises verleihen würde, noch nicht ganz und zufriedenstellend gelöst ist, obschon von Gesellschaften für Seehund- und Walfischfang in Schottland und Neufundland Hunderttausende von Dollars zu diesem Zwecke ausgegeben worden sind.«

Als Autorität citirt er *Melville* und sagt: »Jeder arktische Reisende von Erfahrung ist mit Melville's Ansicht einverstanden, daß, selbst wenn ein Schiff ganz aus Holz gebaut wäre, es den Druck des schweren Polareises doch nicht aushalten könnte.« Gegen meine Behauptung, daß das Eis längs der sibirischen Küste verhältnißmäßig dünn (2-3 Meter) ist, citirt er wieder Melville, der von »16 Meter hohem« u. s. w. Eise spreche (etwas, was wir auf unserer ganzen Reise nicht entdeckten). Nachdem er noch mit Hülfe mehrerer entscheidender Beweise festgestellt hat, daß die »Fram« nothwendigerweise zu Grunde gehen müsse, sobald sie einer Eispressung ausgesetzt würde, geht er dazu über, das Unmögliche einer Drift im Eise mit Booten zu besprechen. Und er schließt seinen Artikel mit der Bemerkung: »Arktische Entdeckungsreisen bieten genug an Tollkühnheit und Gefahren in ihren gesetzmäßigen und anerkannten Methoden, als daß sie auch noch die Bürde von *Dr. Nansen's unlogischem Selbstvernichtungsplane* tragen sollten.«

Einem Artikel zufolge, den Greely nach unserer Rückkehr in der Nummer vom 19. September 1896 von »Harpers Weekly« geschrieben hat, scheint er zu dem Schlusse gekommen zu sein, daß die Jeannette-Gegenstände echt sind und daß meine Annahme über die Drift derselben richtig sein kann, indem er »Melville, Dall und andere« nennt, die nicht daran glaubten. Er räumt auch ein, daß mein Plan ihm zum Trotze ausgeführt worden sei.

Diesmal schließt er seinen Artikel mit folgenden Bemerkungen:

»Wenn De Long's und Dr. Nansen's Expeditionen einander gegenübergestellt werden, ist es nothwendig, auf den einzigen Fleck hinzudeuten, der Nansen's sonst so glänzende Laufbahn *verdunkelt*, nämlich, daß er freiwillig seine Kameraden auf dem im Eise eingeschlossenen Schiffe, Hunderte von Meilen von jeglichem bekannten Lande, verläßt, in der Absicht, nicht zurückzukehren, sondern, wie er selbst sagt, ›nach Spitzbergen zu gehen, wo er sicher ist, ein Schiff zu finden‹, 600 englische Meilen weit. De Long und Ambler besaßen ein solches

Ehrgefühl, daß sie lieber ihr Leben opferten, als sich von einem sterbenden Manne zu trennen, den sie durch ihre Gegenwart nicht retten konnten. Es übersteigt die Begriffe eines jeden, wie Nansen also von der heiligsten Pflicht, die dem Chef einer Schiffsexpedition obliegt, hat abweichen können. Die glückliche Heimkehr des muthigen Kapitän Sverdrup mit der ›Fram‹ entschuldigt Nansen nicht. Die Treue, der Muth und die Tüchtigkeit Sverdrup's, der an der ›Fram‹ festhält und seine Kameraden nach Norwegen zurückbringt, werden ihm in den Augen mancher noch glänzendere Lorbern winden als seinem tüchtigen und begabten Chef.«

Einer der wenigen, die mit ihrer wissenschaftlichen Autorität dem Plane öffentlichen *Beifall* spendeten, war *Professor Supan*, der wohlbekannte Redacteur von »Petermanns Mitteilungen«. In einem Artikel im Jahrgang 1891 dieser Zeitschrift (Seite 191) sprach er sich nicht allein warm dafür aus, sondern unterstützte den Plan auch durch neue Anschauungen, indem er zeigte, wie das, was er die arktische Windscheide nennt, wahrscheinlich während eines größern Theils des Jahres das unbekannte Polarbecken in zwei Theile trennt. Im östlichen Theil wehen die Winde vorherrschend nach dem Bering-Meer, während sie im westlichen Theil nach dem Atlantischen Ocean gerichtet sind. Die längste Zeit, meinte er, müsse diese Windscheide dem Bering-Meere am nächsten liegen, und die vorherrschenden Winde in den Gegenden, welche wir zu durchfahren die Absicht hatten, müßten demnach unserer Drift günstig sein. Unsere Erfahrungen scheinen die Richtigkeit dieser Theorie Supan's ganz auffallend zu beweisen.

Es muß noch erwähnt werden, daß der bekannte schottische Naturforscher Dr. *John Murray* sich bei mehrern Gelegenheiten für die Richtigkeit meines Planes ausgesprochen hat. Schon im Jahre 1888, als ich auf dem Wege nach Grönland in Edinburgh mit ihm darüber sprach, erklärte er sich mit meinen Ansichten über die wahrscheinliche Drift des Polareises einverstanden.

Der jetzige Präsident der Geographischen Gesellschaft in London, *Sir Clements Markham*, der bei der S. 32 erwähnten Discussion nicht zugegen war, hat später öffentlich seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausfall der Expedition ausgesprochen. Interessant ist es, daß dieser hervorragende arktische Schriftsteller schon vor zwanzig Jahren in seinem Bericht über das Ergebnis der Nares'schen Polarexpedition zu folgenden Schlüssen gelangte:

Erstens, daß ein Strom durch das Polarmeer »von der östlichen nach der westlichen Hemisphäre« gehen muß; zweitens, daß »Franz-Joseph-Land ein Theil der Spitzbergen-Gruppe zu sein scheint und sich aus demselben seichten Meer emporhebt, mit tieferm Wasser gegen Norden«; drittens, daß, selbst wenn es auch mit »furchtbaren Schwierigkeiten« verbunden sein wird, die Grenzen des Unbekannten im Polarmeer nördlich von Sibirien zu überschreiten, dennoch »wichtige Entdeckungen den künftigen Reisenden belohnen werden, der kühn und glücklich in dieser Richtung nach Norden vordringt«. ¹⁵

F S. mein Werk »Auf Schneeschuhen durch Grönland«, I, 30. Später hat auch Coloniedirector Lytzen in seinem Aufsätze in der Kopenhagener »Geografisk Tidsskrift« (8. Band, 1885-86, S. 49-51) sich, soweit ich ihn verstehe, in demselben Sinne ausgesprochen. Als ganz merkwürdig ist zu erwähnen, daß auch er auf den Gedanken gekommen ist, daß diese Verhältnisse sich möglicherweise für die Untersuchung der arktischen Gegenden und bei Versuchen, zum Pol vorzudringen, benutzen lassen. Er sagt unter anderm: »Man sieht also, daß die Polarfahrer, welche von dem Sibirischen Eismeere aus versuchen wollen, zum Pol vorzudringen, wahrscheinlich an irgendeiner Stelle im Eise werden eingeschlossen werden, daß aber diese Eismassen von der Strömung südwärts an der Küste von Grönland entlang geführt werden. Es wird daher nicht absolut unmöglich sein, daß eine solche Expedition, wenn ihr Fahrzeug den Druck der Eismassen längere Zeit aushalten kann, sich nach Südgrönland retten kann; aber sie

muß in jedem Falle darauf vorbereitet sein, mehrere Jahre auf dieser Fahrt unterwegs zu sein.«Dr. Y. Nielsen, Forhandlinger i Videnskabselskabet, Kristiania, Sitzung vom 11. Juni 1886. Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870. 2 Bände (Leipzig, 1873–74, F. A. Brockhaus). – Volksausgabe (Ebd. 1882). Eine solche Berechnung versuchte ich später, kam aber dadurch zu dem Schlusse, daß die gesammte Regenmenge nicht so bedeutend ist, als ich anfangs geglaubt hatte. Siehe darüber meinen Vortrag im Jahrbuch der norwegischen Geographischen Gesellschaft, 1891-92, S. 95, und im Londoner »Geographical Journal«, 1893, S. 5. Nach der auf unserer Fahrt gemachten Entdeckung der großen Tiefe im Polarbecken ist es höchst wahrscheinlich, daß diese Annahme richtig ist. Unsere Erfahrungen während der Fahrt deuten jedoch nicht auf eine östlich gehende Strömung längs der sibirischen Küste. Wenn ich ursprünglich daran dachte, durch die Bering-Straße zu gehen, so geschah es, weil ich glaubte, die Neusibirischen Inseln am sichersten und frühesten von jener Seite erreichen zu können. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß dies zweifelhaft sei, und ich entschloß mich dann für den kürzesten Weg durch das Karische Meer und nördlich um das Cap Tscheljuskin. Wie ich später in meinem Vortrage in London (Geographical Journal, 1893, S. 18) auseinandersetzte, wollte ich längs der Westküste der Neusibirischen Inseln nach Norden gehen, da ich glaubte, daß das aus der Lena stammende warme Wasser die See hier offen halten müsse. S. das Jahrbuch der norwegischen Geographischen Gesellschaft, 1892, S. 91 fg. Diatomeen sind einzellige Algen, deren Zellwandung größtentheils aus Kieselsäure besteht und eine sehr feine Gitterstructur besitzt. Es sind über 2000 Arten bekannt, die im Süßwasser und im Meere vorkommen. Sowol der Vortrag als auch die Discussion sind im » Geographical Journal«, 1893, S. 1-32, enthalten. Nach unserer Rückkehr hat Admiral Nares in seiner ritterlichen Weise mir in einem Briefe gratulirt und ausgesprochen, die denkwürdige Reise der »Fram« durch das Polarmeer beweise, daß meine Theorie richtig, sein Zweifel aber unberechtigt gewesen sei. Wenn Greely behauptet, daß Leigh Smith solche Berge an der Nordwestküste von Franz-Joseph-Land gesehen habe, so ist dazu zu bemerken, daß noch kein Mensch dort gewesen ist. Report on the Expedition of 1875-76 (London 1877), S. 547, 553, 554. Wenn ich diese merkwürdigen Aussprüche nicht schon in den erwähnten Vorträgen vor meiner Abreise hervorgehoben habe, so geschah es, weil ich erst nach meiner Rückkehr darauf aufmerksam geworden bin.

Erstes Kapitel

Vorbereitungen.

Trotz der anscheinenden Tollkühnheit des Planes fand er bei der norwegischen Regierung und dem König kräftige Unterstützung. Im Storting wurde eine königliche Vorlage eingebracht, zur Ausführung des Planes 200 000 Kronen (224 000 Mark) zu bewilligen, welcher Betrag als zwei Drittel der Ausgaben angesehen wurde. Das letzte Drittel glaubte ich mir auf privatem Wege verschaffen zu können, da ich von mehrern Seiten Beiträge zugesagt erhalten hatte. Schon bei meiner Rückkehr aus Grönland hatte Consul Axel Heiberg 10 000 Kronen mir für eine neue Reise zur Disposition gestellt. Ihm ist auch die Initiative zur spätern Sammlung zu verdanken.

Am 30. Juni 1890 wurde die Summe, um die ich nachgesucht hatte, vom Storting bewilligt, das dabei den Wunsch ausdrückte, die Expedition möchte eine norwegische werden. Im Januar 1891 gingen Großhändler *Thomas Fearnley*, Consul *Axel Heiberg* und Brauereibesitzer *Ellef Ringnes* ans Werk, um die noch nöthige Summe zu sammeln, und in wenigen Tagen war dieselbe überzeichnet.

S. M. König Oskar bewilligte Kr. 20 000 Von privater Seite trugen in Norwegen ferner bei: Consul Axel Heiberg " 10 000 (Späterer Beitrag " 7 000) Anton Chr. Honen " 20 000 C. I. A. Dick " 5 000 (Späterer Beitrag) " 7 000 Großhändler Thomas Fearnley " 5 000 (Späterer Beitrag) " 1 000 Ringnes & Co " 5 000 (Späterer Beitrag) " 1 000 Großhändler A. S. Kjosterud, Drammen " 5 000 (Späterer Beitrag) " 1 000 Großhändler C. Sundt, Bergen " 5 000 Consul Westye Egeberg " 10 000 Halvor Schon " 5 000 Baron Harald Wedel Jarlsberg und Staatsminister C. Lövenskiold " 10 000 Consul Nicolay H. Knudtzon, Christiansund " 5 000

Unter den Beiträgen vom Auslande muß der der » Royal Geographical Society« in London erwähnt werden, die mit einer Summe von 300 Pfund Sterling (6000 Mark) ihre Sympathie für das Unternehmen bezeugte.

Freiherr Oskar Dickson trug die Kosten der elektrischen Beleuchtungsanlage (Dynamo, Accumulatoren und Leitungen).

Während der Ausrüstung zeigte es sich, daß der erste Anschlag nicht hinreichend war. Das Schiff, das nach der Berechnung 150 000 Kronen kosten sollte, kam schließlich ungefähr 100 000 Kronen höher zu stehen. Wo soviel auf dem Spiele stand, glaubte ich aber kein Recht zu haben, auf die Ausgaben Rücksicht zu nehmen, wenn ich annehmen mußte, durch besondere Maßregeln das Gelingen der Unternehmung sichern zu können. Die drei Herren, die sich an die Spitze des

ersten Comités gestellt hatten, übernahmen es, auch als Comité der Expedition zu fungiren und sich der Geldgeschäfte derselben anzunehmen. Um einen Theil des erwähnten Deficits zu decken, veranstalteten sie deshalb im Vereine mit einigen Herren aus der Direction und dem Rathe der norwegischen Geographischen Gesellschaft eine neue private Sammlung in ganz Norwegen und stellten sich später an die Spitze einer Nationalsubscription. Ferner mußte ich beim norwegischen Storting um weitere 80 000 Kronen nachsuchen, und aufs neue legte unsere Nationalversammlung ihre Sympathie für das Unternehmen an den Tag, indem sie am 9. Juni 1893 die genannte Summe bewilligte. Schließlich deckten Consul Axel Heiberg und Herr C. I. A. Dick mit je 6000 Kronen sowie ich selbst das letzte Deficit, welches sich bei der Abreise herausstellte. (S. die nebenstehende Abrechnung.)

Aus dem von mir vorgelegten und früher besprochenen Plane geht hervor, daß der wichtigste Punkt in der Ausrüstung zu unserer Fahrt *der Bau des Schiffes* sein mußte, welches uns durch die gefürchteten Eisregionen bringen sollte. Dieser wurde denn auch mit mehr Sorgfalt ausgeführt, als wol je auf irgendein Schiff, das die arktischen Gewässer durchfurcht hat, verwendet worden war. In dem bekannten norwegischen Schiffsbaumeister *Colin Archer* fand ich einen Mann, der die ihm von mir gestellte Aufgabe vollständig begriff und dieser Arbeit seine ganze Thätigkeit, Umsicht und eine seltene Sorgfalt widmete. Und wenn unsere Fahrt glücklich ausgefallen ist, so verdanken wir es in nicht geringem Grade diesem Manne.

Betrachtet man die lange Reihe früherer Expeditionen und deren Ausrüstung, so muß es auffallen, daß nur sehr wenige sich eigene, für den Zweck besonders geeignete Fahrzeuge haben bauen lassen; ja die meisten haben nicht einmal Fahrzeuge gehabt, die ursprünglich für die Schifffahrt im Eise bestimmt waren. Dies muß um so mehr in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, welche Summen für die Ausrüstung einzelner dieser Expeditionen geopfert worden sind. Aber die Sache ist wol die, daß man in der Regel solche Eile gehabt hat, fortzukommen, daß keine Zeit zu einer sorgfältigem Ausrüstung vorhanden gewesen ist. Oft ging man erst ein paar Monate vor der Abreise ans Werk.

Abrechnung der Expedition bei der Abreise 1893.

Einnahmen: **Ausgaben:** Staatsbeitrag Kr. 280 000,— Löhnungs-Conto Kr. 46 440,— S.
M. der König und ursprüngliche Privatbeiträge " 105 000,— Lebensversicherungs-Prämie (für
die verheiratheten Theilnehmer) " 5 361,90 Sammlung der Geographischen Gesellschaft und des
Comites " 20 468,46 Instrumenten-Conto " 12 978,68 Zinsen " 9 729,78 Schiffs-Conto "
271 927,08 Unterbilanz, gedeckt durch A. Heiberg, C. I. A. Dick und F. Nansen "
19 862,50 Proviant-Conto " 39 172,98 Royal Geographical Society, London (300 £)
H. Simon, Manchester (100 £)
ein Norweger in Riga (1000 Rubel)
und mehrere andere " 9 278,62 Unkosten-Conto " 10 612,38 Ausrüstungs-Conto "
57 846,34 **Summa: Kr. 444 339,36** **Summa: Kr. 444 339,36**

In so kurzer Zeit konnte jedoch unsere Expedition nicht ausgerüstet werden. Sollte sie drei Jahre dauern, so nahmen die Vorbereitungen dazu nicht weniger Zeit in Anspruch, während der Plan selbst dreimal drei Jahre früher gefaßt war.

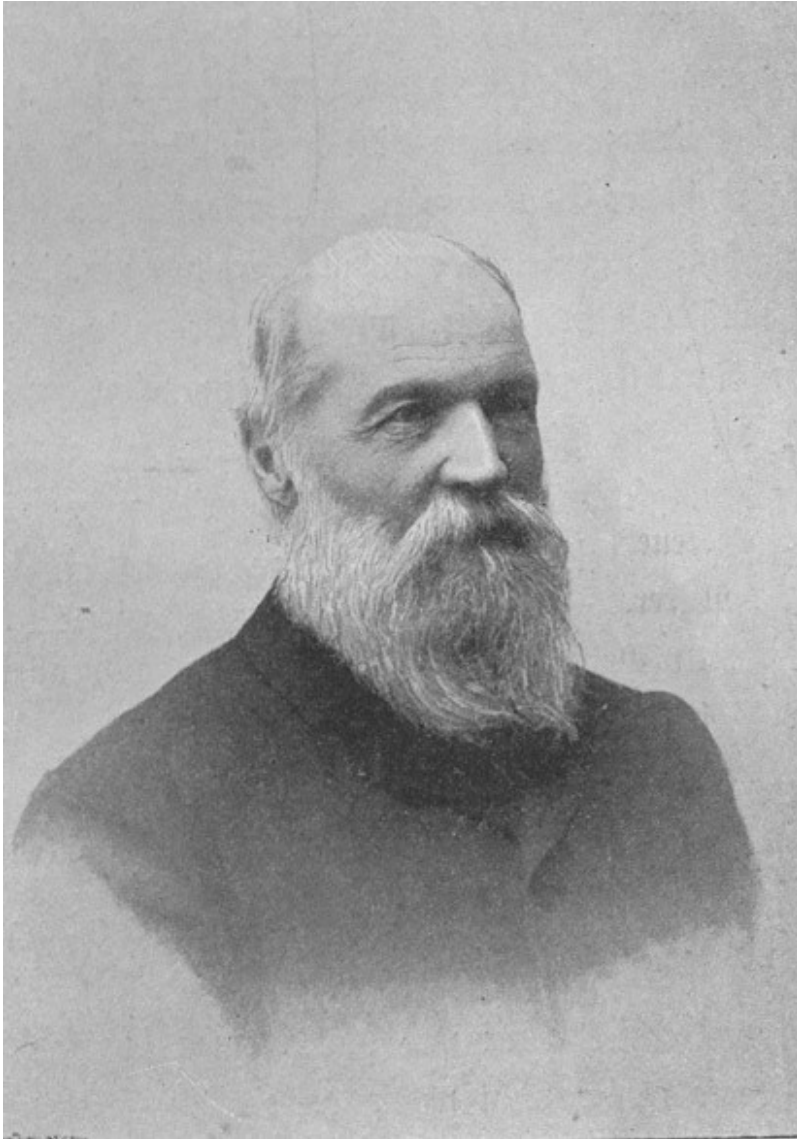
Entwurf auf Entwurf lieferte Archer, und ein Modell nach dem andern wurde angefertigt und verworfen. Immer neue Verbesserungen und Veränderungen. Die Form, für welche wir uns

endlich entschieden, ist vielleicht nach der Ansicht vieler nicht schön; aber daß sie gut und zweckmäßig ist, das, meine ich, hat unsere Fahrt bewiesen. Das, was besonders angestrebt wurde, war, wie oben (S. 23) erwähnt, dem Schiffe solche Seitenwände zu geben, daß es während der Eispressungen leicht gehoben werden konnte, ohne zwischen den Schollen zerdrückt zu werden.

Greely, Rares und andere haben sicherlich recht, wenn sie sagen, daß dies nichts Neues ist. Ich stützte mich hierin nur auf traurige Erfahrungen früherer Expeditionen. Was man dagegen als neu bezeichnen könnte, ist vielleicht der Umstand, daß wir nicht allein *wußten*, daß das Schiff eine solche Form haben müsse, sondern daß wir ihm diese Form sowie die für die Eispressungen notwendige Stärke auch *thatsächlich gaben*, und daß dies der einzige und alleinige Hauptgedanke war, der uns beim Bau leitete. Colin Archer hat recht, wenn er sich in einem Artikel in der norwegischen »Zeitschrift für Seewesen« (1892) folgendermaßen ausspricht:

»Wenn man bedenkt, was sozusagen die Grundidee des von Dr. Nansen seiner Nordpolfahrt zu Grunde gelegten Planes ist, .. wird man leicht einsehen, daß ein Schiff, das ausschließlich in der Absicht gebaut wird, diesen *einen* Zweck zu erfüllen, in wesentlichen Beziehungen von einem jeden bisher gebauten Schiffe verschieden sein muß ... Bei der Construction des Schiffes ist vorzugsweise darauf Rücksicht zu nehmen, daß erstens die Form des Rumpfes dergestalt ist, daß derselbe dem Angriffe des Eises eine so wenig verwundbare Fläche wie nur möglich darbietet, und daß zweitens das Schiff in constructiver Beziehung so solid gebaut wird, daß es im Stande ist, dem größtmöglichen, in beliebiger Richtung von außen erfolgenden Druck zu widerstehen.«

So wurde das Schiff auch gebaut, weniger berechnet auf Geschwindigkeit und Segeltüchtigkeit als darauf, einen sichern und warmen Zufluchtsort während der Drift im Eise zu bieten.



Colin Archer, der Erbauer der »Fram«.

Wie oben (S. 23) erwähnt, war beabsichtigt, das Schiff so klein als möglich zu machen. Der Grund hierfür war der, daß ein kleineres Schiff selbstverständlich leichter ist als ein großes und im Verhältniß zu seinem Gewichte stärker gebaut werden kann. Ein kleines Schiff ist auch günstiger für die Fahrt im Eise; es ist in kritischen Augenblicken leicht zu manövriren und in einen sichern Hafen zwischen die sich aufthürmenden Eisschollen zu bringen. Ich glaubte, daß ein Fahrzeug von 170 Registertonnen genügend sein würde. Aber die »Fram« wurde bedeutend größer; sie hatte brutto 402 Registertonnen und eine Tragfähigkeit von netto 307 Tonnen. Es wurde auch angestrebt, das Schiff kurz zu machen, da es ihm dadurch leichter fallen würde, sich durch die Eisschollen zu winden; eine große Länge ist außerdem eine Schwäche während der Eispressungen. Aber damit ein Schiff, welches gleichzeitig stark ausliegende Seiten hat, die nothwendige Tragfähigkeit erhält, muß es breit sein, und die Breite wurde denn auch ungefähr ein Drittel der Länge. Noch ein wichtiger angestrebter Punkt war, die Schiffsseiten möglichst glatt, ohne hervorstehende Kanten zu machen, gleichwie auch versucht wurde, ungebogene Flächen in der Nähe der angreifbarsten Punkte zu vermeiden. Der Rumpf erhielt daher runde, volle Formen; Bug, Heck, Kiel – alles wurde abgerundet, damit das Eis nirgends einen

genügenden Angriffspunkt finden könne. Aus diesem Grunde wurde auch der Kiel so in die Schiffswände hineingebaut, daß nur 7 cm herausragten, die Kanten aber wurden abgerundet. Die Absicht war: das ganze Fahrzeug sollte glatt wie ein Aal aus der Umarmung des Eises gleiten.

Der *Rumpf* erhielt vorn und hinten einen scharfen Steven und erinnerte in seiner Form nicht wenig an ein Lootsenboot, dem man den Kiel und die scharfen Kielgänge weggenommen hat. Beide Enden wurden besonders stark gemacht.

Der Bug besteht aus 3 schweren Balken aus solidem Eichenholz, der eine innerhalb des andern, von einer Gesamtstärke von 1,25 m; innerhalb dieser kommen solide Kantspanten aus Eichenholz und Eisen, um die Schiffsseiten miteinander zu verbinden, und von diesen stehen wieder Knie gegen die Decksbalken. Außerhalb des Buges ist auf der Vorderseite ein Eisensteven angebracht und auf dessen Außenseite sind Eisenschienen, die quer über den Bug und auf jeder Seite ein wenig rückwärts laufen, wie bei Seehundfängern üblich.

Das *Hinterschiff* erhielt eine besondere, eigenthümliche Construction, indem auf jeder Seite vom Ruder- und Schraubensteven, die beide eine Stärke von 65 cm haben, ein schwerer eichener Heckbalken gelegt ist, der der Krümmung des Hecks bis aufs Oberdeck folgt, sodaß also gewissermaßen ein doppelter Hintersteven entsteht. Auf die Außenseite desselben kommt alsdann die Beplankung, und deren Außenseite wird am Achterende wieder durch schwere Eisenplatten geschützt.

Zwischen den beiden genannten Balken am Achterende ist ein Tunnel für die Schraube sowie ein solcher fürs Ruder, durch welche beide auf Deck geheißt werden können. Es ist auf den Seehundfängern allgemein üblich, die Schraube auf diese Weise einzurichten, sodaß sie also leicht ausgewechselt werden kann, falls sie durchs Eis zertrümmert werden sollte; dagegen ist dies dort mit dem Ruder nicht der Fall. Während wir mit unserer kleinen Mannschaft und mit Hilfe des Gangspills im Falle einer plötzlich eintretenden Pressung oder dergleichen das Ruder im Laufe weniger Minuten auf Deck bringen konnten, habe ich gesehen, daß dies an Bord von Seehundfängern mit über 60 Mann Besatzung mehrere Stunden, ja sogar den ganzen Tag in Anspruch nahm.

Im ganzen ist das Heck die Achillesferse der Eismeerfahrer. Hier kann das Eis am leichtesten Schaden anrichten, indem es z. B. das Ruder zertrümmert.

Um das *Ruder* zu schützen, war es außerdem so tief angebracht, daß es von außen über dem Wasser nicht sichtbar war. Wenn eine Eisscholle von hinten gegen das Fahrzeug stieß, traf sie den starken Steven und konnte das Ruder selbst nur schwer erreichen. Trotz der heftigsten Schraubungen hatten wir daher in dieser Beziehung wenig Ungemach zu leiden.

Um den *Schiffsseiten* Stärke zu verleihen, war selbstverständlich alles Mögliche gethan. Die Spanten waren aus vorzüglichem italienischen Eichenholz, welches ursprünglich für die norwegische Marine bestimmt gewesen und 30 Jahre lang in Horten (bei Christiania) unter Dach gelegen hatte. Es war alles gewachsenes Krummholz, 25-28 cm stark. Die Spanten wurden in zwei Lagen oder Auflagern gebaut, genau zusammengefügt und durch Bolzen verbunden, wovon einige verklint wurden. Ueber jeder Naht wurden Bänder aus flachem Eisen angebracht. Diese waren ungefähr 56 cm breit und wurden dicht zusammengestellt, nur mit einem Zwischenraum von 3-4 cm, der vom Kiel bis etwas über die Wasserlinie mit einer Mischung aus Pech und Sägespänen ausgefüllt wurde, um das Schiff einigermaßen dicht zu halten, selbst wenn die Außenhautplanken durchgescheuert werden sollten.

Auf die Spanten wurden von außen drei Plankenlagen gelegt. Die innerste ist aus Eiche, 7,5 cm

dick, festgenagelt und sorgfältig gedichtet; darauf folgt eine zweite Eichenhaut, 10 cm dick, die mit durchgehenden Bolzen befestigt und gedichtet ist; außerhalb dieser kommt dann die Eishaut aus Greenheart, die ebenso wie die andern Häute bis zum Kiel hinabreicht. In der Wasserlinie ist dieselbe 15 cm stark und nimmt gegen den Boden bis auf 7,5 cm ab. Sie wurde mit Nägeln und Bolzen mit Widerhaken, nicht mit durchgehenden Bolzen aufgesetzt, sodaß das Eis die ganze Eishaut hätte abschinden können, ohne daß der Rumpf des Schiffes dadurch größeren Schaden gelitten haben würde. Die Garnirung auf der Innenseite der Spanten besteht aus theils 10 cm, theils 20 cm starken Planken aus Pitchpine-Holz; dieselbe wurde auch ein paar Mal sorgfältig gedichtet.

Die Schiffsseite hatte also im ganzen eine Stärke von 70-80 cm und bestand aus einer soliden, wasserdichten Holzmasse. Es versteht sich, daß eine solche Schiffsseite bei der gebogenen Form, die sie erhalten, schon an und für sich dem Eise einen tüchtigen Widerstand leisten kann. Um diesen aber noch stärker zu machen, wurde sie auf der Innenseite auf alle mögliche Weise gestützt, und das Fahrzeug sah inwendig aus wie ein Spinnengewebe aus Balken, Stützen und Streben. Erstens sind da zwei Lagen Balken, das Oberdeck und das Zwischendeck, größtentheils aus schwerem Eichenholz, theilweise auch ans Pitchpine-Holz; alle diese Balken sind ferner miteinander und mit den Schiffsseiten durch zahlreiche Stützen verbunden. Wie diese angebracht sind, ersieht man aus den vorstehenden Zeichnungen. Das Princip der Knie war natürlich, daß dieselben so rechtwinklig wie möglich auf den Schiffsseiten stehen sollten, um diese gegen Druck von außen zu versteifen und ihn zu vertheilen. Zn letztgenanntem Zweck sind auch die lothrechten Stützen zwischen beiden Balkenlagen und zwischen den untersten Balken und dem Kielschwein vorzüglich geeignet.

Aufrisse und Grundriß der »Fram«.

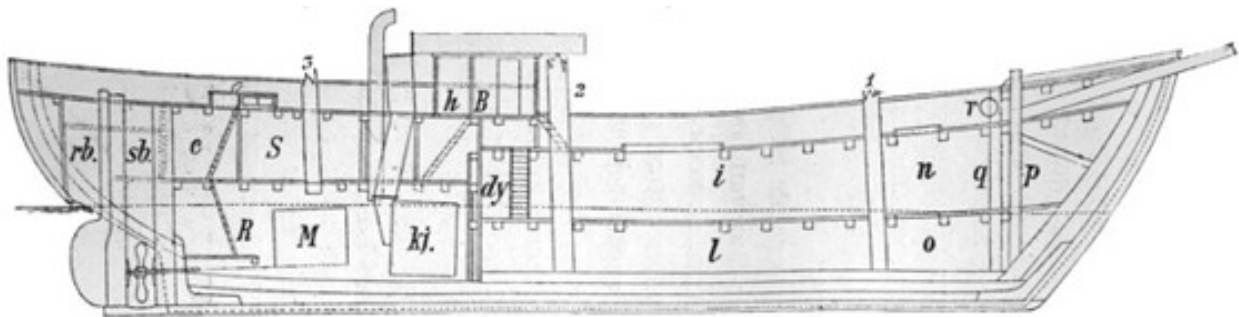


Fig. 1. Aufriß.

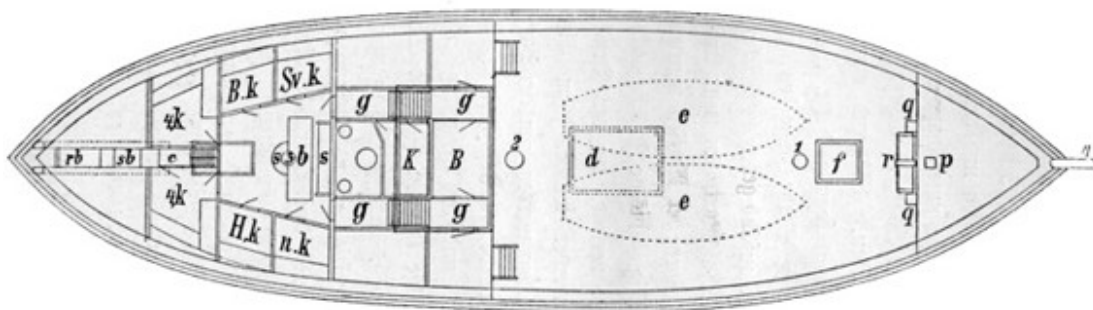


Fig. 2. Decksplan.

rb Steuertunnel. sb Schraubentunnel. S Salon. s Sofa im Salon. b Tisch im Salon. Sv.k Sverdrup's Kajüte. B.k Blessing's Kajüte. 4k Kabinen für 4 Mann. H.k Scott-Hansen's Kajüte. nk Nansen's

Kajüte. c Niedergang zur Maschine. R Maschinenraum. M Maschine. Kj Kessel. g Aufgänge vom Salon. K Küche. B Kartenhaus. b Arbeitskabine. dy Platz für die Dynamomaschine. d Großluk. e Großboote. i Großraum. I der untere Großraum. f Vorderluk. n Vorderraum. o der untere Vorderraum. p Pallstütze. q Spillbetinge. r Ankerspill. 1 Fockmast. 2 Großmast. 3 Besammast. 4 Bugspriet.

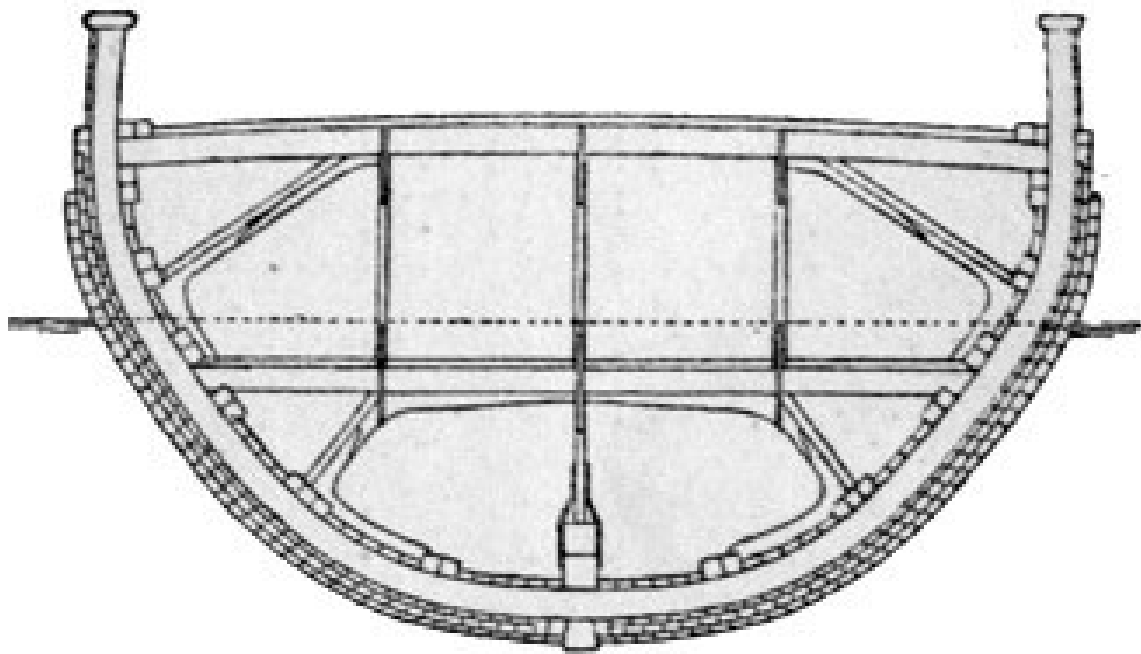


Fig.
3. Mittelspantumriß.

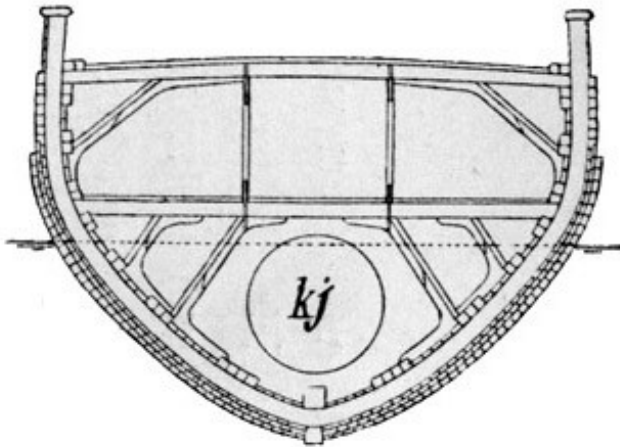


Fig. 4. Querschnitt beim Maschinenraum.

Alles wurde untereinander durch schwere Knie und Eisenverbände befestigt. Das Ganze ist nahezu zu einer einzigen zusammenhängenden Masse geworden. Während man bei frühern Expeditionen sich in der Regel damit begnügt hatte, einigen der mittlern Balken im Schiffe eine besondere Stütze zu geben, war bei der »Fram« jeder einzelne Decksbalken auf die hier beschriebene und abgebildete Weise gestützt.

Im Maschinenraum war natürlich in der Mitte kein Platz für die Stützen; statt dessen wurden auf jeder Seite zwei Knie angebracht (s. Fig. 4). Die Zwischendecksbalken wurden ein wenig unter die Wasserlinie verlegt, wo der Druck während der Eispressungen am stärksten werden würde. Im Hinterraum mußte diese Balkenlage etwas gehoben werden, um der Maschine Platz zu schaffen. Aus dem Gründe wurde das Kajütsdeck nach hinten etwas höher als das Hauptdeck, und das Fahrzeug erhielt ein »poop« oder Halbdeck, worunter die Kajüten für alle Theilnehmer sowie die Küche ihren Platz fanden. Längs des ganzen Fahrzeugs sind innen auf die Spanten kräftige eiserne Stringer aufgelegt, die von den Wegerungsplanken unter den Oberdecksbalken schräg nach unten bis beinahe zum Kielschwein hinlaufen. Das Kielschwein ist in zwei Lagen ungefähr 80 cm hoch, ausgenommen im Maschinenraum, wo der Raum nur *eine* Lagenhöhe gestattet. Der Kiel ist aus zwei schweren Balken aus amerikanischem Ulmenholz, 35 cm auf jeder Seite; dieser wurde, wie schon erwähnt, so hineingebaut, daß nur 7 cm unter der äußersten Bekleidung hervorschauten. Die Seiten des Rumpfs runden sich nach unten gegen den Kiel, sodaß ein Querschnitt bei dem mittlern Spant stark an eine durchgeschnittene halbe Kokosnuß erinnert (s. Fig. 3).

Je mehr das Schiff aus dem Wasser gehoben wird, desto schwerer wird es natürlich und desto stärker wird der Druck gegen das Eis, aber desto leichter wird es dem Eise ja eben wegen dieser Form, es zu heben. Um zu vermeiden, daß das Schiff sich zu sehr auf die Seite legt, falls der Rumpf sehr hoch gehoben würde, wurde der Boden flach gemacht, was sich als sehr zweckmäßig erwies. Durch Experimente versuchte ich die Reibung des Eises auf Holz zu bestimmen, und indem ich danach die Stärke des Schiffes berechnete und den Winkel der Seiten mit der Wasserfläche berücksichtigte, kam ich zu dem Resultat, daß die Stärke mehr als hinreichend sein müsse, um dem zur Hebung des Schiffes nöthigen Drucke Widerstand zu leisten. Diese Berechnung erwies sich denn auch in der Praxis als richtig.

Die wichtigsten *Dimensionen* des Schiffes waren folgende: Länge im Kiel 31 m, Länge in der Wasserlinie 34,5 m, Länge über den Steven beim Deck 39 m, Breite in der Wasserlinie ohne Eishaut 10,4 m, größte Breite ohne Eishaut 11 m, Rauntiefe 5,25 m, Tiefgang mit leichter Last 3,75 m, Displacement mit leichter Last 530 Tonnen, Displacement bei 4,75 m Tiefgang 800 Tonnen. Das Schiff hatte dann einen Freibord von ungefähr einem Meter. Der Rumpf mit gefüllten Kesseln war darauf berechnet, ungefähr 420 Tonnen zu wiegen, und bei 800 Tonnen Displacement sollte also eine Tragfähigkeit von 380 Tonnen für Kohlen und andere Lasten übrig bleiben. Außer dem nothwendigen Proviant für Menschen und Hunde auf mehr als fünf Jahre konnten wir Kohlen für vier Monate bei voller Fahrt der Maschine führen, was für eine Expedition wie diese mehr als hinreichend ist.

Das Wichtigste in Betreff der *Take lung* war, dieselbe so einfach und stark als möglich, sowie gleichzeitig so einzurichten, daß sie dem Winde einen möglichst geringen Widerstand leistete, wenn das Schiff unter Dampf ging. Bei der geringen Mannschaft, die wir hatten, war es außerdem von größter Bedeutung, daß die Takelung leicht vom Deck aus zu manövriren war. Aus diesem Grunde ist die »Fram« als Dreimastgaffelschoner getakelt. Dies erregte das Misfallen verschiedener unserer alten Eismeerschiffer, die ihr Leben lang daran gewöhnt gewesen, mit schwer getakelten Fahrzeugen zu fahren, und die mit dem ihnen eigenen konservativen Sinne meinten, daß das, was sie gebraucht hatten, überhaupt das einzige sei, was im Eise benutzt werden könne. Für unsern Gebrauch war indessen die Takelung, die wir hatten, unzweifelhaft die beste. Außer den gewöhnlichen Schratsegeln hatten wir auf dem vordersten Mast zwei lose Rahen für eine Breitfock und ein Toppsegel. Da die Rahen auf einem Schnaumast saßen, konnten sie leicht gefiert werden, wenn sie nicht im Gebrauch waren.

Die Untermasten des Schiffes waren ziemlich hoch und schwer. Der mittlere war 24,5 m hoch; die Marsstenge war 15,5 m und die Ausguckstonne an der Spitze war im ganzen ungefähr 32 m über dem Wasser. Es war von Wichtigkeit, dieselbe so hoch als möglich anzubringen, damit man um so weitere Aussicht haben konnte, wenn es galt, den Weg durchs Eis zu finden. Die gesammte Segelfläche betrug gegen 600 Quadratmeter.

Die *Maschine* des Schiffes wurde mit besonderer Sorgfalt gebaut. Die Arbeit wurde von *Aker's* mechanischer Werkstatt geliefert. Um die Construction hat *Ingenieur Nörbeck* sich besondere Verdienste erworben. Mit großem Verständniß sah er die verschiedensten Möglichkeiten voraus und traf dagegen seine Maßregeln. Als am meisten kohlen sparend wurde das Dreifach-Expansionssystem gewählt; da man aber annehmen durfte, daß irgendeiner der Cylinder in Unordnung gerathen könnte, war durch besondere Rohre dafür Sorge getragen worden, daß ein beliebiger Cylinder ausgeschaltet werden und somit die beiden andern benutzt werden konnten, oder, wenn es schlimmer werden sollte, sogar nur der eine. Auf diese Weise konnte die Maschine, indem man nur ein oder zwei Ventile drehte, nach Belieben in eine Compound-, eine Hochdruck- oder eine Niederdruckmaschine umgewandelt werden. Trotzdem nie etwas an den Cylindern passirte, wurde diese Einrichtung mehrmals mit Vortheil verwendet. Wenn wir die Maschine als Compoundmaschine benutzten, konnten wir nämlich der »Fram« bei geringem Kohlenverbrauch größere Fahrt geben, und wenn es galt, wurde das Eis auf diese Weise forcirt.

Die Maschine besaß eine Leistungsfähigkeit von 220 indicirten Pferdekraften und konnte bei stillem Wetter mit leichter Last eine Fahrt von 6-7 Seemeilen in der Stunde ausführen. Die Schrauben, deren wir zwei in Reserve hatten, besaßen zwei Flügel und waren aus Gußeisen. Die Reserveschrauben wurden ebenso wenig benutzt wie ein Reservesteuer, welches wir mitgenommen hatten.

Die *Wohnräume* lagen, wie erwähnt, nach hinten, unter dem Halbdeck, und waren so eingerichtet, daß unser gemeinschaftlicher Salon, in dem wir speisten und uns aufhielten, in der Mitte lag, auf beiden Seiten von den Schlafkajüten umgeben (s. Fig. 2). Dies waren vier einschläfrige und zwei vierschläfrige Kabinen. Diese Anordnung war getroffen, um den Salon durch die ihn umgebenden Räume gegen Kälte von außen zu schützen. Außerdem waren Decken, Fußböden und Wände durch viele Schichten dicht und wärmeisolierend gemacht worden. Dem warmen Raume zunächst wurde überall luftdichtes Linoleum gelegt, um zu verhindern, daß die warme feuchte Kajütenluft sich an den Seiten niederschlagen und dort Feuchtigkeit absetzen könne, die bald zu Eis gefrieren würde. Die Seiten des Schiffes sind mit getheertem Filz bedeckt, darauf folgt Korkfüllung, dann eine Vertäfelung aus Tannenholz, dann wieder eine dicke Filzlage, dann luftdichtes Linoleum und schließlich wieder eine Täfelung. Die Decken des Salons und der Kajüten bestehen unter Deck aus vielen verschiedenen Lagen: Luft, Filz, Tannenholz, Linoleum, Renthierhaarfüllung, Täfelung, Linoleum, Luft und wieder Täfelung; mit den Decksplanken von 10 cm Stärke haben sie alles in allem eine Dicke von ungefähr 40 cm. Auf dem Fußboden des Salons wurden auf die Decksplanken 15-18 cm Korkfüllung gelegt, darauf ein dicker Holzfußboden und zu oberst Linoleum. Das Deckfenster, durch das die Kälte besonders leicht eindringen konnte, wurde durch dreifache Scheiben und auf andere Weise geschützt.

Eine der größten Schwierigkeiten des Lebens auf den Schiffen früherer Polarexpeditionen hat darin bestanden, daß die Feuchtigkeit an den kalten Außenwänden der Räume sich niederschlug, um entweder sofort zu Reif zu gefrieren oder in Bächen von den Wänden in die Kojen und auf den Fußboden herabzurinnen. Es war somit nichts Ungewöhnliches, daß die Kojenmatratzen mehr oder weniger in Eisklumpen verwandelt wurden. Wir entgingen jedoch durch die hier genannten Veranstaltungen dieser Unannehmlichkeit vollständig, und wenn im Salon eingeheizt wurde, war keine Spur von Feuchtigkeit an den Wänden, nicht einmal in den Schlafkajüten.

Vor dem Salon lag die Küche und auf beiden Seiten derselben die Aufgänge zum Deck.

Zum Schutze gegen die Kälte waren in jedem dieser beiden Aufgänge vier kleine solide Türen angebracht, die alle passirt werden mußten, wenn man hinaus wollte, und die aus mehreren Lagen Holz mit Filz dazwischen bestanden. Um die kalte Luft abzuhalten, waren die Thüschwelle außerdem ungewöhnlich hoch gemacht. Oben auf dem Halbdeck über der Küche zwischen dem Großmast und dem Schornstein befanden sich ein Kartenhaus auf der Vorderseite und eine kleinere Arbeitskabinen hinten.

Um das Schiff im Falle eines Lecks zu sichern, war der Raum durch *wasserdichte Schotte* in drei Abtheilungen getheilt. Ferner hatten wir außer den gewöhnlichen Pumpen eine kräftige Centrifugalpumpe, die von der Maschine getrieben wurde und mit allen Räumen in Verbindung gesetzt werden konnte.

Als eine Verbesserung gegen frühere Expeditionen ist zu erwähnen, daß die ›Fram‹ mit *elektrischer Beleuchtung* versehen war.

Die Dynamomaschine war darauf berechnet, von der Dampfmaschine getrieben zu werden, solange diese im Gange war, während man beabsichtigte, sie während des Aufenthalts im Eise theils durch Wind, theils durch Handkraft zu treiben. Zu diesem Zweck wurde eine Windmühle sowie ein Göpelwerk mitgenommen, das von uns selbst in Bewegung gesetzt werden sollte. Ich hatte erwartet, daß das letztere von Bedeutung sein würde, um uns in der langen Polarnacht Bewegung zu verschaffen. Wir fanden jedoch genug sonstige Arbeit, und es gelangte daher nie zur Anwendung; dagegen hatten wir viele Freude an der Windmühle. Zur Beleuchtung hatten wir für den Fall, daß nicht genügend Kraft zur Erzeugung elektrischen Lichts vorhanden war,

ungefähr 16 Tonnen Petroleum mitgenommen, das auch zum Kochen und theilweise zur Heizung der Wohnräume bestimmt war.

Das Petroleum sowie 20 Tonnen gewöhnliches Steinkohlenöl, ¹⁶ welches zusammen mit den Kohlen darauf berechnet war, unter dem Kessel verfeuert zu werden, wurden in schweren eisernen Behältern, wovon wir acht im Raum und einen auf Deck hatten, aufbewahrt.

An *Booten* besaß das Schiff im ganzen 8, wovon 2 besonders groß, nämlich 8,8 m lang und 2,1 m breit, waren. Diese waren für den Fall bestimmt, daß das Schiff trotz aller Vorsichtsmaßregeln zerstört werden sollte. Es war dann unsere Absicht, mit ihnen die Drift im Eise fortzusetzen und darin zu wohnen. Sie waren groß genug, die ganze Mannschaft nebst Proviant für viele Monate zu fassen.

Die 4 kleinern Boote waren von der Form, wie sie die Seehundfänger im allgemeinen benutzen. Sie waren besonders stark und leicht gebaut, zwei aus Eichen- und zwei aus Ulmenholz. Das siebente Boot war ein kleiner Kahn, das achte ein Boot mit einem Petroleummotor; es war jedoch weniger zweckmäßig und verursachte uns ziemlich viel Mühe.

Da ich später bei verschiedenen Gelegenheiten unsere übrigen Ausrüstungsgegenstände besprechen werde, will ich hier nur einige der wichtigsten erwähnen.

Auf unsere *Verproviantirung* wurde selbstverständlich besondere Sorgfalt verwendet, da darin ohne Zweifel die gefährlichste Quelle des Skorbutus und sonstigen Elends liegt.

Alle hierher gehörigen physiologischen Fragen wurden eingehend mit *Professor Torup* erörtert, der mir in diesem für uns so bedeutungsvollen Punkte unermüdlich mit Rath und That zur Seite stand.

Das Resultat unserer Erwägungen war: daß bei langdauernden arktischen Expeditionen die Conservirung von Fleisch und Fisch durch Salzen, Räuchern oder unvollständiges Dörren als mangelhaft und verwerflich anzusehen ist. Der leitende Gedanke bei der Verproviantirung muß sein, die Lebensmittel entweder durch sorgfältiges und vollständiges Dörren oder durch Sterilisiren vermittelt Wärme vor dem Verderben zu bewahren. Wonach ich ferner trachtete, war, nicht allein nahrhaften und gesunden Proviant zu bekommen, sondern auch für so viel Abwechslung als möglich zu sorgen. Wir nahmen Fleisch von allen Sorten in hermetisch verschlossenen Büchsen mit; gedörrte Fische und Fischconserven; ¹⁷ Kartoffeln, sowol gedörrte als solche in Büchsen; allerlei conservirtes und gedörrtes Gemüse; gekochtes und gedörrtes Obst, Eingemachtes und Marmelade in großer Menge; gezuckerte und ungezuckerte condensirte Milch, conservirte Butter, getrocknete Suppen verschiedener Art und viele andere Dinge. Unser Brot war meist norwegisches Schiffsbrot aus Roggen und Weizen und englischer Schiffszwieback. Außerdem hatten wir viel Mehl zum Backen von frischem Brot.

Jedes einzelne Nahrungsmittel wurde chemisch untersucht, ehe es angenommen wurde, ¹⁸ und es wurde besonders darauf geachtet, daß die Verpackung sorgfältig geschah. Selbst Brot, getrocknetes Gemüse u. s. w. wurde in Zinkkisten eingelöthet, um gegen Feuchtigkeit geschützt zu sein.

Als *Getränke* benutzten wir beim Frühstück und Abendessen Chokolade, Kaffee und Thee, zuweilen auch Milch; beim Mittagessen hatten wir im ersten halben Jahre Bier, später genossen wir Citronensaft mit Zucker oder Sirup. Außer Bier und einigen Flaschen Malzextrakt führte die Expedition keine geistigen Getränke mit sich. ¹⁹

Tabak hatten wir in reichlicher Menge, sowol zum Rauchen als auch zum Kauen.

Von großer Bedeutung bei einer Fahrt wie die unsrige ist eine gute *Bibliothek*, und dank den Verlegern und sonstigen Freunden der Expedition in Norwegen und im Auslande waren wir in dieser Beziehung sehr gut ausgerüstet.

Einen wichtigen Theil der Ausrüstung bildeten natürlich die Instrumente, mit denen die wissenschaftlichen Beobachtungen angestellt werden sollten; ihnen wurde denn auch besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Außer der Sammlung von Instrumenten, die ich von der Grönlandreise her besaß, wurde eine Menge neuer angeschafft, und nichts wurde gespart, um sie so gut und vollständig als möglich zu bekommen. Zu den meteorologischen Beobachtungen wurden außer gewöhnlichen Thermometern, Barometern, Aneroiden, Psychrometern, Hygrometern, Anemometern u. s. w. auch selbstregistrirende Instrumente mitgenommen. Von besonderer Bedeutung waren ein selbstregistrirendes Aneroidbarometer (Barograph) und ein Paar selbstregistrirende Thermometer (Thermographen). Für astronomische Bestimmungen besaßen wir ein großes Universalinstrument zum Gebrauch während der Drift und zwei kleinere, für Schlittenexpeditionen bestimmte Theodoliten, sowie mehrere Sextanten von verschiedener Größe. Ferner hatten wir vier Schiffschronometer und verschiedene Taschenschronometer. Für die magnetischen Beobachtungen besaßen wir eine vollständige Ausrüstung, um Declination, Inclination und Intensität (sowol die horizontale als die totale Intensität) zu bestimmen. Unter andern Instrumenten sind zu erwähnen: ein Spektroskop, besonders für Nordlicht berechnet, ein Elektroskop, um die Lufterlektricität zu bestimmen, photographische Apparate, von denen wir sieben größere und kleinere hatten, und einen photogrammetrischen Apparat zur Aufnahme von Karten.

Für besonders wichtig hielt ich einen Pendelapparat nebst Zubehör, um Pendelversuche im hohen Norden anzustellen. Dazu war aber Land erwünscht, und das fanden wir nicht, sodaß dieses Instrument leider wenig zur Anwendung kam.

Zu hydrographischen Untersuchungen führten wir eine volle Ausrüstung von Wasserschöpfern, Tiefseethermometern u. s. w. mit. Zur Bestimmung des Salzgehalts des Wassers hatten wir außer den gewöhnlichen Aräometern auch einen von Stipendiat Thornöe construirten elektrischen Apparat.

Zum Sammeln von Thieren und Pflanzen führten wir natürlich Käscher und Schleppnetze u. s. w. mit uns.

Im ganzen war unsere wissenschaftliche Ausrüstung völlig gelungen, und dies verdanke ich zum wesentlichen Theil den vielen Männern der Wissenschaft, die mir dabei wohlwollend zur Seite standen. Ich benutze hier die Gelegenheit, um folgenden Herren meinen besondern Dank auszusprechen: *Professor Mohn*, der sich nicht allein der meteorologischen Instrumente annahm, sondern mir auch auf manche andere Weise mit Rath und That behülflich war; *Professor Geelmuyden*, der sich für den astronomischen Theil interessirte; *Wirkl. Geh. Admiralitätsrath Professor Dr. Neumayer* in Hamburg, der die magnetische Ausrüstung überwachte, sowie *Professor Otto Petterson* in Stockholm und *Stipendiat Thornöe* in Christiania, die beide bei der hydrographischen Ausrüstung halfen.

Von nicht geringerer Bedeutung waren die physiologisch-medicinischen Vorbereitungen, deren sich *Professor Torup* mit Sorgfalt angenommen hatte.

In verschiedenen Fällen war es von größter Bedeutung für die Expedition, gute *Schlittenhunde* zu haben.

Aus diesem Anlaß wandte ich mich an meinen Freund *Baron Eduard von Toll* in St. Petersburg

mit der Frage, ob es sich machen ließe, aus Sibirien brauchbare Hunde zu bekommen.²⁰ Baron Toll antwortete sehr entgegenkommend, daß er glaube, selbst die Sache für mich ordnen zu können, da er gerade im Begriff sei, seine zweite wissenschaftliche Reise nach Sibirien und den Neusibirischen Inseln anzutreten. Er schlug vor, die Hunde sollten nach Chabarowa an der Jugorschen Straße geschickt werden. Auf seiner Reise durch Tjumen im Januar 1893 bewog er mit Hülfe des englischen Kaufmannes *Wardropper* einen dort wohnenden Mann, Namens *Alexander Iwanowitsch Trontheim*, 30 ostjakische Hunde zu erwerben und sie nach der Jugorschen Straße zu bringen. Aber Baron Toll begnügte sich nicht damit. Da Herr *Nikolai Kelch* sich zur Tragung der Kosten erbot, besorgte er den Kauf von 26 ostsibirischen Hunden, die anerkannt bessere Zughunde sind als die westsibirischen (ostjakischen), und der Norweger *Johann Torgersen* übernahm es, sie nach der Olenek-Mündung zu bringen, wo wir der Abrede gemäß anlaufen sollten.

Ferner meinte Baron Toll, es könnte von Wichtigkeit sein, auf den Neusibirischen Inseln einige Depots anzulegen für den Fall, daß die ›Fram‹ verunglücken und die Expedition gezwungen sein sollte, auf diesem Wege heimzukehren. Als er dies erwähnte, erklärte Herr Kelch sich sofort bereit, auch hierfür die Kosten zu bestreiten, da er wünschte, daß wir in diesem Falle sibirische Gastfreundschaft selbst auf den Neusibirischen Inseln finden sollten.

Es stellte sich als schwierig heraus, zuverlässige Leute zu finden, um einen so verantwortungsvollen Auftrag auszuführen. Daher entschloß sich Baron Toll selbst, die Depots anzulegen. Im Mai 1893 unternahm er zu diesem Zweck eine abenteuerliche und in hohem Grade interessante Reise vom Festlande übers Eis nach den Neusibirischen Inseln, während welcher er nicht allein drei Depots für uns anlegte,²¹ sondern auch geologische Untersuchungen von größter Bedeutung anstellte.²²

Ein zweiter Punkt von Wichtigkeit war meiner Meinung nach, eine *Kohlenladung* so weit als möglich auf unsern Weg zu senden, damit wir die ›Fram‹, bevor wir die Verbindung mit der übrigen Welt ganz abbrechen, soviel als möglich mit Kohlen versehen konnten.



1. Cand. med. Blessing. 2. Nordahl, Elektrotechniker. 3. Mogstad. 4. Hendriksen, Harpunierer. 5. Pettersen, Zweiter Maschinist. 6. Johansen, Reservelieutenant.
7. Bentsen. 8. Scott-Hansen, Premierlieutenant der Marine, 9. Sverdrup, Kapitän. 10. Jacobsen, Steuermann. 11. Nansen. 12. Juell, Proviantverwalter und Koch. 13. Amundsen, Erster Maschinist.

Mit Freuden nahm ich daher das Anerbieten eines Engländers an, uns mit seiner Dampfjacht bis Nowaja Semlja oder bis zum Karischen Meere zu begleiten und uns beim Abschiede 100 Tonnen Kohlen zu geben. Als wir vor der Abreise standen, erfuhr ich jedoch, daß neue Bestimmungen getroffen seien.

Da es jetzt zu spät geworden, um sich auf andere Weise zu arrangiren, miethete ich die Jacht »Urania« aus Brönösund in Nordland, um eine Kohlenladung nach Chabarowa an der Jugor'schen Straße zu bringen.

Sobald mein Expeditionsplan bekannt wurde, liefen aus allen Himmelsgegenden, aus Europa, Amerika, selbst aus Australien, trotz der vielen warnenden Stimmen, die sich gegen die Expedition erhoben, Hunderte von Gesuchen ein von Personen, die theilzunehmen wünschten. Es war nicht leicht, unter all den muthigen Männern, die sich meldeten, eine Wahl zu treffen. Selbstverständlich mußte besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß jeder kräftig und gesund sei, und niemand wurde deshalb endgültig angenommen, bevor er nicht sorgfältig von Professor Hjalmar Heiberg in Christiania untersucht worden war.

Die Mitglieder der Expedition waren folgende:

Otto Neumann Sverdrup, Führer der »Fram«, geboren 1855 zu Bindalen in Helgeland. Siebzehn Jahre alt ging er zur See, 1878 machte er sein Steuermannsexamen und fuhr einige Jahre als Kapitän. 1888-89 nahm er an meiner Grönlandreise theil. Sobald er von dem Plane zur neuen

Polarfahrt hörte, äußerte er den Wunsch, sich zu betheiligen. Ich wußte, daß ich die »Fram« schwerlich bessern Händen übergeben könne. Er ist verheirathet und Vater eines Kindes.

Sigurd Scott-Hansen, Premierlieutenant in der norwegischen Marine, übernahm die meteorologischen, astronomischen und magnetischen Beobachtungen. Er ist 1868 in Christiania geboren. Nachdem er die Marineschule in Horten durchgemacht, wurde er 1889 Offizier und 1892 Premierlieutenant. Er ist ein Sohn des Districtspfarrers Andreas Hansen in Christiania.

Cand. med. *Henrik Greve Blessing*, Arzt und Botaniker der Expedition, geboren 1866 in Drammen, wo sein Vater damals Geistlicher war. Er wurde 1885 Student und im Frühjahr 1893 Candidat der Medizin.

Theodor Claudius Jacobsen, Steuermann der »Fram«, geboren 1855 in Tromsø, woselbst der Vater Kapitän, später Hafenmeister und Oberlootse war. Im Alter von fünfzehn Jahren ging er zur See und machte vier Jahre später sein Steuermannsexamen. Zwei Jahre lang ist er in Neuseeland Arbeiter gewesen. 1886-90 fuhr er als Eismeerschiffer mit einer Jacht von Tromsø. Er ist verheirathet und hat ein Kind.

Anton Amundsen, Erster Maschinist der »Fram«, ist 1853 in Horten geboren. Im Jahre 1875 machte er das technische Examen, 1877 wurde er Maschinist und 1892 machte er das Maschinenmeisterexamen. Seit 25 Jahren ist er im Dienste der Marine gewesen, wo er die Stellung eines Obermaschinisten erlangt hat. Er ist verheirathet und hat sieben Kinder.

Adolf Juell, Proviantverwalter und Koch an Bord der »Fram«, geboren 1860 im District Skåtö bei Kragerö. Sein Vater war der Landmann und Schiffsreeder Claus Nielsen Juell. Im Jahre 1879 machte er sein Steuermannsexamen; er ist mehrere Jahre lang Schiffsführer gewesen. Er ist verheirathet und Vater von vier Kindern.

Lars Pettersen, Zweiter Maschinist der »Fram«, geboren 1860 in Borre bei Landskrona in Schweden von norwegischen Eltern. Er ist gelernter Schmied und Maschinenarbeiter, in welcher Eigenschaft er mehrere Jahre in der norwegischen Marine angestellt war. Er ist verheirathet und hat vier Kinder.

Reservelieutenant *Fredrik Hjalmar Johansen*, geboren 1867 in Skien, wurde 1886 Student. In den Jahren 1891 und 1892 besuchte er die Kriegsschule und wurde dann Reserveoffizier. Er war so für die Theilnahme an der Expedition begeistert, daß er, da kein anderer Platz frei war, den Posten eines Heizers annahm. An Bord war er die meiste Zeit meteorologischer Assistent.

Harpunierer *Peder Leonard Hendriksen*, geboren 1859 zu Balsfjorden in der Nähe von Tromsø. Von Kindheit an hat er sich auf der See bewegt und fuhr vierzehn Jahre lang auf dem Eismeere als Harpunierer und Schiffer. Im Jahre 1888 erlitt er bei Nowaja Semlja Schiffbruch mit der Jacht »Engheden« von Christiansund. Er ist verheirathet und hat vier Kinder.

Bernhard Nordahl ist 1862 in Christiania geboren. Vierzehn Jahre alt trat er in die Marine ein und avancirte zum Constabel. Später hat er die verschiedensten Beschäftigungen gehabt und u. a. mehrere Jahre lang an elektrischen Beleuchtungsanlagen gearbeitet. An Bord hatte er die Beaufsichtigung der Dynamomaschine und des elektrischen Lichts, leistete außerdem Dienste als Heizer und war eine Zeit lang Gehülfe bei den meteorologischen Beobachtungen. Er ist verheirathet und Vater von fünf Kindern.

Ivar Otto Irgens Mogstad, geboren 1856 zu Aure in Nordmøre. 1877 machte er das Examen als Forstbeamter. Seit 1882 war er Oberwärter an der Irrenanstalt zu Gaustad. An Bord war er zu allem nützlich, vom Uhrmacher bis zum Hundewärter.

Bernt Bentsen, geboren 1860, ist mehrere Jahre zur See gewesen. Im Jahre 1890 bestand er das Steuermannsexamen und hat seitdem als Steuermann das Eismeer bereist. Er wurde in Tromsø angeworben, gerade als wir abfuhr. Es ging dies ziemlich schnell; um halb 9 Uhr kam er an Bord, um mit mir zu sprechen, und um 10 Uhr ging die »Fram« in See.

Dieses Oel wurde mit Hülfe eines eigens dazu construirten Apparats mit einer Dampfspritze als feine Douche in die Heizgänge gespritzt, woselbst es auf sehr ökonomische Weise verbrannte, indem es gleichzeitig eine starke Hitze gab. Der Apparat war von derselben Construction, wie sie in England für Locomotiven angewandt wird, und war von dort bezogen. Es zeigte sich aber, daß der Kessel dadurch an einem bestimmten Punkte zu stark erhitzt wurde, sodaß er Beulen bekam; diese Heizmethode wurde daher während der Fahrt nur ganz kurze Zeit angewendet. Fischconserven schienen an Bord stets sehr begehrt zu sein. In besonders hohem Ansehen standen norwegische Fischfarce und Fischpudding, der conservirten Makrelen nicht zu gedenken. Diese Untersuchungen verdankt die Expedition den Chemikern *L. Schmelck*, Christiania, und *W. Harkneß*, London. Einige Theilnehmer hatten jedoch privatim einige wenige Flaschen Wein und Cognac mitgenommen. Als über ein Jahr vergangen war und die hygienischen Verhältnisse an Bord sich als gut erwiesen, gestattete ich bei einzelnen festlichen Gelegenheiten einen Grog aus Multbeeren- oder anderm Fruchtsaft mit einem Zusatz von Spiritus. Ich hatte auch daran gedacht, von den Eskimos in Grönland und an der Hudson-Bai Hunde zu erhalten, aber es zeigte sich, daß es mit zu großen Schwierigkeiten verbunden war, mir dieselben von dort zu senden. Diese Depots waren mit großer Umsicht angebracht, und es war so gut für uns gesorgt, daß wir wahrlich keine Noth gelitten hätten, wenn wir dorthin gekommen wären. Im nördlichsten Depot bei Stan Durnowo auf der Westküste der Kotelnjy-Insel unter 75° 37' nördl. Br. würden wir Proviant für acht Tage gefunden haben. Damit hätten wir leicht 100 km südwärts längs der Küste nach dem zweiten Depot bei Urassalach gelangen können, wo wir in einem von Baron Toll im Jahre 1886 aufgeführten Hause Nahrung für einen ganzen Monat gefunden hätten. Schließlich würde ein drittes Depot in einem Hause auf der Südseite der Kleinen Ljachow-Insel mit einem Proviant für zwei Monate uns in den Stand gesetzt haben, mit Leichtigkeit das Festland zu erreichen. Ueber die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser interessanten Reise siehe »Mémoires de l'Académie des Sciences de St. Pétersbourg«, VII^e série, tome XLII, No. 13. Die Reise selbst beschrieb Baron Toll im Jahrbuch der russischen Geographischen Gesellschaft und unter anderm auch in »Petermanns Mitteilungen«, 1891, S. 131 fg. und 155 fg.

Zweites Kapitel

Die Abreise.

So fahre ich gen Norden in das finstre Reich
hinein, wo keine Sonne scheint. Dort ist kein Tag.

Volkslied aus Thelemarken.

Es war am Johannistag 1893. Grau und traurig brach er herein; nun hieß es Abschied nehmen – unwiderruflichen Abschied. Die Thür schloß sich hinter mir. Einsam ging ich zum letzten male vom Hause durch den Garten nach dem Strande hinab, wo an der Bucht das kleine Motorboot der »Fram« unbarmherzig wartete. *Hinter* mir lag alles, was ich im Leben lieb hatte. Was lag *vor* mir? Und wie viele Jahre mögen vergehen, ehe ich alles das wiedersehen werde? –

Was hätte ich in diesem Augenblicke nicht darum gegeben, umkehren zu können. Oben im Fenster saß Liv, mein Töchterchen, und klatschte in die Händchen. Glückliches Kind, du ahnst noch nicht, wie wunderbar verwickelt und wechselvoll das Leben ist! –

Wie ein Pfeil schoß das kleine Boot durch die Bucht von Lysaker hinaus auf die Fahrt, deren Einsatz das Leben war, wenn nicht mehr.

Endlich ist alles fertig. Der Augenblick ist gekommen, auf den jahrelange angestrengte Arbeit unaufhaltsam gerichtet war. Er ist gekommen, mit ihm das Gefühl, daß alles Notwendige vorhanden und alles so vollendet ist, daß man die Verantwortung von sich abwälzen kann und das Gehirn endlich ausruhen darf.

Ungeduldig liegt die »Fram« dampfschnaubend in der Bucht von Piperviken und wartet auf das Signal, während die Barkasse summend, am Dyna-Leuchtfeuer vorüber, herankommt und anlegt.

Das Deck ist voller Menschen, die uns das letzte Lebewohl sagen wollen; jetzt müssen sie von Bord. Dann lichtet die »Fram« den Anker; schwer und tiefgeladen setzt sie sich langsam in Bewegung und macht eine Rundtour in der Bucht. Die Quais sind angefüllt mit einer Menschenmenge, die Hüte und Taschentücher schwenkt. Aber schweigsam und still wendet die »Fram« den Bug nach dem Fjord zu und steuert behutsam und sicher an Bygdö und Dyna vorbei in das Unbekannte hinaus, umschwärmt von behenden Booten, Lustjachten und Dampfschiffen. Friedlich und geschützt lagen die Villen hinter dem Laubwerk drüben am Strande, wie man sie

immer sah. Ach, »herrlich sind die Matten, nie sah ich sie schöner«. ²³ Es wird wol lange dauern, ehe wir das bekannte Fahrwasser wieder durchfurchen.

Nun ein letzter Gruß dem heimatlichen Hause, das dort auf der Landzunge liegt. Vorn der glänzende Fjord, Tannen- und Fichtenwald ringsum, lachendes Wiesenland und langgezogene waldbedeckte Gipfel dahinter. Durchs Fernrohr sah ich eine weiße Gestalt schimmern, auf der Bank unterm Fichtenbaum – –

Das war der schwerste Augenblick der ganzen Fahrt.

Hinaus in den Fjord. Regenwetter trat ein, eine trübe Stimmung breitete sich über die vertraute Landschaft mit all ihren Erinnerungen.

Erst am Vormittag des nächsten Tages (25. Juni) glitt die »Fram« langsam in die Bucht von Raekvik, wo ihre Wiege, Archer's Werft bei Laurvik, lag und wo manch goldener Traum von ihrer siegreichen Laufbahn geträumt worden war. Hier sollten wir die beiden Großboote an Bord nehmen und auf die Klampen setzen, dazu, noch verschiedenes anderes Material empfangen.

Ehe alles fertig war, verstrich der Tag und ein guter Theil des nächsten. Am 26. gegen 3 Uhr sagten wir Raekvik Lebewohl, machten einen Abstecher nach der Reede von Laurvik, um dann von dort, an Fredriksvärn vorbei, in See zu stechen. Archer mußte selbst das Steuer führen und sein Kind, die »Fram«, diese letzte Strecke lenken, ehe er von Bord ging. Dann wurden die Hände zum allerletzten Abschied geschüttelt; der Worte gab es nicht viele. Sie stiegen ins Boot, Archer, meine Brüder und mein Freund, während die »Fram« mit schwerfälliger Fahrt vorwärts glitt – die Bande waren zerrissen. Ein seltsam wehmüthiges Gefühl, diese Letzten aus der Heimat zu sehen, dort in dem kleinen Boote auf der großen blauen Fläche, dahinter ein Kutter mit weißen Segeln, und etwas weiter entfernt Laurvik. Ich glaube beinahe, es glänzte eine Thräne in dem alten prächtigen Antlitz, wie er da aufrecht im Boote stand und mit einem Hoch auf uns und die »Fram« von uns schied. Wer weiß, ob ihm das Schiff nicht wirklich ans Herz gewachsen ist? Daß er festes Vertrauen zu ihm hat, weiß ich. So gaben wir für Archer die ersten Salutschüsse mit den Kanonen der »Fram« ab, eine würdigere Einweihung konnte ihnen nicht zutheil werden. Volldampf voraus! – und in dem stillen klaren Sommerwetter, während die Abendsonne übers Land schien, steuerte die »Fram« dem bläulichen Meere zu, um in den langen Dünungen ihr erstes Wellenbad zu nehmen. Lange standen sie im Boote und sahen uns nach, wie wir dahinfuhren.

Bei gutem Wetter ging die Fahrt die Küste entlang, an Christiansand vorüber. Am nächsten Abend (27. Juni) waren wir draußen bei Lindesnäs. Bis in die Nacht hinein saß ich und plauderte mit Scott-Hansen. Er war der Kapitän für die Strecke von Christiania bis Drontheim, wo Sverdrup zu uns stoßen sollte, nachdem er seine Familie nach Stenkjär begleitet hatte. Während wir im Kartenhaus saßen und die Stunden vorübergleiten ließen, schlug plötzlich bei zunehmendem Rollen des Schiffs eine Welle die Thür auf und strömte herein. Wir eilten auf Deck. Das Schiff schlingerte wie ein Balken; die Wellen brachen auf beiden Seiten über die Rehling herein, und nach und nach kamen alle Mann auf Deck. Am meisten fürchtete ich, daß die schlanken Stützen unter den Großbooten nachgeben würden und die Boote über Bord gehen und vielleicht einen Theil der Takelage mitnehmen konnten. Als dann 25 leere Paraffintonnen, die auf Deck festgebunden waren, loskamen, hin und her geschleudert und allmählich mit Wasser gefüllt wurden, sah es wahrlich nicht heiter aus; aber schlimmer wurde es, als schließlich auch noch Haufen von Reserveholz, Rundholz und Brettern dieselbe Wanderung unternahmen und drohten, die Stützen unter den Bootsklampen wegzuschlagen. Es war ein kummervoller Augenblick. Seekrank stand ich auf der Kommandobrücke, mit getheilten Gefühlen, indem ich abwechselnd

bald den Meeresgöttern opferte, bald die größte Angst ausstand wegen der Mannschaft, die sich vorn auf Deck abmühte, zu bergen, was zu bergen war. Oft sah ich nur einen Wirrwarr von Wellen, treibenden Planken, Armen, Beinen und leeren Fässern. Hier schlug die grüne See einen zu Boden, daß die Wasserflut um ihn spritzte, dort sah ich die braven Leute über wirbelnde Balken und Fässer hinweg springen, damit ihnen nicht die Füße eingeklemmt wurden. Sie hatten gewiß keinen trockenen Faden am Leibe.

Juell lag und schlief im »Grand Hotel« – wie wir das eine Großboot nannten. Er erwachte und hörte unter sich die See gleich einem Wasserfall. Ich traf ihn in der Kajüthür, als er gerade gelaufen kam und ausrief: »Da oben ist's nicht mehr sicher, besser die paar Lumpen retten!« – er hatte sein Bündel unter dem Arm. Dann eilte er nach vorn, um seine Schiffskiste zu bergen, die auf dem Vorderdeck munter in der salzigen See schwamm; er schleifte und schleppte sie hinter sich her nach hinten, während eine Sturzwelle nach der andern sich über ihn ergoß.

Einmal tauchte die »Fram« mit dem ganzen Bug ins Wasser und bekam die Wellen über Back. Da hing einer und zappelte am Ankerdavit über dem weißen Strudel. Das war schon wieder Juell.

Wir hatten große Noth, unsere Sachen zu bergen. All die schönen Paraffinfässer mußten wir über Bord werfen, ein prächtiger Balken nach dem andern ging denselben Weg; ich stand und sah ihnen betrübt nach, wie sie von dannen schwammen. Der Rest der Decklast wurde auf dem Halbdeck aufgestapelt. Ich fürchte, die Actien der ganzen Expedition standen in diesem Augenblicke sehr niedrig.

Da mit *einem* male, während es mit uns am schlimmsten stand, sahen wir eine Bark aus dem Nebel vor uns auftauchen. Sie lag mit allen Segeln so sicher und ruhig, als wenn nichts geschehen wäre, und wiegte sich leise auf den Wellen. Es war beinahe ärgerlich anzusehen. Der Fliegende Holländer und anderes Teufelszeug fuhren mir durch den Kopf.

In der Küche gibt es ein großes Unglück. Mogstad kommt hinein und sieht die ganze Wand mit dunkelrothen Flecken bespritzt. Er rennt zu Nordahl mit der Nachricht, er glaube, Juell habe sich erschossen, aus Verzweiflung über die unerträgliche Hitze, über die er so empfindlich geklagt habe. Ein blutiges Revolverdrama an Bord der »Fram« – – –! Bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß das »Blut« von einer Chokoladendose herrührt, die im Schranke umgeworfen worden war.

In die Nähe des Landes wagten wir uns des Nebels wegen nicht; wir mußten den Kurs seewärts beibehalten, bis der Nebel sich endlich gegen Morgen lichtete und der Lootse bei Farsund und Hummerdus Land in Sicht bekam. Wir steuerten in den Lister-Fjord, um dort zu ankern und uns besser seeklar zu machen; da aber das Wetter sich besserte, fuhren wir weiter. Erst am Nachmittag steuerten wir bei schwerer Regenluft und starker Brise nach Ekersund hinein und ankerten in der Hovlandsbucht, wo unser Lootse Hovland²⁴ seine Heimat hatte.

Am nächsten Morgen wurden die Bootsklampen und sonstige Sachen in gehörigen, seeklaren Stand gesetzt. Die »Fram« war jedoch zu sehr überlastet, um sich auf See gut zu halten, woran aber nun einmal nichts mehr zu ändern war.

Was wir mit uns hatten, hatten wir nöthig, und wenn wir nur unsere Lasten auf Deck ordentlich verwahrten und festmachten, konnten die Wellen uns nicht viel anhaben, wenn das Wetter auch noch so stürmisch werden sollte; denn daß Fahrzeug und Takelage halten würden, wußten wir.

Es war spät am Abend, am letzten Tage des Juni, als wir bei Kvarven eine Wendung machten und in der düstern, dämmernden Nacht auf Bergen zuhielten. Sonnig und prächtig lag der Hafen am andern Morgen (1. Juli) vor mir, als ich auf Deck kam. Es war ein wahres Sonnenfest in der Luft,

die Berge Ulriken, Flöien und Lövstakken glitzerten und funkelten – ein von früher her vertrauter Gruß. Ein wunderbarer Ort, diese alte Hansastadt!

Am Abend sollte ich einen Vortrag halten, kam jedoch eine halbe Stunde zu spät. Als ich im Begriff war, mich zum Fortgehen anzukleiden, liefen nämlich eine Menge Rechnungen ein, und wenn ich die Stadt als solventer Mann verlassen wollte, mußte ich bezahlen – und das Publikum mußte warten. Schlimmer war es, daß der Salon mit den ewigen reisenden Fragezeichen angefüllt war. Ich konnte hören, wie eine ganze Gesellschaft Engländer die Thür zu meiner Kabine belagerte, während ich mich ankleidete; sie wollten durchaus »shake hands with the doctor«. Eine Engländerin guckte mir sogar durch die Ventillöcher zu, hörte ich später von meinem Secretär, der den Vorgang beobachtet hatte. Einen netten Anblick mag die junge Schöne gehabt haben! Wie verlautet, zog sie ihr Näschen schleunigst zurück.

Wir waren in der That an allen Orten, wo wir anliefen, wie wilde Thiere in einer Menagerie. Man ging ungenirt umher und beschaute uns in den Kabinen wie Bären und Löwen in Käfigen, discutirte so laut, daß wir es hören mußten, ob wir es seien oder nicht, und kritisirte die Bilder unserer Angehörigen, die an den Wänden hingen.

Als ich fertig war, öffnete ich vorsichtig die Thür und war mit ein paar Sätzen draußen und auf Deck, an den Gaffern vorbei, die einander zuriefen: »There he is, there he is!« Und die ganze Gesellschaft polterte hinterdrein. Ja, im Handumdrehen war er weg, auf der Landungsbrücke und im Wagen, lange ehe sie das Deck erreicht hatten.

Um 8 Uhr abends großes Fest; viele schöne Reden, gutes Essen und Trinken, hübsche Damen, Musik und Tanz bis in den hellen Morgen hinein.

Am nächsten Vormittag (2. Juli) um 11 Uhr – es war ein Sonntag – dampften wir mit vielen Freunden an Bord bei sonnigem Wetter durch den Fjord von Bergen nach Norden. Es war ein unvergeßlich schöner Sommertag. Nördlich im Herlö-Fjord, bei den Schären draußen im Meer, schieden die Freunde von uns; Hüte und Taschentücher wurden geschwenkt. Lange noch sahen wir das kleine Hafenboot mit seiner dunkeln Rauchsäule sich von der glänzenden Wasserfläche abheben. Draußen rollte die See im Sonnendunst, und drüben lag das flache Mangerland mit all seinen Erinnerungen an ein Naturforscherleben vor vielen Jahren, bei Sonnenschein und Regenwetter. Hier hat einer der größten Naturforscher Norwegens, *Michael Sars*, als einsamer Pfarrer fern von dem Getriebe der Welt seine großen Entdeckungen gemacht. Hier that ich selbst die ersten tastenden Schritte auf der schmalen Bahn der Naturforschung.

Der Abend war wunderbar schön. Nordwärts die Röthe des verschwindenden Tages, hinter uns der Mond groß und rund über den Bergen. Vorn ragten Alden und Kinn wie ein Märchenland aus der See empor. So müde ich auch war, konnte ich mich doch nicht entschließen, meine Koje aufzusuchen; ich mußte all diese Schönheit in langen erfrischenden Zügen einfangen. Wie Balsam legt es sich auf die Seele nach all den Schwierigkeiten und all dem Aerger mit fremden Menschen. –

So fuhren wir denn, meistens bei schönem Wetter, seltener in Regen und Nebel, zwischen Sunden und Inseln hindurch längs der norwegischen Küste nach Norden. Welch herrliches Land! Ich möchte wissen, ob es in der ganzen Welt ein Fahrwasser gibt wie hier. Unvergeßlich sind diese Morgenstunden, wenn die Natur aus ihrem Schlummer erwacht, Nebelheim weiß und silberglänzend auf den Bergen liegt, deren Gipfel wie Meeresinseln darüber emporragen!



Abschied von Bergen.

Dieser strahlende Tag über den weißen, schimmernden Schneebergen! Und dann die Abende mit ihrem Sonnenuntergang und dem bleichen Monde, Berge und Inseln schweigend und träumend wie ein Sehnen der Jugend. Hin und wieder geht es vorüber an freundlichen Gärten und Häusern, von grünen Bäumen lachend umgeben. Ach, wie wecken sie wieder die Sehnsucht nach Leben und Wärme, diese friedlichen Wohnungen im Schutze der Inselchen! Man mag über Naturschönheiten die Achseln zucken, es ist doch herrlich für ein Volk, ein schönes Land zu besitzen, wenn es auch arm ist. Nie ist mir dies klarer geworden, als in dem Augenblicke, da ich es verlassen sollte.

Ab und zu ein Hurrah vom Lande, bald von einem Schwarm Kinder, bald von Erwachsenen; aber meistens stauende Bauern, die lange dem seltsamen Schiffe nachschauen und über die räthselhafte Fahrt nachsinnen. Und in Jachten und Ruderbooten sitzen Frauen und Männer in ihren rothen Hemden, die in der Sonne leuchten; sie hören auf zu rudern, um nur zu sehen und zu staunen. Aus den Städten, an denen wir vorbeifahren, kommen Dampfschiffe voller Menschen, uns mit Musik, Gesang und Kanonenschüssen zu begrüßen. Die großen Touristendampfer begrüßen uns mit Flaggen und Salutschüssen, ebenso die Jachten. Es ist ein drückendes Gefühl, Gegenstand solcher Huldigungen zu sein, ehe noch etwas vollbracht ist. Ein alter Spruch sagt:

Am Abend lobe den Tag; wenn sie Asche geworden, die Frau;
Den Degen, den du erprobt; die Dirne, wenn sie vermählt;
Wenn dich's trug, das Eis; wenn du's trankst, das Bier. ²⁵

Am rührendsten war das Interesse und die Huldigung, die die armen Fischer und Bauern uns entgegenbrachten. Es setzte mich dies oft in Erstaunen; ich fühlte, sie verfolgten uns mit Spannung.

Ich erinnere mich eines Tages, es war nördlich von Helgeland, daß eine ältere Frau auf einem nackten Felsenvorsprung stand und winkte.

»Ich möchte wissen, ob die dort *uns* zuwinkt«, sagte ich zum Lootsen, der neben mir stand.

»Ja freilich«, antwortete dieser.

»Ja, aber wie kann sie denn etwas über uns erfahren haben?«

»O, hier kennen sie die »Fram« und ihre Fahrt schon in jedem Stübchen und sie werden schon darauf warten, daß Ihr wieder zurückkommt, darauf könnt Ihr Euch verlassen«, antwortete er.

Wahrlich, wir gehen an eine verantwortliche Arbeit, wenn wir auf solche Weise das ganze Volk mit uns haben. – Wenn nun das Ganze eine einzige große Täuschung würde! –

Am Abend saß ich auf dem Deck und schaute hinaus in die Gegend. Einsame Hütten lagen hier und dort zerstreut auf Landzungen und Inseln. Dort verbringt das norwegische Volk sein einsames mühevolleres Dasein im Kampfe mit dem Gestein, im Kampfe mit dem Meere. Dieses Volk sendet uns hinein in das große wagnißreiche Unbekannte – dieses Volk, das dort in den Fischerbooten steht und der »Fram« staunend nachschaut, wie sie schwerbeladen langsam gen Norden dampft. Manche schwingen den Südwester und rufen Hurrah; andere haben nur Zeit, verständnißlos zu gaffen. Drüben auf der Landspitze ein Schwarm Weiber, die winken und rufen; draußen einige Boote mit Damen in hellen Sommertoiletten und plaudernden Herren, sie winken mit Sonnenschirmen und Taschentüchern.

Ja, diese sind es, die uns hinaus senden. Ein wehmüthiges Gefühl regt sich beim Gedanken an die Zukunft. Niemand unter ihnen weiß wol, warum er sein Geld opfert. Vielleicht haben sie gehört, daß es ein ehrenvolles Unternehmen gilt; aber was ist sein Zweck, was sein Nutzen? – Ist so etwas nicht Betrug? – Trotzdem zieht es ihre Blicke nach dem Fahrzeug, und vor ihrem geistigen Auge dämmert vielleicht einen Augenblick lang eine neue, unfaßbare Welt; es entsteht der Drang nach etwas, das ihnen fremd ist.

Und hier an Bord Männer, die Frau und Kind zurücklassen. Welche Schmerzen verursacht nicht die Trennung, welche Sehnsucht und Entbehrungen birgt nicht die Zukunft! Und nicht des Verdienstes wegen geschah es. Galt es denn Ehre und Ruhm? Auch damit dürfte es knapp genug bestellt sein. Derselbe Drang nach Thaten, dasselbe Trachten hinaus über die bekannten Grenzen, das in diesem Volke schon in sagenhaften Zeiten gährte, treibt wol auch heute noch Schößlinge. Trotz all unserer materiellen Sorgen, trotz all unserer Bauernpolitik ist der Gedanke an Vortheil vielleicht doch nicht so allgemein.

Da die Zeit kostbar war, ging ich nicht, wie ursprünglich bestimmt war, bis Drontheim, sondern nur bis Beian, wo *Sverdrup* zu uns stieß. Hier kam auch *Professor Brögger* an Bord, um uns bis Tromsö zu begleiten. Gleichzeitig erhielt unser Arzt drei »ungeheure« Kisten mit Medizinvorräthen, eine Gabe von *Apotheker Brunn* in Drontheim.

Darauf ging es nordwärts, an dem herrlichen Nordland entlang. An einigen Plätzen hielten wir an, um gedörrte Fische als Proviant für die Hunde an Bord zu nehmen.

Wir fuhren vorüber an Torghatten, den Sieben Schwestern, Hestmandö, an Lovunden und Threnen, weit draußen im Meere, an den Lofoten und wie alle diese schönen Punkte heißen.

Eine kühne Riesenform wilder und schöner als die andere. Es ist eine Märchenwelt für sich – ein Traumland. Wir fürchteten zu schnell zu fahren, in dem Gefühl, von diesem Genusse etwas zu verlieren.

Am 12. Juli kamen wir nach Tromsö, wo wir Kohlen und sonstige Ausrüstung an Bord nehmen sollten: Pelze der Lappen (Päsken), Schuhe aus Renthierfell (Komagen), Finnenschuhe, Sennegras (*Carex vescaria*), gedörrtes Renthierfleisch u. s. w.; alles war durch Vermittelung von *Rechtsanwalt Mack*, dem unermüdlichen Freunde der Expedition, besorgt worden.

Tromsö bereitete uns einen kalten Empfang: ein heftiger Sturm aus Nordwest mit Regen und Schneetreiben hatte sich eingestellt. Berge, Felder und Dächer waren am nächsten Tage mit Schnee bedeckt. Es waren die ungemüthlichsten Julitage, die ich je erlebt habe. Die Bewohner von Tromsö behaupteten, sich eines solchen Julimonats nicht entsinnen zu können. Das geschah aber vielleicht aus Furcht, der Ort möge in schlechten Ruf gerathen; denn in einer Stadt, wo man am Johannistage Schneeschuhrennen abhält, kann man auf allerhand gefaßt sein.

In Tromsö wurde am folgenden Tage ein neues Mitglied der Expedition angeworben. Es war *Bernt Bentsen*, ein strammer Bursche. Er sollte vorläufig bis zur Jugor'schen Straße mitfahren, nahm jedoch an der ganzen Fahrt theil und war durch seine Tüchtigkeit, seinen heitern Sinn und die vielen lustigen Einfälle eine willkommene Ergänzung unsers Personals.

Nach zweitägigem Aufenthalt fuhren wir weiter.

Oestlich vom Nordcap oder Magerö bekamen wir in der Nacht zum 16. Juli so heftige See und so viel Wasser über Bord, daß wir in den Kjölle-Fjord einliefen, um die Lasten der »Fram« nochmals besser zu vertheilen, indem wir Kohlen u. s. w. hinten in den Bunkern unterbrachten.

Zwei volle Tage waren wir damit beschäftigt, uns völlig seeklar zur Reise nach Nowaja Semlja zu machen. Ich hatte zuerst daran gedacht, in Bardö noch Kohlenvorrath einzunehmen; da die »Fram« aber schon zu stark belastet war, und die Jacht »Urania« uns in der Jugor'schen Straße mit Kohlen treffen sollte, hielten wir es für das Richtigeste, uns mit dem zu begnügen, was wir an Bord hatten, denn wir mußten im Weißen Meer und in der Barents-See auf schlechtes Wetter gefaßt sein.

Um 10 Uhr abends lichteten wir den Anker und kamen in Bardö am nächsten Abend an, wo uns ein großartiger Empfang bereitet wurde. Ein ganzes Musikcorps auf dem Molo, der Fjord voll von Booten; Flaggenschmuck und Salutschüsse. Man hatte, wie uns gesagt wurde, seit dem vorhergehenden Abend auf uns gewartet, ja es waren sogar Leute von Vadsö gekommen, um uns zu sehen. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Sammlung veranstaltet, um dem städtischen Musikcorps »Nordpol« eine große Trommel zu verschaffen. Ehe wir Norwegen das letzte Lebewohl sagten, gab man uns zu Ehren ein großartiges Fest, bei dem Reden und Champagner in Strömen flössen.

Die letzte Arbeit, die nun mit der »Fram« vorgenommen werden mußte, war die Reinigung des Schiffes von Muscheln und Wasserpflanzen, um eine möglichst schnelle Fahrt zu erzielen. Diese Arbeit wurde von Tauchern ausgeführt, die uns vom Chef des dortigen Hafenamts mit Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt wurden.

Aber auch unsere eigenen Körper bedurften eines letzten civilisirten Reinigungsfestes, ehe unser Leben als »Wilde« begann. Das städtische Bad ist ein kleines Blockhaus. Der Baderaum selbst ist niedrig und mit Bänken versehen. Während man auf diesen liegt, wird man von heißen Dämpfen gekocht, die fortwährend erneuert werden, indem glühende Steine in einem der Hölle würdigen Badeofen mit Wasser begossen werden. Dabei wird man von jungen quänischen Mädchen mit

Birkenreisern gepeitscht, dann in anmuthiger und zierlicher Weise geknetet, gewaschen und abgetrocknet. Die ganze Procedur ist ebenso reinlich als behaglich. Ob nicht am Ende der alte Vater Muhammed eine solche Einrichtung in seinem Paradiese getroffen hat?



Kapitän

Sverdrup in seiner Kajüte.

Der berühmte Ausspruch Gunnar's von Lidarende in der Njálssage. Sowol dieser, der uns von Christiania nach Bergen lootste, als auch Johann Hågensen, der uns von Bergen nach Bardö führte, waren uns seitens der Nordenfjeld'schen Dampfschiffgesellschaft in Drontheim mit großer Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt worden. Aus dem Havamal, einem Liede der ältern Edda. S. »Edda. Die Lieder der sogenannten ältern Edda. Uebersetzt von H. Gering,« (Leipzig 1892).

Drittes Kapitel

Abschied von Norwegen.

In einer seltsamen Stimmung saß ich die letzte Nacht und schrieb Briefe und Telegramme. Wir hatten unserm prächtigen Lootsen Johann Hågensen, der uns von Bergen hierher geführt, Lebewohl gesagt. Jetzt waren nur noch die dreizehn Theilnehmer der Expedition und mein Secretär Christofersen an Bord, der uns bis hierher begleitet hatte und auch noch bis zur Jugor'schen Straße mitfahren sollte.

Alles war so still, so still. Nur die Feder kratzte das Lebewohl an die Heimat und die Freunde aufs Papier.

Unten lagen alle Mann und schliefen.

So war es denn fertig, das letzte Telegramm. Ich sandte meinen Secretär mit Telegrammen und Briefen ans Land. Als er zurückkam, war es 3 Uhr morgens (21. Juli), und ich weckte Sverdrup und ein paar andere Kameraden. Wir lichteten den Anker und verließen den Hafen von Vardö in der stillen Morgenstunde.

Die Stadt lag noch in tiefem Schlummer. Alles war so friedlich und schön ringsum. Nur etwas Lärm von erwachender Arbeit auf einem einzelnen Dampfschiff im Hafen. Aus der Luke eines Ruderboots steckte ein schlaftrunkener Fischer den Kopf und glotzte uns nach, als wir an der Mole vorüberdampften; auf dem Zollkutter draußen stand ein Mann und fischte zu so früher Tageszeit.

Es war just die rechte Stimmung, Norwegen zu verlassen. O, so wohlthuend friedlich und still! Welche Erholung für die Gedanken! Frei von dem betäubenden Lärm der Menschen mit ihren Hochrufen und den dröhnenden Kanonenschüssen. Die Masten im Hafen, die Hausdächer und Schornsteine ragten in den kühlen Morgenhimmel. Eben brach die Sonne durch den Nebel und beleuchtete lächelnd den Strand, der hart, kahl und wettergebräunt, aber dennoch schön, im Morgennebel lag; hin und wieder sah man Häuschen und Fahrzeuge – und dahinter das ganze Norwegen – – –

Während die »Fram« langsam dem Meere zusteuerte, unserm fernen Ziele entgegen, stand ich und sah das Land langsam am Himmelssaum entschwinden. Was mag sich alles ereignen, ehe wir dich wieder aus dem Meere steigen sehen?

Bald kam der Nebel und entführte alles.

Und durch Nebel, immer nur Nebel dampften wir unablässig, vier Tage lang. Aber als ich am Morgen des 25. Juli auf Deck kam: klares Wetter! Die Welt ringsum war wieder blau; die Sonne schien aus wolkenlosem blauem Himmel, und ein blaues glänzendes Meer wiegte sich in schwacher Dünung. Es war wieder herrlich, Mensch zu sein und den Meeresfrieden in langen Zügen zu genießen.

Am Vormittag bekamen wir das *Gänseland* auf *Nowaja Semlja* in Sicht, auf das wir zusteuerten. Büchsen und Patronen wurden hervorgeholt, und schon freuten wir uns auf Gänsebraten und anderes Wildpret. Aber als wir nur noch eine kurze Strecke entfernt waren, kam der Nebel schwer und wollig aus Südosten und nahm alles in Beschlag. Wiederum war die Welt um uns her versunken. Unter Land zu suchen war kaum vernünftig. Wir wendeten und steuerten ostwärts auf die *Jugor'sche Straße* zu; aber Gegenwind zwang uns bald, unter Dampf und Segel zu kreuzen, womit wir ein paar Tage in einer Nebelwelt für uns zubrachten. Dieser unendlich zähe Eismeernebel! Wenn er seine Decke senkt und das Blaue über dir und das Blaue um dich verhüllt, wenn alles tagaus tagein zu grauem, nassem Nebel wird: da bedarf es der ganzen Spannkraft der Seele, um nicht von der naßkalten Umarmung erdrückt zu werden. Nebel und nichts als Nebel, wohin wir die Blicke wenden. Er legt sich auf die Takelung und tröpfelt naß auf jeden Fleck des Decks. Er legt sich auf die Kleider und durchnäßt sie schließlich. Er legt sich auf Sinn und Gemüth, und alles wird Grau in Grau.

Am 27. Juli, immer noch im Nebel, trafen wir abends ganz unerwartet auf Eis, freilich nur auf einen kleinen Streifen, durch den wir leicht hindurchkamen. In der Nacht stießen wir aber auf mehr, auf einen breitem Streifen, den wir ebenfalls passirten. Aber am Morgen des nächsten Tages wurde ich mit dem Bescheide geweckt, daß wir schweres, altes Eis vor uns hätten. Hm – sollten die Eisschwierigkeiten schon jetzt beginnen, dann sah es traurig aus. Aber das sind Überraschungen, wie sie das Eismeer mehr als genug aufzuweisen hat. In die Kleider hineinfahren und hinauf in die Ausgucktonne war das Werk eines Augenblicks.



Erste Begegnung mit dem Eise.

Das Eis erstreckte sich überall hin, soweit das Auge durch den jetzt etwas dünner gewordenen Nebel reichen konnte. Es war nicht schwach, aber es war anfänglich ziemlich offen, und es blieb nichts anderes übrig, als unserer Losung getreu »vorwärts« (fram) zu gehen. Lange fand ich offenen Weg. Aber dann begann das Eis dichter zu werden, zuweilen waren schwere Eisschollen dabei.

Bei schwierigem Eis im Nebel zu fahren ist nicht klug. Man weiß nicht, wohin es geht, und leicht hat man sich ganz festgefahren. Wir mußten anhalten und abwarten. Aber der Nebel und das Eis wurden immer dichter. Bald stieg die Hoffnung, bald sank sie wieder; ich glaube, meistens stand sie tief.

Der Umstand, daß wir schon in diesem Fahrwasser, wo man in jetziger Jahreszeit in der Regel ganz eisfreies Meer vorfindet, soviel Eis antrafen, weissagte nichts Gutes. Bereits in Tromsö und Bardö hatten wir schlechte Nachrichten erhalten. Das Weiße Meer habe sich erst vor kurzer Zeit geöffnet, hieß es, und ein Segler, der versucht habe, die Jugor'sche Straße zu erreichen, habe des Eises wegen umkehren müssen.

Mit Bangen dachten wir an das Karische Meer; was mochte dort unser harren? Für die »Urania« mit den Kohlen war dies Eis ebenfalls schlimm genug; sie konnte nicht durchkommen, es sei denn, daß sie weiter südlich an der russischen Küste entlang Fahrwasser gefunden hatte.

Gerade als die Aussichten am schlimmsten waren und wir schon im Begriff standen, einen Rückzug aus dem immer dichter und dichter werdenden Eise zu suchen, kam Sverdrup mit der Freudenbotschaft, daß der Nebel sich lichte und man freies Wasser vorn im Osten auf der andern Seite des Eises erblicken könne. Nachdem wir uns einige Stunden lang durch schwere Eisschollen hindurchgezwängt hatten, waren wir wiederum in offener See.

Schon hier, in dem ersten Scharmützel mit dem Eise, wurde es uns klar, welch vortreffliches Eisfahrzeug die »Fram« war. Es ist ein königliches Vergnügen, sie in schwierigem Eise zu manövriren. Sie wendet und dreht sich herum »wie ein Kloß auf dem Teller«. Und keine Rinne zwischen den Eisschollen ist ihr zu gekrümmt, keine Scholle zu störrisch.

Aber anstrengend für den Mann am Steuer ist es. Hart Steuerbord! Stütz'! Hart Backbord! Recht so! Hart Steuerbord! So geht es unaufhörlich. Er dreht das Rad, schwitzt und dreht wieder; das Steuerrad geht wie das Rad am Spinnrocken. Und die »Fram« schwingt sich und windet sich zwischen den Eisschollen, ohne sie zu berühren, wenn auch nur eine Oeffnung vorhanden ist, groß genug, daß sie eben hindurch kommen kann. Und wo keine solche vorhanden ist und sie das Eis trifft, rennt sie mit schwerer Fahrt den schrägen Bug aufs Eis hinauf, stößt es unter sich und sprengt die Schollen auseinander. Und wie stark ist die »Fram«! Ob sie auch mit voller Fahrt drauflos stürmt, kein Knarren, keinen Laut gibt sie von sich, kaum daß sie ein wenig zittert.

Sonnabend (29. Juli) ging es wieder ostwärts nach der Jugor'schen Straße, so rasch als Dampf und Segel nur immer vermochten. Die offene See lag vor uns; es war schönes Wetter mit gutem Wind. Am Morgen kamen wir unter die Südseite der Insel *Dolgoi* oder *Langöia*, wie die norwegischen Fischer sie nennen, wo wir nach Norden steuern mußten. Auf der Nordseite der Insel ging es wieder nach Osten. Hier sah ich von der Ausgucktonne aus, soviel ich unterscheiden konnte, mehrere Inseln, die nicht auf den Karten verzeichnet sind.

Wir waren jetzt ziemlich sicher, daß die »Urania« nicht durch das Eis gekommen sein konnte. Als wir am Nachmittag im Salon saßen und davon sprachen, wurde vom Deck herunter gerufen, die Jacht sei in Sicht. Das war eine Freude; sie war aber nicht von langer Dauer. Denn im nächsten Augenblicke hieß es, daß das Schiff eine Tonne an der Spitze habe. Also eine

Fangjacht. Als sie uns erblickte, bog sie nach Süden ab, vielleicht aus Furcht, daß wir ein russisches Kriegsschiff oder sonst etwas Böses sein möchten. Wir hatten kein größeres Interesse an ihr und ließen sie in Frieden ziehen.

Später am Tage näherten wir uns der *Jugor'schen Straße*. Es wurde nach Land ausgespäht und ausgespäht, aber nichts war zu erblicken. Stunde auf Stunde verstrich, und wir glitten in guter Fahrt vorwärts; aber immer noch kein Land! Es soll freilich nicht hoch sein; aber dies war trotzdem sonderbar.

Doch – dort an Backbord voraus, ist's wie ein niedriger Schatten über dem Meeressaum! Das ist Land, es ist die *Insel Waigatsch*! Bald sehen wir mehr, auch querab und achteraus an Backbord, bald auch das Festland auf der Südseite der Straße. Mehr und mehr, und schnell wächst es herauf. Alles niedriges, ebenes Land; keine Spitzen, keine Abwechslung außer der Mündung der Straße vor uns. Von dort erstreckt es sich nördlich und südlich in einer weichen, flachen Wellenlinie. Dies ist der Eingang zu dem eigenthümlichen, endlosen asiatischen Tieflande, das so verschieden von all dem ist, an was wir gewöhnt sind.

So fuhren wir in die auf beiden Seiten von niedern Klippenrändern begrenzte Straße. Die Felsschichten sind steil aufgerichtet, geknickt und gebogen; aber trotzdem sind sie an der Oberfläche überall abgeschliffen und glatt. Niemand, der sich über die grünen Ebenen und Tundren bewegt, würde die Zerstörung und Zerrissenheit ahnen, die unter der Decke in den Schichten des Felsbodens verborgen liegen. Einstmals Berge und Thäler, jetzt abgeschliffen und weggewaschen.

Wir schauten nach *Chabarowa* aus. Auf der Nordseite des Sundes gewahrten wir ein Anzeichen. Auf dem Strande lag eine schiffbrüchige Jacht; es war gewiß eine norwegische Fangjacht. Das Wrack eines kleinen Fahrzeuges lag daneben. Auf der Südseite eine Flaggenstange mit einer rothen Flagge. Dahinter mußte Chabarowa liegen. Endlich schauten ein Paar Gebäude oder Speicher hinter einer Landspitze hervor; bald lag der ganze Ort vor uns, mit Zelten und wenigen Häusern.

Auf einem kleinen Vorsprunge uns zunächst stand ein großes rothes Gebäude mit weißen Thürpfosten von auffallend heimatlichem Aussehen. Es war in der That ein norwegischer Speicher, den Sibiriakoff aus Finmarken dorthin überführt hatte. Aber hier war seichtes Wasser; wir mußten behutsam vordringen, um nicht festzufahren. Unaufhörlich wurde gelothet. Wir hatten 10 und 8 Meter Wasser; das war nicht viel mehr, als wir brauchten. Dann ging es auf 7 und 6 Meter herab; das war sehr wenig. Wir mußten wieder etwas weiter hinaussteuern und damit warten, aufs Land zuzuhalten, bis wir dem Platze etwas näher kamen.



Alexander Iwanowitsch Tronheim.

Jetzt sehen wir ein Boot sich langsam vom Lande her nähern. Ein Mann von mittlerem Wuchse, mit einem offenen freundlichen Gesicht und gelbrothem Barte kam an Bord. Seinem Ansehen nach hätte er gut ein Norweger sein können. Ich ging ihm entgegen und sagte auf deutsch, daß ich annähme, er sei *Tronheim*. Allerdings, das war er.

Hinter ihm kamen einige merkwürdige Gestalten in schweren Mänteln oder Päsken aus Renthierfell, Gestalten, die fast bis ans Deck reichten. Auf dem Kopfe hatten sie eigenthümliche, baschlikartige Mützen aus Renkalbfell, und unter diesen Mützen schauten kräftige bärtige Gesichter hervor, die ganz gut alten norwegischen Wikingern hätten angehören können; ja, die ganze Erscheinung ließ unwillkürlich Bilder aus der Wikingerzeit, aus Gardarike und von den Bjarmelandsfahrten vor mir auftauchen. Es waren stattliche, prächtige Gestalten, diese russischen Kaufleute, die den Eingeborenen Branntwein liefern und dafür Bärenfelle, Seehundsfelle und andere Kostbarkeiten erhandeln. Sie halten diejenigen, welche sie erst einmal in ihre Klauen bekommen haben, in einem solchen Abhängigkeitsverhältniß, daß jene kaum etwas anderes thun dürfen, als was den Kaufleuten behagt. »Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu.« Bald wimmelte es auch von Samojeden an Bord. Gutmüthige Gesichter mit dem breiten asiatischen Gepräge. Natürlich nur Männer.

Das erste, wonach ich Tronheim fragte, waren die Eisverhältnisse. Er erzählte, daß die Jugor'sche Straße seit längerer Zeit offen sei und daß er seitdem Tag für Tag auf uns gewartet habe, mit steigender Angst, daß wir nicht kommen möchten. Die Eingeborenen und die Russen hatten schon angefangen, über ihn zu lachen, da die Zeit allmählich verstrich und keine »Fram« zu erblicken war. Aber jetzt war er dafür auch eitel glänzender Sonnenschein. Die Eisverhältnisse

im Karischen Meere sollten seiner Meinung nach gut sein; so hatten Samojuden berichtet, die vor ein paar Tagen in der Nähe des östlichen Ausgangs der Straße auf dem Fange gewesen waren. Darauf ließ sich freilich nicht bauen, es war aber hinreichend, daß wir uns etwas ärgerten, nicht früher gekommen zu sein.

Dann kam die Reihe an die »Urania«. Diese hatte natürlich niemand gesehen. Nur die Fangjacht, die wir am Morgen passirt, war vor einiger Zeit da gewesen.

In Betreff der Hunde hörten wir, daß alles in schönster Ordnung sei. Trontheim hatte zur größern Sicherheit vierzig Hunde gekauft, obschon ich nur um dreißig gebeten hatte. Fünf von ihnen waren auf der Reise infolge verschiedener Unglücksfälle verendet; einer war todt gebissen, ein Paar waren festgehakt und während der Fahrt durch den Wald zu Tode geschleift worden u. s. w. Einer war außerdem vor einigen Tagen krank geworden und noch nicht wieder hergestellt; aber die übrigen 34 lebten und waren guter Dinge; wir konnten sie am Land heulen und bellen hören.

Während dieser Unterredung waren wir Chabarowa so nahe gekommen, als wir wagen durften, und um 7 Uhr abends (29. Juli) fiel der Anker in ungefähr 7 m tiefem Wasser.

Beim Abendessen erzählte uns Trontheim seine Abenteuer. Auf dem Weg von der Soswa und dem Ural nach der Petschora erfuhr er, daß in jener Gegend die Hundepest ausgebrochen sei. Er wagte daher nicht, seine Reise bis zur Petschora fortzusetzen, wie bestimmt war, sondern reiste direct vom Ural nach der Jugor'schen Straße. Schließlich schwand der Schnee, und in Begleitung einer Renthier-Karawane zog er mit seinen Hunden vorwärts über kahle Felder, über Stock und Stein. Aber auf Schlitten fuhr er trotzdem.

Die Samojuden und die Eingeborenen im nördlichen Sibirien kennen kein anderes Fuhrwerk als den Schlitten. Der Sommerschlitten pflegt etwas höher zu sein als der Winterschlitten, um besser der Gefahr zu entgehen, an Steinen und Baumstümpfen hängen zu bleiben. Daß es auf dieser Sommerbahn nicht gerade glatt geht, ist selbstverständlich.

Nach dem Abendessen gingen wir an Land, und bald waren wir an dem flachen Strande von Chabarowa Gegenstand der größten Neugier von seiten der Russen und Samojuden. Das erste, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, waren die beiden Kirchen: ein alter ehrwürdiger Holzschuppen von länglicher, rechtwinkliger Form und ein achteckiger Pavillon, der den Lusthäuschen oder Gartenlauben glich, wie ich sie daheim gesehen habe. Das eine Gebäude war der Repräsentant des alten, das andere der des neuen Glaubens. Inwiefern etwa der Unterschied dieser beiden Glaubensrichtungen durch die mathematischen Figuren der Grundrisse ausgedrückt war, vermag ich nicht zu sagen. Es müßte denn sein, daß die Einfachheit der alten Richtung in dem einfachen Viereck seinen Ausdruck fände, während die Ceremonien der neuen Richtung im Achteck ausgesprochen wären – mit doppelt so vielen Ecken, um sich an ihnen zu stoßen.

Dann mußten wir das Kloster »Skit« besichtigen, wo die sechs Mönche gelebt hatten oder richtiger gestorben waren – nach Aussage der Leute an Skorbut, wahrscheinlich aber unter nicht geringer Beihülfe von Alkohol. Das Kloster lag der neuen Kirche gerade gegenüber und glich einem gewöhnlichen niedrigen russischen Blockhause. Jetzt hauste der Priester mit seinem Gehülften darin und hatte Trontheim eingeladen, bei ihm zu wohnen. Trontheim bat uns, einzutreten. Wir nahmen Platz in ein paar warmen, gemüthlichen Stuben mit offenen Feuerstätten gleich unsern norwegischen »Peis«.

Dann ging es zum Lager der Hunde, das in einer Ebene lag, eine kurze Strecke von den Häusern und Zelten entfernt. Das Geheul und der Lärm wurde, je näher wir kamen, desto ärger. Schon in der Ferne war ich durch den Anblick einer norwegischen Flagge überrascht worden, die von der

Spitze eines Flaggenmastes wehte. Trontheim's Gesicht strahlte vor stolzer Freude, als wir sie erblickten. Seine Expedition, sagte er, sei unter derselben Flagge wie die unserige unternommen worden.

Da standen die Hunde fest angebunden auf dem Felde und machten einen ohrenzerreißenden Lärm. Mehrere sahen aus wie reine Rassenhunde, langhaarig, blendend weiß mit aufrecht stehenden Ohren und spitzer Schnauze. Mit ihren sanften, gutmüthigen Gesichtern schmeichelten sie sich sofort in unsere Gunst ein. Andere waren mehr Füchsen ähnlich, mit kürzerem Haar; einige waren schwarz oder gefleckt. Es waren augenscheinlich mehrere Arten darunter, und einige verriethen durch ihre herabhängenden Ohren einen starken Zusatz von europäischem Blut.

Nachdem wir bewundert hatten, mit welcher Gier sie rohe Fische (sik) verschlangen, wobei es unter Nachbarn nicht ohne einigen Zank abging, unternahmen wir einen kleinen Jagdausflug landeinwärts bis zu einem nahegelegenen Wasser, fanden aber nur eine Raubmöve (*Lestris parasitica*) mit Jungen. Von diesem Wasser aus war eine Rinne gegraben, die Trinkwasser nach Chabarowa führte. Dieselbe ist, wie Trontheim erklärte, von den Mönchen angelegt. Es ist dies aber wol die einzige Arbeit, zu der sie sich aufgeschwungen hatten. Da der Boden dort aus weichem Lehm bestand und die Rinne schmal und seicht war wie ein kleiner Graben oder Rinnstein, hatten sie sich dabei schwerlich überanstrengt.



Die neue und die alte Kirche in Chabarowa.

Auf dem Hügel oberhalb des Wassers stand die Flaggenstange, auf die wir bei unserer Ankunft zuerst aufmerksam geworden waren. Sie war von dem braven Trontheim zu unserer Bewillkommung errichtet worden. Wie ich später zufällig entdeckte, stand auf dem Wimpel in deutscher Sprache: »Vorwärts«. Diesen Namen hatte man Trontheim als den unsers Fahrzeugs angegeben; er war daher sehr enttäuscht, als er an Bord entdeckte, daß der wahre Name »Fram«

war. Ich tröstete ihn jedoch damit, daß der Sinn derselbe und der Willkommengruß ebenso gut gemeint sei, ob er nun deutsch oder norwegisch sei.

Später erzählte mir Trontheim, daß er von norwegischer Herkunft sei. Sein Vater war ein Schiffskapitän aus Drontheim, während seine Mutter eine in Riga ansässige Estländerin war. Der Vater fuhr auf die See hinaus und starb frühzeitig, sodaß der Sohn nicht norwegisch gelernt hatte.

Es war uns natürlich zunächst darum zu thun, über die Eisverhältnisse im Nördlichen Eismeer Bescheid zu erhalten. Wir waren entschlossen, sobald als möglich abzureisen; aber wir mußten eine Kesselreinigung²⁶ und Reparatur an verschiedenen etwas in Unordnung gerathenen Rohren und Ventilen der Maschine vornehmen. Dazu bedurfte es mehrerer Tage. Am nächsten Morgen zogen daher Sverdrup, Peder Hendriksen und ich in dem kleinen Petroleumboot von dannen, um nach dem Ostende der Jugor'schen Straße zu fahren und uns mit eigenen Augen von den Eisverhältnissen im Osten zu überzeugen.

Es waren vier Meilen bis dorthin. Von Osten her trieb etwas Eis durch die Straße, und da wir nördliche Brise hatten, gingen wir sofort nordwärts, um an die Küste der nördlich gelegenen Insel Waigatsch zu kommen, wo wir offenes Fahrwasser erwarten durften. Ich selbst hatte die wenig dankbare Aufgabe, gleichzeitig Steuermann und Maschinist zu sein. Das Boot ging wie ein junger Gott und machte ungefähr sechs Seemeilen in der Stunde. Alles ließ sich heiter an. Aber leider ist das Glück selten von langer Dauer, wenigstens nicht, wenn man mit Petroleumbooten zu thun hat. Ein Fehler an der Circulationspumpe stoppte bald die Maschine, und wir konnten nur ganz kurze Strecken auf einmal fahren, bis wir das nördliche Land erreichten, wo ich nach einer Arbeit von zwei Stunden die Maschine endlich so weit in Ordnung brachte, daß wir die Fahrt aufs neue nordöstlich durch den Sund, zwischen den treibenden Eisschollen hindurch, fortsetzen konnten. Jetzt ging es einigermaßen, nur gab es von Zeit zu Zeit eine Unterbrechung, wenn die Maschine aus verschiedenen mehr oder weniger unberechenbaren Tücken stoppte. Große Heiterkeit erregte es jedesmal, wenn der starke Peder das Rad der Maschine andrehen sollte, um wieder in Fahrt zu kommen, und die Maschine dann einen Rückschlag gab, daß ihm die Arme beinahe aus den Gelenken gerissen wurden und er kopfüber hinfiel.

Ab und zu kam ein Schwarm von Eisenten (*Harelda glacialis*) oder andern Vögeln vorbeigesaust, und ein oder zwei Thiere fielen dann regelmäßig unsern Büchsen zum Opfer.

Wir hatten uns bisher an der Insel Waigatsch entlang gehalten, setzten jetzt aber nach der Südseite der Straße hinüber. Ungefähr in der Mitte derselben wurde ich zu meiner Ueberraschung plötzlich gewahr, daß wir den Grund unter uns sehen konnten, und beinahe wäre das Boot auf eine Untiefe festgefahren, die niemand kannte. Es war nicht einmal ein Meter Wasser vorhanden und die Strömung ging wie ein reißender Fluß darüber hin. Untiefen und Klippen befinden sich auf allen Seiten, zumal auf der Südseite der Jugor'schen Straße, und man muß daher große Vorsicht anwenden, wenn man mit einem Fahrzeuge passiren will.

In einer kleinen Bucht in der Nähe des Ostendes der Straße legten wir an und zogen das Boot an Land. Dann gings mit der Flinte über der Schulter landeinwärts auf einige Höhenzüge zu, die wir bemerkt hatten. Wir trabten vorwärts über dasselbe ebene, wellenförmige Flachland mit niedrigen Höhenzügen, wie wir es in der Gegend der Jugor'schen Straße überall gesehen hatten.

Ueber die Ebene breitet sich ein braungrüner Teppich aus Moos und Gras, der mit Blumen von seltener Schönheit durchwirkt ist. Während des langen, kalten sibirischen Winters liegen mächtige Schneemassen über der Tundra. Noch ist die Sonne nicht mit ihnen fertig geworden, da sprießt auch schon eine ganze Welt von kleinen nordischen Blumen unter der letzten verschwindenden Schneeschicht hervor und öffnet verschämt die Kelche, erröthend im

glänzenden Sommertage, der die Ebene in seinem Lichte badet. Großblumige Steinbrech-Arten, gelbweißer Feldmohn (Papaver nudicaule) stehen in leuchtenden Gruppen beisammen; da und dort schimmern blaue Vergißmeinnicht und weiße Multbeerblüten; auf einzelnen sumpfigen Stellen breitet das Wollgras seine wogende Daunendecke aus, während an andern Stellen die blauen Glockenblumen in Wäldchen stehen und an ihren schlanken Stengeln leise läuten. Es sind keine ansehnlichen Blumen – die wenigsten von ihnen sind einige Zoll hoch – aber desto lieblicher sind sie, und in dieser Umgebung wirkt ihre Schönheit noch anziehender. Hier, wo das Auge auf der unendlichen Fläche vergeblich einen Ruhepunkt sucht, lächeln einem die schüchternen Blumenkelche entgegen und halten das Auge gefangen.

In diesen Ebenen, die sich gen Osten von Horizont zu Horizont über die mächtige Tundra Asiens ins Unendliche erstrecken, treibt sich der Nomade mit seinen Renthierherden umher. Ein herrliches, freies Leben! Wo es ihn gelüftet, schlägt er sein Zelt auf; die Renthiere hat er um sich und sobald er es wünscht, zieht er wieder weiter. Ich beneide ihn fast – kein Ziel, keine Qualen, nur leben! Ich wünschte fast, an seiner Stelle ein solch ruhiges Leben mit Frau und Kind in diesen endlosen Ebenen führen zu können, frei und froh.

Als wir etwas weiter gekommen waren, erblickten wir eine weiße Gestalt, die auf dem öden, steinigen Abhang eines kleinen Höhenzuges saß. Bald sahen wir in andern Richtungen noch mehrere. Sie hatten ein gar gespenstisches Aussehen, wie sie so still und unbeweglich dasaßen. Durchs Fernrohr zeigte es sich, daß es Schneeeulen waren. Wir machten Jagd auf sie, aber vor der Schrotflinte nahmen sie sich gar wohl in Acht. Sverdrup erlegte ein paar mit der Büchse.

Sie fanden sich in erstaunlicher Menge vor; ich konnte acht bis zehn auf einmal rings umher zählen. Ruhig saßen sie girrend auf Grashaufen oder Steinen und lauerten gewiß auf Lemminge, die dort, nach den vielen Gängen zu urtheilen, massenhaft vorhanden sein müssen. Wir sahen indessen keinen einzigen.

Oben auf den Höhenzügen hatten wir nach Nordosten eine Aussicht über das Karische Meer. Durchs Fernrohr sahen wir überall Eis am Horizonte und zwar Eis, das ziemlich dicht und schwer aussah; aber zwischen diesem und der Küste befand sich offenes Wasser in einer breiten Rinne, so weit wir im Südosten sehen konnten.

Mehr konnten wir hier nicht erfahren, aber es war im Grunde auch genug. Es hatte wenigstens den Anschein, daß ein Durchkommen möglich war, und wohl zufrieden kehrten wir zum Boote zurück. Hier machten wir aus Treibholz ein Feuer an und kochten einen herrlichen Kaffee.

Sobald der Kessel über einem solchen Feuer summt und wir uns daneben ausstrecken und eine friedliche Pfeife rauchen konnten, fühlte sich Sverdrup in seinem Element; da wurde ihm die Zunge gelöst, und eine Anekdote folgte der andern. War das Land auch noch so trist und öde, wenn nur genug Treibholz am Strande aufzufinden war, sodaß er ein ordentliches Feuer anmachen konnte – je größer, desto besser – dann glänzten seine Augen; das war sein Eldorado. Deshalb gefiel ihm auch später die sibirische Küste so gut. Ein richtiger Ort zum Ueberwintern, meinte er.

Auf dem Heimwege fuhren wir mit voller Fahrt auf eine unterseeische Klippe – das Boot stampfte ein paarmal und glitt hinüber; aber im selben Augenblick, als es auf die andere Seite fiel, schlug die Schraube an den Felsen, sodaß das Achterende hoch in die Luft flog und die Maschine sich mit rasender Geschwindigkeit umdrehte; alles dies in weniger als einer Sekunde. Ich kam zu spät, um zu stoppen. Unglücklicherweise war der eine Schraubenflügel abgeschlagen; aber wir setzten mit dem andern die Fahrt so gut wir vermochten fort. Es ging etwas holperig, aber wir kamen wenigstens vorwärts.

Gegen Morgen näherten wir uns der »Fram« und kamen an zwei Samojeden vorüber, die ihr Boot auf eine Eisscholle gezogen hatten und dort auf Seehunde warteten. Ich möchte wissen, was sie bei sich dachten, als sie uns mit dem kleinen Boote, ohne Dampf, ohne Segel oder Ruder, vorbeifahren sahen. Wir selbst sahen auf diese »armen Wilden« mit dem selbstzufriedenen Mitleid des Europäers herab, während wir in bequemen Stellungen weiter sausten.

Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir waren noch nicht weit gekommen, als plötzlich – srrrrr – ein entsetzlicher Spektakel entstand; Stücke von zerbrochenen stählernen Federn flogen mir um die Ohren: da hatten wir die Bescheerung! Nicht von der Stelle zu bringen war das Boot, weder vorwärts, noch rückwärts.

Durch die zitternden Stöße der einflügeligen Schraube war die Lothleine nach und nach in den Bereich des Schwungrades gerathen, und mit einem mal fuhr die ganze Leine in die Maschine und verwickelte sich so gründlich darin, daß diese hätte völlig auseinander genommen werden müssen, um sie wieder in Ordnung zu bringen. Wir mußten uns in die Demüthigung finden, rudern zu unserm stolzen Schiffe zurückzukehren, das uns schon lange mit seinen Fleischtöpfen gelockt hatte.

Die Ausbeute des Tages waren verhältnißmäßig gute Nachrichten aus dem Karischen Meer, Geflügel, meistens Gänse und Eisenten, ein Seehund sowie – ein kampfunfähiges Boot. Letzteres setzten jedoch Amundsen und ich wieder völlig in Stand.

Bei dieser Gelegenheit zerstörte ich leider für immer mein Ansehen bei den Russen und Samojeden dieser Gegend. Einige von ihnen waren vormittags an Bord gewesen und hatten mich in Hemdärmeln im Boote gesehen, schweißtriefend und mich abarbeitend, das Gesicht und die bloßen Arme mit Oel und sonstigem Schmutz besudelt. Später kamen sie zu Trontheim und sagten, daß ich unmöglich ein großer Herr sein könne, da ich wie der erste beste Arbeitsmann an Bord mich abplage und schlimmer als ein Vagabund aussähe. Trontheim wußte unglücklicherweise nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen; gegen Thatsachen kämpft man vergebens.



Aquarellskizze von Fridtjof Nansen.

Bei Sonnenuntergang.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig. (22. Sept. 1893.)

Abends gingen einige von uns an Land, um die Hunde zu probiren. Trontheim wählte zehn von ihnen aus und spannte sie an einen Samojedenschlitten. Kaum waren wir jedoch fertig und kaum hatte ich mich aufgesetzt, da erblickte das Gespann einen unglückseligen Fremdling, der in die Nähe gekommen war, und von dannen ging es mit der ganzen Hundemeute, meiner theuern Person und dem Schlitten auf dieses eine Geschöpf los. Es entstand ein Höllenspektakel. Wie wilde Wölfe warfen sich alle zehn über den einen, bissen und zerrten ihn, wo sie an ihn kommen konnten; Blut floß in Strömen, und der Sünder heulte jämmerlich, während Trontheim wie ein Rasender umherflog und mit seinem langen Stecken nach rechts und links schlug. Samojeden und Russen kamen schreiend von allen Seiten herbei. Ich selbst saß als Zuschauer im Schlitten mitten darin, stumm vor Entsetzen, und etliches Wasser konnte den Berg herabfließen, ehe es mir klar wurde, daß es vielleicht auch für mich etwas zu thun gäbe. Mit gräßlichem Geheul warf ich mich auf einige der schlimmsten Raufbolde, kniff sie in den Nacken und gab so dem Sünder Zeit, sich aus dem Staube zu machen.



Erster Versuch, mit Hunden zu fahren.

Unser Gespann war während der Bataille in Verwirrung gerathen, und geraume Zeit nahm es in Anspruch, es wieder in Ordnung zu bringen. Endlich war alles zum Abgang bereit. Trontheim schlug mit der Peitsche und rief: prrr, prrr, – und in wilder Fahrt jagten wir davon über Gras, Lehm und Steine, bis uns die Gefahr drohte, quer durch die Lagune der Flußmündung geführt zu werden. Ich stemmte die Füße ein und hielt die Thiere aus Leibeskräften zurück, wurde aber mitgeschleppt. Mit genauer Noth gelang es Trontheim und mir mit vereinten Kräften, die Thiere anzuhalten, gerade als sie ins Wasser wollten, obgleich wir » sass, sass« (Halt, halt) riefen, sodaß es über ganz Chabarowa widerhallte. Endlich gelang es uns, das Hundegespann in eine andere Richtung zu bringen, und es ging so munter von dannen, daß ich genug zu thun hatte, mich festzuhalten. Es war ein erstaunliches Sommergefährt, und wir bekamen Respect vor der Stärke der Hunde, als wir sahen, mit welcher Leichtigkeit sie ein paar Männer auf dieser, gelinde gesagt, schlechten Bahn zogen. Wohl zufrieden gingen wir wieder an Bord – obendrein um eine neue Erfahrung reicher, nämlich, daß das Fahren mit Hunden, wenigstens im Anfange, ziemliche Geduld erfordert.

Das sibirische Hundeschirr ist von merkwürdig primitiver Form: nur ein dickes Tau oder ein Riemen aus Segeltuch um Rücken und Bauch des Thieres. Oben wird das Tau durch ein Stück Leine festgehalten, das an das Halsband geknüpft wird. Der Zugstrang ist unter dem Bauche

befestigt und geht rückwärts zwischen den Beinen durch; er verursacht den Thieren gewiß oft Beschwerden. Als ich entdeckte, daß alle Hunde, mit Ausnahme von vieren, castrirt waren, wurde ich unangenehm überrascht und machte aus meinem Erstaunen kein Hehl. Aber Trontheim war über mich mindestens ebenso verwundert; er erklärte mir, daß in Sibirien die castrirten Hunde als die besten angesehen werden.²⁷ Für mich war dies ein Strich durch die Rechnung, da ich auf Vermehrung der Familie unterwegs gerechnet hatte. Nun mußte ich meine Hoffnung auf die vier männlichen Hunde und »Kvik«,²⁸ die Hündin, die ich mitgebracht hatte, setzen.

Am nächsten Tage (1. August) war in Chabarowa eine große kirchliche Feier, das St. Elias-Fest. Samojeden aus nah und fern hatten sich mit ihren Renthiergespannen eingefunden, um den Tag heilig zu halten, indem sie in die Kirche gingen und sich dann total betranken. Wir brauchten am Vormittag nothwendig Leute, die uns halfen, den Kessel und den Trinkwasserbehälter mit frischem Wasser zu füllen; aber es war des Festes wegen schwierig, auch nur einen einzigen Mann aufzutreiben. Schließlich gelang es Trontheim, durch Aussetzen hinreichender Belohnungen einige arme Kerle zu sammeln, denen es am nöthigen Gelde fehlte, um sich am Abend so zu betrinken, als es ein solcher Tag erheischte.

Ich war morgens an Land, theils um die Angelegenheit mit dem Wasservorrath zu ordnen, theils um Versteinerungen zu sammeln, an denen der Felsboden sehr reich ist, besonders aus einem Vorsprunge unter Sibiriakoff's Speicher. Dann machte ich einen Gang auf den Hügel im Westen bei Trontheim's Flaggenstange und spähte nach Westen über das Meer nach der »Urania«; aber nichts war zu sehen als eine ununterbrochene Meereslinie. Reich beladen mit meinen Funden, kehrte ich nach Chabarowa zurück, wo ich natürlich die Gelegenheit benutzte, mir auch die Feier anzusehen.

Schon vom frühen Morgen an waren die Weiber in ihrem schönsten Putz erschienen. Glänzende Farben, Kleiderröcke mit vielen Falten und Stufen, Haarflechten, die weit über den Rücken hinabhängen und mit großen farbigen Schleifen geschmückt waren. Vor dem Kirchgange führten ein alter Samojede und ein junges stattliches Mädchen ein mageres Renthier herbei, das der Kirche geopfert werden sollte – das heißt, der alten Kirche. Auch hier hat, wie schon erwähnt, eine Religionsspaltung sich geltend gemacht, und fast alle Samojeden dieser Gegend gehören dem alten Glauben an und gehen in die alte Kirche. Aber daneben gehen sie auch ein wenig in die neue Kirche, um, soviel ich verstehen konnte, den Priester und Herrn Sibiriakoff nicht zu kränken. Oder geschah es vielleicht, um des Himmelreichs desto sicherer zu sein? Nach dem, was ich darüber von Trontheim erfahren konnte, besteht der Hauptunterschied zwischen den beiden Religionen in der Art und Weise, wie das Zeichen des Kreuzes gemacht wird, oder in etwas ähnlichem.

Heute war in beiden Kirchen großes Fest. Alle Samojeden statteten zunächst der neuen Kirche einen kleinen Besuch ab, um daraus sofort in die alte Kirche zu strömen. Dort haben sie zwar keinen Priester, aber heute hatten sie sich zusammengethan und dem Priester der neuen Kirche zwei Rubel geboten für Abhaltung eines Gottesdienstes in der alten Kirche, eine Aufforderung, der nach reiflicher Ueberlegung nachgekommen wurde. Mit seinem vollen priesterlichen Pompe trat der Geistliche über die alte Schwelle. Es war indessen gar zu schlechte Luft da drinnen, als daß ich es länger als zwei Minuten aushalten konnte, und ich begab mich wieder an Bord.

Am Nachmittag begann der Lärm und das Geschrei, und je später es wurde, desto ärger wurde es. Es war leicht zu ersehen, daß jetzt der ernsthafteste Theil des Festes seinen Anfang nahm. Einige der Samojeden fuhren mit ihren Renthiergespannen wie rasend auf der Ebene umher. Sie konnten im Schlitten nicht mehr sitzen, sonder lagen oder wurden hinterdrein geschleppt und heulten nur.

Einige meiner Kameraden waren an Land und brachten wenig erbauliche Schilderungen über den Zustand mit. Männer und Weiber ohne Ausnahme schienen betrunken zu sein und taumelten über den Platz. Besonders ein jüngerer Samojede hatte einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er setzte sich in einen Schlitten, peitschte auf die Renthiere los und fuhr wie ein Berserker zwischen die Zelte, über festgebundene Hunde, Füchse und was ihm sonst in den Weg kam; dann rollte er vom Schlitten herunter und wurde, wild heulend am Fahrriemen hängend, durch Sand und Lehm geschleift. Der heilige Elias muß sich durch solche Huldigungen außerordentlich geschmeichelt gefühlt haben!



Samojedenzelt in Chabarowa.

Gegen Morgen wurde das Getöse allmählich schwächer, die ganze Stadt schief den Schlaf des Trunkenen. Am nächsten Tage war nicht ein einziger Mann aufzutreiben, um beim Kohlentragen zu helfen; die meisten schliefen den ganzen Tag nach dem nächtlichen Gelage. Wir mußten uns selbst helfen; aber am Abend waren wir noch nicht fertig, und ich fing an ungeduldig zu werden. Die kostbare Zeit verstrich. Die »Urania« hatte ich schon seit langem aufgegeben. Wir brauchten ja auch nicht mehr Kohlen. Der Wind war seit mehrern Tagen günstig gewesen. Es war Südwind, der das Eis sicherlich nach Norden ins Karische Meer trieb, und Sverdrup war nun absolut sicher,

daß wir in offenem Wasser bis zu den Neusibirischen Inseln fahren könnten; insofern habe es keine Eile, meinte er. Aber die Hoffnung ist eine schwache Stütze, und meine Erwartungen waren nicht so sanguinisch. Ich trieb zur Eile an, um so schnell als möglich fortzukommen.

Beim Abendessen überreichten wir Trontheim feierlich König Oskar's Verdienstmedaille in Gold als Anerkennung für die Sorgfalt, womit er seine nicht leichte Aufgabe gelöst, und für den wichtigen Beistand, den er dadurch der Expedition geleistet hatte. Sein ehrliches Gesicht glänzte beim Anblick der hübschen Medaille mit dem farbigen Seidenbande.

Am nächsten Tage (3. August) waren wir endlich zur Abreise fertig, und am Nachmittage wurden die Hunde unter großem Lärm an Bord gebracht. Sie wurden sämtlich auf dem Verdeck angebunden und sorgten anfangs für mehr musikalische Unterhaltung, als uns lieb war.

Am Abend war endlich die Abschiedsstunde gekommen. Die Maschine wurde geheizt, alles war fertig. Aber ein so dichter Nebel hatte sich eingestellt, daß wir das Land nicht sehen konnten. So kam denn der Augenblick, da unser letzter Freund, Christofersen, von Bord gehen sollte. Wir versahen ihn mit den nothwendigsten Lebensmitteln und etwas Bier. Während dies ausgeführt wurde, legte man mit fieberhaftem Eifer die letzte Hand an Briefe für die Heimat. Dann ein letzter Händedruck, er und Trontheim stiegen ins Boot, und bald waren sie im Nebel verschwunden. Mit ihnen ging die letzte Post nach Hause; mit ihnen zerriß das allerletzte Band.

Ganz allein lagen wir im Nebelmeer. Von jetzt an dürfte schwerlich eine Botschaft von uns die Welt erreichen, bevor wir selbst Nachrichten über unser Glück oder Unglück bringen konnten. Welche Zeiten der Angst für die daheim sollten dazwischen liegen? Freilich war eine Möglichkeit vorhanden, von der Olenek-Mündung, von wo wir infolge der Uebereinkunft mit Baron Toll noch einen Hundetransport holen sollten, Briefe nach Hause zu senden; doch hielt ich dies nicht für wahrscheinlich. Der Sommer war weit vorgeschritten, und ich hatte das Gefühl, als ob die Eisverhältnisse doch nicht so günstig wären, als ich es wünschte.

Trontheim's Reise.

Alexander Iwanowitsch Trontheim hat in der Zeitung des Gouvernements Tobolsk selbst über die lange, beschwerliche Reise berichtet, die er gemacht hatte, um uns die Hunde zu bringen. Der Bericht ist von Herrn A. Kryloff nach Trontheim's Erzählung niedergeschrieben worden.

Ich gebe nachstehend einen kurzen Auszug daraus.

Nachdem der Contract mit Baron Toll abgeschlossen worden, war Trontheim schon am 28. Januar (16. Januar russischen Stils) in Beresow, wo zu dieser Zeit Jassak-Versammlung²⁹ abgehalten wurde und wo deshalb eine Menge Ostjaken und Samojeden versammelt war. Trontheim machte sich dies zu Nutze und kaufte 33 (soll wol 40 heißen) ausgesuchte Schlittenhunde. Mit diesen zog er nach dem Dorfe Muschi, wo er sich zu der »sehr langen Reise« ausrüstete, und damit verging die Zeit bis zum 16. April. Trontheim hatte dann 300 Pud (circa 4900 Kilo) Hundefutter zubereitet, besonders gedörrten Fisch. Für 300 Rubel verpflichtete er den Syrjanen Terentjeff, ihn, die Hunde und das Gepäck mit einer Renthierherde von 450 Stück nach der Jugor'schen Straße zu befördern. Drei Monate zogen sie mit ihrer Karawane,

Renthieren, Hunden, Frauen und Kindern durch die öden Gegenden des nördlichen Sibirien.

Im Anfang ging es durch das Ural-Gebirge. »Ihre Reise war jedoch mehr ein Nomadenleben; man ging nicht gerade aufs Ziel, sondern zerstreute sich über große Flächen und rastete nicht, wo man Lust hatte, sondern wo es für die Renthierbequem war und wo diese Flechten zur Nahrung fanden. Vom Dorfe Muschi zog die Expedition am Woikara-Flusse entlang bis zu dessen Quellen; aber von hier aus ging es bergan zum Ural durch den Paß Kjaila (Kjola). Während des Marsches über die Gebirgskette suchte man sich möglichst längs des Fußes der Berge zu halten, ohne diese selbst zu passieren ... Im nördlichen Ural bemerkte man einen völligen Contrast gegen den südlichen Theil der Gebirgskette, wo der Schnee in den untern Regionen schnell schmilzt und nur auf den Gipfeln liegen bleibt, während hier (im nördlichen Ural) umgekehrt die Berggipfel vom Schnee befreit werden, ehe noch die Sonnenstrahlen ins Thal hinabdringen und den Schnee dort schmelzen. In einzelnen Thälern, besonders in jenen, wo Berge im Süden den Weg sperren, und die mehr nördlichen Winden ausgesetzt sind, bleibt der Schnee den ganzen Sommer liegen.

»Nachdem sie die Ural-Kette überschritten hatten, zogen die Reisenden zunächst den Lemba-Fluß entlang, setzten über denselben und folgten nun jenem ganzen System kleiner Flüsse, deren Namen nicht ein einziger Syrjane kennt. Endlich erreichte die Expedition am 4. Mai den Uswa-Fluß (vermuthlich Ussa), an dem die Hütte des Syrjanen Nikitsa lag.« – Dies war »der einzige bebaute Punkt in dieser ungeheuern Ebene von mehr als hundert Werst (Kilometer) Ausdehnung«. Sie rasteten hier zwei Wochen, um die Renthierbequem ausruhen zu lassen und ihnen Futter zu verschaffen.

»Von den Quellen des Woikara-Flusses bis zur Uswa ist das Terrain nach allen Richtungen hin mit Wald bewachsen ... Vom Uswa- bis zum Workuta-Fluß und noch etwas weiter zog Trontheim mit seinem Gefolge durch ziemlich dichten Wald. Mitte Mai wurde der Wald in dem Maße, als sich die Karawane der Tundra näherte, immer dünner, und am 27. Mai wurde er vollständig von schwachem Unterholz abgelöst. Dann begann der Uebergang in niedriges Gebüsch und Kraut, und endlich erschien die unabsehbare Tundra. Um auf der Tundra nicht ohne Brennholz zu sein, wurden dürre Bäume und anderes Holz gefällt und auf acht Schlitten gesammelt.« Einen Tag, nachdem sie in der Tundra angekommen waren (29. Mai), zog die Karawane rasch weiter, »da die Syrjanen alles aufboten, um so schnell als möglich an einer Stelle vorüberzukommen, wo vor einigen Jahren eine ganze Renthierherde ums Leben gekommen war. Solche Stellen kennen die Führer gut und sie thun ihr Möglichstes, sie zu umgehen, da die Thiere leicht angesteckt werden können, wenn sie an den Knochen ihrer verendeten Kameraden nagen. Gnade Gott der Heerde, die davon betroffen wird; die Krankheit verbreitet sich schnell von Thier zu Thier, und im Laufe eines Tages können sie ihr scharenweise erliegen.³⁰

»In dieser Gegend befinden sich viele Sümpfe; das ganze Tiefland bildet einen einzigen zusammenhängenden Morast. Es kam vor, daß man bis an den Gürtel im Wasser gehen mußte; so trabten sie am 5. Juni den ganzen Tag im Wasser umher, in beständiger Angst, daß die Hunde sich erkälten möchten. Am 6. wehte ein starker Nordostwind; in der Nacht trat so starke Kälte ein, daß zwei Renthierkälber erfroren; außerdem wurden zwei erwachsene Thiere von Wölfen geraubt.«

Oft mußte die Karawane über reißende Ströme setzen, wo es schwierig genug war, einen Uebergang zu finden. Mit Hülfe von Zeltstangen, zuweilen auch Eisstücken, mußte häufig eine Brücke gebaut werden, und man brauchte oft einen ganzen Tag, um hinüberzukommen. Nach und nach wurde der Holzvorrath verbraucht, und es hielt schwer, Essen zu kochen. Wenig

Buschholz war zu finden. Am 17. Juni trafen sie »einen syrjanischen Renthierführer, der Handeltrieb; von ihm kauften sie zwei Flaschen Wein (Branntwein), die Flasche für 70 Kopeken. Die Begegnung hatte wie gewöhnlich einen sehr freundschaftlichen Charakter und schloß mit gegenseitiger Bewirthung.

»Auf der Tundra kann man weit sehen, und die scharfen Augen der Syrjanen entdecken in einer Entfernung von zehn Kilometer eine andere Heerde oder Rauch von bewohnten Zelten. Deshalb läßt ein Nomade, der auf zehn bis zwölf Kilometer die Anwesenheit eines andern Menschen bemerkt hat, nie die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, ihn im Lager aufzusuchen, mit ihm zu plaudern und sich mit Thee; am liebsten aber mit Branntwein bewirthen zu lassen. Am Tage darauf, am 18. Juni, kamen einige Samojeden, die von der Karawane Kenntniß erhalten hatten, auf vier Schlitten ins Lager. Sie wurden mit Thee bewirthet. Die Unterhaltung, die auf samojedisch geführt wurde, drehte sich um die Gesundheit der Renthier, um unsere Reise und den Weg nach der Jugor'schen Straße. Nachdem die wenigen Neuigkeiten der Tundra erschöpft waren, zogen sie wieder von dannen.«

Ende Juni, nachdem man die Ausläufer des nördlichen Ural passirt hatte, näherte sich die Zeit, zu welcher Trontheim der Abrede gemäß an der Jugor'schen Straße eintreffen sollte, und »er mußte daher die Reise beschleunigen, was sich jedoch mit mehr als 40 Schlitten und 450 Renthieren, ohne die Kälber zu rechnen, nicht leicht machen ließ. Er beschloß daher, die Karawane zu theilen, die Frauen, Kinder und Haustiere zurückzulassen und selbst ohne Gepäck und nur mit einem Sack Proviant versehen weiter zu ziehen.«

Am 28. Juni »wurden daher 30 Schlitten, Zelte u. s. w. zurückgelassen mit den Weibern und Kindern, die hier nomadisiren mußten. Die männlichen Syrjanen nahmen 10 Schlitten und zogen mit Trontheim zusammen weiter.« Endlich nach langem Umherstreifen erblickten sie am 9. Juli von einem »hohen Berge« aus das Meer und erreichten am nächsten Tage Chabarowa, wo Trontheim erfuhr, »daß noch kein Dampfschiff in der Jugor'schen Straße angelangt sei und sich auch kein Segel gezeigt habe. Zu dieser Zeit war der ganze Strand an der Jugor'schen Straße sowie das Meer, soweit man sehen konnte, mit Eis bedeckt, das von nördlichen Winden dorthin getrieben worden war. Erst am 22. Juli war das Meer völlig offen. Während des Wartens auf die »Fram« verkürzte sich Trontheim die Zeit damit, auf die Jagd zu gehen sowie Ausflüge mit seinen Hunden zu machen, die in ausgezeichneter Verfassung waren. Nicht selten war er in der Sibiriakoffschen Colonie ein Sammelpunkt für die Samojeden ringsum, die in bedeutender Zahl kamen, um ihre Waaren abzusetzen.«

Ein trauriges Bild bot sich ihm in der kleinen, »von der übrigen Welt verlassen« Kolonie dar. Jedes Jahr finden sich hier im Sommer, hauptsächlich aus Pustosersk, zwei bis drei Kaufleute oder handeltreibende Bauern (Aufkäufer) ein, um von den Samojeden und teilweise auch von den Syrjanen Waaren einzutauschen: Bärenfelle, Speck, Seehundsfelle, Renthierhäute u. s. w. gegen Thee, Zucker, Mehl, Hausgeräth u. dergl. Kein Kauf oder Verkauf geht ohne Branntwein vor sich, nach welchem die Samojeden in hohem Grade lüstern sind.

»Nachdem ein Kaufmann einen armen Kerl betrunken gemacht hat, plündert er ihn aus, indem er alles, was er haben will, für einen Spottpreis kauft; zum Schlusse zeigt es sich dann, daß der Samojede »seinem Wohlthäter« noch etwas schuldig geblieben ist. Alle Händler, die nach der Colonie kommen, führen Branntwein mit sich, und deshalb herrscht hier den ganzen Sommer hindurch eine erschreckliche Völlerei. Wie groß der Absatz ist, kann man daraus schließen, daß die Buden der Kaufleute voll Branntweinfässer sind. Polizeiaufsicht existirt nicht und würde auch schwer zu organisiren sein.

»Sobald im Winter Schlittenbahn ist, kehren die Karawanen der russischen Kaufleute mit ihren Renthieren aus der Colonie nach Hause zurück, beladen mit leeren Wein(Branntwein)fässern und den Waaren, die sie eingetauscht haben.

»Am 30. Juli (soll der 29. heißen) entdeckte Trontheim vom Strande aus erst Rauch und bald darauf ein Dampfschiff. Kein Zweifel – dies war die ›Fram‹. In einem kleinen Samojedenboot fuhr er dem Schiffe entgegen und rief auf russisch, man möchte ihn aufnehmen. Vom Dampfschiffe aus wurde gefragt, wer er sei, und als er seinen Namen nannte, wurde er aufgenommen. Hier traf er Nansen selbst, der eine fettige Arbeitsjacke trug. Er ist ein noch ganz junger Mann von mittlerer Größe.« Es folgt eine schmeichelhafte Beschreibung des Führers der Expedition und der Verhältnisse an Bord; es wäre übrigens traurig, wenn Trontheim sonst nicht wahrheitsgetreuer wäre als bei der Schilderung meines Wuchses.

»Es ist augenscheinlich«, fährt er fort, »daß dies *eine* Familie ist, einig und von einem Gedanken beseelt, an dessen Durchführung alle leidenschaftlich arbeiten. Alle schwere und grobe Arbeit an Bord ist gleichmäßig vertheilt, und es gibt keinen Unterschied zwischen dem einfachen Matrosen und dem Kapitän oder dem Chef der Expedition selbst ... An der allgemeinen Arbeit nimmt auch der Doctor theil, und diese Gemeinschaft in der Arbeit ist ein Band, das die ganze Expedition zusammenhält. Ein solches Verhältniß unter der Mannschaft der Expedition machte einen sehr angenehmen Eindruck auf Trontheim, und gerade dieses berechtigt mehr als alles andere zu der Hoffnung, daß die Expedition sich in schwierigen Augenblicken zu helfen wissen wird.

»A. I. Trontheim war täglich an Bord und nahm theil an Frühstück und Mittagessen. Nach seiner Ansicht ist das Fahrzeug ausgezeichnet gebaut und ohne irgendwelchen Mangel. Die Kajüten sind geräumig und mit Comfort eingerichtet; es findet sich eine ausgezeichnete Bibliothek mit den besten Werken der classischen europäischen Literatur vor, verschiedene musikalische Instrumente, von einem schönen Concertflügel ³¹ bis zur Flöte und Guitarre, sowie Schach- und Damenbrett, alles zur Zerstreung für die Mannschaft.«

Darauf folgt eine Beschreibung der ›Fram‹, ihrer Ausrüstung und des Proviantes. Besondern Eindruck scheint auf Trontheim gemacht zu haben, daß wir keinen Wein (Branntwein) an Bord hatten.

»Nur in der Apotheke«, bemerkt er, »sollen sich zwanzig bis dreißig Flaschen vom besten Cognac – reiner Spiritus – in denaturirtem Zustande befinden. Nach Nansen's Meinung ist der Genuß von Branntwein in den nördlichen Regionen schädlich und kann auf einer so schwierigen und gefährlichen Reise von sehr traurigen Folgen begleitet sein; Nansen hat es daher für zweckmäßiger befunden, den Branntwein durch Fruchtsäfte und Verschiedene Süßigkeiten zu ersetzen, von denen sich eine Menge an Bord befinden.

»Im Hafen verbringt die Mannschaft den größten Theil des Tages zusammen; trotz der Gemeinschaftlichkeit der Arbeit sind die Pflichten eines jeden Teilnehmers bis aufs kleinste festgesetzt. An den Mahlzeiten nehmen alle theil, mit Ausnahme des amtirenden Kochs; seine Arbeit wird abwechselnd übernommen. Gesundheit und Freude liest man auf allen Gesichtern; Nansen's unerschütterlicher Glaube an einen glücklichen Ausgang des Unternehmens flößt der ganzen Besatzung Muth und Vertrauen ein.

»Am 3. August wurden auf der ›Fram‹ Kohlen aus dem Schiffsraum nach dem Heizraum (Kohlenbunker) hinuntergetragen. An dieser Arbeit beteiligten sich sämtliche Mitglieder der Expedition, Nansen an der Spitze. Die Arbeit ging in bester Eintracht munter von statten. An demselben Tage probirten Nansen und seine Begleiter am Strande die Hunde. Man spannte acht (soll heißen zehn) Hunde vor einen Schlitten, auf dem drei Personen saßen. Nansen erklärte, mit

den Hunden sehr zufrieden zu sein, und dankte Trontheim für die gute Wahl, die er getroffen habe, sowie dafür, daß die Hunde in so gutem Zustande waren. Nachdem die Hunde in Empfang genommen und auf das Schiff gebracht worden waren,³² wandte sich Trontheim an Nansen mit der Bitte um ein Zeugniß über genaue und sorgfältige Ausführung des übernommenen Auftrags. Nansen antwortete hierauf: »O nein. Zeugniß und Atteste sind zu wenig. Sie haben Ihre Aufgabe gewissenhaft ausgeführt und haben dadurch der Expedition einen sehr großen Dienst geleistet. Ich habe den Auftrag, Ihnen von unserm König eine goldene Medaille zu überreichen für die große Hülfe, die Sie uns gebracht haben.« Mit diesen Worten übergab Nansen Herrn Trontheim eine sehr große, mit einer Krone geschmückte goldene Medaille.

»Auf der Vorderseite der Medaille befindet sich folgende Inschrift: ›Oscar II., Norges og Sveriges konge. Broderfolkenes vel.« (Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Das Wohl des Brudervolkes.)

»Und auf der Rückseite: ›Belønning for fortjenstlig virksomhed. A. I. Trontheim.« (Belohnung für verdienstvolle Thätigkeit. A. I. Trontheim.) Zugleich übergab Nansen Trontheim auch ein schriftliches Zeugniß über die ausgezeichnete Weise, in der er seine Aufgabe gelöst habe, und bestätigte, daß er dafür mit einer Medaille belohnt worden sei. Am selben Tage³³ zur Nachtzeit entschloß sich Nansen, den Anker zu lichten und seine sehr lange Reise anzutreten, ohne die Ankunft der Kohlenjacht ›Urania‹ abzuwarten, die seiner Meinung nach durch Eis zurückgehalten worden war. Trontheim nahm am Abend Abschied von der ganzen Besatzung mit dem herzlichen Wunsche, die Expedition möchte ihr Ziel glücklich erreichen. Mit ihm verließ auch der Secretär eines der leitenden Londoner Blätter, Herr Ole Christophorsen³⁴ das Schiff. Er hatte Nansen von Vardö her begleitet. Beim Abschied gab Nansen ihnen einen reichlichen Vorrath Proviant mit, da Christophorsen und Trontheim die Ankunft der ›Urania‹ abwarten mußten, um mit diesem Schiffe zurückzukehren. Genau 12 Uhr nachts zwischen dem 4. und 5. August gab die ›Fram‹ das Abfahrtssignal und steuerte dem Meere zu.«

Am 7. August kam endlich die »Urania« nach Chabarowa. Wie ich angenommen hatte, war sie durch das Eis aufgehalten worden, war aber schließlich ohne Schaden durchgekommen. Am 11. August konnten dann Christofersen und Trontheim mit dem Schiffe heimwärtsziehen und erreichten am 22. August Bardö, nachdem es ihnen zum Schluß mit der Kost ziemlich schlecht gegangen war. Die Jacht, die ihren Heimatsort Brönö im Mai verlassen hatte, war nämlich für eine so lange »Reise« nicht genügend ausgerüstet, und die letzten Tage hatten sie meistens nur trockenen Schiffszwieback, Wasser und – Läuse.

Der Kessel wurde vom Salz gereinigt, das sich infolge des Verdampfens des Seewassers auf dem Kesselboden niedergeschlagen hatte. Infolge der Reibung des Zugstranges sollen gewöhnliche männliche Hunde sich leicht eine Orchitis zuziehen können.»Kvik« war eine Kreuzung von Eskimohund und Neufundländer, geboren während der von Lieutenant Ryder geleiteten dänischen Expedition nach Ostgrönland (1891 – 92). Lieutenant Ryder schenkte sie mir, und sie erwies sich als vorzüglicher Schlittenhund. Jassak ist eine Steuer, die von den sibirischen Völkern in Pelzwerk entrichtet wird. Diese Krankheit ist wol Milzbrand oder etwas ähnliches gewesen. Damit ist wol unser Harmonium gemeint. An sonstigen musikalischen Instrumenten besaßen wir eine Ziehharmonika, und einer der Theilnehmer hatte außerdem eine Flöte, eine Violine und einige Mundharmonikas. Wie man sieht, muß hier ein Gedächtnißfehler vorliegen: es war am Abend vorher. Das war aber am Tage darauf. Ich glaube, Christofersen, nicht Christophorsen, hat in seinem Leben nie mit einer englischen Zeitung etwas zu thun gehabt.

Viertes Kapitel

Fahrt durch das Karische Meer.

Nachdem Christofersen und Tronheim uns verlassen hatten, konnten wir erst ziemlich spät in der Nacht vom 4. zum 5. August in See stechen. Das Fahrwasser war hier zu gefährlich, als daß wir die Abfahrt in dem dichten Nebel früher hätten wagen dürfen. Aber dann wurde es klar und das Petroleumboot wurde bereit gehalten. Ich wollte darin vorausfahren, um das Fahrwasser auszulöthen.

Um Mitternacht fuhren wir ab; Scott-Hansen stand vorn mit dem Handloth. Zunächst nordwestwärts nach der Spitze der Insel Waigatsch, wie Palander vorschreibt, dann weiter durch die Straße, nahe der Insel. Der Nebel war oft so dicht, daß wir die »Fram«, die unmittelbar hinter uns kam, kaum durchschimmern sehen konnten, ebenso konnten sie an Bord unser Boot nicht erblicken. Aber solange wir Wasser genug hatten und sehen konnten, daß sie an Bord den richtigen Kurs einhielten, fuhren wir drauf los. Bald wurde der Nebel wieder etwas lichter. Aber die Tiefe war gerade nicht bedeutend; wir hatten beständig nur 9 und 10 Meter, dann wurden es 8 und schließlich 7. Das war gar zu wenig. Wir wendeten und gaben der »Fram« Zeichen zum Stoppen. Darauf hielten wir weiter vom Lande ab und bekamen tieferes Wasser, sodaß die »Fram« wieder mit voller Fahrt vorwärtsgehen konnte.

Ab und zu bekam die Maschine wieder ihre gewohnten Tücken und blieb stehen. Ich mußte mehr Gasöl auffüllen, um sie wieder in Gang zu bringen. Während ich damit beschäftigt bin, hebt sich das Boot in den Wellen – etwas Oel wird verschüttet und fängt Feuer. Das flammende Oel breitet sich auf dem Boden des Fahrzeugs aus, wo schon vorher ziemlich viel Oel verschüttet war. Im Nu war das ganze Achterdeck ein einziges Flammenmeer; auch meine Kleider, die mit Oel bespritzt waren, fingen Feuer. Ich mußte nach vorn laufen, und die Situation sah einen Augenblick kritisch aus, zumal ein großes, bis an den Rand gefülltes Spülbecken ebenfalls Feuer fing. Nachdem meine brennenden Kleider gelöscht waren, eilte ich wieder nach hinten, ergriff das Becken und goß das brennende Oel ins Meer, wobei ich meine Finger arg verbrannte. Sofort stand die ganze Wasserfläche ringsum in hellen Flammen. Dann faßte ich den Schöpfeimer und füllte damit Wasser ins Boot, soviel ich nur vermochte. Bald war das Schlimmste beseitigt. Von Bord der »Fram« aus sah sich das Ganze freilich unheimlich genug an, und man stand mit Tauen und Rettungsgürteln bereit, um sie uns im Nothfalle zuzuwerfen.



Bei Tisch (das obere Ende der Tafel).

Bald waren wir außerhalb der Jugor'schen Straße. Der Nebel war inzwischen so weit geschwunden, daß wir das niedrige Land um uns, weiter draußen das Meer, und in der äußersten Entfernung das Treibeis sehen konnten. Um 4 Uhr morgens (4. August) glitten wir an der Sokolij- oder Falken-Insel vorüber und hinaus in das gefürchtete Karische Meer. Jetzt sollte unser Schicksal entschieden werden.

Bevor ich die Heimat verließ, hatte ich stets gesagt: wenn wir nur erst glücklich durch das Karische Meer und am Kap Tscheljuskin vorbeigekommen sind, dann ist das Schlimmste überstanden. Die Aussichten waren nicht schlecht. Nach Osten eine offene Rinne am Lande entlang, soweit man von der Ausgucktonne aus sehen konnte.

Anderthalb Stunden später waren wir an der Eiskante. Das Eis war so dicht, daß nicht daran zu denken war, uns hinein zu wagen. Gegen Nordwest schien es viel loser zu sein, und es zeigte sich ziemlich viel blaue Luft am Himmel.³⁵ Wir fuhren daher in süd-östlicher Richtung am Lande entlang durch zertheiltes Eis, hielten uns aber am Vormittage mehr seewärts, da blaue Luft im Osten und Nordosten auf offeneres Fahrwasser deutete, um 3 Uhr nachmittags wurde das Eis jedoch so dicht, daß ich es für gerathen hielt, wieder in die Rinne, die sich am Lande hinzog, hineinzulenken. Freilich wäre es möglich gewesen, uns den Durchgang durch das hier im Meere befindliche Eis zu erzwingen, wir hätten aber auch festsitzen können, und uns dieser Gefahr auszusetzen war es noch zu früh.

Nachdem wir am nächsten Morgen (5. August) längs der Küste vor die Mündung des *Kara-Flusses* gekommen waren, hielten wir den Kurs auf die *Halbinsel Jalmal*. Bald hatten wir dieses Tiefland in Sicht, kamen aber am Nachmittag in Nebel und dichtes Eis. Am nächsten Tage war es nicht besser. Wir befestigten dann das Schiff an einem großen Toroß,³⁶ der an der Küste von Jalmal auf dem Lande lag.

Am Abend gingen einige von uns an Land. Das Wasser war so seicht, daß das Boot eine gute

Strecke vom Ufer entfernt sitzen blieb und wir an Land waten mußten. Es war ein flacher, glatt gewaschener, sandiger Strand, den das Meer zur Flutzeit ganz überspülte; dahinter erhob sich ein steiler sandiger Abhang bis zu einer Höhe von 10 bis 12, stellenweise bis 20 Meter.

Wir streiften ein wenig umher. Flach und kahl überall. Alles Treibholz, das sich vorfand, war im Sande vergraben und gänzlich durchnäßt. Kein Vogel zu sehen, außer einigen Schnepfen. Wir kamen an ein Gewässer, und aus dem Nebel vor mir hörte ich den Laut einer Lumme, sah aber kein lebendes Wesen. Die Nebelwand versperrte die Aussicht, wohin man sich wenden mochte.

Fährten von Renthieren gab es genug, aber selbstverständlich nur von den zahmen Thieren der Samojuden. Es ist dies ja das Land der Samojuden. Ach, so öde und traurig!

Der Botaniker war der einzige, der eine Beute machte. Lieblich lächelnd schauten in diesem Lande der Nebel die Blumen hier und dort hervor, gleich einer Botschaft aus einer lichtern Welt. Wir gingen über die Ebene weit landeinwärts, fanden aber nur Gewässer mit niedrigen Landengen und Höhenzügen dazwischen. In der Ferne hörten wir oft Lummen schreien, erblickten aber nie eine. Alle diese Gewässer hatten eine auffallend kreisrunde Form mit jähem Uferhängen ringsum, als wenn sie sich ihr Bett in die Sandebene selbst gegraben hätten.



Landung an der Halbinsel Jalmal.

Aus den Rudern des Bootes und einem Presenning hatten wir eine Art Zelt hergestellt. Glücklicherweise fanden wir etwas trockenes Holz, und bald duftete uns im Zelte ein warmer, erquickender Kaffee entgegen. Nachdem wir gegessen und getrunken hatten und die Pfeifen angezündet waren, überraschte uns Johansen dadurch, daß er – dick und satt, wie er war – auf dem schweren feuchten Sandboden vor dem Zelte, im langen Offiziersmantel und den Wasserstiefeln, die halb voll Wasser waren, einen Saltomortale nach dem andern zum besten gab.

Um halb sieben Uhr morgens (7. August) waren wir wieder an Bord. Der Nebel hatte sich zerstreut; aber das Eis, das mit der Gezeitenströmung hin und her getrieben wurde, sah nach Norden zu so dicht aus wie zuvor.

Vormittags hatten wir Besuch von einem Boote mit zwei stattlichen Samojuden, die gut

aufgenommen und mit Essen und Tabak tractirt wurden. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie weiter landeinwärts gegen Norden in Zelten wohnten. Mit Gaben beschenkt kehrten sie wieder nach Hause zurück.

Es waren *die letzten Menschen*, mit denen wir zusammentrafen.

Am nächsten Tage (8. August) war das Eis immer noch dicht, und da nichts zu unternehmen war, gingen einige von uns am Nachmittag wieder an Land, theils um mehr von dieser wenig bekannten Küste zu sehen, theils um, wenn möglich, das Samojudenlager zu finden und dort Felle und Renthierfleisch einzutauschen.

Es ist ein eigenthümliches Flachland. Nichts als Sand, überall Sand. Noch flacher, noch einsamer als das Land an der Jugor'schen Straße, ein noch weiterer Gesichtskreis.

Ueber der Ebene lag ein grüner Teppich aus Gras und Moos, hin und wieder vom Winde zerzaust, der ihn aufgewühlt und den Flugsand darüber hingefegt hatte. Aber soweit wir auch gingen und soviel wir auch suchten, wir fanden kein Samojudenlager. Das einzige, was wir erreichten, war, in weiter Entfernung drei Männer zu sehen, die sich indessen, sobald sie uns erblickten, so schnell als möglich aus dem Staube machten.

Wild gab es nicht viel. Einige Schneehühner, Goldregenpfeifer und Eisenten waren so ziemlich alles. Unsere hauptsächlichste Ausbeute waren wiederum eine Sammlung Pflanzen und einige geologische und geographische Beobachtungen. Diese ergaben, daß die Küste an dieser Stelle in den Karten mehr als einen halben Längengrad (36–38 Minuten) zu weit nach Westen verlegt ist.

Erst am nächsten Vormittag (9. August) kamen wir wieder an Bord. Das Eis schien jetzt im Norden etwas lockerer geworden zu sein. Um 8 Uhr abends begannen wir endlich aufs neue unsere Fahrt nach Norden. Wir fanden leicht passierbares Eis, bis wir drei Tage später in offenes Fahrwasser kamen.



Auf der Halbinsel Jalmal.

Am Sonntag (13. August) steuerten wir ins offene Karische Meer an der Nordspitze der Halbinsel

Jalmal und an *Bjelyj-Ostrow* (Weiße Insel) vorüber. Nirgends war Eis zu erblicken. Während der folgenden Tage hatten wir beständig starke Ostwinde, die sich oft bis zur Brise steigerten. Wir fuhren fort, unter Segel zu kreuzen, um ostwärts zu kommen, aber die »Fram« ist bei Gegenwind kaum als ein guter Segler zu bezeichnen, da sie breit und ohne Kiel ist. Die Strömung war zu stark und die Aussicht, vorwärts zu kommen, dementsprechend gering. Im Schiffsjournal heißt es fortwährend: Gegenwind, Gegenwind. Es war mehr als einförmig, aber da es für die Schifffahrt in diesem Meere ein Interesse haben kann, will ich die wichtigsten Einzelheiten anführen, besonders wo es sich um die Eisverhältnisse handelt:

»Montag (14. Aug.) kreuzten wir nur unter Segel gegen starken Wind. Einzelne Eisstücke waren während der Hundewache (12–4 Uhr morgens) zu erblicken; später zeigte sich aber kein Eis innerhalb des Gesichtskreises.

»Dienstag (15. Aug.). Während der Hundewache legte sich der Wind, die Segel wurden festgemacht und der Kessel geheizt. Um 5 Uhr morgens begannen wir ostwärts durch eisfreies Meer zu dampfen, aber am Nachmittage frischte der Wind aus Ostnordost wieder auf, und wir mußten unter Dampf und Segel kreuzen. Einzelne Eisstreifen wurden gegen Abend und während der Nacht sichtbar.

»Mittwoch (16. Aug.). Da das Karische Meer in so erstaunlicher Weise eisfrei zu sein schien und schwere Wellen aus Nordosten kamen, entschlossen wir uns, soweit es gehen mochte, einen nördlichen Kurs zu halten; wenn es sein mußte, bis zur Einsamkeit-Insel. Aber gegen halb vier Uhr nachmittags zeigte sich vor uns ein dichter Eisstreifen, sodaß wir wenden mußten. Steife Brise und Seegang. Wir kreuzen fortgesetzt in östlicher Richtung längs der Eiskante.

»Am Abend hätten wir beinahe das Petroleumboot verloren. Es wurde von den Wellen unablässig mit Wasser gefüllt, an zwei Stellen wurde der Rand weggebrochen, und die schweren Davits, in denen es hing, krümmten sich, als wären sie aus Kupferdraht. Im letzten Augenblick gelang es, das Boot an der Seite festzumachen, während die Wellen uns überfluteten. Ein Mißgeschick nach dem andern schien dieses Boot zu verfolgen.

»Donnerstag (17. Aug.). Wir kreuzen nach wie vor in östlicher Richtung unter Segel und Dampf durch lockeres Eis in der Nähe des Randes des festen Eises. Immer noch Sturm und, sobald wir die Nase ein wenig aus dem Eise herausstecken, schwerer Seegang.

»Freitag (18. Aug.). Anhaltend Sturm. Wir steuern südöstlich. Halb fünf Uhr morgens erblickt Sverdrup Land, südlich von uns; er war gerade in der Tonne, um nach Bären und Walrossen auf den Schollen auszuschaun.«

Um 10 Uhr vormittags war ich oben, mich umzusehen. Wir waren kaum mehr als 20 Kilometer vom flachen Lande entfernt, das von derselben Beschaffenheit wie Jalmal zu sein schien, mit Gras bedeckt und mit steilen, sandigen Abhängen. In der Nähe des Landes war das Wasser seichter. Nicht weit von uns lagen Torosse auf dem Grunde. Das Senkblei zeigte immer weniger und weniger Wasser; halb zwölf Uhr waren es nur noch 16 Meter; aber um 12 Uhr hatten wir mit einem mal wieder 40 Meter, und darauf nahm die Tiefe wieder fortwährend zu.



Die »Fram« im Karischen Meere.

Zwischen dem Lande und dem Grundeise, leewärts³⁷ von uns, hatte es das Ansehen, als ob sich dort eine Rinne mit etwas tieferm Wasser befände, wo nicht soviel Eis auf dem Grunde lag. Es war schwer zu glauben, daß hier thatsächlich ein neues Land sein sollte, wo doch sowol Nordenskiöld als Eduard Johannesen und vielleicht mehrere Russen vorbeigekommen waren, ohne etwas zu sehen. An unsern Beobachtungen ließ sich aber nicht zweifeln, und das Land erhielt sofort nach seinem Entdecker den Namen *Sverdrup-Insel*.

Da wir immer noch viel Eis luvwärts³⁸ hatten, setzten wir unsern südöstlichen Kurs fort und hielten uns so nahe als möglich am Winde. Es war klares Wetter, und um 8 Uhr bekamen wir das Festland bei der *Dickson-Insel* in Sicht.

Unsere Absicht war gewesen, hier zu ankern, um unsere Post für die Heimat in einem Depot niederzulegen. *Kapitän Wiggins* hatte versprochen, die Briefe auf seiner Reise nach dem Jenissei von hier abzuholen. Mittlerweile hatte sich aber der conträre Wind gelegt, die Gelegenheit war günstig und die Zeit kostbar. Wir verzichteten daher darauf, unsere Post zu befördern, und setzten den Kurs an der Küste entlang fort.

Das Land ist hier ganz verschieden von Jalmal. Wenn es auch nicht hoch ist, so ist es doch ein Bergland mit Schneeflecken und hie und da mit größern Schneeflächen, die sich oft bis zum Strande hinunter erstrecken.

Am nächsten Vormittag (19. August) bekam ich die südlichste der *Kamennyj-Inseln* (Felsige Inseln) in Sicht.

Wir steuerten darauf zu, um zu sehen, ob nicht irgendwelche Thiere zu finden seien; aber nichts war zu erblicken. Die Insel erhebt sich auf allen Seiten gleichmäßig aus dem Meere, hat aber abschüssige Uferstrecken. Diese bestehen zum größern Theil aus Felsen, die bald als festes Gestein, bald als verwittrte Gesteinstrümmer zu Tage treten.

Dem Anscheine nach war es ein geschichtetes Gestein mit stark schräg liegenden Schichten. Im übrigen ist die Insel mit einer Menge Grus bedeckt, der zum Theil mit größern Trümmern

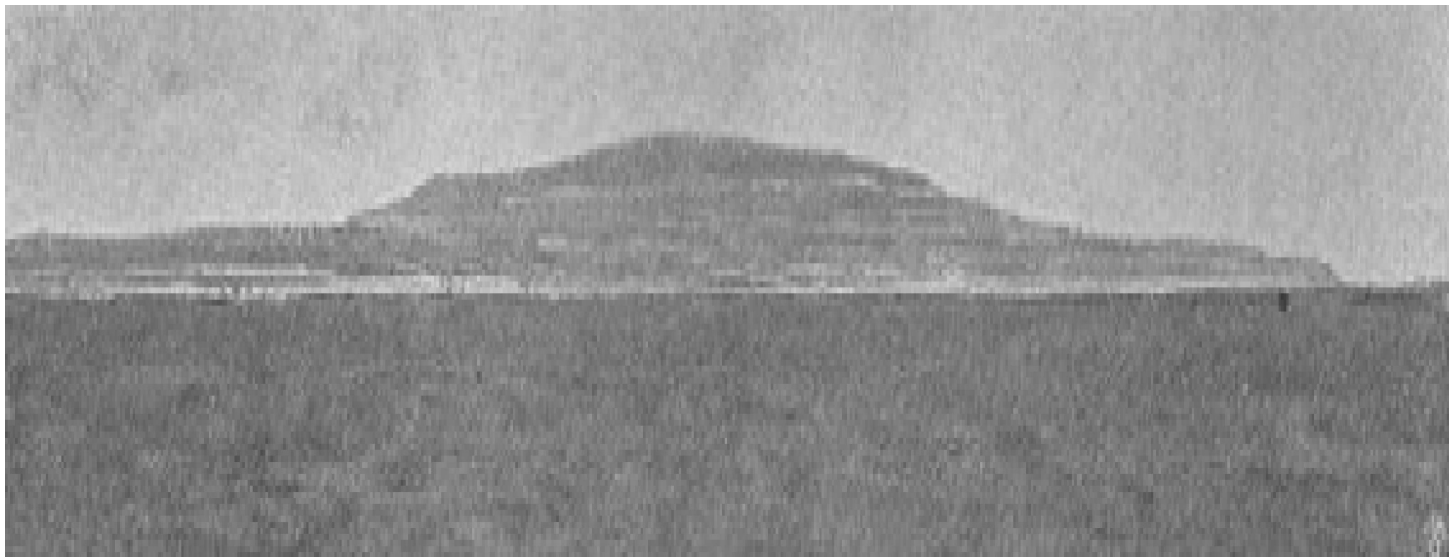
vermischt ist, und die ganze nördliche Landzunge scheint aus Sand zu bestehen, der steil zum Strande abfällt.

Was bei der Insel am meisten ins Auge fällt, sind ihre ausgeprägten *Strandlinien*.

Der Spitze zunächst befindet sich eine besonders hervortretende Strandlinie, die sich auf der West- und Nordseite als scharfer Absatz zeigt und sich wie ein dunkles Band quer über die Länge der Insel erstreckt. Näher dem Strande sah man ebenfalls mehrere deutliche Strandlinien. Alle gleichen in ihrer Form der obersten mit ihren steilen Absätzen und sind ersichtlich auf dieselbe Weise gebildet: durch die Thätigkeit der See und insbesondere des Eises. Wie die oberste sind auch die übrigen am ausgeprägtesten auf der West- und Nordseite der Insel, die dem offenen Meere besonders ausgesetzt sind.

Für den, der die Geschichte der Erde studirt, sind diese Spuren eines frühern Meeresniveaus von großem Interesse, weil sie eine Hebung des Landes oder eine Senkung des Meeresspiegels seit ihrer Bildung andeuten, Niveauveränderungen, welche die ganze Nordküste Sibiriens ebenso wie die Küste Skandinaviens nach der großen Eiszeit erfahren haben.

Nördlich von dieser Insel sahen wir sonderbarerweise keine der Inseln, die nach Nordenskiöld's Karte nordöstlich von den Kamennyj-Inseln in einer Reihe liegen sollen. Dagegen peilte ich ein Paar andere ungefähr in rechtweisend östlicher Richtung. Am nächsten Morgen kamen wir auch etwas weiter im Norden an einer kleinen Insel vorüber.



Die Kamennyj-Inseln an der sibirischen Küste, von Südwesten gesehen.

An Vögeln sahen wir in diesen Gegenden nur ein Paar Schwärme wilder Gänse, einige Raubmöven und (*Stercorarius crepidatus* und *St. Buffonii*), sowie ein paar andere Möven und Seeschwalben.

Sonntag (20. August) war das Wetter so schön wie selten. Blaues Meer, glänzender Sonnenschein und schwacher Wind, immer noch aus Nordost. Am Nachmittage langten wir bei den *Kjellman-Inseln* an, die wir aus Nordenskiöld's Karte nach ihrer Lage erkennen konnten; südlich davon fanden wir aber viele unbekannte Inseln.

Alle haben abgerundete Formen und gleichen Holmen, die von den Gletschern der Eiszeit abgeschauert worden waren. Die »Fram« ging auf der Nordseite der größten Insel, die wir später *Renthier-Insel* nannten, vor Anker, und während der Kessel aufs neue mit Wasser gefüllt wurde,

wollten einige von uns zur Jagd an Land.

Wir waren noch nicht von Bord gekommen, als der Steuermann von der Tonne aus Renthier entdeckte. Da kam Leben in die Gesellschaft, alle Mann wollten mit; der Steuermann selbst war vor Jagdeifer wie verstört, seine Augen waren weit geöffnet, und die Hände zitterten ihm, als wenn er betrunken wäre.

Erst im Boote fanden wir Zeit, uns nach den Renthieren des Steuermanns umzuschauen. Vergebens, keine Spur lebender Wesen war auf irgendeiner Seite zu sehen! Doch – nahe dem Lande sahen wir endlich einen großen Schwarm wilder Gänse vom Strande heraufwackeln. Und zu unserer Schande müssen wir gestehen, es wurde die Vermuthung laut, daß der Steuermann Gänse gesehen habe, ein Verdacht, den er anfangs verächtlich von sich wies. Nach und nach sank seine Sicherheit. Aber, man kann ja selbst einem Steuermann unrecht thun. Das erste, was ich sah, als ich ans Land sprang, waren alte Renthierfährten.

Sofort stieg das Selbstvertrauen des Steuermanns wieder; er flog von Spur zu Spur, schaute und schwur darauf, daß er Renthier gesehen habe.

Auf dem ersten Hügel angekommen, sahen wir mehrere Thiere auf einer Ebene südlich von uns; da aber der Wind aus Norden wehte, mußten wir zurück, um ins Lee zu kommen, und uns am Strande entlang von Süden her nähern. Der einzige, der dies nicht billigte, war der Steuermann; mit fieberhaftem Eifer wollte er blindlings auf einige Renthier losstürmen, die er im Osten gesehen zu haben glaubte; natürlich das sicherste Mittel, das Feld von den Thieren zu säubern. Er erhielt die Erlaubniß, mit Scott-Hansen, der eine magnetische Beobachtung anstellen sollte, zurückzubleiben, mußte aber versprechen, sich nicht eher vom Flecke zu rühren, als bis er Ordre bekäme.

Auf dem Wege am Strande kamen wir an einem Schwarm Gänse nach dem andern vorbei; sie streckten die Häse vor, gingen ein wenig zur Seite, bis wir ganz nahe waren, und flogen dann endlich davon. Eine kurze Strecke weiter erblickten wir ein paar Renthier, die wir vorher nicht bemerkt hatten. Wir hätten sie leicht anpirschen können, hatten aber Sorge, dadurch den andern, die sich südlicher befanden, unter den Wind zu kommen. Endlich waren wir auch leewärts von diesen; aber sie ästen mitten in einer flachen Ebene, sodaß es durchaus nicht leicht war, sie anzupirschen, Keine Erhöhung, nicht ein Stein, um sich dahinter zu verstecken. Das einzige, was wir thun konnten, war, eine lange Schützenlinie zu bilden und nach Möglichkeit vorzurücken, um sie, so gut es ging, zu umgehen. Mittlerweile hatten wir einen andern Trupp Renthier weiter im Norden erblickt. Aber zu unserm Erstaunen jagten sie plötzlich ostwärts über die Ebene von dannen – war es der Steuermann, der sich nicht länger zu halten vermochte?

Vom Strande aus, etwas weiter nach Norden, erstreckte sich eine Senkung bis zu den Renthieren, die uns am nächsten waren. Von hier aus war es vielleicht möglich, ihnen auf Schußweite nahe zu kommen. Ich ging zurück, um einen Versuch zu machen, während die Uebrigen auf ihrem Platze in der Schützenlinie verbleiben sollten.

Die See lag gerade vor mir, ruhig und schön. Am Horizont war die Sonne vor einem Augenblick ins Meer gesunken. Der Himmel erglühete in der hellen Nacht. Ich mußte einen Augenblick innehalten: inmitten all dieser Pracht treibt der Mensch sein Raubthierhandwerk! ... Da sehe ich gegen Norden einen dunkeln Fleck sich den Hügel hinabbewegen, wo der Steuermann und Scott-Hansen sein sollten; er theilt sich in zwei Theile, von denen der eine sich östlich gerade luvwärts von den Thieren, die ich anpirschen sollte, bewegt. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis diese die Gefahr wittern und flüchtig werden würden; also hieß es sich beeilen. Es waren gerade nicht die frömmsten Wünsche, die auf die Häupter der beiden niederhagelten.

Die Senkung war nicht so tief, als ich erwartet hatte. Die Seiten waren gerade hoch genug, mich zu decken, wenn ich auf allen Vieren kroch. In der Mitte große Steine und lehmiger Grus, durch einen kleinen Bach aufgeweicht. Die Renthier ästen noch ruhig und hoben nur ab und zu die Köpfe, um zu sichern. Aber die Deckung wurde immer schlechter, und im Norden hörte ich den Steuermann. Bald würde es ihm wol gelingen, auch hier die Thiere in die Flucht zu jagen. Ich mußte schnell vorwärts, aber hier war nicht einmal genügende Deckung, um auf allen Vieren weiterzukriechen. Es blieb mir nur übrig, mich wie ein Wurm auf dem Bauche vorwärtszuwinden. Aber – in diesem weichen Lehm, mitten durch den Bach? Ja, Fleischkost ist an Bord zu werthvoll und das Raubthier im Menschen zu stark. Mögen die Kleider reißen, ich kroch weiter, sodaß der Schmutz hoch spritzte. Aber bald war es trotzdem mit der Deckung vorbei. Ich drückte mich flach zwischen die Steine und arbeitete mich durch den Schmutz wie eine Maschine, und vorwärts kam ich, wenn auch nicht schnell und angenehm, so doch sicher.

Inzwischen färbte sich der Himmel hinter mir immer tiefer roth, und es wurde immer schwieriger zu zielen, ohne des Lehms zu gedenken, den ich nur mit Mühe von der Gewehrmündung und dem Visier fernzuhalten vermochte. Die Renthier ästen ruhig weiter; wenn sie den Kopf hoben und sicherten, mußte ich mäuschenstill liegen, während ich fühlte, wie das Wasser langsam unter meinem Leibe rieselte. Fingen sie dann wieder an, im Moose zu äsen, so ging es bei mir wieder durch den Schmutz vorwärts. Bald machte ich die unangenehme Entdeckung, daß sie mir ungefähr ebenso schnell entwichen, als ich mich vorwärts wand. Und dazu der Steuermann, der nördlich von mir hauste, und die Dunkelheit, die immer stärker wurde – wahrlich traurige Aussichten! Es galt, die Kräfte anzuspannen.

Die Senkung wurde immer flacher, bald war kaum noch eine Spur von Deckung vorhanden; ich mußte mich immer tiefer in den Lehm drücken. Eine Krümmung des Bodens half mir, bis zum nächsten kleinen Hügel zu gelangen. Da waren nun die Thiere vor mir in einer Entfernung, die ich bei Tageslicht als eine gute Schußweite betrachtet hätte. Ich versuchte zu zielen, konnte aber das Korn auf der Büchse nur schwer erkennen. Ach, Menschenloos, wie schwer bist du oft zu tragen! Mit Kleidern, die von aufgeweichtem Lehm starrten, und nach den, wie mir schien, bewunderungswürdigen Anstrengungen stand ich endlich am Ziele – und nun konnte ich keinen Gebrauch davon machen!

Aber da gingen die Thiere in eine kleine Vertiefung hinein. So schnell ich vermochte, kroch ich noch ein Stückchen vorwärts. Vortreffliche Schußweite, soweit ich in der Dunkelheit beurtheilen konnte; aber das Korn der Büchse war jetzt nicht besser zu sehen als zuvor. Näherzukommen war unmöglich; ein kahler Hügel lag vor mir. Hier liegen zu bleiben und zu warten, bis es zum Schießen hell genug würde, hatte wenig Zweck; es war jetzt Mitternacht, ich hatte immer noch den gefährlichen Steuermann nördlich von mir und auf den Wind konnte ich mich nicht verlassen. Ich hielt die Büchse gegen den Himmel, um scharfes Korn zu bekommen, und richtete sie dann auf die Renthier; einmal, zweimal, dreimal. Ein guter Schuß würde es nicht; aber mir schien, ich müßte dennoch treffen, und brannte los. Die beiden Thiere fuhren zusammen, sahen sich erstaunt um, eilten dann eine kleine Strecke nach Süden und blieben wieder stehen; im selben Augenblick stieß ein drittes Renthier zu ihnen; es hatte etwas nördlicher gestanden. Ich feuerte alle Schüsse ab, die ich im Magazin hatte, aber sie trafen alle gleich gut. Die Thiere fuhren ein wenig zusammen, verzogen sich nach jedem Schusse etwas, dann setzten sie sich langsam nach Süden in Bewegung. Nach einer kleinen Weile blieben sie wieder stehen, um mich lange und genau anzusehen. Ich lief aus Leibeskräften westwärts, um sie zu umgehen. Dann eilten sie wieder weiter, gerade auf die Stelle zu, wo sich einige meiner Kameraden befinden mußten. Ich erwartete jeden Augenblick, Schüsse zu hören und ein Paar Thiere fallen zu sehen;

aber sie trabten ruhig und ungestört nach Süden über die Ebene. Endlich fiel ein Schuß weit im Süden. Aus dem Rauche konnte ich erkennen, daß der Abstand zu weit gewesen. Aergerlich warf ich die Büchse über die Schulter und schlenderte hinterdrein. Wahrlich, ein Vergnügen, alle Anstrengungen so belohnt zu sehen!

Nirgends ein Mensch zu erblicken. Nach geraumer Weile fand ich Sverdrup; er war es, der geschossen hatte. Bald darauf kam Blessing: die Uebrigen hatten längst ihre Posten verlassen.

Während Blessing zum Boote und zu seiner Botanisirtrommel zurückkehrte, zogen Sverdrup und ich weiter, um nochmals unser Glück zu versuchen. Etwas südlicher kamen wir an ein Thal, das sich quer über die Insel erstreckte. Hier erblickten wir einen Mann, der jenseits auf der Spitze einer Anhöhe stand. Nicht weit von ihm befand sich ein Trupp von fünf oder sechs Renthieren, und da wir uns nichts anders denken konnten, als daß er im Begriffe war, sie anzupirschen, unterließen wir es, nach jener Richtung zu gehen, um nicht zu stören, und bald darauf verschwanden sowol er als auch die Renthier nach Westen. Erst später erfuhr ich, daß er keine Renthier gesehen hatte. Da es klar war, daß die Thiere südlich von uns, wenn sie erschreckt wurden, durch dieses Thal zurück mußten, und da die Insel hier so schmal war, daß wir hier gut Acht geben konnten, entschlossen wir uns, auf dem Wechsel zu bleiben und zu warten. Wir setzten uns auf große Steine, in gegen den Wind geschützter Stellung. Gerade vor Sverdrup lag ein großer Schwarm Gänse in der Mündung des Baches drunten am Strande. Sie schnatterten unablässig, und die Versuchung, zu schießen, war groß; aber aus Rücksicht auf die Renthier hielten wir es für das Richtigste, sie in Ruhe zu lassen; so wackelten sie unter lautem Schnattern über den Lehmboden und flogen bald davon.

Das Warten fiel uns schwer. Anfangs war unsere Aufmerksamkeit gespannt; die Thiere mußten ja bald kommen, und die Augen wanderten unaufhaltsam den Abhang jenseits des Thales entlang; aber nichts kam, und bald hatten die Augen die größte Lust, sich zu schließen. Der Kopf neigte sich; es hatte in den letzten Tagen nicht viel Schlaf gegeben. Dann raffte man sich wieder auf. Die Renthier konnten jeden Augenblick hier sein. Die Augen wanderten wiederum hin und her, bis sie sich aufs neue sanft schlossen, und der Kopf nickte, während der kalte Wind durch die nassen Kleider fuhr, sodaß ich vor Kälte schauderte. So verbrachten wir ein paar Stunden. Dann fand ich es weniger interessant und kroch aus meinem Versteck hervor, um mich zu Sverdrup zu begeben, der über diese Jagdmethode ebenso wenig erbaut war wie ich.

Wir stiegen den jenseitigen Abhang hinauf, waren aber kaum auf der Höhe angekommen, als wir die Geweihe von sechs prächtigen Thieren auf einer Anhöhe gerade vor uns erblickten. Sie waren unruhig, witterten nach Westen, trabten im Kreise hin und her und witterten wieder. Uns konnten sie noch nicht bemerkt haben, da der Wind von der Seite kam.

Wir standen lange und schauten ihrem Manöver zu. Wir warteten, in welcher Richtung sie flüchtig werden würden; aber die Wahl fiel ihnen augenscheinlich schwer. Endlich gingen mit einer südlichen Wendung nach Osten von dannen. Wir liefen aus Leibeskräften in südöstlicher Richtung, um ihren Kurs zu kreuzen, ehe sie uns witterten. Sverdrup war schon eine gute Strecke vorwärtsgekommen, und ich sah ihn jetzt über eine Ebene sausen. Bald mußte er an der rechten Stelle sein, um sie abzufangen. Ich blieb stehen, um bereit zu sein, ihnen auf der andern Seite den Weg abzuschneiden, falls sie zurückkehren und nach Norden ausbrechen sollten. Sechs herrliche Thiere, ein mächtiger Bock an der Spitze. Sie liefen gerade auf Sverdrup zu, der jetzt zusammengekauert auf dem Hügel lag. Jeden Augenblick konnte das erste Renthier fallen. Da fiel ein Schluß – der ganze Trupp fuhr wie ein Blitz rund herum und im Galopp zurück. Jetzt war die Reihe an mir, aus Leibeskräften zu laufen, und in wilder Jagd ging es über das Geröll dem

Thale zu, aus dem wir gekommen waren. Ich blieb nur stehen, um Athem zu schöpfen und zu sehen, ob die Thiere in der vorausgesetzten Richtung liefen – dann ging es wieder weiter.



Bei Tisch (das untere Ende der Tafel).

Wir näherten uns allmählich. Sie kamen gerade an die Stelle, die ich berechnet hatte; es galt jetzt nur, früh genug dort zu sein. Ich strengte meine langen Beine auf dem groben Geröll aufs äußerste an und machte Sprünge von Stein zu Stein, die mich in einem ruhigeren Augenblick selbst in Erstaunen gesetzt haben würden. Es kam wol vor, daß der Fuß straukelte, dann ging es kopfüber ins Geröll mit Mann und Büchse. Aber jetzt war das Raubthier in mir geweckt, der Jagdeifer zitterte in jeder Muskelfaser. Wir erreichten den Abhang ungefähr gleichzeitig – noch ein paar Sprünge auf einige große Steine, und der Augenblick war gekommen; es mußte geschossen werden, wenn schon die Entfernung groß war. Der Rauch trieb fort – und ich erblickte den Bock mit zerschmettertem Hinterlauf. Da der Anführer zurückblieb, kehrte der ganze Trupp um und umkreiste das arme Thier. Sie begriffen nicht, was vorging, liefen von einer Stelle zur andern, während die Kugeln um sie pfffen. Dann auf und davon, wieder dem Thale zu, während noch ein Thier mit zerschmettertem Laufe zurückblieb. Ich jagte ihnen über das Thal und auf die andere Seite nach, in der Hoffnung, noch einen Schuß anzubringen, gab es jedoch auf, um mir die beiden angeschossenen Thiere zu sichern. Unten im Thale stand das eine Opfer und erwartete sein Schicksal. Es sah mich flehend an; ich ging hin und wollte schießen, als es plötzlich mit einer solchen Hast davonsprang, wie ich einem Thiere auf drei Beinen nicht zugetraut hätte.



Die Jagdbeute.

Meines Schusses völlig sicher, schoß ich natürlich – fehl. Das arme Thier versuchte nach dem Strande zu entkommen; alle andern Wege waren ihm versperrt und, während es durch eine kleine Lagune watete – ich war schon bange, daß es sich ins Meer stürzen würde – brachte ich endlich den tödlichen Schuß an.

Das andere Renthier war nicht weit entfernt, und bald machte eine Kugel auch seinem Leiden ein Ende. Als ich daran ging, es aufzubrechen, stießen auch Hendriksen und Johansen zu mir; sie kamen gerade von einem Bären, den sie etwas weiter im Süden geschossen hatten.

Nachdem wir die Renthier ausgeweidet hatten, schickten wir uns an, zu unserm Boote zurückzukehren, und trafen unterwegs Sverdrup. Es war inzwischen Morgen geworden, und da ich nun fand, daß wir hier schon zuviel Zeit vergeudet hatten, war ich ungeduldig, die Reise nach Norden fortzusetzen.

Während Sverdrup und ein Paar andere an Bord gingen, um das Schiff zum Abgang klar zu machen, ruderten einige von uns nach Süden, um unsere beiden Renthier und den Bären zu holen. Eine starke Brise aus Nordost hatte sich eingestellt, und da es nun schwer fallen durfte, gegen den Wind zurückzurudern, bat ich Sverdrup, uns mit der »Fram«, falls es die Tiefe zulassen sollte, den Sund hinunter entgegenzukommen. An Seehunden und Weißwalen gab es am Strande entlang mehr als genug; aber wir hatten keine Zeit, uns jetzt noch mit Jagen aufzuhalten.

Als wir ungefähr zu der Stelle gekommen waren, wo der Bär liegen sollte, erblickten wir auf dem

Lande einen großen weißen Haufen, der einem Bären glich. Ich konnte nicht anders denken, als daß es der todte Bär sei. Aber Hendriksen versicherte, daß dies nicht der Fall sei. Wir legten an und gingen auf ihn zu. Unbeweglich lag er auf einem Grashügel. Ich hatte noch starken Zweifel, ob das Thier nicht doch früher schon geschossen worden sei. Wir kamen immer näher – kein Lebenszeichen. Ich warf einen verstohlenen Blick auf Hendriksen's ehrliches Gesicht, um mich zu überzeugen, daß man mit mir nicht Spaß treibe; aber seine Blicke waren unverwandt auf den Bären gerichtet. Dann knallten gleichzeitig ein paar Schüsse, und zu meinem größten Erstaunen fuhr der todtgegläubte Bär erschreckt in die Höhe. Der Aermste – wahrlich eine unsanfte Art, geweckt zu werden! Noch ein Schuß, und er lag leblos auf dem Rücken. Wir versuchten zuerst, beide Bären zu ziehen, aber sie waren zu schwer. Wir hatten Mühe genug, sie abzubalgen, zu zerlegen und die einzelnen Stücke ins Boot hinabzutragen. Aber so unangenehm es auch war, mit schweren Bärenschinken auf der Schulter über den weichen Lehm Boden zu traben, harrte unserer am Strande doch noch Schlimmeres.

Das Wasser war gestiegen, während gleichzeitig die Brandung stärker geworden war. Das Boot war gekentert und mit Wasser gefüllt; jede Welle ging nun darüber weg. All unsere Habseligkeiten, Büchsen und Munition, lagen im Wasser; Brotstücke, unser einziger Proviant, schwammen umher, und das Butterfaß lag geleert auf dem Grunde. Das Boot aus dieser Brandung herauszubekommen und vom Wasser zu befreien, gelang erst nach vielen Anstrengungen. Glücklicherweise bestand der Strand aus weichem Sande, sodaß das Boot keinen Schaden gelitten hatte; aber der Sand war überall eingedrungen, selbst in die feinsten Theile unserer Gewehrschlösser. Fast das Traurigste bei der ganzen Sache war übrigens der Zustand unsers Proviant's; denn wir waren jetzt hungrig wie die Wölfe. Wir mußten mit Todesverachtung daran gehen, die Brotstücke zu essen, wie sie waren, durchweicht von Seewasser und mit verschiedenen unreinen Zusätzen vermengt. Bei dieser Gelegenheit verlor ich auch mein Skizzenbuch mit mehrern geologischen Zeichnungen, die für mich Werth hatten.



Ein schwieriger Transport.

Es war ziemlich schwierig, das Wild in dieser Brandung von dem flachen Strande aus an Bord zu bringen. Wir mußten mit dem Boote draußen liegen und es an einer Stelle halten, um mit Hülfe einer Leine die Felle und das Fleisch an Bord zu holen; ein gut Theil Wasser folgte mit, aber dagegen war nichts zu thun. Aus Leibeskräften mußten wir jetzt gegen Wind und Wellen am

Strande entlang rudern.

Der Wind war stärker geworden, und wir kamen kaum vom Fleck. Seehunde tauchten rund um uns auf, Weißwale kamen und gingen; aber wir hatten jetzt keine Augen für sie. Da rief Hendriksen, ein Bär sei vor uns. Ich blickte mich um; da stand er schön und weiß auf der Landspitze und scharrte im Sande. Ihn zu schießen, hatten wir jedoch keine Zeit; wir ruderten weiter, während er am Strande uns langsam nach Norden voranging. Endlich, nach schwerer Mühe, gelangten wir in die Bucht, wo wir die Renthierhornen holen wollten. Der Bär war uns jetzt voraus; er hatte das Boot noch nicht gesehen, witterte uns nun aber und kam näher. Es war gar zu verlockend; mehrere Male hatte ich den Finger am Abzug, drückte aber dennoch nicht ab; im Grunde genommen hatten wir ja keine Verwendung für ihn, wir hatten reichlich zu thun, um zu bergen, was wir hatten. Jetzt stellte sich der Bär als Scheibe auf einen Stein, um zu wittern und besser zu sehen; dann, nach einer Weile genauen Betrachtens, machte er kehrt und begab sich im Schritt und in mäßigem Trab landeinwärts.

Die Brandung war stärker als zuvor; das Ufer war hier flach und sandig und so seicht, daß die Wellen sich in ziemlicher Entfernung vom Lande brachen. Wir steuerten so weit hinein, bis das Boot stampfte, und bekamen einige Sturzwellen über.

Die einzige Möglichkeit, das Land zu erreichen, war, ins Wasser zu springen und an Land zu waten. Schwieriger war es jedoch, die Renthierhornen an Bord zu bringen. Weiter im Norden war nicht besser zu landen, und so schwer es uns auch fiel, nach allen Mühseligkeiten auf die herrliche Fleischkost zu verzichten, schien es mir doch, daß wir nichts anders thun könnten, als unsern Kurs aus die »Fram« zu halten.

Aber das war die anstrengendste Ruderfahrt, die ich jemals mitgemacht habe. Anfangs ging es ziemlich gut. Wir hatten die Strömung mit uns und entfernten uns schnell vom Lande. Aber die Brise nahm zu, und der Strom wurde schwächer. Welle auf Welle brach sich über uns. Endlich, nach unglaublichen Anstrengungen, hatten wir nur noch eine kurze Strecke vor uns. Ich ermunterte die Ruderer, soviel ich konnte, sagte ihnen, daß es nach einigen kräftigen Ruderschlägen dampfenden Thee gäbe, und spiegelte ihnen alles erdenkliche Gute vor. Wir waren in der That jetzt alle gehörig erschöpft; aber wir zogen noch gut an, trotzdem wir von den unaufhörlich überschlagenden Wellen bis auf die Haut durchnäßt wurden – wasserdichte Kleider und Pelze mitzunehmen war niemand eingefallen bei dem schönen Wetter, das wir am Tage zuvor gehabt hatten.

Aber trotz aller Anstrengung und Mühe entdeckten wir, daß es unmöglich sei, das Boot vorwärtszubringen. Außer der Brise und dem Seegang hatten wir reißenden Gegenstrom. Wir mochten uns anstrengen, wie wir wollten; wir zogen so an, daß wir glaubten, die Fingerspitzen würden platzen, aber das Aeußerste, was wir erreichten, war, uns auf demselben Fleck zu halten, andernfalls trieben wir langsam rückwärts. Ich versuchte, die Kameraden zu beleben mit der Versicherung, daß wir etwas vorwärtsglitten, es gälte nur, die Kräfte anzuspannen. Alles vergebens.

Der Wind pfiff uns um die Ohren, und der Wogenschaum spritzte über uns. Es war ärgerlich, so nahe zu sein, daß wir das Schiff dem Anscheine nach greifen konnten, und doch einsehen zu müssen, daß es unmöglich sei, auf diese Weise vorwärtszukommen. Wir mußten versuchen, dem Lande wieder näherzukommen, wo wir den Strom mit uns hatten; dort vermochten wir wenigstens vorwärtszugleiten. Wir strengten uns an, bis wir ungefähr in der Höhe der »Fram« waren; dann versuchten wir aufs neue, darauf los zu steuern. Aber kaum waren wir wieder in den Gegenstrom gerathen, als wir auch schon wieder leewärts getrieben wurden. Das ganze Manöver

wurde wiederholt – aber mit demselben Resultat. Jetzt ließen sie vom Schiffe eine Boje herab; wenn wir nur diese erreichen konnten, waren wir geborgen. Aber nein, auch dies gelang nicht!

Es waren gerade keine Segenssprüche, die wir gegen die an Bord äußerten. Weshalb, zum Henker, konnten die an Bord Befindlichen nicht herunterkommen und uns helfen, da sie doch sahen, wie verzweifelt wir uns anstregten, oder weshalb konnten sie nicht wenigstens Anker lichten und sich ein wenig uns entgegentreiben lassen? Sie sahen doch, wie gering die Entfernung war! Vielleicht waren Untiefen vorhanden?

Noch ein letzter, verzweifelter Versuch! Wir strengten alle unsere Kräfte an; jeder Muskel wurde bis aufs äußerste straff gespannt; jetzt galt es nur, die Boje zu erreichen. Da sahen wir zu unserer Erbitterung, daß sie eingeholt wurde! Wir ruderten ein Stück, um uns quer vor die »Fram« zu legen, dann hielten wir wieder die Richtung auf sie ein. Diesmal kamen wir mehr als je ins Lee vom Schiffe.

Aber immer wurde noch keine Boje ausgeworfen, nicht einmal ein Mensch war auf Deck zu erblicken. Wir schrien wie rasend nach der Boje; mehr als diesen Stoß konnten wir nicht ertragen. Abzutreiben und wieder an Land zu gehen in unsern nassen Kleidern war wenig erfreulich; jetzt *wollten* wir an Bord. Wir heulten wie die Wilden, heulten und schrien. Da kamen sie endlich aufs Hinterdeck gelaufen, die Boje wurde ausgeworfen und uns entgegengefiert. Wir ruderten mit dem letzten Aufgebot unserer Kräfte.

Endlich waren es nur noch einige Bootslängen; die Ruderer lagen auf den Bänken und zogen an. Jetzt waren es drei Bootslängen. Ein neuer, rasender Angriff! Jetzt waren es zwei und eine halbe – etwas später zwei – – nach einer Weile nur noch *eine* Bootslänge – – – – dann einige verzweifelte Züge, und es war noch weniger. – »O, einige kräftige Züge, Kinder, dann ist es überstanden! O, noch einmal! O, zieht an! Jetzt gilt's! Jetzt haben wir sie beinahe! Jetzt dürfen wir es nicht aufgeben! O, zieht an! – *Da haben wir sie!*« Und ein Jubel der Erleichterung ging durch das Boot. »Rudert, sonst reißt die Leine, rudert, Kinder!« Und gerudert wurde, und bald waren wir an der Seite der »Fram«.

Aber während wir die Felle und das Fleisch an Bord brachten, kamen wir erst zum richtigen Verständniß dessen, was wir durchgemacht hatten. Wie ein reißender Fluß ging der Strom am Schiffe entlang, während das seichte Wasser die »Fram« verhindert hatte, uns, wie beabsichtigt, entgegenzufahren. Es war Abend geworden, und ein herrliches Gefühl war es, warmes Essen zu bekommen und dann die Glieder in einer warmen, trockenen Koje ausstrecken zu können.

Ein Vergnügen, alle seine Mühe so belohnt zu sehen! Nach zweitägiger Plage und Anstrengung war es uns gelungen, zwei Renntiere zu schießen, die wir nicht bekamen, und zwei Bären zu erwischen, für die wir keine Verwendung hatten; und dann war nicht zu vergessen, daß wir einen Anzug für alle Zeiten ruinirt hatten. Zweimalige Wäsche erzielte keine Wirkung, und während der ganzen Dauer der Fahrt hing das Zeug zum Trocknen auf Deck.

Mit dem Schläfe war es in jener Nacht nicht sonderlich bestellt; in meinem Tagebuche finde ich folgende Aufzeichnungen:

»An Bord gekommen nach der schwersten Ruderarbeit, die ich je gehabt, schief ich eine Weile gut, wälze mich jetzt aber auf meinem Lager umher, ohne schlafen zu können. Ist der Kaffee schuld daran, den ich nach dem Essen trank? Oder ist es der kalte Tee, den ich beim Erwachen trank, als ich so brennenden Durst empfand? Ich schließe die Augen, will immer wieder versuchen zu schlafen. Es gelingt mir nicht. Da kommen die Nebelbilder der Erinnerung gezogen und legen sich weich wie Flaum auf die Seele. Der Nebel schwindet von Zeit zu Zeit. Du siehst

sonnige Landschaften, lachende Wiesen und Felder, grüne laubreiche Bäume, und Wälder und blaue Berge; und wenn du es im Kesselrohre leise singen hörst, wird das Geräusch zum Glockengeläute – zu Kirchenglocken, die in dem klaren Sommermorgen den Sonntagsfrieden einläuten, und du wanderst zusammen mit dem Vater über die Ebenen von Vestre Ake, ³⁹ den Kirchweg hinauf zwischen den kleinen Birken, die die Mutter gepflanzt, zur Kirche, die dort oben auf der Höhe liegt und in die blaue Luft ragt und ihren Glockenklang über das Kirchspiel sendet. Von dort oben siehst du weit; Nesodden liegt so nahe in der klaren Luft, besonders an Herbsttagen. Und wir grüßen sonntäglich still die Leute, die denselben Weg an uns vorüberfahren. Glücklich und sonntagsfroh sehen sie aus. Damals erschien es dir wol nicht so herrlich; du wärest lieber mit Pfeil und Bogen in den Wald gelaufen, auf die Jagd nach Eichhörnchen. Aber jetzt, wie schön, wie wunderbar lieblich ist nicht dies sonnige, üppige Bild. Und dieselben Eindrücke von Frieden und Glück, die auch wol damals auf dich eindringen, aber von deinem kindlichen Sinn abprallten, sie kehren jetzt mit doppelter Stärke zurück, und die ganze Natur wird zu einem mächtig ergreifenden Psalm.

»Ist es, weil sie einen so starken Gegensatz bilden zu diesem sonnenlosen, unfruchtbaren Nebellande, in dem nicht ein Baum, nicht ein Strauch ist, nur Stein und Lehm – zu diesem friedlosen Leben, das nur erfüllt ist von Mühseligkeiten und unaufhaltsamer Jagd nach Norden, immer nur nach Norden, ohne Zeitverlust. – – Ach, wie wohlthuend wäre es, sich Zeit lassen zu können!

»Man zehrt von den Erinnerungen. Wenn ich jetzt träume, träume ich nie vom Eismeer, stets von der Heimat, zuweilen von der Kindheit, zuweilen von ihr daheim; ja, ihr Bild taucht in den Träumen auf und gibt ihnen ihre Tiefe – – – Nein, schlafen, schlafen; du bedarfst des Schlafes! Und die Augen schließen sich; ich denke an nichts und versuche, mich in Schlaf zu wiegen. Aber durch den Nebel erblicke ich eine felsige Landzunge und eine Landungsbrücke mit einem leichten Boot, und einen flachen Strand, und Fichtenbäume, und unter den Bäumen steht *sie* im hellen Kleide. Der große Strohhut schützt gegen die Sonne, sie hat die Hände auf den Rücken gelegt, sieht hinaus auf die glänzende blaue See und lächelt wehmüthig. Dann wendet sie sich und geht hinauf zum Hause; ein großer schwarzer Hund hebt den Kopf, sieht mit seinen treuen Augen zu ihr auf und folgt ihr; liebkosend legt sie die Hand auf seinen Kopf. Dann kauert sie sich nieder und plaudert mit ihm. Jetzt kommt jemand vom Hause her mit einem prächtigen Kindlein auf dem Arm; sie nimmt es und hebt es hoch in die Luft, und das Kind jubelt vor Freude. – Dort ist das Leben, der Kern des Lebens – die Heimat und die Familie! –«

Am nächsten Tage waren wir endlich wieder bereit, weiterzugehen. Ich versuchte, die »Fram« unter Dampf gegen Brise und Strömung vorwärts zu zwingen; aber letztere war reißend wie ein Fluß, und wir mußten mit dem Ruder behutsam sein. Gaben wir der »Fram« nur im geringsten zu viel, so zeigte sie Lust, seitwärts zu drehen, und auf allen Seiten waren, wie wir wohl wußten, Untiefen und Klippen. Es wurde unaufhörlich gelothet. Eine Weile ging es erträglich, und wir glitten ganz langsam vorwärts; aber dann mit einem male machte das Schiff eine Wendung zur Seite und verlor die Steuerfähigkeit. Das Senkblei verkündete Untiefen. Im selben Augenblick hieß es: »Anker los!« Und lärmend und rasselnd ging er auf den Grund. Da lagen wir vor Anker mit 7 Meter Wasser unter dem Heck und 17 Meter Wasser unter dem Bug. Es war gerade im letzten Augenblick. –

Es gelang uns, die »Fram« wieder richtig gegen den Wind zu legen, und wiederholt versuchten wir, vorwärtszukommen, aber immer mit demselben Resultat – es mußte aufgegeben werden.

Es war noch die Möglichkeit vorhanden, durch den Sund vorwärtszugehen; aber dort war es sehr

seicht, und man mußte überall Klippen erwarten.

Wir hätten mit dem Boot voranfahen und lothen können; aber in einer solchen Strömung zu rudern, hatte ich mehr als satt bekommen. Vorläufig hieß es denn, bleiben, wo wir waren, und uns fleißig mit der Salbe schmieren, die Geduld heißt, eine Waare, von der eine jede Polarexpedition große Quantitäten mit sich führen muß. Wir hofften stets auf Veränderung; aber die Strömung war und blieb dieselbe, und die Brise wurde mindestens nicht besser. Es war zum Verzweifeln: nur wegen dieses unglücklichen Stromes hier liegen zu bleiben, mit der offenen See vor uns, die vielleicht gar bis Kap Tscheljuskin reicht, zu diesem ewigen Kap, welches mir nun schon seit drei Wochen im Kopfe herumschwirrt!

Als ich am nächsten Morgen (23. August) hinauf kam, war der Winter gekommen. Weißer Schnee auf dem Deck und auf jedem kleinen Vorsprung der Takelung, wo er Schutz vor dem Winde gefunden, weißer Schnee drüben auf dem Lande und weiße Schneeflocken durch die Luft wirbelnd! – O, Schnee, du erfrischest die Seele und vertreibst alles Finstere und Traurige aus diesem Lande des zähen Nebels. Sieh, wie fein und leicht, wie von lieber Hand, er über die Steine und die Grasflächen da drüben auf dem Lande ausgestreut ist! Aber Wind und Strom sind fast unverändert. Im Laufe des Tages wächst der Wind zum völligen Sturm, der mit schweren Stößen durch das Takelwerk der »Fram« saust.

Am folgenden Tage (24. August) war ich fest entschlossen, auf irgendeinem Wege weiterzugehen. Als ich am Morgen auf Deck kam, hatte sich der Wind ein wenig gelegt, und auch die Strömung war nicht mehr so reißend. Man durfte es beinahe mit dem Rudern wagen, jedenfalls konnte man das Boot nach hinten an einer Leine fieren und unausgesetzt lothen, während wir die »Fram« mit dem nur eben vom Grunde gehobenen Anker wegtreiben lassen konnten. Aber ehe wir diesen letzten Ausweg benutzten, wollte ich noch einen Versuch machen, gegen Wind und Strom anzugehen. Die Maschine erhielt den Befehl, so viel Dampfdruck zu schaffen, als sie überhaupt wagen durfte; der »Fram« wurde die größtmögliche Geschwindigkeit gegeben. Unser Erstaunen war nicht gering, als wir sahen, daß es ging und gut ging. Bald waren wir aus dem Sunde oder der »Kneife« (Knipa), wie wir ihn taufte, heraus und konnten unter Dampf und Segel vorwärtssteuern. Wie gewöhnlich hatten wir Gegenwind und wie gewöhnlich unsichtiges Wetter. Zwischen sonnigen Augenblicken liegt in diesen Gegenden eine geraume Zeit.

Während der folgenden Tage kreuzten wir fortgesetzt nach Norden zwischen der Eiskante und dem Lande. Das offene Wasser war anfangs breit; aber weiter nach Norden wurde es so schmal, daß wir manchmal die Küste sehen konnten, wenn wir an der Eiskante wendeten.

In dieser Zeit kamen wir an vielen unbekanntem Inseln und Inselgruppen vorüber. Hier war vollauf zu thun für jemand, der Zeit dafür opfern konnte, eine Karte der Küste aufzunehmen. Unser Ziel war jedoch ein anderes, und unsere Thätigkeit in dieser Beziehung beschränkte sich auf mehr zufällige Messungen, wie solche Nordenskiöld vor uns gemacht hatte.

Am 25. August notirte ich in meinem Tagebuch, daß wir am Nachmittage sieben Inseln (später *Scott-Hansen-Inseln* benannt) in Sicht bekamen. Sie waren höher als die früher von uns gesehenen und bestanden aus mehrern Felsen mit steilen Abhängen. Es fanden sich dort auch kleine Gletscher oder Firnflächen, und die Formen der Felsen zeigten deutliche Spuren der Erosion durch Eis und Schnee; besonders war dies der Fall auf der größten Insel, auf der sich sogar kleinere, zum Theil mit Schnee gefüllte Thäler befanden.



Die südlichste der Scott-Hansen-Inseln.

Der 26. August wird folgendermaßen beschrieben:

»Hier gibt es eine reiche Auswahl unbekannter Inseln, sodaß einem beim Versuche, sich zwischen ihnen zurechtzufinden, wirt im Kopfe wird. Am Morgen passirten wir eine Inselklippe, und zwischen den Klippen sah ich zwei andere, die ich nach dem berühmten englischen Admiral und Präsidenten der Royal Geographical Society *Clements Markham-Inseln* nannte. Dann Land oder Inseln weiter nach Norden, die *Ringnes-Inseln*, nach dem Mitgliede des Expeditions-Comités so genannt; noch mehr waren in Nordosten zu sehen. Wir mußten um 5 Uhr nachmittags vor zwei großen Inseln wenden, zwischen denen wir wegen möglicher Untiefen nicht hindurchfahren durften. Die Inseln waren abgerundet, wie die frühern, aber ziemlich hoch; ich nannte sie nach dem verdienten norwegischen Meteorologen Professor Dr. Mohn *Mohn-Inseln*.

»Wir steuerten jetzt wieder in östlicher Richtung, vor uns vier größere und zwei kleinere Inseln. In der Nähe erblickten wir eine Reihe flacher Inseln mit steilen Uferabhängen, die *General Tillo-Inseln* (nach dem russischen Geographen Generallieutenant Dr. von Tillo). Das Fahrwasser war hier weniger sicher. Am Abend entdeckten wir plötzlich, daß dicht auf der Backbordseite große Steine zwischen einigen Eisschollen aus dem Wasser ragten, und an Steuerbord erstreckte sich querab eine Untiefe mit gestrandeten Eisschollen. Wir lotheten, fanden aber mehr als 40 Meter Wasser.«

Ich glaube, es wird dies hinreichen, um einen Begriff zu geben, von welcher Art diese Küste ist. Sie hat Felseninseln aufzuweisen, die freilich mit den norwegischen Schären nicht verglichen werden können, die sich aber schwerlich an andern als gletscherbedeckten Küsten nachweisen lassen dürften, und die deswegen nicht dazu beitragen, meinen Glauben zu erschüttern, daß auch an diesem Theil der Erde eine Eiszeit geherrscht hat.

Von der Küste selbst bekamen wir leider wenig so nahe zu sehen, daß man sich einen richtigen Begriff von ihrer Form und Natur hätte machen können. Unsichtiges Wetter und diese vielen Inseln, die Schuld daran waren, daß wir nicht nahe ans Land heran konnten, hinderten uns an näherer Einsicht. Aber das Wenige, was ich sah, war genug, um mir die Gewißheit zu geben, daß die Form der Küstenlinie in ganz wesentlichem Grade von der uns aus den Karten bekannten abweicht; sie ist bedeutend mehr ausgebuchtet, als sie dargestellt wird. Mehrmals glaubte ich sogar, Mündungen tiefer Fjorde zu sehen und ein typisches Fjordland vor uns zu haben, obschon die Felsen verhältnißmäßig niedrig und abgerundet waren. Und diese Annahme sollte durch Erfahrungen, die wir weiter nordwärts machten, noch mehr gestützt werden.

In den Aufzeichnungen für den 27. August heißt es:

»Wir dampften zwischen verschiedenen kleinen Inseln und Holmen hindurch. Vormittags dichter Nebel. Um 12 Uhr Mittag bekamen wir eine kleine Insel gerade vor uns in Sicht und verlegten deshalb den Kurs nach Norden. Wir kamen bald am Eise an und steuerten nach 3 Uhr nachmittags längs der Eiskante in nordöstlicher Richtung.«

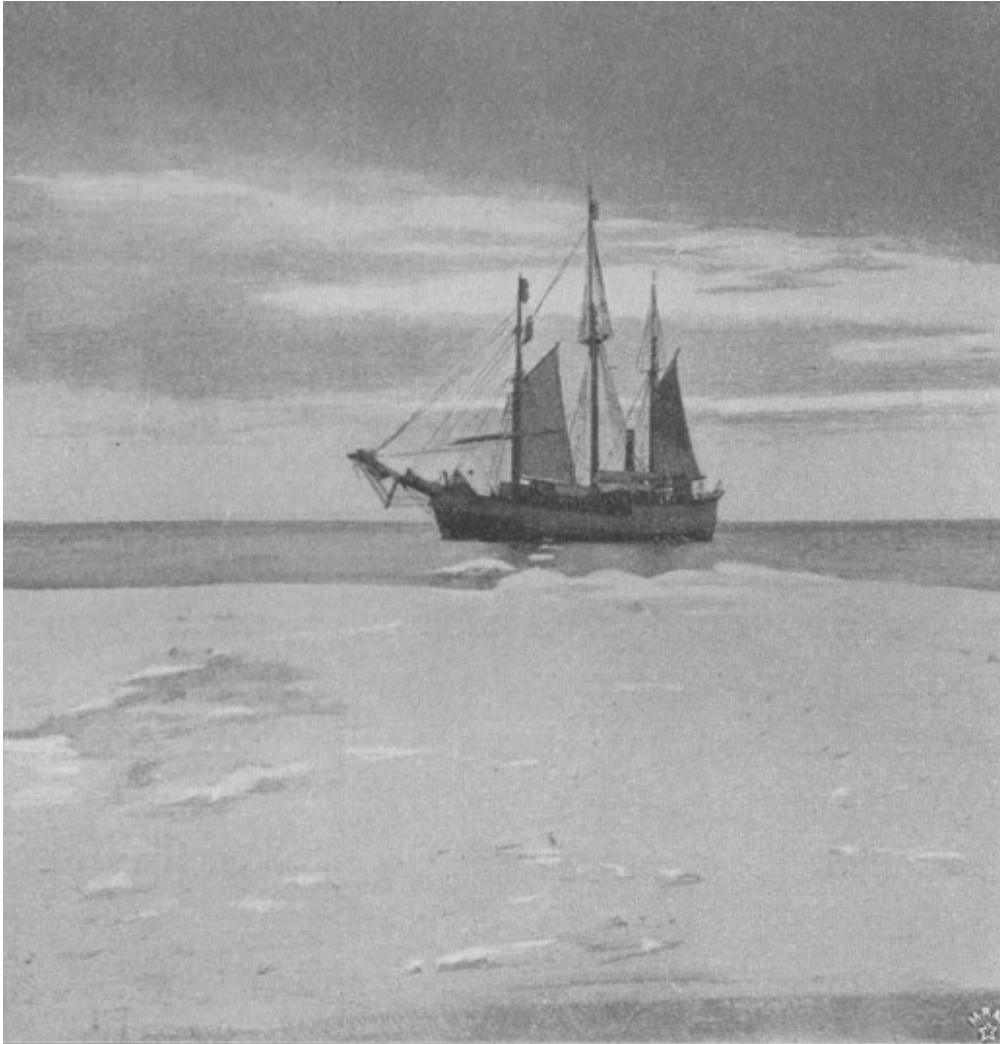
»Wir bekamen Land in Sicht, als der Nebel sich etwas zerstreute, und um 7 Uhr nachmittags

waren wir ungefähr eine Seemeile davon entfernt.«

»Es war wieder das abgescheuerte, abgerundete Land, mit Lehm bedeckt sowie mit größern und kleinern Steinen, die über die Moos- und Grasebene ausgestreut lagen. Wir sahen Spitzen und Landzungen vor uns; draußen lagen Inseln; dazwischen erstreckten sich Sunde und Fjorde; aber alles war mit Eis besetzt, und der Nebel gestattete uns nicht, weit zu sehen. Das Ganze erschien merkwürdig still und ins Eismeer passend in dieser echt arktischen Nebelbeleuchtung, grauweiß vom Widerschein des Eises, der hoch durch die Luft gegen die Nebelmassen geworfen wird und einen seltsamen Contrast zu dem dunkeln Land bildet. Wir waren nicht sicher, ob dies das Land am Taimyr-Sund oder bei Kap Palander war, wurden aber jedenfalls dahin einig, nördlichen Kurs zu halten, um die Almqvist-Inseln zu vermeiden, die Nordenskiöld nördlich der Taimyr-Insel verzeichnet. Wenn wir den Kurs eine Wache (vier Stunden) lang nach Norden oder Nord zu West hielten, so durften wir ganz sicher sein und konnten dann wieder die östliche Richtung einschlagen. Wir verrechneten uns jedoch. Um Mitternacht wendeten wir nach Nordosten; aber um 4 Uhr morgens (am 28. August) tauchte Land aus dem Nebel vor uns auf, nur eine halbe Seemeile von uns entfernt. Sverdrup, der auf Deck war, meinte, das wäre das höchste Land, welches wir auf unserer Reise gesehen hätten, seitdem wir Norwegen verlassen. Da er es selbst verständlich für das Festland hielt, wollte er es umgehen, mußte aber des Eises halber abbiegen. Wir steuerten in westsüdwestlicher Richtung und erst um 9 Uhr vormittags kamen wir um die Westspitze des vermeintlichen Festlandes herum, das sich als eine große Insel erwies. Wir konnten nun die Fahrt nach Norden fortsetzen. Ueberall befanden sich östlich viele Inseln oder Landzungen in unserer Nähe, mit festem Eis dazwischen.

Wir folgten der Eiskante und brachten den ganzen Vormittag damit zu, gegen starke Strömung am Lande entlang nach Norden zu fahren. Das Land wollte kein Ende nehmen. Der Mangel an Uebereinstimmung mit allen bekannten Karten begann immer auffallender zu werden und setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Wir waren ja schon seit langem weit nördlich der nördlichsten Inseln Nordenskiöld's.⁴⁰ Meine Aufzeichnungen für diesen Tag zeigen ebenfalls große Unsicherheit:

»Es geht unglaublich weit nach Norden längs all dieser Inseln oder dieses Landes – was es nun sein mag. Wenn es alles Inseln sind, so sind sie ziemlich groß. Es sieht oft so aus, als wäre es zusammenhängendes Land mit Fjorden und Landzungen; aber es ist zu unsichtiges Wetter, als daß man eine wirkliche Uebersicht erlangen könnte ... Sollte es die Taimyr-Insel der russischen Karten oder vielmehr Lapteff's sein, woran wir jetzt entlang fahren, und sollte dieselbe vielleicht vom Festlande durch den breiten Sund, den Lapteff angegeben hat, getrennt sein, während unter Nordenskiöld's Taimyr-Insel das zu verstehen ist, was Lapteff als vorspringende Landzunge verzeichnet hat? Dann würde das Ganze vorzüglich passen; auch unsere Beobachtungen stimmen dann gut. Nordenskiöld hat wahrscheinlich von dem Sund, den er gefunden, geglaubt, daß es der Taimyr-Sund sei, während es in Wirklichkeit ein neuer war, und er hat die Almqvist-Inseln gesehen, aber nicht ahnen können, daß die Taimyr-Insel außerhalb derselben liegt. Fast hat es den Anschein.

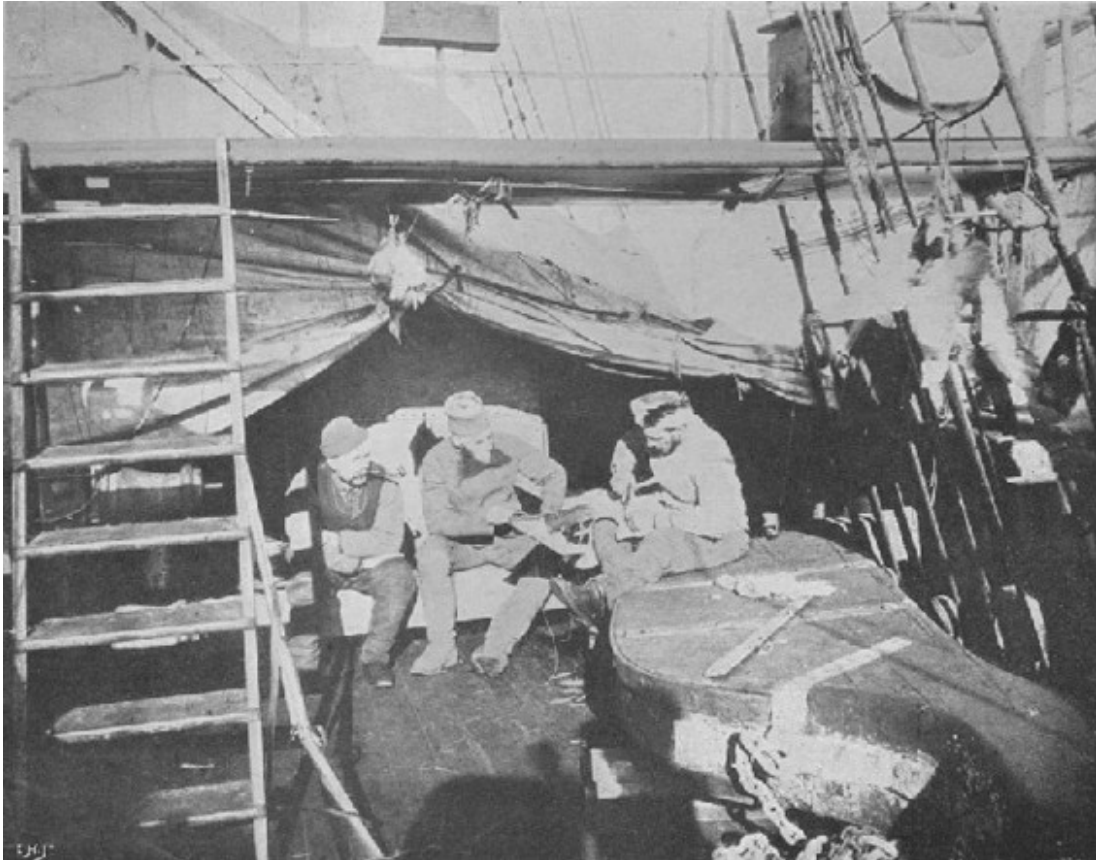


An der Nordküste Asiens.

»Aber ein böser Haken ist, daß die russischen Karten um die Taimyr-Insel herum keine Inseln angeben. Und es ist undenkbar, daß jemand hier Schlittenreisen unternehmen könnte, ohne alle diese kleinen Inseln, die zerstreut umherliegen, zu sehen.⁴¹

»Nachmittags verstopfte sich das Wasserstandsrohr des Kessels; wir mußten stoppen, um es zu reparieren, und vertäuten daher an der Eiskante.

»Wir benutzten die Zeit, um Trinkwasser nachzufüllen. Wir fanden eine Pfütze auf dem Eise, die so unansehnlich war, daß wir es kaum der Mühe werth hielten, mit ihr zu beginnen. Aber sie mußte eine unterirdische Verbindung mit andern Süßwasserteichen auf der Eisscholle haben, denn zu unserm Erstaunen wurde sie nicht leer, soviel wir auch schöpften.



Werkstatt auf Deck.

»Am Abend steuerten wir dem Ende einer Eisbucht zu, die sich bis zur nördlichsten Insel, die wir in Sicht hatten, erstreckte. Es war keine andere Durchfahrt. Das aufgebrochene Treibeis lag dicht an das ungebrochene Landeis gestaut, sodaß beide Massen unmerklich ineinander übergingen. Wir konnten noch weiter nordöstlich Inseln sehen. Dem Himmel nach zu urtheilen, schien es, als ob offenes Wasser auch in jener Richtung wäre; dagegen sah es nördlich ziemlich dicht aus, während sich nach Westen eine Lichtung mit offenem Wasser erstreckte, soweit man vom Ausguck aus sehen konnte.

»Ich war im Zweifel, was hier zu thun sei. Es ging eine Rinne noch etwas weiter hinauf an der Nordspitze der nächsten Insel vorbei; aber weiter nach Osten schien wieder dichtes Eis zu sein. Es war ja möglich, daß man sich durchzwingen konnte; aber ebenso leicht konnte man festsitzen, und ich hielt es für das Vernünftigste, zurückzugehen, um noch einen Versuch auf der Innenseite zwischen diesen Inseln und dem Festlande – welches Sverdrup am Morgen gesehen haben wollte, an dessen Existenz zu glauben mir aber schwer fiel – zu machen.«



Im Westen der Nordenskiöld-Inseln.

Dienstag, 29. August: »Immer noch wenig sichtiges Wetter. Neue Inseln wurden auf dem Rückwege entdeckt. Mit Sverdrup's hohem Lande ist es nichts; es zeigte sich, daß es eine Insel war, und zwar eine sehr niedrige. Es ist wunderbar, wie im Nebel alles undeutlich wird. Ich muß an die Geschichte mit dem Lootsen daheim im Dröbak-Sund denken. Man bekam mit einem mal hohes Land vor dem Bug, und es wurde volle Fahrt rückwärts kommandirt. Dann näherte man sich vorsichtig – es war eine halbe Schöpfkelle (Øsekar), die da schwamm!

»Nachdem wir eine Menge neuer Inseln und Holmen passirt hatten, kamen wir an der Taimyr-Insel entlang in offenes Fahrwasser und dampften bei stillem Wetter durch den Sund in nordöstlicher Richtung. Um 6 Uhr nachmittags sah ich von der Tonne aus vor uns festes Eis, welches weiteres Vordringen verhinderte. Dasselbe erstreckte sich bis zu den Inseln draußen. Auf dem Eise waren nach allen Richtungen bärtige Seehunde (Phoca barbata) zu sehen und außerdem ein Walroß. Wir hielten auf die Eiskante zu, um zu vertäuen; aber die »Fram« hatte »Todtwasser« (Dodvand) und wollte fast nicht vom Fleck, trotzdem die Maschine vollen Druck hatte. Es ging so langsam, daß ich vorzog, im Boot vorauszurudern, um Seehunde zu schießen. Mittlerweile glitt die »Fram« nur langsam bis zur Eiskante, trotzdem die Maschine immer noch mit vollem Druck arbeitete.

»An ein Weiterkommen war für den Augenblick nicht zu denken. Freilich trennten uns nur ein Paar Meilen festen Eises von dem wahrscheinlich offenen Taimyr-Meere, aber dieses Eis zu durchbrechen, war unmöglich; dazu war es zu stark, und Oeffnungen fanden sich nirgends.«

Hier, wo Nordenskiöld auf seiner berühmten Fahrt am 18. August 1878 durchgekommen war, ⁴² ohne die geringsten Hindernisse anzutreffen, hier sollten unsere Hoffnungen vielleicht schon scheitern, wenigstens für dieses Jahr? Daß das Eis jetzt noch schmelzen sollte, ehe der Winter ernstlich hereinbrach, war undenkbar. Das Einzige, was uns retten konnte, war ein tüchtiger Südweststurm. Eine geringe Hoffnung blieb uns noch in der Möglichkeit, daß Nordenskiöld's Taimyr-Sund weiter im Süden offen sei und wir die »Fram« dort hindurchzwingen konnten, obschon Nordenskiöld ausdrücklich bemerkt (»Umsegelung Asiens und Europas«, I, S. 300): »Der Sund war zu seicht, um ihn mit größern Fahrzeugen zu passiren«.

Nachdem wir einen Ausflug in Kajak und Boot gemacht und dabei einige Seehunde geschossen

hatten, machten wir uns auf, um in einer etwas südlicher gelegenen Bucht zu ankern, wo anscheinend etwas Schutz zu finden war, falls es Sturm geben sollte. Dort wollten wir eine gründliche Kesselreinigung vornehmen, die sehr nöthig war. Aber wir brauchten mehr als vier Stunden, um die wenigen Seemeilen zurückzulegen, die wir in einer halben Stunde oder weniger hätten rudern können. Wir kamen des Todtwassers wegen fast nicht vom Fleck; wir schleppten die ganze Seeoberfläche mit uns.

Ein eigenthümliches Phänomen dieses Todtwasser! Hier hatten wir mehr Gelegenheit, es zu studieren, als wünschenswerth war. Es scheint nur da vorzukommen, wo eine Süßwasserschicht auf der Oberfläche über dem salzigen Seewasser liegt, und wird dann wol dadurch gebildet, daß das Süßwasser vom Fahrzeug mitgeschleppt wird, wobei es über die schwerere Seewasserschicht wie über eine feste Unterlage gleitet. Der Unterschied zwischen den beiden Schichten war hier so groß, daß wir der Oberfläche des Meeres Trinkwasser entnehmen konnten, während das durch den Bodenkran der Maschine erhaltene Wasser viel zu salzig war, um im Kessel verwendet werden zu können.

Das Todtwasser zeigt sich als größerer oder kleinerer Wasserrücken oder als Wellen, die sich quer übers Kielwasser erstrecken, die eine hinter der andern. Manchmal kommen sie fast bis zur Mitte des Schiffes. Wir hielten einen gekrümmten Kurs ein, drehten zuweilen ganz herum und machten alle erdenklichen Seitensprünge, um loszukommen, aber es half alles nichts. Sowie die Maschine still stand, wurde das Fahrzeug gleichsam rückwärts gesogen. Trotz der Schwere der »Fram« konnten wir jetzt mit voller Fahrt bis auf zwei oder drei Meter der Eiskante nahekomen und spürten dennoch kaum einen Stoß, wenn das Schiff diese erreichte.

Gerade als wir uns der Kante näherten, lief ein Fuchs auf dem Eis hin und her und machte die wunderlichsten Sprünge, sich seines Lebens freud. Von der Back aus sandte ihm Sverdrup eine Kugel zu, die seinem Dasein ein Ende machte.

Um die Mittagsstunde wurde gemeldet, daß zwei Bären an Land zu sehen seien; sie verschwanden jedoch, ehe wir hinkamen.

Auffallend viele Seehunde waren in diesen Gegenden; es schien ein ungewöhnlich reiches Jagdgebiet zu sein. Die Mengen, die ich schon am ersten Tage auf dem Eise sah, erinnerten mich am meisten an die Felder der Klappmützenrobben an der Westküste von Grönland. Diese Erfahrung steht dem Anscheine nach in sonderbarem Widerspruch zu der von der Vega-Expedition gemachten. Nordenskiöld sagt in seinem Werke (I, S. 304) über dieses Gewässer, indem er es mit dem Meere nördlich und östlich von Spitzbergen vergleicht:

»Eine andere auffallende Verschiedenheit liegt in dem Mangel an warmblütigen Thieren, welcher in dieser, bisher von aller Jagd verschont gebliebenen Gegend vorherrscht. Im Laufe des Tages hatten wir nicht einen einzigen Vogel gesehen, ein Umstand, der mir vorher nie während einer Sommerfahrt in den arktischen Gegenden begegnet ist, und ebenso war kaum ein Seehund zu erblicken gewesen.«

Daß sich damals keine Seehunde zeigten, läßt sich aber leicht genug durch den Mangel an Eis erklären. Nordenskiöld sagt auch selbst, daß auf dem Eise im Taimyr-Sunde eine Menge von Seehunden, sowol *Phoca barbata* als auch *Phoca hispida*, zu sehen waren.

So weit hatte uns also der August gebracht. Am 18. August war Nordenskiöld durch diesen Sund gefahren und zwischen dem 19. und 20. am Kap Tscheljuskin vorbeigekomen, während auf unserm Wege am Ende desselben Monats schon eine undurchdringliche landfeste Eismasse lag.

Die Aussichten waren nichts weniger als glänzend. Sollten die vielen unheilverkündenden

Stimmen, an denen es in dieser Welt selten gebricht, schon so frühzeitig recht bekommen? Nein, noch mußte es mit dem Taimyr-Sund versucht werden, und ging es auch dort nicht, dann noch ein letzter Versuch wieder um alle Inseln herum. Vielleicht waren die Eismassen inzwischen weggetrieben und hatten den Weg freigegeben. Hier konnten wir nicht liegen bleiben.

Der September kam mit stillem, trübem Schneewetter. Das öde trostlose Land mit seinen flachen abgerundeten Anhöhen wurde mehr und mehr von Schnee bedeckt. Zu sehen, wie der Winter jetzt nach einem allzu kurzen Sommer langsam und lautlos seinen Einzug hielt, war just nicht geeignet, das Gemüth heiterer zu stimmen.

Am 2. September war der Kessel endlich gereinigt; Süßwasservorrath wurde von der Oberfläche des Meeres entnommen, und wir machten uns zum Aufbruch klar. Währenddessen machten Sverdrup und ich einen Ausflug an Land, um nach Renthieren auszuschauen.

Das Land war jetzt völlig mit Schnee bedeckt, und wenn die Bahn nicht so schlecht gewesen wäre, hätten wir unsere Schneeschuhe gebrauchen können. Wir wateten uns müde, ohne auch nur eine Spur von Thieren irgendwelcher Art zu sehen. Eine verlassene Welt! Die Zugvögel waren meistens schon nach Süden gezogen; wir hatten kleine Schwärme von ihnen draußen im Meere erblickt. Sie waren im Begriff, sich zum Zuge der Sonne entgegen zu sammeln, und erregten in uns verlassenen Menschenkindern den Wunsch, ihnen Botschaft und Grüße mitgeben zu können. Nur vereinzelt Raub- und andere Möven waren jetzt unsere Gesellschaft. Einen einsamen Nachzügler in Gestalt einer Gans fand ich eines Tages draußen auf der Eiskante sitzend vor.

Abends fuhren wir in südlicher Richtung, aber das Todtwasser folgte uns unausgesetzt. Nach Nordenskiöld's Karte sollen es nur 20 Seemeilen bis zum Taimyr-Sund sein; aber wir brauchten die ganze Nacht, um diese Strecke zurückzulegen. Die Geschwindigkeit war ungefähr ein Fünftel von dem, was sie unter andern Umständen gewesen wäre.

Erst um 6 Uhr morgens (3. September) kamen wir in etwas dünnes Eis, das uns vom Todtwasser befreite. Der Uebergang war fühlbar. In demselben Augenblick, als die »Fram« durch die Eiskruste schnitt, machte sie einen Satz nach vorn und glitt von da an mit gewöhnlicher Fahrt vorwärts. Seit dem Tage spürten wir das Todtwasser nicht mehr viel.

Das, was nach der Karte der *Taimyr-Sund* sein mußte, fanden wir ganz von Eis versperrt; wir steuerten daher weiter nach Süden, um zu sehen, ob sich nicht dort irgendein Sund befände, durch den wir schlüpfen konnten.

Es war übrigens schwer, sich nach der Karte zu orientiren. Die Hovgaard-Inseln, die auf der Nordseite des Eingangs zum Taimyr-Sunde liegen sollen, hatten wir nicht gesehen, obschon es schönes klares Wetter war, sodaß sie unserer Aufmerksamkeit schwerlich entgangen sein konnten, falls sie da liegen, wo Bove's ⁴³ Kartenskizze sie angibt. Dagegen fanden wir mehrere Inseln weiter draußen. Sie lagen jedoch mehrere Meilen seewärts, sodaß die Mitglieder der Vega-Expedition sie wol kaum gesehen haben konnten, da es unsichtiges Wetter war, als sie sich hier befanden. Weiter nach Süden fanden wir einen offenen Sund oder schmalen Fjord, in den wir hineinsteuerten, um womöglich von dem Ganzen eine klarere Anschauung zu bekommen. Aber während ich oben in der Tonne in Erwartung der Aufklärung saß, schien das Land in immer größere Ferne zu entschwinden. Das, was ich für eine Landzunge des Festlandes gehalten hatte und was sich nun nördlich von uns befand, erwies sich schließlich als eine Insel; der Fjord erstreckte sich weiter landeinwärts. Bald wurde er enger, bald weiter. Es wurde immer rätselhafter.

War es vielleicht doch der Taimyr-Sund? Vollständige Windstille. Nebel über dem Lande

ringsum. Fast unmöglich, die glatte Wasserfläche vom Eise zu unterscheiden, und dieses wiederum vom schneebedeckten Lande. Alles verschwimmt ineinander. Alles ist so seltsam still und ausgestorben. Die Hoffnung steigt und sinkt mit jeder Krümmung des Fjords durch das schweigende Nebelland. Bald ist offenes Wasser voraus, bald mehr Eis. Man kann nicht sehen, welches von beiden. Ist dies wirklich der Taimyr-Sund? Kommen wir durch? Es gilt *ein Jahr!* – –

Nein, da ist es vorbei, vorn ist alles Eis – nein, es ist eine blinkende Wasserfläche und Schneeland, das sich in ihr spiegelt. Dies muß der Sund sein. Aber jetzt zeigten sich vorn einige große Eisschollen, an denen schwer vorbeizukommen war, und wir ankerten bei einer Landzunge in einem guten, sichern Hafen, um abzuwarten. Wir gaben ihm später den Namen *Colin Archer-Hafen*.

Wir entdeckten jetzt, daß eine starke Gezeitenströmung die Eisscholle mit sich trieb, und es war zweifellos, daß wir in einem Sunde lagen. Am Abend ruderte ich aus, um Seehunde zu schießen, und führte meine stolzeste Waffe mit mir, eine doppelläufige Expreßflinte, Kaliber 577. Als wir gerade ein Seehundfell an Bord nehmen wollten, kippte das Boot, ich verlor das Gleichgewicht und glitt rückwärts auf die Eismasse, im gleichen Augenblick ging die Flinte über Bord – ein trauriges Ereigniß. Hendriksen und Bentsen, die mich ruderten, nahmen es sich so zu Herzen, daß sie lange Zeit geradezu die Sprache verloren hatten. Sie meinten, es ginge doch nicht an, die kostbare Waffe in 10 Meter Tiefe liegen zu lassen. Wir ruderten deshalb an Bord, um geeignete Geräte zu holen, und suchten dann mehrere Stunden in der dunkeln, düstern Nacht.

Während wir damit beschäftigt waren, wurden wir beständig von einem bärtigen Seehunde umkreist, der verwundert dreinschaute und seinen großen Kopf bald auf der einen, bald auf der andern Seite in unserer Nähe emporstreckte, immer näher, als ob das Thier ausfindig machen wollte, mit welcher nächtlichen Arbeit wir beschäftigt seien. Dann tauchte es unaufhörlich, vermuthlich um zu sehen, wie es mit dem Suchen dort unten ging. War das Thier besorgt, daß wir die Flinte wieder finden könnten? Zuletzt wurde der Seehund allzu aufdringlich, ich nahm Hendriksen's Büchse und jagte ihm eine Kugel in den Kopf; aber das Thier sank, ehe wir hinkamen, und wir gaben aus Verzweiflung die ganze Suche auf. Aber der Verlust meiner Flinte rettete manchem Seehunde das Leben. 500 Kronen baar!

Um zu erfahren, ob es möglich sei, durch den Sund zu dampfen, unternahm ich am nächsten Tage eine Bootfahrt nach Osten.

Es war kalt geworden, da in der Nacht Schnee gefallen war, sodaß das Meer rings um die »Fram« mit ziemlich dickem Schneeeis bedeckt war; es kostete gehörige Anstrengungen, um sich mit dem Boote in offenes Wasser durchzubrechen.

Ich dachte mir, daß das Land, welches wir auf der Nordseite des Sundes vor uns hatten, das an der *Aktinia-Bai*, wo die »Vega« geankert hatte, sein könnte. Aber vergebens forschte ich nach dem »Steinwahrzeichen«, das Nordenskiöld dort errichtet hatte, und entdeckte jetzt zu meinem Erstaunen, daß es nur eine kleine Insel war und daß wir uns auf der Südseite des Haupteinganges zum *Taimyr-Sunde* befanden, der sich hier als sehr breit erwies. Wo die Aktinia-Bai weiter nordwärts in Wirklichkeit ins Land einschneidet, konnte ich dann ungefähr folgern.

Wir waren hungrig geworden und wollten essen, ehe wir von dieser Insel weiter ruderten, aber die Gesichter wurden gar lang, als es sich herausstellte, daß die Butter vergessen worden war. So würgten wir denn unsern trockenen Schiffszwieback, so gut es gehen wollte, hinunter und zerbrachen uns fast die Kinnbacken an den Stücken, die wir von einem getrockneten Renthierbug heruntersägen konnten. Müde, aber nicht satt, zogen wir weiter und taufte die Landzunge »*Kap*

Smørlaus« (Butterloses Kap).

Wir ruderten weit in den Sund hinein; es schien dort gutes Fahrwasser für ein Schiff zu sein, 15 und 18 Meter Tiefe bis zum Strande. Gegen Abend wurden wir jedoch vom Eis aufgehalten, und da wir befürchten mußten, eingeschlossen zu werden, hielt ich es fürs beste, zu wenden.

Gefahr zu verhungern war hier freilich nicht; überall fanden sich frische Fährten von Bären und Renthieren, und im Wasser gab es genug Seehunde; aber ich hatte Sorge, die »Fram« aufzuhalten, falls sich Aussichten zeigen sollten, anderswo vorwärtszukommen. Gegen starken Wind arbeiteten wir uns denn heimwärts und langten endlich am nächsten Morgen wieder an Bord der »Fram« an. Und es war nicht zu früh; denn bald brach das Unwetter ernstlich los.

Ueber die Schiffbarkeit des Taimyr-Sundes sagt Nordenskiöld, daß derselbe »nach den Lothungen des Lieutenant Palander einen so steinigen Grund und heftige Strömungen hat, daß es kaum rathsam ist, durch den Sund zu segeln, bevor er nicht vollständig ausgelothet ist und Beobachtungen der Gezeitenströmungen zur Beurtheilung der wechselnden Stromrichtung angestellt worden sind« Vega-Expeditionens vetenskapliga iakttagelser, I, S. 152) Ich habe Vorstehendem nichts Besonderes hinzuzufügen, es sei denn der Umstand, daß das Fahrwasser, da wo wir vordrangen, frei war und, soweit ich beobachten konnte, passirbar aussah; wir waren aber kaum so weit nach Osten gelangt wie Palander. Ich war daher entschlossen, sobald es nothwendig werden sollte, zu versuchen, mit der »Fram« durchzudringen.

Der 5. September brachte Schneegestöber und eine steife Brise, die beständig zunahm. Gegen Abend sauste es mächtig durch die Takelung, und wir freuten uns, an Bord zu sein; heute wäre es nicht leicht gewesen, mit dem Boote zurückzukommen. Die Situation gefiel mir übrigens nicht. Freilich war Aussicht vorhanden, daß dieser Wind das Eis im Norden etwas auflockern würde, und die gestrigen Erfahrungen hatten mich hoffen lassen, daß es uns im Nothfalle gelingen würde, hier durch den Sund zu dringen; aber jetzt führte der Wind immer größere Eismassen an uns vorüber, und es war überhaupt beunruhigend, daß der Winter sich dem Anscheine nach mehr und mehr näherte; er konnte gar leicht im Ernste sich einstellen, ehe wir einen Durchgang gefunden hatten.

Ich versuchte, mich mit dem Gedanken an eine Ueberwinterung in dieser Gegend abzufinden, und hatte mir schon einen vollständigen Plan über unsere Fahrten im kommenden Jahre gemacht. Außer einer Untersuchung der Küste, die sicherlich genug Aufgaben zu lösen geben würde, sollten dieselben sich über das unbekannte Innere der ganzen Taimyr-Halbinsel bis zur Mündung des Ehatanga-Flusses erstrecken. Mit unsern Hunden und Schneeschuhen konnten wir weit umherstreifen, sodaß das Jahr für die Geographie und Geologie sicher nicht verloren gewesen sein würde. Aber mich damit aussöhnen – nein, das ging nicht! Ein Jahr des Lebens war ein Jahr, und unsere Expedition mochte ohnedies lang genug dauern.

Was mich am meisten peinigte, war jedoch der Gedanke: hindert das Eis uns jetzt, wer bürgt uns dafür, daß es nicht im nächsten Jahr ebenso sein wird? Wie oft sieht man nicht, daß mehrere ungünstige Eisjahre aufeinander folgen, und dieses Jahr erwies sich deutlich als keins von den besten. Obschon ich es mir nicht eingestehen wollte, lag ich in den Nächten wahrlich nicht auf Rosen, ehe der Schlaf kam und den Geist ins Reich der Vergessenheit führte.

So kam der 6. September, ein Mittwoch – mein Hochzeitstag. Als ich am Morgen erwachte, war ich abergläubisch genug, das Gefühl zu haben, daß dieser Tag eine Veränderung bringen müsse, wenn sie überhaupt eintreten sollte. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, die Sonne schaute zuweilen ein wenig hervor, und das Leben wurde heiterer. Am Nachmittag legte sich der Wind gänzlich; es wurde stilles schönes Wetter. Den Sund nördlich von uns, der bisher von festem Eis

versperrt war, hatte der Sturm frei gefegt; aber der Sund im Osten, wo wir mit dem Boote gewesen waren, war ganz zugestopft – wären wir an jenem Abend nicht so zeitig umgekehrt, so wären wir noch dort, wer weiß auf wie lange! Es war anscheinend Hoffnung, daß jetzt auch das Eis zwischen dem Kap Lapteff und den Almqvist-Inseln aufgebrochen sei. Wir heizten daher sofort die Maschine und dampften um halb sieben Uhr abends nach Norden, um aufs neue unser Glück zu versuchen. Ich hatte den festen Glauben, daß dieser Tag uns Glück bringen würde.

Es war immer noch schönes Wetter, und wir freuten uns der Sonne. Wir waren jetzt so wenig an die Sonne gewöhnt, daß Nordahl am Nachmittag beim Kohlschaufeln im dunkeln Raume einen Sonnenstrahl, der durch die Luke fiel und im Kohlenstaub leuchtete, für einen Balken hielt. Er lehnte sich getrost nach vorn, war aber nicht wenig überrascht, als er sich plötzlich unten im Raume zwischen Eisengerümpel wieder fand.

Es wurde immer schwerer, sich hier über das Land zu orientiren, und unsere Breitenbestimmung zu Mittag machte die Sache nicht klarer; sie versetzte uns auf $76^{\circ} 2'$ nördl. Br. oder ungefähr 8 Seemeilen (= 8') südlich von dem, was bei Nordenskiöld oder Bove als Festland verzeichnet ist. Daß diese Karten correct sein sollten, war freilich kaum zu erwarten, da während der ganzen Zeit der Anwesenheit der Vega-Expedition unsichtiges Wetter gewesen zu sein scheint.

Auch jetzt, als wir nordwärts gingen, vermochten wir nicht die Hovgaard-Inseln zu finden, und als ich glaubte, bei ihnen angelangt zu sein, gerade auf der Nordseite des Eingangs zum Taimyr-Sunde, sah ich zu meiner Verwunderung ungefähr in rechtweisend ⁴⁴ nördlicher Richtung einen hohen Felsen, der dem Anscheine nach auf dem Festlande lag. Wie hing doch dies zusammen? Ich schöpfte mehr und mehr den Verdacht, daß wir in einen ganzen Inselcomplex hineingerathen seien. Jetzt sah es aber so aus, als ob wir Gewißheit bekommen sollten. Leider schlug das Wetter gerade in diesem spannungsvollen Augenblick in Regen und Schnee um, und wir mußten der Zukunft die Lösung dieses Räthsels überlassen.

Die schwere Luft und die hereinbrechende Nacht verursachten, daß wir das weiter entfernte Land nicht sehen konnten. Es mochte vielleicht gewagt sein, drauf los zu dampfen; aber die Gelegenheit war gar zu günstig. Wir verminderten die Geschwindigkeit ein wenig und setzten während der Nacht unsern Weg nach der Küste fort, bereit zum Wenden, sobald Land voraus gemeldet werden sollte. Sicher in dem Bewußtsein, daß Sverdrup die Wache hatte, kroch ich in die Kojen, mit leichtem Sinn als seit langer Zeit.

Am nächsten Morgen (7. September) um 6 Uhr kam Sverdrup und machte mir die Meldung, daß wir die *Taimyr-Insel* oder *Kap Lapteff* um 3 Uhr nachts passirt hätten, uns nun in der *Taimyr-Bucht* befänden, aber dichtes Eis und eine Insel vor uns hätten. Wir konnten möglicherweise bis zu dieser Insel gelangen, da sich gerade eine Rinne nach dieser Richtung hin gebildet hatte; aber es zeigte sich ein reißender Strom, sodaß wir vorläufig wieder zurück mußten.

Nach dem Frühstück ging ich in die Tonne hinauf. Es war glänzender Sonnenschein. Ich fand, daß Sverdrup's Insel das Festland sein mußte, das jedoch im Gegensatz zu den Karten merkwürdig weit nach Westen lag; ich konnte noch die Taimyr-Insel hinter mir sehen, und die östlichste der Almqvist-Inseln glänzte im Norden in der Sonne.

Es war eine lange sandige Landzunge, die wir vor uns hatten, und ich konnte das Land verfolgen, bis es am südlichen Horizont gegen das Ende der Bucht zu verschwand. Dann kam ein schmaler Streifen, wo ich kein Land erblicken konnte, nur offenes Wasser. Darauf tauchte Land auf der Westseite auf, gegen die Taimyr-Insel hin. Mit seinen Höhen und runden Bergkuppen war dieses Land wesentlich verschieden von der niedrigen Küste auf der Ostseite der Bucht.

Nördlich von der Landzunge sah ich klares Wasser; einiges Eis befand sich zwischen uns und diesem, aber die »Fram« zwängte sich hindurch. Als wir vor die Landzunge kamen, wurde ich dadurch überrascht, daß das Meer von braunem Lehmwasser bedeckt war. Tief konnte diese Schicht jedoch nicht sein, da das Kielwasser hinter uns ganz klar war. Das Lehmwasser schäumte zu beiden Seiten des Fahrzeugs. Ich ließ das Loth werfen und fand, wie erwartet, seichteres Wasser; erst 15 Meter, darauf 12 und schließlich 10 Meter. Nun stoppte ich und ging rückwärts.

Die Sache sah verdächtig aus, die Eisschollen ringsum lagen auf dem Grunde. Hier ging auch ein reißender Strom nach Nordost.

Während beständig gelothet wurde, gingen wir wieder langsam vorwärts. Glücklicherweise hielt sich die Tiefe auf 10 Meter. Nach einer Weile wurde das Wasser wieder tiefer, anfangs 11 Meter, dann 11½ und darauf 12, und jetzt gingen wir wieder mit voller Fahrt vorwärts. Bald befanden wir uns jenseits im blauen Meere. Die Grenzen zwischen dem braunen Oberflächenwasser und dem klaren blauen Wasser waren sehr scharf. Es war deutlich, daß das erstere aus irgendeinem Flusse im Süden kam.

Von dieser Landzunge erstreckt sich das Land in östlicher Richtung, und wir hielten den Kurs östlich und nordöstlich in der Rinne zwischen dem Eise und dem Lande. Am Nachmittag wurde die Rinne ganz schmal, sodaß wir ganz an die Küste herankamen, die sich jetzt wieder nach Norden wendete.

An dieser entlang fuhren wir alsdann in einer engen Rinne, wo eine Tiefe von 10 bis 15 Meter war, mußten aber am Abend stoppen, da das Eis bis an den Strand heranreichte.

Das Land hatte große Ähnlichkeit mit Jalmal. Dasselbe niedrige Flachland, das sich wenig übers Meer erhebt und aus größerer Entfernung nicht sichtbar ist. Nur daß es hier vielleicht etwas hügeliger ist, ja an ein paar Stellen weiter landeinwärts sogar einige Höhenzüge zeigt. Aber der Strand scheint überall aus Sand- und Lehmschichten zu bestehen, die jäh zum Meere abstürzen.

Auf den Ebenen landeinwärts waren viele Trupps Renthier zu sehen. Am nächsten Morgen (8. September) unternahm ich einen Jagdausflug an Land. Nachdem ich ein Renthier geschossen hatte, wollte ich die Jagd fortsetzen, aber bald zog eine überraschende Entdeckung meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und ich vergaß mein eigentliches Vorhaben.

Es war ein großer Fjord, der nördlich von mir ins Land schnitt. Ich ging soweit es mir möglich war, um mich besser zu orientiren, konnte aber dennoch das Ende nicht sehen. Der Fjord erstreckte sich ostwärts breit und mächtig ins Land, soweit mein Auge reichte, bis zu einigen blauen Bergen in weiter, weiter Ferne; diese Berge schienen am äußersten Horizont bis zum Wasser hinabzureichen; hinter ihnen konnte ich weder von Land noch von Bergen etwas sehen.

Meine Phantasie erwachte, und zuweilen schien es mir fast, als ob es ein Sund sein könne, der sich quer durchs Land erstreckte und die Tscheljuskin-Halbinsel zu einer Insel mache. Wahrscheinlich aber ist es nur ein Fluß, der sich nahe der Mündung zu einem breiten See erweitert, wie wir es ähnlich bei mehreren sibirischen Flüssen finden.

Auf den Lehmflächen, über die ich mich hier bewegte, lagen überall mächtige erratische Blöcke aus verschiedenen Gesteinsarten zerstreut. Sie können nur von den mächtigen Gletschern der Eiszeit hierher gebracht worden sein.

Von lebenden Wesen war nicht viel zu erblicken. Außer Renthieren gab es nur ein paar Bergschneehühner, einige wenige Schneesperlinge und Schnepfen; außerdem sah ich Spuren von Füchsen und Lemmingen.

Dieser nördlichste Theil Sibiriens ist ganz unbewohnt und wird schwerlich von nomadisirenden Eingeborenen besucht. Auf einer weit landeinwärts gelegenen Ebene fand ich jedoch einen kreisrunden Mooshaufen, der sein Entstehen möglicherweise Menschenhänden verdankt. Vielleicht war dennoch irgendein Samojede hier gewesen und hatte Moos für seine Renthier gesammelt; jedenfalls mußte es vor langer Zeit gewesen sein, denn das Moos war ganz schwarz und verfault. Aber es konnte wol auch ein Spiel der Natur sein; sie ist oft sehr launisch.

Wie doch Licht und Schatten in diesem arktischen Lande wechseln! Als ich am nächsten Morgen (9. September) in die Tonne kam, sah ich, daß das Eis vom Lande aus gegen Norden locker geworden war, und ich vermochte eine Rinne zu verfolgen, die uns in offenes Wasser nach Norden führen konnte. Ich gab sofort Ordre, die Maschine anzuheizen. Das Barometer war zwar unstreitig niedrig, ja so niedrig, wie wir es bisher auf der Fahrt noch nicht gesehen hatten; es war bis auf 733 Millimeter gefallen. Der Wind kam in steifen Böen vom Lande her und jagte in heftigen Stößen über die Ebene, Wolken von Sand und Staub aufwirbelnd. Sverdrup meinte, es sei am sichersten, liegen zu bleiben, wo wir seien; aber es war zu ärgerlich, diese prächtige Gelegenheit nicht ausnutzen zu können. Die Sonne schien so schön, und der Himmel sah so lächelnd und vertrauenerweckend aus. Ich ließ die Segel setzen, und bald ging es durchs Eis nach Norden unter Dampf und allen Segeln. Jetzt mußte Kap Tscheljuskin überwunden werden.

Nie hatte die »Fram« eine solche Fahrt gemacht; wir fanden, daß die Geschwindigkeit über 8 Seemeilen in der Stunde betrug. Es war, als verstände das Schiff, was es jetzt galt. Nicht lange darauf waren wir durch das Eis hindurch und hatten offenes Wasser am Lande entlang, soweit das Auge reichte. An einer Landzunge nach der andern fuhren wir vorüber; neue Fjorde und Inseln fanden wir unterwegs, und bald glaubte ich, durchs Fernrohr einige Berge weit im Norden erblicken zu können; sie mußten in der Nähe des Kap Tscheljuskin sein.

Das Land, an dem wir hinsegelten, war ganz niedrig; zum Theil ähnelte es jenem, das ich am Tage zuvor betreten hatte. Hinter der flachen Küste sah man in der Ferne höhere Berge oder Bergketten. Einige von ihnen schienen aus horizontal liegendem sedimentärem Schiefer zu bestehen. Die Berge landeinwärts waren alle mit Schnee bedeckt. An einer Stelle sah es aus, als ob die ganze Bergkette von ausgedehnten Eis- oder Schneefeldern bedeckt sei; am Rande dieser Fläche traten Bergspitzen hervor, aber auf der Innenseite war die Fläche fleckenlos weiß. Daß es Neuschnee sein sollte, dazu erschien diese Fläche gar zu zusammenhängend und gleichmäßig; sie glich mehr einem wirklichen Gletscher.

Wenn Nordenskiöld's Karte an dieser Stelle landeinwärts »hohe Bergketten« angibt, so stimmt dies also gut mit unsern Beobachtungen, obschon ich diese Berge nicht als besonders hoch taxiren möchte. Wenn dagegen an derselben Stelle, in Übereinstimmung mit frühern Karten, die Rede ist von einer »hohen Klippenküste«, so ist dies eine weniger zutreffende Bezeichnung.

Die Küste ist sehr niedrig und besteht wenigstens zum großen Theile aus Lehm oder lockern Erdschichten. Entweder hat Nordenskiöld die Angabe aus ältern unzuverlässigen Quellen geschöpft, oder er hat sich vielleicht durch den beständigen Nebel, den er in diesen Gewässern hatte, irreleiten lassen.

Am Abend näherten wir uns der Nordspitze des Landes; aber der Strom, der uns im Laufe des Tages getragen, war nun gegen uns, und es schien, als ob wir nie an der Insel, die am Strande nördlich von uns lag, vorbeikommen sollten. Landeinwärts war die Berghöhe, die ich bereits am Tage erblickt hatte. Sie war oben abgeflacht, während die Seiten, wie früher erwähnt, steil abstürzten. Das Gestein sah aus wie Sandstein oder Basalt, es waren aber wagerechte Schichten und Absätze an den Seiten nicht sichtbar. Ich schätzte die Höhe auf 400 bis 500 Meter. Draußen

im Meere waren mehrere neue Inseln zu erblicken, von denen die nächste ziemlich groß war.

Endlich, endlich näherte sich der Augenblick, daß wir den Punkt passiren sollten, der uns so lange im Kopfe gespuht hatte – die zweite der Schwierigkeiten, vor denen ich mich auf dieser Fahrt gefürchtet hatte.

Ich saß abends oben in der Tonne und schaute nach Norden. Das Land war flach und öde. Draußen im Meere war die Sonne längst untergegangen, der Abendhimmel erglühte in träumerischem, goldigem Schimmer. Es war so einsam und still hoch oben über dem Wasser. Nur ein einziger Stern war zu sehen; er stand gerade über Kap Tscheljuskin und glänzte hell und wehmüthig vom bleichen Himmel hernieder. Je weiter wir vorwärts gingen und die Landzunge mehr östlich vor uns lag, folgte er uns; beständig stand er über uns. Ich mußte ihn betrachten. Er zog mich gar eigenartig an und schenkte mir Frieden. War es *mein* Stern, war es das Auge der Heimat, das uns folgte und mir jetzt zulächelte? – Gar viele Gedanken rief er hervor, während die »Fram« in der düstern, wehmüthigen Nacht sich am nördlichsten Punkte der Alten Welt vorbeiarbeitete.



Kap Tscheljuskin, der nördlichste Punkt der Alten Welt. (Eivind Astrup-Gebirge.)

Gegen Morgen waren wir bis an den Punkt gekommen, den wir für die nördlichste Landzunge selbst hielten. Wir steuerten auf das Land zu, und gerade beim Ablösen der Wache, Schlag 4 Uhr, wurden die Flaggen gehißt, und unsere letzten drei Kartuschen sandten einen donnernden Salut übers Meer. Im selben Augenblick kam die Sonne zum Vorschein. Da brach unser poetischer Doktor in folgenden stimmungsvollen Vers aus:

Flagene heises, salutten gâr,
solen rinder, og klokken slå.

Die Glocke schlägt, es dröhnt der Salut,
Die Flaggen gehißt – am Ende wird's gut!

Als die Sonne aufging, löste sich der Tscheljuskin-Zauber, der unsern Sinn so lange gefangen gehalten hatte. Nun lag der Weg offen vor uns bis zu unserm Ziel, dem Treibeise nördlich von den Neusibirischen Inseln. Alle Mann wurden aus dem Schläfe geweckt, eine Fruchtbowle sowie Cigarren wurden im Salon, der festlich erleuchtet war, servirt. Bei einer solchen Veranstaltung geziemte sich selbstverständlich ein außergewöhnlich schwungvoller Toast. Ich ergriff das Glas, und meine Rede lautete: »Ja, Prosit Kinder, und Glück-auf Tscheljuskin!« Dann wurde auf dem Harmonium gespielt, während ich mich aufs neue in die Tonne begab, um einen letzten Blick auf das Land zu werfen. Die Berghöhe, die ich am Abend gesehen hatte, lag, wie sich jetzt erwies, auf der westlichen Seite der Halbinsel. Weiter nach Osten erstreckte sich ein zweiter niedrigerer und mehr abgerundeter Bergrücken südwärts. Es mußte derjenige sein, den Nordenskiöld erwähnt; jenseits desselben mußte nach der Beschreibung die Nordspitze selbst liegen; und jetzt befanden wir uns gerade vor der *König Oskar-Bai*. Aber ich suchte vergebens durchs Fernrohr nach dem von Nordenskiöld errichteten »Steinwahrzeichen«. Ich hatte große Lust, an Land zu gehen, jedoch mir schien, wir hätten keine Zeit. Die Bai, die während des Besuchs der »Vega«

eisfrei war, war jetzt ganz von festem Wintereis geschlossen.

Das Fahrwasser lag weiter vorwärts offen; draußen im Meere konnten wir die Kante des Treibeises sehen. Etwas weiter westlich passirten wir ein paar kleine Inseln, die eine kleine Strecke von der Küste entfernt lagen; wir nannten sie nach dem Begleiter Greely's *Lockwood-Inseln* (s. S. 8). An der nordwestlichen Ecke von Tscheljuskin mußten wir vormittags anhalten, des Treibeises wegen, das bis zum Lande vor uns zu reichen schien.

Der dunkeln Luft nach zu urtheilen, schien sich wieder offeneres Fahrwasser jenseits einer Insel, die wir vor uns hatten, zu befinden.



Auf der Ostseite von Kap Tscheljuskin (10. September 1893).

Nachdem wir an Land gewesen waren und uns davon überzeugt hatten, daß ein Sund oder Fjorde, die sich weiter im Süden in diese Insel erstreckten, ganz von festem Eis geschlossen waren, brachen wir uns am Abend auf der Außenseite der Insel einen Weg. Dann gingen wir während der Nacht unter Dampf und Segel südwärts. Es ging mit reißender Schnelligkeit, und mehrmals erzielten wir unter den steifen Böen eine Fahrt von 9 Seemeilen. Hin und wieder trafen wir etwas Eis, aber wir kamen mit Leichtigkeit durch.

Am 11. September bekamen wir gegen Morgen hohes Land voraus und mußten den Kurs in rechtweisend östliche Richtung verändern, die wir den ganzen Tag beibehielten. Als ich vormittags auf Deck kam, sah ich ein herrliches Bergland in unserer Nähe, mit hohen Gipfeln und Thälern dazwischen.

Es war auf der ganzen Reise seit Vardö zum ersten male, und nach dem einförmigen Flachland, an dem wir nun Monate hindurch entlang gefahren waren, war es erfrischend, wieder Berge zu sehen. Sie endeten im Osten mit einem steilen Absturz; östlich davon erstreckte sich eine vollständig flache Ebene. Im Laufe des Tages verloren wir das Land ganz aus den Augen und wir sahen es sonderbarerweise auch nicht wieder; auch nicht die *Paulus-* und *Petrus-Inseln*, obschon

unser Kurs den Karten nach gerade über dieselben führte.

Dienstag, 12. September. Heute Morgen gegen 6 Uhr wurde ich von Hendriksen mit der Nachricht geweckt, daß mehrere Walrosse auf einer Scholle dicht bei uns lägen. – »O, Tod und Teufel!« Ich sprang auf und war im Nu in den Kleidern.

Es war ein schöner Morgen mit prächtigem, stillem Wetter; man konnte über die klare Eisfläche herüber das Schnauben der Walrosse hören. Die Thiere lagen beisammen auf einer Scholle landeinwärts von uns; hinter ihnen erglänzten blaue Berge in der Sonne. Endlich waren die Harpunen geschliffen, Büchsen und Patronen bereit, und Hendriksen, Juell und ich zogen aus. Es schien ein schwacher Wind aus Süden zu wehen, und wir ruderten nördlich um die Thiere herum, um ihnen aus dem Wind zu kommen. Ab und zu hob das Thier, das auf Wache stand, den Kopf, sah uns aber schwerlich, und wir glitten weiter. Bald waren wir so nahe, daß wir vorsichtig rudern mußten. Juell führte die Ruder, während Hendriksen sich vorn mit der Harpune bereit hielt und ich hinter ihm mit der Büchse.

Sobald das Wachtthier den Kopf hob, wurden die Ruder angehalten, und wir blieben unbeweglich; dann sank der Kopf wieder, und neue Ruderschläge brachten uns vorwärts.

Die Thiere lagen dicht gedrängt auf einer kleinen Scholle, alte und junge durcheinander. Es waren schwere Fleischkolosse.

Ab und zu fächelte sich eine der Damen mit dem Schweife hin und her über die Fleischmasse; dann lag sie wieder still auf dem Rücken oder auf der Seite. »O, das gibt viel Fleisch«, sagte Juell, unser Koch. Immer vorsichtiger glitten wir näher. Während ich mit der Büchse bereit saß, faßte Hendriksen mit festem Griff den Schaft der Harpune. Im selben Augenblick, da das Boot gegen die Scholle stieß, erhob er sich, und die Harpune sauste durch die Luft, traf aber zu hoch, prallte an der zähen Haut ab und tanzte über die Rücken der Thiere.

Jetzt kam Leben in die Gesellschaft. Zehn bis zwölf ungeheure häßliche Köpfe erhoben sich mit einem male gegen uns, die Fleischberge drehten sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit herum und kamen watschelnd mit erhobenen Köpfen unter hohlem Bellen nach dem Rande der Eisscholle, wo wir lagen. Es war ein imposanter Anblick.

Ich warf die Büchse an die Wange und brannte auf einen der größten Köpfe los. Es gab einen Ruck, das Thier taumelte und fiel vornüber ins Wasser. Dann einem zweiten Thier eine Kugel durch den Kopf; es brach ebenfalls zusammen, wälzte sich aber nur mit Mühe und Noth in das Wasser. Dann warf die ganze Gesellschaft sich ins Wasser, sodaß es ringsum hoch aufspritzte. Alles war im Laufe einiger Sekunden geschehen.

Aber bald kamen sie wieder zum Vorschein, ums Boot herum, ein Kopf immer größer und häßlicher als der andere, die Jungen dicht daneben. Sie standen aufrecht im Wasser, bellten und lärmten, daß die Luft bebte, warfen sich nach vorn auf uns zu, auf die Seite und wieder in die Höhe, und neues Bellen erfüllte die Luft. Sie wälzten sich herum und verschwanden mit gewaltigem Rauschen, dann kamen sie wieder an die Oberfläche. Es kochte und schäumte das Wasser weit hinaus; es war, als wenn die bisher so schweigsame Eiswelt mit einem Schläge in kochende Raserei versetzt worden sei. Jeden Augenblick mußte man erwarten, einen Walroßzahn oder auch zwei durchs Boot zu bekommen oder gehoben und durch die Luft geschleudert zu werden; das war wol das Mindeste, was nach solchem Spektakel geschehen mußte. Allein der Tumult dauerte fort, und das Erwartete geschah nicht.

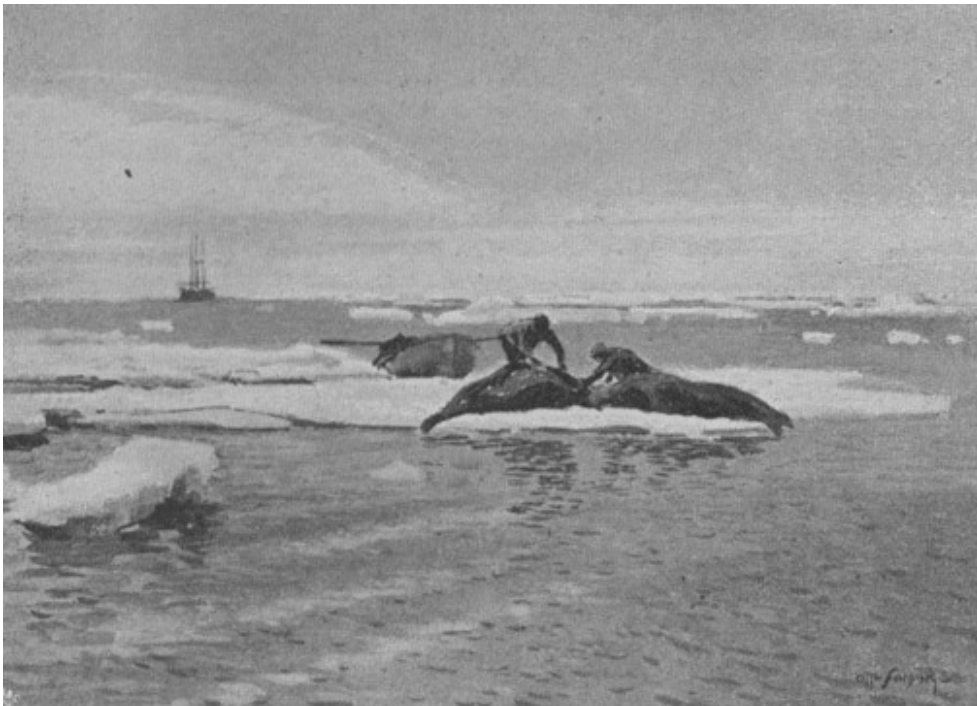
Wiederum suchte ich mir meine Opfer aus. Sie fuhren fort, wie die übrigen zu bellen und zu grunzen, aber das Blut strömte ihnen dabei aus Mund und Nase. Noch eine Kugel, und wieder

stürzte ein Thier und schwamm auf dem Wasser; dann eine Kugel nach dem zweiten, welches auch nicht untersank. Hendriksen stand mit den Harpunen bereit und brachte beide Thiere in Sicherheit. Ich schoß noch ein drittes Thier, doch hatten wir keine Harpune mehr und mußten daher einen Robbenhaken einschlagen, um es über Wasser zu halten. Der Haken glitt aber ab, und das Thier sank, ehe wir es bergen konnten. Während wir unsere Beute nach einer Eisscholle schleppten, waren wir eine Zeit lang noch von Walrossen umgeben. Es hatte aber keinen Zweck, noch mehr zu schießen, denn wir besaßen keine Mittel, um die Thiere fortzuschaffen.

Gleich darauf kam die »Fram« herbei und nahm die von uns erlegten zwei Thiere an Bord. Dann setzten wir die Fahrt längs der Küste fort. In dieser Gegend sahen wir viele Walrosse. Nachmittags schossen wir noch zwei und hätten noch viel mehr erlegen können, wenn wir Ueberfluß an Zeit gehabt hätten. Gerade in derselben Gegend hat auch Nordenskiöld einige kleine Heerden Walrosse angetroffen.

Wir setzten die Fahrt gegen eine starke Strömung südwärts längs der Küste fort, an der Mündung der *Chatanga* vorbei.

Dieser östliche Theil der Taimyr-Halbinsel ist eine verhältnißmäßig hohe, gebirgige Gegend, aber mit einem niedrigen ebenen Streifen zwischen den Bergen und der See. Es ist anscheinend dieselbe Art niedrigen Landes, wie wir sie fast auf dem ganzen Wege an der Küste entlang gesehen hatten. Da die See ziemlich offen und eisfrei zu sein schien, versuchten wir mehrfach, unsern Weg abzukürzen, indem wir die Küste verließen und quer hinüber auf die Mündung des Olenek zu steuerten. Jedesmal wurden wir aber durch dichtes Eis nach unserer Rinne am Lande zurückgetrieben.



Erlegte Walrosse nördlich der Chatanga-Mündung.

Am 14. September befanden wir uns unweit der Küste zwischen dem *Chatanga*- und dem *Anabara-Fluß*, ebenfalls ein ziemlich hohes, gebirgiges Land mit einem niedrigen Uferstreifen.

»In dieser Beziehung«, schrieb ich im Tagebuch, »erinnert die ganze Küste sehr stark an Jäderen

in Norwegen. Jedoch sind die Berge hier nicht so sehr voneinander gesondert, auch sind sie erheblich niedriger als die weiter nordwärts beobachteten. Die See ist unangenehm seicht; einmal in der Nacht hatten wir nur 7 Meter und waren gezwungen, eine Strecke zurückzufahren. Draußen haben wir Eis ganz in der Nähe, doch ist eine genügende Rinne vorhanden, sodaß wir ostwärts vordringen können.«

Am nächsten Tage (15. September) kamen wir in gutes, offenes, aber seichtes Wasser von nie mehr als 12-13 Meter Tiefe. Wir hörten im Osten das Getöse der Wogen; es mußte also in dieser Richtung offenes Wasser sein, wie wir es auch erwartet hatten. Offenbar begann der *Lena-Strom* mit seiner mächtigen Masse warmen Wassers seinen Einfluß auszuüben. Die See war hier bräunlicher und wies Anzeichen einer Vermischung mit schlammigem Flußwasser auf; auch war der Salzgehalt viel geringer.

»Es würde thöricht sein«, bemerkte ich an diesem Tage im Tagebuch, »jetzt noch, da es schon so spät ist, in den Olenek einzufahren. Selbst wenn die Untiefen keine Gefahr böten, würde es uns zu viel Zeit kosten – wahrscheinlich ein ganzes Jahr. Außerdem ist es keineswegs sicher, daß die ›Fram‹ dort überhaupt passiren kann; es würde eine sehr ermüdende Arbeit geben, wenn sie in diesen Gewässern auf Grund gerieth. Ohne Zweifel würden wir sehr viel besser daran sein, wenn wir noch einige Hunde mehr hätten; doch ein ganzes Jahr verlieren ist zu viel. Wir wollen daher lieber ostwärts direct nach den Neusibirischen Inseln steuern, da sich uns jetzt eine gute Gelegenheit bietet und die Aussichten wirklich glänzend sind.

»Das Eis gibt mir hier ziemlich viel zu rathen auf. Wie in aller Welt geht es zu, daß es nicht durch die Strömung nordwärts getrieben wird, die nach meinen Berechnungen von dieser Küste nach Norden gehen müßte, was wir thatsächlich auch selbst gespürt haben? Auch ist das Eis so hart und dick und sieht aus, als ob es mehrere Jahre alt sei. Kommt es von Osten her, oder treibt es sich hier rundherum in der See zwischen der nördlich gehenden Strömung der Lena und der Taimyr-Halbinsel? Ich kann es noch nicht sagen, aber, sei dem wie ihm wolle, jedenfalls unterscheidet sich dieses Eis von dem dünnen einjährigen Eise, das wir bisjetzt im Karischen Meere und westlich von Kap Tscheljuskin gesehen haben.«



Walroßjagd an der Ostküste der Taimyr-Halbinsel.

Sonnabend, 16. September. Wir halten nach dem Kompaß einen nordwestlichen Kurs ein durch offenes Wasser und sind ziemlich weit nach Norden gekommen, sehen aber kein Eis; auch ist der Himmel nach Norden hin dunkel. Das Wetter ist mild und die Temperatur verhältnißmäßig warm, fast +2° C. Wir haben die Strömung gegen uns und befinden uns stets beträchtlich westlich von dem Punkte, an dem wir nach unsern Berechnungen sein sollten.

Im Laufe des Tages sahen wir mehrere Schwärme von Eidergänsen. Nördlich von uns müssen wir Land haben; ob es wol dasjenige sein kann, welches das Eis zurückhält?

Am nächsten Tage (17. September) trafen wir Eis an und mußten etwas südlich halten, um davon frei zu kommen. Ich begann schon zu fürchten, daß wir nicht im Stande sein würden, so weit zu gelangen, wie ich gehofft hatte. Aber in meinen Aufzeichnungen für den folgenden Tag (18. September) lese ich:

»Ein herrlicher Tag. Richteten den Kurs nordwärts, westlich von der *Bjelkoff-Insel*. Offene See, schöner Wind aus Westen, guter Fortgang; Wetter klar. Nachmittags etwas Sonnenschein.

» *Nun kommt der entscheidende Augenblick*. Um 12 Uhr 15 Minuten nehmen wir den Kurs mißweisend Nord zu Ost. *Jetzt muß sich zeigen, ob meine Theorie, auf der die ganze Expedition beruht, richtig ist: ob wir etwas nördlich von hier eine nach Norden gerichtete Strömung finden.*

»Bisjetzt ist alles besser gegangen, als ich erwartet hatte. Wir befinden uns auf 75° 30' nördlicher Breite und haben im Norden und Westen noch offenes Wasser und dunkeln Himmel. Abends war voraus und über dem Steuerbordbug am Himmel der Widerschein von Eis wahrzunehmen. Gegen 7 Uhr glaubte ich Eis sehen zu können, das jedoch in so regelmäßigen Linien aufstieg, daß es mehr Aehnlichkeit mit Land hatte; es war aber zu dunkel, um genau zu unterscheiden. Es schien, als ob es die *Bjelkoff-Insel* sein könne, und ein großer heller Fleck weiter nach Osten hätte sogar der Widerschein der schneebedeckten *Kotelnyj-Insel* sein können.

»Gern wäre ich hier angelaufen, theils um etwas von dieser interessanten Insel zu sehen, theils um die Proviantvorräthe zu untersuchen, welche, wie wir wußten, von dem freundlich für uns besorgten Baron von Toll dort für uns deponirt waren. Aber die Zeit war kostbar und nach Norden hin schien die See offen vor uns zu liegen. Die Aussichten waren glänzend, und wir segelten stetig nach Norden, neugierig, was der morgige Tag uns bringen werde, Enttäuschung oder Hoffnung. Wenn alles gut ging, würden wir *Sannikoff Land* erreichen, ein bisjetzt noch unbetretenes Gebiet.

»Es war ein seltsames Gefühl, so in dunkler Nacht nach unbekanntem Ländern zu fahren, über ein offenes wogendes Meer, das noch kein Schiff, kein Boot getragen hatte. Wir hätten uns Hunderte von Meilen entfernt in südlichem Gewässern glauben können, so mild war in dieser Breite für den September die Luft.«

Dienstag, 19. September. Noch nie habe ich eine so herrliche Segelfahrt gemacht. Immer weiter nach Norden geht es, stetig nach Norden mit gutem Winde, so schnell nur Dampf und Segel uns führen können, und auf offener See, Meile auf Meile, Wache um Wache durch diese unbekanntem Regionen; fast könnte man sagen, es wird freier und immer freier von Eis! Wie lange wird dies dauern? Immer wendet sich das Auge nach Norden, wenn man auf der Brücke auf und ab schreitet; es blickt in die Zukunft. Aber voraus ist immer derselbe dunkle Himmel, der offenes Wasser anzeigt.

Mein Plan bestand die Probe. Das Glück schien uns seit dem 6. September stets zur Seite zu sein.

Wir sahen »nichts als reines Wasser«, wie Hendriksen mir aus der Tonne antwortete, als ich ihn anrief. Als er später im Laufe des Morgens am Ruder stand und ich mich auf der Brücke befand, sagte er plötzlich:

»Zu Haus in Norwegen glauben sie jetzt kaum, daß wir in freiem Wasser gerade auf den Pol lossegeln!«

Und ich würde es selbst nicht geglaubt haben, wenn jemand mir das noch vor vierzehn Tagen gesagt hätte; wahr ist es aber. Alle meine Erwägungen über diese Frage und alle meine Folgerungen hatten mich dazu geführt, noch eine gute Strecke weiter nach Norden hin offenes Wasser zu erwarten; allein nur selten erweisen sich die Eingebungen der Menschen als so richtig. Nach keiner Richtung hin steht der Widerschein von Eis am Himmel, nicht einmal jetzt am Abend!

Wir sahen den Tag über kein Land, aber wir hatten den ganzen Vormittag Nebel und dickes Wetter, sodaß wir noch immer mit halber Kraft fuhren, weil wir befürchteten, irgendwo aufzustoßen. Wir befanden uns jetzt beinahe auf 77° nördlicher Breite. Wie lange wird das so weiter gehen? Ich habe gesagt, ich würde mich freuen, wenn wir 78° erreichten; allein Sverdrup ist weniger leicht befriedigt, er sagt: über 80°, vielleicht 84° oder 85°.

Er spricht sogar ernsthaft von dem offenen Polarmeer, von dem er einmal gelesen hat, und kommt immer wieder darauf zurück, obwol ich ihn auslache.

Fast muß ich mich fragen, ob ich nicht träume. Man muß gegen den Strom gekämpft haben, um zu wissen, was es bedeutet, mit dem Strom zu fahren. Wie auf der Grönland-Expedition, ist es auch hier.

Dort ward der Traum zur Wirklichkeit,
Hier wird die Wirklichkeit zum Traum.

Kaum ist hier irgendetwas Lebendes zu sehen. Heute bemerkte ich in der Ferne einen Alk oder eine schwarze Lumme und später eine Seemöve. Als ich abends einen Eimer Wasser aufzog, um das Deck abzuspülen, bemerkte ich, daß das Wasser stark phosphorescirte. Man könnte sich fast einbilden, im Süden zu sein. –

Mittwoch, 20. September. Rauh wurde ich aus meinem Traume erweckt! Als ich 11 Uhr vormittags in die Karte blickte und daran dachte, daß mein Kelch wol bald voll sein würde – wir hatten fast 78° erreicht – luvte das Schiff plötzlich an, und ich stürzte hinaus. Vor uns lag die Kante des Eises, lang und compact, und schimmerte durch den Nebel. Ich hatte starke Neigung, ostwärts zu gehen, auf die Möglichkeit hin, daß in jener Richtung Land sein könnte: allein es sah aus, als ob sich dort das Eis weiter nach Süden erstreckte. Es war wahrscheinlich, daß wir eine höhere Breite erreichen konnten, wenn wir westlich hielten; wir steuerten daher in dieser Richtung. Da kam die Sonne einen Moment durch, und wir nahmen eine Beobachtung, welche ergab, daß wir uns auf etwa 77° 44' nördlicher Breite befanden.

Wir steuerten jetzt nordwestlich dem Rande des Eises entlang, und es schien mir, als ob in nicht allzugroßer Entfernung Land sein könnte, da wir eine bemerkenswerthe Zahl von Vögeln verschiedener Art beobachteten. Ein Zug Schnepfen oder Stelzvögel begegnete uns, folgte uns eine Zeit lang und setzte dann den Flug südwärts fort. Wahrscheinlich befanden sie sich auf der Reise von einem nördlich von uns liegenden Lande, aber da der Nebel hartnäckig über dem Eise lagerte, konnten wir nichts sehen. Später bemerkten wir wieder Scharen von kleinen Schnepfen, welche wieder die Möglichkeit der Nähe von Land andeuteten. Am nächsten Tage war das Wetter klarer, doch immer noch kein Land in Sicht. Wir befanden uns jetzt eine gute Strecke

nördlich von der Stelle, wohin Baron von Toll auf der Karte die Südküste von Sannikoff-Land verlegt hat, aber auf ungefähr derselben Länge. Wahrscheinlich ist jenes Land also nur eine kleine Insel, und jedenfalls kann es sich nicht weit nach Norden ausdehnen.

Am 21. September hatten wir dichten Nebel. Als wir nordwärts bis zum obern Ende einer Bai im Eise gesegelt waren und nicht weiter konnten, beschloß ich daher, hier klares Wetter abzuwarten, um zu sehen, ob ein weiteres Vordringen nach Norden möglich sei. Nach meiner Berechnung waren wir jetzt auf etwa 78° 30' nördlicher Breite. Im Laufe des Tages versuchten wir mehrere male zu lothen, *vermochten aber mit 400 Meter Leine den Grund nicht zu erreichen!*

Heute mache ich die angenehme Entdeckung, daß Wanzen an Bord sind. Wir müssen einen Feldzug gegen sie unternehmen.

Freitag, 22. September. Wieder heller Sonnenschein und glänzend weißes Eis voraus. Zuerst lagen wir im Nebel still, weil wir nicht sehen konnten, welchen Weg wir nehmen sollten; jetzt ist das Wetter klar, aber wir sind nicht klüger geworden. Es sieht aus, als ob wir uns an der nördlichen Grenze des offenen Wassers befänden. Nach Westen scheint das Eis sich wieder südwärts auszudehnen. Nach Norden ist es compact und weiß und zeigt nur hier und dort eine kleine offene Rinne oder einen Teich, und der Himmel ist überall am Horizont von bläulichweißer Farbe.

Wir sind von Osten her gekommen, haben dort aber nur wenig sehen können; in Ermangelung einer bessern Beschäftigung werden wir einen kurzen Ausflug nach jener Richtung machen, auf die Möglichkeit hin, Oeffnungen im Eise zu finden. Wenn wir nur Zeit hätten, würde ich gern ostwärts bis nach der Sannikoff-Insel gehen, oder noch lieber den ganzen Weg nach *Bennett-Land* zurücklegen, um zu sehen, wie die Verhältnisse dort sind. Dazu ist es aber jetzt zu spät. Das Meer wird bald zufrieren, und wir würden die große Gefahr laufen, an einer unvortheilhaften Stelle einzufrieren.

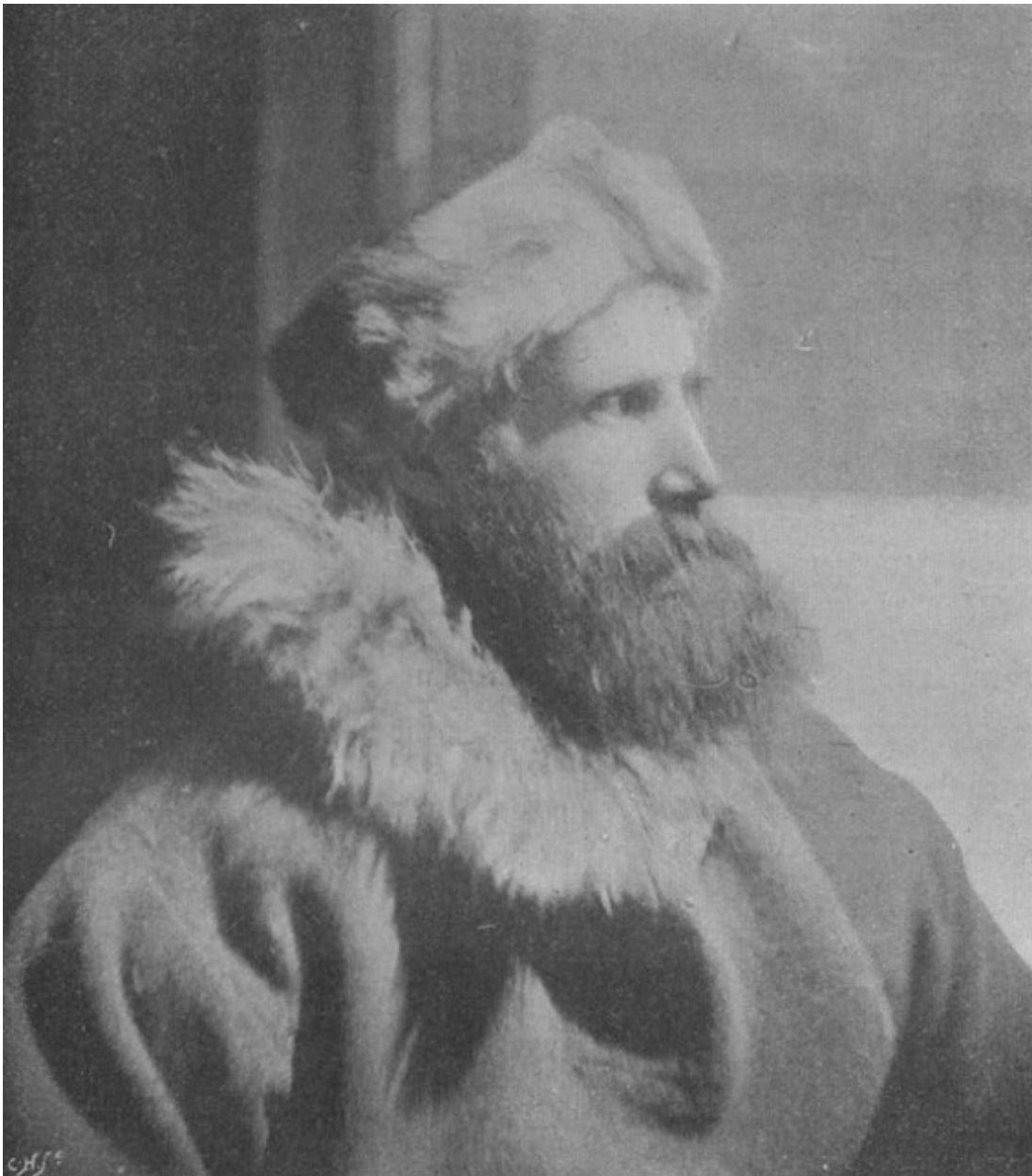
Frühere arktische Forscher haben es für nothwendig erachtet, sich in der Nähe einer Küste zu halten. Das ist aber gerade, was ich vermeiden wollte. Ich beabsichtigte vielmehr, in die Drift des Eises zu gelangen, und was ich am meisten fürchtete, war, vom Lande blockirt zu werden. Mir schien es, als ob wir im letztern Fall weit schlechter fahren könnten, als wenn wir uns da, wo wir waren, dem Eise überließen, namentlich, da unser Ausflug nach Osten den Beweis geliefert hatte, daß wir bald wieder südwärts gedrängt werden würden, wenn wir der Eiskante in jener Richtung folgten. *Wir machten daher einstweilen das Schiff an einem großen Eisblock fest* und bereiteten uns vor, den Kessel zu reinigen und Kohlen zu trimmen.

Wir liegen in offenem Wasser mit nur wenigen großen Schollen hier und dort, aber ich habe das Vorgefühl, als ob dies unser Winterhafen sein wird.

Heute großer Wanzenkrieg. Wir richten den dicken Dampfschlauch auf Matratzen, Sophakissen und alles, was unserer Meinung nach die Feinde beherbergen könnte. Alle Kleidungsstücke werden in ein Faß gethan, das mit Ausnahme der Stelle, wo der Schlauch hineingeleitet ist, hermetisch verschlossen wird. Dann wird Volldampf angesetzt. Im Innern zischt und pfeift es, ein wenig Dampf dringt durch die Fugen, und unserer Meinung nach muß es recht hübsch heiß für die Thiere sein. Aber plötzlich kracht das Faß, der Dampf entweicht, der Deckel fliegt mit einer heftigen Explosion ab und wird weithin über das Deck geschleudert. Noch hoffe ich, daß ein großes Abschlagen stattgefunden hat, – allein es sind schreckliche Feinde.

Juell versuchte das alte Experiment und setzte eins der Thiere auf ein Stück Holz, um zu sehen, ob es nordwärts kriechen werde. Als es sich überhaupt nicht bewegen wollte, nahm er einen

Walfischspeckhaken und schlug es, damit es weitergehen sollte; allein es that nichts, als den Kopf hin und her bewegen, und um so stärker, je mehr er schlug. »Zerquetsch' sie doch!« sagte Bentsen, und es geschah ihr so.



Theodor Jacobson, Steuermann der »Fram«.

Sonnabend, 23. September. Wir liegen noch an derselben Stelle vertäut und arbeiten an den Kohlen. Ein unangenehmer Gegensatz – alles an Bord, einschließlich Menschen und Hunde, schwarz und schmutzig und rund herum alles weiß und in schönem Sonnenschein erglänzend. Es scheint, als ob mehr Eis hereintreibe.

Sonntag, 24. September. Noch immer beim Kohlentrimmen. Morgens Nebel, der im Laufe des Tages aufklart. Wir entdecken dabei, daß wir auf allen Seiten von ziemlich dickem Eise dicht umgeben sind.

Zwischen den Schollen liegt Schlammeis, das bald ganz fest sein wird. Nordwärts ist ein offener

Teich, der aber nicht groß ist. Von der Tonne aus können wir mit dem Fernrohr noch das Meer jenseits des Eises im Süden erkennen. Es scheint, als ob wir im Begriffe sind, eingeschlossen zu werden; nun, wir müssen selbst das Eis willkommen heißen.

Eine todte Gegend hier; nirgends ein Anzeichen von Leben, außer einer einzigen Robbe (Phoca foetida) im Wasser; auf der Scholle neben uns sieht man eine einige Tage alte Fährte von einem Eisbären. Wieder versuchen wir zu lothen, können aber keinen Grund bekommen; merkwürdig, daß sich hier eine solche Tiefe findet.

Pfui! Man kann, sich kaum eine schmutzigere Arbeit denken, als an Bord eine Zeit lang Kohlen trimmen. Schade, daß ein so nützlicher Gegenstand, wie die Steinkohle, so schwarz sein muß! Wir thun weiter nichts, als die Kohlen aus dem Raume hissen und die Bunker damit auffüllen, allein jeder Mann an Bord muß dabei helfen, und alles ist voll Schmutz.

Die einen stehen auf dem Kohlenhaufen im Raume und füllen die Eimer, und die andern hissen sie auf. Jacobsen eignet sich für die letztere Arbeit besonders gut; mit seinen kräftigen Armen zieht er Eimer auf Eimer herauf, als ob es Zündholzschachteln wären. Die übrigen gehen mit den Eimern zwischen der großen Luke und dem Halbdeck hin und her und schütten die Kohlen in die Bunker, und unten steht Amundsen, so schwarz wie möglich, und verstaubt sie. Selbstverständlich fliegt der Kohlenstaub über das ganze Deck; die Hunde verkriechen sich, schwarz und zerzaust, in die Ecken, und wir selbst – nun wir tragen an solchen Tagen auch nicht unsere besten Kleider.

Einiges Vergnügen bereitete uns das merkwürdige Aussehen unserer Gesichter mit der dunkeln Farbe, den schwarzen Streifen an den unwahrscheinlichsten Orten und den durch den Schmutz hindurch glänzenden Augen und weißen Zähnen. Wer mit seiner Hand zufällig die weißen Wände in der Kajüte berührt, hinterläßt einen schwarzen fünffingerigen Fleck; die Thüren haben Ueberfluß an solchen Erinnerungszeichen. Die Sitzkissen auf den Sophas werden mit der untern Seite nach oben gedreht, weil sie sonst dauernde Spuren eines andern Körpertheils tragen würden, und das Tischtuch – nun, glücklicherweise besitzen wir ein solches Ding nicht.



Das Eis, in welches die »Fram« einfro (25. September 1893).

Kurz, das Kohlentrimmen ist die schmutzigste, jämmerlichste Hantirung, die man sich in dieser hellen und reinen Umgebung nur denken kann. Ein Gutes ist dabei, daß man reichlich frisches Wasser hat, um sich zu waschen; man findet es in jeder Aushöhlung auf den Schollen, sodaß wir einige Hoffnung haben, mit der Zeit doch wieder sauber zu werden; auch ist es möglich, daß dies

unser letztes Kohlentrimmen ist.

Montag, 25. September. *Fester und immer fester eingefroren!* Prächtiges stilles Wetter; in der letzten Nacht 25° C Kälte. Jetzt kommt der Winter. Hatten Besuch von einem Bären, der sich aber davon machte, ehe irgendjemand zu Schuß kam.

Das weiße Eis wirft einen hellen Widerschein an den Himmel, sodaß dieser da, wo Eisfelder vorhanden sind, eine weißliche Färbung hat; überall, wo offenes Wasser ist, ist der Widerschein dagegen blau oder dunkel. Der Eismeerfahrer kann daher am Aussehen des Himmels erkennen, wie das Fahrwasser in der Ferne beschaffen ist. Torosse (aus dem Russischen) sind Trümmer des Meereises, die, übereinander geschoben und allmählich an den Kanten abgerundet, zu ungeheuern Blöcken zusammengefrieren. Lee bezeichnet die Seite, *nach* welcher der Wind weht. Luv bezeichnet die Seite, *von* welcher der Wind herkommt. Nansen ist auf dem elterlichen Gute Store-Frøen in Vestre Aker unweit Christiania geboren. In seiner Reisebeschreibung (Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega, 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882) sagt Nordenskiöld jedoch ausdrücklich (I. Bd., S. 304), daß der immer noch sehr dichte Nebel ihn hinderte, »die Inseln, zwischen denen hindurch die »Vega« ihren Weg suchte, anders als nur ganz oberflächlich aufzunehmen«. Später, als ich die Verhältnisse außerhalb der Nordenskiöld'schen Taimyr-Insel kennen lernte, fand ich, daß derselbe Einwand mit noch größerem Recht in Betreff dieser Insel gemacht werden konnte. Keine Schlittenexpedition konnte an ihrer Küste entlang gehen, ohne die Almqvist Inseln zu sehen, die z. B. dem Kap Lapteff so nahe liegen, daß sie selbst bei sehr dicker Luft müßten gesehen werden können, und es wäre unverzeihlicher, die Aufnahme dieser Inseln, welche viel größer sind, zu unterlassen, als die der kleinen Inseln, die außerhalb der Küstenlinie der großen Insel oder – wie ich jetzt lieber annehme – der Gruppe größerer Inseln liegen, an der wir jetzt entlang fuhren. Als ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit gegen den Mann, der den Weg längs der sibirischen Küste wies, wurde diese Inselgruppe von uns *Nordenskiöld-Inseln* genannt. Nordenskiöld sagt in seinem angeführten Buche (I, S. W4): »Eis trafen wir nur in geringer Menge, und was wir davon sahen, war äußerst zerfressenes Buchten- oder Flußeis. Ich glaube kaum, daß wir während des ganzen Tages eine einzige Scholle erblickten, die groß genug war, um darauf einen Seehund auszuweiden. Wirkliches altes Treibeis, wie man es an der Nordküste Spitzbergens antrifft, hatten wir noch nicht gesehen. In Bezug auf die Beschaffenheit des Eises findet zwischen dem Karischen Meere und dem Meere nördlich und östlich von Spitzbergen eine vollständige Ungleichheit statt.« Bove, Lieutenant der italienischen Marine, war Nordenskiöld's Begleiter während der Vega-Expedition. *Rechtweisend* bezeichnet die Orientirung nach dem wahren astronomischen Meridian, *mißweisend* jene nach der Richtung der Magnetnadel. Der Unterschied beider Richtungen heißt die Declination der Magnetnadel.

Fünftes Kapitel

Die Winternacht.

Es sah wirklich aus, als ob wir jetzt ernstlich eingefroren wären, und ich erwartete nicht, daß die »Fram« eher aus dem Eise wieder herauskommen würde, als bis wir auf der andern Seite des Pols wären und uns dem Atlantischen Ocean näherten. Der Herbst war schon ziemlich weit vorgeschritten, die Sonne stand von Tag zu Tag niedriger am Himmel, und die Temperatur war in stetigem Fallen.

Die lange Winternacht kam heran – *die gefürchtete Nacht*. Uns blieb nichts zu thun übrig, als uns für sie vorzubereiten, und so verwandelten wir unser Schiff, so gut wir konnten, allmählich in ein behagliches Winterquartier. Gleichzeitig trafen wir alle Vorsichtsmaßregeln, um uns gegen die vernichtenden Einflüsse der Kälte, des Treibeises und der sonstigen Naturkräfte zu sichern, denen wir, wie uns prophezeit war, unterliegen mußten.

Das Steuerruder wurde in die Höhe geholt, damit es nicht durch die Eispressungen zermalmt würde. Dasselbe beabsichtigten wir auch mit der Schraube zu thun, allein da dieselbe mit ihrer eisernen Umkleidung sicherlich zur Verstärkung des Achterendes des Schiffs und besonders des Ruderpfostens dienen würde, so ließen wir sie an ihrer Stelle.

Auch mit der Maschine hatten wir ziemlich viel Arbeit; jeder einzelne Theil derselben wurde herausgenommen, geölt und für den Winter weggelegt; die Schieber, Kolben und Wellen wurden untersucht und gründlich gereinigt. Alles dies geschah mit der allergrößten Sorgfalt.

Amundsen sorgte für die Maschine, als ob sie sein eigen Kind wäre; spät und früh war er unten und wartete ihrer in zärtlicher Weise, und wir pflegten ihn damit zu necken, nur um den herausfordernden Blick seines Auges zu sehen und ihn sagen zu hören:

»Ihr könnt meinerwegen reden, aber es gibt keine zweite solche Maschine in der Welt, und es wäre Sünde und Schande, nicht gut für sie zu sorgen.«

Sicherlich ließ er nichts unversucht, und ich glaube nicht, daß während der ganzen drei Jahre, Winter oder Sommer, ein Tag vorübergegangen ist, an welchem er nicht nach unten gegangen wäre, sie geliebkost und das eine oder andere an ihr gethan hätte.

Im Raume machten wir Platz, um dort eine Tischlerwerkstätte einzurichten; die Mechanikerwerkstelle hatten wir im Maschinenraum, die Schmiede war anfänglich auf Deck und später auf dem Eise; die Klempnerarbeiten wurden meist im Kartenzimmer, die Schuhmacher-, Segel- und verschiedene andere Arbeiten im Salon vorgenommen. Und alle diese

Beschäftigungen wurden während der ganzen Dauer der Expedition mit Lust und Liebe ausgeführt.

Von den empfindlichsten Instrumenten bis herab zu den Holzschuhen und Axtstielen gab es nichts, das nicht an Bord der »Fram« gemacht werden konnte. Als wir fanden, daß es uns an einer Lothleine mangelte, wurde auf dem Eise eine großartige Reepschlägerei eingerichtet, die sich als ein sehr nützliches Unternehmen erwies und gute Kundschaft fand.

Jetzt begannen wir auch die Windmühle aufzustellen, die die Dynamomaschine treiben und uns elektrisches Licht liefern sollte. Solange das Schiff in Fahrt war, wurde die Dynamomaschine von der Schiffsmaschine getrieben, allein schon seit langer Zeit hatten wir uns in unsern dunkeln Kabinen mit Petroleumlampen begnügen müssen. Die Windmühle wurde an der Backbordseite auf dem Vorderdeck, zwischen der großen Luke und der Rehling errichtet, doch dauerte es mehrere Wochen, ehe dieser wichtige Apparat in betriebsfähigen Zustand gesetzt war.

Wie bereits auf Seite 59 erwähnt, hatten wir zum Treiben des Dynamo auch ein Göpelwerk mitgebracht, weil ich geglaubt hatte, daß es uns insofern von Nutzen sein könnte, als es uns Bewegung verschaffen würde, wenn es sonst keine körperliche Arbeit für uns gäbe. Allein diese Zeit kam nie, und daher wurde das Göpelwerk nie benutzt. Es gab immer etwas, das uns beschäftigte, und es war auch nicht schwer, für jeden Arbeit zu finden, die ihm genügende Bewegung und so viel Ablenkung verschaffte, daß die Zeit ihm nicht unerträglich lang schien.

Da war die Sorge für das Schiff und die Takelung, die Untersuchung der Segel und des Tauwerks u. s. w.; Proviant aller Art mußte aus den Kisten im Raume geholt und dem Koch übergeben werden; es mußte Eis – gutes, reines Süßwassereis – gesucht und nach der Küche getragen werden, wo es zu Koch-, Trink- und Waschwasser geschmolzen wurde. Ferner gab es, wie bereits erwähnt, in den verschiedenen Werkstätten immer etwas zu thun.

Einmal mußte »Schmied Lars« (Pettersen) die Davits des Großbootes, die im Karischen Meere durch die Wogen verbogen worden waren, wieder gerade machen; dann mußte ein Haken, ein Messer, eine Bärenfalle oder ein anderer Gegenstand geschmiedet werden. Der Klempner, wiederum »Schmied Lars«, hatte einen großen Blecheimer zum Schmelzen des Eises in der Küche zusammenzulöthen. Der Mechaniker, Amundsen, hatte Auftrag, das eine oder andere Instrument, vielleicht einen neuen Strommesser herzustellen; der Uhrmacher, Mogstad, hatte vielleicht einen Thermographen zu untersuchen und zu reinigen oder eine neue Feder in eine Uhr zu setzen, während der Segelmacher Ordre haben konnte, Geschirre für eine Anzahl Hunde anzufertigen.

Ferner mußte jeder sein eigener Schuhmacher sein und sich selbst Segeltuchstiefel mit dicken, warmen Holzsohlen nach dem neuesten »Modell Sverdrup« anfertigen. Dann kam wieder für den Mechaniker Amundsen der Befehl, aus Zinkblech einen Vorrath von neuen Notenscheiben für das Harmonium anzufertigen, die eine nagelneue Erfindung des Leiters der Expedition waren, während der Elektriker die Accumulatoren-Batterien, die in Gefahr des Einfrierens waren, zu untersuchen und zu reinigen hatte.

Als endlich die Windmühle fertig war, mußte sie bedient, nach dem Winde gestellt werden u. s. w. Und wenn der Wind zu stark war, hatte einer an der Mühle hinaufzuklettern und die Segel zu reffen; bei dieser Winterkälte keine sehr angenehme Beschäftigung, die mit vielem Hauchen auf die Finger und Reiben der Nasenspitze verknüpft war.

Hin und wieder kam es auch vor, daß das Schiff ausgepumpt werden mußte, doch wurde dies immer seltener erforderlich, da das Wasser rund herum und in den Fugen des Schiffes gefror. Die

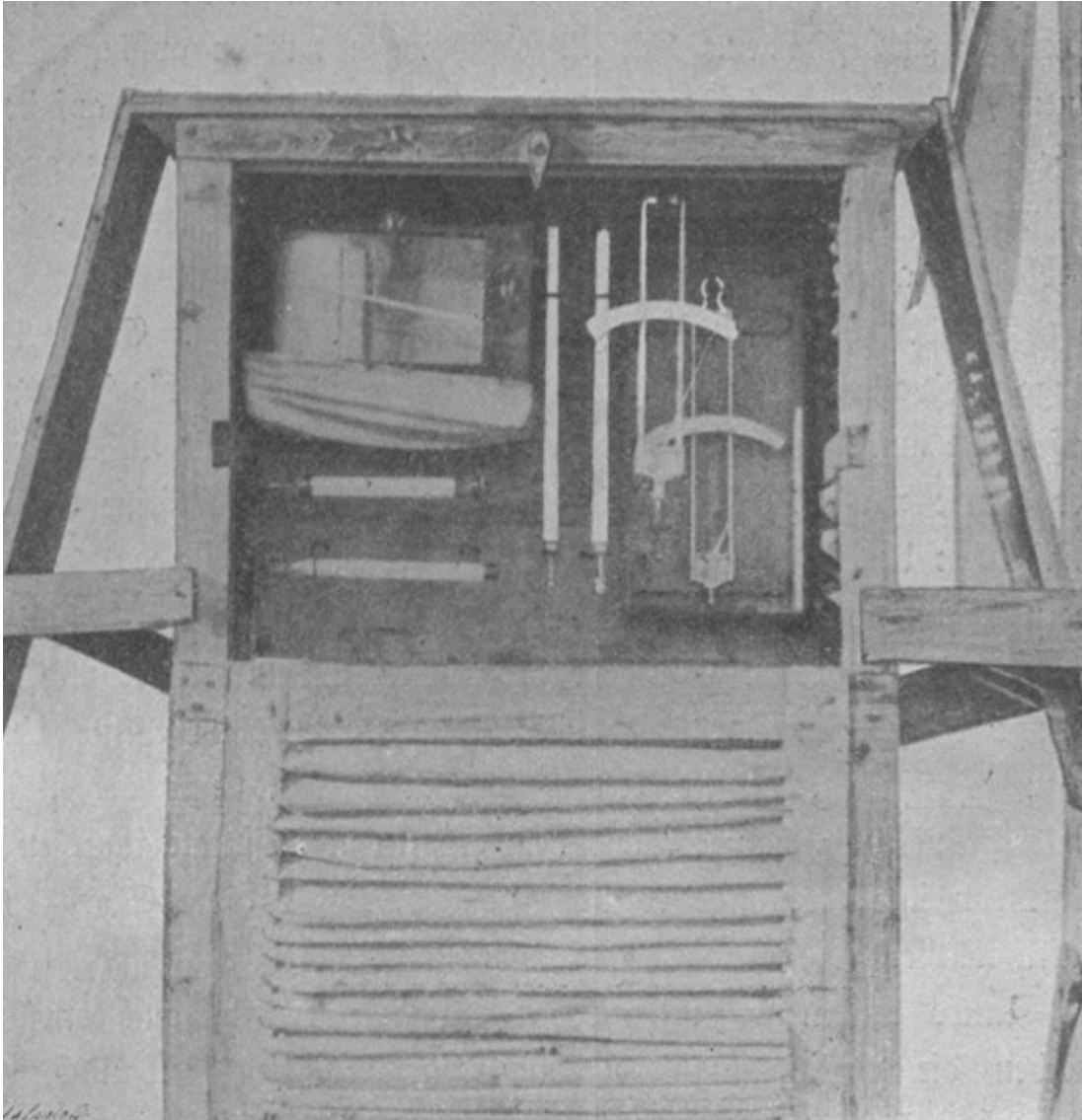
Pumpen wurden daher vom December 1893 bis zum Juli 1895 nicht angerührt. Das einzige erwähnenswerthe Leck während dieser Zeit befand sich im Maschinenraume, war aber von keinerlei Bedeutung; es waren nur jeden Monat einige Eimer Eis vom Boden des Schiffes loszuhauen und aufzuhissen.

Zu diesen mannichfaltigen Beschäftigungen kam nun noch als die wichtigste von allen die Vornahme der *wissenschaftlichen Beobachtungen*, die vielen von uns beständige Thätigkeit verschafften.



Reinigung der Accumulatorbatterie.

Mit der größten Arbeit verknüpft waren natürlich die *meteorologischen Beobachtungen*, die Tag und Nacht alle vier Stunden und während einer beträchtlichen Zeit sogar alle zwei Stunden angestellt wurden; sie hielten einen, manchmal auch zwei Mann den ganzen Tag in Thätigkeit. Scott-Hansen war die Oberaufsicht über dieses Departement übertragen, und sein regelmäßiger Assistent war Johansen, bis im März 1895 Nordahl an dessen Stelle trat. Bei Nacht wurden die Beobachtungen von demjenigen vorgenommen, der gerade die Wache hatte.



Das Thermometerhaus.

Etwa jeden zweiten Tag stellten Scott-Hansen und sein Assistent, wenn das Wetter klar war, die *astronomische Beobachtung* an, durch welche der Schiffsort bestimmt wurde. Dies war sicherlich diejenige Arbeit, die von allen Mitgliedern der Expedition mit dem höchsten Interesse verfolgt wurde, und es war durchaus nichts Ungewöhnliches, die Kabine Scott-Hansen's, während er seine Berechnungen machte, von müßigen Zuschauern belagert zu sehen, die das Resultat zu erfahren wünschten, ob und wie weit wir seit der letzten Beobachtung nach Norden oder Süden getrieben waren. Von diesem Resultat hing in hohem Maße die an Bord herrschende Stimmung ab.

Zu bestimmten Zeiten hatte Scott-Hansen auch Beobachtungen vorzunehmen, um die *magnetische Constante* in diesen unbekanntenen Regionen zu bestimmen. Diese Beobachtungen wurden anfänglich in einem zu diesem Zwecke besonders errichteten Zelte, das rasch auf dem Eise aufgeschlagen wurde, angestellt; später bauten wir eine große Schneehütte, weil diese nicht nur zweckentsprechender, sondern für den Beobachter auch behaglicher war.

Für den Schiffsarzt bot sich weniger Beschäftigung. Er wartete lange und vergeblich auf Patienten und mußte schließlich die Hoffnung auf solche aufgeben und sich in der Verzweiflung

an die Behandlung der Hunde machen. Einmal im Monat hatte er auch seine wissenschaftlichen Untersuchungen vorzunehmen, die darin bestanden, daß er jeden Mann wog, die Blutkörperchen zählte und die Stärke des Blutpigments schätzte, um die Zahl der rothen Blutkörperchen und die Menge des rothen Farbstoffs, des Hämoglobins, im Blute eines jeden festzustellen. Diese Arbeit wurde ebenfalls mit ängstlichem Interesse verfolgt, da jeder aus dem erhaltenen Resultate schließen zu können meinte, wielange es noch dauerte, bis er vom Skorbut befallen würde.

Unter unsern wissenschaftlichen Aufgaben müssen auch erwähnt werden die Bestimmung der Temperatur des *Wassers* und des Salzgehaltes in verschiedenen Tiefen, die Sammlung und Untersuchung der in diesen nördlichen Meeren gefundenen *Thiere*, die Bestimmung der *Elektricitätsmenge* in der Luft, die Beobachtung der Formen, des Wachsthums und der Stärke des *Eises*, sowie der Temperatur der verschiedenen Eisschichten, die Untersuchung der *Meeresströmung* unter dem Eise u. s. w. Die Oberaufsicht über dieses Departement hatte ich.

Endlich ist noch die regelmäßige Beobachtung des *Nordlichts* zu erwähnen, zu dessen Studium wir ausgezeichnete Gelegenheit hatten. Nachdem ich mich eine Zeit lang dieser Arbeit unterzogen hatte, nahm mir Blessing diesen Theil meiner Pflichten ab, und als ich das Schiff verließ, übertrug ich ihm auch alle übrigen Beobachtungen, die mir oblagen.



Eine astronomische Beobachtung.

Einen nicht unbedeutenden Theil unserer wissenschaftlichen Arbeiten bildeten das *Lothen* und das *Fischen* mit dem Scharnetze. Bei größeren Tiefen war das eine Aufgabe, bei welcher jeder mithelfen mußte, und bei der Art und Weise, wie wir die Arbeit später verrichten mußten, gab

uns eine Lothung manchmal Beschäftigung für mehrere Tage.

An Bord unterschied sich ein Tag nur sehr wenig von dem andern; die Beschreibung eines einzigen ist daher in allen Einzelheiten von irgendwelcher Bedeutung eine Schilderung aller.

Um 8 Uhr standen wir auf und nahmen das Frühstück ein; es bestand aus Hartbrot (Roggen- und Weizenbrot), Käse (holländischem achtpfündigem, Chester, Schweizerkäse und Mysost oder Molkenkäse), in Büchsen eingemachtem gesalzenem Rind- oder Hammelfleisch, Frühstücksschinken oder in Büchsen conservirten Zungen aus Chicago oder geräuchertem Speck, Kabeljau-Kaviar, Anchovis-Rogen, ferner Hafermehl- oder englischem Schiffsbrot nebst Orangen-Marmelade und anderem Fruchtgelée. Dreimal in der Woche hatten wir auch frischgebackenes Brot und oft Kuchen irgendwelcher Art.

Was unser Getränk betraf, so hatten wir anfänglich täglich Kaffee und Chocolate; später bekamen wir jedoch Kaffee nur zweimal, Thee zweimal und Chocolate dreimal wöchentlich.

Nach dem Frühstück hatten einige Leute für die Hunde zu sorgen, ihnen Futter zu geben, das für jedes Thier aus einem halben Stockfisch oder ein Paar Hundekuchen bestand, sie loszumachen oder sonstige Arbeiten zu verrichten, die für sie geschehen mußten. Die Uebrigen machten sich an ihre verschiedenen Aufgaben.

Jeder mußte der Reihe nach eine Woche in die Küche, um dem Koch beim Aufwaschen zu helfen, den Tisch zu decken und aufzuwarten. Der Koch selbst hatte unmittelbar nach dem Frühstück den Speisezettel für das Mittagessen zu entwerfen und sogleich mit den Vorbereitungen dazu zu beginnen. Einige von uns pflegten einen Spaziergang über die Eisschollen zu machen, um frische Luft zu schöpfen und den Zustand und Druck des Eises u. s. w. zu untersuchen.

Um 1 Uhr versammeln sich alle zum Mittagmahl, das gewöhnlich aus drei Gängen besteht: aus Suppe, Fleisch und Nachtisch, oder Suppe, Fisch und Fleisch, oder Fisch, Fleisch und Nachtisch oder manchmal auch nur aus Fisch und Fleisch. Zum Fleische hatten wir stets Kartoffeln und entweder frische Gemüse oder Maccaroni. Wir stimmten alle darin überein, daß die Verpflegung gut sei; sie würde zu Hause wol kaum besser, vielmehr für einige von uns vielleicht schlechter gewesen sein. Wir sahen aber auch aus wie gemästet; einer oder zwei fingen sogar an, sich ein Doppelkinn und einen Schmeerbauch zuzulegen. In der Regel circulirten bei Tische mit dem Bockbier Geschichten und Scherze.

Nach dem Mittagessen pflegten die Raucher unserer Gesellschaft, wohl gefüttert und zufrieden, sich nach der Küche zu begeben, die auch als Rauchzimmer diente, da der Taback in den Kabinen außer bei festlichen Gelegenheiten verpönt war. Dort vergnügten sie sich mit Rauchen und Plaudern; es wurde manche Geschichte erzählt, und nicht selten erhob sich auch ein hitziger Disput. Dann kam für die meisten von uns eine kurze Siesta, worauf jeder sich wieder an die Arbeit machte, bis wir um 6 Uhr, wenn das regelmäßige Tagewerk vollbracht war, zum Abendessen gerufen wurden.

Das Abendessen war fast dasselbe wie das Frühstück, nur daß als Getränk stets Thee diente. Später wurde wieder in der Küche geraucht, während der Salon sich in einen stillen Lesesaal verwandelte, in welchem von der werthvollen Bibliothek, die edelmüthige Verleger und andere Freunde der Expedition zum Geschenk gemacht hatten, reicher Gebrauch gemacht wurde. Hätten die freundlichen Geber uns hier fern im Norden abends um den Tisch sitzen sehen können, wie die Köpfe in den Büchern und Bildersammlungen vergraben waren, hätten sie wissen können, wie unschätzbar uns diese Gefährten waren, sie würden sich durch das Bewußtsein belohnt

gefühlt haben, ein wirkliches Geschenk gemacht und wesentlich dazu beigetragen zu haben, die »Fram« zu der kleinen Oase zu machen, die sie in dieser ungeheuern Eiswüste bildete.

Gegen 7½ oder 8 Uhr wurden Karten oder andere Spiele hervorgeholt, mit denen wir, in Gruppen um den Tisch im Salon sitzend, uns bis tief in die Nacht hinein beschäftigten. Der eine oder andere mußte sich an das Harmonium begeben und mit Hilfe des Kurbelhandgriffs einige unserer schönen Stücke vortragen, oder Johansen holte seine Ziehharmonika herbei und spielte uns viele hübsche Weisen vor. Seine Haupteffekte erzielte er mit »O Susanna« und »Napoleon's Marsch über die Alpen in einem offenen Boote«.



Raucher in der Küche der »Fram«.

Gegen Mitternacht legten wir uns in die Kojen, nachdem die Nachtwache gesetzt war. Jeder hatte eine Stunde lang Wache. Die schwierigste Arbeit auf derselben scheint das Schreiben der Tagebücher und der Ausguck gewesen zu sein, wenn die Hunde bei Anzeichen von in der Nähe befindlichen Bären anschlügen. Außerdem mußte die Wache alle zwei oder vier Stunden in die Tonne steigen oder sich auf das Eis begeben, um im Thermometerhaus die meteorologischen Beobachtungen vorzunehmen.

Ich glaube wol sagen zu können, daß uns die Zeit im ganzen angenehm und unmerklich verging und daß wir uns infolge der uns auferlegten regelmäßigen Gewohnheiten sehr wohl befanden.



Der Salon verwandelt sich in einen Lesesaal.

Am besten werden meine von Tag zu Tag vorgenommenen Aufzeichnungen einen Begriff von unserer Lebensweise in ihrer ganzen Einförmigkeit geben. Es sind keine großen Ereignisse, die hier geschildert sind, sie liefern aber gerade durch ihre Magerkeit ein wahres Bild. So und nicht anders war unsere Lebensweise. Ich werde hier einiges direct aus meinem Tagebuche anführen:

Dienstag, 26. September. Schönes Wetter. Die Sonne steht jetzt viel tiefer; sie befand sich um Mittag 9° über dem Horizont. Der Winter kommt rasch heran. Heute Abend haben wir -26° C, doch finden wir es nicht kalt. Leider zeigen die heutigen Beobachtungen keine besonders große Drift nach Norden; wir sind ihnen zufolge noch auf $78^{\circ} 50'$ nördlicher Breite. Gegen Abend wanderte ich auf der Eisscholle umher.

Es gibt nichts so wunderbar Schönes wie die arktische Nacht. Es ist ein Traumland, in den zartesten Tönen gemalt, die man sich denken kann; es ist in Aether verwandelte Farbe. Ein Schatten verschmilzt in den andern, sodaß man nicht weiß, wo der eine endigt und der andere beginnt, und doch sind sie alle vorhanden. Keine Formen; alles ist schwache, träumerisch gefärbte Musik, eine weit entfernte, lang gezogene Melodie auf gedämpften Saiten. Ist nicht alle Schönheit des Lebens erhaben und zart und rein wie diese Nacht? Gebt ihr glänzendere Farben und sie ist nicht mehr so schön.

Der Himmel gleicht einer großen Kuppel, die im Scheitelpunkt blau ist und sich abwärts in Grün, dann in Lila und Violett an den Rändern abschattirt. Ueber den Eisfeldern lagern kalte violettblaue Schatten mit helleren blaßrothen Tinten, wo hier und dort ein Grat den letzten Widerschein des entschwindenden Tages auffängt. Oben im Blau der Kuppel scheinen die Sterne, die den Frieden verkünden, wie es diese unveränderlichen Freunde stets thun. Im Süden steht ein großer rothgelber Mond, umgeben von einem gelben Ringe und leichten goldenen Wolken, die

vor dem blauen Hintergrunde schweben.

Jetzt breitet das Nordlicht über das Himmelsgewölbe seinen glitzernden Silberschleier aus, der sich nun in Gelb, nun in Grün, nun in Roth verwandelt; er breitet sich aus und zieht sich wieder zusammen in ruheloser Veränderung, um sich dann in wehende vielfältige Bänder von blitzendem Silber zu theilen, über welche wellenförmige glitzernde Strahlen dahin schießen; dann verschwindet die Pracht. Im nächsten Augenblicke erschimmert sie in Flammenzungen gerade im Zenith, dann wieder schießt ein heller Strahl vom Horizont gerade empor, bis das Ganze im Mondschein fortschmilzt. Es ist, als ob man den Seufzer eines verschwindenden Geistes vernähme. Hier und dort sind noch einige wehende Lichtstrahlen, unbestimmt wie eine Vorahnung – sie sind der Staub von dem glänzenden Gewande des Nordlichts. Aber jetzt nimmt es wieder zu, es schießen weitere Blitze empor, und das endlose Spiel beginnt aufs neue. Und während der ganzen Zeit diese Todtenstille, eindrucksvoll wie die Symphonie der Unendlichkeit.

Ich habe nie die Thatsache begreifen können, daß diese Erde eines Tages vergehen und öde und leer sein soll. Wozu in diesem Falle denn all diese Schönheit, wenn kein Geschöpf vorhanden ist, um sich daran zu erfreuen? Jetzt beginne ich zu verstehen. Dies ist die zukünftige Erde – hier sind Schönheit und Tod. Aber zu welchem Zwecke? O, was haben alle diese Himmelskörper zu bedeuten? Lest die Antwort, wenn ihr könnt, am sternenbedeckten blauen Firmament!

Mittwoch, 27. September. Graues Wetter und starker Wind aus Südsüdwest.

Nordahl, der heute als Koch fungirt, mußte etwas Pökelfleisch, das, in einen Sack gerollt, zwei Tage in die See versenkt worden war, heraufholen. Sobald er es anfaßte, schrie er entsetzt, es sei von krabbelnden Thieren bedeckt, ließ den Sack fallen und sprang davon, während die Thiere sich rundherum nach allen Richtungen zerstreuten. Sie erwiesen sich als »Sandhüpfer« (Flohkrebse), die sich einen Weg ins Fleisch hinein gefressen hatten. Es waren ihrer eine Unmenge, sowol innerhalb als auch außerhalb des Sackes. Eine angenehme Entdeckung; wir brauchen also nicht zu verhungern, solange solche Nahrung zu bekommen ist, wenn man einen Sack ins Wasser hängt.

Bentsen ist der Spaßvogel der Expedition; er führt stets einen lustigen Streich aus. Soeben kommt einer der Leute herangestürzt und steht vor mir in respektvoller Erwartung, daß ich mit ihm sprechen würde. Bentsen hatte ihm gesagt, daß ich nach ihm verlangt hätte. Es wird nicht lange dauern, bis er sich wieder einen neuen Streich ausgedenkt hat.

Donnerstag, 28. September. Schneefall und Wind. Heute ist für die Hunde der Tag der Erlösung gekommen; bisjetzt haben sie wirklich ein melancholisches Leben an Bord geführt, da sie, seitdem wir Chabarowa verlassen haben, angebunden gewesen sind. Die stürmischen Wogen haben sich über sie ergossen, sie sind vom Wasser auf Deck hin und her gerollt worden, haben sich in den Koppeln fast strangulirt, sind jedesmal, wenn das Deck gewaschen wurde, mit dem Schlauch besprengt worden, sind seekrank gewesen und haben in schlechtem wie in gutem Wetter an der Stelle liegen müssen, wo das harte Schicksal sie angekettet hatte, ohne weitere Bewegung als das Hin- und Herlaufen, soweit die Kette dies gestattete. So werdet ihr behandelt, ihr prächtigen Thiere, die ihr in der Stunde der Noth unsere Stütze sein sollt! Wenn diese Zeit kommt, werdet ihr, wenigstens eine Weile, den Ehrenplatz erhalten.

Als sie jetzt losgelassen wurden, brach ein wahrer Jubelsturm aus. Sie wälzten sich im Schnee herum, reinigten und rieben sich und stürzten in wilder Freude unter lautem Gebell auf dem Eise umher. Unsere Scholle, die noch vor kurzem so einsam und verlassen gewesen war, bot mit ihrer plötzlichen starken Bevölkerung einen ganz muntern Anblick; das Schweigen von Jahrhunderten war gebrochen.

Von nun an beabsichtigten wir, die Hunde auf dem Eise anzubinden.

Freitag, 29. September. Dr. Blessing's Geburtstag, dem zu Ehren wir natürlich eine Fete hatten, war unser erstes großes Fest an Bord. Dazu war eine doppelte Gelegenheit vorhanden. Unsere Mittagsbeobachtung zeigte, daß wir uns auf 79° 5' nördlicher Breite befanden, wir hatten also einen weitem Grad überschritten.

Beim Mittagessen hatten wir nicht weniger als fünf Gänge, auch gab es während der Mahlzeit ein sorgsamer als sonst ausgewähltes Concertprogramm. Ich lasse eine Abschrift des gedruckten Menus hier folgen:

»Fram.«

Menue. 29. September 1893.

*

Soupe à la julienne avec des macaroni-nudler.

Potage de poisson (tiskepudding) avec des pommes de terre.

Pudding de Nordahl.

Glace du Groenland.

De la Husholdnings-bière de la Ringnæs.

Marmelade (intacte).

*

Music à Diné.

Valse myosotic. Menuette de Don Juan de Mozart. Le Troubadoure. Collee Hornpipe. Die letzte Rose de Martha. Ein flotter Studio Marsch de Phil. Farbach. Valse de Lagune de Strauss. Le chanson du Nord (Du gamla, du friska...). Hoch Habsburg Marsch de Král. Jösse Härads Polska. Vårt Land, vårt Land. Le chanson de chaseuse. Les Roses, Valse de Metra. Fischers Hornpipe. Traum-Valse de Millöcher. Hemlandssång. »A le miserable«. Diamanten und Perlen. Marsch de »Det lustiga Kriget«. Valse de »Det lustiga Kriget«. Prière du Freischütz.

Hoffentlich werden meine Leser zugeben, daß das für die Breite von 79° ein ganz hübsches Gastmahl war; doch hatten wir auch in noch höheren Breiten solcher noch viele an Bord der »Fram«.

Nach dem Mittagmahl wurden Kaffee und Süßigkeiten gereicht, und nach einem bessern Abendessen als sonst gab es noch Erdbeer- und Citroneneis (alias Granito) und Grog aus Citronensaft ohne Alkohol. Zunächst wurde das Wohl des Helden des Tages in einigen wohlgeählten Worten ausgebracht; dann tranken wir einen Humpen auf den 79. Grad, der unserer Ueberzeugung nach nur der erste von vielen Graden war, die in derselben Weise überwunden werden würden.



Unser Doctor in seiner Kabine.

Sonnabend, 30. September. Ich bin nicht der Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Lage der »Fram« für den Winter als gut angesehen werden kann. Die große Scholle an unserer Backbordseite, an welcher wir vertäut liegen, hat ungefähr mittschiffs einen häßlichen Vorsprung, der dem Schiffe im Falle, daß das Eis sich zusammenschieben sollte, eine schwere Quetschung bereiten würde. Wir begannen daher heute, den Dampfer rückwärts in besseres Eis zu verholen. Das ist gerade keine Arbeit, die rasch geht.

Der verhältnißmäßig offene Canal rundherum ist jetzt mit ziemlich dickem Eise bedeckt, das mit Aexten, Eisstöcken und Walroßspeeren aufgehackt und in Stücke zerbrochen werden muß. Dann wird das Gangspill bemannt, und wir winden das Schiff Fuß für Fuß durch die zertrümmerte Scholle.

Die Temperatur ist heute Abend $-12,6^{\circ}$ C. Ein wundervoller Sonnenuntergang.

Sonntag, 1. October. Wind aus Westsüdwest und mildes Wetter. Wir machen uns einen Ruhetag, was gleichbedeutend ist mit Essen, Schlafen, Rauchen und Lesen.

Montag, 2. October. Wandten das Schiff noch weiter rückwärts, bis wir draußen in der Mitte eines neu gefrorenen Teiches einen guten Platz für dasselbe fanden. An unserer Backbordseite haben wir die große Scholle mit dem Hundelager, in welchem 35 schwarze Hunde auf dem

weißen Eise angebunden sind. Diese Scholle hat ihre niedrige, aber keineswegs bedrohliche Kante uns zugewandt.

Auch an Steuerbord haben wir gutes flaches Eis, während sich zwischen dem Schiffe und den Schollen auf beiden Seiten die neugefrorene Eisfläche befindet. Diese hat sich durch das Winden des Schiffes ebenfalls unter dem Boden desselben zusammengeschoben, sodaß die »Fram« wie in einem guten Bette liegt.

Nachmittags, als Sverdrup, Juell und ich im Kartenzimmer saßen und Tauwerk zu einer Lothleine zusammensplißten, stürzte Peder Hendriksen, unser Harpunierer, mit dem Rufe herein:

»Ein Bär, ein Bär!«

Ich ergriff meine Büchse und sprang hinaus.

»Wo ist er?«

»Dort, an Steuerbord, in der Nähe des Zeltes; er kam gerade auf dasselbe zu; beinahe hätte er es gefaßt.«

Und richtig, dort war er, groß und gelb, das Geschirr des Zeltes beschnüffelnd. Scott-Hansen, Blessing und Johansen rannten mit der größtmöglichen Schnelligkeit dem Schiffe zu. Ich sprang auf das Eis hinab und eilte hin, brach ein, taumelte, fiel und war wieder auf den Beinen.



Unser Hundelager auf dem Eise.

Inzwischen hatte der Bär sein Schnüffeln beendet und war wahrscheinlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine eiserne Schaufel, ein Eisstock, eine Axt, einige Zeltplöcke und ein Leinwandzelt keine allzuverdauliche Nahrung selbst für einen Bärenmagen sein würden; wenigstens folgte er mit mächtigen Schritten der Spur der Flüchtlinge. Dann bekam er mich zu

sehen und blieb verwundert stehen, als ob er dächte: »Was für ein Insekt mag das wol sein?« Ich näherte mich ihm bis auf bequeme Schußweite; er stand still und blickte mich scharf an. Endlich drehte er ein wenig den Kopf, und ich schickte ihm eine Kugel in den Nacken. Ohne ein Glied zu rühren, sank er langsam auf das Eis hin.



Blessing schleicht auf den Fußspitzen davon.

Nunmehr ließ ich einige von den Hunden los, um sie an diese Art Sport zu gewöhnen; allein sie bewiesen einen beklagenswerthen Mangel an Interesse dafür. Selbst »Kvik«, auf der alle unsere Hoffnungen in Bezug auf die Bärenjagd beruhten, sträubte sich und näherte sich dem todtten Thiere nur sehr langsam und vorsichtig, den Schweif zwischen den Beinen – ein trauriger Anblick.

Nun muß ich aber die Geschichte der Anderen erzählen, die zuerst die Bekanntschaft des Bären gemacht hatten.

Scott-Hansen hatte heute begonnen, sein Beobachtungszelt in einiger Entfernung vom Schiffe am Steuerbordbug aufzustellen, und hatte am Nachmittage Blessing und Johansen veranlaßt, ihm zu helfen. Während sie eifrig bei der Arbeit waren, erblickten sie den Bären nicht weit von ihnen gerade am Buge der »Fram«.

»Still! Seid ruhig, damit wir ihn nicht erschrecken«, sagt Hansen.

»Ja, ja.« Und sie ducken sich zusammen und blicken nach ihm hin.

»Ich glaube, ich versuche es lieber, mich an Bord zu stehlen und ihn zu melden«, bemerkt Blessing.

»Ich glaube es auch«, antwortet Hansen. Und Blessing schleicht auf den Fußspitzen davon, um

den Bären nicht zu erschrecken.

Mittlerweile hat Meister Petz sie gesehen und gewittert; seiner Nase folgend kommt er herangetrottet, gerade auf sie los.

Nun wurde Hansen seiner Furcht, den Bären zu erschrecken, allmählich Meister, während der Bär den nach dem Schiffe davonschleichenden Blessing in Sicht bekommen hat und ihn verfolgt.

Blessing war jetzt um die Nerven des Bären ebenfalls weit weniger bekümmert als vorher. Ungewiß, was er thun sollte, blieb er stehen. Ein Augenblick des Nachdenkens brachte ihn jedoch zu der Ueberzeugung, daß es in diesem Moment angenehmer sei, zu Dreien, anstatt allein zu sein, und so begab er sich zu den andern schneller wieder zurück, als er von ihnen gegangen war. Der Bär folgte ihm mit ziemlich großer Geschwindigkeit.

Hansen gefiel die Geschichte nicht, und er hielt die Zeit jetzt für gekommen, eine List zu versuchen, die er in einem Buche empfohlen gefunden hatte. Er erhob sich zu seiner ganzen Höhe, schlug mit den Armen umher und schrie, von den andern aufs beste unterstützt, mit der vollen Kraft seiner Lungen. Allein den Bären ließ dieses Manöver kalt, und er kam näher. Die Sache wurde kritisch.



Scott-Hansen's Beobachtungszelt auf dem Eise.

Jeder griff nach einer Waffe: Hansen erwischte einen Eisstock, Johansen eine Axt und Blessing nichts. Dabei schrien sie mit voller Kraft »Bär! Bär!« und machten sich nach dem Schiffe davon, so rasch sie nur laufen konnten. Aber der Bär behielt seinen stetigen Kurs nach dem Zelte bei und untersuchte dort erst alles (wie wir gesehen haben), ehe er ihnen folgte.

Es war ein mageres Männchen. Das einzige, was in seinem Magen gefunden wurde, als wir ihn öffneten, war ein Stück Papier mit der Firma »Lütken und Mohn«; es war die Umhüllung eines Ski-Lichtes und war von einem von uns irgendwo auf dem Eise zurückgelassen worden. Seit

diesem Tage wollten einige der Expeditionsmitglieder das Schiff nicht verlassen, ohne sich bis an die Zähne zu bewaffnen.

Mittwoch, 4. October. Gestern und heute nordwestlicher Wind. Gestern hatten wir -16° , heute -14° C.

Ich habe mich den ganzen Tag mit Lothen beschäftigt und bin bis auf ungefähr 1460 Meter Tiefe gekommen. Die Grundproben bestanden aus einer Schicht grauen Thons von 10-11 Centimeter Stärke und darunter aus braunem Thon oder Schlick.

Die Temperatur war, seltsam genug, auf dem Grunde etwas über dem Gefrierpunkt ($+0,18^{\circ}$ C) und 150 Meter höher etwas darunter ($-0,4^{\circ}$ C). Diese Thatsachen beseitigen so ziemlich die Sage von einem *seichtem Polarbecken* und von der *außerordentlichen Kälte* des Wassers im Eismeere.

Während wir nachmittags die Leine einholten, barst das Eis dicht hinter der »Fram«, und der Riß nahm so schnell an Breite zu, daß drei von uns, die hingegangen waren, um die Eisanker zu bergen, sich gezwungen sahen, mittels eines langen Brettes eine Brücke herzustellen, um nach dem Schiffe zurückzugelangen. Später am Abend traten einige Schiebungen im Eise ein, und es öffneten sich hinter dem ersten Riß noch mehrere neue Rinnen.

Donnerstag, 5. October. Während ich mich heute Morgen eben vor dem Frühstück ankleidete, stürzte der Steuermann herbei und meldete mir, daß ein Bär in Sicht sei.

Bald war ich an Deck, wo ich den Bären von Süden her, leewärts von uns, herankommen sah. Er war noch eine ziemliche Strecke entfernt, stand aber still und blickte um sich. Im nächsten Augenblick legte er sich hin, worauf Hendriksen und ich über das Eis aufbrachen und so glücklich waren, ihm aus einer Entfernung von etwa 300 Meter eine Kugel in die Brust zu jagen, gerade als er im Begriffe war, sich davonzumachen.

Wir machen jetzt alles für den Winter und die Eispressungen bereit. Heute Nachmittag nahmen wir das Ruder auf. Schönes Wetter, aber kalt, um 8 Uhr abends -18° C.

Das Resultat der heutigen ärztlichen Untersuchung war die Entdeckung, daß wir immer noch Wanzen an Bord haben. Aber ich weiß nicht, was wir dagegen thun sollen; wir haben jetzt keinen Dampf mehr und müssen unsere Hoffnung auf die Kälte setzen.

Ich muß gestehen, diese Entdeckung macht mich ganz krank. Wenn die Wanzen in unsere Winterpelze gelangen, ist die Sache hoffnungslos. Am nächsten Tage fand daher ein regelrechtes Reinigungsfest nach den allerstrengsten antiseptischen Vorschriften statt. Jeder hatte seine alten Kleidungsstücke bis auf den letzten Flicker abzuliefern, sich zu waschen und von Kopf bis zu Fuß neue Kleider anzuziehen. Alle alten Kleidungsstücke, Pelzdecken und ähnliche Gegenstände wurden vorsichtig an Deck getragen und den ganzen Winter über dort gelassen. Das war mehr, als selbst diese Thiere vertragen konnten: 53° C Kälte erwies sich als zu viel für sie, denn wir sahen nichts mehr von ihnen. Das ist, wie man die Wanze in einem volksthümlichen Verse singen läßt:

Werft mich in einen Kessel, kocht mich mit aller Macht,
Doch niemals läßt mich draußen in kalter Winternacht!

Freitag, 6. October. Kalt, bis zu 24° C unter Null. Heute haben wir mit der Aufstellung der Windmühle begonnen. Das Eis hat sich nördlich vom Heck der »Fram« zusammengeschoben.

Da die Hunde erfrieren würden, wenn wir sie angebunden halten und ihnen keine Bewegung verschaffen, haben wir sie heute Nachmittag von den Ketten gelöst und wollen versuchen, ob wir

sie so lassen können. Selbstverständlich begannen sie sofort miteinander zu kämpfen, und einige der armen Geschöpfe humpelten zerkratzt und zerbissen vom Schlachtfelde. Aber sonst herrschte große Freude; sie sprangen und rannten herum und wälzten sich im Schnee. Abends herrliches Nordlicht.

Sonnabend, 7. October. Immer gleich kalt bei demselben nördlichen Winde, den wir während der letzten Tage gehabt haben. Ich fürchte, wir treiben jetzt weit nach Süden.

Vor einigen Tagen befanden wir uns nach unsern Beobachtungen auf 78° 47' nördlicher Breite. Also 16 Minuten nach Süden in weniger als einer Woche, das ist zu viel! Aber wir wollen dies wieder einholen, wir *müssen* nach Norden. Das heißt, daß wir uns zunächst von der Heimat entfernen, wird aber bald bedeuten, daß wir uns ihr nähern.

Welch ergreifende Schönheit, mit einer Unterströmung von endloser Traurigkeit, liegt in diesen traumhaft erglänzenden Abenden! Die entschwundene Sonne hat eine melancholische Flammenspur hinterlassen. Die Musik der Natur, die jeden Raum erfüllt, ist durchzittert von Wehmuth, weil all diese Schönheit Tag auf Tag, Woche auf Woche, Jahr auf Jahr sich über eine todte Welt ausbreitet. Weshalb? Sonnenuntergänge sind stets ernst, auch zu Hause. Dieser Gedanke macht mir den Anblick hier doppelt köstlich und doppelt ernst.

Im Westen hebt sich rothflammendes Blut von dem kalten Schnee ab. Und zu denken, daß dies das Meer ist, in Ketten, im Tode erstarrt, und daß die Sonne uns bald verlassen wird und wir im Dunkeln bleiben sollen, allein! »Und die Erde war wüst und leer.« Ist dies das Meer, welches kommen soll?

Sonntag, 8. October. Schönes Wetter. Machte auf Schneeschuhen einen Ausflug nach Westen mit allen Hunden im Gefolge. Der Lauf wurde etwas beeinträchtigt durch das salzige Wasser, welches von der Oberfläche des Eises – flachen, neugefrorenen Eises, durchbrochen von älteren unebenen Blöcken, – durch den Schnee emporquillt. Ich setzte mich weit draußen auf einen Schneehaufen, während die Hunde sich um mich drängten, um sich streicheln zu lassen; das Auge wanderte über die große, endlose, einsame Schneeebene – nichts als Schnee, ringsum Schnee!

Die heutigen Beobachtungen brachten uns eine unangenehme Ueberraschung: wir sind jetzt bis auf 78° 35' nördlicher Breite hinab. Doch gibt es dafür eine Erklärung, die einfach genug ist, wenn man alle die nördlichen und nordwestlichen Winde berücksichtigt, die wir in der letzten Zeit gehabt haben, und das offene Wasser nicht fern im Süden von uns. Sobald alles zugefroren ist, müssen wir wieder nach Norden treiben, das kann gar nicht fraglich sein; allein trotzdem ist die Sachlage unangenehm. Einigen Trost finde ich in der Thatsache, daß wir auch ein wenig ostwärts getrieben sind, sodaß wir auf alle Fälle uns mit dem Winde gehalten haben und nicht westlich hinuntertreiben.

Montag, 9. October. Ich fieberte sowol in der letzten Nacht, wie heute; der Himmel weiß, was solcher Unsinn bedeutet.

Als ich heute Morgen die Wasserproben herausholte, entdeckte ich, daß der Wasserschöpfer plötzlich in einer Tiefe von etwas weniger als 150 Meter anhielt. Er war wirklich auf dem Grunde. Wir waren also wieder südlich in seichtes Wasser getrieben.

Als wir das Loth eine kleine Weile auf dem Grunde liegen ließen, sahen wir an der Leine, daß wir in diesem Augenblicke nordwärts trieben. Das war jedenfalls ein schwacher Trost.

Nachmittags – wir saßen gerade müßig und plauderten – entstand ganz plötzlich ein betäubendes

Getöse, und das ganze Schiff erzitterte: es war die erste Eispressung. Jeder stürzte an Deck, um zuzusehen.

Die »Fram« verhielt sich wundervoll, wie ich es von ihr erwartet hatte. Mit stetigem Druck schob sich das Eis heran, jedoch mußte es unter uns durchgehen, und wir wurden langsam in die Höhe gehoben. Diese Pressungen wiederholten sich ab und zu den ganzen Nachmittag und waren manchmal so stark, daß die »Fram« mehrere Fuß gehoben wurde; aber dann konnte das Eis sie nicht länger tragen und brach unter ihr entzwei.

Gegen Abend lockerte sich das Ganze wieder, bis wir auf einer ziemlich großen Fläche offenen Wassers lagen, wo wir das Schiff schleunigst an der alten Scholle wieder vertäuen mußten, weil wir sonst abgetrieben wären. Es scheint hier ziemlich viel Bewegung im Eise zu sein. Peder erzählt uns soeben, daß er das dumpfe Knallen starker Pressungen nicht weit entfernt gehört habe.

Dienstag, 10. October. Der Aufruhr im Eise dauert fort.

Mittwoch, 11. October. Heute Nachmittag erhielten wir die schlimme Nachricht, daß »Hiob« tot sei; er war von den andern Hunden zerrissen worden. Man fand ihn eine gute Strecke vom Schiff entfernt. »Suggen« bewachte seine Leiche, sodaß kein anderer Hund herankommen konnte.

Es sind Schufte, diese Hunde; kein Tag vergeht ohne Kampf. Bei Tage ist gewöhnlich einer von uns zur Hand, der Rauferei ein Ende zu machen, aber die Nacht vergeht selten, ohne daß sie über einen ihrer Kameraden herfallen und ihn beißen. Der arme »Barabbas« hat vor Furcht fast den Verstand verloren; er bleibt jetzt an Bord und wagt sich nicht mehr auf das Eis, da er weiß, daß die übrigen Ungeheuer sich gegen ihn wenden würden. Nicht eine Spur von Ritterlichkeit steckt in diesen Kötern; wo ein Kampf stattfindet, stürzt sich die ganze Bande wie wilde Thiere auf den Unterliegenden. Ist es aber nicht vielleicht ein Naturgesetz, daß der Starke, nicht der Schwache, geschützt werden soll? Haben wir menschlichen Wesen nicht vielleicht versucht, die Natur umzukehren, indem wir die Schwachen schützen und unser Mögliches thun, gerade sie am Leben zu erhalten?

Das Eis ist ruhelos, und es gab heute wieder eine ziemlich starke Pressung. Sie beginnt mit einem leisen Krachen und Aechzen längs der Schiffsseite, das allmählich in allen Tonarten lauter wird. Jetzt ist es ein hoher klagender Ton, dann ein Grollen, dann ein Knurren, und das Schiff beginnt, sich aufwärts zu bewegen. Das Geräusch nimmt stetig zu, bis es wie sämtliche Pfeifen einer Orgel ertönt; das Schiff erzittert und schüttelt sich und erhebt sich in Sprüngen und Sätzen oder wird manchmal langsam gehoben.

Es ist ein angenehmes, behagliches Gefühl für uns, wenn wir auf all diesen Aufruhr horchen und uns dabei der Stärke unsers Schiffes bewußt sind. Manches Schiff wäre schon längst erdrückt worden. Aber bei uns wird das Eis an der Schiffsseite zermalmt, die zertrümmerten Schollen werden haufenweise unter den schweren, unverwundbaren Rumpf gedrängt, und wir liegen wie in einem Bette. Bald beginnt das Geräusch zu ersterben, das Schiff sinkt in seine alte Lage zurück, und dann ist alles wieder so still wie früher.

An mehreren Stellen rund um uns herum hat sich das Eis aufgethürmt, an einer Stelle zu beträchtlicher Höhe. Gegen Abend trat eine Lockerung ein, und wir lagen wieder in einem großen offenen Teich.

Donnerstag, 12. October. Am Morgen trieben wir und unsere Scholle auf blauem Wasser mitten in einer großen offenen Rinne, die sich weit nach Norden hin erstreckte, wo die Luft über dem Horizont dunkel und blau war. Soweit wir von der Tonne aus mit einem kleinen Feldstecher

sehen konnten, hatte das offene Wasser kein Ende und es trieben nur hier und dort einzelne Stücke Eis darin. Dies waren außerordentliche Veränderungen.

Ich war ungewiß, ob wir nicht Vorbereitungen treffen sollten, unter Dampf vorwärts zu gehen. Aber vor langem schon hatten wir begonnen, die Maschine für den Winter auseinanderzunehmen, sodaß es längerer Zeit bedürfen würde, sie wieder gebrauchsfähig zu machen. Vielleicht würde es am besten sein, noch etwas zu warten.

Klares Wetter mit Sonnenschein – ein schöner belebender Wintertag –, aber derselbe nördliche Wind. Lotheten und fanden 90 Meter Wasser. Wir treiben langsam südwärts. Gegen Abend schob sich das Eis wieder mit großer Gewalt zusammen, allein die »Fram« vermag ihren Standpunkt zu behaupten. Nachmittags fischte ich in einer Tiefe von ungefähr 50 Meter mit dem Murray'schen Seidennetz⁴⁵ und erzielte einen guten Fang, namentlich an kleinen Krustenthieren (Copepoden, Muschelkrebse, Flohkrebse u.s.w.) und an einem kleinen arktischen Wurm (Spadella) der im Meere umherschwimmt.

Es ist ausnehmend schwierig, hier auch nur etwas Fischerei zu treiben. Kaum hat man im Eise eine Oeffnung gefunden, um die Leine hinabgleiten zu lassen, so beginnt das Eis sich wieder zu schließen, und man muß so rasch wie möglich aufholen, damit die Leine nicht eingeklemmt wird und alles verloren geht. Es ist schade, denn hier sind interessante Fischzüge zu machen. Wo die kleinste Oeffnung im Eise ist, sieht man das Phosphoresciren⁴⁶ des Wassers; es ist hier keineswegs solcher Mangel an Thierleben, wie man erwarten sollte.

Freitag, 13. October. Jetzt sind wir gerade mitten in dem, wovon die Propheten uns so sehr bange machen wollten. Das Eis preßt und schiebt sich mit donnerartigem Getöse rund um uns herum. Es thürmt sich zu langen Mauern und zu Haufen auf, die hoch genug sind, um ziemlich weit an der Takelung der »Fram« hinaufzureichen. Es versucht in der That sein Aeüßerstes, um die »Fram« zu Staub zu zermalmen. Wir sitzen hier aber ganz ruhig und gehen nicht einmal hinauf auf Deck, uns all den Wirrwarr anzusehen, sondern plaudern und lachen, wie wenn nichts wäre.

Gestern Abend fand eine fürchterliche Pressung rund um unsere alte Hundescholle statt. Das Eis hatte sich höher als die höchste Spitze der Scholle aufgethürmt und stürzte auf dieselbe herab. Es hat dabei einen Brunnen, in welchem wir bisjetzt gutes Trinkwasser gefunden hatten, verdorben, indem es ihn mit salzigem Wasser gefüllt hat. Ferner war es über unsern Eisanker am Heck und einen Theil der daran befestigten Stahlrosse gefallen und hatte beide so gründlich unter sich begraben, daß wir das Kabel später kappen mußten. Auch bedeckte es unsere Planken und Schlitten, die auf dem Eise standen. Bald darauf geriethen die Hunde in Gefahr, und die Wache mußte alle Mann wecken, um sie zu retten. Schließlich ging die Scholle entzwei.

Heute Morgen bildete das Eis eine Scene melancholischer Verwirrung, die im herrlichsten Sonnenschein erglänzte. Rund um uns waren hohe, steile Eismauern aufgethürmt. Seltsam genug, obwol wir gerade am Rande der stärksten Pressung gelegen hatten, waren wir mit dem Verlust eines Eisankers, eines Stückes Stahlrosse, einiger Planken und sonstiger Holzstücke und der Hälfte eines Samojedenschlittens davongekommen. Auch dieses hätte alles geborgen werden können, wenn wir uns rechtzeitig darum gekümmert hätten. Allein die Leute sind gegen die Eispresungen jetzt so gleichgültig geworden, daß sie, mag es noch so laut donnern, nicht einmal hinausgehen, um nachzusehen. Sie fühlen, daß das Schiff es aushalten kann, und solange dies der Fall ist, kann nichts Schaden leiden als das Eis selbst.

Am Morgen ließ der Druck wieder nach, und bald lagen wir, wie gestern, wieder in einer großen Fläche offenen Wassers. Heute dehnte sich letzteres wiederum weit nach dem nördlichen Horizont aus, wo dunkle Luft, wie immer, die weitere Ausdehnung des offenen Wassers

andeutete.

Nun gab ich Befehl, die Maschine wieder zusammenzusetzen, was, sagte man mir, in anderthalb, höchstens zwei Tagen geschehen könnte. Wir müssen nordwärts gehen und sehen, was dort los ist. Ich halte es für möglich, daß dort die Grenze ist zwischen dem Treibeis, in welchem sich die »Jeannette« befand, und dem Packeis, mit welchem wir jetzt südwärts treiben – oder sollte dort am Ende Land sein?

Wir waren lange genug in der Gesellschaft der alten, jetzt zertrümmerten Scholle gewesen und arbeiteten uns daher nach dem Mittagessen eine kleine Strecke rückwärts, da das Eis sich zusammenzuziehen begann. Gegen Abend fing die Pressung wieder im Ernste an und war namentlich um die Ueberreste unserer alten Scholle herum sehr schlimm, sodaß wir uns meiner Meinung nach gratulieren konnten, daß wir sie verlassen hatten.

Offenbar steht die Eispressung hier mit der Flutwelle in Verbindung oder wird vielleicht von derselben verursacht. Sie tritt mit größter Regelmäßigkeit ein; zweimal in 24 Stunden lockert sich das Eis, und zweimal schiebt es sich in dieser Zeit zusammen. Die Pressung war ungefähr um 4, 5 und 6 Uhr morgens und fast genau um dieselbe Stunde nachmittags eingetreten, und in der Pause haben wir stets eine Zeit lang auf offenem Wasser gelegen.

Die sehr starke Pressung in diesem Augenblicke ist wahrscheinlich die Folge der Springflut; am 9., dem ersten Tage der Eispressungen, hatten wir Neumond. Damals war es gleich nach Mittag, als wir sie bemerkten, doch ist es jeden Tag später geworden; jetzt tritt sie um 8 Uhr abends ein.

Die Theorie, daß die Eispressungen in erheblichem Maße durch die Flutwelle hervorgebracht werden, ist schon wiederholt von arktischen Forschern ausgesprochen worden. Wir hatten während der Drift der »Fram« bessere Gelegenheit als die meisten von ihnen, diese Erscheinung zu studiren, und unsere Erfahrungen scheinen keinen Zweifel daran zu lassen, daß die Flut in einem weiten Gebiete die Bewegung und den Druck des Eises veranlaßt. Namentlich ist dies zur Zeit der Springfluten der Fall und bei Neumond mehr als bei Vollmond. Während der zwischenliegenden Perioden war in der Regel wenig oder gar nichts von Eispressungen zu bemerken. Allein diese durch die Flut verursachten Pressungen ereigneten sich nicht während der ganzen Zeit unserer Drift. Wir nahmen sie hauptsächlich im Herbste wahr, als wir uns in der Nachbarschaft des offenen Meeres nördlich von Sibirien befanden, und im letzten Jahre der Expedition, als die »Fram« sich dem offenen Atlantischen Ocean näherte. Weniger bemerkbar waren sie, als wir im Polarbecken waren. Hier traten Pressungen unregelmäßiger ein und wurden hauptsächlich durch den Wind verursacht, der das Eis treibt.

Wenn man sich vorstellt, daß die in einer gewissen Richtung treibenden ungeheuern Eismassen plötzlich auf Hindernisse stoßen, z. B. auf Eismassen, die infolge einer Veränderung des Windes in einer mehr oder weniger entfernten Gegend in entgegengesetzter Richtung treiben, so wird man leicht den ungeheuern Druck begreifen, der entstehen muß.

Solch ein Kampf zwischen den Eismassen ist unleugbar ein großartiges Schauspiel. Man fühlt, daß man sich in Gegenwart titanischer Gewalten befindet, und es ist leicht zu verstehen, daß ängstliche Gemüther in Furcht gehalten werden und das Gefühl haben, als ob vor jenen nichts bestehen könne. Denn wenn das Zusammenschieben ernstlich beginnt, sieht es aus, als ob kein Fleck auf der Oberfläche der Erde unerschüttert bleiben würde.

Zuerst vernimmt man in der großen Wüste ein Geräusch wie das Donnergebrüll eines weit entfernten Erdbebens, dann hört man es, immer näher und näher kommend, an mehreren Stellen. Die schweigende Eiswelt widerhallt vom Donner, die Riesen der Natur erwachen zur Schlacht.

Das Eis beginnt ringsumher zu bersten und thürmt sich auf, und ganz plötzlich befindet man sich mitten im Kampfe.

Auf allen Seiten hört man Heulen und Donnern, man fühlt das Eis erzittern und hört es unter den Füßen brüllen; nirgends ist Friede. In dem Halbdunkel sieht man es zu immer näher und näher kommenden hohen Ketten sich aufthürmen und aufwerfen; Schollen von 3, 4 und 5 Meter Dicke bersten und werden übereinander geworfen, als ob sie federleicht wären. Sie sind jetzt ganz nahe, und man eilt fort, um das Leben zu retten; aber plötzlich spaltet sich das Eis vor uns, ein schwarzer Abgrund öffnet sich, aus dem das Wasser emporströmt. Man wendet sich nach einer andern Richtung, allein durch die Dunkelheit kann man eben noch sehen, daß ein neuer Wall von Eisblöcken sich heranbewegt.

Man versucht eine andere Richtung, aber dort ist es ebenso. Rundherum Donner und Brüllen wie von einem ungeheuern Wasserfall, mit Explosionen wie Geschützsalven. Immer näher kommt es heran. Die Scholle, auf der man steht, wird kleiner und kleiner, Wasser strömt darüber hinweg. Es gibt kein Entkommen, als indem man über die rollenden Eisblöcke klettert, um auf die andere Seite des Packeises zu gelangen. Aber der Aufruhr legt sich, das Getöse verhallt und verliert sich allmählich in der Ferne.

Dies ereignet sich hier weit oben im Norden Monat für Monat, Jahr für Jahr. Das Eis spaltet sich und thürmt sich zu Haufen auf, die sich nach allen Richtungen hin ausdehnen. Könnte man die Eisfelder aus der Vogelschau betrachten, so würde es aussehen, als ob sie durch ein Netzwerk dieser zusammengeschobenen Eisketten oder Preßdeiche (wir nannten sie so, weil sie uns sehr an die schneebedeckten Deiche der Heimat erinnerten, wo man sie in vielen Theilen des Landes zur Einzäunung von Feldern anwendet) in Quadrate oder Maschen getheilt seien.

Beim ersten Blick schienen diese durch Eisdruck entstandenen Ketten sich nach jeder möglichen Richtung hin zu erstrecken. Bei näherer Besichtigung glaubte ich aber zu entdecken, daß sie sich nach bestimmten Richtungen wendeten und namentlich, daß sie in rechtem Winkel zu der Richtung des Eisdruckes, der sie hervorgebracht hatte, verliefen.

In den Berichten über arktische Expeditionen liest man oft Beschreibungen von durch Eisdruck entstandenen Ketten und Hügeln, die bis zu 15 Meter hoch sein sollen. Das sind Märchen. Die Verfasser derartiger phantastischer Schilderungen können sich nicht die Mühe gegeben haben, sie zu messen. Während der ganzen Zeit unserer Drift und unserer Märsche über die Eisfelder im fernen Norden habe ich nur einmal einen Eishügel gesehen, der mehr als 7 Meter Höhe hatte. Leider hatte ich keine Gelegenheit, ihn zu messen, doch glaube ich mit Sicherheit sagen zu können, daß er sehr nahe an 9 Meter hoch war. Alle die höchsten Blöcke, die ich gemessen habe – und ihrer waren viele – hatten eine Höhe von $5\frac{1}{2}$ bis 7 Meter, und ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß das Zusammenschieben des Meereises bis zu einer Höhe von mehr als 8 Meter eine sehr seltene Ausnahme bildet.⁴⁷

Sonnabend, 14. October. Heute haben wir das Ruder wieder angebracht; die Maschine ist ziemlich in Ordnung, und wir sind bereit, nach Norden aufzubrechen, wenn das Eis sich morgen früh öffnet. Es lockert und preßt sich noch immer regelmäßig zweimal im Tage, sodaß wir schon im voraus damit rechnen können. Heute bemerkten wir denselben offenen Kanal nach Norden und darüber hinaus, soweit der Blick reichte, die offene See. Was mag das bedeuten?

Heute Abend war der Eisdruck ziemlich heftig. Die Schollen thürmten sich an der Backbordseite gegen die »Fram« auf und waren ein- oder zweimal nahe daran, über die Rehling zu stürzen. Dann brach aber unten das Eis, sie fielen wieder zurück und mußten schließlich doch unter uns durchgehen.

Das Eis ist nicht dick und kann nicht viel Schaden anrichten, jedoch ist seine Gewalt manchmal eine enorme. Unaufhörlich, ohne Unterbrechung kommen die Massen heran; sie sehen aus, als sei kein Widerstand gegen sie möglich, aber langsam und sicher werden sie an den Seiten der »Fram« zermalmt. Jetzt (8½ Uhr abends) hat das Pressen endlich aufgehört. Ein klarer Abend, funkelnde Sterne und flammende Nordlichter.

Als ich mit dem Schreiben meines Tagebuchs fertig war, mich zu Bette gelegt hatte und in Darwin's »Ueber die Entstehung der Arten« vom Kampf ums Dasein las, hörte ich, daß die Hunde auf dem Eise mehr Lärm als gewöhnlich machten. Ich rief daher in den Salon hinein, es solle jemand hinaufgehen und nachsehen, ob es Bären seien, die die Hunde anbellten.

Scott-Hansen ging und kam sofort mit der Meldung zurück, er glaube, draußen in der Dunkelheit ein großes Thier gesehen zu haben.

»Dann gehen Sie und schießen Sie es!«

Er war sofort bereit dazu und begab sich in Begleitung einiger der andern wieder hinaus. Da erdröhnte auf Deck über meinem Kopfe ein Schuß, dann ein zweiter, und nun folgte Schuß auf Schuß, im ganzen neun.

Johansen und Hendriksen stürzten herunter, um mehr Patronen zu holen, und erklärten, das Thier sei getroffen, es brülle ganz fürchterlich; bis dahin hatten sie aber nur eine unbestimmte große grauweiße Masse draußen in der Dunkelheit zwischen den Hunden sich umher bewegen gesehen. Jetzt wollten sie auf das Eis hinab und dahinter her.

Vier von ihnen machten sich auf und fanden in der That in geringer Entfernung einen Bären mit zwei Schußwunden. Es war ein junges Thier, doch mußte das alte in der Nähe sein, da die Hunde noch immer laut bellten. Nunmehr waren alle fest überzeugt, daß sie zwei Bären zusammen gesehen hätten und daß das andere Thier ebenfalls schwer verwundet sein müsse.

Johansen und Hendriksen hörten in der Ferne stöhnen, als sie später nochmals auf das Eis zurückkehrten, um ein Messer zu holen, das sie an der Stelle liegen gelassen hatten, wo der todte Bär gelegen hatte. Dieser war an Bord geschleppt und sofort abgehäutet worden, ehe er noch Zeit gehabt hatte, in der Kälte zu erstarren.

Sonntag, 15. October. Zu unserer Ueberraschung hatte sich das Eis nach der starken Pressung während der letzten Nacht nicht gelockert, und was noch schlimmer war, es waren auch keine Anzeichen vorhanden, daß es sich am Morgen lockern werde, nun, da wir zum Weiterfahren bereit waren. Als sich etwas später kleine Anzeichen davon wahrnehmen ließen, gab ich Befehl, Dampf zu machen.

Während dies geschah, unternahm ich einen Streifzug über das Eis, um nach Spuren von gestern Abend zu suchen. Ich fand nicht nur solche von dem getödteten Bären und einem größern Thiere, welches die Mutter hätte sein können, sondern auch noch von einem dritten, das schwer verwundet sein mußte, da es sich manchmal auf den Hinterbeinen fortgeschleppt und eine breite Blutspur zurückgelassen hatte.

Nachdem ich den Spuren eine Strecke gefolgt war und überlegt hatte, daß ich keine weitem Werkzeuge bei mir hatte, um das Thier fortschaffen zu können, als meine Hände, hielt ich es für besser, nach dem Schiffe zurückzukehren, um ein Gewehr und Gefährten zu holen, die mir helfen könnten, den Bären an Bord zu schleppen. Auch hegte ich noch die leise Hoffnung, daß das Eis sich inzwischen gelockert haben möchte, sodaß wir, anstatt Wild zu verfolgen, mit der »Fram« nordwärts steuern konnten. Aber dieses Glück war uns nicht beschieden.

Ich legte daher meine Schneeschuhe an und machte mich in Begleitung einiger Hunde und gefolgt von einem oder zwei der Leute auf die Suche nach unserm Bären. In einiger Entfernung kamen wir an die Stelle, wo er die Nacht zugebracht hatte. Eine gräßliche Nacht für das arme Thier! Hier bemerkte ich auch Spuren der Mutter. Man schaudert, wenn man daran denkt, wie sie ihr armes Junges bewacht hat, das durch den Rücken geschossen sein mußte. Bald darauf erreichten wir auch den Krüppel, der sich, so gut er konnte, von uns fort über das Eis schleppte. Als er keinen andern Weg zum Entkommen mehr sah, stürzte er sich in eine kleine Wasseröffnung und tauchte ein um das andere mal unter. Während wir aus einem Tau eine Schlinge herstellten, rannten die Hunde, als wären sie verrückt geworden, um das Loch herum, und nur mit Mühe konnten wir sie davon zurückhalten, dem Bären ins Wasser nachzuspringen.

Endlich waren wir fertig, und als das Thier das nächste mal auftauchte, warfen wir ihm die Schlinge um eine der Tatzen und sandten ihm eine Kugel in den Kopf. Während die andern es nach dem Schiffe schleppten, folgte ich der Spur der Mutter eine Strecke weit, konnte die Bärin aber nicht finden. Ich mußte auch bald umkehren, um zu sehen, ob keine Aussicht sei, daß die »Fram« fort könne, fand aber, daß das Eis sich gerade zu der Zeit, zu der wir in der Regel auf eine Lockerung rechnen konnten, wieder ein wenig zusammengeschoben hatte.

Nachmittags machten Scott-Hansen und ich uns noch einmal hinter der Bärin her. Meiner Erwartung entsprechend, bemerkten wir, daß sie zurückgekehrt und dem Leichenbegängniß ihrer Tochter eine Strecke gefolgt war, dann aber hatte sie sich ostwärts davongemacht, und als es dunkel wurde, verloren wir in dem neu zusammengeschobenen Eise ihre Spur.

Bei dieser Bärenepisode hatten wir nur eines zu bedauern: das Verschwinden der zwei Hunde »Narrifas« und »Fox«. Wahrscheinlich waren sie beim ersten Erscheinen der drei Bären vor Schrecken davongelaufen; möglicherweise waren sie auch verletzt, obwol ich nichts bemerkt habe, was darauf schließen ließe.

Das Eis verhielt sich auch heute Abend ruhig, nur gegen 7 Uhr trat eine leichte Pressung ein.

Montag, 16. October. Das Eis ist ruhig und geschlossen. Die Beobachtungen vom 12. October versetzten uns auf 78° 5' nördlicher Breite. Stetig südwärts, das ist geradezu niederdrückend. Die beiden Ausreißer kehrten heute früh zurück.

Dienstag, 17. October. Anhaltende Bewegung im Eise. Es lockerte sich während der Nacht wieder ein wenig; in einiger Entfernung befand sich an Steuerbordseite eine große Oeffnung. Kurz nach Mitternacht trat starker Eisdruck ein, und zwischen 11 und 12 Uhr morgens kam eine fürchterliche Pressung; seitdem hat es sich wieder etwas gelockert.

Mittwoch, 18. October. Als der Meteorologe Johansen heute Morgen an Deck war und die Thermometer ablas, bemerkte er, daß die Hunde, die jetzt an Bord angebunden werden, etwas auf dem Eise laut anbellten. Er beugte sich über die Heckrehling beim Ruder und sah unter sich, ganz nahe an der Schiffsseite, den Rücken eines Bären. Sofort holte er ein Gewehr, und nach einigen Schüssen fiel das Thier. Später erkannten wir an den Spuren, daß der Bär alle Abfallhaufen rund um das Schiff untersucht hatte.

Etwas später am Vormittage unternahm ich einen Streifzug auf dem Eise. Scott-Hansen und Johansen waren südlich vom Schiffe mit magnetischen Beobachtungen beschäftigt. Es war prachtvolles Wetter mit Sonnenschein. Ich stand neben einem offenen Teiche etwas vor dem Schiffe und untersuchte die Formation und das Wachsthum des neuen Eises, als ich an Bord ein Gewehr abfeuern hörte.

Ich wandte mich um und erblickte eben noch einen Bären, der sich in der Richtung nach den

Eishügeln davon machte. Hendriksen hatte ihn von Deck aus gesehen, als er auf das Schiff zu marschirt kam. Als der Eisbär noch wenige Schritte von demselben entfernt war, hatte er Hansen und Johansen bemerkt und war direct auf diese losgegangen. Mittlerweile hatte Hendriksen sein Gewehr geholt, doch versagte dasselbe mehrere male, weil er die unglückliche Liebhaberei hat, das Schloß dermaßen mit Vaseline einzuschmieren, daß die Feder functionirt, als ob sie in grüne Seife gebettet wäre.

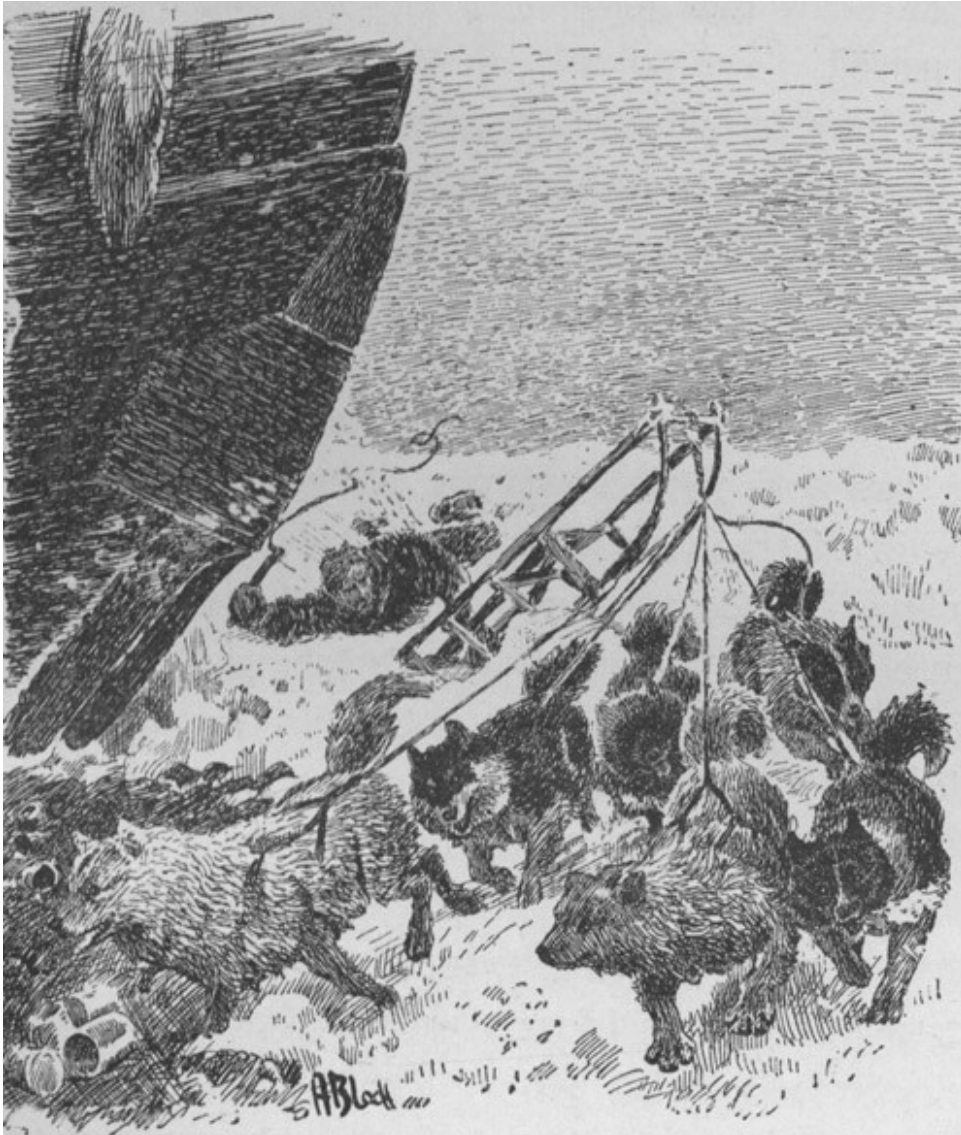
Endlich ging der Schuß los, und die Kugel drang dem Bären in schräger Richtung durch Rücken und Brust. Das Thier richtete sich auf den Hinterbeinen auf, focht mit den Vordertatzen in der Luft herum, warf sich dann vornüber und sprang davon, um nach dreißig Schritten niederzustürzen; die Kugel hatte das Herz gestreift.

Hansen sah den Bären erst, als der Schuß losging, stürzte dann hinzu und jagte ihm zwei Revolverkugeln in den Kopf. Es war ein großes Thier, der größte Bär, den wir bisjetzt bekommen hatten.

Gegen Mittag war ich in der Tonne. Trotz des klaren Wetters konnte ich nach keiner Richtung hin Land entdecken. Die weit nach Norden hin reichende Oeffnung war vollständig verschwunden, jedoch hatte sich im Laufe der Nacht eine neue große Rinne ganz nahe bei uns gebildet. Sie dehnt sich von Norden nach Süden aus und trägt jetzt eine Eisdecke.

Die Eispressung beschränkt sich hauptsächlich auf die Ränder dieser Oeffnung und kann zwischen den Mauern von zusammengeschobenem Eis nach beiden Richtungen hin bis zum Horizont verfolgt werden. Nach Osten ist das Eis vollständig ununterbrochen und flach. Wir haben gerade in der schlimmsten Eispressung gelegen. Donnerstag, 19. Oktober. Das Eis hat sich in letzter Nacht wieder ein wenig gelockert.

Am Morgen versuchte ich, mit sechs Hunden eine Schlittenfahrt zu machen. Nachdem es mir gelungen war, sie vor einen Samojedenschlitten zu spannen, setzte ich mich auf und rief ihnen Pr-r-r-r, Pr-r-r-r zu, worauf sie in ganz hübschem Tempo über das Eis jagten. Es dauerte aber nicht lange, da kamen wir an hohes Packeis und mußten wenden. Kaum war dies geschehen, als sie mit blitzartiger Geschwindigkeit nach dem Schiffe zurücksauten, von dem sie auch nicht wieder fortzubringen waren. Immer rund herum jagten sie, von einem Abfallhaufen zum andern.



Meine erste Schlittenfahrt auf eigene Faust.

Wenn ich von dem Fallreep an der Steuerbordseite abfuhr und sie durch Peitschenhiebe auf das Eis hinauszutreiben versuchte, flogen sie um das Heck herum nach dem Fallreep an der Backbordseite. Ich zerrte und fluchte und versuchte alles, was mir nur einfiel; umsonst.

Dann stieg ich ab und versuchte, den Schlitten zurückzuhalten, wurde aber einfach umgerissen und in meinen glatten Robbenfellhosen auf Rücken, Bauch oder Seite, wie es gerade kam, lustig über das Eis geschleift. Wenn es mir gelungen war, sie vor einigen Stücken Packeis oder einem Schmutzhaufen anzuhalten, rannten sie wieder nach dem Steuerbord-Fallreep herum, während ich hinterdrein baumelte und ihnen wütend zuschwor, ich würde ihnen jeden Knochen im Leibe zerschlagen, wenn ich sie kriegte.

So ging das Spiel weiter, bis sie desselben wahrscheinlich müde waren und dachten, sie könnten zur Veränderung auch einmal den von mir gewünschten Weg gehen. Sie sausten also wunderschön über die flache Scholle, bis ich einen Augenblick anhielt, um sie Athem schöpfen zu lassen. Allein bei der ersten Bewegung, die ich im Schlitten machte, stürzten sie wieder davon und jagten wild den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Krampfhaft hielt ich fest und zog und wüthete und brauchte die Peitsche, aber je mehr ich peitschte, desto schneller liefen sie ihren eigenen Weg. Endlich brachte ich sie dadurch zum Anhalten, daß ich meine Beine zwischen den Schlittenkufen in den Schnee steckte und auch einen starken Robbenhaken ins Eis hineintrieb.

Aber als ich einen Augenblick nicht Acht gab, zogen sie an, und ich lag mit meiner Kehrseite da, wo die Beine gewesen waren, während wir mit blitzartiger Schnelligkeit davon jagten, wobei jener schwerere Theil meines Körpers eine tiefe Spur im Schnee zurückließ. So ging das ein über das anderemal. Ich verlor das Brett, auf welchem ich hätte sitzen sollen, dann die Peitsche, meine Handschuhe, die Mütze, und diese Verluste trugen nicht dazu bei, meine Laune zu verbessern.

Ein- oder zweimal war ich vor die Hunde gerannt und hatte versucht, sie mit Gewalt zum Wenden zu bringen, indem ich mit der Peitsche auf sie einhieb. Sie sprangen nach beiden Seiten auseinander und sausten nur um so schneller davon. Dabei wickelten sich die Zügel um meine Knöchel, sodaß ich platt auf den Schlitten geworfen wurde, worauf sie wilder als je davonstürmten.

Das war die erste Erfahrung, die ich bei dem Fahren mit Hunden auf eigene Faust machte, und ich will nicht behaupten, daß ich stolz darauf war. Innerlich gratulirte ich mir; daß niemand meine Heldenthaten mit angesehen hatte.

Nachmittags untersuchte ich das geschmolzene Wasser des neugebildeten bräunlichrothen Eises, von welchem sich ziemlich viel in den Oeffnungen rund herum befand. Wie das Mikroskop erkennen ließ, wurde diese Farbe durch Unmassen kleiner Organismen, hauptsächlich Pflanzen – Diatomeen und Algen – hervorgebracht, von denen einige von ganz besonderer Form waren.

Sonnabend, 21. October. Heute bleibe ich im Schiff wegen Muskelaffectio oder Rheumatismus, den ich schon einige Tage in der rechten Seite des Körpers gehabt habe und gegen den der Doctor mich massirt, wobei er meine Schmerzen noch stark vermehrt.

Bin ich wirklich schon so alt und hinfällig geworden, oder ist der Schmerz nur Einbildung? Das Höchste, was ich thun kann, ist umherhumpeln; ich möchte aber gerade wissen, ob ich nicht aufstehen und mit den Besten der andern um die Wette laufen könnte; ich glaube fast, ich könnte es, wenn sich eine gute Gelegenheit dazu böte.

Ein netter arktischer Held von 32 Jahren, der hier in seiner Koje liegt! Habe viele male die Briefe aus der Heimat gelesen, mich in Gedanken nach Hause versetzt und geträumt von der Heimkehr – nach wievielen Jahren? Mit oder ohne Erfolg, was liegt daran!

Ich ließ eine Lothung vornehmen, die über 135 Meter ergab, sodaß wir uns also wieder in tieferem Wasser befinden. Die Lothleine zeigte, daß wir südwestwärts treiben.

Diese stetige Drift nach Süden begreife ich nicht. Es ist in der letzten Zeit nicht viel Wind gewesen, heute ist allerdings etwas Wind aus Norden, aber nicht stark. Was mag wol der Grund dieser Drift sein? Trotz all meiner Studien, all meiner Erwägungen und all meiner Berechnungen kann ich einen *südwärts* gehenden Strom nicht erklären – die Strömung müßte nördlich sein.

Wenn sie hier südwärts gerichtet ist, wie erklärt sich dann die große offene See, die wir nordwärts durchquert haben? Und die Bai, bis zu deren Ende wir im weitesten Norden dampften? Diese konnten nur durch die nordwärts gehende Strömung entstanden sein, die ich früher angenommen hatte.

Das Einzige, was mich ein wenig irre macht, ist jener westwärts laufende Strom, den wir auf der ganzen Fahrt längs der sibirischen Küste gegen uns hatten. Keinesfalls sind wir im Begriff,

südwärts getrieben zu werden, an den Neusibirischen Inseln vorbei, dann westwärts längs der Küste von Sibirien, und darauf nordwärts bei Kap Tscheljuskin vorbei, denselben Weg, den wir gekommen sind! Das wäre zuviel des Guten, gar nicht davon zu sprechen, daß es direct gegen jede Berechnung wäre.

Nun, was macht es? Irgendwohin müssen wir gelangen, hier können wir nicht ewig bleiben. Ende gut, alles gut, sagt man, allein ich möchte doch, daß wir, wohin wir auch gehen, etwas schneller weiter kämen. Auf unserer grönländischen Expedition wurden wir anfänglich auch südwärts getrieben, und doch endete diese gut.

Sonntag, 22. October. Hendriksen lothete heute Morgen und fand 129 Meter Wasser. »Wenn wir überhaupt treiben«, sagte er, »so ist es nach Osten, jedoch scheint fast gar keine Bewegung zu sein.« Heute ist kein Wind. Ich bleibe in meinem Bau.

Montag, 23. October. Noch immer in meiner Höhle. Heute ist das Wasser um 9 Meter weniger tief als gestern. Die Leine weist nach Südwest, was bedeutet, daß wir nordostwärts treiben. Hansen hat die Beobachtungen vom 19. October ab ausgerechnet und findet, daß wir 10 Minuten weiter nach Norden gelangt sein und uns auf 78° 15' nördlicher Breite befinden müssen.

Endlich also macht sich, nun sich der Wind gelegt hat, die nordwärts setzende Strömung bemerkbar. In unserer Nähe haben sich einige Kanäle geöffnet, einer längsseit des Schiffes, ein zweiter voraus, nahe bei der alte Rinne. Nur leichte Anzeichen von Eispressungen am Nachmittage.

Dienstag, 24. October. Zwischen 4 und 5 Uhr morgens trat eine starke Eispressung ein, welche die »Fram« etwas hob. Es sieht aus, als sollten die Eispressungen aufs neue beginnen; wir haben Springflut mit Vollmond.

Heute Morgen öffnete sich das Eis so weit, daß die »Fram« in dem Einschnitte flott wurde. Später schloß dieser sich wieder, und gegen 11 Uhr stellte sich starker Eisdruck ein. Dann kam eine Zeit der Ruhe, aber nachmittags begann die Pressung aufs neue und war von 4 Uhr bis 4 Uhr 30 Minuten heftig. Das Schiff wurde erschüttert und emporgehoben, machte sich aber nicht das Geringste daraus.

Peder gab seine Meinung dahin ab, daß der Eisdruck von Nordosten komme, weil er in dieser Richtung das Getöse herannahen gehört hatte. Johansen ließ das Seidennetz für mich etwa 20 Meter tief hinab; nur mit allergrößter Mühe konnte er es rechtzeitig wieder aufholen, doch brachte es einen guten Fang mit. Ich halte mich noch immer drinnen.

Mittwoch, 25. October. Gestern Abend hatten wir eine fürchterliche Eispressung auszustehen. Ich wachte davon auf und fühlte, wie die »Fram« emporgehoben, erschüttert und umhergeworfen wurde, hörte auch das laute Krachen des Eises, das an den Schiffsseiten zerschellte.

Nachdem ich eine Weile zugehört hatte, schlief ich wieder ein mit dem behaglichen Gefühl, daß es doch gut sei, sich an Bord der »Fram« zu befinden. Es wäre verteufelt ungemüthlich, wenn wir bei jeder Eispressung bereit sein müßten, aufzustehen oder gar mit unsern Bündeln auf dem Rücken wie die »Tegetthoff«-Leute das Schiff zu verlassen.

Es wird jetzt rasch dunkler. So oft wir die Sonne sehen, steht sie niedriger und immer niedriger. Bald wird sie ganz verschwunden sein, wenn sie es nicht schon ist. Der lange dunkle Winter steht vor der Thür, und wir werden uns freuen, wenn der Frühling kommt. Doch hätte das nichts zu bedeuten, wenn wir nur beginnen wollten, uns nordwärts zu bewegen. Jetzt herrschen südwestliche Winde.

Endlich ist auch die Windmühle, die schon seit mehreren Tagen fertig ist, probirt worden; sie arbeitet ausgezeichnet. Heute haben wir wunderschönes elektrisches Licht, obwol der Wind nicht besonders stark ist (5-8 Meter in der Secunde). Elektrische Lampen sind eine großartige Einrichtung!

Welch großen Einfluß das Licht doch auf die Stimmung des Menschen hat! Bei Tisch war heute die Aufhellung derselben bemerkbar; das Licht wirkt auf das Gemüth wie ein Schluck guter Wein.

Und wie festlich sieht der Salon aus! Wir hielten dies für eine gute Gelegenheit, auf die Gesundheit Oskar Dickson's zu trinken, der die Kosten der gesammten elektrischen Beleuchtungsanlage zu tragen übernommen hatte, und wir erklärten ihn für den besten aller guten Kameraden.

Wundervoller Mondschein heute Abend, so hell wie Tageslicht. Daneben Nordlicht, gelb und seltsam aussehend in dem weißen Lichte des Mondes; ein großer Ring um den Mond, und all dies über dem sich weithin ausdehnenden weißen, schimmernden Eise, das sich hier und dort in unserer Nähe infolge der Pressungen hoch aufgethürmt hat.

Und inmitten dieser schweigenden, silberglänzenden Eiswelt dreht die Windmühle ihre dunkeln Schwingen gegen den dunkelblauen Himmel und das Nordlicht. Ein ergreifender Contrast: die Civilisation, die plötzlich einen Einfall in diese gefrorene, geisterhafte Welt macht.

Morgen ist der Geburtstag der »Fram«. Wieviele Erinnerungen ruft der Tag des Stapellaufes vor einem Jahre wach!

Donnerstag, 26. October. Als wir heute Morgen lotheten, fanden wir 300 Meter Wasser. Wir bewegen uns rasch nach Norden – »rechtweisend Norden«, sagt Peder, – und es sieht aus, als ginge die Sache jetzt besser.

Große Feier des Tages, mit Scheibenschießen beginnend. Dann hatten wir ein aus vier Gängen bestehendes köstliches Mittagmahl, das unsern Verdauungsapparat auf eine schwere Probe setzte. Unter großem und stürmischem Applaus wurde auf die Gesundheit der »Fram« getrunken.

Die Worte des Redners fanden in allen Herzen ein Echo, als er sagte, die »Fram« sei ein so ausgezeichnetes Schiff für unsern Zweck, wie man sich kein besseres denken könne (lauter Beifall). Wir wünschten daher ihr und uns mit ihr ein langes Leben (hört, hört!).

Nach dem Abendessen gab es Erdbeer- und Citronenpunsch, und es wurden unter großer Feierlichkeit und vielen Scherzen die Preise vertheilt, die, mit passenden, zum größten Theile vom Arzte des Schiffes herrührenden Mottos versehen, der Reihe nach in Empfang genommen wurden. Jeder erhielt einen Preis.

Der erste Preisträger wurde mit dem hölzernen Kreuze des Ordens der »Fram« belohnt, das an einem weißen Leinenbände um den Hals zu tragen war, während der letzte einen Spiegel bekam, worin er seine gefallene Größe betrachten konnte. An diesem Abend war das Rauchen im Salon gestattet, und bei Pfeife, Grog und munterm Whist fand der schöne, genußreiche Festtag seinen Abschluß.

Nun ich hier allein sitze, wenden sich meine Gedanken unwillkürlich auf das Jahr zurück, das vergangen ist, seitdem wir oben auf der Plattform gestanden und sie den Champagner gegen den Bug schleuderte mit den Worten: »Fram sei dein Name!« und der feste, schwere Rumpf langsam abwärts zu gleiten begann. Ich hielt sie fest bei der Hand, Thränen traten in die Augen, es kam einem etwas in die Kehle und man konnte kein Wort äußern. Der kräftige Rumpf tauchte in das

glitzernde Wasser, ein leichter sonniger Nebel lag über dem ganzen Bilde. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als wir dort beisammenstanden und die Scene beobachteten.

Getrennt durch Meer und Land und Eis! Noch liegen Jahre zwischen uns – es ist alles nur die Fortsetzung von dem, was an jenem Tage sich zugetragen hat. Aber wie lange soll es dauern? Ich habe das schwermüthige Gefühl, daß ich die Heimat sobald nicht wieder sehen werde. Wenn ich darüber nachzudenken beginne, weiß ich, daß die Trennung lange dauern kann; und doch will ich es nicht glauben.

Heute nahmen wir auch feierlich Abschied von der Sonne. Um Mittag zeigte sich ihre halbe Scheibe zum letzten male über dem Rande des Eises im Süden, ein abgeplatteter Körper mit mattem rothem Schein, aber ohne Wärme. *Jetzt treten wir in die Winternacht ein.*

Was wird diese uns bringen? Wo werden wir sein, wenn die Sonne wiederkehrt? – Niemand weiß es zu sagen.

Um uns über den Verlust der Sonne zu trösten, haben wir das wundervollste Mondlicht; der Mond wandelt Nacht und Tag am Himmel herum.

Seltsamerweise ist gerade jetzt wenig Eisdruck, nur gelegentlich eine leichte Pressung. Doch öffnet sich das Eis oft beträchtlich; nach mehreren Richtungen hin sind große Wasserflächen; im Süden waren heute einige von beträchtlicher Größe.



Cand. med. Blessing Premierlieutenant der Marine Scott-Hansen Kapitän Sverdrup.
Eine Kartenpartie im Salon

Freitag, 27. October. Die Lothungen ergaben heute Morgen 95 Meter Wasser. Den gestern Nachmittag angestellten Beobachtungen zufolge befinden wir uns 3 Minuten weiter nördlich und ein wenig westlicher als am 19. October.

Die Art und Weise, wie wir hier umhertaumeln, ist gräßlich. Wir müssen in ein Loch gerathen sein, in dem das Eis rundherum mahlt, und können nicht weiterkommen. Die Zeit verfliegt nutzlos, und der Himmel weiß, wie lange das so noch weiter gehen soll. Wenn nur ein tüchtiger

Südwind käme und uns nach Norden führte; er risse uns aus der Verlegenheit!

Meine Leute haben heute das Ruder wieder aufgenommen. Während sie nachmittags bei der Arbeit waren, wurde es plötzlich so hell wie der Tag. Eine merkwürdige Feuerkugel kreuzte den Himmel im Westen und leuchtete, wie sie sagten, mit bläulich-weißem Licht.

Johansen rannte in den Salon hinunter, um Scott-Hansen und mir Mittheilung davon zu machen. Er sagte, man könne die hellen Streifen, die die Kugel in ihrer Bahn zurückgelassen habe, noch sehen. Als wir an Deck kamen, nahmen wir einen Lichtbogen im Sternbilde des »Dreiecks« in der Nähe des »Deheb« wahr. Das Meteor war in der Gegend des » á Cygni« im Sternbilde des »Schwans« verschwunden, doch schwebte sein Schein noch lange wie glühender Staub in der Luft.

Niemand hatte die eigentliche Feuerkugel gesehen, da alle ihr den Rücken zugekehrt hatten, und daher konnte auch keiner sagen, ob sie explodirt war. Es ist dies das zweite große Meteor von außergewöhnlichem Glanze, das uns in diesen Regionen erschienen ist.

Das Eis hat eine merkwürdige Neigung, sich zu lockern, ohne daß Pressungen stattgefunden haben, und dann und wann finden wir, daß das Schiff auf offenem Wasser flott ist. Das ist auch heute der Fall.

Sonnabend, 28. October. Nichts von Bedeutung passirt. Mondschein bei Nacht und bei Tage; südwärts noch ein Schimmer von der Sonne.

Sonntag, 29. October. Peder schoß heute Morgen ganz nahe beim Schiffe einen weißen Fuchs. Schon seit einiger Zeit haben wir neuerdings am Morgen Fuchsfährten bemerkt, und an einem Sonntag sah Mogstad auch den Fuchs selbst, der ohne Zweifel regelmäßig gekommen ist, um von den Resten der ausgeweideten Bären zu fressen. Kurz nachdem der erste Fuchs geschossen war, sahen wir noch einen zweiten, der herankam und seinen todtten Gefährten gewittert hatte, sich aber bald wieder davon machte und verschwand.

Merkwürdig, daß auf diesem Treibeis so weit vom Lande so viele Füchse sind. Es ist dies aber nicht überraschender, als daß ich Fuchsfährten draußen auf dem Eise zwischen Jan Mayen und Spitzbergen getroffen habe.

Montag, 30. October. Heute ist die Temperatur bis auf -27° C gesunken.

Als ich das Schleppnetz aufholte, das ich gestern versenkt hatte, brachte es zwei Eimer Schlick vom Grunde mit herauf. Ich habe mich den ganzen Tag damit beschäftigt, ihn im Salon in einem großen Bade auszuspülen, um die darin enthaltenen vielen Thiere zu bekommen. Es waren hauptsächlich Seesterne, Medusen (Astrophyton) Seegurken, Korkpolypen (Alcyonaria), Würmer, Schwämme, Schalthiere und Crustaceen; sie wurden selbstverständlich alle sorgfältig in Spiritus aufbewahrt.

Dienstag, 31. October. Heute 90 Meter Wassertiefe; die Strömung treibt uns stark nach Südwesten.

Wir haben jetzt schönen Wind für die Mühle, und die elektrischen Lampen brennen den ganzen Tag. Die Bogenlampe unter dem Kajütsüberlicht läßt uns das Fehlen der Sonne vollständig vergessen. O, das Licht ist etwas Herrliches, und das Leben ist trotz aller Entbehrungen schön!

Heute ist Sverdrup's Geburtstag. Am Morgen übten wir uns im Revolverschießen. Natürlich hatten wir ein großartiges Diner von fünf Gängen: Hühnersuppe, gekochte Makrelen, Renthierrippen mit gebackenem Blumenkohl und Kartoffeln, Maccaroni-Pudding und in Milch

gedämpfte Birnen, dazu Ringnes-Bier zum Hinunterspülen.



Otto Sverdrup, Kapitän der »Fram«.

Donnerstag, 2. November. Die Temperatur hält sich auf etwa -30°C ; man findet es aber nicht sehr kalt, weil die Luft so windstill ist. Wir können das Nordlicht auch bei Tage sehen. Heute Nachmittag 3 Uhr beobachtete ich eine ganz merkwürdige Entfaltung desselben.

Ueber dem südwestlichen Horizonte lag der Schimmer der Sonne. Leichte Wolken waren vorn zusammengeweht, wie eine Staubwolke, die sich über einer entfernten Reiterschar erhebt. Dann schienen dunkle Gazestreifen von der Staubwolke sich zum Himmel emporzuheben, als ob sie von der Sonne kämen, oder vielmehr als ob die Sonne sie vom ganzen Himmel in sich aufsöge. Nur im Südwesten waren diese Streifen dunkel; etwas höher hinauf, weiter von dem Sonnenschimmer entfernt, wurden sie weiß und glänzend wie feine glitzernde Silbergaze. Sie breiteten sich über das Himmelsgewölbe über uns und weithin gegen Norden aus.

Sicherlich hatten sie Aehnlichkeit mit Nordlicht; aber konnten es nicht vielleicht auch leichte Dünste sein, die hoch in der Luft schwebten und das Sonnenlicht auffingen? Ich habe lange

gestanden und sie beobachtet. Sie hielten sich ganz merkwürdig ruhig, aber es waren thatsächlich Nordlichter, die sich im Südwesten allmählich in dunkle Wolkenstreifen verwandelten und in der Staubwolke über der Sonne endigten.

Scott-Hansen sah sie später auch, als es dunkel war. Ueber ihre Natur konnte kein Zweifel herrschen. Er hatte den Eindruck, als ob das Nordlicht sich von der Sonne über das ganze Gewölbe ausbreitete, wie die Streifen auf der innern Haut einer Apfelsine.

Sonnabend, 4. November. Für heute war großes Wettlaufen auf dem Eise angekündigt. Die Bahn wurde ausgemessen, abgesteckt und mit Flaggen geschmückt, und der Koch hatte die Preise, Kuchen, vorbereitet, mit Nummern versehen und der Größe nach in gehöriger Weise geordnet.

Es herrschte große Aufregung; jedoch zeigte sich, daß die ganze Mannschaft in Folge Uebertrainirens in den letzten Tagen so steif in den Beinen war, daß sich keiner zu bewegen vermochte. Trotzdem bekamen wir unsere Preise. Einem wurden die Augen verbunden, und er entschied, wer den Kuchen haben sollte, auf den gezeigt wurde.

Dieses gerechte Verfahren fand allgemeine Anerkennung, da wir sämmtlich der Meinung waren, daß es weit angenehmer sei, die Preise auf solche Weise zu erhalten, als wenn wir einen Kilometer weit darum hätten laufen müssen.

Sonntag, 5. November. Wiederum Sonntag! Wie die Tage sich doch hinschleppen! Ich arbeite, lese, grübele und träume, klimpere ein wenig auf dem Harmonium und mache in der Dunkelheit einen Spaziergang auf dem Eise.

Im Südwesten liegt tief am Horizont der Abglanz der Sonne, ein dunkles, grelles Roth, wie Blut, von allen schlummernden Wünschen des Lebens durchglüht, tief unten und weit entfernt, wie das Traumland der Jugend. Höher am Himmel geht die Färbung in Orange, darauf in Grün und Blaßblau über, und dann kommt der tiefblaue sternbesäete, endlose Raum, in dem nie die Dämmerung anbrechen wird.

Im Norden sind schwankende Bogen eines schwachen Nordlichts, jetzt erzitternd wie erwachendes Verlangen, um im nächsten Augenblicke, wie von einem Zauberschlage berührt, gleich Lichtströmen durch das Dunkelblau des Himmels zu stürmen – nie in Ruhe, rastlos gleich dem Menschengeste.

Ich kann sitzen und schauen und schauen, die Augen entzückt von der traumhaften Glut dort unten im Westen, wo die dünne, blasse Silbersichel des Mondes ihre Spitze in das Blut taucht, und meine Seele wird über den Schimmer hinausgetragen, bis zur Sonne, die jetzt so weit entfernt, – bis zur Heimkehr!

Ist unser Werk gethan, dann fahren wir den Fjord hinauf, so rasch als Segel und Dampf uns nur treiben können. Auf beiden Seiten von uns liegt im Sonnenschein lächelnd die Heimat, und dann ... dann lösen sich die Leiden von tausend Tagen und Stunden in der unaussprechlichen Freude eines Augenblicks! ...

Donnerwetter, war das ein häßlicher Stoß! Ich springe auf und gehe weiter. Wovon träume ich denn! So weit noch vom Ziele; Hunderte und Aberhunderte von Meilen liegen dazwischen, Eis, Land und wieder Eis. Und wir treiben hier im Kreise herum, wie verzaubert, nichts erreichend, nur wartend, immer wartend, und auf was?

Mir träumt', ich läg' im frischen Gras
Am blumigen Wiesenrain;
Erwacht, war in der Einöd' ich.

Verschwunden der Sonnenschein.

Noch einen Blick auf den Heimatstern, denselben, der an jenem Abend über Kap Tscheljuskin stand, dann schleiche ich an Bord, wo die Windmühle sich im kalten Winde dreht und das elektrische Licht durch das Oberlicht der Kajüte in die eisige Einöde der arktischen Nacht hinausstrahlt.

Mittwoch, 8. November. Der Sturm, den wir während der letzten beiden Tage hatten, ist vollständig abgeflaut, und wir haben nicht einmal mehr Wind genug für die Mühle.

In der letzten Nacht versuchten wir, die Hunde auf dem Eise schlafen zu lassen, anstatt sie abends an Bord zu bringen, wie wir in der letzten Zeit gethan hatten. Die Folge davon war, daß wieder ein Hund in der Nacht in Stücke gerissen worden ist. Diesmal ging »Ulabrand«, der alte, braune, zahnlose Bursche, darauf; »Hiob« und »Moses« hatten schon früher dasselbe Schicksal gehabt.

Die Beobachtungen von gestern Abend versetzten uns auf 77° 43' nördlicher Breite und 138° 8' östlicher Länge. Das ist weiter südlich, als wir bisjetzt gewesen sind. Dagegen kann man nichts thun, aber es ist eine traurige Geschichte. Denn daß wir weiter östlich stehen als je zuvor, ist nur ein armseliger Trost.

Jetzt ist wieder Neumond, und wir können daher Eispressungen erwarten. Thatsächlich ist das Eis schon in Bewegung; es begann am Sonnabend sich zu spalten und ist von Tag zu Tag mehr zerbrochen. Die Oeffnungen waren ziemlich groß, und die Bewegung wird immer merkbarer. Gestern trat leichte Eispressung ein, und heute Morgen gegen 5 Uhr bemerkten wir wieder eine. Heute hat sich das Eis neben dem Schiffe geöffnet, sodaß wir beinahe flott sind.

Nun sitze ich hier auf der treibenden Eisscholle und erblicke nur die Sterne über mir. In weiter Ferne sehe ich, wie die Fäden des Lebens sich zu dem verworrenen Gewebe verschlingen, welches sich von dem süßen Morgendämmern ununterbrochen bis zur Todtenstille des ewigen Eises ausdehnt. Ein Gedanke folgt dem andern – du zerpfückst das Ganze, und es ist so klein –, aber hoch über alles ragt der eine Gedanke: *Weshalb hast du diese Reise unternommen?* ...

Konnte ich anders? Kann der Strom seinen Lauf hemmen und bergauf fließen?

Aus meinem Plane ist nichts geworden. Jener aus Theorien erbaute Palast, den ich in Stolz und Selbstvertrauen allen thörichten Einwendungen zum Trotz ausgerichtet habe, ist beim ersten Windhauche wie ein Kartenhaus zusammengestürzt. Baue die geistreichsten Theorien auf, und du kannst sicher sein, daß die Thatsachen sie allesammt zu Schanden machen werden!

War ich denn so ganz sicher? Ja, zu Zeiten; doch es war Selbsttäuschung, Verblendung. Hinter allen Vernunftgründen lauerte ein geheimer Zweifel. Mir schien, als ob ich immer mehr dazu käme zu zweifeln, je länger ich meine Theorie vertheidigte. Aber nein, über das Beweismittel des sibirischen Treibholzes läßt sich nicht hinwegkommen.

Aber wenn wir uns dennoch auf falscher Fährte befinden, was dann? Nur enttäuschte menschliche Hoffnungen, weiter nichts. Und selbst wenn wir umkommen, was liegt daran in den unendlichen Kreisen der Ewigkeit?

Donnerstag, 9. November. Heute maß ich Temperaturen und sammelte Wasserproben in Tiefen von je 10 Meter von der Oberfläche bis zum Grunde. Die gesammte Wassertiefe betrug 107 Meter. Eine außergewöhnlich gleichmäßige Temperatur von -1,5° C, durch alle Schichten. In derselben geographischen Breite habe ich dies schon früher beobachtet. Also ist es nur Polarwasser hier?

Es herrscht wenig Eisdruck; heute Morgen war etwas Neigung dazu, ebenso heute Abend um 8 Uhr; auch später, während wir Karten spielten, gab es einige Pressungen.

Freitag, 10. November. Heute Morgen nahm ich Untersuchungen der gestrigen Wasserproben mit Thornöe's elektrischem Apparate vor; sie waren hoffnungslos. Es muß dabei absolute Stille an Bord herrschen; die Leute sind sämtlich aufs dringendste gewarnt, sie schleichen auf den Fußspitzen umher und sprechen miteinander nur im leisesten Flüsterton. Aber im nächsten Augenblicke beginnt jemand an Deck zu hämmern oder im Maschinenraum zu feilen, worauf sofort die Commandostimme des Chefs ertönt und Stille gebietet. Diese Untersuchungen werden mittels eines Telefons angestellt, durch welches man ein sehr schwaches Geräusch hört, das langsam abstirbt; der Augenblick, in welchem es aufhört, muß genau festgestellt werden.

Ich finde hier auf dem ganzen Wege bis zum Grunde merkwürdig wenig Salz im Wasser; es muß mit dem Süßwasser der sibirischen Flüsse vermischt sein.

Heute Morgen war etwas Eisdruck, der fast bis gegen Mittag anhielt; aus mehreren Richtungen hörten wir das Getöse. Nachmittags hatte das Eis sich vollständig gelockert, und es befand sich eine große Oeffnung an der Backbordseite des Schiffes. Um 7½ Uhr begann eine ziemlich starke Eispressung, bei welcher das Eis gegen die Schiffsseite krachte, aber an derselben zermalmt wurde. Gegen Mitternacht hörten wir im Süden das Getöse des Packeises.

Sonnabend, 11. November. Im Laufe des Tages hatten wir etwas Eisdruck.



Aquarellskizze von Fridtjof Nansen.

In der Polarnacht.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

(24. Nov. 1893).

Mondring mit Nebenmonden und Andeutung horizontaler Achsen. Oben wird der Ring vom umgekehrten Lichtbogen berührt. Wo der Ring und die vom Monde ausgehende vertikale Achse den Horizont treffen, entstehen Lichtfelder.

Das neugebildete Eis ist ungefähr 40 Centimeter dick, oben hart, unten aber locker und porös.

Dieses Eis hat sich in der Nacht vom 27. auf den 28. October zu bilden begonnen, ist also in 15 Tagen 40 Centimeter dick gefroren. Nach meinen Beobachtungen ist es in der ersten Nacht 8 Centimeter und in den drei ersten Nächten zusammen 15 Centimeter dick geworden, sodaß es zu den letzten 25 Centimeter zwölf Tage gebraucht hat.

Selbst diese kleine Beobachtung dient zum Beweise dafür, daß das Wachsthum des Eises sehr leicht vor sich geht, solange die Kruste nur dünn ist, aber mit der zunehmenden Stärke der letztern immer geringer wird, bis es, wie wir später beobachtet haben, bei einer gewissen Dicke ganz aufhört.

Seltsam, daß der Eisdruck heute fast den ganzen Tag angehalten hat. Von der frühern Regelmäßigkeit der Lockerungen keine Spur.

Sonntag, 19. November. Unser Leben verlief seit dem 11. November in der gewöhnlichen monotonen Weise. Der Wind wehte während der ganzen Woche stetig aus Süden, heute ist aber leichte Brise aus Nordnordwest.

Wir hatten mehrere male Eispressungen und hörten das Geräusch derselben im Südosten. Abgesehen davon war das Eis, das sich dicht um das Schiff herum geschlossen hat, ungewöhnlich ruhig. Seit dem letzten starken Eisdruck hat sich wahrscheinlich 3 bis 6 Meter dickes Eis unter uns zusammengeschoben.⁴⁸

Scott-Hansen hat heute eine Beobachtung ausgerechnet, die er vorgestern angestellt hatte, und überraschte uns mit der willkommenen Nachricht, daß wir seit dem 8. November 44 Minuten nach Norden in etwas östlicher Richtung zurückgelegt hätten.

Wir befinden uns jetzt auf $78^{\circ} 27'$ nördlicher Breite und $139^{\circ} 23'$ östlicher Länge; das ist östlicher als wir bisjetzt gewesen sind. Um alles in der Welt laßt uns nur so fortfahren, wie wir jetzt gehen!

Die »Fram« ist ein warmer, gemüthlicher Aufenthaltsort. Ob das Thermometer 5° oder 30° unter dem Nullpunkt steht, wir haben kein Feuer im Ofen. Die Ventilation ist ausgezeichnet, besonders seitdem wir das Luftsegel aufgezogen haben, das geradezu die Winterkälte durch den Ventilator hinabtreibt. Trotzdem sitzen wir hier warm und behaglich und haben nur eine Lampe brennen.

Ich gehe daher mit dem Gedanken um, den Ofen ganz fortnehmen zu lassen; er ist nur im Wege. Meine Berechnungen haben sich wenigstens so weit, als es sich um den Schutz gegen die Winterkälte handelt, als richtig herausgestellt.

Wir leiden auch nicht viel von der Feuchtigkeit. An einer oder zwei Stellen, namentlich hinten in der Kabine für vier Personen, sammelt sie sich zwar und tropft herab, doch ist das nichts im Vergleich zu dem, wie es gewöhnlich auf anderen Schiffen ist; würden wir den Ofen heizen, so würde sie ganz verschwinden. Sobald ich in meiner Kabine nur ganz kurze Zeit eine Lampe brennen gehabt habe, ist jede Spur von Feuchtigkeit fort.⁴⁹

Meine Gefährten leisten im Ertragen der Kälte Außerordentliches. Bei einem Thermometerstande von 30° unter Null geht Bentsen, nur mit Hemd und Hose bekleidet, an Deck, um das Thermometer abzulesen.

Montag, 27. November. Der Wind ist vorherrschend südlich gewesen, zuweilen ein wenig östlich. Die Temperatur hält sich noch zwischen 25° und 30° C unter Null; im Schiffsraum ist sie bis auf 24° gefallen.

Mehrfach war es mir aufgefallen, daß die Streifen des Nordlichts die Richtung des Windes verfolgten, gerade von dessen Ausgangspunkte am Horizonte her. Am Donnerstag Morgen, als

wir nur sehr leichten Nordostwind hatten, wagte ich aus der Richtung der Streifen sogar vorherzusagen, daß er nach Südost herumgehen würde, was thatsächlich auch geschah.

Im ganzen haben wir in letzter Zeit viel weniger vom Nordlicht gesehen als zu Beginn unserer Drift. Jedoch war täglich etwas Nordlicht, wenn auch nur schwaches; heute Nacht ist es wieder sehr stark.

Während der letzten Tage hatte der Mond manchmal Ringe mit Nebenmonden und Achsen und anderen ziemlich merkwürdigen Erscheinungen. Wenn der Mond so niedrig steht, daß der Ring den Horizont berührt, bildet sich ein helles Lichtfeld, wo der letztere den Ring schneidet; ähnliche Lichtflächen bilden sich auch dort, wo die lothrechte Achse des Mondes den Horizont trifft. Oft sieht man auch schwache Regenbogen in diesen glänzenden Lichtfeldern.

Dem Horizont am nächsten war gewöhnlich Gelb die stärkste Färbung, die dann in Roth und später in Blau überging. Aehnliche Farben konnte man auch an den Nebenmonden unterscheiden. Manchmal sah man zwei große concentrische Ringe; dann konnte man vier Nebenmonde beobachten. Ferner habe ich ein Stück von einem neuen Ringe über dem gewöhnlichen gesehen, der jenen in der Horizontaltangente direct über dem Monde berührte. Wie allgemein bekannt ist, werden diese verschiedenen Ringgebilde um die Sonne, sowie auch um den Mond durch die Strahlenbrechung des Lichtes in den in der Luft schwebenden winzigen Eiskrystallen hervorgebracht.

Am 23. November erwarteten wir bei Vollmond und Springflut Eispressungen, allein das Eis blieb an diesem, sowie an mehreren folgenden Tagen ruhig. Am Nachmittage des Sonnabend, 25. November, hörten wir jedoch das ferne Getöse desselben von Süden her, und seitdem haben wir es jeden Tag aus derselben Richtung wieder vernommen.

Heute Morgen (27. November) war es sehr laut und kam allmählich näher. Um 9 Uhr war es ganz nahe bei uns, und heute Abend hörten wir es wieder in der Nähe. Es sieht jedoch aus, als ob wir jetzt aus der Rinne heraus wären, auf die sich die Eispressungen hauptsächlich beschränken. Vorher waren wir mitten darin. Rundherum ist das Eis ruhig.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die letzte schwere Pressung das Eis rings um uns sehr stark zusammengeschoben, und die Kälte hat es dann zu einer dicken, starren Masse zusammengefroren, welche großen Widerstand leistet, während das schwächere Eis an anderen Stellen dem Drucke nachgibt.

Die Meerestiefe nimmt stetig zu, während wir nach Norden treiben.

Heute Abend hat Hansen die Beobachtung von vorgestern ausgerechnet und gefunden, daß wir auf $79^{\circ} 11'$ nördlicher Breite stehen. Das ist schön, so müßte es weitergehen! Es ist der nördlichste Punkt, den wir bisjetzt erreicht haben, und heute sind wir vermuthlich noch nördlicher. Während der letzten Tage haben wir gute Fortschritte gemacht, und die zunehmende Tiefe scheint eine glückliche Veränderung in der Richtung unserer Drift anzudeuten.

Haben wir am Ende vielleicht doch den richtigen Weg gefunden? Wir treiben täglich etwa 5 Bogenminuten. Das Befriedigendste dabei ist, daß wir in neuerer Zeit, und besonders in den beiden letzten Tagen, nicht viel Wind gehabt haben; gestern hatte er nur eine Geschwindigkeit von 1 Meter in der Secunde, heute ist es ganz windstill, und doch hat die Tiefe in diesen Tagen um 40 Meter zugenommen. Mir scheint, daß hier trotz allem nördliche Strömung ist. Ohne Zweifel erwarten uns noch manche Enttäuschungen, aber weshalb sollen wir uns nicht auch freuen, solange das Glück uns lächelt?

Dienstag, 28. November. Die Enttäuschung hat nicht lange auf sich warten lassen.

Entweder ist in der Beobachtung oder in Hansen's Rechnung ein Fehler, denn eine Jupiter-Höhe, die wir gestern Abend nahmen, zeigt uns, daß wir auf $78^{\circ} 36'$ nördlicher Breite stehen. Die heutige Lothung ergab 142 Meter Wasser oder ungefähr dasselbe Resultat wie gestern, und die Lothleine zeigte südwestliche Drift.

Wie ängstlich man auch streben mag, die Dinge mit philosophischem Gleichmuth aufzufassen, man kann doch nicht umhin, sich etwas gedrückt zu fühlen.

Ich versuche, Trost in einem Buche zu finden, und lasse mich ganz von den Lehren der Inder fesseln, von ihrem glücklichen Glauben an transscendentale Mächte, an die übernatürlichen Fähigkeiten der Seele und an ein zukünftiges Leben. O, wenn man jetzt nur ein wenig von einer übernatürlichen Macht zu fassen bekommen und die Winde zwingen könnte, immer aus Süden zu wehen!

Abends begab ich mich in ziemlich düsterer Gemüthsstimmung auf Deck, wurde aber in dem Augenblicke, als ich heraustrat, wie festgebannt.

Da ist das Uebernatürliche für dich – das Nordlicht, das in unvergleichlicher Stärke und Schönheit in allen Farben des Regenbogens über den Himmel blitzt! Selten oder nie habe ich so glänzende Farben gesehen. Die vorherrschende war zuerst Gelb, das jedoch allmählich in Grün hinüberflackerte, worauf sich am untern Ende der Strahlen auf der Unterseite des Bogens ein strahlendes Rubinroth zu zeigen begann, das sich bald über den ganzen Bogen ausbreitete.

Und nun ringelte sich eine feurige Schlange vom fernen westlichen Horizonte her am Himmel empor, immer heller und heller werdend. Sie spaltete sich in drei Theile, die alle strahlend erglänzten. Dann wechselten die Farben. Die Schlange im Süden wurde beinahe rubinroth mit gelben Flecken, diejenige in der Mitte gelb, und diejenige im Norden grünlich-weiß. Zur Seite der Schlangen zuckten Strahlenbündel dahin, als ob sie durch den Aether gleich Wellen vom Sturmwind getrieben würden; sie schwankten hin und her, bald stark, bald wieder schwächer. Bis zum Zenith und über ihn hinaus bewegten sich die Schlangen.

Obwol ich nur dünn bekleidet war und vor Kälte zitterte, konnte ich mich doch nicht losreißen, bis das Schauspiel vorüber war und sich nur noch eine schwach erglühende feurige Schlange in der Nähe des westlichen Horizontes zeigte, wo es begonnen hatte. Als ich später wieder an Deck kam, hatten die Lichtmassen sich nordwärts fortbewegt und sich in unvollständigen Bogen über den nördlichen Himmel ausgebreitet. Wenn jemand aus den Naturerscheinungen geheimnißvolle Bedeutungen herauslesen will, hier bietet sich ihm sicherlich Gelegenheit dazu.

Die Beobachtung am heutigen Nachmittage zeigte uns, daß wir auf $78^{\circ} 38' 42''$ nördlicher Breite sind. Das ist ein nichts weniger als rascher Fortgang.

Mittwoch, 29. November. Noch ein Hund ist heute zu Tode gebissen worden: »Fox«, ein hübsches, kräftiges Thier. Er wurde heute Abend hinter dem Heck des Schiffes todt und steif auf dem Eise gefunden, als wir die Hunde hereinholen wollten; »Suggen« that in gewöhnlicher Weise seine Pflicht, indem er den Körper bewachte. Es sind Schufte, diese Hunde. Ich habe aber jetzt Befehl gegeben, daß sie stets von jemand bewacht werden sollen, wenn sie draußen auf dem Eise sind.

Donnerstag, 30. November. Das Loth zeigte heute eine Tiefe von 170 Meter, und es schien nach der Leine, als ob wir nach Nordwest trieben. Es ist fast sicher, daß wir jetzt weiter nördlich getrieben sind. Unsere Hoffnungen steigen, und das Leben sieht sich wieder heller an.

Meine Stimmung gleicht einem Pendel, wenn man sich ein solches Instrument vorstellen kann, das allerhand unregelmäßige Schwingungen hin und her ausführt. Es ist doch nicht gut, wenn man versucht, die Dinge philosophisch aufzufassen, denn ich kann nicht leugnen, daß die Frage, ob wir mit Erfolg oder ohne Erfolg zurückkehren werden, mich tief berührt.

Es ist sehr leicht, mich mit den allerunbestreitbarsten Gründen davon zu überzeugen, daß es darauf ankommt, die Expedition, ob erfolgreich oder nicht, durchzuführen und wohlbehalten wieder nach Hause zu kommen. Ich konnte nichts anderes thun, als sie unternehmen, denn mein Plan war derart, daß ich fühlte, er müsse gelingen, und deshalb war es meine Pflicht, den Versuch zu machen. Aber, wenn er nicht gelingt, ist dann das auch *meine* Sache? –

Ich habe meine Pflicht erfüllt, ich habe alles gethan, was sich thun ließ, und kann mit gutem Gewissen zu dem friedlichen Glücke, das ich daheim verlassen habe, zurückkehren. Was kann es ausmachen, wenn der Zufall, oder welchen Namen man ihm sonst geben will, den Plan gelingen läßt und unsere Namen unsterblich macht oder nicht? Der Werth des Planes bleibt derselbe, mag der Zufall uns lächeln oder uns zurücktreiben. Und was die Unsterblichkeit anlangt, so ist Glück alles, was wir ersehnen, und dieses ist hier nicht zu finden.

Alles dies kann ich mir tausendmal wiederholen; ich kann mich dahin bringen, aufrichtig zu glauben, daß mir alles gleichgültig ist. Nichtsdestoweniger aber wechselt die Stimmung bei mir wie die Wolken am Himmel, je nachdem der Wind aus dieser oder jener Richtung weht, die Lothungen zunehmende Tiefe zeigen oder nicht und die Beobachtungen eine nördliche oder südliche Drift ergeben. Wenn ich an die vielen Leute denke, die an uns glauben, an Norwegen, an alle die Freunde, die uns ihre Zeit, ihr Vertrauen und ihr Geld schenkten, dann regt sich der Wunsch in mir, daß sie nicht enttäuscht werden möchten, und ich werde traurig, wenn unser Fortgang nicht derartig ist, wie wir erwartet hatten. Und *sie*, die mir am meisten hingab, verdient sie nicht, daß ihr Opfer nicht vergebens gebracht worden ist? Nein, *wir müssen und wollen Erfolg haben!*

Sonntag, 3. December. Wieder ist es Sonntag mit seiner Friedensstimmung und mit der Erlaubniß, sich im Traume eines glücklichen Tages zu freuen und die Stunden ohne Gewissensbisse müßig hinzubringen.

Heute erreichten wir mit mehr als 250 Meter Leine keinen Grund. Die Drift war nordöstlich. Nach der gestrigen Beobachtung befinden wir uns auf 78° 44' nördlicher Breite, d.h. 5 Minuten nördlicher als am Dienstag. Es geht schrecklich langsam, aber es geht wenigstens vorwärts, und vorwärts müssen wir, darüber kann gar keine Frage sein.

Dienstag, 5. December. Heute ist der kälteste Tag, den wir bis jetzt gehabt haben, mit einem Thermometerstande von -35,7° C und schneidendem Winde aus Ostsüdost. Die Beobachtung am Nachmittage ergibt 78° 50' nördliche Breite, das ist 6 Minuten nördlicher als am Sonnabend oder täglich zwei Minuten. Nachmittags hatten wir großartiges Nordlicht, glänzende Bogen über das ganze Himmelsgewölbe von Ost nach West. Aber als ich abends an Deck kam, war der Himmel bezogen, und es schien nur ein einziger Stern durch den Wolkenschleier – der Heimatstern. Wie ich ihn liebe! Er ist der erste, den meine Augen suchen, und er ist immer da und bescheint unsern Pfad. Es ist mir, als ob uns nichts Schlimmes zustoßen könnte, solange ich ihn dort sehe ...

Mittwoch, 6. December. Heute Nachmittag barst das Eis hinten an der Steuerbordseite, und heute Abend sehe ich, daß der Riß sich geöffnet hat. Wir können jetzt Eisdruck erwarten, da wir heute oder morgen Neumond haben.

Donnerstag, 7. December. Morgens um 5 Uhr schob sich das Eis etwa eine Stunde lang beim

Heck zusammen. Ich lag in meiner Koje und hörte, wie es krachte und mahlte und tobte. Nachmittags trat wieder eine kleine Eispressung ein, doch war sie nicht der Rede werth. Vormittags keine Lockerung des Eises.

Freitag, 8. December. Eispressung heute Morgen von 7 bis 8 Uhr. Als ich nachmittags beim Zeichnen saß, wurde ich plötzlich durch ein Geräusch oder Gekrach erschreckt. Es schien gerade über meinem Kopfe zu sein und klang, als ob große Eismassen aus der Takelung auf das Deck über meiner Kabine gefallen seien. Jeder springt auf und wirft irgendein Extrakleidungsstück über; wer ein Mittagsschläfchen gehalten hat, fliegt aus der Koje bis mitten in den Salon und verlangt laut zu wissen, was passirt sei. Pettersen stürzt in solch wilder Eile die Kajütstreppe hinauf, daß er die Thür aufsprengt und sie dem Steuermann ins Gesicht schlägt, der gerade vor ihr steht und »Kvik« zurückhält, die in ihrem Schrecken ebenfalls von ihrem Lager im Kartenzimmer geflüchtet ist, wo sie ihre Niederkunft erwartet.

An Deck konnten wir weiter nichts gewahren, als daß das Eis in Bewegung war und langsam zu sinken und vom Schiff sich zu entfernen schien. Heute Morgen und gestern hatten sich große Haufen unter dem Heck zusammengeschoben. Die Explosion war wahrscheinlich durch einen heftigen Eisdruck entstanden, der das Eis längs der Seiten des Schiffes plötzlich gelöst hatte, wodurch dieses eine starke Schlagseite (Neigung) nach Backbord bekommen hatte. Krachen von Holz war nicht zu hören; was es also auch sein mochte, die »Fram« konnte nicht beschädigt sein. Aber es war kalt, und wir schlichen wieder hinunter.

Als wir gegen 6 Uhr beim Abendessen saßen, begann plötzlich das Eispressen. Das Eis krachte und brüllte ganz nahe bei uns an den Schiffsseiten entlang so sehr, daß wir keine richtige Unterhaltung mehr führen konnten; wir mußten schreien, und alle waren wir mit Nordahl einverstanden, als er bemerkte, es würde viel angenehmer sein, wenn der Eisdruck seine Thätigkeit auf den Bug beschränken wollte, anstatt uns hier hinten zu belästigen. Mitten in dem Lärm vernahmen wir von dem Harmonium dann und wann einen oder zwei Töne aus Kjerulf's Melodie: »Das Lied der Nachtigall ließ mich nicht schlafen«. Der Wirrwarr draußen dauerte ungefähr zwanzig Minuten, dann war alles still.

Im Laufe des Abends kam Scott-Hansen herunter, um eine wirklich merkwürdige Erscheinung des Nordlichts zu melden.

Das Deck war hell beleuchtet, und der Widerschein des Lichtes spielte überall auf dem Eise. Der ganze Himmel glühte davon, war aber am hellsten im Süden, in welcher Richtung schwankende Feuermassen hoch hinauf loderten. Später kam Scott-Hansen nochmals, um zu berichten, daß das Nordlicht jetzt ganz außerordentlich schön sei.

Worte können die Pracht nicht beschreiben, die sich unsern Augen darbot. Die glühenden Feuermassen hatten sich in glänzende vielfarbige Streifen getheilt, die sich im Süden wie im Norden über den Himmel wanden und durcheinander verschlangen. Die Strahlen funkelten in den reinsten, krystallklaren Regenbogenfarben, hauptsächlich in Violett-Roth oder Carmin und im hellsten Grün. Sehr oft waren die Strahlen des Bogens am Ende roth, verwandelten sich höher hinauf in funkelndes Grün, das ganz oben dunkler wurde, und gingen in Blau oder Violett über, ehe sie im Blau des Himmels verschwanden. Oder auch die Strahlen in ein und demselben Bogen verwandelten sich von Hellroth in Hellgrün und schwankten hin und her, wie vom Sturme getrieben. Es war eine endlose Phantasmagorie von funkelnden Farben und übertraf alles, was man sich nur denken kann.

Manchmal erreichte das Schauspiel einen solchen Höhepunkt, daß einem der Athem stillstand; man glaubte, daß irgendetwas Außergewöhnliches eintreten, daß zum mindesten der Himmel

einstürzen müsse. Aber während man noch in athemloser Erwartung dasteht, sinkt die ganze Erscheinung gleichsam mit einigen raschen, leichten Läufen auf der Tonleiter in das leere Nichts zusammen.

Eine solche Entwicklung hat etwas höchst Undramatisches an sich, aber alles geschieht mit solch Vertrauen erweckender Sicherheit, daß man es nicht übelnehmen kann. Man fühlt sich in Gegenwart eines Meisters, der sein Instrument völlig beherrscht. Mit einem einzigen Bogenstrich steigt er von der Höhe der Leidenschaft leicht und elegant zu ruhigen, alltäglichen Weisen hinab, um sich mit einigen weitem Strichen wieder in die Leidenschaft hineinzuarbeiten.

Es scheint, als ob er den Versuch mache, uns zu äffen und zu necken. Wenn wir, von 35° C Kälte getrieben, im Begriff stehen, hinunterzugehen, erzittern wieder solch herrliche Töne über die Saiten, daß wir stehen bleiben, bis uns Nase und Ohren erfroren sind.

Als Finale gibt es eine wilde Entfaltung von Feuerwerk in allen Farbentönen, ein solches überall loderndes Feuer, daß man jede Minute erwartet, alles unten auf dem Eise zu sehen, weil am Himmel kein Platz mehr dafür ist.

Aber ich halte es nicht länger aus. Dünn bekleidet, ohne geeignete Mütze und ohne Handschuhe, habe ich kein Gefühl mehr im Körper und in den Gliedern, und ich krieche daher wieder hinunter.

Sonntag, 10. December. Ein neuer friedlicher Sonntag. Im englischen Kalender ist für diesen Tag als Motto angegeben: »Derjenige ist glücklich, dessen Verhältnisse zu seinem Charakter passen; doch der zeichnet sich noch mehr aus, der seinen Charakter allen Verhältnissen anpassen kann.« (Hume.) Sehr wahr, und genau die Philosophie, die ich in diesem Augenblick befolge. Ich liege beim Lichte der elektrischen Lampe auf meinem Bett, esse Kuchen und trinke Bier, während ich mein Tagebuch schreibe; dann nehme ich ein Buch, um zu lesen und zu schlafen.

Die Bogenlampe beschien heute wie eine Sonne eine frohe Gesellschaft. Jetzt ist es keine Plage mehr für uns, auf unsern schmutzigen Karten Coeur von Carreau zu unterscheiden. Wunderbar, welche Wirkung das Licht ausübt! Ich glaube, ich werde noch Feueranbeter; es ist seltsam genug, daß die Feueranbetung in den Polarländern nicht vorkommt.

Für die Söhne der Menschen
Ist das Feuer das Beste
Und der Anblick der Sonne.

An Bord erscheint eine Zeitung; sie heißt »Framsjaa«. ⁵⁰ Unser Doctor ist der verantwortliche Redacteur.

Die erste Nummer wurde heute Abend laut vorgelesen und gab Anlaß zu großer Heiterkeit. Der Inhalt war unter anderm:

Winter im Eise.

(Beitrag für die jugendliche »Framsjaa«.)

Fern im eis'gen Norden liegt ein Schiff in Ruh, Jungens,
Masten, Segel, Rahen deckt das Eis fast zu, Jungens;
Aber kommt man 'ran,
Höret man alsdann,
Daß an Bord herrscht Leben noch und Fröhlichkeit, Jungens.

Wer mag das wol sein,
Sich dort zu erfreu'n?
Fridtjof Nansen ist's und seine braven Leut', Jungens.

Abends hört man nichts als hellen Gläserklang, Jungens,
Bei den schmier'gen Karten wird die Zeit nicht lang, Jungens,
Will er »reizen« nicht,
Nordahl in's Gesicht
Sagt zu *Bentsen*, er sei dumm gleich einem Rind, Jungens.
Bentsen, der nicht faul,
Hält auch nicht das Maul,
Sondern ruft dasselbe Wort ihm zu geschwind, Jungens.

Unter denen, die sehr eifrig sind beim Spiel, Jungens,
Ist auch *Heika*,⁵¹ der durch Größe stets auffiel, Jungens;
Er und *Lars*, sein Freund,
Würden, wie es scheint,
Um das Leben spielen, wär's nicht gar zu schön, Jungens;
Amundsen jedoch,
Der nie spielte noch,
Sieht sie traurig an, um dann zu Bett zu gehen,⁵² Jungens.

Sverdrup, *Blessing*, *Hansen* und der gute *Mohn*,⁵³ Jungens,
Spiel'n Mariage seit dem ersten Tage schon, Jungens,
Und die Zeit verrinnt
Ihnen sehr geschwind,
Bis dann Hansen sagt: »Ach, Mohn, komm' mit mir nun«, Jungens,
Denn des Nordens Licht
Wartet auf uns nicht.
Und wir beide haben draußen noch zu thun«, Jungens.



Nordahl und Bentsen spielen Karten.

Einen Arzt auch hat man auf der wackern »Fram«, Jungens,
Dessen Kunst noch keiner je in Anspruch nahm, Jungens;
Er hat nichts zu thun,
Als sich auszuruh'n,
Weil ein jeder kräftig ist, stark und gesund, Jungens.
»Nicht nach meinem Sinn
Ist's«, sagt er, »drum bin
Redacteur der Zeitung ich von dieser Stund«, Jungens. –

Warnung!!!

Ich halte es für meine Pflicht, das Publikum vor einem wandernden Uhrmacher zu warnen, der in neuester Zeit in der Nachbarschaft die Runde macht, Uhren zur Reparatur abholt, aber sie ihren Eigenthümern nicht zurückbringt. Wie lange will man das unter den Augen der Behörden noch so weitergehen lassen?

Das Signalement des Uhrmachers ist: Größe: mittel; Haare: blond; Augen: grau; Bart: brauner Vollbart; runde Schultern und im allgemeinen zartes Aussehen.

A. Juell. ⁵⁴

Die vorstehend bezeichnete Person war gestern auf unserm Bureau und fragte um Arbeit nach. Wir halten es daher für angebracht, dem Signalement noch folgende Einzelheiten hinzuzufügen:

Die Person geht gewöhnlich mit einer Meute Köter an den Fersen und kaut Taback, wovon die Spuren an ihrem Bart zu sehen sind. Das ist alles, was wir mitzuteilen haben, da wir uns weder für berechtigt noch für berufen hielten, sie unter das Mikroskop zu nehmen.

Redaction der »Framsjaa«.

Die gestrige Beobachtung versetzte uns auf 79° 0' nördlicher Breite und 139° 14' östlicher Länge. Endlich waren wir also wieder so weit nördlich gekommen, wie wir Ende September gewesen waren. Die Drift nach Norden scheint jetzt stetig zu sein, zehn Minuten in vier Tagen.

Montag, 11. December. Heute Morgen machte ich einen weiten Ausflug nach Westen. Das Klettern über das zusammengeschobene Eis ist in der Dunkelheit eine schwere Arbeit und ungefähr so, als ob man zur Nachtzeit in einer Moräne von großen Felsblöcken umher klettert. Einmal that ich einen Fehltritt, fiel vornüber und verletzte mich am rechten Knie.

Es ist mild, nur -23° C.

Heute Abend hatte das Nordlicht ein merkwürdiges Aussehen – wie weiße, glänzende Wolken, die, wie ich anfänglich meinte, vom Monde beleuchtet sein müßten, indeß hatten wir noch keinen Mond.

Es waren leichte cumuli oder cirro-cumuli, die sich in einen hellglänzenden makrelenfarbigen Himmel verwandelten.

Ich stand still und beobachtete sie so lange, als meine dünne Kleidung es zuließ; es war kein Zucken bemerkbar, kein Flammenspiel, die Nordlichtwolken segelten ruhig dahin. Das Licht schien am stärksten im Südosten zu sein, wo man auch dunkle Wolken wahrnahm.

Hansen erzählte, es habe sich später wieder nach dem nördlichen Himmel hinüber bewegt; die Wolken kamen und gingen, und eine Zeit lang waren viele glänzend weiße – so weiß wie Lämmchen, wie er sagte – zu sehen, doch spielte kein Nordlicht hinter ihnen.

In den Aufzeichnungen des meteorologischen Journals für diesen Tag finde ich um 4 Uhr nachmittags bemerkt:

»Schwaches Nordlicht im Norden; einige deutliche Abzweigungen oder Sprossen (sie sehen aus wie spitzenähnlich gekräuselte Bänder) an zerstreuten Stellen des Horizonts in Nordnordost.«

In seinem Nordlichtjournal beschreibt Hansen dasjenige des heutigen Abends folgendermaßen:

»Gegen 8 Uhr abends wurde ein Lichtbogen des Nordlichts beobachtet, der sich von Ostsüdost durch den Zenith nach Nordwest ausdehnte; er hatte die gleichmäßige Stärke 3–4, am stärksten in Nordwest. Der Bogen breitete sich vom Zenith in einer Woge nach Süden aus. Um 10 Uhr war ein schwächeres Nordlicht am südlichen Himmel; acht Minuten später dehnte es sich bis zum Zenith aus, und zwei Minuten danach ging ein breiter glänzender Bogen von Stärke 6 durch den Zenith. Nach zwölf Secunden schossen Flammenstrahlen vom Zenith nach östlicher Richtung.

»Während der nächsten halben Stunde war beständig Nordlicht, hauptsächlich in Streifen quer über den Zenith, in der Nähe desselben oder tiefer am südlichen Himmel. Die Beobachtung wurde um 10 Uhr 38 Minuten beendet. Die Intensität war 2, das Licht verbreitete sich über den südlichen Himmel.

»Während der ganzen Zeit waren Cumulus-Wolken von verschiedener Dichtigkeit zu sehen, die beim Beginn der Beobachtung im Südosten aufstiegen und gegen Ende derselben verschwanden;

am dichtesten waren sie ungefähr 10 Minuten nach 10 Uhr. Zur Zeit, als der breite glänzende Bogen durch den Zenith seine größte Lichtstärke hatte, erschienen die Cumulus-Wolken im Nordwesten ganz weiß, obwol wir in diesem Viertel keine Nordlichterscheinung zu entdecken vermochten. Gleichzeitig war die Widerspiegelung des Lichtes auf dem Eise eine ziemlich starke. Im Nordlicht erschienen die Cumulus-Wolken von dunklerer Farbe, fast wie das Grau der Wolle. Die Farben des Nordlichts waren gelblich, bläulich-weiß, milchigblau – eine kalte Farbentönung. Nach dem meteorologischen Journal war noch um Mitternacht Nordlicht am südlichen Himmel.«

Dienstag, 12. December. Heute Morgen unternahm ich einen weiten Spaziergang nach Südosten. Das Eis ist dort ziemlich von derselben Beschaffenheit wie im Westen, zusammengeschoben und zu Haufen in die Höhe gepreßt, mit flachen Schollen dazwischen.

Am Abend begannen die Hunde auf Deck plötzlich großen Lärm zu machen, während wir sämmtlich eifrig beim Kartenspiel saßen, einige beim Whist, andere bei Mariage. Ich hatte keine Schuhe an und sagte daher, es soll ein anderer hinaufgehen und nachsehen, was los sei. Mogstad ging. Oben war der Lärm schlimmer und immer schlimmer geworden. Gleich darauf kam Mogstad zurück und berichtete, daß alle Hunde, die die Rehling nur erreichen könnten, hinaufgesprungen seien und in die Dunkelheit hinaus nach Norden bellten. Er sei sicher, es müsse sich dort irgendein Thier befinden, doch sei es vielleicht nur ein Fuchs, da er das Bellen eines solchen weit im Norden gehört zu haben glaube; ganz sicher sei er allerdings nicht. Nun, das mußte ein teuflermäßiger Fuchs sein, der die Hunde dermaßen in Aufregung brachte!

Als der Lärm nicht aufhörte, ging ich schließlich selbst hinauf, gefolgt von Johansen. Wir schauten von verschiedenen Punkten lange und scharf in die Dunkelheit hinaus in der Richtung, in welcher die Hunde bellten, konnten aber nichts entdecken, was sich bewegte. Daß etwas da sein mußte, war ganz sicher, und ich zweifelte auch nicht, daß es ein Bär sei, weil die Hunde fast außer sich waren. »Pan« blickte mir mit einem ganz merkwürdigen Ausdruck ins Gesicht, als ob er mir etwas Wichtiges zu berichten habe, sprang dann auf die Rehling und bellte nach Norden.



Musikalische Unterhaltung.

Die Aufregung der Hunde war ganz merkwürdig; als damals der Bär ganz nahe an die Schiffsseite gekommen war, waren sie nicht so lebhaft gewesen. Ich gab mich aber zufrieden und bemerkte, daß wir nur einige Hunde loslassen und mit ihnen über das Eis nach Norden gehen wollten. Allein diese elenden Hunde wollen einen Bären nicht angreifen, und außerdem ist es so dunkel, daß wir kaum Aussicht hätten, ihn zu finden. Wenn es ein Bär ist, wird er wiederkommen. Wenn er so hungrig ist, wie gewöhnlich zu dieser Jahreszeit, wird er sich kaum von all dem guten Futter hier an Bord weit entfernen.

Ich schlug die Arme ein paar mal zusammen, um mir ein wenig warm zu machen, und ging dann hinunter zu Bett, während die Hunde zu bellen fortfuhren, manchmal noch lauter als vorher.

Nordahl, der die Wache hatte, ging mehrere male nach oben, konnte aber keinen Grund für das Gebell entdecken. Als ich noch lesend im Bette lag, vernahm ich ein ungewöhnliches Geräusch; es klang, als ob Kisten über Deck geschleift würden, auch hörte ich Kratzen wie von einem Hunde, der hinaus will und hastig an einer Thür scharrt. Dabei fiel mir »Kvik« ein, die im Kartenraum eingeschlossen war. Ich rief daher Nordahl im Salon zu, er möge lieber nochmals nach oben gehen und nachsehen, was dies neue Geräusch zu bedeuten habe. Er that dies, kam aber mit der Nachricht zurück, daß noch immer nichts zu sehen sei.

Es fiel mir schwer, einzuschlafen, und ich warf mich daher noch lange in meiner Koje umher. Als Peder die Wache bekam, befahl ich ihm, hinaufzugehen und das Luftsegel nach dem Winde zu drehen, um die Ventilation zu verbessern. Er war längere Zeit an Deck, um dies und jenes auszuführen, aber auch er wußte keine Ursache für die Unruhe, die die Hunde noch immer zeigten. Dann mußte er nach vorn gehen, wo er bemerkte, daß drei von den Hunden, die sich am nächsten beim Steuerbord-Fallreep befänden, fehlten. Er kam herunter und meldete es mir, und wir stimmten überein, daß dies möglicherweise der Grund der ganzen Aufregung sei. Indeß hatten die Hunde es sich sonst nie so sehr zu Herzen genommen, wenn einige von ihrer Schar davongelaufen waren.

Endlich schlief ich ein, doch hörte ich sie im Schläfe noch lange bellen.

Mittwoch, 13. December. Noch ehe ich heute Morgen völlig wach war, hörte ich schon die Hunde, die noch immer bellten und dies auch während der ganzen Dauer unsers Frühstücks fortsetzten. Wie ich glaube, hatte der Lärm die ganze Nacht hindurch angehalten.

Nach dem Frühstück gingen Mogstad und Peder hinauf, um die verwünschten Thiere zu füttern und auf das Eis zu lassen. Drei fehlten noch immer. Peder kam daher zurück und holte eine Laterne, weil er meinte, daß er recht gut einmal nachsehen könne, ob Spuren von Thieren zu finden seien. Jacobsen rief ihm noch nach, er solle lieber ein Gewehr holen, doch meinte er, er brauche keins.

Etwas später, als ich mich voller Sorge mit der Berechnung beschäftigte, wieviel Petroleum wir verbraucht hätten und wie kurze Zeit unser Vorrath noch ausreichen würde, wenn wir in der bisherigen Weise davon brauchten, hörte ich auf dem Kajütseingange plötzlich schreien: »Kommt mit einer Büchse!.«

In einem Nu war ich im Salon, wo soeben Peder zur Thüre hineintaumelte und athemlos schrie: »Eine Büchse! Eine Büchse!« Der Bär hatte ihn in die Seite gebissen.

Ich dankte Gott, daß es nichts Schlimmeres war. Als ich ihn in seinem Dialekt ⁵⁵ sprechen hörte, glaubte ich, es handle sich um Leben und Tod. Ich ergriff eine Büchse, er eine zweite, und dann

stürzten wir nach oben, der Steuermann mit der seinigen hinterdrein.

Es war nicht schwer zu bestimmen, nach welcher Richtung wir uns wenden sollten, denn von der Rehling an der Steuerbordseite hörten wir verworrenes Schreien menschlicher Stimmen und vom Eise unter dem Fallreep her den fürchterlichen Lärm und Aufruhr der Hunde. Ich reiße den Wergpfropfen aus der Mündung meiner Büchse heraus, hebe dann den Hebel am Schlosse auf und schiebe die Patrone hinein; der Fall war eilig. Aber zum Henker, am untern Ende saß ebenfalls ein Pfropfen. Ich zerrte und zerrte, konnte ihn aber nicht zu fassen kriegen.

Peder schrie: »Schießt doch, schießt doch! meins will nicht losgehen!«

Da stand er nun; das Schloß schnappte und schnappte, weil es wieder voll gefrorener Vaseline war, während der Bär gerade unter uns dicht neben der Schiffsseite lag und an einem Hunde kaute. Neben mir stand der Steuermann, der ebenfalls an einem Wergpfropfen zerrte, den er in den Lauf hinabgeschoben hatte; ärgerlich warf er das Gewehr fort und schaute sich auf dem Deck nach einem Walroßspeer um, um den Bären damit zu erstechen.

Unser vierter Mann, Mogstad, hatte seine Patronen verschossen und schwang die leere Büchse und schrie, jemand solle den Bären erschießen.

Vier Männer, und darunter nicht ein einziger, der schießen konnte, obwol wir den Bären mit unsern Gewehrläufen hätten am Rücken kitzeln können. Scott-Hansen machte den fünften und lag in dem Durchgange nach dem Kartenraume, wo er mit dem Arm durch eine Ritze in der Thür nach Patronen langte; er konnte die Thür nicht öffnen, weil sich »Kvik's« Lager dort befand.

Endlich kam Johansen und schickte dem Bären eine Kugel in den Pelz, die einigen Erfolg hatte. Das Ungethüm gab den Hund frei und ließ ein Brummen hören. Ein zweiter Schuß blitzte auf und traf das Thier an derselben Stelle, dann noch einer, worauf wir den weißen Hund, den der Bär in den Klauen gehabt hatte, aufspringen und davon rennen sahen, während die übrige Meute rund herum stand und bellte. Wieder fiel ein Schuß, da das Thier sich nochmals zu bewegen begann.

In diesem Augenblick flog auch der Pfropfen aus meiner Büchse heraus, worauf ich dem Bären eine letzte Kugel durch den Kopf jagte, um ganz sicher zu sein. Solange er sich bewegte, hatten die Hunde sich bellend um ihn gedrängt; nun er im Tode still lag, zogen sie sich furchtsam zurück. Wahrscheinlich dachten sie, es sei eine neue List ihres Feindes. Es war ein kleines, mageres, einjähriges Thier, das all diesen schrecklichen Aufruhr verursacht hatte.

Während der Bär abgehäutet wurde, wanderte ich in nordwestlicher Richtung, um die Hunde zu suchen, die noch immer fehlten. Noch war ich nicht weit gekommen, als ich bemerkte, daß die mir folgenden Hunde eine nach Norden führende Fährte witterten und dorthin gehen wollten. Bald darauf zeigten sie Furcht, sodaß ich sie nicht dazu bringen konnte, weiterzugehen, vielmehr hielten sie sich dicht an meiner Seite oder schlichen hinterdrein.

Während ich auf allen Vieren über das nichts weniger als ebene Packeis kroch, hatte ich die Büchse schußbereit. Dabei hielt ich beständig Ausguck nach vorn, meine Augen vermochten jedoch die Dunkelheit nicht sehr weit zu durchdringen. Ich konnte nur gerade noch die Hunde, die wenige Schritte von mir entfernt waren, als schwarze Schatten wahrnehmen, und erwartete jeden Augenblick, daß zwischen den Eishügeln vor mir eine ungeheure Gestalt auftauchen und sich auf mich stürzen würde. Die Hunde wurden immer vorsichtiger; einer oder zwei setzten sich hin, dann aber fühlten sie vermuthlich, daß es eine Schande sein würde, mich allein gehen zu lassen, worauf sie mir langsam nachkamen.

Schreckliches Eis, über welches man sich einen Weg bahnen muß! Wenn man auf Händen und

Knien weiter kriecht, ist das keine sehr geeignete Stellung zum Schießen, falls der Bär einen plötzlichen Angriff unternehmen sollte. Wenn er das aber nicht that oder die Hunde nicht anfiel, hatte ich keine Hoffnung, ihn zu bekommen.

Nunmehr gelangten wir auf flaches Eis, und es war klar, daß irgendetwas jetzt ganz in der Nähe sein mußte. Als ich weiter ging, sah ich gleich darauf einen dunkeln Gegenstand auf dem Eise vor mir, der einem Thier nicht unähnlich war. Ich beugte mich nieder: es war unser armer »Johansen's Freund«, ein schwarzer Hund mit weißer Schwanzspitze, in traurigem Zustande – steif gefroren. Daneben war noch etwas anderes Dunkles. Ich bückte mich nochmals und fand den zweiten der vermißten Hunde, einen Bruder des Leichenwächters »Suggen«. Dieser war noch fast unversehrt und nur am Kopfe angefressen, war auch noch nicht ganz steif gefroren. Rund herum auf dem Eise schien Blut zu sein.

Ich schaute mich nach allen Richtungen um, vermochte aber nichts mehr zu entdecken. Die Hunde hielten sich in respectvoller Entfernung und starrten und witterten in der Richtung ihrer todtten Gefährten. Bald darauf kamen einige von uns und holten die Kadaver der Hunde. Sie nahmen eine Laterne mit, um nach Bärenspuren zu suchen, für den Fall, daß einige große Burschen in Gesellschaft des kleinen Bären gewesen sein sollten.

Während wir über das Packeis kletterten, rief ich:

»Kommt hierher mit der Laterne, Bentsen; ich glaube, hier sehe ich Spuren.«

Bentsen kam, und wir beleuchteten einige Vertiefungen im Schnee; es waren ganz sicher Spuren von Bärentatzen, aber von demselben kleinen Burschen.

»Seht mal, das Thier hat hier einen Hund hinter sich her geschleift.«

Beim Lichte der Laterne konnten wir den blutgetränkten Pfad zwischen den Eishügeln verfolgen. Wir fanden auch die todtten Hunde, aber keine Fußspuren, außer kleinen, die nach unserer aller Meinung von unserm jungen Bären herrühren mußten.

»Svarten«, alias »Johansen's Freund«, sah im Laternenlichte böß aus; Fleisch, Haut und Eingeweide waren fort, und es war nichts mehr übrig als die bloße Brust und das Rückgrat mit einigen Rippenstümpfen. Es war ein Jammer, daß der schöne starke Hund auf solche Weise enden mußte. Er hatte nur einen Fehler, er war ziemlich übellaunig.

Eine besondere Abneigung hatte er gegen Johansen, den er anbellte und dem er die Zähne zeigte, sobald derselbe an Deck kam oder nur eine Thür öffnete. Saß Johansen während dieser dunkeln Wintertage pfeifend im Mast oder in der Tonne, dann pflegte sein »Freund« ihm mit einem wahren Wuthgeheul von weit auf dem Eise her zu antworten.

Johansen beugte sich mit der Laterne hinab, um die Ueberreste zu betrachten.

»Freuen Sie sich, Johansen, daß Ihr Feind nun todt ist?«

»Nein, es thut mir leid.«

»Weshalb?«

»Weil wir uns nicht versöhnt haben, bevor er starb.«

Obwol wir noch nach weiteren Bärenspuren suchten, fanden wir doch keine; wir nahmen daher die todtten Hunde auf den Rücken und wandten uns wieder heimwärts.

Unterwegs erkundigte ich mich bei Peder, was eigentlich zwischen ihm und dem Bären passirt sei.

»Nun, sehen Sie«, sagte er, »als ich mit der Laterne daher kam, bemerkten wir in der Nähe des Fallreeps einige Blutstropfen, die aber ebensogut von einem Hunde herrühren konnten, der sich verletzt haben mochte. Auf dem Eise unter dem Fallreep sahen wir Bärenspuren, worauf wir nach Westen aufbrachen, und mit uns die ganze Meute Hunde, die weit voranstürmte. Als wir uns eine Strecke vom Schiffe entfernt hatten, entstand plötzlich vor uns ein fürchterlicher Spektakel. Es dauerte nicht lange, so stürmte ein großes Thier, mit der ganzen Hundemeute um sich herum, gegen uns heran. Sobald wir sahen, was es war, machten wir kehrt und rannten, so schnell wir konnten, nach dem Schiffe zurück.



Peder Hendriksen.

»Mogstad, sehen Sie, hatte Komager (Lappenschuhe) an und kannte den Weg besser, sodaß er vor mir beim Schiffe ankam. Ich konnte mit meinen großen Holzschuhen nicht so schnell fort und in der Verwirrung gerieth ich gerade auf den großen Eishügel westlich vom Buge des Schiffes, wissen Sie. Dort drehte ich mich um und leuchtete zurück, um zu sehen, ob der Bär noch hinter mir sei, doch entdeckte ich nichts und lief weiter, bis ich eine Minute darauf infolge meiner glatten Holzschuhe zwischen den Hügeln platt auf dem Rücken lag.



Peder schlägt dem Bären die Laterne an den Kopf.

»Rasch genug war ich wieder auf den Beinen, allein als ich auf das flache Eis nahe am Schiffe gelangte, sah ich zur Rechten von mir etwas gerade auf mich zukommen. Erst dachte ich, es wäre ein Hund – man kann das im Dunkeln nicht so leicht erkennen, wissen Sie –; zu einem zweiten Gedanken hatte ich keine Zeit mehr, denn das Vieh sprang an mich heran und biß mich in die Seite. Ich hatte den Arm in dieser Weise – sehen Sie – gehoben, und daher faßte er mich hier, gerade in der Hüfte. Er brummte und zischte, während er biß.«

»Was dachtet Ihr denn dabei, Peder?«

»Was ich dachte? Ich dachte, es sei alles aus mit mir. Was sollte ich machen? Ich hatte weder Gewehr noch Messer; ich nahm also die Laterne und gab ihm damit einen solch derben Schlag auf den Kopf, daß das Ding zerbrach und weithin über das Eis flog.

»Im selben Augenblick, als er den Schlag fühlte, setzte er sich nieder und blickte mich an. Als er wieder aufstand, hatte ich schon Fersengeld gegeben; ich weiß nicht, ob er mich wieder fassen wollte, oder weshalb er sonst aufstand, jedenfalls sah er in diesem Moment einen Hund herankommen und verfolgte ihn, während ich an Bord gelangte.«

»Schriet Ihr, Peder?«

»Schreien? Ich schrie aus Leibeskräften.«

Das war anscheinend wahr, denn er war ganz heiser.

»Aber wo war denn Mogstad während der ganzen Zeit?«

»Nun, sehen Sie, er hatte das Schiff lange vor mir erreicht, dachte aber gar nicht daran, hinunter zu rennen und Lärm zu schlagen, sondern nahm seine Büchse von der Wand im Roof und meinte, er wolle die Sache allein besorgen. Aber sein Gewehr wollte nicht losgehen, und der Bär würde vollauf Zeit gehabt haben, mich ihm vor der Nase weg zu verspeisen.«

Wir befanden uns jetzt in der Nähe des Schiffes, wo Mogstad vom Deck aus den letzten Theil der Geschichte gehört hatte. Er berichtigte sie dahin, daß er gerade die Fallreepstreppe erreicht habe, als Peder zu schreien begann. Er war hinaufgesprungen, aber dreimal wieder zurückgefallen, ehe er an Bord gelangen konnte, und hatte dann gerade noch Zeit, seine Büchse zu ergreifen, um Peder zu Hülfe zu eilen.



Kvar Mogstad.

Als der Bär Peder verlassen hatte und sich gegen die Hunde gewendet hatte, war bald die ganze Meute wieder um ihn herum. Sofort machte er einen Sprung und brachte einen der Hunde unter sich, allein dann wandte sich die ganze Schar gegen ihn und sprang ihm auf den Rücken, sodaß er sich umdrehen mußte, um sich zu vertheidigen. Bald stürzte er sich auf einen andern Hund, worauf er wieder die ganze Meute gegen sich hatte, und so ging der Tanz hin und her auf dem

Eise, bis sie wieder einmal nahe beim Schiffe waren. Dort stand einer der Hunde unter dem Fallreep und wartete darauf, an Bord zu gelangen; der Bär sprang auf ihn los, und da, an der Schiffsseite, hat den Schurken das Schicksal ereilt.

Bei der an Bord vorgenommenen Untersuchung zeigte sich, daß der Haken von »Svarten's« Koppel ganz gerade herausgezogen war; bei »Gammelen« war er durchgebrochen, bei dem dritten Hunde nur ein wenig verbogen; es sah nicht gerade aus, als ob der Bär dies gethan hätte. Ich hegte die schwache Hoffnung, daß dieser Hund noch am Leben sein möchte; wir suchten zwar viel nach ihm, konnten ihn aber nicht finden.

Alles in allem ist das eine beklagenswerthe Geschichte. Zu denken, daß wir ohne weiteres einen Bären hatten an Bord klettern lassen und drei Hunde auf einmal verloren hatten! Die Zahl unserer Hunde schwindet zusammen, wir haben nur noch 26.

Das war ein hinterlistiger Teufel von Bär, trotz seiner Kleinheit. Er war über das Fallreep an Bord geklettert, hatte eine davorstehende Kiste beiseite geschoben, den am nächsten befindlichen Hund ergriffen und sich damit davongemacht. Als er die ersten Qualen seines Hungers gestillt hatte, war er zurückgekehrt und hatte sich Nummer Zwei geholt.

Wenn wir es ihm gestattet hätten, hätte er sein Verfahren fortgesetzt, bis das Deck von Hunden leer gewesen wäre. Dann würde er vermuthlich die Treppe hinunter getappt sein und »mit kalter Hand« an der Küchenthür bei Juell angeklopft haben. Für »Svarten« muß es ein angenehmes Gefühl gewesen sein, als er in der Dunkelheit stand und den Bären zu sich heranschleichen sah.

Als ich nach dieser Bärengeschichte nach unten ging, sagte Juell, der in der Küchenthür stand, zu mir:

»Sie werden sehen, »Kvik« bekommt heute Junge; denn es ist bei uns an Bord immer so, daß die Ereignisse zusammentreffen.«

Und wirklich, als wir abends im Salon saßen, kam Mogstad, der gewöhnlich als Hundeaufseher fungirt, und meldete die Ankunft des ersten. Bald stellte sich noch eins und dann noch eins ein. Diese Nachricht war wenigstens etwas Balsam für unsere Wunden.

»Kvik« hat oben in dem Durchgange an der Steuerbordseite eine mit Pelz ausgefüllte schöne mollige Kiste erhalten, wo es so warm ist, daß sie schwitzt; wir hoffen, daß die Jungen trotz der 48° Kälte am Leben bleiben werden.



Ein einsamer Wanderer in der Polarnacht.

Heute Abend scheint es, als ob jeder ein wenig zögerte, unbewaffnet auf das Eis zu gehen. Wir holten daher unsere Bajonettmesser hervor, und auch ich versah mich mit einem derselben. Ich muß gestehen, ich war überzeugt gewesen, daß wir mitten im Winter so weit nördlich keine Bären finden würden. Auch ist mir auf meinen weiten Ausflügen auf dem Eise, bei denen ich auch nicht ein Federmesser bei mir hatte, niemals der Gedanke an die Möglichkeit gekommen, mit Bären zusammenzutreffen. Nach Peder's Erfahrungen scheint es aber besser zu sein, eine Laterne mitzunehmen, um die Bären damit zu schlagen. Fortan soll das lange Bajonettmesser mich begleiten.

Später wurde Peder oft damit geneckt, daß er so fürchterlich geschrien, als der Bär ihn ergriffen habe.

»Hm«, sagte er, »kein Wunder; als ob es nicht mehr Leute gäbe, die ebenso laut gekreisch hätten. Ich mußte nach den Kerlen schreien, die Angst hatten, den Bären zu erschrecken, und dabei so rannten, daß sie mit jedem Schritte sieben Meter zurücklegten.«

Donnerstag, 14. December.

»Nun, Mogstad, wieviel junge Hunde habt Ihr jetzt?« fragte ich beim Frühstück.

»Es sind jetzt fünf.«

Bald kam er aber wieder, um mir zu melden, daß es wenigstens zwölf seien.

Meiner Treu! Das ist ein schöner Ersatz für unsern Verlust. Und doch freuten wir uns beinahe ebenso sehr, als Johansen herunterkam und sagte, er habe den vermißten Hund weit weg im Nordwesten auf dem Eise heulen gehört.

Sofort gingen mehrere von uns hinauf, um zu horchen. Wir hörten ihn alle ganz gut, doch klang

es, als ob er stillsitze und vor Verzweiflung heule. Vielleicht befand er sich vor einer Oeffnung im Eise und konnte nicht herüberkommen. Blessing hatte ihn während seiner Nachtwache ebenfalls gehört, doch war der Schall damals mehr aus südwestlicher Richtung gekommen.

Als Peder nach dem Frühstück die Hunde füttern wollte, war der Vermißte wieder da und stand am Fuße des Fallreeps, darauf wartend, an Bord zu gelangen. Er war hungrig und machte sich sofort über den Futtertrog her, war aber sonst wohl und gesund.

Abends kam Peder und berichtete, er habe bestimmt einen Bären sich herumbewegen und auf dem Eise scharren gehört; er und Pettersen hätten vernommen, wie er die Schneekruste fortgekratzt habe. Ich legte meinen »Päsk« (s. Seite 78) an, ergriff meine doppelläufige Büchse und begab mich an Deck, wo die ganze Mannschaft sich aus dem Hinterschiffe versammelt hatte und in die Dunkelheit hinausstartete. Wir ließen »Ulenka« und »Pan« los und gingen dann in der Richtung, in der der Bär sein sollte.

Es war stockfinster, jedoch werden die Hunde die Spur schon finden, wenn irgendetwas da war. Hansen glaubte gesehen zu haben, daß um den Hügel bei dem Schiffe sich etwas bewegt habe. Wir sahen und hörten aber nichts, und da einige von den andern inzwischen ebenfalls auf das Eis gekommen waren und auch nichts entdecken konnten, kletterten wir an Bord zurück. Es ist erstaunlich, was für Töne man auf der großen stillen, von den funkelnden Sternen geheimnißvoll erleuchteten Fläche zu hören glaubt.

Freitag, 15. December. Heute Morgen sah Peder auf dem Eise hinter dem Schiffe einen Fuchs; als er ihn später nochmals sah, ging er mit den Hunden hinaus. Merkwürdig, dieses Erscheinen der Bären und Füchse jetzt, nachdem wir so lange nichts Lebendes gesehen haben. Als wir zum letzten mal einen Fuchs sahen, befanden wir uns weit südlich von hier, vielleicht in der Nähe von Sannikoff-Land; sollten wir vielleicht wieder in die Nähe von Land gekommen sein?

Nachmittags besichtigte ich »Kvik's« Junge. Es waren ihrer dreizehn; ein seltsames Zusammentreffen – *dreizehn* junge Hunde am *dreizehnten* December für *dreizehn* Mann. Fünf wurden getödtet; acht kann »Kvik« ernähren, mehr könnte von Nachtheil für sie sein. Arme Mutter! Sie war so ängstlich wegen ihrer Jungen und wollte zu ihnen in die Kiste springen und sie uns fortnehmen. Man sieht auch, daß sie ganz stolz auf sie ist.

Heute Abend kam Peder und sagte, es müsse ein Geist auf dem Eise sein, denn er habe genau dieselben Geräusche von Gehen und Scharren gehört wie am Abend vorher. Es scheint also doch eine bevölkerte Gegend zu sein.

Einer am Dienstag vorgenommenen Beobachtung zufolge müssen wir uns ziemlich nahe an 79° 8' nördlicher Breite befinden. Dies wären acht Minuten Drift in den drei Tagen seit Sonnabend; es wird immer besser.

Weshalb will es nicht schneien? Weihnachten ist nahe, aber was ist Weihnachten ohne Schnee, dicht fallenden Schnee? Während der ganzen Zeit, die wir getrieben sind, haben wir noch nicht einmal Schneefall gehabt. Die harten Körner, die hin und wieder herabkommen, sind nichts.

O, der schöne weiße Schnee, der so sanft und still fällt und jeden harten Umriß mit einer reinweißen Schutzdecke mildert! Es gibt nichts so köstlich Ruhiges, Weiches und Weißes.

Diese schneelose Eisebene gleicht dem Leben ohne Liebe; nichts ist da, es zu mildern. Die Spuren aller Kämpfe und Eispressungen treten hervor, als ob sie eben entstanden seien, rauh und beschwerlich für das Wandern dazwischen.

Liebe ist der Schnee des Lebens; sie senkt sich am tiefsten und sanftesten in die vom Kampfe

verursachten Wunden, weißer und reiner als selbst der Schnee. Was ist das Leben ohne Liebe? Es ist wie das Eis, eine kalte, öde, zerrissene Masse, die der Wind forttreibt und spaltet und dann wieder zusammenzwängt, ohne etwas, um die offenen Risse zu bedecken, die Heftigkeit der Zusammenstöße zu mildern, die scharfen Kanten der zerbrochenen Schollen abzurunden – nichts, weiter nichts als kahles, zerrissenes Treibeis.

Sonnabend, 16. December. Nachmittags kam Peder in aller Ruhe in den Salon und erzählte, er habe allerhand Geräusche auf dem Eise vernommen. Nach Norden hin klänge es genau so, wie wenn Eis sich gegen Land zusammenschiebe; dann plötzlich käme ein solches Getöse durch die Luft, daß die Hunde aufsprängen und bellten.

Armer Peder! Man lacht über ihn, wenn er herunterkommt und von seinen vielen Beobachtungen berichtet, und doch ist nicht einer von uns so aufmerksam wie er.

Mittwoch, 20. December. Während ich beim Frühstück saß, kam Peder herbeigestürzt und schrie, er glaube, einen Bären auf dem Eise gesehen zu haben. Auch »Pan« sei, sowie man ihn losgelassen habe, fortgerannt. Ich sprang mit meiner Büchse auf das Eis, wo ich im Mondlicht mehrere Männer, aber keinen Bären sah. Es dauerte lange, bis »Pan« zurückkam; er hatte den Bären weit nach Nordwesten verfolgt.

Sverdrup und »Schmied Lars« haben nun zusammen eine große Bärenfalle angefertigt, die heute auf dem Eise aufgestellt werden soll. Da ich aber Sorge habe, daß in derselben mehr Hunde als Bären gefangen werden, so wurde sie an einem Galgen so hoch aufgehängt, daß die Hunde ein Stück Walfischspeck, das als Köder gerade in der Oeffnung der Falle befestigt ist, im Springen nicht mehr erreichen können. Sämtliche Hunde verbringen jetzt den Abend damit, daß sie von der Reihing aus dieses neue Machwerk anbellern, das sie im Mondschein da draußen auf dem Eise sehen.

Donnerstag, 21. December. Es ist merkwürdig, wie doch die Zeit vergeht! Nun haben wir schon den kürzesten Tag, obwol wir hier gar keinen Tag haben. Aber wir gehen wieder dem Licht und dem Sommer entgegen. Heute versuchten wir zu lothen und ließen *2100 Meter Leine auslaufen, ohne den Grund zu erreichen.*

Mehr Leine haben wir nicht; was ist zu machen? Wer hätte aber auch denken können, daß wir so tiefes Wasser finden würden?

Den ganzen Tag sahen wir einen Lichtbogen am Himmel, dem Mond gegenüber; es ist also ein Mond-Regenbogen, aber ohne Farbe, soweit ich zu beobachten im Stande gewesen bin.



Sverup's Bärenfalle.

Freitag, 22. December. Vergangene Nacht schossen wir einen Bären. Jacobsen sah ihn während seiner Wache zuerst und schoß danach, worauf das Thier sich davonmachte. Dann kam er in die Kajüte und machte uns Mittheilung, worauf Mogstad und Peder an Deck gingen. Sverdrup wurde ebenfalls geweckt und kam etwas später nach.

Sie bemerkten den Bären wieder auf dem Wege nach dem Schiffe. Plötzlich bekam er aber auf dem Eise im Westen den Galgen mit der Falle in Sicht, worauf er sich dorthin wandte. Er betrachtete sich den Apparat ganz genau, erhob sich dann vorsichtig auf den Hinterbeinen und legte die rechte Tatze auf den Querbaum gerade neben der Falle, starrte zögernd den köstlichen Bissen an, schien aber die häßlichen Klappen rund herum durchaus nicht leiden zu können.



Der Eisbär an der Falle.

Mittlerweile war Sverdrup auf das Deckshaus gestiegen und beobachtete ihn von dort im glitzernden Mondschein. Das Herz klopfte ihm; jeden Augenblick erwartete er, das Zuschnappen der Falle zu hören. Allein der Bär schüttelte argwöhnisch den Kopf, ließ sich langsam wieder auf alle Viere nieder, schnüffelte vorsichtig an dem Draht herum, mit welchem die Falle versichert war, und ging dann an demselben entlang bis zu der Stelle, wo der Draht an einem großen Eisblock befestigt war.

Er ging rundherum und besah es sich, wie geschickt alles eingerichtet war; dann verfolgte er langsam den Draht zurück, erhob sich wieder wie vorher, mit der Tatze auf dem Querbalken des Galgens, blickte lange auf die Falle und schüttelte wieder den Kopf, wobei er vermuthlich zu sich sagte:

»Diese hinterlistigen Kerle haben das ganz geschickt für mich ausgedacht.«

Dann nahm er den Marsch nach dem Schiffe wieder auf. Als er noch 60 Schritt vom Bug entfernt war, gab Peder Feuer; der Bär stürzte, sprang aber wieder auf und machte sich davon. Nun feuerten Jacobsen, Sverdrup und Mogstad, worauf er zwischen einigen Eishügeln zusammenbrach.

Er wurde sofort abgehäutet, doch fand man in dem Fell nur das Loch einer einzigen Kugel, die hinter den Schulterblättern durch den Körper gegangen war. Peder, Jacobsen und Mogstad schrieben sich jeder diese Kugel zu, Sverdrup gab seinen Anspruch auf, weil er zu weit nach dem Heck zu gestanden hatte.

Als Mogstad den Bären direct nach seinem Schusse fallen sah, rief er: »Die habe ich ihm gegeben«; Jacobsen schwört darauf, daß er ihn getroffen habe, und Bentsen, der den Zuschauer spielte, ist bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß Peder's Kugel die That vollbracht habe. Der Streit über diesen wichtigen Punkt ist während des ganzen Verlaufs unserer Expedition nicht geschlichtet worden.

Wundervoller Mondschein. Eispressung in mehreren Richtungen. Heute haben wir unsern Vorrath an Schießbaumwolle und Kanonen- und Gewehrpulver auf Deck gebracht, weil es dort sicherer ist als im Raum. Im Falle eines Brandes oder eines andern Unfalles könnte eine Explosion im Raum vielleicht die Seiten des Schiffes hinaussprengen und uns in den Grund bohren, ehe wir noch Zeit hätten, uns umzudrehen. Etwas haben wir auf die Back gebracht, etwas auf die Brücke; von beiden Orten würde es sich rasch auf das Eis werfen lassen.

Sonnabend, 23. December. Heute ist, was wir in Norwegen »Kleiner Weihnachtsabend« nennen.

Ich ging heute Morgen weit weg nach Westen und kam spät zurück. Ueberall hatte sich Eis zusammengeschoben, mit flachen Schollen dazwischen. Einer neu gebildeten Oeffnung im Eise wegen, die ich auf der frischen dünnen Eisschicht nicht zu überschreiten wagte, mußte ich umkehren.

Nachmittags versuchten wir als erste Weihnachtsunterhaltung eine Eissprengung mit vier Prismen Schießbaumwolle. Mit einem der großen eisernen Bohrer, die wir zu diesem Zwecke mitgebracht hatten, wurde ein Loch gebohrt, in welches wir die Ladung mit dem Ende des elektrischen Leitungsdrahtes bis etwa einen Fuß unter die Oberfläche des Eises versenkten. Dann zogen wir uns zurück. Ein Druck auf den Knopf, es erfolgte ein dumpfer Knall, und Wasser und Eisstücke wurden hoch in die Luft geschleudert.

Obgleich die Sprengung 60 Meter entfernt stattfand, erhielt das Schiff doch einen so starken Stoß, daß alles an Bord erzitterte und der Reif von der Takelung herabgeworfen wurde. Die

Explosion schlug ein Loch durch das 1 1/3 Meter dicke Eis, außerdem aber bildeten sich nur schmale Risse um das Loch herum.

Sonntag, 24. December. Weihnachtsabend. 37° C Kälte. Glitzernder Mondschein und die unendliche Stille der arktischen Nacht. Ich machte einen einsamen Spaziergang auf dem Eise. Der erste Weihnachtsabend, wie weit von der Heimat!

Nach der Beobachtung sind wir auf 79° 11' nördlicher Breite; es findet jetzt keine Drift statt. Wir sind zwei Minuten südlicher als vor sechs Tagen.

Von diesem Tage sind im Tagebuche keine weiteren Einzelheiten mitgeteilt; aber wenn ich an ihn zurückdenke, wie klar tritt alles wieder vor mich hin!

Es herrschte eine eigenthümlich gehobene Stimmung an Bord, die sonst bei uns durchaus nicht üblich war. Ein jeder beschäftigte sich in seinen geheimsten Gedanken mit der Heimat, allein die Kameraden sollten das nicht merken, und infolgedessen wurde mehr gescherzt und gelacht als sonst.

Alle Lampen und Lichter, die wir an Bord hatten, wurden angezündet, und jede Ecke im Salon und in den Kabinen wurde glänzend erleuchtet.

Die Verpflegung an diesem Feste übertraf natürlich die aller früheren Tage, denn Essen war das Einzige, womit wir Feste feiern konnten. Das Diner war in der That ausgezeichnet und ebenso das Abendessen, nach dessen Beendigung ganze Berge von Weihnachtskuchen auf den Tisch kamen, die Juell während mehrerer Wochen fleißig gebacken hatte. Dann hatten wir den Genuß eines Glases Grog und einer Zigarre, da diesmal das Rauchen im Salon selbstverständlich erlaubt war.

Den Höhepunkt erreichte die Feier, als zwei Kisten mit Weihnachtsgeschenken herbeigebracht wurden, die eine von Scott-Hansen's Mutter, die andere von seiner Braut, Fräulein Fougner. Rührend war die kindliche Freude anzusehen, mit welcher jeder seine Gabe in Empfang nahm, mochte es nun eine Pfeife, ein Messer oder eine sonstige Kleinigkeit sein; man fühlte, daß es gleichsam eine Botschaft aus der Heimat sei.

Nachher wurden Reden gehalten, und dann erschien die »Framsjaa« mit einer illustrierten Beilage, aus welcher ich nachstehend einige Proben gebe. Die Zeichnungen sind das Werk des berühmten arktischen Zeichners Huttetu. Die folgenden beiden Verse sind dem Gedichte entnommen, welches diesem Tage gewidmet war:

Wenn am Bug wie Mauern fest das Eis hier steht,
Kalt der Wind und schneidend über's Schneefeld weht,
Wenn das Schiff bewegt wird von der Strömung kaum,
Dann erscheint die Heimat lockend uns im Traum.

Mög' ihr Freude bringen heut das schöne Fest,
Auch das neue Jahr mög' bieten ihr das Best';
Uns schenk' es Geduld nur, die uns führt zum Pol
Und uns in die Heimat bringt gesund und wohl.



I. Spaziergang in Friedenszeiten, mit Sverdrup's Patent-Fußbekleidung.

Es waren noch viele andere Gedichte, darunter eins, das die hauptsächlichsten Begebenheiten der letzten Wochen in folgender Weise schildert:

Wir trafen Bären an; die Hunde kriegten Junge;
 Auch Kuchen buken wir, die schmeckten jeder Zunge.
 Freund Hendriksen, der ist gewiß noch nie gefallen,
 Selbst nicht, als ihn der Bär fast hatte in den Krallen.
 Bei Mogstad das Gewehr hört man sehr oft versagen,
 Und Jacobsen sieht man stets eine Lanze tragen.

Illustrationsproben aus der »Framsjaa«. Auch war da ein langes Lied, das als Thema den »Hunderaub« an Bord der »Fram« behandelte:

Der Hundevogt spazieren geht,
 Kwidewidewit bum bum,
 Nachts mit dem Harpunier noch spät,
 Kwidewidewit bum bum.
 Er trägt die Peitsche stets bei sich
 Kwidewidewit juchheirassa,
 Und schlägt die Hunde fürchterlich,
 Kwidewidewit bum bum.



2. Fram-Leute auf dem Kriegspfade. Unterschied der Fußbekleidung »Modell Sverdrup« und der Lappländer.

Der andre ist ein Mann des Lichts,
Kwidewidewit bum bum,
Gleich der Laterne gilt ihm nichts,
Kwidewidewit bum bum;
Er schildert gern, wie er voll List,
Kwidewidewit juchheirassa,
Dem Bären einst entkommen ist,
Kwidewidewit bum bum.



3. Fram-Leute noch immer auf dem Kriegspfade.

Als plötzlich einen Bär'n sie sehn,
Kwidewidewit bum bum –

Die Meute will vor Furcht vergehn,
Kwidewidewit bum bum –
Macht sich der Vogt rasch auf die Bein',
Kwidewidewit juchheirassa.
Der andre langsam hinterdrein,
Kwidewidewit bum bum.

u. s. w.

Unter den Anzeigen fanden sich folgende:

Fechtunterricht.

Infolge der Verschiebung unserer Abreise auf unbestimmte Zeit kann noch eine beschränkte Zahl von Schülern zum Unterricht sowol im Fechten als auch im Boxen angenommen werden.

Majakoff, Boxlehrer.

(Nächste Thür beim Doctor.)

Ferner:

Wegen Mangel an Platz steht Pumpengasse⁵⁶ Nr. 2 gegenwärtig infolge besonderer Vereinbarung eine Partie alter Kleidungsstücke zum Verkauf. Nachdem wiederholte Aufforderungen, sie zu entfernen, wirkungslos geblieben sind, bin ich gezwungen, in dieser Weise darüber zu verfügen. Die Kleidungsstücke sind vollständig frisch, da sie seit langer Zeit in Salz gelegen haben.

Nach dem Vorlesen der Zeitung kamen Instrumentalvorträge und Gesang, und es war schon spät in der Nacht, als wir das Lager aufsuchten.

Montag, 25. December. Weihnachten. Thermometer 38° C unter Null. Ich unternahm in dem wundervollen Scheine des Vollmonds einen Spaziergang nach Süden, brach aber bei einem neuentstandenen Riß mit einem Bein durch das junge Eis und wurde durch und durch naß. Solch ein Unfall hat aber bei derartigem Frost sehr wenig auf sich; das Wasser erstarrt sofort zu Eis und macht einem nicht sehr kalt, vielmehr fühlt man sich bald wieder trocken.

Zu Hause werden sie jetzt viel an uns denken und uns viele mitleidige Seufzer weihen wegen all der Entbehrungen, die wir in dieser kalten, trostlosen Eisregion zu ertragen haben. Ich fürchte aber, ihr Mitgefühl würde sich abkühlen, wenn sie uns sehen, die bei uns herrschende Fröhlichkeit hören und Zeuge all unserer Behaglichkeit und unseres guten Muthes sein könnten. Ihnen kann es zu Hause kaum besser gehen. Was mich selbst anbetrifft, so habe ich noch niemals ein so sybaritisches Leben geführt und niemals so viel Grund gehabt, die Folgen zu fürchten, die es mit sich bringt. Man höre nur das Menü unsers heutigen Diners:

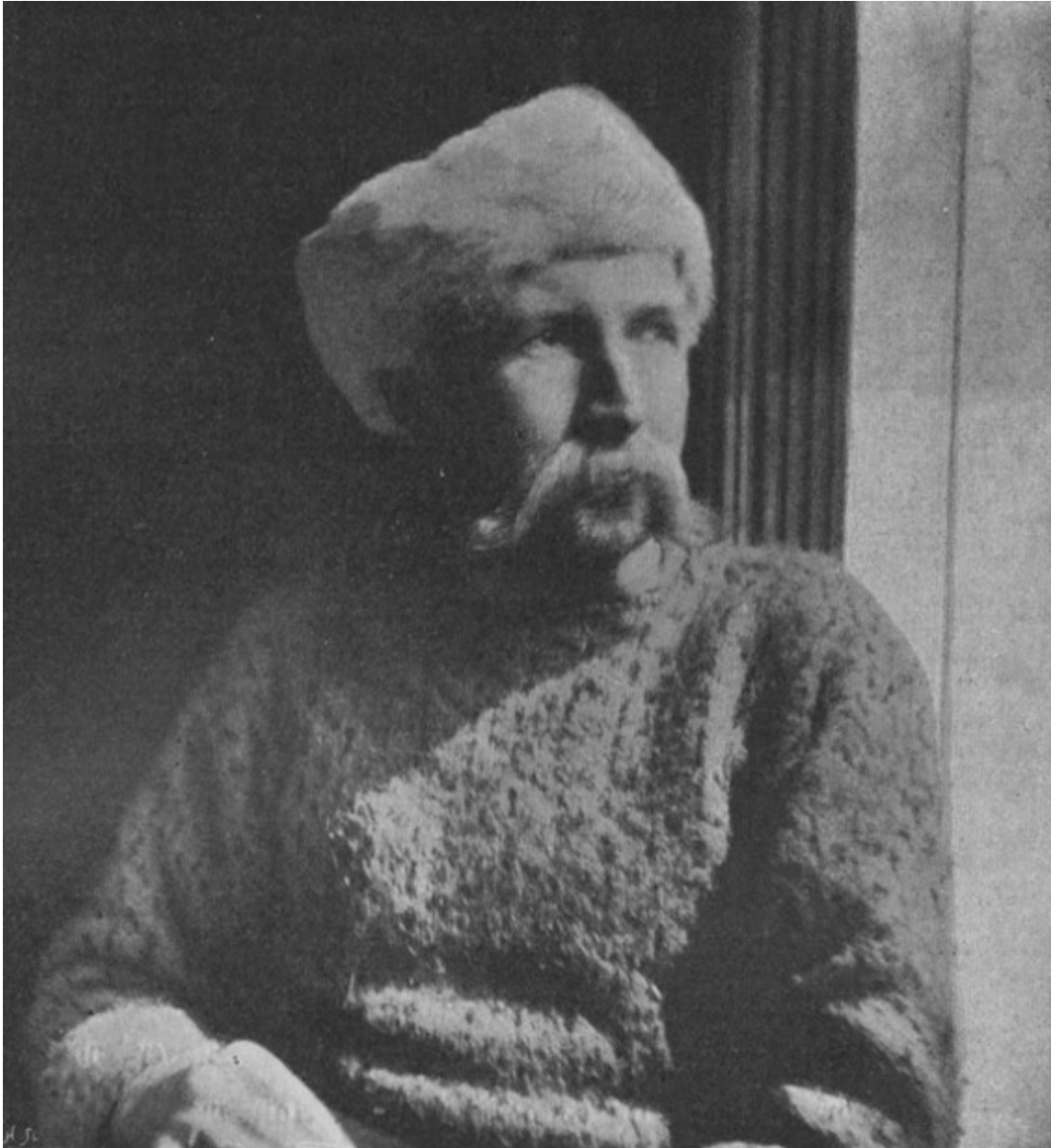
Ochsenschwanzsuppe. Fischpudding mit Kartoffeln und geschmolzener Butter. Renthierbraten mit Erbsen, französischen Bohnen, Kartoffeln und eingemachten Kronsbeeren. Moltebeeren mit Sahne. Kuchen und Marzipan (ein willkommenes Geschenk vom Bäcker der Expedition, den wir dafür segneten).

Und zu alledem das in unserm Welttheil so berühmte Ringnes-Bockbier. Ist das die richtige Art von Diner für Leute, die sich gegen die Schrecken der Polarnacht abhärten sollen?

Wir hatten sämmtlich so viel gegessen, daß das Abendessen ganz ausfallen mußte. Im Laufe des Abends wurde Kaffee servirt mit Ananas-Confect, Honigkuchen, Vanilleschnitten, Cocosnuß-Macronen und verschiedenen andern Kuchen, alles das Werk unsers ausgezeichneten

Kochs Juell. Den Beschluß machten Feigen, Mandeln und Rosinen.

Um die Schilderung dieses Tages zu vervollständigen, möchte ich auch noch das Frühstück angeben: Kaffee, frischgebackenes Brot, herrliche dänische Butter, Chester- und Holländer Käse, Zunge, (Corned beef und Marmelade. Wenn man aber glaubt, daß dies ein besonders gutes Frühstück war, weil wir Weihnachten hatten, so irrt man sich; es war genau, was wir immer hatten, mit Ausnahme des Kuchens, der nicht zu unserer täglichen Kost gehörte.



Adolf Juell, unser Koch.

Fügt man zu all diesen guten Dingen noch unser festgebautes, sicheres Wohnhaus, unsern behaglichen Salon, der von einer großen und mehreren kleinern Petroleumlampen erleuchtet wurde, wenn wir gerade kein elektrisches Licht hatten, die beständige Fröhlichkeit, das Kartenspiel und die große Menge von Büchern mit und ohne Illustrationen, die gute, unterhaltende Lectüre boten, und dann einen tüchtigen, gesunden Schlaf – was konnte man sich Besseres wünschen?

Aber, o Polarnacht, du bist wie ein Weib, ein wunderbar liebliches Weib!

Du besitzt die edeln, reinen Züge antiker Schönheit, aber auch ihre Marmorkälte. Aus deiner hohen, glatten Stirn, rein wie der klare Aether, ist keine Spur von Mitgefühl für die kleinen Leiden des verachteten Menschengeschlechts; auf deiner blassen, schönen Wange ist keine Spur von Gefühl. Deine in den Raum hinauswallenden rabenschwarzen Locken sind vom Reife mit glitzernden Krystallen überstreut. Die stolzen Linien deines Halses, die Rundung deiner Schultern sind so edel, aber, ach, auch so unsagbar kalt; dein keuscher weißer Busen ist gefühllos wie schneebedecktes Eis.

Rein, schön und stolz schwebst du durch den Aether über das gefrorene Meer, und dein aus Strahlen des Nordlichtes gewobenes Gewand bedeckt das Himmelsgewölbe. Nur zuweilen ahne ich ein schmerzliches Zucken deiner Lippen, und aus deinen Augen schaut traumverloren eine unendliche Traurigkeit.

O, wie müde bin ich deiner kalten Schönheit! Es verlangt mich, zum Leben zurückzukehren. Laß mich als Sieger oder als Bettler heimkehren, mir gilt es gleich! Aber laß mich heimkehren, um das Leben neu zu beginnen. Hier vergehen die Jahre; was bringen sie? Nichts als Staub, trockenen Staub, den der erste Windstoß verweht; an seine Stelle tritt neuer Staub, den der nächste Wind wieder fortfeht. Wahrheit? Weshalb macht man immer so viel aus der Wahrheit? Das Leben ist mehr als kalte Wahrheit, und wir leben nur einmal.

Dienstag, 26. December. 38° C unter Null. Es ist die größte Kälte, die wir bisjetzt gehabt haben. Heute unternahm ich einen weiten Gang nach Norden und fand eine von neu entstandenem Eis bedeckte große Rinne mit einer vollständig offenen Wasserfläche in der Mitte. Das Eis schwankte unter meinen Schritten auf und nieder und verursachte eine Wellenbewegung im offenen Teich.

Es war seltsam, den Mondschein wieder einmal zu sehen, wie er sich in den kohlschwarzen Fluten spiegelte; er rief die Erinnerung an wohlbekannte Szenen in mir wach. Ich folgte der Rinne weit hinauf. Da ich in dem nebligen Lichte unter dem Monde die Umrisse hohen Landes zu sehen glaubte, ging ich immer weiter, bis sich letzteres schließlich als eine Wolkenbank hinter den aus dem offenen Wasser aufsteigenden mondbeschiedenen Dünsten erwies. Von einem hohen Eishügel aus sah ich, daß diese Oeffnung sich so weit nach Norden ausdehnte, wie das Auge reichte.

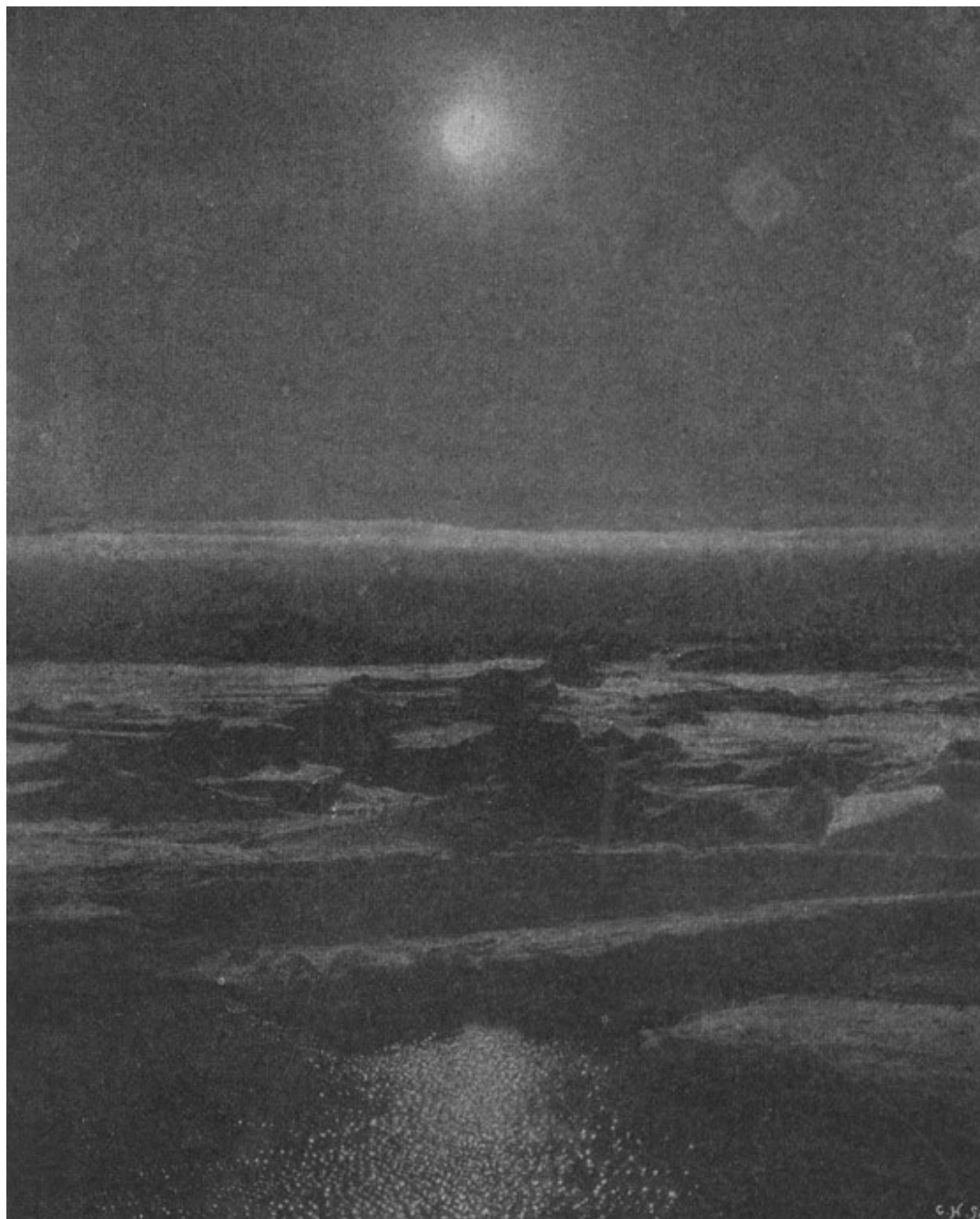
Dasselbe üppige Leben wie gestern; ein Diner von vier Gängen. Um Cigaretten mit Pfeilen nach der Scheibe schießen, war die große Aufregung des heutigen Tages. Pfeile und Scheibe waren Johansen's Weihnachtsgeschenk von Fräulein Fougner.

Mittwoch, 27. December. Heute Nachmittag stellte sich wieder Wind ein, 6-8 Meter in der Secunde; die Windmühle dreht sich wieder, und die Bogenlampe erhellt uns aufs neue das Leben.

Johansen kündigte für den Abend »Großes Schießen bei elektrischem Licht und Freiconcert« an. Schade für ihn, daß er es that, denn er und mehrere andere schossen, bis sie bankrott und bettelarm waren und einer nach dem andern das Schießen unter Zurücklassung seiner Cigaretten aufgeben mußte.

Donnerstag, 28. December. Dicht vor der »Fram« befindet sich eine neu gebildete breite Rinne, in der das Schiff quer liegen könnte. Sie hat sich in letzter Nacht mit Eis bedeckt, in welchem sich heute leichter Eisdruck zeigte. Merkwürdig, wie gleichgültig wir gegen solche Eispressungen sind, die manchem frühern Polarforscher so große Sorge verursacht haben!

Wir haben auch nicht die allergeringste Vorbereitung für einen etwaigen Unfall getroffen, keine Lebensmittel an Deck, kein Zelt, keine Kleidung in Bereitschaft. Das mag wie Leichtsinn aussehen, jedoch ist in Wirklichkeit nicht die geringste Aussicht dafür vorhanden, daß der Eisdruck uns schaden könne: wir wissen jetzt, was die »Fram« vertragen kann.



Der Mond spiegelt sich in den schwarzen Fluten.

Stolz auf unser prachtvolles, starkes Schiff, stehen wir auf dem Deck und beobachten, wie das Eis gegen seine Seiten prallt, hier zermalmt und zerbrochen wird und unter ihm durchgehen muß, während neue Eismassen aus der Dunkelheit heranstürzen, um demselben Schicksal zu verfallen. Hier und dort erhebt sich unter betäubendem Getöse eine große Masse und wirft sich drohend gegen die Verschanzungen, um dann plötzlich wie das andere Eis zu versinken. Zu Zeiten aber,

wenn man in der gewöhnlich todtenstillen Nacht das Gebrüll der fürchterlichen Eispressung hört, kann man doch nicht umhin, sich der Unglücksfälle zu erinnern, die diese unbezähmbare Gewalt schon herbeigeführt hat.

Ich lese gerade die Geschichte von der Expedition Kane's (1853 – 55). Der Unglückliche! Seine Vorbereitungen waren jämmerlich unzureichend. Mir erscheint es als ein leichtsinniges, nicht zu rechtfertigendes Beginnen, mit einer solchen Ausrüstung aufzubrechen. Fast alle Hunde starben an schlechter Nahrung; alle Leute hatten aus demselben Grunde Skorbut, dazu kamen Schneeblindheit, Frostbeulen und allerhand anderes Elend.

Kane bekam eine gesunde, heilige Scheu vor der arktischen Nacht, worüber man sich nicht wundern wird. Er schreibt in seinem Werke:

»Ich fühle, daß wir den Kampf ums Dasein unter ungünstigen Umständen führen, und daß ein arktischer Tag und eine arktische Nacht den Menschen schneller und ernstlicher altern lassen, als ein Jahr irgendwo sonst auf dieser mühseligen Welt.«

An einer andern Stelle schreibt er, es sei für civilisirte Menschen unmöglich, unter solchen Lebensbedingungen nicht zu leiden.

Das waren traurige, aber keineswegs einzig dastehende Erfahrungen. Ein englischer Polarforscher, mit welchem ich mich unterhalten habe, äußerte sich ebenfalls in sehr entmuthigender Weise über das Leben in den Polarregionen und bekämpfte mein gläubiges Vertrauen in die Möglichkeit, den Skorbut zu verhüten. Er war der Meinung, daß Skorbut unvermeidlich und noch keine Expedition ihm entgangen sei, wenn auch einige ihm einen andern Namen gegeben hätten; nach meiner Ansicht eine einigermaßen niederdrückende Auffassung der Dinge. Glücklicherweise bin ich aber in der Lage zu behaupten, daß diese Ansicht nicht gerechtfertigt ist, und ich bin neugierig, ob nicht beide Forscher anderer Ansicht würden, wenn sie hier wären.

Was mich selbst betrifft, so kann ich sagen, daß die arktische Nacht keinen alternden oder schwächenden Einfluß irgendwelcher Art auf mich ausgeübt hat: im Gegentheil, ich schein jünger zu werden. Diese ruhige, regelmäßige Lebensweise bekommt mir außerordentlich gut, und ich kann mich keiner Zeit erinnern, in welcher ich mich in besserem Gesundheitszustand befand als gerade jetzt. Ich weiche so sehr von jenen Autoritäten ab, daß ich diese Region als ein ausgezeichnetes Sanatorium für Fälle von Nervosität und allgemeiner Schwäche empfehlen möchte. Das in aller Aufrichtigkeit.

Fast schäme ich mich des Lebens, das wir führen. Ohne alle jene so düster geschilderten Leiden der langen Winternacht, die von einer gehörig aufregenden arktischen Expedition unzertrennlich sein sollten. Wir werden darüber nichts zu schreiben haben, wenn wir wieder nach Hause kommen.

Dasselbe, was ich von mir gesagt habe, kann ich auch von meinen Gefährten behaupten: sie sehen sämmtlich gesund und wohlgenährt aus und erfreuen sich des besten Befindens; keins jener traditionellen blassen, hohlwangigen Gesichter, keine Niedergeschlagenheit. Niemand könnte darüber im Zweifel sein, wenn er das im Salon erschallende Gelächter hört, das Spielen mit den »schmierigen Karten« (vgl. das Lied Juell's) beobachtet.

Aber woher sollte auch wol Krankheit kommen? Bei der allerbesten Nahrung jeder Art, so viel wir Lust haben, und in solcher Mannigfaltigkeit, daß selbst der Wählerischste ihrer nicht überdrüssig würde; bei guter Wohnung, guter Kleidung, guter Ventilation, Bewegung in der freien Luft nach Belieben, keiner Ueberanstrengung bei der Arbeit; bei lehrreichen und

amüsanten Büchern jeder Art, Erholung bei Karten-, Schach-, Domino- und Halma-Spiel, bei Musik und Geschichtenerzählen – wie könnte da wol jemand krank werden? Hin und wieder höre ich eine Bemerkung, die vollständige Zufriedenheit mit unserm Leben kundgibt. Wahrlich, das ganze Geheimniß liegt in der vernünftigen Anordnung der Dinge, und namentlich darin, daß man vorsichtig mit der Nahrung ist.



Johansen und Scott-Hansen beim Halma-Spiel.

Was meiner Ansicht nach eine besonders gute Wirkung auf uns ausübt, ist, daß wir alle zusammen in einem Salon leben, wo alles gemeinsam ist. Soviel ich weiß, ist dies das erste mal, daß ein solcher Versuch gemacht worden ist; aber er ist sehr zu empfehlen.

Einige der Leute klagen, wie ich höre, über Schlaflosigkeit, die allgemein als eine unvermeidliche Folge der arktischen Dunkelheit betrachtet wird. Soweit meine Person in Frage kommt, kann ich sagen, daß ich davon noch nichts gespürt habe; ich schlafe bei Nacht ganz vortrefflich. Ich glaube nicht recht an diese Schlaflosigkeit, aber ich gestatte mir auch kein Nachmittagsschläfchen, dem die meisten der anderen sich hingeben. Wenn sie am Tage mehrere Stunden ruhen, so dürfen sie doch nicht erwarten, nachts ebensogut zu schlafen. »Einen Theil seiner Zeit muß man wach sein«, sagt Sverdrup.

Sonntag, 31. December. Der letzte Tag des Jahres ist gekommen. Es ist ein langes Jahr gewesen und hat viel Gutes und Schlimmes gebracht. Es begann mit Gutem, indem es mit Klein-Liv ein Glück so neu, so seltsam schenkte, daß ich anfänglich gar nicht daran glauben mochte. Aber schwer, unaussprechlich schwer war dann der Abschied; kein Jahr hat mir schlimmere Pein verursacht als dieses. Und seitdem ist mir die ganze Zeit ein einziges sehnsüchtiges Verlangen gewesen.

Willst von Pein du frei sein und von Leid,
Darfst nichts lieben du allhier auf Erden.

Aber es gibt noch Härteres als sehnsüchtiges Verlangen! Alles, was gut und schön ist, kann in seinem Schutze gedeihen; alles würde vorbei sein, wenn wir aufhörten zu verlangen.

Endlich bist du doch abgethan, altes Jahr! Du hast uns nicht so weit gebracht, wie du hättest sollen; und doch hättest du es noch schlimmer machen können, du bist trotz alledem nicht so ganz schlecht gewesen. Sind nicht alle unsere Hoffnungen und Berechnungen gerechtfertigt worden, und treiben wir jetzt nicht gerade da, wo ich es gewünscht und gehofft hatte? Nur eins war verkehrt – ich habe nicht gedacht, daß die Drift in so vielen Zickzack-Zügen vor sich gehen würde.

Einen schönern Sylvesterabend hätte es nicht geben können. Das Nordlicht erstrahlt in wundervollen Farben und Lichtstreifen über dem ganzen Himmel, namentlich aber im Norden. Tausende von Sternen funkeln zwischen dem Nordlicht am blauen Firmament. Nach allen Seiten dehnt sich das Eis endlos und schweigend in die Nacht hinaus; die reifbedeckte Takelung der »Fram« hebt sich scharf und dunkel gegen den leuchtenden Himmel ab.



1. Scott-Hansen. 2. Johansen. 3. Nansen. 4. Pettersen. 5. Nordahl. 6. Amundsen. 7. Bentsen. 8. Juell. 9. Hendriksen. 10. Mogstad. 11. Jacobsen. 12. Blessing. 13. Sverdrup.

Anrede an die Gefährten.

Die Zeitung wurde vorgelesen; sie enthält diesmal nur Verse, unter anderm folgendes Gedicht:

An das neue Jahr.

Dem alten Jahre ernst und eifrig nachzustreben,
Mußt du, mein Junge, dir recht viele Mühe geben;
Und kannst du dieses erst durch Thaten uns beweisen,
Dann werden wir dereinst ganz sicherlich dich preisen.
Wenn du uns weiter bringst, machst Freude du uns allen.
Doch liegen wir hier still, kann uns das nicht gefallen.
Im alten Jahr die Fahrt, fast kann als gut sie gelten,
Sei ihm darin nur gleich, sonst müssen wir dich schelten.

Und kommt heran die Zeit, befrei' uns aus dem Eise,
Dem festen, und verhilf uns zu dem großen Preise,
Denn hoffentlich sind wir, zu unserm Wohle,
Am nächsten Weihnachtsfest schon jenseits von dem Pole.

Im Laufe des Abends wurden wir mit Ananas, Feigen, Kuchen und Confect bewirthet, und gegen Mitternacht brachte Hansen Grog und Nordahl Cigarren und Cigaretten herbei.

In dem Augenblicke, als das Jahr zu Ende ging, standen wir alle auf, und ich mußte ein paar Worte sprechen: daß das alte Jahr trotz allem ein gutes gewesen sei, und daß ich hoffe, das neue würde nicht schlimmer ausfallen; daß ich ihnen für ihre gute Kameradschaft danke und überzeugt sei, daß unser Beisammensein in diesem Jahre ebenso behaglich und angenehm sein werde wie in dem verflossenen. Dann sangen sie die Lieder, die man uns bei den Abschiedsfesten in Christiania und Bergen gewidmet hatte:

O, wein' nicht, Mutter, ihnen gabst
Du selbst den Wunsch, zu schweifen
Fern von der Heimat, in Gefahr
Und Nacht herumzustreifen.
Du wiesest nach dem offenen Meer,
Nach Norden zu entfalten
Die weißen Segel – jetzt kannst du
Nicht mehr zurück sie halten.

Ja, Mutter, deine Söhne sind's,
Stolz magst du auf sie schauen.
Trotz der Gefahren mannigfach
Kannst fest du auf sie bauen.
Und kommt der Tag, an dem die »Fram«
Zur Heimat kehret wieder,
Trotz Zähren werden tausendfach
Ertönen Jubellieder. *E. N.*

Darauf verlas ich den letzten Gruß, den wir in Tromsö erhalten hatten, ein Telegramm von Moltke Moe:

Auf der Fahrt recht viel Glück!
Wo auf See ihr auch seid,
Zeig' die Sonn' sich dem Blick,
Helf' der Wind alle Zeit.
Möge öffnen das Eis
Rings herum sich im Kreis,
Daß das Schiff seine Bahn
Immer fortsetzen kann,
Wenn auch gleich hinterher
Wieder zufriert das Meer.

Niemals fehl' euch Kraft, desgleichen
Wärme, Hoffnung und Proviant,
»Fram« wird dann den Pol erreichen,
Kehr'n zurück zum Heimatland.
Nochmals dir, den deinen allen

Auf der schweren Fahrt viel Glück!
Brausend Willkomm' wird erschallen,
Kehrst zur Heimat du zurück.

Hierauf lasen wir einige von Vinje's Gedichten und sangen dann Lieder aus der »Framsjaa«
u.a.m.

Es wird wundernehmen, daß wir das neue Jahr schon begrüßt haben, während es zu Hause erst in acht Stunden beginnt. Jetzt ist es beinahe 4 Uhr morgens. Ich hatte beabsichtigt aufzubleiben, bis es auch in Norwegen Neujahr sein würde; aber nein, lieber gehe ich zu Bett und schlafe und träume, ich sei zu Hause.

Montag, 1. Januar 1894. Das Jahr fing gut an. Ich wurde durch Juell's fröhliche Stimme geweckt, der mir viel Glück zum neuen Jahre wünschte und gekommen war, mir eine Tasse Kaffee ans Bett zu bringen – köstlichen Mokka, sein Weihnachtsgeschenk von Fräulein Fougner.

Es ist schönes, klares Wetter bei einem Thermometerstande von 38° C unter Null. Fast scheint es mir, als ob die Dämmerung im Süden zuzunehmen beginne; der obere Rand derselben war heute 14° über dem Horizonte.

Um 6 Uhr nachmittags hatten wir ein besonders gutes Diner:

Tomaten-Suppe Kabeljau-Rogen mit zerlassener Butter und Kartoffeln. Renthierbraten mit grünen Erbsen, Kartoffeln und eingemachten Kronsbeeren. Moltebeeren mit Milch.

Ringnes-Bier.

Ich weiß nicht, ob das Menu den Eindruck großer Leiden und Entbehrungen zu erwecken geeignet ist.

Ich liege in meiner Koje, schreibe, lese und träume. Es ist immer ein seltsames Gefühl, wenn man zum ersten mal die Zahl des neuen Jahres schreibt. Dann erst erfaßt man die Thatsache, daß das alte Jahr der Vergangenheit angehört, daß das neue Jahr da ist und man sich bereit halten muß, sich damit herumzubalgen. Wer weiß, was es bringen wird? Gutes und Schlimmes ohne Zweifel, aber meist Gutes. Dieses kann doch nur sein, daß wir unserem Ziel und der Heimat entgegengehen.

Reich ist das Leben und rosengeschmückt;
Schau hinein in eine Welt der Träume.

Ja, führe uns, wenn nicht an unser Ziel – das würde noch zu früh sein – so doch wenigstens in der Richtung desselben; stärke unsere Hoffnung, aber vielleicht – nein, kein vielleicht!

Diese meine wackeren Jungen verdienen, Erfolg zu haben. In ihren Gedanken herrscht kein Zweifel. Ein jeder hat sein ganzes Herz daran gesetzt, nordwärts zu kommen; ich lese es in ihren Gesichtern, es glänzt aus jedem Auge. Jedesmal, wenn wir vernehmen, daß wir südwärts treiben, erklingt ein einziger Seufzer der Enttäuschung, aber auch ein Seufzer der Erleichterung, wenn wir wieder nordwärts, dem Unbekannten entgegen, zu gehen beginnen. Sie vertrauen mir und meinen Theorien.

Was aber, wenn ich mich getäuscht habe und sie in die Irre führe? O, ich könnte mir nicht helfen. Wir sind die Werkzeuge von Mächten über uns; wir sind unter glücklichen und unglücklichen Sternen geboren. Bisjetzt habe ich unter einem glücklichen Stern gelebt; soll sein Licht verdunkelt werden? Ich bin nicht abergläubisch, aber ich glaube an meinen Stern.

Und Norwegen, unser Vaterland, was hat das alte Jahr dir gebracht, und was wird das neue dir bringen? Zwecklos, darüber nachzudenken; aber ich schaue auf unsere Bilder, die Geschenke von Werenskiold, Munthe, Kitty Kielland, Skredsvig, Hansteen, Eilif Peterssen, und bin zu Hause, zu Hause!

Mittwoch, 3. Januar. Die alte Rinne, 400 Meter vor der »Fram«, hat sich wieder geöffnet, ein großer Spalt mit einer Eis- und Reifdecke.

Sobald sich bei dieser Temperatur Eis bildet, scheidet sich infolge des Frostes an der Oberfläche der Salzgehalt aus, der wieder zu hübschen Blumen gefriert, die Aehnlichkeit mit Rauhrost haben. Die Temperatur ist zwischen 39° und 40° C unter Null; aber wenn hierzu noch ein schneidender Wind mit einer Geschwindigkeit von 3-5 Meter in der Secunde kommt, dann muß man zugeben, daß es »ziemlich kühl im Schatten« ist.

Sverdrup und ich waren heute derselben Meinung, daß die Weihnachtstage jetzt lieber aufhören und wir die gewöhnliche Lebensweise wieder anfangen sollten; allzulange Unthätigkeit sei nicht gut für uns. Man kann das Leben, das wir führen, weder arbeitsvoll noch schwierig nennen; aber es hat den einen Vortheil, daß wir alle damit zufrieden sind, wie es ist.



Hendriksen. Pettersen. Sverdrup. Bentsen.
Die Schmiede an Bord.

Die Leute arbeiten noch im Maschinenraum, hoffen aber, das, was sie am Kessel zu machen haben, in einigen Tagen zu beendigen, und dann ist dort alles fertig. Hierauf muß die Drehbank im Raume aufgestellt und müssen die Werkzeuge für dieselbe geschmiedet werden. Für Schmied Lars gibt es oft Arbeit; dann flammt die Schmiedeesse vorn bei der Back auf und sendet ihre rothe Glut an der reifbedeckten Takelung und höher in die Sternennacht empor, sowie hinaus über die Eiswüste.

Weit in die stille Nacht hinaus hört man die Schläge auf dem Amboß klingen. Wenn man da

draußen allein umherwandert und der wohlbekannte Ton dringt an das Ohr, dann erinnert man sich an weniger einsame Szenen. Während man stillsteht und schaut, bewegt sich vielleicht ein Licht auf dem Deck entlang und langsam in den Wanten hinauf; es ist Johansen, der in die Tonne geht, um die Temperatur abzulesen.

Blessing ist augenblicklich wieder damit beschäftigt, die Blutkörperchen zu zählen und die Stärke des Hämoglobin zu schätzen. Zu diesem Zwecke zapft er jeden Monat jeder Mutter Sohn an Bord Blut ab, dieser blutdürstige Geselle, der allem Geschrei gegen die Vivisection hohnlachend Trotz bietet.

Scott-Hansen und sein Assistent stellen Beobachtungen an. Die meteorologischen Ablesungen, die alle vier Stunden notirt werden, sind das besondere Departement Johansen's.

Erst liest er an Deck Thermometer, Hygrometer und Thermograph ab – später wurden sie auf dem Eise aufgestellt – dann Barometer, Barograph und Thermometer im Salon und darauf die Minimum- und Maximum-Thermometer in der Tonne, letztere um die Temperaturen aus einer höhern Luftschicht zu bekommen. Alsdann liest er die auf dem Eise befindlichen Thermometer ab, an denen die Oberflächenausstrahlung gemessen wird, und vielleicht geht er auch noch in den Raum, um nachzusehen, wie die Temperatur dort ist.

Astronomische Beobachtungen werden in der Regel jeden zweiten Tag angestellt, um unsere Position zu bestimmen und uns bezüglich der krebsartigen Fortschritte, die wir machen, auf dem Laufenden zu halten.



Nocturno.

Diese Beobachtungen bei einem Thermometerstande zwischen -30° und -40° C anzustellen, ist ein zweifelhaftes Vergnügen; still an Deck stehen, an den feinen Instrumenten arbeiten und die Metallschrauben mit den bloßen Fingern anziehen, ist nicht gerade angenehm. Oft müssen die Beobachter die Arme zusammenschlagen und auf Deck stark trampelnd hin und her laufen.

Haben sie so einen donnernden Negertanz über unseren Köpfen ausgeführt, wobei das ganze Schiff erschüttert wird, und erscheinen sie wieder im Salon, so werden sie hier mit lautem Lachen empfangen und ganz unschuldig gefragt, ob es an Deck kalt gewesen sei.

»Nicht im geringsten«, sagt Hansen, »gerade eine mollige Temperatur.«

»Aber sind Ihnen die Füße nicht kalt geworden?«

»Nein, das kann ich nicht gerade sagen, doch werden einem die Finger manchmal ein wenig steif.«

Ihm waren nämlich gerade zwei Finger erfroren, und doch weigerte er sich, einen der Anzüge aus Wolfsfell zu tragen, die ich für die Meteorologen herausgegeben hatte.

»Es ist dazu noch zu mild«, meinte er, »und es ist nicht gut, wenn man sich verzärtelt.«

Ich glaube, das Thermometer stand 40° C unter Null, als Hansen eines Morgens in Hemd und Unterbeinkleidern an Deck stürzte, um eine Beobachtung anzustellen; er behauptete, er habe keine Zeit gehabt, erst Kleider anzuziehen.

Zu gewissen Zeiten werden von Scott-Hansen und Johansen auch magnetische Beobachtungen auf dem Eise angestellt. Ich schaue ihnen zu, wie sie dort mit ihren Laternen stehen und sich über ihre Instrumente beugen. Im nächsten Augenblick sehe ich sie über die Scholle dahin stürmen; dabei schwingen sie die Arme, wie eine Windmühle ihre Flügel bei einer Windgeschwindigkeit von, 10-12 Meter, aber dennoch ist es »durchaus nicht kalt«.

Ich kann nicht umhin, an das zu denken, was ich in den Berichten über einige frühere Expeditionen gelesen habe: daß es bei solchen Temperaturen unmöglich sei, Beobachtungen anzustellen. Es müßte schon schlimmer kommen, um unsere Leute zu veranlassen, ihre Thätigkeit aufzugeben. In den Pausen zwischen den Beobachtungen und Berechnungen höre ich in Hansen's Kabine murmeln; es bedeutet, daß der Principal beschäftigt ist, seinem Assistenten eine Dosis Astronomie oder Nautik beizubringen.



Barometercontrole durch Johansen und Scott-Hansen.

Es ist schrecklich, wieviel jetzt abends im Salon Karten gespielt wird; der Spielteufel geht um bis

tief in die Nacht hinein, und selbst unser musterhafter Sverdrup ist von ihm besessen. Sie haben zwar noch nicht das Hemd vom Leibe verspielt, buchstäblich haben aber einige von ihnen das Brot vom Munde weg verspielt; zwei arme Teufel mußten sich einen ganzen Monat ohne frisches Brot behelfen, weil sie ihre Rationen an ihre Gegner verloren hatten. Aber trotz alledem ist unser Kartenspiel eine gesunde, harmlose Erholung, die zu vielem Lachen, Scherzen und Vergnügen Veranlassung gibt.

Ein irisches Sprichwort sagt: »Sei glücklich; wenn du nicht glücklich sein kannst, sei sorglos, und wenn du nicht sorglos sein kannst, sei wenigstens so sorglos wie möglich.« Das ist eine gute Philosophie, welche –, doch nein, was brauchen wir Sprichwörter, wo doch das Leben thatsächlich glücklich ist!

In voller Aufrichtigkeit brach Amundsen gestern in die Worte aus: »Ja, ist es nicht gerade wie ich sage? Wir sind die glücklichsten Menschen auf der Erde, daß wir hier leben können, wo wir keine Sorgen haben, alles erhalten, ohne uns darum bemühen zu müssen, und in jeder möglichen Weise schöne 'raus sind!« Hansen war ebenfalls der Ansicht, daß es sicherlich ein sorgenfreies Leben sei. In ähnlicher Weise äußerte sich Juell vor kurzem; was ihm am meisten zu gefallen scheint, ist, daß es hier keine Vorladungen, keine Gläubiger und keine Rechnungen gibt.

Und ich? Auch ich bin glücklich! Es ist ein bequemes Leben; nichts was schwer auf mir lastet, keine Briefe, keine Zeitungen, nichts Störendes, gerade das klösterliche, weltverlorene Dasein, das in jüngeren Jahren mein Traum war, als ich mich nach Ruhe sehnte, um mich meinen Studien hinzugeben.

Sehnsüchtiges Verlangen ist, selbst wenn es stark und traurig ist, keine Unglückseligkeit. Der Mensch hat fürwahr kein Recht, anders als glücklich zu sein, wenn das Schicksal ihm gestattet, seinen Idealen zu folgen, und ihn von den ermüdenden Lasten und Sorgen des täglichen Lebens befreit, damit er mit klarerem Blicke einem hohen Ziele zustreben kann.

»Wo Arbeit ist, kann der Erfolg nicht fehlen«, sagt ein Dichter des Landes der Arbeit. Ich arbeite, so hart ich kann, und hoffe daher, daß der Erfolg mir demnächst einen Besuch abstatten werde. Ich liege auf dem Sopha, lese von Kane's Unfällen, trinke Bier, rauche Cigaretten – die Wahrheit zwingt mich zu gestehen, daß ich diesem Laster verfallen bin, das ich so sehr verdamme, aber das Fleisch ist schwach. Ich blase die Rauchwolken in die Luft und gebe mich angenehmen Träumen hin. Das ist freilich harte Arbeit, aber ich muß damit fertig werden, so gut ich kann.

Donnerstag, 4. Januar. Es scheint, als ob das Dämmerlicht jetzt sehr wahrnehmbar zunähme, doch ist das möglicherweise auch nur Einbildung. Trotz der Thatsache, daß wir wieder nach Süden treiben, bin ich guter Laune. Was kommt es schließlich darauf an? Vielleicht ist der Gewinn für die Wissenschaft ebenso groß, und möglicherweise ist der Wunsch, den Nordpol zu erreichen, nur ein Ausfluß der Eitelkeit.

Ich habe jetzt eine sehr gute Anschauung davon, wie es dort oben am Pole sein muß. (Das gefällt mir, wird der Leser sagen.) Die Tiefsee hier ist verbunden mit der Tiefsee des Atlantischen Oceans und ist ein Theil desselben – daran kann gar kein Zweifel sein. Und habe ich nicht gefunden, daß die Dinge genau so gingen, wie ich berechnet hatte, daß sie unbedingt so geschehen müßten, wenn wir nur günstigen Wind hätten? Haben nicht vor uns schon viele auf günstigen Wind warten müssen? Und was die Eitelkeit betrifft – das ist eine Kinderkrankheit, die längst überstanden ist.

Alle Berechnungen, mit nur einer Ausnahme, haben sich als richtig erwiesen. Wir haben den Weg längs der Küste von Asien gemacht, was uns, wie viele prophezeiten, große Schwierigkeiten

bereiten würde. Wir haben weiter nach Norden segeln können, als ich selbst in den kühnsten Augenblicken zu hoffen gewagt, und gerade nach demjenigen Meridian, den ich mir gewünscht hatte. Wir sind vom Eise eingeschlossen, wie ich es ebenfalls gewünscht hatte. Die »Fram« hat die Eispressungen prachtvoll ausgehalten und läßt sich, ohne nur zu krachen, durch den Eisdruck in die Höhe heben, obwol sie schwerer mit Kohlen beladen ist und einen größern Tiefgang besitzt, als wir bei Aufstellung unserer Berechnungen angenommen hatten. Und dabei hatten die Erfahrensten in diesen Sachen ihr und uns sichern Untergang prophezeit.

Ich habe das Eis nicht höher und schwerer gefunden, als ich erwartet hatte, und die Behaglichkeit, Wärme und gute Ventilation an Bord gehen weit über meine Erwartungen hinaus. An unserer Ausrüstung fehlt nichts, und unsere Beköstigung ist außergewöhnlich gut. Nach Blessing's und meinem übereinstimmenden Urtheil vor einigen Tagen ist sie so gut wie zu Hause; da ist nichts, wonach wir Verlangen trügen. Selbst der Gedanke an ein Beefsteak à la Chateaubriand oder ein Schweinscotelett mit Champignons und eine Flasche Burgunder kann uns den Mund nicht wässerig machen; wir fragen gar nichts nach solchen Dingen.

Die Vorbereitungen für die Expedition haben mich mehrere kostbare Jahre meines Lebens gekostet, aber jetzt beklage ich sie nicht: mein Zweck ist erreicht. Auf dem Treibeise führen wir ein Winterleben, das nicht nur in jeder Beziehung besser ist als das früherer Expeditionen, sondern thatsächlich, als ob wir ein kleines Stück von Norwegen, von Europa mitgebracht hätten. Es geht uns hier ebenso gut, als wenn wir zu Hause wären. Alle zusammen in einer Kajüte, wo alles gemeinsam ist, bilden wir einen kleinen Theil des Vaterlandes, und wir schließen uns täglich inniger und fester zusammen.

Nur in *einem* Punkte haben meine Berechnungen sich als unrichtig erwiesen, und leider in einem der wichtigsten.

Ich hatte ein seichtes Polarmeer vorausgesetzt, da die aus diesen Gegenden bekannte größte Tiefe, die von der »Jeannette« gefunden war, bisjetzt 150 Meter betrug, und ich calculirte, daß alle Strömungen in dem seichten Polarmeer einen starken Einfluß ausüben würden, sowie daß an der asiatischen Seite der von den sibirischen Flüssen veranlaßte Strom stark genug sein müsse, um das Eis eine gute Strecke nach Norden zu treiben. Nun aber finde ich hier schon eine Tiefe, die wir mit unserer ganzen Leine nicht messen können, eine Tiefe von gewiß 1800 Meter und möglicherweise dem Doppelten.

Es hat dies sofort jegliches Vertrauen zu der Wirkung der Strömung über den Haufen geworfen; wir finden entweder gar keine oder nur eine sehr geringe Strömung, und unsere einzige Hoffnung beruht jetzt auf den Winden. Columbus entdeckte Amerika durch eine falsche Berechnung, die nicht einmal von ihm selbst herrührte; nur der Himmel weiß, wohin mein Irrthum uns führen wird. Ich wiederhole nur, das sibirische Treibholz an der Küste von Grönland kann nicht lügen, und den Weg, den es gemacht hat, müssen auch wir gehen.

Montag, 8. Januar. Klein-Liv ist heute ein Jahr alt; zu Hause wird Festtag sein. Als ich nach dem Essen auf dem Sopha lag und las, steckte Peder den Kopf durch die Thür und forderte mich auf, nach oben zu kommen und mir einen merkwürdigen Stern anzusehen, der sich soeben über dem Horizont zeige und wie das Feuer einer Bake scheine.

Ich bekam fast einen Schreck, als ich an Deck kam und im Süden gerade über dem Rande des Eises ein starkes rothes Licht sah, das funkelte und die Farbe veränderte. Es sah gerade aus, als ob jemand mit einer Laterne über das Eis käme. Ich glaube wirklich, ich habe einen Augenblick meine Umgebung so weit vergessen, daß ich dachte, es nähere sich in der That jemand von Süden her. Es war die Venus, die wir heute zum ersten mal sahen, da sie bisjetzt unter dem Horizont

gestanden hatte. Sie war wunderschön mit ihrem rothen Licht.

Seltsam, daß das gerade heute geschehen muß. Es muß Liv's Stern sein, ebenso wie der Jupiter der Heimatsstern ist. Und Liv's Geburtstag ist ein Glückstag – wir sind wieder auf dem Wege nach Norden! Nach unseren Beobachtungen sind wir sicher nördlich vom 79. Grade. An meinem Hochzeitstage, 6. September, begann der günstige Wind zu wehen, der uns die asiatische Küste entlang führte; vielleicht hat Liv's Geburtstag uns in eine günstige Strömung gebracht und unternehmen wir unter ihrem Stern den wirklichen Aufbruch nach dem Norden.

Freitag, 12. Januar. Gegen 10 Uhr morgens war heute Eispressung in der Oeffnung vor dem Schiffe, doch konnte ich keine Bewegung bemerken, als ich etwas später dort war und die Oeffnung eine Strecke nach Norden verfolgte. Bei einem Thermometerstande von -40° C und einem Winde, der einem mit der Geschwindigkeit von 5 Meter gerade ins Gesicht weht, ist das Gehen ein ziemlich kaltes Stück Arbeit.

Unter Liv's Stern treiben wir jetzt gewiß rasch nach Norden. Uebrigens ist es doch nicht so ganz gleichgültig, ob wir nach Norden oder nach Süden gehen. Geht die Drift nordwärts, so scheint neues Leben in mich einzuströmen, und die Hoffnung, die ewig junge, sprießt neu und grün unter dem Winterschnee hervor. Ich sehe den Weg offen vor mir und in der Ferne die Heimkehr – ein zu großes Glück, um ganz daran zu glauben.

Sonntag, 14. Januar. Wiederum Sonntag. Die Zeit verfliegt beinahe schnell, und jeden Tag wird es heller.

Heute herrschte große Aufregung, als die Beobachtungen von gestern Abend ausgerechnet wurden. Alle vermutheten, daß wir wieder eine weite Strecke nach Norden gekommen sein müßten; einige meinten bis auf $79^{\circ} 18'$ oder $20'$, andere bestanden, wie ich glaube, auf 80° . Nach der Rechnung stehen wir auf $79^{\circ} 19'$ nördlicher Breite und $137^{\circ} 31'$ östlicher Länge. Ein guter Schritt vorwärts!

Gestern war das Eis ruhig, heute Morgen fand aber an verschiedenen Stellen wieder beträchtlicher Eisdruck statt. Der Himmel mag wissen, wodurch derselbe jetzt, eine ganze Woche nach Neumond, verursacht wird. Ich unternahm einen weiten Marsch nach Südwesten und gerieth mitten in die Eispressungen hinein.

Das Zusammenschieben begann gerade, wo ich stand, mit donnerndem Getöse unter mir und auf allen Seiten; ich sprang und rannte wie ein Hase, gerade als ob ich noch nie so etwas gehört hätte; es kam so unerwartet. Das Eis war dort im Süden merkwürdig flach; je weiter ich ging, desto flacher wurde es, und dabei war die Oberfläche ganz vorzüglich geeignet für Schlittenfahrten. Auf solchem Eise könnte man täglich viele Meilen fahren.

Montag, 15. Januar. Morgens sowol wie mittags fanden heute vorn Eispressungen statt, doch hörten wir das lauteste Getöse von Norden her. Sverdrup, Mogstad und Peder machten sich daher in dieser Richtung auf den Weg, mußten aber vor einer großen offenen Rinne Halt machen. Später marschirten Peder und ich eine weite Strecke nach Nordnordost, an einer großen Oeffnung vorbei, an deren Rand ich bereits Weihnachten entlang gegangen war. Es war blankes, flaches Eis, eine prächtige Schlittenbahn, und wurde immer besser, je weiter wir nach Norden kamen.

Je länger ich hier umherstreife und dieses Eis nach allen Richtungen hin ansehe, desto stärker erfaßt mich ein Plan, mit dem ich in Gedanken schon lange umgegangen bin.

Mit Hunden und Schlitten würde es möglich sein, auf diesem Eise den Pol zu erreichen, wenn man das Schiff allen Ernstes verließ und den Rückweg in der Richtung auf Franz-Joseph-Land,

Spitzbergen oder die Westküste von Grönland antreten würde. Für zwei Leute könnte man es fast als eine leichte Expedition bezeichnen.

Allein, es würde voreilig sein, im Frühjahr aufzubrechen. Erst müssen wir sehen, welche Drift der Sommer bringt. Und wenn ich darüber nachdenke, halte ich es doch für zweifelhaft, ob es richtig sein würde, mich zu entfernen und die andere zu verlassen. Man denke sich nur, wenn *ich* nach Hause käme und *sie* nicht!

Und doch bin ich hierher gekommen, um die unbekanntenen Polarregionen zu erforschen; dafür haben die Norweger ihr Geld hergegeben, und es ist sicherlich meine erste Pflicht, zu thun, was ich kann. Ich muß die Drift noch einer längeren Probe unterziehen; allein, wenn wir dadurch nach einer verkehrten Richtung geführt werden, dann bleibt nichts anderes übrig, als den andern Plan zu versuchen, komme danach, was da wolle.

Dienstag, 16. Januar. Heute ist das Eis ruhig. Betäubt ein das sehnsüchtige Verlangen oder schleift dasselbe sich ab und verwandelt sich schließlich in Dummheit? O, dieses brennende Verlangen bei Nacht und bei Tage war Glückseligkeit! Jetzt hat sich sein Feuer aber in Eis verwandelt. Weshalb scheint die Heimat in so weiter Ferne zu liegen? Sie ist der Lebensnerv des Menschen; ohne sie ist das Leben so leer, so öde, nichts als tödliche Leere.

Ist es die Ruhelosigkeit des Frühlings, die über den Menschen zu kommen beginnt? Der Wunsch nach Thätigkeit, nach etwas, das sich von diesem gleichgültigen, entnervenden Leben unterscheidet? Ist die Menschenseele nichts weiter als eine Aufeinanderfolge von Stimmungen und Gefühlen, die sich so unberechenbar verändern wie der Wind? Vielleicht ist mein Gehirn übermüdet; Tag und Nacht sind meine Gedanken auf den einen Punkt gerichtet gewesen, auf die Möglichkeit, den Pol zu erreichen und wieder nach Hause zu kommen. Vielleicht ist es Ruhe, was ich brauche, um zu schlafen, zu schlafen! Fürchte ich mich, das Leben zu wagen? Nein, das kann es nicht sein.

Aber was mag es sonst sein, das mich zurückhält? Vielleicht ein geheimer Zweifel an der Ausführbarkeit des Planes? Mein Geist ist verwirrt; alles ist in Unordnung gerathen, ich bin mir selbst ein Räthsel. Ich bin abgenutzt und fühle doch keine besondere Ermüdung. Kommt es vielleicht davon, daß ich gestern Abend noch spät gelesen habe? Alles um mich herum ist Leere, und mein Gehirn ist ein weißes Blatt. Ich schaue die Bilder aus der Heimat an, und sie berühren mich seltsam langweilig; ich blicke in die Zukunft, und es kommt mir vor, als sei es mir ziemlich einerlei, ob ich in diesem oder im nächsten Herbste zurückkomme. Wenn ich schließlich überhaupt nur zurückkomme, scheinen mir ein oder zwei Jahre fast nichts zu sein.

So habe ich früher nie gedacht. Ich habe jetzt keinerlei Neigung zum Lesen, zum Zeichnen oder zu irgendeiner andern Thätigkeit. Thorheit! Soll ich versuchen, einige Seiten Schopenhauer zu lesen? Nein, ich will zu Bette gehen, obwol ich nicht schläfrig bin. Vielleicht würde mich, wenn mir die Wahrheit bekannt wäre, ein größeres Verlangen erfüllen als je vorher.

Das Einzige, was mir hilft, ist schreiben, der Versuch, mich auf diesen Blättern auszusprechen und dann mich selbst gleichsam von außen her zu betrachten. Ja, das Leben des Menschen ist nichts als eine Aufeinanderfolge von Gemüthsstimmungen, halb Erinnerung, halb Hoffnung.

Donnerstag, 18. Januar. Der Wind, der gestern Abend einsetzte, hat den ganzen Tag mit einer Geschwindigkeit von 5-6 Meter in der Secunde aus Südsüdost, Südost und Ostsüdost geweht. Er hat uns zweifelsohne eine gute Strecke nach Norden geholfen, scheint aber abzunehmen und ist jetzt, gegen Mitternacht, bis auf 4 Meter gesunken. Das Barometer, das während der ganzen Zeit gestiegen war, hat plötzlich zu fallen begonnen; hoffen wir, daß kein Cyklon über uns weg passirt

und nördlichen Wind bringt. Seltsam, daß bei diesen stärkeren Winden fast stets ein Steigen des Thermometers beobachtet wird; heute stieg es bis -25° C Südlicher Wind von geringerer Geschwindigkeit läßt die Temperatur in der Regel sinken, mäßiger Nordwind steigert sie.

Payer erklärt diese Steigerung der Temperatur bei starken Winden damit, daß die Luft sich beim Passiren großer Oeffnungen im Eise erwärme. Das kann jedoch kaum richtig sein, wenigstens in unserem Falle nicht, da wir wenig oder gar keine Oeffnungen in der Nähe haben. Viel eher bin ich zu glauben geneigt, daß die Steigerung dadurch verursacht wird, daß Luft aus den höheren Schichten zur Erdoberfläche herabsteigt.

Sicher ist, daß die höhere Luftschicht wärmer ist als die tieferliegende, die mit den infolge Wärmestrahlung abgekühlten schnee- und eisbedeckten Flächen in Berührung tritt. Unsere Beobachtungen beweisen, daß dies so ist. Dazu kommt, daß die Luft bei ihrem Fall durch den steigenden Druck erwärmt wird. Ein starker Wind muß, selbst wenn er nicht aus den oberen Schichten der Atmosphäre kommt, nothwendigerweise einige Verwirrung in die Stellung der verschiedenen Schichten zu einander bringen und die oberen mit den darunter befindlichen vermischen und umgekehrt.

Letzte Nacht hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich war heimgekehrt. Noch fühle ich etwas von der zitternden, mit Furcht gepaarten Freude, mit welcher ich mich dem Lande und der ersten Telegraphenstation näherte. Ich hatte meinen Plan ausgeführt; wir hatten den Nordpol erreicht und waren nach Franz-Joseph-Land zurückgelangt. Ich hatte nichts gesehen als Treibeis, und als die Leute mich fragten, wie es dort oben aussähe und wie wir gewußt hätten, daß wir am Pole seien, vermochte ich keine Antwort zu geben; ich hatte vergessen, genaue Beobachtungen anzustellen, und fing nun an einzusehen, daß das sehr dumm von mir gewesen war.

Ganz seltsam ist es, daß ich fast genau denselben Traum hatte, als wir einst auf den Eisschollen an der Ostküste von Grönland entlang trieben und glaubten, wir würden immer weiter von unserem Ziele fortgeführt. Damals träumte mir, ich hatte die Heimat erreicht, nachdem ich Grönland auf dem Eise durchquert hatte; ich hätte mich aber geschämt, weil ich nichts darüber zu berichten wußte, was ich unterwegs gesehen hatte – ich hatte alles vergessen. Ist die Aehnlichkeit der beiden Träume nicht ein glückliches Omen? Das erste mal habe ich, so schlimm die Aussichten auch waren, mein Ziel erreicht; soll es mir nicht auch diesmal gelingen?

Wäre ich abergläubisch, dann würde ich meiner Sache sicherer sein; allein obwol ich dies keineswegs bin, habe ich doch die feste Ueberzeugung, daß unser Unternehmen gelingen muß. Dieser Glaube ist aber nicht einzig die Folge des südlichen Windes, der seit zwei Tagen weht; vielmehr sagt mir eine innere Stimme, daß wir Erfolg haben werden. Jetzt lache ich mich aus, daß ich so schwach gewesen bin, daran zu zweifeln. Stundenlang kann ich ins Licht starren und davon träumen, wie ich zitternd vor Aufregung und Erwartung bei der Landung nach der nächsten Telegraphenstation suche; eine Depesche nach der andern schreibe ich, und den Beamten frage ich nach Nachrichten von zu Hause.

Freitag, 19. Januar. Prachtvoller Wind mit einer Geschwindigkeit von 4-9 Meter in der Secunde; wir gehen mit großartiger Schnelligkeit nach Norden. Das roth glühende Zwielficht ist um Mittag jetzt so hell, daß, wenn wir uns auf südlicheren Breiten befänden, wir in einigen Minuten erwarten könnten, die Sonne in glänzender Pracht am Horizonte aufsteigen zu sehen; darauf werden wir jedoch noch einen Monat warten müssen.

Sonnabend, 20. Januar. Ich ließ ungefähr 270 Kilogramm Pemmikan und 90 Kilogramm Brot aus dem Raum heraufholen und auf der Back verstauen; es wäre unrecht, nicht für plötzliche Notfälle, wie z. B. Feuer, einigen Proviant an Deck zu haben.

Sonntag, 21. Januar. Wir unternahmen einen weiten Ausflug nach Nordwesten; auch in dieser Richtung war das Eis ziemlich flach. Sverdrup und ich kletterten in einiger Entfernung vom Schiffe auf einen durch Eisdruck zusammengeschobenen hohen Hügel hinauf. Derselbe befand sich im Mittelpunkte einer sehr starken Pressung, nichtsdestoweniger maß aber die Eismauer an ihrer höchsten Stelle nicht über fünf Meter, obwol sie eine der höchsten und größten war, die ich bisjetzt gesehen hatte.

Eine gestern Abend genommene Mondhöhe ergab, daß wir uns auf 79° 35' nördlicher Breite befanden, genau, wie ich es mir gedacht hatte. Wir haben uns jetzt so daran gewöhnt, die Drift nach dem Winde zu berechnen, daß wir ziemlich genau anzugeben im Stande sind, wo wir uns befinden. Das ist wieder ein guter Schritt nordwärts; wenn wir solcher Schritte nur noch viele machen konnten. Zu Ehren des Geburtstages des Königs haben wir einen Schmaus von Feigen, Rosinen und Mandeln.

Dienstag, 23. Januar. Als ich heute Morgen an Deck kam, saß »Kaiphaz« an Backbord neben dem Heck auf dem Eise und bellte unaufhörlich nach Osten. Da ich wußte, daß etwas dort sein mußte, ging ich mit einem Revolver hin, während Sverdrup mir mit einem andern Revolver folgte. Als ich in die Nähe des Hundes kam, rannte er uns voran in jener Richtung davon; offenbar war dort ein Thier, und dies konnte natürlich nur ein Bär sein.

Der Vollmond schien roth und stand im Norden; sein schwaches Licht fiel schräg auf die zerrissenen Eisflächen. Nach allen Richtungen blickte ich über die Hügel, die lange und vielgestaltige Schatten warfen, konnte in diesem Wirrwarr aber nichts entdecken. Wir gingen daher weiter, »Kaiphaz« knurrend und bellend und die Ohren spitzend voran, ich hinter ihm her, jeden Augenblick erwartend, daß ein Bär vor uns auftauchen würde.

Der Weg führte uns ostwärts an der Oeffnung entlang. Plötzlich begann der Hund vorsichtiger und mehr geradeaus zu gehen, dann blieb er stehen und ließ nur ein schwaches Knurren hören; wir näherten uns also offenbar dem Thiere. Ich kletterte auf einen Eishügel hinauf, um Umschau zu halten, und erblickte zwischen den Eisblöcken etwas Dunkles, das auf uns zuzukommen schien.

»Dort kommt ein schwarzer Hund«, rief ich.

»Nein, es ist ein Bär«, erwiderte Sverdrup, der sich mehr auf der Seite befand und daher besser hinsehen konnte.

Jetzt bemerkte auch ich, daß es ein großes Thier war und daß es nur der Kopf gewesen, was ich für einen Hund gehalten hatte. In den Bewegungen glich es etwas einem Bären, es schien mir jedoch von dunkler Farbe zu sein. Ich riß den Revolver aus der Tasche und stürzte darauf zu, um dem Thiere sämmtliche Kugeln in den Kopf zu jagen; aber als ich nur noch wenige Schritte von demselben entfernt war und gerade schießen wollte, hob es den Kopf, worauf ich erkannte, daß es ein Walroß war. In demselben Augenblicke stürzte es sich seitwärts ins Wasser.

Da standen wir nun. Auf einen solchen Burschen mit einem Revolver zu schießen, wäre ebensoviel gewesen, wie eine Gans mit Wasser zu bespritzen. Unmittelbar darauf erschien der große schwarze Kopf wieder in einem Mondscheinstreifen auf dem dunkeln Wasser. Das Thier blickte lange nach uns hin, verschwand auf eine kleine Weile, erschien etwas näher aufs neue, tauchte auf und nieder, blies mit den Nüstern, steckte den Kopf unter Wasser, schob sich zu uns herüber und hob wieder den Kopf. Es konnte einen verrückt machen; wenn wir nur eine Harpune gehabt hätten, ich hätte sie ihm leicht in den Rücken jagen können. Ja, wenn –

Wir liefen, so schnell uns unsere Beine trugen, nach der »Fram« zurück, um Harpune und Büchse

zu holen; allein Harpune nebst Leine waren weggestaut und nicht so rasch zu finden. Wer hatte aber auch denken können, daß sie hier gebraucht werden würde? Ferner mußte die Harpune geschärft werden, und das nahm alles Zeit in Anspruch. Trotz all unsers Suchens an der Oeffnung entlang nach Osten und Westen vermochten wir das Walroß nicht wieder zu finden. Weiß der Himmel, wohin es sich entfernt hatte, da in weitem Umkreise nicht eine einzige Oeffnung im Eise mehr war.

Vergeblich ärgerten Sverdrup und ich uns darüber, daß wir nicht sofort erkannt hatten, was es für ein Thier war; denn wenn wir dies geahnt hätten, würden wir das Walroß jetzt haben. Wer erwartet aber auch, mitten in einer wilden See von 1800 Meter Tiefe auf geschlossenem Eise ein Walroß anzutreffen, noch dazu mitten im Winter? Keiner von uns hatte etwas derartiges je vorher gehört; es ist ein wahres Wunder. Da ich glaubte, daß wir vielleicht an eine seichte Stelle oder in die Nähe des Landes gekommen sein könnten, ließ ich nachmittags mit 240 Meter Leine lothen, ohne jedoch Grund zu finden.

Nach den gestrigen Beobachtungen sind wir auf 79° 41' nördlicher Breite und 135° 29' östlicher Länge. Das ist ein tüchtiger Fortschritt nach Norden, und es verschlägt dabei nicht viel, daß wir auch ein wenig westlich getrieben sind. Die Wolken jagen heute Abend vor einem starken südlichen Winde dahin, sodaß wir wahrscheinlich bald ebenfalls vor demselben weiterkommen werden; inzwischen ist die Brise aus Süden aber so leicht, daß man sie kaum fühlt.

Die Oeffnung hinter unserm Heck erstreckt sich nahezu in der Richtung von Ost nach West. Nach Westen vermochten wir, als wir nach dem Walroß suchten, das Ende nicht abzusehen. Mogstad und Peder, die fünf Kilometer weit nach Osten gegangen waren, hatten die Rinne dort ebenso breit gefunden wie überall.

Mittwoch, 24. Januar. Beim Abendessen erzählte uns Peder einige seiner merkwürdigen Geschichten aus Nowaja Semlja über seinen Gefährten Andreas Bek.

»Nun, sehen Sie, es war dort oben bei der Holländer- oder Amsterdam-Insel herum, wo Andreas Bek und ich am Lande waren und zwischen die Gräber geriethen. Wir dachten uns, wir möchten gern einmal sehen, was darin wäre, und brachen einige von den Särgen auf. Da lagen sie nun; einige hatten noch Fleisch an Kinnbacken und Nasen und einige auch die Mütze noch auf dem Kopf. Andreas, sehen Sie, war ein verteufelter Bursche; er brach die Särge auf, holte die Schädel heraus und rollte sie hin und her, stellte auch einige als Scheiben auf und schoß danach. Dann wollte er sehen, ob noch Mark in den Knochen sei, nahm einen Hüftknochen heraus und zerbrach ihn – und wahrhaftig, es war noch Mark darin; er nahm einen Holzstab und stocherte es damit heraus.«

»Wie konnte er aber so etwas thun?«

»O, er war eben ein Holländer, wissen Sie. Aber in jener Nacht hatte der Andreas einen bösen Traum. Alle Todten kamen und wollten ihn holen, und er ergriff die Flucht vor ihnen und rannte bis auf das Bugspriet hinaus, wo er saß und fürchterlich schrie, während die Todten auf der Back standen. Und der eine mit dem zerbrochenen Hüftknochen in der Hand, er war der Vorderste, kroch hinaus und verlangte vom Andreas, daß er den Knochen wieder zusammensetzen solle. Im selben Augenblicke erwachte er. Wir lagen in derselben Koje, sehen Sie, Andreas und ich, und ich saß aufrecht und lachte und hörte zu, wie er schrie. Ich wollte ihn nicht wecken, ich nicht. Ich dachte, das ist ein Spaß, daß ihm nun etwas heimgezahlt wird.«

»Das war schlecht von Euch, Peder, daß Ihr Euch an dieser abscheulichen Leichenschändung betheilt habt.«

»O, ich habe ihnen nichts gethan, wissen Sie. Ich habe nur ein einziges mal einen Sarg erbrochen, um Holz für unser Feuer zum Kaffeekochen zu bekommen; aber als wir den Sarg öffneten, zerfiel der Leichnam. Es war aber saftiges Holz, das heller brannte, als die besten Fichtenwurzeln, solches Feuer gab es.«

Dann bemerkte einer der anderen:

»War es nicht der Teufel, der einen Schädel als Kaffeetasse benutzte?«

»Nun, sehen Sie, er hatte nichts anderes und fand zufällig gerade einen. Dabei war doch nichts Böses, oder ...?«

Nun begann Jacobsen zu erzählen:

»Es ist durchaus nichts so Ungewöhnliches, nach Schädeln zu schießen, entweder weil die Leute Liebhaberei für solche Scheiben haben, oder aus anderen Gründen; sie schießen durch die Augenhöhlen u. s. w.«

Ich fragte Peder nach dem Sarge Tobiesen's; ⁵⁷ ob man ihn je ausgegraben habe, um festzustellen, ob seine Leute wirklich ihn und seinen Sohn getötet hätten.

»Nein, der ist nie ausgegraben worden.«

»Ich bin«, fängt Jacobsen wieder an, »im vorigen Jahre dort vorbei gesehelt; ich ging nicht an Land, glaube aber gehört zu haben, daß er ausgegraben worden sei.«

»Das ist alles Blech; er ist nie ausgegraben worden.«

»Nun«, sagte ich, »mir dünkt, ich habe auch so etwas gehört; ich glaube, es war hier an Bord, und wenn ich mich nicht sehr irre, dann wäret Ihr selbst es, Peder, der es erzählt hat.«

»Nein, ich habe das nie erzählt. Alles, was ich gesagt habe, war, ein Mann habe einmal einen Walroßspeer durch den Sarg gestoßen, der noch jetzt dort steckt.«

»Weshalb that er denn das?«

»O, nur weil er wissen wollte, ob etwas in dem Sarge drin sei; aber er wollte ihn nicht öffnen, wissen Sie. Lassen wir ihn in Frieden ruhen.«

Freitag, 26. Januar. Peder und ich gingen heute Morgen ungefähr 12 Kilometer an der Oeffnung entlang und sahen, daß sie zwischen einigen alten zusammengeschobenen Eisgraten endete; insgesamt ist sie über 13 Kilometer lang. Auf unserem Heimwege begann das Eis sich zu bewegen; in der That war während der ganzen Zeit ziemlich starker Eisdruck. Als wir auf dem neuen Eise in der Rinne dahinschritten, begann es, sich in Furchen aufzuwerfen und unter den Füßen zu krachen; dann stieg es zu zwei hohen Mauern auf, zwischen denen wir wie in einer Straße wanderten. Dabei war unaufhörlicher Lärm, der bald wie das Heulen und Winseln eines über Kälte klagenden Hundes, bald wie das Donnergetöse eines mächtigen Wasserfalles klang. Oft waren wir gezwungen, uns auf das alte Eis zu flüchten, entweder weil wir an offenes Wasser mit einem Gewirre von treibenden Blöcken kamen, oder weil die Richtung des Zusammenschiebens gerade quer über die Rinne geführt hatte und sich vor uns eine hohe Mauer gleich einer gefrorenen Welle erhob. Es schien, als ob das Eis an der Südseite der Rinne, wo die »Fram« lag, sich nach Osten bewegt, oder sich an der Nordseite nach Westen fortgeschoben habe, da die Schollen auf beiden Seiten sich in diesen Richtungen schräg gegenüberstanden.

Wir fanden Spuren von einem kleinen Bären, welcher am Tage vorher die Rinne entlang getrottet war. Leider hatte er sich nach Südwesten davon gemacht, sodaß wir wenig Hoffnung hatten, daß

er bei dem stetigen südlichen Winde das Schiff wittern und kommen würde, um sich etwas Fleisch von Bord zu holen.

Sonnabend, 27. Januar. Die Tage werden jetzt entschieden heller; wir vermögen um Mittag eben »Verdens Gang«⁵⁸ zu lesen.

Mittags glaubte Sverdrup Land weit achteraus zu sehen, dunkel und unregelmäßig, an einigen Stellen hoch; doch konnte es seiner Meinung nach auch ein Wolkengebilde sein. Als ich von einem Spaziergange zurückkehrte, begab ich mich nach oben, um ebenfalls nachzusehen, erblickte aber nur aufgethürmtes Eis. Vielleicht war das, was er gesehen hatte, dasselbe, möglicherweise war ich aber auch zu spät gekommen. (Am nächsten Tage zeigte sich, daß es nur eine optische Täuschung gewesen war.)

Heute Abend herrschte heftiger Eisdruck, der um 7½ Uhr in der Rinne achteraus begann und ununterbrochen zwei Stunden anhielt. Es klang, als ob ein Wasserfall mit einer Gewalt, der nichts widerstehen könne, brüllend auf uns herabstürzte; man hörte die großen Schollen aneinander krachen und sich gegenseitig zertrümmern. Sie wurden zu hohen Mauern aufgeworfen und zusammengeschoben, die sich jetzt der ganzen Rinne entlang von Osten nach Westen ausdehnen müssen, da man das Getöse auf der ganzen Strecke hört.

In diesem Augenblicke kommt es näher. Das Schiff erhält heftige Stöße, wie von Wogen unter dem Eise. Sie kommen von hinten gegen uns heran und bewegen sich nach vorn. Wir starren in die Nacht hinaus, können aber nichts sehen, da es pechfinster ist. Jetzt höre ich das Krachen und Schieben in dem Eishügel an Steuerbord querab vom Heck; es wird lauter und stärker und dehnt sich allmählich aus. Endlich läßt das wasserfallartige Getöse etwas nach, dann wird es ungleichmäßiger, und es treten immer längere Pausen zwischen den einzelnen Stößen ein. Mir ist so kalt, daß ich mich nach unten schleiche.

Kaum habe ich mich zum Schreiben niedergesetzt, als das Schiff wieder sich zu heben und zu zittern beginnt und ich durch seine Seiten das Getöse des Zusammenschiebens höre. Da die Bärenfalle in Gefahr sein kann, gehen drei von den Leuten hin, um nachzusehen; aber da sie finden, daß zwischen der neu zusammengeschobenen Eiskette und dem Draht, mit welchem die Falle befestigt ist, sich noch ein Zwischenraum von fünfzig Schritten befindet, lassen sie sie an ihrer Stelle. Die infolge der Pressung gebildete Eiskette bot, wie sie sagen, einen häßlichen Anblick, doch war in der Dunkelheit nicht viel zu unterscheiden.

Jetzt beginnt wieder sehr heftiges Eisschieben, sodaß ich an Deck muß, um es mir anzusehen. Sowie man die Thür öffnet, tönt einem das laute Getöse entgegen. Es kommt jetzt sowol vom Buge als auch von der Richtung des Hecks her. Offenbar werden in beiden Rinnen durch die Schiebungen Eisketten aufgeworfen, sodaß wir, wenn dieselben uns erreichen, an beiden Enden aufgenommen und leicht und bequem aus dem Wasser gehoben werden. Auf allen Seiten sind die Eispressungen uns ganz nahe.

In dem alten Hügel an Backbord querab vom Heck hat das Krachen jetzt ebenfalls begonnen. Es wird immer lauter, und soviel ich erkennen kann, hebt der Hügel sich langsam in die Höhe. Quer über die große Scholle an Backbord hat sich eine Rinne gebildet; obwol es dunkel ist, sieht man das Wasser. Jetzt werden Druck und Lärm immer schlimmer; das Schiff erzittert, und ich habe das Gefühl, als ob ich selbst langsam mit der Heckrehling gehoben würde, an der ich stand und auf das Gewirr der Eismassen hinausschaute. Diese glichen Riesenschlangen, die ihre ungeheuern Körper da draußen hin und her wanden und ringelten unter dem ruhigen sternbesäten Himmel, dessen Frieden nur durch ein schlangenartiges Nordlicht unterbrochen wird, das im Nordosten ruhelos schwankt und flackert.

Wiederum denke ich daran, wie behaglich und sicher es an Bord der »Fram« ist, und schaue mit einer gewissen Verachtung auf den schrecklichen Wirrwarr hinab, den die Natur vollständig zwecklos verursacht; sie wird uns nicht so schnell zu zermalmen vermögen, ja nicht einmal in Furcht versetzen.

Plötzlich fällt mir ein, daß sich mein schönes Thermometer in einem Loche auf der Scholle an Backbord auf der andern Seite der Rinne befindet und in Gefahr sein muß. Ich stürze auf das Eis hinab, finde eine Stelle, wo ich über die Rinne springen kann, und suche in der Dunkelheit, bis ich das Stück Eis finde, welches das Loch bedeckt; dann fasse ich die Leine, und das Thermometer ist geborgen. Ich eile nun sehr zufrieden an Bord zurück und hinab in meine Kabine. Hier rauche ich eine Friedenspfeife – leider nimmt das Laster immer mehr bei mir überhand – und lausche mit Vergnügen dem Getöse der Pressungen draußen und fühle die erdbebenartigen Erschütterungen, während ich über meinem Tagebuche sitze und schreibe.

Im Gefühle der Sicherheit und Gemüthlichkeit kann ich nicht umhin, mit tiefem Bedauern der vielen zu gedenken, die einst auf Deck in steter Bereitschaft haben stehen müssen, um beim Eintritt einer solchen Eispressung ihr gebrechliches Fahrzeug zu verlassen. Die armen Leute vom »Tegetthoff«! Sie haben eine schwere Zeit durchgemacht, und doch hatten sie ein gutes Schiff im Vergleich zu den Fahrzeugen vieler anderer.

Es ist jetzt halb zwölf, und der Lärm draußen scheint abzunehmen.

Merkwürdig ist, daß wir jetzt diese starken Eispressungen haben, obwol der Mond im letzten Viertel steht und wir taube Gezeiten haben. Das stimmt nicht mit unsern früheren Erfahrungen überein, ebenso auch nicht die Thatsache, daß der Eisdruck vorgestern um 12 Uhr mittags bis 2 Uhr nachmittags und dann wieder um 2 Uhr morgens eintrat, während wir ihn jetzt von 7½ bis 10½ Uhr abends gehabt haben. Könnte Land vielleicht doch damit etwas zu thun haben? Die Temperatur ist heute -41,4° C, doch ist kein Wind, und wir haben seit langer Zeit kein so angenehmes Wetter für einen Spaziergang gehabt; man findet es fast mild hier, wenn die Luft windstill ist.

Nein, das war noch nicht der Abschluß der Eispressungen. Als ich ein Viertel vor 12 Uhr an Deck war, begann das Tosen und Zittern des Eises wieder, diesmal an Backbord, querab vom Heck. Dann kam plötzlich ein lauter Knall nach dem andern und verhallte in der Ferne; das Schiff machte einen Ruck, darauf trat nochmals eine schwache Pressung ein und dann herrschte Ruhe. Schwaches Nordlicht.

Sonntag, 28. Januar. Seltsamerweise haben wir seit 12 Uhr nachts keine Eispressungen gehabt, das Eis scheint sich vollständig ruhig zu verhalten. Der durch das Pressen entstandene Grat hinter dem Schiffe zeigt, wie heftig der Druck gewesen ist; an einer Stelle betrug die Höhe 5½ – 6 Meter über der Oberfläche des Wassers.

Scholleneis von 2½ Meter Dicke war zertrümmert, zu viereckigen Blöcken aufeinander geschoben und in Stücke zermalmt. An einer Stelle ragte eine ungeheure Säule aus solchem Scholleneis in die Luft. Jenseits dieser Eismauer war keine größere Störung zu entdecken. Nur hier und da hatte sich etwas Eis zusammengeschoben, auch wies die Scholle an Backbord querüber vier oder fünf große Risse auf, durch welche sich ohne Zweifel die in der Nacht von uns gehörten Explosionen erklären. An der Steuerbordseite war das Eis ebenfalls an mehreren Stellen geborsten. Offenbar war der Eisdruck von Norden oder Nordnordosten gekommen.

Die Kette hinter uns ist eine der höchsten, die ich bisjetzt gesehen habe. Wenn die »Fram« dort gelegen hätte, würde sie, wie ich glaube, vollständig aus dem Wasser gehoben worden sein. In

nordöstlicher Richtung, in welcher ich eine Strecke gegangen war, sah ich keine Spuren von Eispressungen.

Wiederum Sonntag! Wunderbar, daß die Zeit so rasch verfließen kann, wie es thatsächlich der Fall ist. Aus einem Grunde sind wir in besserer Stimmung: wir wissen, daß wir stetig nach Norden treiben. Eine rohe Schätzung unserer heutigen Beobachtung versetzt uns auf 79° 50' nördlicher Breite; das ist nicht viel seit Montag, allein gestern und heute war fast gar kein Wind, und an den anderen Tagen war er sehr schwach; nur ein- oder zweimal höchstens 3 Meter Geschwindigkeit, während der übrigen Zeit nur 1 und 2 Meter.

Gestern Nachmittag ereignete sich ein bemerkenswerther Vorfall. Ich ließ Munthe's Gemälde der »Drei Prinzessinnen« an der Wand fest machen. Wir wollten diese Arbeit schon immer ausführen, seit wir Christiania verlassen haben, doch sind wir bis jetzt noch nicht im Stande gewesen, genügend Energie zu sammeln, um eine so schwere Arbeit – es handelte sich um das Einschlagen von vier Nägeln! – zu besorgen, und das Bild hatte sich damit amüsirt, beständig herunterzufallen und denjenigen, der auf dem Sopha gerade darunter saß, zu guillotiniern.

Dienstag, 30. Januar. 79° 49' nördlicher Breite, 134° 57' östlicher Länge ist, was die Beobachtungen von heute Nachmittag uns sagen, während wir nach derjenigen vom Sonntag auf 79° 50' Nord und 133° 23' Ost waren. Dieser Rückgang nach Südosten war nur, was ich erwartet hatte, da es seit Sonntag fast windstill gewesen war.

Ich erkläre mir die Sache folgendermaßen.

Wenn das Eis in einer gewissen Richtung durch den Wind, der schon längere Zeit in derselben Richtung geweht hat, in Bewegung gesetzt worden ist, preßt es sich während des Treibens allmählich mehr zusammen. Wenn der Wind abflaut, tritt ein Umschlag nach der entgegengesetzten Richtung ein. Ein solcher Umschlag muß meiner Meinung nach die Ursache des Eisdrucks vom Sonnabend gewesen sein, der ebenso plötzlich vollständig aufhörte, wie er begonnen hatte. Seitdem war nicht das geringste Zeichen einer Bewegung im Eise mehr gewesen. Vermuthlich zeigt die Eispressung den Zeitpunkt an, wenn die Drift sich nach der entgegengesetzten Richtung wendet.

Heute Nachmittag sprang eine leichte Brise aus Südost und Ostsüdost auf, die allmählich fast bis zum »Mühlenwind« wurde. Wir gehen wieder nach Norden und werden den achtzigsten Grad diesmal sicherlich überwinden.

Mittwoch, 31. Januar. Der Wind pfeift über die Eishügel hin, der Schnee fliegt rauschend durch die Luft, Eis und Himmel sind in eins verschmolzen. Es ist dunkel, die Haut schmerzt uns vor Kälte, aber wir gehen mit voller Geschwindigkeit nach Norden und befinden uns daher in der ausgelassensten Stimmung.

Donnerstag, 1. Februar. Dasselbe Wetter wie gestern, ausgenommen, daß es ganz mild geworden ist (-22° C). Der Schnee fällt genau so wie zur Winterszeit zu Hause. Der Wind ist südlicher, jetzt Südsüdost, und eher etwas flauer.

Wir können als sicher annehmen, daß wir den 80. Grad überschritten haben, und hatten daher heute Abend eine kleine Vorfeier – Feigen, Rosinen und Mandeln – sowie Pfeilschießen, letzteres mit dem Resultat für mich, daß es mir rechtzeitig die Cigaretten tasche wieder füllte.

Freitag, 2. Februar. Heute hoher Festtag zu Ehren des 80. Grades, beginnend mit frischem Roggenbrot und Kuchen zum Frühstück. Ich unternahm einen weiten Spaziergang, um mir Appetit zum Mittagessen zu machen.

Nach der Beobachtung von heute Morgen sind wir auf 80° 10' nördlicher Breite und 132° 10' östlicher Länge. Hurrah! Gut gesegelt! Ich hatte eine hohe Wette darauf abschließen wollen, daß wir den 80. Grad erreicht hätten, doch niemand hatte Lust, sie anzunehmen.

Das Menu des Mittagmahls war: Ochschwanzsuppe, Fischpudding, Kartoffeln, Fleischpasteten, grüne Erbsen, türkische Bohnen, Moltebeeren mit Milch und für jeden eine ganze Flasche Bier. Nach dem Diner Kaffee und eine Cigarette. Konnte man sich mehr wünschen? Abends hatten wir eingemachte Birnen und Pfirsiche, Honigkuchen, getrocknete Bananen, Feigen, Rosinen und Mandeln. Vollständiger Feiertag den ganzen Tag.

Wir lasen die Erörterungen vor, die vor unserm Abgange über die Expedition veröffentlicht worden sind, und lachten manchmal herzlich über die vielen gegen dieselbe erhobenen Einwände. Vielleicht werden unsere Angehörigen in der Heimat jetzt nicht lachen, wenn sie sie lesen.

Montag, 5. Februar. Heute haben wir bei Tische die letzte Flasche Ringues-Bier getrunken. Trauertag.

Dienstag, 6. Februar. Ruhiges, klares Wetter. Im Süden über dem Horizont ein starker Sonnenschimmer, darüber Gelb, Grün und Hellblau, der ganze übrige Himmel tief ultramarinfarbig.

Als ich ihn betrachtete, suchte ich mich zu erinnern, ob der italienische Himmel jemals blauer sei; ich glaube es nicht. Seltsam, daß diese tiefe Farbe stets mit der Kälte zusammen auftritt. Wäre es vielleicht möglich, daß eine von nördlicheren, klareren Regionen kommende Luftströmung in den oberen Schichten trockenere und durchsichtigere Luft hervorbringt?

Die Farbe war heute so merkwürdig, daß man nicht umhin konnte, sie zu beachten. Ueberraschende Contraste bildeten das rothe Deckhaus der »Fram« und der weiße Schnee auf dem Zeltdach und in der Takelung. Eis und Hügel erschienen vollständig violett, wo sie dem Tageslichte abgewendet waren; diese Farbe zeigte sich besonders kräftig über den Schneefeldern auf den Eisschollen. Die Temperatur betrug -47° und -48° C. Es ist ein plötzlicher Uebergang von 70° C, wenn man aus dem Salon kommt, wo das Thermometer auf +22° C steht. Trotzdem findet man es, obwol dünn bekleidet und ohne Kopfbedeckung, nicht kalt und man kann sogar ungestraft den Messinggriff an der Thür oder das Stahltau an den Wanten erfassen.

Dagegen ist die Kälte sichtbar; der Athem ist, wenn er aus dem Munde kommt, wie Pulverrauch, und wenn man ausspuckt, steigt eine kleine Dampfwolke rund um die Feuchtigkeit aus dem Boden auf. Die »Fram« sondert stets Nebel ab, der vom Winde mit fortgetragen wird, und ein Mensch oder Hund kann schon aus weiter Ferne zwischen den Eishügeln und Ketten an der seinen Schritten folgenden Dunstsäule entdeckt werden.

Mittwoch, 7. Februar. Es ist außerordentlich, welch gebrechliches Ding die Hoffnung oder vielmehr die Stimmung des Menschen ist.

Heute Morgen war eine schwache Brise aus Nordnordost, nur 2 Meter in der Secunde, das Thermometer stand auf -49,6° C, und sofort ist die Stirne bewölkt und scheint es mir gleichgültig, wie wir wieder nach Hause kommen, wenn es nur bald ist. Ich nehme sogleich Land im Norden an, von wo diese kalten Winde mit klarer Atmosphäre, Frost und hellblauem Himmel herkommen, und gelange zu dem Schlusse, daß dieses ausgedehnte Land einen Kältepol mit einem beständigen Luftdruck-Maximum bilden muß, das uns durch nordöstliche Winde wieder südwärts drängt.

Gegen Mittag begann die Luft nebliger zu werden, und meine Stimmung wurde weniger düster. Ohne Zweifel ist Südwind zu erwarten, doch ist die Temperatur dafür noch zu niedrig. Nunmehr steigt auch die Temperatur, sodaß wir uns jetzt auf den Wind verlassen können.

Und wirklich, heute Abend stellte er sich aus Südsüdwest ein; jetzt, um 12 Uhr, ist seine Geschwindigkeit 3,6 Meter, und die Temperatur ist auf -42° C gestiegen. Das verspricht viel. Wir werden wol bald 81° erreichen. Das Land im Norden ist jetzt wieder verschwunden.

Bei Tisch hatten wir heute anstatt Bier Citronensaft mit Zucker, was allen zu schmecken schien; wir nennen das Getränk Wein und sind übereinstimmend der Ansicht, daß es besser ist als Apfelwein.

Heute Abend ist eine Wägung vorgenommen worden; die Zunahme ist in einigen Fällen noch immer beunruhigend. Einige haben im letzten Monat um ganze 2 Kilogramm zugenommen, so z. B. Sverdrup, Blessing und Juell, der mit 86,2 Kilogramm an Bord den Record hat. »So viel wie jetzt habe ich noch nie gewogen«, sagt Blessing, und ähnliches Fettansetzen ist auf der ganzen Linie zu constatiren.

Ja, es ist eine anstrengende Expedition, aber unsere Menus stehen stets in richtigem Verhältniß zu unseren Arbeiten. Heutiges Mittagsmahl: Knorr's Bohnensuppe, Pudding mit Fleischschnitten, Kartoffeln, Reis in Milch und eingemachte Preiselbeeren; gestriges Diner: Fisch au gratin (kleingehackte Fische) mit Kartoffeln, Kaninchen in Curry mit Kartoffeln und französischen Bohnen, geschmorte Heidelbeeren und Preiselbeeren mit Milch. Zum Frühstück hatten wir gestern frisch gebackenes Weizenbrot, heute frisches Roggenbrot. Das sind Beispiele unserer gewöhnlichen Beköstigung.

Es ist genau, wie ich erwartet habe: ich höre den Wind jetzt in der Takelung heulen; es wird ein regelrechter Sturm werden nach den Begriffen, die wir hier von einem solchen haben.



Pastellskizze von Fridtjof Nanesen. Nordlicht.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig. (18. Oct. 1894).

Sonnabend, 10. Februar. Aus dem Winde, den wir neulich hatten, ist doch nichts Rechtes

geworden. Aber wir hoffen, doch noch immer eine hübsche Strecke nach Norden zurückgelegt zu haben, und es war daher eine unwillkommene Ueberraschung, als die gestrige Beobachtung 79° 57' nördlicher Breite ergab, 13 Minuten weiter südlich anstatt nördlicher.

Es ist ganz merkwürdig, wie leicht man sich an Enttäuschungen gewöhnt; aufs neue beginnt das sehnsüchtige Verlangen, und wieder erscheint die Erreichung des Zieles so fern, so zweifelhaft. Und dabei träume ich nachts jetzt gerade davon, daß wir westlich von Island aus dem Eise herauskommen. Die Hoffnung ist ein zu gebrechliches Fahrzeug, als daß man sich ihr anvertrauen könnte.

Heute unternahm ich eine weite erfolgreiche Fahrt mit den Hunden.

Sonntag, 11. Februar. Wir fuhren mit zwei Hundegespannen. Die Sache ging gut; die Schlitten kamen weit besser über das Eis hinweg, als ich angenommen hatte; sie sinken nicht tief in den Schnee ein. Auf flachem Eise können vier Hunde zwei Mann ziehen.

Dienstag, 13. Februar. Gestern eine weite Fahrt mit weißen Hunden nach Südwesten; heute noch weiter in derselben Richtung auf Schneeschuhen. Es ist eine gute, gesunde Uebung bei einer Temperatur von -42° bis -44° C und schneidendem Nordwind.

Die Natur ist so schön und so rein, das Eis so fleckenlos weiß und die Lichter und Schatten des wachsenden Tages sind so wundervoll auf dem frisch gefallenen Schnee! Die schnee- und reifbedeckte Takelung der »Fram« steigt weißglänzend zum funkelnden blauen Himmel empor. In Gedanken wendet man sich den Tagen des Schneeschuhlaufens in der Heimat zu.

Donnerstag, 15. Februar. Gestern war ich auf Schneeschuhen weiter im Nordosten, als ich je vorher gewesen war, doch konnte ich die Takelung des Schiffes immer noch über den Rand des Eises ragen sehen. Da das Eis in der genannten Richtung flach war, konnte ich schnell laufen.

Heute machte ich denselben Weg mit den Hunden. Ich untersuche die Gegend rings herum und denke über Zukunftspläne nach.

Was sind doch für übertriebene Nachrichten über die arktische Kälte im Umlauf! In Grönland war es kalt, und hier ist es auch nicht milder; die durchschnittliche Tagestemperatur beträgt jetzt 40° bis 42° C unter Null.

Gestern war ich an den Beinen in gewöhnlicher Weise bekleidet: mit Unterbeinkleidern, Kniehosen, Strümpfen, Fries-Gamaschen, Schneesocken und Finnenschuhe; die Bekleidung des Oberkörpers bestand aus einem gewöhnlichen Hemd, Kragen aus Wolfsfell und einer Robbenfelljacke; ich schwitzte darin wie ein Pferd. Heute saß ich still und fuhr, nur bekleidet mit dünnen Beinkleidern über der gewöhnlichen Beinbekleidung und am Körper mit wollenem Hemde, Weste, gestrickter isländischer Wolljacke, Fries- und Robbenfelljacke.

Ich fand die Temperatur ganz angenehm und schwitzte sogar heute ebenfalls ein wenig. Gestern wie heute hatte ich eine rothe Flanellmaske vor dem Gesichte, doch wurde sie mir zu warm, sodaß ich sie abnehmen mußte, obgleich ein bitterkalter Wind aus Norden wehte.

Dieser Nordwind hält noch immer an, zuweilen mit der Geschwindigkeit von 3, selbst 4 Meter, und doch scheinen wir nicht südwärts zu treiben; wir liegen still auf 80° nördlicher Breite, oder gar noch einige Minuten nördlicher. Was mag wol der Grund sein?

Jetzt zeigt sich jeden Tag etwas Eisdruck. Seltsam, daß das wieder beim Mondwechsel im Viertel der Fall ist.

Der Mond steht hoch am Himmel, und dabei ist jetzt auch Tageslicht. Bald wird die Sonne

erscheinen; sobald dies eintritt, werden wir ein großes Fest feiern.

Freitag, 16. Februar. Hurrah! Eine Meridianhöhe ergibt $80^{\circ} 1'$ nördlicher Breite, sodaß wir also seit Freitag einige Minuten nach Norden gelangt sind, und zwar trotz des seit Montag beständig nördlichen Windes. Das ist etwas ganz Merkwürdiges. Kommt es, wie ich mir nach dem Aussehen der Wolken und dem leichten Nebel in der Luft schon die ganze Zeit gedacht habe, davon, daß im Süden Südwind geherrscht hat, der die Drift des Eises nach dieser Richtung verhindert, oder sind wir endlich in den Bereich einer *Strömung* gelangt?

Der Schub, den wir neulich gegen die südlichen Winde nach Süden erhalten haben, war etwas Seltsames, und das Gleiche gilt auch von unserm Verbleiben an der Stelle, wo wir jetzt sind, trotz der nördlichen Winde. Es sieht aus, als ob neue Kräfte irgendwelcher Art in Thätigkeit wären.

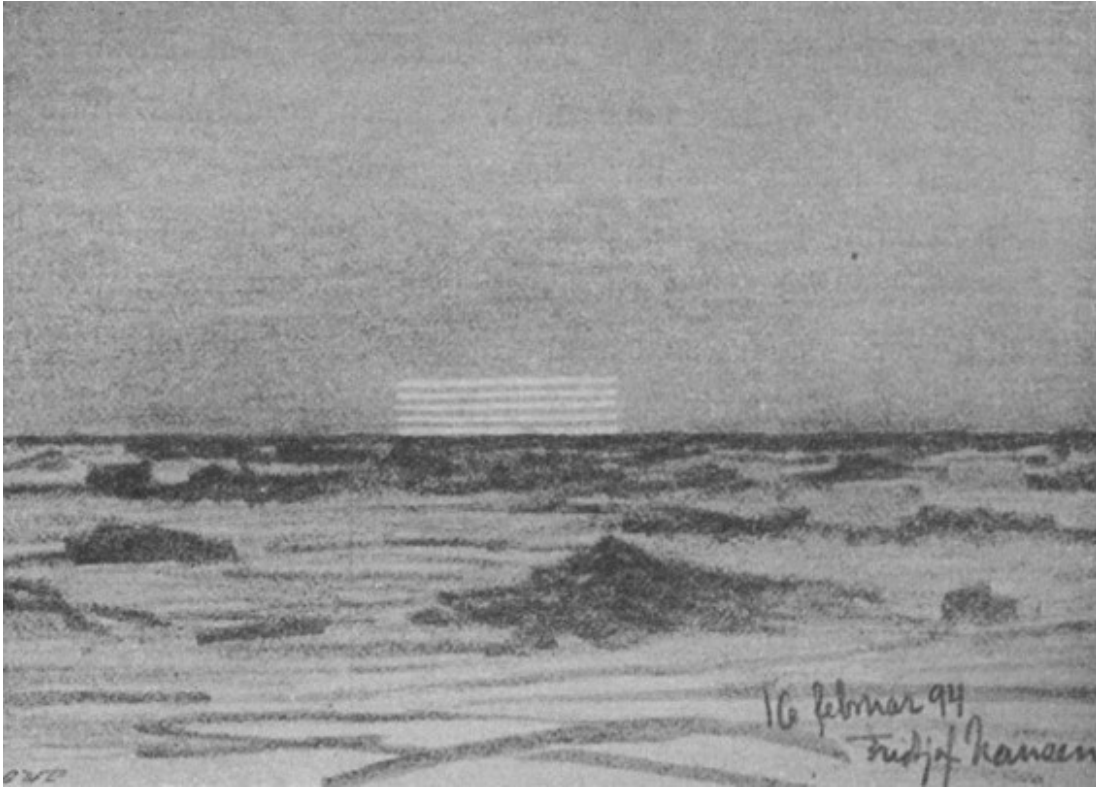
Heute passirt wieder etwas Bemerkenswerthes, das darin besteht, daß wir um Mittag die Sonne oder, genauer gesagt, ein Bild der Sonne sehen, denn es war nur eine Spiegelung.

Der Anblick jenes glühenden Feuers, das gerade über dem äußersten Rande des Eises entzündet war, brachte einen seltsamen Eindruck hervor. Nach den enthusiastischen Beschreibungen, die viele Polarreisende von dem ersten Erscheinen dieses Lebensgottes nach der langen Winternacht geben, müßte der Anblick lauten Jubel hervorrufen, allein bei mir war das nicht der Fall. Wir hatten die Sonne erst in einigen Tagen zu sehen erwartet, sodaß ich eher ein Gefühl des Schmerzes, der Enttäuschung hatte, denn danach mußten wir weiter südwärts getrieben sein, als wir gedacht hatten.

Ich freute mich daher besonders, als ich entdeckte, daß es die Sonne selbst nicht sein könne. Die Luftspiegelung war anfänglich wie ein abgeplatteter glühend rother Feuerstreifen am Horizont; später wurden zwei Feuerstreifen daraus, einer über dem andern, mit einem dunkeln Raume dazwischen. Vom Großmaste aus sah ich vier oder gar fünf solcher Horizontallinien übereinander und alle von derselben Länge, ungefähr wie man sich eine mattrothe viereckige Sonne mit dunkeln Horizontalstreifen darauf vorstellen konnte.

Eine astronomische Beobachtung, die wir nachmittags anstellten, bewies uns, daß die Sonne in Wirklichkeit um Mittag $2^{\circ} 22'$ unter dem Horizont gestanden haben mußte. Wir können nicht erwarten, ihre Scheibe vor Dienstag über dem Eise zu sehen; es hängt mit der Strahlenbrechung zusammen, die in dieser kalten Luft sehr stark ist. Trotzdem veranstalteten wir heute Abend auf Grund des Erscheinens ihres Bildes eine kleine Sonnenfeier und hatten einen Schmaus von Feigen, Bananen, Rosinen, Mandeln und Honigkuchen.

Sonntag, 18. Februar. Gestern lief ich auf Schneeschuhen ostwärts und fand eine gute Bahn für Schneeschuhe und Schlitten bis hinaus zu den flachen Schollen, die sich in jener Richtung befinden. Anfänglich, zwischen den Eishügeln und Eisgraten, ist es ein ziemlich mühseliges Stück Arbeit; dann gelangt man aber auf die großen weiten Ebenen, die sich meilenweit nach Norden, Osten und Südosten auszudehnen scheinen.



Erstes Erscheinen der Sonne.

Heute fuhr ich mit acht Hunden hin; das Fahren geht jetzt ganz vortrefflich. Einige der anderen folgten auf Schneeschuhen.

Noch immer nördlicher Wind. Das ist eine langweilige Geschichte. Doch haben wir klares, helles Wetter. –

Das ist alles sehr schön. Wir laufen Schneeschuhe, fahren Schlitten, lesen zur Belehrung und zur Unterhaltung, schreiben, stellen Beobachtungen an, spielen Karten, plaudern, rauchen, spielen Schach, essen und trinken, aber trotz alledem ist es auf die Länge ein verwünschtes Leben – wenigstens kommt es mir zu Zeiten so vor.

Wenn ich auf das Bild blicke, das mein schönes Heim in der Abendbeleuchtung, mein Weib im Garten stehend darstellt, so halte ich es für unmöglich, das Leben hier noch viel länger fortzusetzen. Aber nur die unbarmherzigen Schicksalsmächte wissen, wann wir dort wieder beisammen stehen, die ganze Süßigkeit des Lebens wieder fühlen, wann wir über den lächelnden Fjord blicken werden und ...

Ziehe ich alles in Berücksichtigung, so halte ich, wenn ich ganz ehrlich sein soll, dies für eine ganz verteufelte Lage der Dinge.

Wir sind jetzt auf 80° nördlicher Breite, im September waren wir auf 79°; das ist etwa – sage und schreibe – *ein* Grad in fünf Monaten. Wenn wir mit derselben Geschwindigkeit weiter gehen, werden wir in 45 oder vielleicht 50 Monaten am Pol, und in 90 oder 100 Monaten auf 80° nördlicher Breite auf der andern Seite des Pols sein, vermuthlich mit der Aussicht, daß wir in weiteren ein bis zwei Monaten aus dem Eise heraus und nach Hause gelangen. Im besten Falle werden wir, wenn es so wie jetzt weiter geht, *in acht Jahren wieder zu Hause sein!*

Mir fällt ein, daß Professor Brögger vor meiner Abreise, als ich in meinem Garten kleine Büsche

und Bäume für zukünftige Generationen pflanzte, schrieb, niemand wisse, wie lange Schatten diese Bäume dann werfen würden, wenn ich zurückkäme. Nun, sie liegen jetzt unter dem Winterschnee, werden aber im Frühjahr wieder sprießen und wachsen – wie oft wol?

O, zu Zeiten erdrückt diese Unthätigkeit einem wahrlich den Geist! Das Leben erscheint so dunkel wie die Winternacht draußen; nirgends Sonnenschein, höchstens in der Vergangenheit und in der weit, weit entfernten Zukunft. Mir ist, als *müsse* ich diesen Bann der Erstarrung, diese Trägheit durchbrechen und Raum finden für meine Thatkraft.

Kann nicht etwas passiren? Könnte nicht ein Orkan kommen, all dieses Eis aufreißen und es in hohen Wogen in Bewegung setzen wie das offene Meer? Laßt uns in Noth kommen, laßt uns um unser Leben kämpfen – aber laßt uns nur vorwärts kommen!

Aber den unthätigen Zuschauer spielen zu müssen, keine Hand rühren zu können, um uns selbst vorwärts zu helfen, das ist grauenhaft. Es bedarf einer zehnmal größern Geistesstärke, still zu sitzen, seinen eigenen Theorien zu vertrauen und die Natur walten zu lassen, ohne selbst auch nur das Geringste zur Erreichung des Zieles thun zu können, als auf seine eigenen Kräfte zu bauen – das ist nichts, wenn man ein paar starke Arme hat. –

Hier sitze ich nun und jammere wie ein altes Weib. Habe ich das alles nicht gewußt, bevor ich aufbrach? Die Dinge sind nicht schlimmer gegangen, als ich erwartet hatte, im Gegentheil eher besser. Wo ist nun die erhabene Hoffnungsfreudigkeit, die mit dem Tage und der Sonne wuchs? Wo sind jetzt die stolzen Phantasien, die jungen Adlern gleich zu einer glänzenden Zukunft emporstiegen? Wie flügelahme nasse Krähen verlassen sie das sonnenbeleuchtete Meer und verbergen sich in den nebligen Sümpfen der Verzagtheit. Vielleicht wird mit dem Südwind alles wiederkommen; aber nein – ich muß gehen und wieder einen der alten Philosophen durchstöbern.

–

Heute Abend findet ein wenig Eisdruck statt, und eine soeben angestellte Beobachtung scheint eine Drift von 3 Minuten nach Süden anzudeuten.

11 Uhr abends. Eispressung in der Rinne achteraus. Das Eis kracht und preßt sich gegen das Schiff und erschüttert es.

Montag, 19. Februar. Nochmals möge es gesagt sein, daß die Nacht gerade vor der Dämmerung am dunkelsten ist. Heute begann der Wind aus Süden zu wehen und erreichte die Geschwindigkeit von 4 Meter in der Secunde.

Am Morgen nahmen wir Eisbohrungen vor und fanden, daß das Eis an der Backbordseite 1,875 Meter dick und mit einer Schneeschicht von ungefähr 4 Centimeter bedeckt war. Vorn war das Eis 2,08 Meter dick, doch waren hiervon mehrere Centimeter Schnee. Man kann das für einen ganzen Monat kein großes Wachsthum nennen, wenn man bedenkt, daß die Temperatur bis 50° C unter Null gesunken war.

Heute sowol als gestern haben wir wieder das Spiegelbild der Sonne gesehen; heute stand es hoch über dem Horizont und schien beinahe die Form einer runden Scheibe anzunehmen. Einige behaupteten, sie hätten den obern Rand der Sonne selbst gesehen; Peder und Bentsen wollten mindestens die Hälfte der Sonnenscheibe beobachtet haben, und Juell und Scott-Hansen erklärten, sie sei ganz über dem Horizont gewesen. Ich fürchte, es ist schon so lange her, seitdem sie die Sonne gesehen haben, daß sie ganz vergessen haben, wie sie aussieht.

Dienstag, 20. Februar. Großer Sonnenfesttag heute, aber ohne Sonne. Wir sind sicher, daß wir sie sehen müßten, – wenn keine Wolken am Horizont wären. Wir wollten uns jedoch nicht um

unsere Festlichkeit betrügen lassen und können ja, wenn wir die Sonne wirklich zum ersten mal sehen, die Gelegenheit benutzen und ein zweites Fest feiern.

Mit einem großen Scheibenschießen fingen wir morgens an; dann hatten wir ein Diner von drei bis vier Gängen und »Fram-Wein« alias Citronensaft, Kaffee und später »Fram-Kuchen«; abends Ananas, Kuchen, Feigen, Bananen und Confect. Dann klettern wir mit dem Gefühl in die Kojen, daß wir uns beim Essen übernommen haben, während ein halber Sturm aus Südost uns nordwärts treibt.

Die Mühle ist den ganzen Tag in Gang gewesen, und wenn die richtige Sonne zu unserm Feste auch nicht erschien, so leuchtete uns dafür unsere Salon-Sonne mittags und abends bei Tische.

Großes Gesichtswaschen aus Anlaß des Tages. Guter Gott, wohin soll das noch führen! Mehrere von uns sehen aus wie Mastthiere, und die Rundung von Juell's Backen beginnt besorgnißerregend zu werden.

Als ich ihn heute im Profil betrachtete, dachte ich darüber nach, wie er es wol machen würde, einen solchen Körper über das Eis zu schleppen, wenn wir eines schönen Tages das Schiff verlassen müßten. Wir müssen jetzt daran denken, eine Zeit lang schmale Rationen zu geben.

Mittwoch, 21. Februar. Der Südwind hält an. Heute nahm ich die Sacknetze auf, die wir vorgestern ausgelegt haben; in dem obern, welches nahe der Oberfläche gehangen hatte, fanden sich hauptsächlich Flohkrebse, in dem Murray'schen Netz, das sich in ungefähr 90 Meter Tiefe befunden hatte, waren mannigfache andere kleine Crustaceen und sonstige kleine Thiere, die so stark phosphorescirten, daß der Inhalt des Netzes, den ich bei Lampenlicht in der Küche ausgeleert hatte, wie glühende Kohlen aussah.

Zu meinem Erstaunen wies die Leine des Netzes nach Nordwesten, obgleich wir nach dem Winde eine starke Drift nach Norden haben müßten. Um die Sache aufzuklären, ließ ich das Netz nachmittags wieder hinab, aber kaum war es eine kleine Strecke unter das Eis gekommen, als die Leine wieder nach Nordwesten zeigte, worauf sie den ganzen Nachmittag diese Richtung beibehielt.

Wie läßt sich diese Erscheinung erklären? Ist es möglich, daß wir uns trotz allem in einer nordwestlich setzenden Strömung befinden? Die Zukunft wird dies hoffentlich erweisen. Wir können hier zwei Kompaßstriche ($22\frac{1}{2}^\circ$) als Declination rechnen, sodaß die Strömung in solchem Falle nach rechtweisend Nordnordwest führen würde.

Im Eise scheint starke Bewegung zu sein; es hat sich an mehreren Stellen geöffnet und Kanäle gebildet.

Donnerstag, 22. Februar. Die Netzleine hat den ganzen Tag nach Westen gezeigt; jetzt, nachmittags, geht sie senkrecht auf und nieder, wir liegen also vermuthlich still.

Der Wind flaute heute ab, bis es nachmittags ganz windstill war. Dann kam eine schwache Brise aus Südwest und West durch, und abends setzte endlich der schon so lange gefürchtete Nordwester ein. Um 9 Uhr abends wehte es ziemlich schwer aus Nordwest.

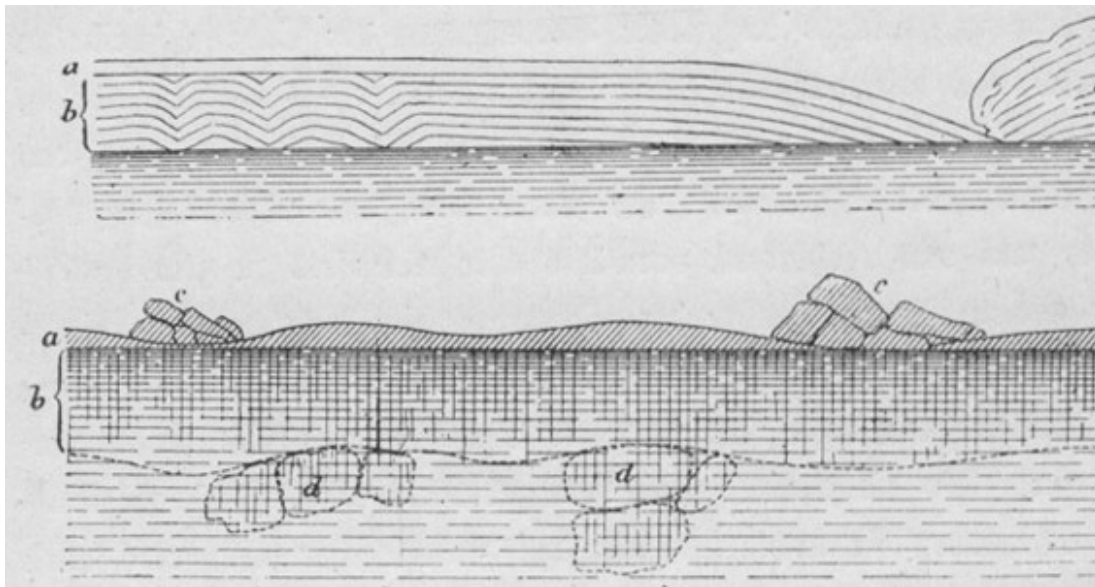
Eine nachmittags angestellte Beobachtung der Capella scheint zu ergeben, daß wir auf alle Fälle nicht nördlicher als $80^\circ 11'$ stehen, und zwar trotz fast viertägigem südlichem Wind. Was mag das wieder zu bedeuten haben? Ist unter dem Eise Todtwasser vorhanden, das uns verhindert, vorwärts oder rückwärts zu gelangen?

Gestern ist das Eis an der Steuerbordseite bis über die Bärenfalle hinaus geborsten; die Stärke des

festen Eises der Scholle betrug 3,45 Meter, doch hatte sich darunter noch anderes Eis zusammengeschoben. Wo die Scholle quer durchgebrochen war, zeigte sie deutliche Schichtung, die an die Schichtenlage der Gletscher erinnerte; selbst die dunkleren und schmutzigeren Schichten waren vorhanden, und zwar wurde die Farbe hier durch bräunlichrothe Organismen hervorgebracht, die das Wasser bewohnen und von denen ich schon früher Exemplare gefunden hatte. An mehreren Stellen waren die Schichten gebogen und geknickt, genau in derselben Weise wie die geologischen Schichten, welche die Erdkruste bilden.

Sie waren zweifellos infolge des horizontalen Druckes im Eise zur Zeit der Eispressung entstanden, was hauptsächlich an einer Stelle, in der Nähe eines während der letzten Eispressung gebildeten ungeheuern Hügels, zu erkennen war. Hier sahen die Schichten ungefähr so aus, wie sie auf der umstehenden Zeichnung dargestellt sind.⁵⁹

Es war auffällig, wie diese Scholle von über 3 Meter Dicke zu großen Wogen gebogen war, ohne zu brechen. Das war offenbar durch Druck geschehen und besonders deutlich in der Nähe der durch die Pressungen entstandenen Ketten (c) wahrnehmbar, die die Scholle so weit hinabgezwängt hatten, daß ihre Oberfläche (a) mit der Wasserlinie gleichlag, während sie an anderen Stellen ungefähr einen halben Meter über dieser lag und hier durch das unten zusammen geschobene Eis (d) in die Höhe getrieben worden war. Alles das beweist, wie außerordentlich elastisch die Schollen trotz der Kälte sind; die Temperatur des Eises an der Oberfläche muß zur Zeit dieser Pressungen -20° bis -30° C gewesen sein. An vielen Stellen war die Biegung so stark gewesen, daß die Scholle geborsten war. Oft waren die Risse mit losem Eise bedeckt, sodaß man sehr leicht hineinfallen konnte, genau wie beim Ueberschreiten eines gefährlichen Gletschers.



Eisschichtung.

Sonnabend, 24. Februar. Die heutige Beobachtung versetzt uns auf $79^{\circ} 54'$ nördlicher Breite und $132^{\circ} 57'$ östlicher Länge. Sonderbar, daß wir so weit südlich gekommen sind, obwohl der nördliche und nordwestliche Wind nur 24 Stunden geweht hat.

Sonntag, 25. Februar. Es sieht aus, als ob das Eis jetzt wieder ostwärts treibe. O, ich sehe Bilder vom Sommer, von grünen Bäumen und murmelnden Bächen vor mir; ich lese vom Leben der Senner, vom Leben im Gebirge, und es wird mir weh ums Herz, ich fühle mich entnervt. Weshalb gerade jetzt bei solchen Dingen weilen? Es wird noch Jahr und Tag dauern, bis wir all das wiedersehen werden.

Wir kommen mit der jämmerlichen Geschwindigkeit einer Schnecke vorwärts, aber nicht mit derselben Sicherheit wie sie. Wir führen unser Haus mit; aber was wir an einem Tage vollbracht haben, wird am nächsten wieder zerstört.

Montag, 26. Februar. Wir treiben nach Nordosten; es weht ein fürchterlicher Schneesturm. Der Wind hat zuweilen eine Geschwindigkeit von mehr als 11 Meter in der Secunde; er heult in der Takelung und pfeift über das Eis, und das Schneetreiben ist so stark, daß jemand ganz in der Nähe umkommen könnte.

Wir sitzen und horchen auf das Heulen im Schornstein und in den Ventilatoren, als ob wir uns zu Hause in Norwegen befänden. Die Flügel der Windmühle drehten sich mit solcher Gewalt, daß wir sie kaum unterscheiden konnten; wir mußten sie aber heute Abend anhalten, weil die Accumulatoren gefüllt waren, und banden die Flügel fest, damit der Wind sie nicht zertrümmere. Wir haben jetzt seit fast einer Woche elektrisches Licht gehabt.

Dies ist der stärkste Wind, den wir den ganzen Winter gehabt haben. Wenn irgendetwas das Eis aufrütteln und uns nordwärts treiben kann, so müßte er es thun. Allein das Barometer fällt zu schnell; wir werden bald wieder Nordwind bekommen. Die Hoffnung hat mich zu oft enttäuscht; sie besitzt keine Spannkraft mehr, und der Sturm macht keinen großen Eindruck auf mich. Ich sehe dem Frühjahr und Sommer entgegen, ungewiß, welche Veränderungen sie bringen werden.

Aber die Polarnacht, die gefürchtete arktische Nacht, ist vorüber, und wir haben wieder Tageslicht. Ich muß sagen, ich sehe nichts von den eingefallenen, ausgezehrten Gesichtern, die diese Nacht angeblich hätte hervorbringen müssen; beim hellsten Tageslicht, beim glänzendsten Sonnenschein kann ich nur runde, wohlgenährte Gesichter entdecken.

Mit dem Licht ist es aber doch seltsam. Wir hatten gedacht; daß es hier unten, wenn die Glühlampen brannten, wie wirklicher Tag sei; kommt man jetzt aber aus dem Tageslicht herunter, so hat man, auch wenn alle brennen, den Eindruck, als ob man in einen Keller steige. Wenn die Bogenlampe wie heute den ganzen Tag gebrannt hat, dann ausgelöscht und durch Glühlampen ersetzt wird, ist die Wirkung beinahe die gleiche.

Dienstag, 27. Februar. Drift nach Ostsüdost. Mein Pessimismus ist berechtigt. Fast den ganzen Tag hat starker Westwind geweht; das Barometer steht niedrig, hat aber begonnen, in unregelmäßiger Weise zu steigen. Die Temperatur ist die höchste, die wir den ganzen Winter gehabt haben; der höchste Stand war heute -9,7 C Um 8 Uhr morgens stand das Thermometer auf -22° C. Die Temperatur steigt und fällt fast genau in umgekehrter Weise wie das Barometer.

Die heutige Nachmittagsbeobachtung versetzt uns auf ungefähr 80° 10' nördlicher Breite.

Mittwoch, 28. Februar. Schönes Wetter heute, fast windstill, und die Temperatur nur ungefähr -26° bis -30° C. Im Süden befinden sich Wolken, sodaß von der Sonne nicht viel zu sehen ist, aber es ist schon wundervoll lange hell.

Sverdrup und ich machten nach dem Mittagessen eine Fahrt auf Schneeschuhen, das erste mal, daß wir in diesem Jahre etwas Derartiges am Nachmittag unternehmen konnten.

Gestern und heute versuchten wir zu pumpen; es mußte etwas Wasser im Schiffe sein, jedoch wollte die Pumpe nicht anschlagen, obwol wir es mit warmem Wasser und Salz versuchten. Möglicherweise ist das Wasser um die Pumpe gefroren, vielleicht ist auch gar keins im Schiffe. Im Maschinenraum hat sich seit länger als einem Monat kein Wasser gezeigt und auch in den Vorraum kommt keins, namentlich jetzt, da der Bug durch die Eispressungen in die Höhe gehoben worden ist; wenn überhaupt, kann also nur wenig Wasser im Schiffe sein. Das

Dichtwerden des Schiffes muß hauptsächlich der Kälte zugeschrieben werden.

Heute Abend hat der Wind wieder aus Südsüdwest zu wehen begonnen, und das Barometer fällt, woraus man schließen sollte, daß guter Wind herannaht; das Hoffnungsbarometer geht aber noch nicht über seinen normalen Stand hinaus. Am Abend nahm ich in der Küche ein Bad in einer Blechwanne; sauber gewaschen fühlt man sich wieder mehr als menschliches Wesen.

Donnerstag, 1. März. Wir liegen beinahe still. Schönes, mildes Wetter, nur -19° C, Himmel bedeckt, leichter Schneefall und schwacher Wind.

Wir versuchten heute zu lothen, nachdem wir unsere Hanfleine mit einem einzelnen Strange von einer Stahltrasse verlängert hatten; letzterer riß aber mit dem Lothe ab. Wir befestigten ein neues Loth und ließen die ganze Leine, etwa 3475 Meter, auslaufen, ohne, soweit wir beobachten konnten, Grund zu bekommen. Beim Einholen brach die Stahlleine nochmals. Das Resultat ist also: kein Grund und der Verlust von zwei Lothen von je 50 Kilogramm, die in der Tiefe blieben; der Himmel weiß, ob sie den Grund schon erreicht haben. Ich glaube nun fast, Bentsen hat recht, der behauptet, die Erdachse habe ein Loch und wir hätten darin zu lothen versucht.

Freitag, 2. März. Die jungen Hunde haben sich bisjetzt im Kartenzimmer aufgehalten und dort so viel Unheil wie möglich angerichtet, indem sie Hansen's Instrumentenkasten, die Schiffsjournale u.s.w. angeknabbert haben. Gestern wurden sie zum ersten mal an Deck gebracht, und heute sind sie den ganzen Morgen dort gewesen. Sie zeigen sich sehr wißbegierig, da sie alles untersuchen und sich besonders für das Innere aller Hundehäuser in dieser neuen großen Stadt interessiren.

Sonntag, 4. März. Die Drift geht noch immer stark nach Süden. Heute haben wir wieder nordwestlichen Wind, aber nicht mehr ganz so viel.

Ich erwartete, daß wir eine weite Strecke nach Süden getrieben sein würden, allein die Nachmittagsbeobachtung ergibt $79^{\circ} 54'$ nördlicher Breite. Wir müssen also in den letzten Tagen, ehe dieser Wind eintrat, ziemlich weit nach Norden gekommen sein. Gestern und heute war das Wetter unangenehm, denn -37° und -38° C bei einer Windgeschwindigkeit von zuweilen bis zu 11,5 Meter in der Sekunde muß entschieden kühl genannt werden. Merkwürdig, daß die nördlichen Winde jetzt Kälte und die südlichen Wärme bringen; zu Anfang des Winters war das Umgekehrte der Fall.

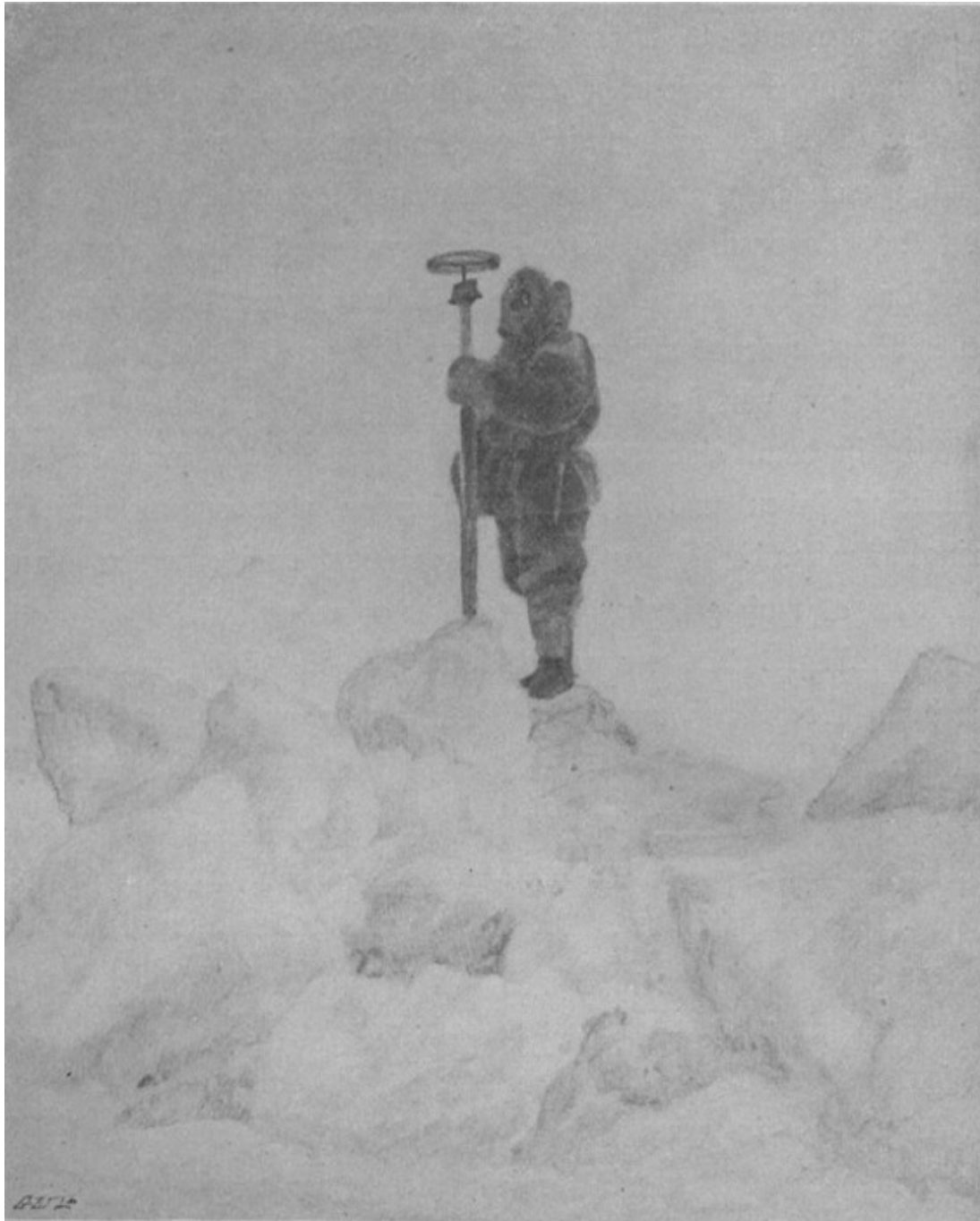
Montag, 5. März. Sverdrup und ich sind auf Schneeschuhen eine weite Strecke nach Nordosten gewesen. Die Bahn war in gutem Zustande, da der Wind den Schnee schön umhergewirbelt und, soweit der spärliche Vorrath davon dies gestattete, die zusammengeschobenen Eisgrate bedeckt hat.

Dienstag, 6. März. Keinerlei Drift. Heute war ein bitterkalter Tag (-44° bis -46° C) und Wind bis zu 5,8 Meter Geschwindigkeit. Das war eine gute Gelegenheit, sich Hände und Gesicht zu erfrieren, und einer oder zwei von uns haben sie auch benutzt.

Stetiger Nordwestwind. Was den Wind anlangt, so beginne ich, gleichgültig zu werden. Heute photographirte ich Johansen am Anemometer; während der Aufnahme erfror ihm die Nase.

Abends fand wieder allgemeines Wiegen statt. Diese Procedur wird als ein sehr interessantes Schauspiel angesehen; wir stehen dabei und passen erwartungsvoll auf, ob einer zu- oder abgenommen hat. Diesmal haben die meisten etwas verloren. Vielleicht, weil sie aufgehört haben, Bier zu trinken, und jetzt Citronensaft zu sich nehmen? Nur Juell schreitet unermüdlich fort, es sind nun schon 400 Gramm. Unserm Doctor geht es in dieser Beziehung ebenfalls recht gut; doch weist er heute nur ein Mehrgewicht von 300 Gramm auf. In anderer Hinsicht ist der

Arme an Bord schlecht daran – kein Mensch will krank werden. In der Verzweiflung hat er sich gestern selbst Kopfschmerzen zugelegt, konnte sich aber helfen, sodaß sie nicht über die Nacht hinaus andauerten. In neuerer Zeit hat er sich mit dem Studium der Hundekrankheiten beschäftigt; vielleicht findet er dabei eine einträglichere Praxis.



Johansen am Anemometer.

Donnerstag, 8. März. Südliche Drift. Sverdrup und ich machten auf Schneeschuhen eine hübsche Fahrt nach Norden und Westen. Der Schnee war infolge der Winde in vortrefflichem Zustande; man fliegt dahin wie Distelwolle vor dem Sturm und kann überall fortkommen, selbst über die schlimmsten Eisrücken hinweg.

Das Wetter war schön, die Temperatur nur -39°C ; aber heute Abend war es wieder bitterkalt ($-48,5^{\circ}\text{C}$, bei einer Windgeschwindigkeit von 5-8 Meter.

Es ist dann eine keineswegs angenehme Arbeit, auf der Windmühle zu stehen und die Segel zu reffen oder einzunehmen; das bringt schmerzende Fingernägel und manchmal auch erfrorene Wangen ein, aber es muß geschehen und wird auch ausgeführt.

Bei Tage haben wir jetzt reichlich »Mühlenwind« – es ist nun die dritte Woche, daß wir elektrisches Licht haben, aber es ist sehr schlimm, daß es immer dieser Nord- und Nordwestwind sein muß; der Himmel weiß, wann er einmal aufhören wird.

Sollte im Norden von uns *Land* sein? Wir treiben in bedenklicher Weise nach Süden. Es ist schwer, dabei Vertrauen zu behalten; aber, kommt Zeit, kommt Rath.

Nach einer langen Ruhepause erfuhr das Schiff heute Nachmittag wieder eine Erschütterung. Ich ging an Deck. Eine Eispressung fand in einer Rinne gerade vor dem Buge statt. Da Neumond war, hätten wir sie jetzt wol erwarten können, aber wir haben uns nun daran gewöhnt, an Springfluten überhaupt nicht mehr zu denken, weil sie in letzterer Zeit so wenig Wirkung ausgeübt haben. Selbstverständlich mußten sie jetzt besonders stark sein, da die Tag- und Nachtgleiche herannaht.

Freitag, 9. März. Heute Morgen wies die Netzleine ein wenig nach Südwesten, wohingegen das Tau, an welchem ein Käse im Wasser zum Aufthauen unter dem Eise hing, nach der entgegengesetzten Richtung zu zeigen schien. Haben wir jetzt eine südliche Strömung mit dem Winde? Hm, in diesem Falle müßte etwas passiren. Oder ist es vielleicht nur die Gezeitenströmung, die in dieser Richtung einsetzt?

Immer noch derselbe nördliche Wind; wir treiben stetig nach Süden. Das ist also die Veränderung, welche, wie ich gehofft hatte, die Tag- und Nachtgleiche im März uns bringen sollte!

Wir haben seit länger als vierzehn Tagen nördliche Winde gehabt; ich kann mir daher nicht länger verheimlichen, daß ich traurig zu werden anfangen. Ruhig und langsam, aber unbarmherzig wird eine Hoffnung nach der andern zertrümmert und ... habe ich nicht das Recht, ein wenig traurig zu sein?

Ich sehne mich unaussprechlich nach der Heimat. Vielleicht treibe ich von derselben weiter weg, vielleicht auch näher an sie heran; jedenfalls ist es aber nicht sehr tröstlich, wenn man sieht, wie die Verwirklichung der Pläne in dieser langwierigen, tödlich einförmigen Weise immer wieder verzögert, wenn nicht ganz vernichtet wird.

Die Natur geht leidenschaftslos ihren Jahrtausende alten regelmäßigen Kreislauf; Sommer und Winter wechseln, der Frühling entschwindet, der Herbst kommt und findet uns in demselben chaotischen Wirrwar tollkühner Pläne und zertrümmerter Hoffnungen. Es ist wie bei dem Rad, das sich dreht; bald ist das eine, bald das andere oben. Zwischendurch jedoch rührt die Erinnerung sanft ihre Silbersaiten – bald klingt es laut wie ein tosender Wasserfall, bald leise und sanft wie süße Musik in weiter Ferne.

Hier stehe ich und schaue hinaus auf diese trostlose Eisfläche mit ihren Ebenen, ihren Höhen und Thälern, die sich durch den Eisdruck infolge der wechselnden Gezeitenströmungen des Winters gebildet haben; die Sonne bescheint sie jetzt mit ihren heiteren Strahlen. In der Mitte liegt die »Fram«, unbeweglich eingeschlossen. Wann wirst du, mein stolzes Schiff, wieder frei im offenen Wasser schwimmen?

Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mit diesen auf unbekanntem Bahnen treibenden Eismassen haben sich eines armseligen Menschenkinds Gedanken so lange zu schaffen gemacht, bis es ein ganzes Volk in Bewegung gesetzt hat, um ihm zu ermöglichen, seinen Weg dorthin zu nehmen, ein Volk, das seine Kräfte für andere Aufgaben wohl brauchen konnte. Zu welchem Zwecke der ganze Lärm? Wären die Berechnungen nur richtig, so würden diese Eisschollen herrliche, nein, unwiderstehliche Bundesgenossen sein. Wenn aber ein Fehler in der Rechnung gewesen ist, dann ist es nicht so angenehm, wenn man mit ihnen zu thun hat. Und wie oft stellt sich eine Rechnung als richtig heraus? – Aber wenn ich jetzt frei wäre? Nun dann, dann würde ich alles wiederholen, von demselben Ausgangspunkte aus. Man muß ausharren, bis man richtig rechnen lernt.

Ich lache über den Skorbut! Kein besseres Sanatorium als das unserige.

Ich lache über die Macht des Eises; wir leben wie in einer uneinnehmbaren Burg.

Ich lache über die Kälte; sie ist nichts.

Ueber die Winde aber lache ich nicht; sie sind alles; sie beugen sich vor keines Menschen Willen.

Weshalb sich aber immer mit der Zukunft quälen? Weshalb sich Sorgen darüber machen, ob man vorwärts oder rückwärts treibt? Weshalb nicht sorglos die Tage vorübergleiten lassen wie einen friedlich fließenden Fluß? Hin und wieder kommt eine Stromschnelle, die den trägen Lauf etwas beschleunigt.

O, welch wunderliche Einrichtung ist doch das Leben! Ein ewiges Vorwärtsjagen – immer vorwärts – nach welchem Ziele? Und dann kommt der Tod und macht allem ein Ende, ehe das Ziel erreicht ist. Heute machte ich eine weite Tour auf Schneeschuhen. Eine kleine Strecke nach Norden befanden sich zahlreiche neugebildete Rinnen und Eisrücken, die schwer zu überschreiten waren. Jedoch Geduld überwindet alles, und bald erreichte ich eine weite Ebene, wo sich prachtvoll laufen ließ.

Es war jedoch ziemlich kalt, -47° und -48° C. bei 5 Meter Geschwindigkeit des Nordnordostwindes, der sich mir aber nicht sehr fühlbar machte.

Es ist gesund und genußreich, bei solchem Wetter draußen zu sein. Ich trage meine gewöhnliche Kleidung, wie ich sie zu Hause auch anlegen könnte, dazu Jacke aus Robbenfell und leinene Ueberhosen, sowie eine Halbmaske zum Schutze von Stirn, Nase und Wangen.

Heute war in verschiedenen Richtungen ziemlich viel Eispressung. Sehr merkwürdig, die Mittagshöhe ergab für uns die Breite von $79^{\circ} 45'$; wir sind also in den vier Tagen seit dem 4. März nur 8 Minuten südwärts getrieben. Diese langsame Drift trotz der starken Winde ist bemerkenswerth. Wenn im Norden Land wäre?

Ich fange an, mehr und mehr mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Land im Norden würde sofort erklären, weshalb wir nicht nach Norden und so langsam nach Süden treiben. Möglicherweise kann es aber auch von dem Umstand herrühren, daß das Eis so dicht zusammengeschoben und so dick und massiv gefroren ist. Mich nimmt es wunder, daß wir so viel Nordwest- und fast gar keinen Nordostwind haben, obwol man den letztern nach der Drehung der Erde eigentlich erwarten könnte. Thatsächlich dreht sich der Wind nur zwischen Nordwest und Südost, statt zwischen Südwest und Nordost, wie es sein sollte. Wenn dort kein Land ist, weiß ich keine befriedigende Erklärung dafür zu finden, wenigstens bezüglich dieser nordwestlichen Richtung.

Erstreckt sich Franz-Joseph-Land ostwärts oder nordwärts, oder dehnt sich von dort eine fortgesetzte Reihe von Inseln in der einen oder andern dieser beiden Richtungen aus? Es ist keineswegs unmöglich. Sobald die Oesterreicher weit genug nach Norden gekommen waren, hatten sie vorherrschend Winde aus Nordost, während wir nordwestliche Winde haben. Liegt der Kern dieser Landmasse im Norden, in der Mitte zwischen unserm Meridian und dem ihrigen? Ich kann mir kaum denken, daß diese merkwürdig kalten Winde aus Norden einzig dadurch entstehen, daß sie über ein eisbedecktes Meer wehen.

Wenn dort thatsächlich Land ist und wir bekommen es zu fassen, dann würden alle unsere Sorgen vorüber sein. Allein niemand weiß, was die Zukunft bringen mag, und es ist vielleicht auch besser, daß man es nicht weiß.

Sonnabend, 10. März. Die Leine zeigt Drift nach Norden; jetzt, nachmittags, hat sich auch eine leichte südliche Brise eingestellt. Wie gewöhnlich hat es mir gut gethan, meine Niedergeschlagenheit zu Papier zu bringen und sie dadurch los zu werden. Heute bin ich wieder guten Muthes und kann mich aufs neue glücklichen Träumen hingeben von einem großen, hohen Lande im Norden mit Bergen und Thälern, wo wir am Fuße der Bergwand sitzen, uns in der Sonne braten lassen und den Frühling erwarten können. Auf seinem Inlandeis machen wir den Weg bis hinauf zum Pole selbst.

Sonntag, 11. März. Schneeschuhfahrt nach Norden; Temperatur -50° C, Geschwindigkeit des Nordnordostwindes 3 Meter. Die Kälte machte sich uns nicht sehr fühlbar. Nur für Unterleib und Oberschenkel war sie ziemlich schlimm, da niemand von uns »Windhosen«⁶⁰ angelegt hatte und wir, wie sonst, gewöhnliche wollene Hosen und Unterhosen trugen. Für den Oberkörper hatten wir ein Hemd, einen Kragen aus Wolfsfell oder einen gewöhnlichen wollenen Anzug mit einer leichten Jacke aus Seehundsfell darüber.

Zum ersten mal in meinem Leben fühlte ich, daß ich an den Schenkeln fror, namentlich gerade über dem Knie und an der Kniescheibe. Meine Gefährten litten in derselben Weise. Es war dies, nachdem wir lange Zeit gegen den Wind gelaufen waren. Wir rieben die Beine ein bischen, worauf sie bald wieder warm wurden; sie würden uns jedoch wahrscheinlich böse erfroren sein, wenn wir noch viel weiter gelaufen wären, ohne darauf zu achten. In anderer Beziehung hatten wir nicht die geringsten Beschwerden von der Kälte; im Gegentheil fanden wir die Temperatur ganz angenehm, und ich bin überzeugt, daß ein um 10° , 20° selbst 30° niedrigerer Stand derselben auch nicht unerträglich gewesen wäre.

Seltsam, wie sich das Empfindungsvermögen des Menschen ändert. Zu Hause empfinde ich es unangenehm, wenn ich bei einigen 20° Kälte, auch bei windstillem Wetter, aus der Thür trete. Hier aber finde ich es auch nicht kälter, selbst wenn ich bei 50° Kälte und Wind draußen bin. Sitzt man zu Hause im warmen Zimmer, so bekommt man übertriebene Begriffe von der Schrecklichkeit der Kälte. Sie ist wirklich nicht im mindesten schrecklich; wir alle befinden uns sehr wohl dabei, obwol der eine oder andere von uns manchmal, wenn starker Wind weht, einen weniger langen Spaziergang macht und der Kälte wegen sogar wieder umkehrt; doch geschieht das nur, wenn man leicht bekleidet ist und keine Windkleider angelegt hat.

Heute Abend haben wir $-51,2^{\circ}$ C und Nordnordostwind mit 4,4 Meter Geschwindigkeit. Glänzendes Nordlicht im Süden. Selbst um Mitternacht ist schon sehr merkbare Dämmerung.

Montag, 12. März. Langsame Drift nach Süden. Unternahm allein eine weite Schneeschuhfahrt nach Norden. Heute hatte ich Windhosen an, fand sie aber fast zu warm. Morgens hatten wir $-51,6^{\circ}$ C und Nordwind von ungefähr 4 Meter Geschwindigkeit; um Mittag war es einige Grade wärmer. Uff, dieser Nordwind frischt auf! Das Barometer ist wieder gestiegen, und ich hatte

gedacht, daß der Wind sich ändern würde; aber er ist und bleibt unverändert.

Das ist's, was der März uns bringt, der Monat, auf welchem meine Hoffnungen beruhten. Nun muß ich auf den Sommer warten. Bald wird das halbe Jahr um sein; es wird uns ungefähr an derselben Stelle verlassen, wo es begonnen hat.

Ach, ich bin müde, so müde, laßt mich schlafen, nur schlafen! Komme Schlaf, schließe geräuschlos die Thür zu meinem Denken und halte den fließenden Strom der Gedanken auf! Kommt Träume und laßt die Sonne auf den schneefreien Strand von Godthaab herabstrahlen!

Mittwoch, 14. März. Abends begannen plötzlich sämtliche Hunde zu bellen; wir nahmen an, eines Bären wegen. Sverdrup und ich ergriffen unsere Büchsen, ließen »Ulenka« und »Pan« los und machten uns auf den Weg.

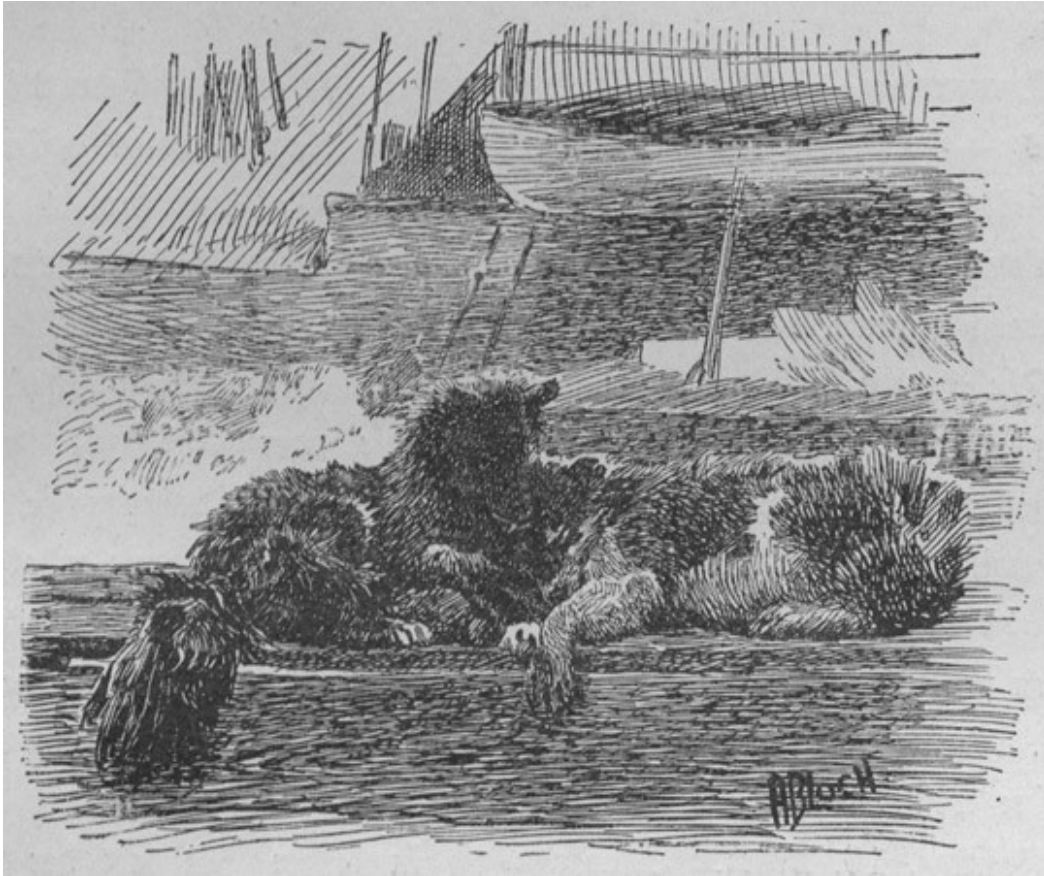
Es herrschte noch Dämmerung, und der Mond begann zu scheinen. Kaum waren die Hunde auf dem Eise, als sie wie ein paar Raketen nach Westen davonschossen, wir, so rasch wir konnten, hinter ihnen her. Als ich über eine Rinne sprang, brach ich mit einem Bein bis zum Knie durch das Eis. Auffallenderweise wurde ich nicht bis auf die Haut naß, obwol ich nur Finnenschuhe und Friesgamaschen an hatte, aber bei dieser Temperatur (-39° C) gefriert das Wasser auf dem kalten Stoffe, ehe es hindurchdringen kann. Später fühlte ich nichts mehr davon, es war zu einem Eispanzer geworden, der mich beinahe noch wärmen half.

An einer ziemlich entfernten Rinne entdeckten wir endlich, daß es kein Bär gewesen war, den die Hunde gewittert hatten, sondern entweder ein Walroß oder ein Seehund, denn in dem neugebildeten Eise sahen wir an mehreren Stellen Löcher, durch welche das Thier den Kopf gesteckt hatte.

Was für einen wunderbar scharfen Geruchssinn diese Hunde haben müssen! Das Thier war über einen Kilometer vom Schiffe entfernt und hatte nur die Schnauze ein klein wenig aus dem Eise hervorgestreckt.

Wir kehrten zum Schiffe zurück, um eine Harpune zu holen, sahen aber von dem Thiere nichts wieder, obwol wir mehrere male an der Rinne auf- und abgingen.

Mittlerweile war »Pan« in seinem Eifer der Oeffnung zu nahe gekommen und ins Wasser gefallen. Das Eis war so hoch, daß er ohne Hülfe nicht wieder auf dasselbe hinaufgelangen konnte, und wenn ich nicht zur Stelle gewesen wäre und ihn heraufgezogen hätte, wäre er, wie ich fürchte, ertrunken. Er liegt jetzt im Salon, wo er es sich gemüthlich macht und sich trocknet. Obwol er ziemlich lange Zeit im Wasser gewesen war, war er indeß ebenfalls nicht bis auf die Haut naß geworden; das innere Haar seines dichten, groben Pelzes ist ganz trocken und warm.



Zwei Freunde.

Die Hunde betrachten es als einen hohen Genuß, wenn man sie in die Kajüte kommen läßt; doch wird es ihnen nicht oft gestattet. Sie wandern durch alle Kabinen und suchen einen behaglichen Platz, wo sie sich hinstrecken können.

Liebliches Wetter, fast windstill, glitzernd hell und Mondschein; im Norden Abendröthe und am südlichen Himmel Nordlicht, jetzt einer Reihe flammender Speere gleich, dann sich in einen Silberschleier verwandelnd, in wallenden Falten mit dem Winde wogend, hier und dort mit rothen Spitzen untermengt. Diese wundersamen nächtlichen Schauspiele sind immer wieder neu und verfehlen nie, den Geist zu fesseln.

Donnerstag, 15. März. Heute Morgen $-41,7^{\circ}$ C und um 8 Uhr abends $-40,7^{\circ}$, während es im Laufe des Tages etwas wärmer war. Um Mittag war die Temperatur $-40,5^{\circ}$ und um 4 Uhr nachmittags -39° . Es scheint, daß die Sonne bald Macht zu bekommen beginnt.

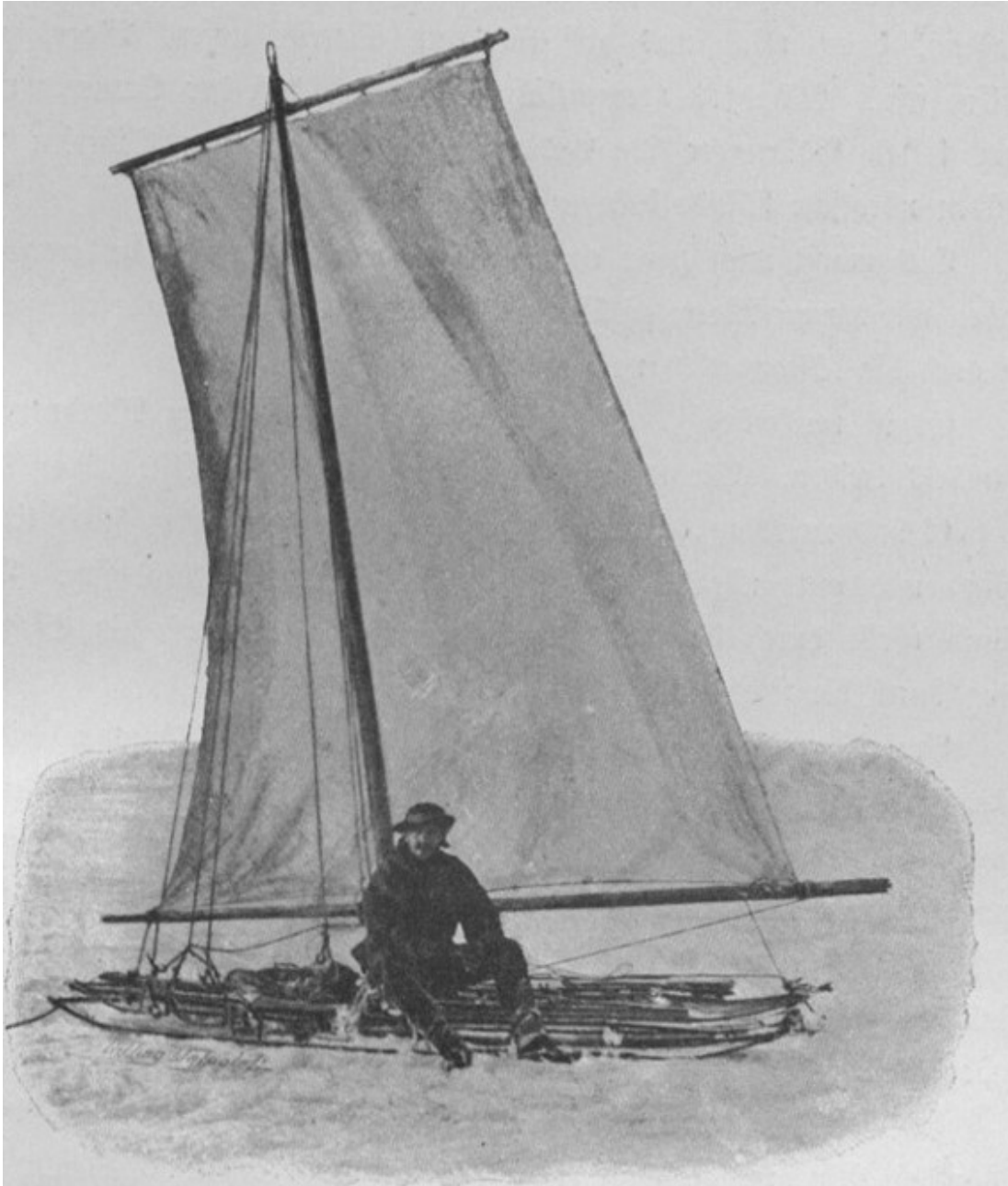
Die Hunde sind merkwürdige Geschöpfe. Heute Abend schwitzen sie gewiß wieder in ihren Hütten, da vier oder fünf von ihnen draußen oder auf dem Dache liegen. Bei 50° Kälte drängen sie sich meist drinnen aneinander und liegen so dicht zusammen wie möglich; dann haben sie auch keine Lust, einen Spaziergang mitzumachen, sondern ziehen es vor, an der Leeseite des Schiffes in der Sonne zu liegen. Heute aber finden sie es so mild und so angenehm, daß es keine Mühe kostete, sie zum Mitkommen zu veranlassen.

Freitag, 16. März. Sverdrup ist in letzter Zeit mit der Anfertigung von Segeln für die Schiffsboote beschäftigt gewesen. Heute wehte eine leichte südwestliche Brise, weshalb wir eins der Segel auf zwei zusammengebundenen Handschlitten probirten. Es segelt sich vorzüglich damit und bedarf

nicht vielen Windes, um den Schlitten dahingleiten zu lassen. Das würde ein vortreffliches Hilfsmittel für uns sein, wenn wir über das Eis heimkehren müßten.

Mittwoch, 21. März. Endlich ist ein Umschlag eingetreten; der Wind ist Südost, und es herrscht wieder eine starke Drift nach Norden. Die Tag- und Nachtgleiche ist vorüber, und wir sind seit der letzten nicht einen einzigen Grad nördlicher gekommen.

Ich bin neugierig, wo die nächste uns finden wird. Sollte es weiter nach Süden sein, dann ist der Sieg zweifelhaft; ist es mehr nach Norden, dann ist die Schlacht gewonnen, wenn sie auch lange dauern mag. Ich hoffe jetzt auf den Sommer; er *muß* eine Veränderung mit sich bringen. Das offene Wasser, in welchem wir herauf segelten, kann unmöglich allein durch das Schmelzen des Eises hervorgebracht sein, sondern muß auch den Winden und der Strömung zugeschrieben werden. Und wenn das Eis, in welchem wir jetzt sind, so weit nach Norden treibt, um all diesem offenen Wasser Platz zu machen, dann wird uns auf eine gute Strecke unsers Weges geholfen sein. Man sollte eigentlich annehmen, daß der Sommer mit dem kalten Polarmeer im Norden und dem warmen Sibirien im Süden nördliche Winde bringen müßte.



Versuch mit Segelschlitten.

Das macht mich zwar einigermaßen zweifelhaft, aber andererseits haben wir warme Meere im Westen, die vielleicht stärker sind; übrigens ist auch die »Jeannette« nach Nordwesten getrieben.

Es ist merkwürdig, daß wir trotz dieser westlichen Winde nicht ostwärts treiben. Die letzte Länge betrug nur 135° Ost.

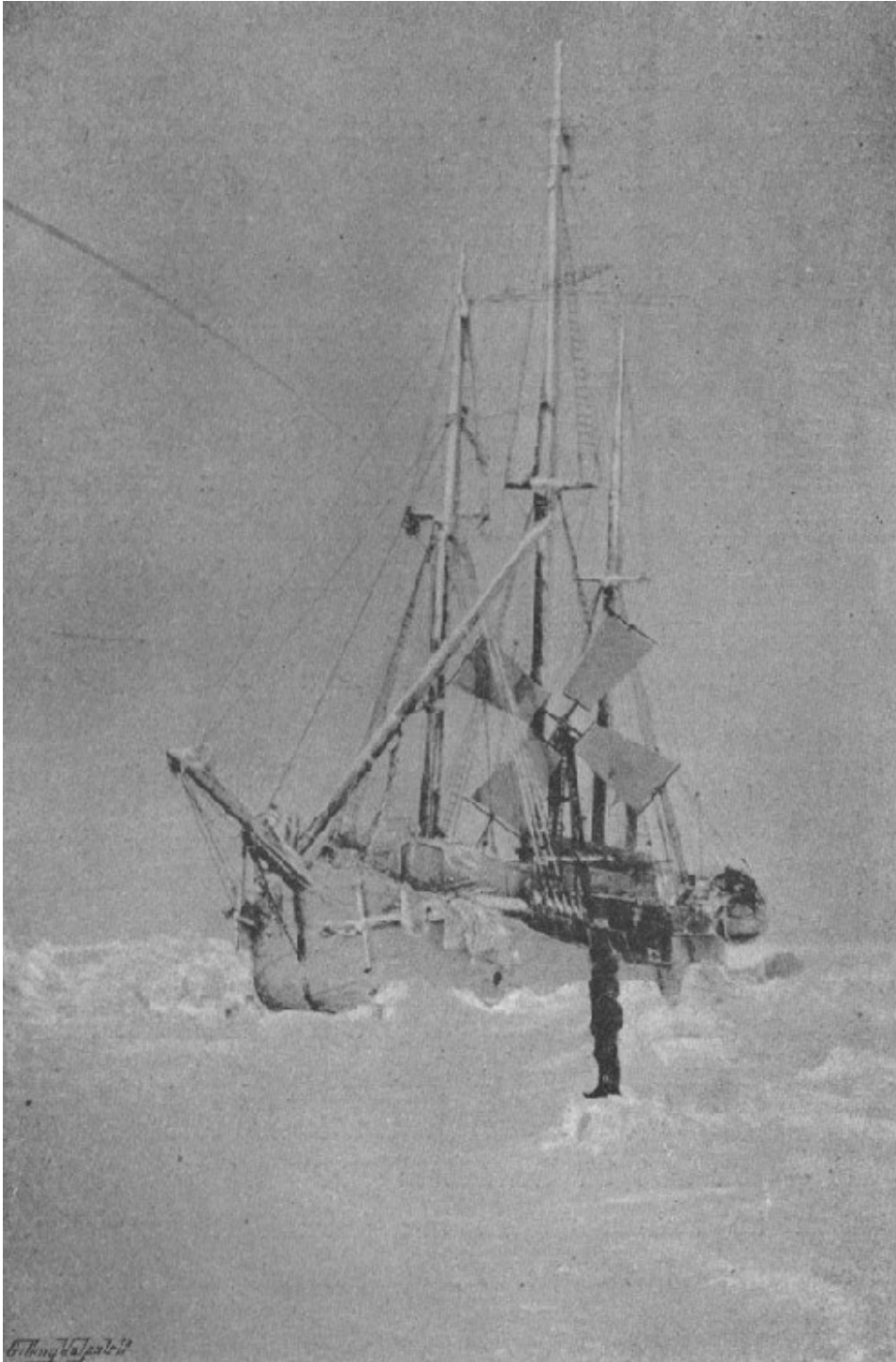
Gründonnerstag, 22. März. Noch immer starker südöstlicher Wind und gute nördliche Drift. Unsere Stimmung hebt sich. Der Wind pfeift durch die Takelung über uns; er tönt wie ein Siegesang durch die Luft.

Am Vormittag hatte einer von den jungen Hunden einen schweren Anfall von Krämpfen; er hatte Schaum vor dem Munde und biß wüthend um sich herum. Als der Anfall mit Starrkrampf endete,

trugen wir das Thier hinaus und legten es auf dem Eise nieder. Es hüpfte wie eine Kröte umher, die Beine steif ausgestreckt, Hals und Kopf aufwärts gebogen, während der Rücken wie ein Sattel gebogen war.

Ich fürchtete, es könnte Wasserscheu oder eine andere ansteckende Krankheit sein, und erschöß das Thier auf der Stelle. Vielleicht bin ich etwas zu voreilig gewesen; wir können jetzt kaum Ansteckungsstoff an Bord haben. Allein was hätte es sonst sein können? Ein epileptischer Anfall?

Neulich erschreckte mich einer der anderen jungen Hunde damit, daß er im Kartenhause wie wahnsinnig immer rundherum lief und sich nach einer Weile zwischen einer Kiste und der Wand versteckte.



Bei Frühlingsanbruch (März 1894).

Auch andere von uns hatten ihn dies thun sehen, aber bald darauf war er wieder gesund, und in den letzten Tagen hat ihm nichts mehr gefehlt.

Charfreitag, 23. März. Die Mittagsbeobachtung ergibt 80° nördlicher Breite. In vier Tagen und Nächten sind wir ebensoweit nach Norden getrieben wie in drei Wochen nach Süden. Auf alle Fälle ist es ein Trost, das zu wissen.

Es ist auffällig, wie rasch die Nächte hell geworden sind. Jetzt gelingt es selbst Sternen erster Größe kaum noch, um Mitternacht am blassen Himmel zu funkeln.

Sonnabend, 24. März. Osterabend. Der heutige Tag ist bemerkenswerth: Wir haben dem Frühlingslicht den Eintritt in den Salon gestattet. Während des ganzen Winters war das Oberlicht, um die Kälte abzuhalten, mit Schnee bedeckt, und außerdem waren die Hundehütten rund herum aufgestellt. Jetzt haben wir allen Schnee auf das Eis geworfen und die Glasscheiben des Oberlichts gehörig freigemacht und geputzt.

Montag, 26. März. Wir liegen ohne Bewegung; keine Drift. Wie lange wird das dauern? Wie stolz und triumphierend war ich bei der letzten Tag- und Nachtgleiche, die ganze Welt erschien mir hell; jetzt bin ich nicht mehr stolz.

Die Sonne steigt empor und taucht die Eisebenen in ihren Glanz. Der Frühling kommt, bringt aber keine Freude mit. Hier ist es so einsam und kalt wie je. Die Seele erstarrt.

Sieben weitere Jahre eines solchen Lebens oder vielleicht auch nur vier – wie wird die Seele dann sein? Und *sie* ...?

Wenn ich meinem Sehnen nur freien Spielraum lassen, die Seele aufthauen lassen dürfte. O, ich sehne mich weit mehr, als ich eingestehen darf.

Ich habe nicht den Muth, an die Zukunft zu denken... Und wie wird es zu Hause werden, wenn Jahr auf Jahr vergeht und niemand kommt?

Ich weiß, es ist alles krankhafte Stimmung; aber diese unthätige, todte Einförmigkeit ohne jede Veränderung erdrückt den Geist. Kein Kampf, keine Möglichkeit eines Kampfes! Alles ist so still und todt, so steif und starr unter der Eisdecke ... O, sogar die Seele erstarrt!

Was gäbe ich nicht für einen einzigen Tag des Kampfes – ja selbst für einen Augenblick der Gefahr!

Noch immer muß ich warten und die Drift beobachten; aber wenn sie die verkehrte Richtung einschlagen sollte, dann werde ich alle Brücken hinter mir abbrechen und *alles auf einem Marsch nach Norden über das Eis wagen*. Ich weiß nichts Besseres zu thun. Es wird eine gefährliche Reise sein, eine Frage um Leben oder Tod; aber habe ich eine andere Wahl?

Es ist des Mannes unwürdig, eine Aufgabe zu übernehmen und sie dann aufzugeben, wenn der Höhepunkt der Schlacht bevorsteht. Es gibt nur *einen* Weg, und der ist »Vorwärts«, »Fram«!

Dienstag, 27. März. Wir treiben wieder nach Süden; der Wind ist nördlich. Die Mittagsbeobachtung ergab 80° 4' nördlicher Breite.

Aber weshalb so entmuthigt? Ich schaue mich blind an einem einzigen Punkte und denke einzig und allein daran, den Pol zu erreichen und uns einen Weg nach dem Atlantischen Ocean zu bahnen. Und dabei ist unsere eigentliche Aufgabe, die unbekanntenen Polargegenden zu erforschen. Thun wir denn im Dienste der Wissenschaft nichts?

Wir werden eine ziemlich reiche Sammlung von Beobachtungen aus dieser Region mit heimbringen, die uns jetzt nur zu wohl bekannt ist. Der Rest ist und bleibt reine Eitelkeitssache. »Liebe die Wahrheit mehr und den Sieg weniger.«

Beim Anschauen von Eilif Peterssen's Bild, das einen norwegischen Fichtenwald darstellt, befinde ich mich in Gedanken dort. Wie wunderbar lieblich ist es jetzt zur Frühlingszeit dort, in der düstern, melancholischen Stille, zwischen den stattlichen Baumstämmen. Ich fühle das feuchte Moos, in welches der Fuß sanft und geräuschlos einsinkt; das bräunlichgelbe Wasser des

von den Winterbanden befreiten Baches murmelt zwischen den Rissen und Felsen, die Lust ist mit dem Dufte von Moos und Fichtennadeln erfüllt, während über unserm Haupte die dunkeln Wipfel der Fichten im Frühlingswinde am hellblauen Himmel hin und her schwanken und ihre ewige Klage rauschen und unten in ihrem Schutze die Seele furchtlos ihre Schwingen ausbreitet und im Waldesthau Kühlung findet.

O, ehrfurchterweckender Fichtenwald, du einziger Vertrauter meiner Kindheit, von dir habe ich die tiefsten Töne der Natur gelernt, ihre Wildheit, ihre Melancholie! Du hast meiner Seele die Stimmung für das Leben gegeben.

Allein, tief im Walde, neben den glühenden Kohlen meines Feuers am Rande eines schweigenden, düstern Waldmoores, das Dunkel der Nacht über mir, wie pflegte ich glücklich zu sein im Genusse der Harmonie der Natur!

Donnerstag, 29. März. Es ist wunderbar, welche Veränderung es mit sich bringt, daß wir wieder Tageslicht in der Kajüte haben. Wenn man zum Frühstück aufsteht und das Licht hereinströmen sieht, fühlt man erst, daß es wirklich Morgen ist.

Wir sind sehr fleißig an Bord. Für die Boote und Handschlitten müssen Segel angefertigt werden, auch muß die Windmühle neue Flügel haben, damit sie bei jedem Wetter in Betrieb sein kann. Könnten wir nur der »Fram« gleichfalls Flügel geben! Es müssen Messer geschmiedet werden, Bärenspeere, die uns nie von Nutzen sein werden, Bärenfallen, in denen wir nie einen Bären fangen, Aexte und viele ähnliche nützliche Dinge.

Augenblicklich findet in großem Maßstabe die Anfertigung von Holzschuhen statt, auch ist eine neue Industrie inaugurirt worden, die Nagelschmiederei. Die einzigen Teilnehmer dieser Gesellschaft sind Sverdrup und Schmied Lars, genannt »Sturmkönig«, weil er immer wie ein Ungewitter heranstürmt.

Das Fabrikat ist vorzüglich und findet lebhaft Nachfrage, da unsere kleinen Nägel bei der Fertigstellung der Handschlitten aufgebraucht worden sind. Ferner sind wir eifrig damit beschäftigt, die Kufen der Handschlitten mit Neusilberstreifen zu beschlagen und die Mittel herzustellen, um die Schlitten zusammensetzen.



Lars Pettersen.

Außerdem gibt es eine Werkstätte für die Anfertigung von Befestigungen für Schneeschuhe, während die Klempnerwerkstelle sich augenblicklich mit der Reparatur der Lampen beschäftigt.

Unser Doctor hat wegen Mangel an Patienten eine Buchbinderei eingerichtet, die von der Bibliothek der »Fram« stark benutzt wird, da mehrere Bücher, wie z. B. »Gjest Baardsens Liv og Levnet« u. s. w., beständig circuliren und sich daher in sehr schlechtem Zustande befinden. Wir haben auch eine Sattler- und Segelmacherwerkstatt, ein photographisches Atelier u. s. w.

Am allerausgedehntesten wird jedoch die Führung von Tagebüchern betrieben, da jeder an Bord damit beschäftigt ist. Kurz, es gibt kein Ding zwischen Himmel und Erde, das wir nicht herstellen können, beständigen guten Wind ausgenommen.

Unsere Werkstätten sind aufs beste zu empfehlen; sie liefern gute, solide Arbeit. Neuerdings hat unsere industrielle Thätigkeit noch einen bemerkenswerthen Zuwachs erfahren, indem die Firma »Nansen & Amundsen« eine Notenscheiben-Fabrik gegründet hat.

Die Pappscheiben des Harmoniums hatten durch Gebrauch und Feuchtigkeit stark gelitten, sodaß es uns während des Winters bedauernswertherweise an Musik mangelte; gestern machte ich mich aber ernstlich an die Arbeit, eine Zinkscheibe herzustellen. Da sie bewundernswürdig functionirt, werden wir mit kirchlicher und weltlicher Musik, namentlich aber mit Walzern fortfahren, und diese sollen aufs neue zu unser aller Tröstung und Erbauung von dem Harmonium melodisch erschallen. Sobald ein Walzer erklingt, strömt neues Leben in viele der Bewohner der »Fram«.

Ich beklage mich über die ermüdende Einförmigkeit unserer Umgebung, aber ich bin wirklich ungerecht.

Während der letzten Tage lag glänzender Sonnenschein über den Schneehügeln, heute ist Schneetreiben und Wind, die die »Fram« in ein wildes Gewirr von weißem Schnee einhüllen. Bald darauf erscheint die Sonne wieder, und die Wüste umher glänzt wie vorher.

Auch dabei ist Stimmung in der Natur. Wie oft bin ich nicht, wenn ich es am wenigsten beabsichtigte, von der wunderbaren Farbenpracht des Abends wie festgebannt stehen geblieben.



Beobachtung der Sonnenfinsternis am 6. April 1894.

Die Eishügel, in bläulich-violette Schatten getaucht, bilden mit dem orangefarbig überhauchten und vom Schimmer der untergehenden Sonne beleuchteten Himmel gewissermaßen ein ergreifendes Gedicht in Farben, das sich als unauslöschliches Bild dem Geiste einprägt.



Heimkehr nach Sonnenuntergang.

Und diese hellen, träumerischen Nächte, wie viele Erinnerungen rufen sie in uns Norwegern wach!

Man malt sich die Frühlingsmorgen aus, an denen man beim erbleichenden Glanze der Sterne, als schon der blasse Mond aufging und über die Wipfel der Bäume guckte, in den Wald ging, den Birkhahn zu jagen. Die Dämmerung mit ihren glühenden Farbentönen hier oben im Norden ist wie der Anbruch eines Frühlingstages in der Waldwildniß der Heimat; der nebelartige blaue Dunst unter dem Morgenglühen wird zum frischen Morgennebel über den Marschen, die dunkeln, niedrigen Wolken vor dem dunkelrothen Hintergrund erscheinen gleich fernen Höhenzügen.

Das Tageslicht mit seinem strengen, leblosen Weiß hat nichts Anziehendes; dagegen thauen Abend und Nacht das Herz dieser Eiswelt auf. Sie träumt traurige Träume, und man glaubt, in

den Farbentönen des Abends Laute ihrer unterdrückten Klage zu vernehmen. Aber bald hören diese auf, und die Sonne kreist wieder Tag und Nacht einförmig, farblos am ewigen, lichtblauen, weiten Himmelsgewölbe.

Freitag, 6. April. Heute sollte ein bemerkenswerthes Ereigniß stattfinden, dem wir natürlich mit lebhaftem Interesse entgegensahen. Es war eine Sonnenfinsterniß.

In der Nacht hatte Scott-Hansen ausgerechnet, daß die Verfinsterung um 12 Uhr 56 Minuten beginnen werde. Für uns war es von Wichtigkeit, eine gute Beobachtung zu bekommen, weil wir dadurch im Stande waren, unsere Chronometer auf das genaueste zu reguliren; wir stellten daher, um ganz sicher zu gehen, unsere Instrumente schon ein paar Stunden vorher auf und fingen an, zu beobachten. Wir benutzten dazu das große Fernrohr und unsern großen Theodoliten.

Hansen, Johansen und ich saßen der Reihe nach jeder fünf Minuten vor den Instrumenten, um den Rand der Sonne zu beobachten, da wir erwarteten, daß sich an ihrem untern westlichen Rande der erste Schatten zeigen würde; ein anderer stand inzwischen mit der Uhr bereit. So warteten wir volle zwei Stunden, ohne daß etwas passirte.

Nun war der aufregende Augenblick gekommen, in welchem der Schatten unserer Berechnung nach zuerst zu sehen sein mußte. Hansen saß vor dem großen Fernrohr, als er ein Zittern in dem Sonnenrande wahrzunehmen glaubte; 33 Secunden später rief er: »Jetzt!«, und im selben Augenblick that dies auch Johansen. Die Uhr zeigte auf 12 Uhr 56 Minuten $7\frac{1}{2}$ Secunden. $7\frac{1}{2}$ Secunden später, als wir berechnet hatten, schob sich ein dunkler Körper über den Rand der Sonne. Es war eine ungeheure Genugthuung für uns alle, namentlich aber für Hansen, da sich daraus ergab, daß unsere Chronometer ausgezeichnet in Ordnung waren.

Allmählich schwand das Sonnenlicht merkbar dahin, während wir in die Kajüte zu Tische gingen. Um 2 Uhr hatte die Verfinsterung ihren Höhepunkt erreicht, und wir konnten sogar unten im Salon bemerken, wie das Tageslicht abgenommen hatte. Nach dem Essen beobachteten wir noch den Augenblick, als die Verfinsterung zu Ende war und die dunkle Scheibe des Mondes von dem Rande der Sonne frei wurde.

Sonntag, 8. April. Gestern Morgen lag ich wachend in meiner Koje und überlegte noch, ob ich aufstehen sollte, als ich plötzlich Tritte von jemand hörte, der eilig über das Halbdeck über mir lief und dem ein anderer folgte. Es war etwas in diesen Schritten, das mich unwillkürlich an Bären denken ließ, und ich hatte das unbestimmte Gefühl, als ob ich aus dem Bett springen müßte, blieb aber liegen und horchte, ob ich nicht den Knall einer Büchse hören würde. Ich vernahm aber nichts weiter und sank bald wieder in meine Träume zurück.

Plötzlich kam Johansen in den Salon herabgesprungen und rief, es lägen ein paar Bären halb oder ganz todt auf dem großen Eishügel hinter dem Schiffe. Er und Mogstad hätten nach ihnen geschossen, besäßen aber keine Patronen mehr. Mehrere griffen nun nach ihren Büchsen und stürzten hinauf; ich warf mich in die Kleider und kam ihnen gleich darauf nach, worauf ich erfuhr, daß die Bären die Flucht ergriffen hätten und von unsern Leuten über das Eis verfolgt würden.

Während ich meine Schneeschuhe anlegte, kehrten sie zurück und berichteten, daß die Bären sich davon gemacht hätten. Ich eilte trotzdem hinterher, so rasch als ich mit den Schneeschuhen über die Schollen und Eisketten kommen konnte, und bald hatte ich die Fährte der Bären, die anfänglich etwas blutig war.

Es war eine Bärin mit ihrem Jungen, die, wie ich glaubte, schwer verwundet sein mußte, da sie nach der ersten Kugel Johansen's mehrere male gestürzt war. Ich hielt es daher nicht für schwer,

sie einzuholen. Mehrere von den Hunden waren, die Spuren verfolgend, vor mir; sie hatten eine nordwestliche Richtung eingeschlagen, und ich mühte mich, in der Sonne fürchterlich schwitzend, hinter ihnen ab, während das Schiff immer tiefer am Horizonte versank.

Die Schneefläche, die ringsherum in ihrem ewigen Weiß glitzerte, strengte meine Augen stark an; ich schien den Bären nicht näher zu kommen. Die Aussichten, sie einzuholen, wurden durch die Hunde zu nichte, die hitzig genug waren, die Bären zu verscheuchen, nicht aber, sie auch zum Stehen zu bringen. Ich wollte es jedoch nicht aufgeben.

Gleich darauf trat Nebel ein und verbarg alles meinen Blicken, mit Ausnahme der Bärenspuren, die immer nach vorwärts wiesen; dann hob sich der Nebel wieder, und die Sonne schien aufs neue so klar und hell wie vorher. Die Masten der »Fram« waren längst hinter dem Rande des Eises verschwunden, aber noch immer lief ich weiter. Dann aber fühlte ich mich, da ich in der Eile nicht einmal gefrühstückt hatte, allmählich matt und hungrig, und schließlich mußte ich in den sauern Apfel beißen und ohne Bären zurückkehren.

Unterwegs kam ich an einem merkwürdigen Hügel vorbei. Er war über 6 Meter hoch (leider gelang es mir nicht, ihn ganz bis zur Spitze zu messen), der mittlere Theil war wahrscheinlich infolge des Eisdrucks zusammengestürzt, während der Rest einen prachtvollen Triumphbogen aus dem weißesten Marmor bildete, auf welchem die Sonne mit all ihrem Glanze funkelte. War derselbe zur Feier meiner Niederlage errichtet?

Ich kletterte hinauf, um nach der »Fram« auszugucken, mußte aber noch eine Strecke weiter laufen, ehe ich die Takelung über dem Horizonte sah.

Erst um 5½ Uhr nachmittags befand ich mich, infolge dieses plötzlichen, unerwarteten Ausflugs ermüdet und halb verhungert, wieder an Bord, wo ich mir ein gutes Mal trefflich schmecken ließ, nachdem ich den ganzen Tag gefastet hatte.

Während meiner Abwesenheit hatten einige sich mit einem Schlitten hinter mir drein gemacht, um die von mir geschossenen Bären nach Hause zu fahren. Kaum aber hatten sie die Stelle erreicht, wo der Anschuß erfolgt war, als Johansen und Blessing, die den Uebrigen voraus waren, hinter einem nicht weit entfernten Hügel zwei frische Bärenspuren ausgehen sahen. Allein ehe sie noch ihre Büchsen schußbereit hatten, waren die Thiere aus ihrem Bereich, worauf eine neue Jagd begann. Johansen stürmte ihnen auf Schneeschuhen nach, jedoch kamen mehrere Hunde ihm zuvor und hielten die Bären im Gange, sodaß er sie nicht in Schußweite bekommen konnte und seine Jagd ebenso fruchtlos endigte wie die meinige.

Hat das Glück uns verlassen? Ich hatte mich damit gebrüstet, daß ich noch keinen einzigen Bären geschossen habe, ohne ihn mitzunehmen, heute aber...! Seltsam, daß wir an einem Tage vier Bären zu sehen bekamen, nachdem wir seit drei Monaten keine wahrgenommen hatten! Hat das etwas zu bedeuten? Sind wir in die Nähe des Landes im Nordwesten gekommen, das ich schon so lange erwartet habe? Es scheint eine Veränderung in der Luft zu liegen.

Eine Beobachtung vom vorgestrigen Abend ergab 80° 15' nördlicher Breite, den nördlichsten Punkt, den wir bis jetzt erreicht haben.

Sonntag, 15. April. Nun haben wir also Mitte April. Welcher Freudenklang liegt in diesem Worte, ein reicher Quell der Glückseligkeit! Schon bei seiner Nennung steigen Frühlingsvisionen vor dem Geiste auf, die Zeit, da man Thüren und Fenster öffnet, um die Frühlingsluft und die Sonne herein zu lassen, und da der Winterstaub fortgeweht wird; die Zeit, da man nicht länger still sitzen kann, sondern gewaltsam hinausgetrieben wird, um den Duft von Wald, Wiese und frischgepflügtem Acker einzuathmen und den Fjord zu betrachten, der jetzt vom Eise befreit in

der Sonne glitzert.

Welch unerschöpflicher Born erwachender Freuden an der Natur ist in dem Worte April enthalten! Aber hier – hier ist nichts davon zu finden.

Wol scheint die Sonne lange und hell, aber ihre Strahlen fallen nicht auf Wald, Berg oder Wiese, sondern auf das blendende Weiß des frischgefallenen Schnees. Kaum reizt sie uns dazu, aus unserm Winterzufluchtsorte herauszukommen. Der April ist hier nicht die Zeit der Umwälzungen; wenn solche überhaupt kommen, treten sie erst später, viel später ein. Die Tage rollen einförmig dahin.

Hier sitze ich nun, fühle keine Spur von dem ruhelosen Sehnen des Frühlings und verschließe mich in das Schneckenhaus meiner Studien. Tag für Tag tauche ich in die Welt des Mikroskops hinab, der Zeit und meiner Umgebung vergessend. Hin und wieder zwar unternehme ich einen kleinen Ausflug aus der Dunkelheit zum Lichte – das Licht des Tages erstrahlt rund um mich, und mein Geist öffnet eine schmale Spalte, damit Helligkeit und Muth hereinkommen können – dann geht's wieder hinab, hinab in die Dunkelheit, um weiter zu arbeiten.

Ehe ich mich abends zu Bett lege, muß ich noch an Deck gehen. Noch vor ganz kurzer Zeit war das Tageslicht um diese Zeit verschwunden, und schwach funkelten einige einsame Sterne, während der blasse Mond über dem Eise leuchtete. Aber selbst das ist jetzt vorbei.

Die Sonne sinkt nicht mehr über den Eishorizont hinab, es ist beständig Tag. Ich schaue in die weite Ferne, über die große, öde Schneeebene, eine unbegrenzte, stille, leblose Eismasse in unmerklicher Bewegung. Man hört keinen Ton außer dem schwachen Murmeln des Luftzuges in der Takelung, vielleicht, in der Ferne, das dumpfe Getöse des sich zusammenschiebenden Eises. Inmitten dieser leeren weißen Wüste nur ein kleiner dunkler Fleck, das ist die »Framk«! –



Ein Blick nach der »Fram«.

Aber unter dieser Eiskecke, Hunderte von Meter abwärts, dehnt sich eine Welt voll bunten Lebens in all seinen veränderlichen Formen aus, eine Welt von derselben Zusammensetzung, wie die unserige, mit denselben Trieben, denselben Sorgen und ohne Zweifel auch denselben Freuden und überall dem gleichen Kampfe ums Dasein. So ist es immer. Selbst wenn wir die härteste Schale durchdringen, stoßen wir auf den regen Pulsschlag des Lebens, wie dick auch die Kruste sein möge.

Mir kommt es vor, als säße ich hier in der Einsamkeit und horchte auf die Töne einer der mächtigen Saiten der Natur. Ungestört erklingen ihre großartigen Symphonien ungezählte Jahrhunderte durch das Universum, bald in dem lärmenden Geräusche des geschäftigen Lebens, bald in der erstarrenden Kälte des Todes, wie in Chopin's Trauermarsch; und wir, wir sind die winzig kleinen, unsichtbaren Schwingungen der Saiten in dieser fortwährend sich ändernden und doch immer sich gleichenden mächtigen Musik des Universums. Ihre Töne sind Welten, der eine schwingt längere, der andere kürzere Zeit, und jeder muß der Reihe nach neuen Tönen Platz machen.

Die Welt, die kommen wird! Wieder und immer wieder kehrt dieser Gedanke mir zurück. Ich blicke weit über die Jahrhunderte hinaus ...

Langsam und unmerklich nimmt die Wärme der Sonne ab, und in derselben langsamen Weise sinkt die Temperatur der Erde. Tausende, Hunderttausende, Millionen von Jahren entschwinden, Eiszeiten kommen und gehen, und die Wärme nimmt immer mehr ab; ganz allmählich dehnen

sich die treibenden Eismassen weit und immer weiter aus, immer weiter dringen sie nach südlichen Breiten, ohne daß jemand es bemerkt, bis endlich alle Meere der Erde eine einzige Eismasse sind. Das Leben ist von der Erdoberfläche verschwunden und nur noch in den Tiefen des Oceans zu finden.

Aber die Temperatur fährt fort zu sinken; das Eis wächst, es wird dicker und immer dicker, die Herrschaft des Lebens verschwindet. Millionen von Jahren rollen vorüber, bis das Eis den Meeresgrund erreicht. Die letzte Spur von Leben ist verschwunden, die Erde ist mit Schnee bedeckt. Alles, wofür wir gelebt haben, besteht nicht mehr, die Früchte all unserer Mühen und Leiden sind schon vor Millionen von Jahren hinweggelöscht, begraben unter einem Leichentuch von Schnee.

Als erstarrte leblose Eismasse wandelt die Erde ihre Bahn durch die Ewigkeit weiter; wie eine schwachglühende Scheibe kreist die Sonne am Himmel, der Mond erglänzt nicht mehr und ist kaum noch sichtbar. Aber das Nordlicht flackert vielleicht noch über den wüsten Eisflächen und die Sterne funkeln still und friedlich wie einst. Einige sind erloschen, während neue ausleuchteten, und um sie herum drehen sich neue Bälle mit neuen Lebenswelten, mit neuen Leiden ohne Ziel. Das ist der unendliche Kreislauf der Ewigkeit, ist der ewige Rhythmus der Natur.

Montag, 30. April. Wir treiben nordwärts. Die gestrigen Beobachtungen ergaben $80^{\circ} 42'$, die heutigen $80^{\circ} 44' 30''$ nördlicher Breite. Der Wind weht stetig aus Süden und Südosten.

Es ist liebliches Frühlingswetter. Man fühlt, daß die Frühlingszeit gekommen ist, obwol das Thermometer es bestreitet.

An Bord hat großes »Frühjahrs-Reinmachen« begonnen. Von den Seiten der »Fram« sind Schnee und Eis entfernt, und das Schiff sieht aus wie ein nach dem Winterkleide mit Frühlingsblumen bedeckter Felsen. Der auf Deck liegende Schnee ist nach und nach über Bord geschaufelt worden; die Takelung hebt sich scharf und dunkel vom klaren Himmel ab, und die vergoldeten Flaggenknöpfe auf den Mastspitzen glitzern in der Sonne.

Wir baden uns in der brennenden Sonne an der warmen Schiffsseite, wo das Thermometer jetzt über dem Gefrierpunkt steht, rauchen friedlich eine Pfeife und schauen nach den leichten Frühlingswolken, die in dem weiten blauen Raume schweben. Vielleicht denken einige von uns an die Frühlingszeit in der fernen Heimat, wo die Birken jetzt ihre Blätter entfalten.

Dieses seidene Sacknetz dient dazu, von Booten oder Schiffen nachgeschleppt zu werden und die lebenden Thiere und Pflanzenorganismen in verschiedenen Tiefen zu fangen. Wir gebrauchten es während unsers Treibens beständig, versenkten es in verschiedene Tiefen und brachten damit oft reiche Beute herauf. Dieses Phosphoresciren wird hauptsächlich von kleinen leuchtenden Krustenthieren (Copepoden) verursacht. Markham's Bericht läßt ersehen, daß er an der Nordseite von Grinnell- Land Eishügel getroffen hat, die 13 Meter Höhe maßen. Ich bin keineswegs davon überzeugt, daß das nicht in Wirklichkeit Eisberge waren, jedoch ist es zweifelsohne möglich, daß durch heftiges Pressen gegen Land oder etwas ähnliches solche Hügel gebildet werden können. Nach unsern Erfahrungen vermag ich aber an die Möglichkeit ihres Vorkommens auf offener See nicht zu glauben. Bei einer spätern Gelegenheit haben wir 9 Meter tief ins Eis hineingebohrt, ohne die untere Fläche desselben zu erreichen. Als wir später, namentlich während des folgenden Winters, Feuer in den Oefen hatten, zeigte sich nirgends, weder im Salon, noch in den kleinen Kabinen, eine Spur von Feuchtigkeit. Wenn irgendetwas auszusetzen war, so war es eher die zu große Trockenheit, da die Täfelung an den Wänden und dem obern Deck austrocknete und erheblich schwand. Nach dem Titel der allbekannten Zeitschrift »Kringsjaa« gebildet, was »Ein

Blick in die Runde« oder »Rundschau« bedeutet. »Framsjaa« könnte mit »Ausguck von der Fram« übersetzt werden. Mit diesem Namen wurde an Bord Peder Hendriksen gewöhnlich gerufen. Anspielung darauf, daß Amundsen das Kartenspiel mehr als alles auf der Welt hatte. Er nannte die Karten »das Gebetbuch des Teufels«. Scherzname unseres Meteorologen Johansen. Professor Mohn ist ein hervorragender norwegischer Meteorologe. Das Signalement erwies sich als gefälscht und gab Anlaß zu einem Rechtsstreit, der so lang und verworren war, daß der Raum nicht gestattet, einen Bericht darüber zu geben. Er sagte »ei borsja« für »eine Büchse« anstatt »en bosse«. Spitzname der Viermann-Kabine an der Steuerbordseite. Sivert Christian Tobiesen, geb. in Tromsø 1821, gest. auf Nowaja Semlja 1873, war einer der kühnsten norwegischen Fangschiffer. Er fand während einer Ueberwinterung auf der Westküste von Nowaja Semlja ein trauriges Ende. Eine norwegische Zeitung. Trotz dieser Schichtenbiegung blieb die Oberfläche des Eises und Schnees eben. Diesen Namen gaben wir leichten Beinkleidern aus dünnem, dichtem Baumwolltuche, die wir zum Schutz gegen Wind und Schnee trugen.

Sechstes Kapitel.

Frühjahr und Sommer 1894.

Es kam die Jahreszeit, die wir zu Hause Frühling nennen, die Zeit der Freude, des knospenden Lebens, wenn die Natur aus ihrem langen Winterschlaf erwacht. Uns brachte sie keine Veränderung; Tag für Tag blickten wir auf dieselbe weiße leblose Masse, dieselben endlosen weißen Eisflächen. Noch immer schwankten wir zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit, müßigem Sehnen und eifriger Thatkraft, je nachdem die Winde wechselten, je nachdem wir vorwärts unserm Ziele entgegen, oder von demselben weggetrieben wurden.

Wie früher, fuhr ich fort, über die Möglichkeiten der Zukunft und unserer Drift zu grübeln. Manchmal glaubte ich, daß alles so ginge, wie wir gehofft und erwartet hatten.

So war ich am 17. April überzeugt, daß eine Strömung in dem unbekanntem Polarbecken vorhanden sein müsse, da wir entschieden nordwärts trieben. Die Mittagsbeobachtung ergab 80° 20' nördlicher Breite, das heißt 9 Minuten seit dem vorgestrigen Tage. Seltsam! Vier ganze Tage anhaltender nördlicher Wind versetzte uns nach Süden, während 24 Stunden dieser spärlichen Brise uns 9 Minuten nordwärts treiben.

Das hat den Anschein, als ob wir mit der Drift nach Süden zu Ende wären. Und wenn ich außerdem noch die überraschende Wasserwärme, die wir in der Tiefe gefunden haben, in Erwägung ziehe, dann scheint die Lage mir wirklich lichter auszusehen. Meine Gründe dafür sind folgende.

Die Wassertemperatur in der ostgrönländischen Strömung ist selbst an der Oberfläche nirgends über 0° (der mittlern Jahrestemperatur) und scheint in der Regel -1° C zu sein, selbst noch auf 70° nördlicher Breite. Auf dieser Breite sinkt die Temperatur stetig, je tiefer man unter die Oberfläche gelangt; in größerer Tiefe als 100 Faden (183 Meter) ist sie nirgends über -1° C, vielmehr in der Regel zwischen -1,5 bis -1,7° C bis zum Grunde hinab; außerdem ist die Temperatur auf dem Grunde des ganzen Meeres nördlich von 60° Breite unter -1° C, ausgenommen auf einem Streifen längs der norwegischen Küste und zwischen Norwegen und Spitzbergen. Hier ist die Temperatur von 160 Meter abwärts über -1° C! und in 250 Meter Tiefe bereits +0,55° C, und zwar, wohlgerneht, nördlich von 80° Breite in einem den Kältepol umgebenden Meere.

Dieses warme Wasser kann schwerlich aus dem Polarmeer selbst kommen, da die von dort nach Süden setzende Strömung eine mittlere Temperatur von -1,5° C hat. Es kann kaum anders sein, als daß der *Golfstrom* seinen Weg hierher findet und das Wasser ersetzt, das in den oberen

Schichten nach Norden strömt und die Quelle der ostgrönländischen Polarströmung bildet. Alles das scheint mit meinen früheren Annahmen gut übereinzustimmen und unterstützt die Theorie, auf welcher der Plan der Expedition aufgebaut war. Und wenn man außerdem noch berücksichtigt, daß die Winde, wie erwartet, in der Regel südöstlich zu sein scheinen, wie es auch auf der internationalen Station bei Sagastir an der Lena-Mündung der Fall war, so scheinen unsere Aussichten nicht ungünstig zu sein.

Oft glaubte ich ferner unter dem Eise unverkennbare Zeichen einer stetigen nordwestlich setzenden Strömung zu entdecken; dann heiterte sich meine Stimmung natürlich auf. Wenn aber zu anderen Zeiten der Strom wieder südlich setzte, wie es oft der Fall war, kehrten auch meine Zweifel zurück, und es schien mir, als ob keine Aussicht sei, unsere Aufgabe innerhalb einer angemessenen Zeit zu vollbringen.

Freilich ist solches Treiben im Eise für den Geist aufregend, aber es bildet wenigstens eine Tugend aus: die Geduld. Die ganze Expedition ist in Wirklichkeit eine einzige lange Uebung in dieser nützlichen Tugend.

Mit dem Fortschreiten des Frühjahrs kamen wir etwas besser vorwärts, als es im Winter der Fall gewesen war; im großen und ganzen war es aber stets derselbe ermüdende Krebsgang. Jedesmal, wenn wir eine weite Strecke nach Norden zurückgelegt hatten, konnten wir sicher sein, daß eine längere Zeit des Rückschlags folgen würde.

Nach der Ansicht eines aus unserer Schar, der gern politisirte, war es ein beständiger Kampf zwischen der Linken und der Rechten, zwischen Fortschrittlern und Rückschrittlern. Nach einer Periode von »Fortschritts«-Wind und einer herrlichen Drift nach Norden ergriff im natürlichen Verlaufe der Dinge die »radicale Rechte« das Ruder, und wir blieben entweder im Todtwasser still liegen oder trieben geradezu zurück und versetzten dadurch unsern Politiker Amundsen in sehr schlechte Laune.

Eine merkwürdige Thatsache ist, daß der Bug der »Fram« während der ganzen Zeit nach Süden, gewöhnlich Süd $\frac{1}{4}$ West gewendet war und seine Richtung während der langen Drift nur sehr wenig änderte. Ich schrieb daher am 14. Mai:

»Die »Fram« geht ihrem Ziele im Norden rückwärts entgegen, mit der Nase immer nach Süden gekehrt. Es ist gerade, als ob sie ihre Entfernung von der Welt zu vergrößern fürchte, als ob sie sich nach südlichen Breiten sehne, während eine unsichtbare Gewalt sie dem Unbekannten entgegenzieht. Kann dieses Rückwärtsschreiten nach dem Innern des Polarmeeres ein böses Omen sein? Ich kann es mir nicht denken; selbst der Krebs erreicht schließlich sein Ziel.«

Der allgemeine Verlauf unserer Drift ergibt sich am besten aus der Angabe unserer Länge und Breite an verschiedenen Tagen des Jahres 1894:

Zu- und Abnahme der Breite: 1. Mai 80° 46' nördl. Breite; 4. Mai 80° 50' " + 4 Minuten
6. Mai 80° 49' " - 1 " 8. Mai 80° 55' " 129° 58' östl. Länge; + 6 " 12. Mai 80° 52' " - 3 "
15. Mai 129° 20' östl. Länge; 21. Mai 81° 20' " 129° 45' östl. Länge; 21. Mai 81° 26' "
" + 6 " 27. Mai 81° 31' " + 5 " 2. Juni 81° 31' " 121° 47' östl. Länge; 0 " 13. Juni 81° 46' " +
15 " 18. Juni 81° 52' " + 6 "

Bis dahin hatten wir ziemlich befriedigende Fortschritte nach Norden gemacht; nunmehr trat die Reaction ein:

Zu- und Abnahme der Breite: 24. Juni 1894 81° 42' nördl. Breite; Min. 1. Juli 81° 33' "
" - 9 " 10. Juli 81° 20' " -13 " 14. Juli 81° 32' " + 12 " 18. Juli 81° 26' " - 6 " 31. Juli 81° 2'

" 126° 5'5" östl. Länge; - 24 " 8. August 81° 8' " + 6 " 14. August 81° 5' " 127° 38' östl. Länge - 3 " 26. August 81° 1' " - 4 " 5. September 81° 14' " 123° 36' östl. Länge + 13 "

Dann begannen wir wieder nordwärts zu treiben, wenn auch nicht sehr schnell.

Wie früher hielten wir beständig Ausguck nach Land und waren bald aus diesem, bald aus jenem Grunde zu der Annahme geneigt, daß wir Zeichen seiner Nähe sähen; jedoch erwiesen sie sich stets als nur in der Einbildung bestehend, und außerdem ging auch aus der großen Tiefe des Meeres hervor, daß Land jedenfalls nicht nahe sein könne.

Später, 7. August, als ich 3850 Meter Tiefe gefunden hatte, schrieb ich in mein Tagebuch:

»Ich glaube nicht, daß man ferner noch von einem *seichten* Polarmeer sprechen wird, wo man überall Land erwarten kann. Sehr möglich, daß wir in den Atlantischen Ocean hinaustreiben, ohne einen einzigen Berggipfel gesehen zu haben. Eine Reihe ereignißvoller Jahre steht uns noch bevor!«

Der schon früher erwähnte Plan, mit Hunden und Schlitten über das Eis vorzudringen, beschäftigte mich sehr viel, und meine Aufmerksamkeit richtete sich daher während meiner täglichen, zum Theil aus Schneeschuhen, zum Theil mit Hunden unternommenen Ausflüge stets auf den Zustand des Eises und die Aussichten, ob wir im Stande sein würden, den Marsch auf dem Eise zu wagen.

Während des April war das Eis für die Verwendung von Hunden besonders geeignet. Die Oberfläche war gut, da die Macht der Sonne sie glatter gemacht hatte als das starke Schneetreiben zu Anfang des Winters; außerdem hatte der Wind die Eistrücken ziemlich eben zugedeckt, auch waren nicht so viele Spalten und Rinnen im Eise, sodaß man meilenweit vordringen konnte, ohne viel Mühe mit ihnen zu haben.

Im Mai trat jedoch eine Veränderung ein. Schon am 8. Mai hatte der Wind das Eis vielfach aufgebrochen, sodaß sich in allen Richtungen Rinnen bildeten, die sich auf der Fahrt mit Hunden als große Hindernisse erwiesen. Die Temperatur war jedoch so niedrig, daß die Kanäle rasch wieder überfrozen und passirbar wurden; sie stieg indeß im Laufe des Monats wieder, sodaß sich auf dem Wasser nicht mehr so rasch Eis bildete und die Rinnen immer zahlreicher wurden.

Am 20. Mai schrieb ich:

»War vormittags auf Schneeschuhen draußen. Das Eis war infolge der beständigen Winde während der letzten Woche in verschiedenen Richtungen sehr stark aufgebrochen; die Rinnen sind schwer zu passiren, da sie voll kleiner Eisstücke sind, die zerstreut umhertreiben und zum Theil mit Schnee bedeckt sind. Sie sind sehr trügerisch, weil man manchmal festes Eis unter den Füßen zu haben glaubt an Stellen, wo mau beim Hineinstecken des Stockes diesen ganz hindurch schieben kann, ohne auf eine Spur von Eis zu stoßen.«

In vielen Fällen wäre ich beim Ueberschreiten solchen Schnees auf Schneeschuhen beinahe in schwierige Lagen gerathen, wenn ich fand, daß der Schnee plötzlich unter mir nachgab, sodaß es mir nur mit großer Mühe gelang, wohlbehalten auf das feste Eis zurückzukommen.

Am 5. Juni war die Oberfläche des Eises und Schnees ungefähr wie früher. Ich schrieb:

»Habe soeben mit Sverdrup eine Schneeschuhfahrt in südlicher Richtung gemacht, seit langer Zeit zum ersten mal wieder. Der Zustand des Eises hat sich verändert, aber nicht zum Bessern; die Oberfläche ist zwar hart und gut, jedoch sind die Eisketten sehr unangenehm gewesen, und

nach allen Richtungen sind Spalten und Hügel. Eine Schlittenexpedition würde auf solchem Eis schlecht genug vorwärtskommen.«

Bisjetzt war das Vorwärtskommen immer noch möglich gewesen, aber nun begann der Schnee zu schmelzen und legte demselben fast unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg.

Am 13. Juni schrieb ich:

»Das Eis wird mit jedem Tage weicher, und es bilden sich rund um uns herum große Wasserpfützen auf den Schollen. Kurz, die Oberfläche ist abscheulich; die Schneeschuhe brechen überall durch ins Wasser.

»Man würde heute an einem Tage wahrlich nicht weit kommen können, falls man gezwungen wäre, nach Süden oder Westen aufzubrechen. Es ist gerade, als ob jeder Ausgang blockirt wäre, und hier sitzen wir nun, sitzen fest.

»Manchmal kommt es mir ziemlich merkwürdig vor, daß keiner unserer Leute darüber besorgt geworden ist, daß wir weiter und immer weiter nach Norden treiben, immer weiter ins Unbekannte hinein; aber es ist so, keiner von ihnen zeigt eine Spur von Furcht. Alle sehen düster aus, wenn es nach Süden oder zu weit nach Westen geht, und strahlen vor Freude, wenn wir nach Norden treiben, je weiter, desto besser.

»Und doch kann keiner von ihnen der Thatsache gegenüber blind sein, daß es sich um Leben und Tod handelt, wenn jetzt etwas von dem eintreten sollte, was fast alle uns prophezeit hatten. Sollte das Schiff wie die ›Jeannette‹ vom Eise zermalmt werden und in die Tiefe sinken, ohne daß wir im Stande sind, genügend Vorräthe zu retten, um unsere Drift auf dem Eise fortzusetzen, dann würden wir unsern Kurs nach Süden zu richten haben, und es könnten bezüglich unsers Schicksals nur wenig Zweifel herrschen.

»Den Leuten von der ›Jeannette‹ ging es schlecht genug, aber ihr Schiff sank auf 77° nördlicher Breite, während das uns nächste Land vielmal mehr als das Doppelte von uns entfernt ist, von dem nächsten bewohnten Lande gar nicht zu reden. Wir sind jetzt mehr als 550 Kilometer von Kap Tscheljuskin entfernt, während es von dort nach einer bewohnten Gegend noch eine große Strecke weiter ist.

»Aber die ›Fram‹ wird nicht erdrückt werden, und niemand glaubt auch nur an die Möglichkeit eines solchen Falls. Es geht uns wie dem Kajakruderer, der sehr wohl weiß, daß ein einziger falscher Ruderschlag genügt, ihn zum Kentern zu bringen und in die Ewigkeit zu schicken; ruhig aber setzt er seinen Weg fort, weil er weiß, daß dieser falsche Schlag nicht kommen wird.



Nansen.

Ein Spaziergang (6. Juli 1894).

»Es ist dies unbedingt der bequemste Weg, eine Polarexpedition zu unternehmen; welche andere Reise könnte bequemer sein? Nicht einmal eine Eisenbahnfahrt, weil man dabei den lästigen Wagenwechsel hat. Und dennoch würde eine Veränderung hin und wieder nicht unangenehm sein.«

Später, im Juli, wurde die Oberfläche sogar noch schlechter. Die Schollen waren überall mit Schlammis bedeckt, mit Wasser darunter, und auf den Eisketten, sowie] zwischen den Hügeln, wo tiefe Schneewehen lagen, sank man oft bis zum Leibe ein, da selbst die Scheeschuhe uns auf diesem weichen Schnee nicht zu tragen vermochten. Im Laufe des Monats besserte es sich, nachdem der Schnee allmählich weggeschmolzen war, sodaß man wieder eine festere Oberfläche beim Laufen hatte.



Aufgebrochenes Eis in der Nähe der »Fram«.

Jetzt bildeten sich aber große Wassertümpel auf den Eisschollen. Schon am 8. und 9. Juni hatte sich rund um das Schiff ein Teich zu zeigen begonnen, sodaß es in einem kleinen Süßwassersee lag und wir eine Brücke benutzen mußten, um eine trockne Stelle auf dem Eise zu erreichen.

Einige dieser Süßwassertümpel waren von ganz respectablen Dimensionen und Tiefenverhältnissen. Einer derselben befand sich auf der Steuerbordseite des Schiffes und war so groß, daß wir um Mitte Juli mit den Booten darauf rudern und segeln konnten.

Es war das abends ein Lieblingsvergnügen für einige von uns, die das Boot vollständig mit Offizieren, Kapitän, Steuermann und Untersteuermann, aber nicht mit gewöhnlichen Matrosen bemannten. Sie hielten das für eine vorzügliche Gelegenheit, sich im Segeln mit einem viereckigen Segel zu üben, während die andern am Ufer standen und es noch amüsanter fanden, die Schiffer mit Schneebällen und Eisstücken zu bombardieren.

Auf demselben Tümpel probirten wir eines Tages, ob eins von unseren Booten uns alle Dreizehn ans einmal tragen könne.

Als die Hunde sahen, daß wir sämmtlich das Schiff verließen, um nach dem Tümpel zu gehen, folgten sie uns in größter Verwunderung und wußten nicht, was diese ungewöhnliche Bewegung zu bedeuten haben könne. Als wir dann alle ins Boot stiegen, begannen sie sämmtlich in wilder Verzweiflung zu heulen, vermuthlich im Glauben, daß sie uns nie wiedersehen würden. Einige von ihnen schwammen hinter uns her, während zwei Schlauberger, »Pan« und »Kvik«, auf die brillante Idee kamen, um den Tümpel herumzurennen und uns an der andern Seite in Empfang zu nehmen. Einige Tage später fand ich den Tümpel zu meinem Bedauern ausgelaufen. Das Wasser hatte sich ein Loch auf dem Grunde des Eises ausgehöhlt, und das ganze Süßwasser war ins Meer geflossen. So fand das Vergnügen sein Ende.



Johansen und »Sultan« am Achterende der »Fram«.

So oft wir im Sommer einen Ausflug über das Eis machen wollten, trafen wir außer solchen Tümpeln in allen Richtungen Rinnen im Eise. In der Regel konnten wir sie aber leicht passiren, indem wir entweder von einer losen Scholle zur andern oder, an schmalen Stellen, von einer Seite zur andern sprangen.

Diese Rinnen erreichten niemals eine größere Breite, sodaß infolgedessen keine Rede war, die »Fram« in einer derselben flott zu machen. Aber selbst wenn es hätte geschehen können, so würde uns das nicht viel genutzt haben, da keine Rinne groß genug war, um das Schiff mehr als einige Kabellängen weiter nach Norden zu bringen.



Segelfahrt auf dem Süßwassertümpel.

Manchmal waren Anzeichen am Himmel, daß große Flächen offenen Wassers in unserer Nähe sein müßten, und hin und wieder sahen wir auch von der Tonne aus große Strecken offenen Wassers am Horizont. Doch konnten sie nicht groß genug sein, um viel zu nutzen, wo es sich darum handelte, mit einem Schiffe vorwärts zu dringen.

Die Sanguiniker an Bord maßen diesen offenen Strecken jedoch mehr Wichtigkeit bei.

Am 15. Juni heißt es in meinem Tagebuch:

»In verschiedenen Richtungen sind Rinnen zu sehen, jedoch ist keine derselben breit oder von großer Ausdehnung. Der Steuermann besteht immer darauf, daß wir vor dem Herbst bestimmt offenes Wasser bekommen und im Stande sein würden, nach Norden weiter zu kriechen, was übrigens bei allen anderen, mit Ausnahme von Sverdrup, allgemein feststehender Glaube ist.

»Wo sie das offene Wasser hernehmen wollen, weiß ich nicht. Uebrigens ist dies die erste vom Eise eingeschlossene Expedition, die den Sommer nicht damit verbracht hat, nach offenem Wasser auszuschauen und seufzend zu ersehnen, daß das Eis sich zerstreuen möge. Ich wünsche im Gegentheil, daß es zusammenhalten und schleunigst nach Norden treiben möge.

»In diesem Leben hängt alles davon ab, was man sich von ihm erwartet. Der eine bereitet sich vor, in offenem Wasser, vielleicht gar bis zum Pol zu segeln, geräth aber im Eise fest und jammert; der andere ist darauf gefaßt, im Eise festzugerathen, würde aber nicht betrübt sein, wenn er offenes Wasser fände. Am sichersten ist es immer, wenn man das Wenigste vom Leben

verlangt, weil man dann oft das Meiste bekommt.«

Die offenen Rinnen und Risse im Eise sind selbstverständlich ebenso wie die Pressungen durch die Aenderung der Winde und die Gezeitenströmungen hervorgebracht, die das Eis erst nach der einen und dann nach der andern Richtung hin ins Treiben bringen. Sie beweisen vielleicht am besten, daß das Polarmeer als eine zusammenhängende Masse von Eisschollen betrachtet werden muß, die in beständiger Bewegung sind und bald zusammenfrieren, bald auseinandergerissen oder aneinander zermalmt werden.

Ich habe während der ganzen Dauer unserer Drift dem Eise große Aufmerksamkeit gewidmet, nicht nur in Bezug auf seine Bewegung, sondern auch hinsichtlich seiner Bildung und seines Wachstums.

In der Einleitung dieses Werkes habe ich bereits erwähnt, daß das Eis, selbst wenn es Jahr auf Jahr im kalten Polarmeer zubringe, durch Gefrieren allein nicht mehr als eine gewisse Dicke erlangen könne. Aus beständig vorgenommenen Messungen ging hervor, daß das Eis, welches sich während des Herbstes, im October und November, gebildet hatte, während des ganzen Winters und bis ins Frühjahr hinein an Stärke zunahm, aber umso langsamer, je dicker es wurde.

Am 10. April maß es etwa 2,31 Meter, am 21. April 2,41 Meter, am 5. Mai 2,45 Meter, am 21. Mai 2,52 Meter, am 9. Juni 2,58 Meter. Es nahm also fortwährend an Mächtigkeit zu, obwol der Schnee auf der Oberfläche rasch geschmolzen war und sich auf den Schollen große Süßwassertümpel gebildet hatten. Am 20. Juni war die Dicke unverändert, obgleich das Schmelzen an der Oberfläche noch erheblich zugenommen hatte. Am 4. Juli betrug die Stärke 2,57 Meter. Am 10. Juli fand ich zu meiner Ueberraschung, daß das Eis auf 2,76 Meter gewachsen war, trotzdem es durch Schmelzen an der Oberfläche täglich um mehrere Centimeter abgenommen hatte.

Ich bohrte an vielen Stellen, fand aber überall dasselbe: unter der alten Scholle lag eine dünne, ziemlich lockere Eismasse. Anfänglich dachte ich, es sei eine dünne Eisscholle, die hinuntergeschoben worden sei, später entdeckte ich aber, daß es thatsächlich neugebildetes Süßwassereis auf der untern Seite des alten Eises war; es war auf die drei Meter tiefe Süßwasserschicht zurückzuführen, die durch das Schmelzen des Schnees auf dem Eise entstanden war.

Infolge seiner Leichtigkeit schwamm dieses wärmere Süßwasser auf dem salzigen Seewasser, das an seiner Oberfläche eine Temperatur von ungefähr $-1,5^{\circ}$ C hatte. Auf diese Weise kühlte sich das süße Wasser durch die Berührung mit dem kältern Seewasser ab, und es bildete sich auf dem erstem, wo es mit dem darunter befindlichen Salzwasser in Berührung kam, eine dicke Eiskruste. Diese Eiskruste war es, welche die Dicke des Eises an der Unterseite vermehrte.

Im Laufe des Sommers nahm das Eis infolge des Schmelzens an der Oberfläche etwas ab. Am 23. Juli war das alte Eis nur 2,23 Meter und mit der neu gebildeten Schicht 2,49 Meter dick; am 10. August hatte die Stärke des alten Eises bis auf 1,94 Meter abgenommen, während die Gesamtdicke 3,17 Meter betrug. Am 22. August maß das alte Eis 1,86 Meter, die Gesamtstärke 2,06 Meter. Am 3. September betrug die Gesamtstärke 2,02 Meter und am 30. September 1,98 Meter. Am 3. October war die Stärke unverändert, das alte Eis maß 1,75 Meter. Am 12. October betrug die Gesamtstärke 2,08 Meter, während das alte Eis 1,80 Meter stark war. Am 10. November war die Stärke unverändert bei geringer Neigung zum Zunehmen. Im Laufe des November und im December nahm sie ganz langsam zu. Am 11. December erreichte die Gesamtstärke 2,11 Meter, am 3. Januar 1895 2,32 Meter, am 18. Januar 2,48 Meter, am 6. Februar 2,59 Meter.

Daraus ist ersichtlich, daß das Eis direct durch Gefrieren keine irgendwie beträchtlichere Stärke erhält. Das Zusammenschieben infolge des Druckes kann jedoch Blöcke und Schollen von ganz anderer Dicke hervorbringen. Oft passiert es, daß die Schollen in mehrere Schichten untereinander geschoben werden und zusammenfrieren, sodaß sie wie eine ursprünglich zusammenhängende Eismasse aussehen. Auf solche Weise erhielt die »Fram« ein gutes Lager unter sich.

Juell und Peder haben sich während des Winters oft darüber gestritten, wie dick das Eis sei, welches die »Fram« unter sich habe. Peder, der schon früher viel Eis gesehen hatte, behauptete, es müsse mindestens 6 Meter dick sein, während Juell das nicht glauben wollte und zwanzig Kronen wettete, daß es nicht so stark sei.

Am 19. April brach der Streit aufs neue aus; ich schrieb darüber in mein Tagebuch:

»Juell hat sich anheischig gemacht, eine Bohrung vorzunehmen, doch reicht unser Bohrer leider nur 5 Meter tief. Dagegen hat Peder es unternommen, den fehlenden Meter wegzuhauen.

»Sie haben während des ganzen Winters sehr viel über diese Wette geredet, sich jedoch nie einigen können. Peder sagt, Juell müsse mit dem Bohren anfangen, während Juell verlangt, daß Peder erst den Meter weghacken solle. Heute Abend wurde der Sache dadurch ein Ende gemacht, daß Juell unvorsichtigerweise demjenigen zehn Kronen bot, der für ihn bohren wolle.

»Bentsen nahm ihn beim Wort und machte sich sofort mit Amundsen an die Arbeit; er meinte, er habe nicht immer Gelegenheit, so leicht zehn Kronen zu verdienen. Amundsen bot sich ihm zu einer Krone pro Stunde oder aber gegen Zahlung nach dem Maße an, schließlich einigten sie sich auf Zahlung nach der Zeit.

»Sie arbeiteten bis spät in die Nacht; als sie 4 Meter tief gekommen waren, glitt der Bohrer etwas hinein, und es stieg Wasser in dem Loche auf; doch war es nicht von Bedeutung, und gleich darauf stieß der Bohrer wieder auf Eis. Sie arbeiteten noch eine Zeit lang, bis endlich der Bohrer nicht weiter reichte, worauf Peder gerufen wurde, um seinen Meter wegzuhauen.

»Er und Amundsen hackten darauf los, bis sie von Schweiß durchnäßt waren. Wie gewöhnlich war Amundsen sehr eifrig; er schwor, er würde es nicht aufgeben, bis er hindurch sei, und wenn es 10 Meter sein sollten.

»Bentsen war mittlerweile an Deck gegangen, doch schickte man ihm jetzt Nachricht, das Loch sei ausgehauen und das Bohren könne wieder beginnen. Als man nur noch ein paar Centimeter bis zu 6 Meter hatte, sank der Bohrer durch, worauf das Wasser in die Höhe sprang und das Loch füllte. Nunmehr ließen sie eine Lothleine hinab, mit der sie in der Tiefe von 10 Meter wieder auf Eis stießen; so waren sie gezwungen, die Arbeit aufzugeben.«

Ein schöner Brocken Eis, auf dem wir liegen! Ohne eine große lose Scholle, die sich auf das Eis geschoben hat, zu berücksichtigen, liegt das Schiff 40 Centimeter über dem Wasser, und rechnet man hierzu noch die 60 Centimeter, welche die »Fram« über das Eis emporgehoben ist, so ergibt sich eine nicht unbedeutende Entfernung zwischen dem Schiffe und dem Wasser.



Messung der Temperatur des Eises.

Die Temperatur auf dem Eise hält sich zur Sommerszeit um den Nullpunkt herum; aber wenn der Winter allmählich herankommt, sinkt sie an der Oberfläche rasch. Von da dringt die Kälte immer tiefer bis zur Unterseite des Eises, wo sie sich natürlich in gleicher Höhe mit derjenigen des darunter befindlichen Wassers hält. Wir beobachteten beständig die Temperatur des Eises in verschiedenen Schichten, um festzustellen, wie schnell dieser Abkühlungsproceß des Eises während des Winters stattfindet und in welchem Maße die Temperatur nach dem Frühjahr zu wieder steigt.



Zur Sommerszeit (21. Juli 1894).

Die niedrigste Temperatur des Eises war im März und Anfang April in 1,2 Meter Tiefe mit ungefähr -16°C und bei 0,8 Meter Tiefe mit ungefähr -30°C . Nach Anfang April begann sie, langsam zu steigen.

Bei diesen niedrigen Temperaturen wird das Eis sehr hart und spröde, sodaß es durch einen Stoß oder durch das Zusammenschieben leicht berstet oder zerbricht. Andererseits wurde das Eis im Sommer, wenn die Temperatur sich in der Nähe des Schmelzpunktes hielt, zähe und plastisch, sodaß es beim Zusammenschieben nicht so leicht zerbrach.

Dieser Unterschied im Zustande des Eises im Sommer und im Winter machte sich auch dem Ohre bemerkbar, da das Zusammenschieben im Winter stets von dem oft erwähnten Getöse begleitet war, während das zähe Sommereis sich fast geräuschlos zusammenschob, sodaß selbst die heftigsten Pressungen in unserer Nähe hätten stattfinden können, ohne daß wir es hörten.

In der unmittelbaren Nachbarschaft der »Fram« blieb das Eis fast das ganze Jahr hindurch vollständig ruhig, und das Schiff war hier bisjetzt noch keinem großen Eisdruck ausgesetzt gewesen. Es lag sicher und wohlbehalten auf der Eisscholle, an welche es festgefroren war, und hob sich immer mehr, als die Oberfläche des Eises unter der Einwirkung der Sommersonne allmählich wegthaute. Im Herbst begann das Schiff wieder ein wenig zu sinken, entweder weil das Eis unter seinem Gewichte nachgab, oder weil letzteres an der untern Fläche etwas wegschmolz, sodaß es nicht mehr dieselbe Schwimmfähigkeit besaß wie früher.

Inzwischen ging das Leben an Bord seinen gewohnten Gang. Nun wir Tageslicht hatten, war natürlich mehr Arbeit verschiedener Art auf dem Eise zu thun als im Winter.

Schon mehrfach habe ich unsere erfolglosen Bemühungen, beim Lothen den Grund zu erreichen, erwähnt; leider waren wir auf so große Tiefen nicht vorbereitet und hatten keinen Tiefsee-Lothapparat mitgebracht. Wir mußten uns daher helfen, so gut wir konnten, und zwar,

indem wir eine der Stahltrossen des Schiffes opferten, um daraus eine Lothleine herzustellen.



Aufgetürmtes Eis an der Backbordseite.

Es hielt nicht schwer, auf dem Eise einen genügend großen Platz zur Anlage einer Reepschlägerei zu errichten, in welcher die Arbeit rasch fortschritt, obwol eine Temperatur von -30° bis -40° C nicht gerade die angenehmste ist, um in derselben mit Gegenständen wie Stahldraht umzugehen.



Auffindung einer Tiefsee von 3800 Meter.

Das Stahlkabel wurde in seine einzelnen Stränge zerlegt und aus diesen eine neue biegsame Lothleine hergestellt, indem wir zwei derselben wieder zusammendrehen. In dieser Weise fertigten wir eine Leine von 4000–5000 Meter Länge an und konnten damit endlich den Grund erreichen. *Die Wassertiefe schwankte zwischen 3300 und 3900 Meter.*

Das war eine bemerkenswerthe Entdeckung; denn wie ich schon wiederholt erwähnt habe, hatte man bisher angenommen, daß das unbekannte Polarbecken seicht und mit zahlreichen unbekanntem Ländern und Inseln besetzt sei. Auch ich hatte, als ich meinen Plan skizzirt hatte (siehe Seite 19 und 21), noch geglaubt, daß es seicht sei und von einer tiefen Rinne durchschnitten werde, die vielleicht die Fortsetzung der Tiefsee im Nordatlantischen Ocean (siehe Seite 22) wäre.

Aus der Annahme eines seichten Polarmeeres hatte man geschlossen, daß die Regionen um den Pol herum früher aus einer ausgedehnten Landfläche bestanden hätten und die vorhandenen Inseln nur die Ueberreste derselben seien. Ferner hatte man angenommen, daß dieses ausgedehnte Polarland der Ursprungsort vieler unserer Thier- und Pflanzenformen gewesen sei, die ihren Weg von dort nach unseren Breiten gefunden hätten. Diese Muthmaßungen scheinen jetzt auf einer etwas schwachen Grundlage zu beruhen.

Die große Tiefe deutet an, daß hier keinesfalls in einer sehr jungen geologischen Zeit Land gewesen ist; diese Tiefe ist ohne Zweifel ebenso alt wie diejenige des Atlantischen Oceans, von welcher das Polarmeer fast sicher einen Theil bildet.

Eine weitere Aufgabe, der ich große Wichtigkeit beimaß und die ich schon häufig erwähnt habe, war die Feststellung der Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen, von der Oberfläche bis hinab zum Grunde. Diese Messungen stellten wir so oft an, als die Zeit es uns gestattete; sie ergaben, wie bereits bemerkt, überraschende Resultate und zeigten das Vorhandensein *wärmeren Wassers unter der kalten Oberflächenschicht.*

Es ist hier nicht der Ort, die Resultate der verschiedenen Messungen zu geben; aber da sie sich alle sehr ähnlich sind, theile ich eins derselben als Beispiel mit, damit man sich einen Begriff

machen kann, wie sich die Temperatur vertheilt.

Die Temperaturreihe, aus der ich hier einen Auszug gebe, wurde vom 13. bis zum 17. August beobachtet.

Temperaturtafel.

Tiefe	Temperatur	Tiefe	Temperatur	Meter	Grade nach Celsius	Meter	Grade nach Celsius
Oberfläche	+ 1,02	400	+ 0,35	2 - 1,32	450	+ 0,36	20 - 1,33
60	- 1,50	700	+ 0,14	80 - 1,50	800	+ 0,07	100 - 1,40
140	- 0,97	1200	- 0,28	160 - 0,58	1400	- 0,31	180 - 0,31
220	+ 0,19	2000	- 0,66	240 + 0,20	2600	- 0,74	260 + 0,34
300	- 0,73	300	+ 0,34	3400	- 0,69	325 + 0,49	3700 - 0,65
							350 + 0,44
							3800 - 0,64

Diese Wassertemperaturen sind in verschiedener Hinsicht merkwürdig. Zunächst sinkt die Temperatur, wie man sieht, von der Oberfläche abwärts bis in die Tiefe von 80 Meter, worauf sie bis 280 Meter wieder steigt, um bei 300 Meter aufs neue zu sinken und bei 325 Meter nochmals zu steigen. Dort beträgt sie $0,49^{\circ}$ C Darauf sinkt sie, um bei 450 Meter wieder zu steigen, und sinkt dann bis 2900 Meter stetig, steigt aber auf dem Grunde langsam wieder an.

Ein ähnliches Steigen und Fallen fanden wir bei fast allen Messungsreihen, welche wir vornahmen, und die Schwankungen von einem Monat zum andern waren so gering, daß sie in den correspondirenden Tiefen sich oft nur auf ein paar Hundertstel eines Grades beliefen.



Ablesen der Temperatur am Tiefseethermometer mit der Lupe (12. Juli 1894).

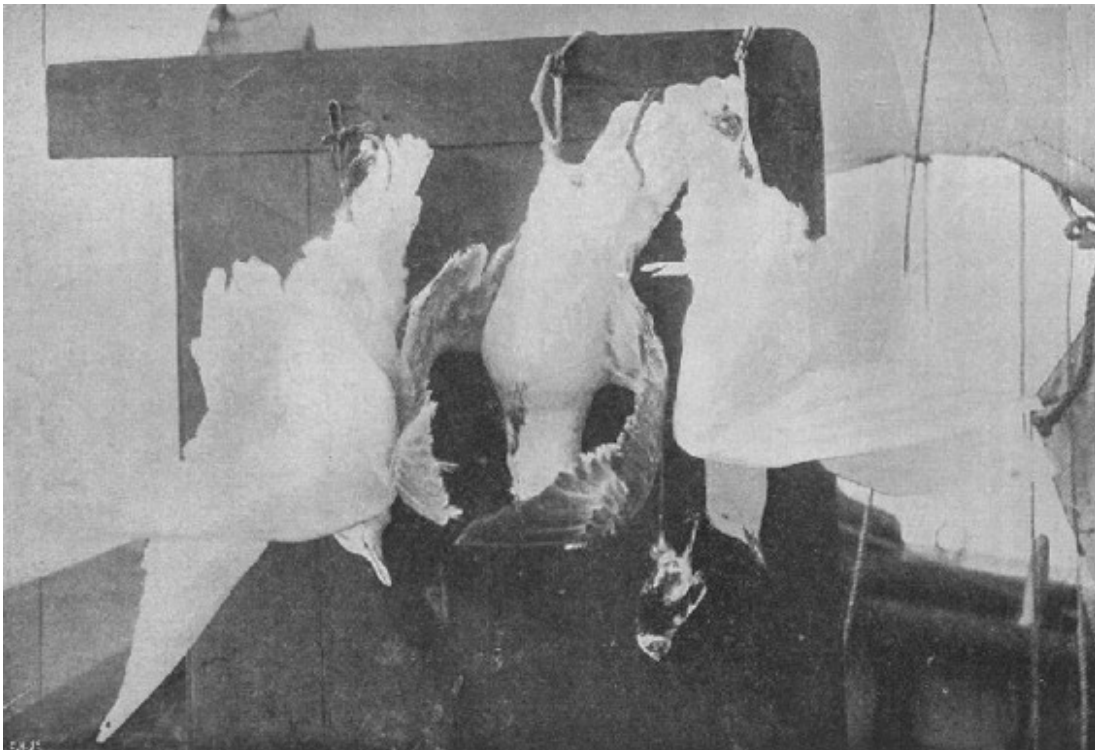
Gelegentlich stieg die Temperatur der warmen Schichten sogar noch höher, als hier angegeben. So betrug sie am 17. October bei 300 Meter Tiefe $+0,85^{\circ}$, bei 350 Meter $+0,76^{\circ}$, bei 400 Meter $+0,78^{\circ}$ und bei 500 Meter $0,62^{\circ}$, worauf sie gleichmäßig sank, bis sie nach dem Meeresgrunde zu wie vorher stieg.

Wir hatten nicht erwartet, in diesen öden Regionen viel *Vogelleben* anzutreffen, und waren daher

nicht wenig überrascht, als uns am Pfingstsonntag, 13. Mai, eine Möve einen Besuch abstattete. Später sahen wir regelmäßig Vögel verschiedener Art in unserer Nachbarschaft, bis dies endlich ein tägliches Ereignis wurde, dem wir keine besondere Beachtung mehr schenkten.

Meist waren es Elfenbeinmöven (*Larus eburneus*), Stummelmöven (*Rissa tridactyla*) ein Eissturmvogel (*Procellaria glacialis*) und hin und wieder eine Tauchermöve (*Larus glaucus*), eine Silbermöve (*Larus argentatus*?) oder eine Grilllumme (*Uria grylle*); ein- oder zweimal sahen wir auch eine Raubmöve (wahrscheinlich *Lestris parasitica*), wie z.B. am 14. Juli. Am 21. Juli besuchte uns auch eine Schneeammer (*Plectrophanes nivalis*).

Am 3. August ereignete sich ein sehr merkwürdiger Vorfall, indem wir Besuch von der arktischen Rosenmöve (*Rhodostlistia rosea*) erhielten. Ich bemerkte darüber in meinem Tagebuche:



Zwei Elfenbeinmöven (*Larus eburneus*) Eissturmvogel (*Procellaria glacialis*) Schneeammer (*Plectrophanes nivalis*)
Sommergäste.

»Heute ist mir endlich ein sehnlicher Wunsch erfüllt worden; ich habe Raß-Möven⁶¹ geschossen, drei Stück an einem Tage.

»Dieser seltene und geheimnißvolle Bewohner des unbekanntes Nordens, der sich nur gelegentlich sehen läßt, von dem niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht, und der ausschließlich aus jener Welt stammt, zu welcher nur die Phantasie sich aufschwingt, gehört zu dem, was ich vom ersten Augenblicke, seitdem ich diese Gegenden gesehen habe und das Auge über die einsamen Eisflächen schweifen ließ, zu entdecken gehofft habe. Und nun kam er, als ich es am wenigsten gedacht hatte!

»Ich hatte einen kleinen Spaziergang auf dem Eise in der Nähe des Schiffes gemacht, hatte mich neben einen Eishaufen gesetzt und ließ die Augen nach Norden schweifen, wo sie an einem

Vogel haften blieben, der über einer großen Eiskette schwebte. Anfänglich hielt ich ihn für eine Stummelmöve, fand aber nach seinem schnellen Fluge, den spitzen Flügeln und dem scharfen Schwanz bald mehr Aehnlichkeit mit einer Raubmöve heraus.

»Nachdem ich meine Flinte geholt hatte, waren es ihrer zwei, die beständig um das Schiff herumflogen. Ich konnte sie jetzt genauer betrachten und erkannte, daß sie für Raubmöven zu hell im Gefieder waren. Sie waren durchaus nicht scheu, sondern flogen immer nahe um das Schiff herum.

»Als ich sie auf dem Eise verfolgte, schoß ich bald eine derselben und war, als ich sie aufnahm, nicht wenig erstaunt, einen kleinen Vogel ungefähr von der Größe einer Schnepfe zu finden; auch der gesprenelte Rücken erinnerte an diesen Vogel. Gleich darauf schoß ich auch die andere, und später im Laufe des Tages noch eine dritte. Als ich die letztere ergriff, war sie noch nicht ganz todt und brach ein paar große Garnelen aus, die sie in einer der Rinnen gefangen haben mußte.

»Alle drei waren junge Thiere von ungefähr 32 Centimeter Länge mit dunkelgesprenkeltem grauem Gefieder auf dem Rücken und den Flügeln; die Brust und der Leib waren weiß mit einem kaum wahrnehmbaren Ton von Orangeroth; um den Hals war ein graugesprenkelter dunkler Ring.«

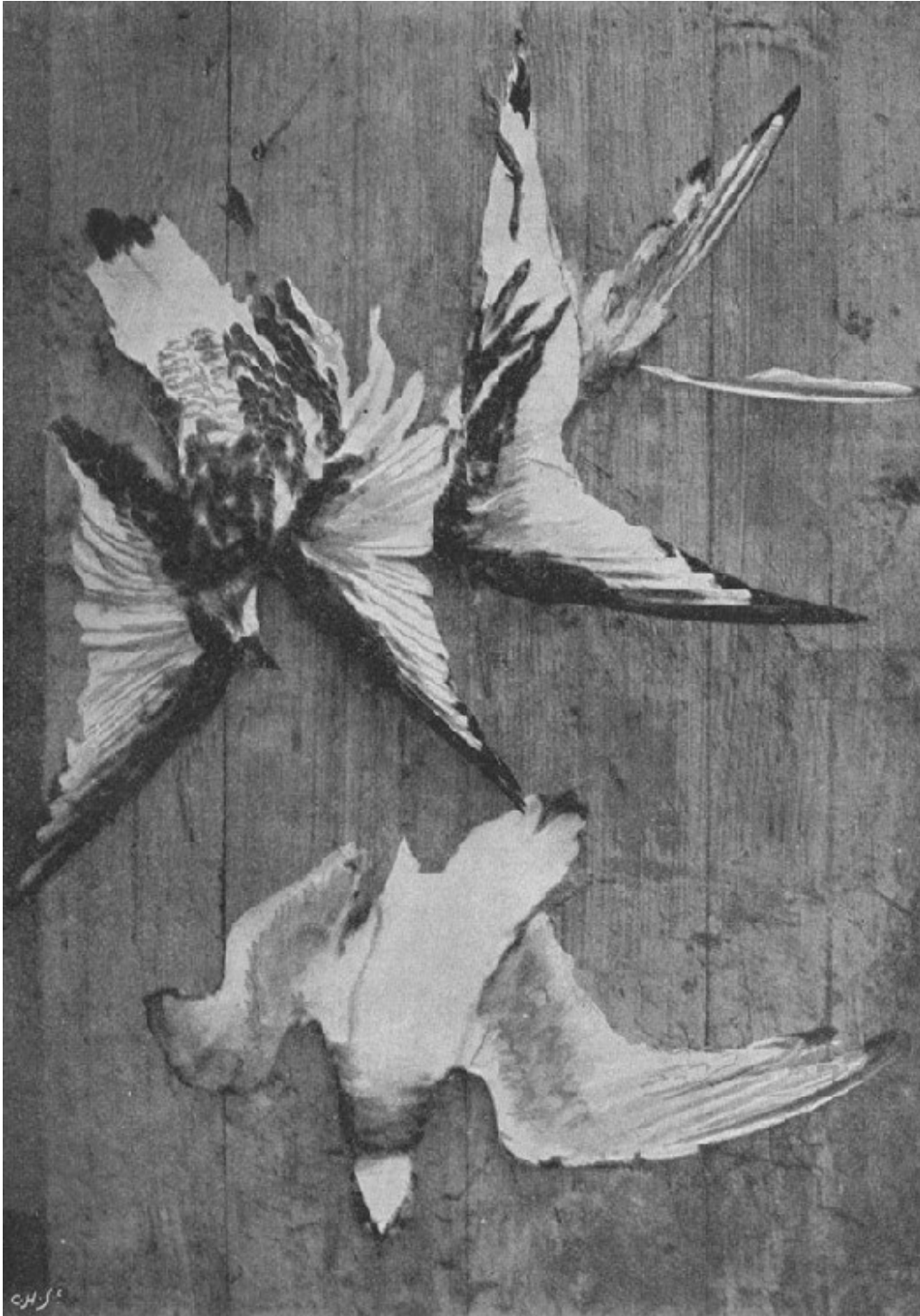
Etwas später verschwindet das gesprenelte Gefieder; es wird dann auf dem Rücken blau mit einem schwarzen Ringe um den Hals, während die Brust eine zarte rosenrothe Färbung annimmt. Einige Tage danach, am 6. und 8. August, schossen wir noch einige dieser Vögel, insgesamt acht Stück.

Während die Zeit verging, nahm der schon im Winter erwogene Plan andauernd einen hervorragenden Platz in meinen Gedanken ein: der Plan, das unbekante Meer zu erforschen, ohne der Bahn zu folgen, auf welcher die »Fram« trieb.

Aengstlich behielt ich die Hunde im Auge, aus Furcht, daß ihnen etwas zustoßen könnte, auch um sicher zu sein, daß sie in guter Verfassung blieben, denn meine ganze Hoffnung beruhte auf ihnen. Mehrere von ihnen waren allerdings todt gebissen und zwei von Bären getödtet worden, aber wir hatten noch 26 übrig und außerdem zum Ersatz für etwaige Verluste die jungen Thiere, von denen wir, wie erwähnt, 8 am Leben gelassen hatten.

Als das Frühjahr weiter vorgeschritten war, ließen wir die letzteren an Deck herumlaufen, und am 5. Mai wurde ihnen die Welt noch beträchtlicher erweitert. Ich schrieb:

»Nachmittags ließen wir die jungen Hunde auf das Eis, wo »Kvik« sofort weite Ausflüge mit ihnen unternahm, um sie mit der Umgebung vertraut zu machen. Zunächst stellte sie ihnen unsern meteorologischen Apparat, dann die Bärenfalle und darauf die verschiedenen Eishügel vor. Sie waren anfänglich sehr vorsichtig und blickten sich furchtsam um, ehe sie sich ganz langsam, Schritt für Schritt, von der Schiffsseite zu entfernen wagten; bald aber begannen sie, in der von ihnen entdeckten Welt wie unbändig umherzutummeln.



Rosenmöven.

»Kvik« war sehr stolz, als sie ihren Nachwuchs in die Welt hinausführte, und jagte in freudigster Stimmung umher, obwol sie erst kurz vorher von einer weiten Schlittenfahrt zurückgekehrt war, auf welcher sie im Geschirr wie gewöhnlich gute Dienste geleistet hatte.

»Am Nachmittag bekam einer der schwarz und weißen jungen Hunde einen Anfall von Verrücktheit. Wie ein Rasender rannte er und bellte um das Schiff herum; dabei biß er, während die andern ihn verfolgten, alles was ihm in den Weg kam. Endlich gelang es uns, ihn vorn auf

Deck einzuschließen, wo er noch eine Zeit lang weiter raste, dann sich aber beruhigte; jetzt scheint er wieder ganz wohl zu sein. Das ist schon der vierte, der einen ähnlichen Anfall gehabt hat. Zum Henker, was ist denn dies?

»Wasserscheu kann es unmöglich sein, sonst hätte sich diese unter den ausgewachsenen Hunden gezeigt. Ob es Zahnschmerz, erbliche Epilepsie oder sonstiges Teufelszeug sein mag? Leider starben mehrere der Thiere an solchen unerklärlichen Anfällen. Die jungen Hunde waren so hübsche, artige Thiere, daß es uns allen sehr leid that, wenn ein solcher Fall eintrat.«

Am 3. Juni schrieb ich:

»Heute Vormittag ist wieder einer der jungen Hunde infolge eines dieser geheimnißvollen Anfälle gestorben, und ich kann mir nicht verhehlen, daß es mir sehr zu Herzen geht und daß ich darüber niedergeschlagen bin.

»Ich hatte mich an diese kleinen Polargeschöpfe so gewöhnt, die ihr sorgloses Dasein an Deck verbrachten und von morgens bis abends und auch noch in die Nacht hinein um uns herum spielten und jagten. Ich kann ihnen stundenlang mit großem Vergnügen zusehen, mich mit ihnen wie mit kleinen Kindern beschäftigen und um das Oberlicht herum Verstecken spielen, wobei sie vor Freude außer sich sind.

»Der soeben verendete war der größte und stärkste von ihnen, ein schönes Thier; ich hatte ihm den Namen ›Lova‹ gegeben. Er war so zutraulich, sanft und zärtlich. Gestern sprang und spielte er noch umher, war so lebensfroh und rieb sich an mir, heute ist er todt. Ihre Reihen lichten sich. Das Schlimmste dabei ist, daß wir vergebens zu erforschen suchen, was ihnen fehlt.

»Dieser Hund war anscheinend vollständig normal und ganz vergnügt, bis er sein Frühstück erhalten hatte; dann begann er zu winseln und, wie von Sinnen, heulend und bellend umherzujagen, gerade wie es die andern gemacht hatten. Später stellten sich Krämpfe ein, und es stand ihm der Schaum vor dem Maule. Einer dieser Krämpfe hat ihn wahrscheinlich getödtet.

»Blessing und ich untersuchten ihn nach dem Tode, konnten aber keine ungewöhnlichen Zeichen an ihm entdecken. Mir scheint es keine ansteckende Krankheit zu sein; es ist mir geradezu unbegreiflich.

»Auch ›Ulenka‹, der schönste Hund der ganzen Meute, unser Trost und unsere Hoffnung, wurde eines Tages plötzlich krank.

»Es war am Morgen des 24. Mai, als wir ihn gelähmt und völlig hilflos in seinem Stall auf Deck liegend fanden; er versuchte aufzustehen, vermochte sich aber nicht zu erheben und fiel sofort wieder nieder, wie ein Mensch, der einen Schlaganfall gehabt und alle Macht über seine Glieder verloren hat. Es wurde ihm sofort in einer Kiste ein Lager bereitet und er auf das sorgsamste gepflegt; abgesehen davon, daß er nicht gehen kann, ist er anscheinend ganz wohl.«

Es muß eine Art Schlaganfall gewesen sein, der das Rückgrat irgendwo getroffen und die eine Seite des Körpers gelähmt hat. Der Hund wurde langsam wieder hergestellt, hat aber den vollständigen Gebrauch der Beine nie wieder bekommen, obwol er uns auf unserer spätern Schlittenexpedition begleitet hat.

Die Hunde scheinen den Sommer nicht gern zu haben; es ist ihnen zu naß auf dem Eise und zu warm.

Am 11. Juni schrieb ich:

»Heute haben alle Tümpel auf dem Eise rund herum wunderbar an Größe zugenommen, und es

ist keineswegs angenehm, das Schiff mit nicht wasserdichten Schuhen zu verlassen; es wird für die Hunde immer nasser, und sie schwitzen immer mehr vor Hitze, obgleich die Temperatur bisjetzt noch selten über den Nullpunkt steigt. Vor einigen Tagen wurden sie auf das Eis übersiedelt, wo zwei lange Ställe für sie errichtet worden sind.⁶² Diese sind aus Kisten hergestellt und bestehen in Wirklichkeit nur aus einer Wand und einem Dache.



Unsere Hundeställe.

Hier verbringen die Thiere den größten Theil des Tages, und wir sind alle Unreinlichkeit los, abgesehen von derjenigen der vier jungen Hunde, die noch immer oben bleiben und ein herrliches Leben, zwischen Schlaf und Spiel abwechselnd, führen. Auch ›Ulenka‹ ist noch immer an Deck und geht langsam der Wiederherstellung entgegen.«

Die tägliche Lebensweise der Hunde ist jetzt ebenso regelmäßig wie im Winter. Morgens um 8½ Uhr werden sie losgelassen. Sie werden jedesmal sehr ungeduldig, wenn die Stunde ihrer Erlösung herannaht. Sobald sich jemand an Deck blicken läßt, ertönt im Chore das wilde Geheul der 26 Stimmen, welche laut Nahrung und Freiheit fordern.

Nachdem sie losgelassen sind, erhalten sie ihr Frühstück, bestehend aus einem halben gedörrten Fisch und drei Stücken Hundekuchen für jeden. Der Rest des Vormittags wird von ihnen damit zugebracht, alle Abfallhaufen, die zu finden sind, zu durchwühlen und alle leeren Blechdosen, die sie schon hundertmal geplündert haben, zu benagen und auszulecken. Schleudert der Koch einmal eine neue Dose auf das Eis, so entspinnt sich sofort ein wüthender Kampf um diesen

Preis.

Oft passirt es, daß der eine oder andere von ihnen bei dem Versuche, ein verführerisches Stück Fett aus einer tiefen engen Dose herauszuholen, den Kopf so weit hineinsteckt, daß dieser festsetzt und das Thier sich von der Dose nicht wieder befreien kann. Dann springt er mit diesem Futteral auf dem Kopfe blindlings über das Eis und treibt die wunderbarsten Possen in dem Bemühen, die Dose wieder los zu werden, zum größten Ergötzen von uns Zuschauern.

Sind die Hunde ihrer Arbeit in den Abfallhaufen müde, so strecken sie keuchend ihre runden, wurstartigen Körper in der Sonne, wenn sie scheint. Wenn es dort zu warm ist, suchen sie den Schatten auf. Vor dem Mittagessen werden sie wieder angebunden; jedoch Pflegen »Pan« und einige andere Gesinnungsgenossen sich kurz vorher fortzuschleichen und sich hinter einem Hügel zu verbergen, sodaß man nur hier und dort einen Kopf oder ein Ohr hervorgucken sieht. Sollte jemand kommen und sie holen wollen, so würden sie knurren, die Zähne zeigen und vielleicht gar zuschnappen, sich dann aber platt niederlegen und ins Gefängniß schleppen lassen.

Den Rest des Tages verbringen die Hunde mit Schlafen, Schnauben und Keuchen infolge der außerordentlichen Hitze, die, nebenbei bemerkt, einige Grade unter Null ist. Hin und wieder erheben sie im Chor ein Geheul, das sicherlich in Sibirien zu hören ist, und raufen miteinander, daß die Haare nach allen Richtungen fliegen.



Die Hunde schwitzen in der Sonne.

Die Verlegung der Hunde auf das Eis hat der Wache die beschwerliche Pflicht auferlegt, nachts an Deck zu bleiben, was vorher nicht üblich war; allein nachdem einmal ein Bär an Bord gewesen ist und zwei unserer werthvollen Thiere geraubt hat, wollen wir solche Besucher nicht wieder haben.

Am 31. Juli vermehrte »Kvik« unsere Bevölkerung abermals, indem sie elf junge Hunde zur Welt brachte. Einer davon war eine Mißgeburt und wurde sofort getödtet; zwei andere starben später, aber die meisten wuchsen auf und wurden schöne Thiere. Sie sind sämmtlich noch am Leben.

In dieser Zeit passirte wenig oder nichts, ausgenommen natürlich, daß die verschiedenen Festtage mit großer Feierlichkeit begangen wurden.

Den 17. Mai, den Jahrestag der norwegischen Verfassung, feierten wir mit besonderem Glanze; von dieser Feier finde ich folgende Beschreibung in meinem Tagebuch:

Freitag, 18. Mai. Der 17. Mai wurde mit größter Feierlichkeit begangen. Morgens wurden wir durch die Klänge des Harmoniums geweckt, das die muntere Weise des »College Hornpipe« hören ließ. Dann hatten wir ein glänzendes Frühstück, bestehend aus geräuchertem Lachs, Ochsenzunge u. s. w. Die ganze Schiffsmannschaft trug zur Feier des Tages Bandschleifen, sogar der alte »Suggen« hatte eine solche am Schwanze.

Es blies ein pfeifender Wind, und die norwegische Flagge am Topp flatterte lustig in der lebhaften Brise. Gegen 11 Uhr versammelte sich die ganze Gesellschaft mit ihren Bannern auf dem Eise an der Backbordseite des Schiffes, wo der Festzug sich aufstellte.

Als erster kam der Führer der Expedition mit der »reinen«⁶³ norwegischen Flagge; ihm folgte Sverdrup mit dem Schiffswimpel, der, 6 Meter lang, mit seinem *Fram* auf rothem Grunde prachtvoll aussah. Dann kam ein Hundeschlitten mit der Musikkapelle (Johansen mit der Ziehharmonika) und Mogstad als Kutscher, darauf der Steuermann mit Büchse und Harpune, Hendriksen mit einer langen Harpune, dann Amundsen und Nordahl mit einem rothen Banner. Nunmehr folgte der Doctor mit einer Demonstrationsflagge zu Gunsten des Normal-Arbeitstages; sie bestand aus einer wollenen Unterjacke, mit den Buchstaben N. A. auf der Brust eingestickt, und war auf einer sehr langen Stange angebracht; sie machte sich sehr eindrucksvoll. Es folgte unser Küchenchef Juell mit einem von »Peik's«⁶⁴ Schmortiegeln auf dem Rücken. Darauf kamen die Meteorologen mit einem seltsamen Apparat, bestehend aus einem schwarzen Blechschild, über welchem ein rothes Band mit den Buchstaben Al. St., die »Allgemeines Stimmrecht« bedeuten sollten, befestigt war.⁶⁵

Endlich setzte sich der Festzug in Bewegung. Die Hunde marschirten ganz gravitatisch, als ob sie im ganzen Leben nichts anderes zu thun gehabt hätten, als Processionen mitzumachen, und die Musik spielte einen prachtvollen Festmarsch, der nicht für diesen Anlaß componirt war.

Der stattliche Zug bewegte sich zweimal um die »Fram« herum, worauf er mit großer Feierlichkeit in der Richtung nach dem großen Eishügel marschirte und unterwegs von dem Photographen der Expedition aufgenommen wurde. An dem Eishaufen wurde ein lebhaftes Hoch der »Fram« ausgebracht, die uns so vortrefflich bis hierher getragen habe und die uns ohne Zweifel ebenso gut wieder nach Hause bringen werde.

Dann kehrte die Procession wieder um und marschirte am Bug vorüber. Am Backbord-Fallreep hielt der Photograph von der Brücke zu Ehren des Tages eine Rede. An diese schloß sich ein donnernder Salut von sechs Schüssen, der zur Folge hatte, daß fünf oder sechs von den Hunden über Eishügel und -Ketten davonstürzten und sich mehrere Stunden lang verborgen hielten.

Inzwischen waren wir in die festlich mit Flaggen geschmückte gemüthliche Kajüte hinabgegangen, wo wir nach einem hübschen Walzer als Vorspiel ein splendides Diner einnahmen.

Das Menu war: klein gehackte Fische mit Hummer in Curry, geschmolzene Butter und

Kartoffeln; Musik; Schweins-Cotelettes mit grünen Erbsen, Kartoffeln, Mango-Pickles und Worcester-Sauce; Musik; Aprikosen und Eiertorte mit Crème; viel Musik. Dann hielten wir Siesta; darauf Kaffee, Rosinen, Feigen und Kuchen. Der Photograph bewirthete uns mit Cigarren; großer Enthusiasmus, dann Fortsetzung der Siesta. Nach dem Abendessen trug Mogstad auf der Violine etwas vor, worauf Erfrischungen in Gestalt von Feigen, Confect, Aprikosen und Honigkuchen gereicht wurden. Alles in allem ein reizender »Siebzehnter Mai«, namentlich auch mit Rücksicht darauf, daß wir den 81. Breitengrad passirt hatten.



Feier des 17. Mai (1894).

Montag, 28. Mai. Ach, bin ich dieser endlosen Weißen Flächen so müde, die nicht einmal zu Schneeschuhfahrten zu benutzen sind, abgesehen davon, daß die Rinnen einen überall hindern!

Tag und Nacht schreite ich auf Deck auf und ab, das Eis an den Schiffsseiten entlang und denke über die tiefsten wissenschaftlichen Probleme nach. Während der letzten Tage ist es namentlich die Verschiebung des Pols gewesen, die mich im Banne gehalten hat.

Ich bin von dem Gedanken erfaßt, daß die Gezeitenwelle im Verein mit der ungleichen Vertheilung von Land und Meer einen störenden Einfluß auf die Lage der Erdachse ausüben müsse. Wenn einem eine solche Idee einmal in den Kopf gekommen ist, ist es nicht leicht, sie wieder los zu werden.

Nachdem ich mehrere Tage darüber nachgegrübelt hatte, habe ich schließlich entdeckt, daß der Einfluß des Mondes auf das Meer groß genug sein müsse, um in 800 000 Jahren eine Verschiebung des Pols um den Betrag von einer Bogenminute herbeizuführen. Zur Erklärung der Eiszeit in Europa, was mein Hauptaugenmerk ist, muß ich den Pol mindestens um zehn oder zwanzig Grade verschieben. Das bedingt aber einen unbequem langen Zeitraum seit jener

Periode, und beweist, daß das Menschengeschlecht ein achtunggebietendes Alter erreicht haben muß. Natürlich ist dies alles Unsinn.

Aber während ich in tiefen Betrachtungen unverdrossen auf Deck auf- und abschreite und mich für einen der größten Denker halte, entdecke ich plötzlich, daß meine Gedanken in der Heimat weilen, wo jetzt alles Sommer und Schönheit ist und wo die, welche ich zurückgelassen habe, Luftschlösser bauen über all die Herrlichkeit, die kommen wird, wenn ich einmal heimgekehrt bin.

Ja, ja! Ich verwende eigentlich zu viel Zeit auf solches Thun. Aber die Drift ist so langsam wie je, und der Wind, der allesvermögende, ist noch immer unverändert. Das Erste, wonach meine Augen schauen, wenn ich morgens den Fuß auf Deck setze, ist der Flügel im Besanstopp, um zu sehen, wie der Wind weht; dorthin schweifen sie immer wieder während des ganzen Tages und dort ruhen sie auch zuletzt, bevor ich in die Koje gehe. Aber er weist immer nach derselben Richtung, West und Südwest, und wir treiben bald schneller, bald langsamer westwärts und nur wenig nach Norden.

Ich zweifle jetzt nicht an dem Erfolge unserer Expedition, und mein Irrthum in der Rechnung ist doch nicht so groß gewesen; ich glaube aber kaum, daß wir höher als bis 85° treiben werden, wenn überhaupt so weit. Es hängt davon ab, ob Franz-Joseph-Land sich weit nach Norden ausdehnt. Ist das der Fall, dann wird es hart sein, die Erreichung des Pols aufzugeben. Es ist im Grunde nur eine Frage der Eitelkeit, reines Kinderspiel im Vergleich zu dem, was wir thun und noch auszuführen hoffen, und doch muß ich bekennen, daß ich thöricht genug bin, den Pol erreichen zu wollen, und wahrscheinlich den Versuch dazu machen werde, wenn wir in nicht allzu langer Zeit in seine Nachbarschaft gelangen.

Dieser Mai ist mild; die Temperatur ist in letzter Zeit mehrfach um den Nullpunkt herum gewesen, und man kann sich beim Auf- und Abgehen in die Heimat versetzt glauben. Selten sind mehr als ein paar Grad Kälte, allein es kommen jetzt die Sommernebel mit gelegentlichem Reif. In der Regel ist jedoch der Himmel mit seinen leichten, flüchtigen Wolken fast wie der Frühlingshimmel im Süden.

Auch an Bord bemerken wir, daß es milder geworden ist. Wir brauchen kein Feuer mehr im Ofen, um es uns warm und gemüthlich zu machen, obwol wir uns in dieser Beziehung niemals großem Luxus hingeeben haben.

Im Proviantraum beginnen der Reif und das Eis, die sich an der Decke und den Wänden gebildet haben, zu schmelzen. In den Räumen hinter dem Salon, sowie im Schiffsraum haben wir eine große Reinigung vornehmen und das Eis und den Reif abscheuern und austrocknen müssen, um unsere Vorräthe vor dem Verderben zu bewahren, da sonst die Feuchtigkeit durch die Umhüllungen dringt und der Rost Löcher in die Blechkisten frißt. Außerdem haben wir lange Zeit die Luken zum Raum offen gehalten, sodaß stets ein tüchtiger Luftzug hindurchging und ziemlich viel Reif verdunstet ist.

Es ist übrigens merkwürdig, wie wenig Feuchtigkeit wir an Bord haben. Dies rührt von der soliden Bauart der »Fram« her, sowie davon, daß das Deck über dem Raum an der Unterseite getäfelt ist. Ich gewinne dieses Schiff mehr und mehr lieb.

Sonnabend, 9. Juni. Unser Politiker Amundsen feiert den heutigen Tag ⁶⁶ durch ein weißes Hemd nebst Kragen.

Heute bin ich mit meiner Arbeit wieder in das Deckshaus übergesiedelt, wo ich sitzend aus dem Fenster blicken kann. Ich fühle, daß ich in der Welt lebe und nicht in einer Höhle, wo man Nacht

und Tag Licht brennen muß. Ich beabsichtige, solange wie möglich, bis in den Winter hinein, hier zu bleiben; es ist so gemüthlich und ruhig hier, und die einförmige Umgebung drängt sich mir nicht fortwährend auf.

Ich habe wirklich das Gefühl, daß der Sommer gekommen ist. Stundenlang kann ich in der Sonne auf Deck auf- und abschreiten oder stillstehen und mich von ihr braten lassen, während ich eine Pfeife rauche und meine Blicke über die verwirrenden Schnee- und Eismassen schweifen.

Der Schnee ist jetzt überall naß, und es beginnen sich hier und dort Teiche zu bilden. Das Eis durchsetzt sich auch immer mehr mit Salzwasser. Wenn man ein noch so kleines Loch bohrt, füllt es sich sofort mit Wasser. Der Grund davon ist natürlich, daß infolge des Steigens der Temperatur die im Eise enthaltenen Salztheilchen ihre Umgebung zu schmelzen beginnen und sich Wasser mit einem starken Zusatz von Salz bildet, sodaß dessen Gefrierpunkt niedriger ist als die Temperatur des Eises rund um dasselbe.

Diese ist ebenfalls erheblich gestiegen; in 1,2 Meter Tiefe beträgt sie nur $-3,8^{\circ}\text{C}$, während das Wasser in 1,6 Meter Tiefe wieder etwas wärmer ist, $-3,1^{\circ}\text{C}$.

Sonntag, 10. Juni. Seltsamerweise haben wir noch keinen Fall von Schneeblindheit an Bord gehabt, mit Ausnahme des Doctors, der vor ein Paar Tagen abends einen leichten Anfall davon bekam, nachdem wir Ball gespielt hatten. Die Augen thränten ihm längere Zeit, doch war er bald wieder hergestellt. Ein drolliger Streich des Schicksals, daß gerade er der erste war, der an dieser Krankheit litt.

Später hatten wir noch einige vereinzelte leichte Fälle von Schneeblindheit, sodaß ein paar von unsern Leuten mit dunkeln Brillen gehen mußten; es war jedoch nicht von Bedeutung und nur die Folge davon, daß sie es nicht für der Mühe Werth gehalten hatten, die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu beobachten.

Montag, 11. Juni. Heute machte ich eine erfreuliche Entdeckung. Ich hatte geglaubt, ich hätte mein letztes Bund Cigarren in Angriff genommen, und hatte ausgerechnet, daß, wenn ich täglich eine rauchte, ich noch etwa einen Monat damit auskommen würde; ganz unerwartet finde ich aber noch eine ganze Kiste voll in meiner Schublade. Große Freude! Sie wird mir helfen, ein paar weitere Monate hinzubringen, – wo werden wir dann sein?

Armer Junge, bei dir ist es wirklich ganz Ebbe! Die Zeit zu vertreiben, ist ein Gedanke, der dir früher kaum in den Sinn gekommen ist. Es ist sonst immer dein größter Kummer gewesen, daß die Zeit so rasch entschwand, und jetzt kann sie dir nicht schnell genug dahinfliegen. Und dann dem Taback so zugethan – mit deinen ewigen Träumereien ziehst du dich hinter die wallenden Rauchwolken zurück. Horch auf den Südwind, wie er durch die Takelung pfeift; es ist ganz angenehm, ihm zuzuhören!

Am Vorabend des Johannistages mußten wir natürlich in üblicher Weise ein Freudenfeuer haben, doch scheint nach meinem Tagebuche nicht das richtige Wetter dafür gewesen zu sein.

Sonnabend, 23. Juni.

Wenn die Sommerlüfte wehen sanft und lind,
In dem Laubwerk abends flüstert leis der Wind
Und der Sonnenschein dem Purpur gleicht im West,
Dann freut jeder sich auf das Johannisfest.

Der nördliche Wind mit nassem Schnee hält an. Düsteres Wetter. Südliche Drift. $81^{\circ} 43'$ nördlicher Breite, das sind 9 Minuten südwärts seit Montag.

Ich habe manchen Johannisabend unter verschiedenen Himmeln erlebt, aber nie einen solchen wie diesen. So fern, so fern vom Leben, von allem, was dieser Abend sonst umfaßt!

Ich denke an die Fröhlichkeit, die um die Freudenfeuer in der Heimat herrscht, höre das Kratzen der Fiedel, das Lachen, die Geschützsalven mit dem Echo, das von den blauen Höhen antwortet. Und dann blicke ich hinaus über die endlose weiße Fläche, in den Nebel, das Schneewetter und den Wind, der den Schnee vor sich hertreibt. Hier ist wahrlich keine Spur von der Fröhlichkeit des Johannistages. Es ist alles Grau in Grau.

Johanni ist vorbei; die Tage werden wieder kürzer, und die lange Winternacht naht heran, die uns vielleicht nicht weiter vorgedrungen finden wird, als sie uns verlassen hat.

Heute Nachmittag war ich eifrig mit der Untersuchung des Salzgehalts des Seewassers beschäftigt, als Mogstad den Kopf durch die Thür steckte und berichtete, es müsse ein Bär in der Nachbarschaft umherschleichen. Bei ihrer Rückkehr nach Tische von dem großen Eishügel, wo die Leute mit der Herstellung eines Eiskellers für frisches Fleisch ⁶⁷ beschäftigt gewesen waren, hatten sie Spuren gefunden, die vorher nicht dort gewesen waren.

Ich legte meine Schneeschuhe an und verfolgte die Spuren. Aber wie schrecklich war in den letzten Tagen der Boden geworden! Nasser Schneeschlamm, in den die Schneeschuhe hülflos einsinken.

Der Bär war von Westen her ganz bis ans Schiff gekommen und hatte sich unsere Arbeiten betrachtet, war dann ein wenig zurückgegangen und darauf, einen beträchtlichen Umweg machend, in seiner gemächlichen, ruhigen Gangart nach Osten weiter marschirt, ohne es der Mühe werth zu halten, einer solchen Kleinigkeit, wie unserm Schiff, Beachtung zu schenken. Er hatte jedes Loch und jeden Winkel, wo vielleicht Aussicht war, Nahrung zu finden, durchsucht und den Schnee nach Resten, die die Hunde zurückgelassen hatten, und sonstigen Dingen durchwühlt. Dann war er nach den Rinnen im Eise gegangen und an denselben vorsichtig entlang gewandert, ohne Zweifel in der Hoffnung, einen oder zwei Seehunde zu treffen. Schließlich hatte er sich zwischen den Hügeln hindurch über die auf der Oberfläche nur aus Schneeschlamm und Wasser bestehenden Schollen entfernt. Wäre die Bahn gut gewesen, dann wäre der Bursche rasch mein gewesen, allein in diesem schlammigen Schnee hatte er einen zu großen Vorsprung vor mir.

Eine traurige, düstere Landschaft; nichts als Weiß in Weiß, Grau in Grau! Keine Schatten, nur halb verwischte, in Nebel und Schneeschlamm verschmelzende Formen; alles befindet sich im Zustande der Auflösung, und bei jedem Schritte gibt der Fleck, auf dem man steht, nach.

Es ist eine harte Arbeit für den Schneeschuhläufer, der hoffnungslos durch Schneeschlamm hinter der Bärenfährte herstapft, die sich um die Hügel herumwindet oder über sie hinwegführt. Die Schneeschuhe sinken tief ein, das Wasser reicht einem oft bis zu den Knöcheln, sodaß es schwer ist, die Schneeschuhe wieder herauszubekommen und weiterzuschieben; aber ohne Schneeschuhe würde man noch schlimmer daran sein.

Hier und dort wird das einförmige, grauweiße Wirrsal durch kohlschwarzes Wasser unterbrochen, das sich in schmälern und breitem Rinnen zwischen den hohen Hügeln hindurchwindet. Auf der schwarzen Oberfläche sind weiße, schneebedeckte Schollen und Eisstücke ausgestreut, die wie weißer Marmor auf schwarzem Grunde aussehen.

Gelegentlich trifft man einen größern dunkel gefärbten Tümpel, wo der Wind das Wasser faßt und kleine Wellen bildet, die gegen den Rand des Eises schlagen und spülen, das einzige Leben in dieser wüsten Einöde. Diese spielenden Wellen kommen einem wie ein alter Freund vor! Hier verzehren sie auch die Schollen und höhlen deren Ränder aus. Man könnte sich fast in südlichere

Breiten versetzt glauben. Aber alles ringsherum ist mit Eis bekleidet, das in stets sich ändernden phantastischen Formen emporsteigt, im Gegensatz zu dem dunkeln Wasser, auf welchem das Auge einen Moment vorher geruht hatte.

Ewig, ruhelos wird der reine blauweiße Marmor dieses wandernden Eises modellirt mit der verschwenderischen Freigebigkeit der Natur, welche die herrlichsten Bildhauerwerke um sich entstehen läßt, die vergehen, ehe ein Auge sie erschaut hat.

Weshalb? Das Ganze ist ein einziges wechselndes Spiel der Schönheit. Es wird nur durch die Launen der Natur beherrscht, die genau jenen ewigen Gesetzen folgt, die nicht nach Ziel oder Absicht fragen.

Vor mir erhebt sich eine Eiskette hinter der andern, mit einer Rinne nach der andern dazwischen. – Im Juni war die »Jeannette« zerdrückt worden und gesunken. Was dann, wenn die »Fram« zwischen das Eis geräth? Nein, das Eis wird sie nicht besiegen! Und wenn es trotz alledem doch geschehen sollte?

Als ich umherblickte, fiel mir der Johannisabend ein. Weit drüben in der Ferne stiegen die Masten zum Himmel auf, in dem schneeerfüllten Nebel dem Blicke halb entschwunden. Wahrlich, die Leute, die unter diesem Deck hausen, haben Muth, Muth oder blindes Vertrauen auf ein Manneswort.



Peder Hendriksen in Gedanken.

Es ist alles ganz schön, daß derjenige, welcher einen Plan ausgeheckt hat, und sei er auch noch so unvernünftig, mitgeht, um ihn auszuführen; er thut natürlich sein Bestes für das Kind, das seine Gedanken ins Leben gerufen haben. Aber sie – sie hatten kein solches Kind zu pflegen; sie hätten ohne weiteres sich von einer Expedition wie diese fernhalten können. Weshalb sollte ein menschliches Wesen sich vom Leben lossagen, um hier ausgelöscht zu werden?

Sonntag, 24. Juni. Der Jahrestag unserer Abfahrt von der Heimat. Nördlicher Wind, noch immer

südliche Drift.

Die heutigen Beobachtungen ergaben $81^{\circ} 41,7'$ nördlicher Breite; so geht es also noch nicht weiter!

Ein langes Jahr; vieles hat sich ereignet, wenn wir auch nicht ganz so weit vorgedrungen sind, als ich erwartet hatte.

Ich sitze und schaue aus dem Fenster nach dem Schnee, der, vom Nordwind getrieben, draußen herumwirbelt. Ein merkwürdiger Johannistag!

Man sollte denken, wir hätten Schnee und Eis genug gehabt; ich sehne mich indessen nicht gerade nach grünen Feldern, jedenfalls nicht immer. Im Gegentheil, stundenlang sitze ich da und mache Pläne für spätere Reisen über das Eis nach unserer Rückkehr von dieser Expedition ...

Ja, ich weiß, was ich erreicht habe, und mehr oder weniger, was mich erwartet. Es ist alles ganz schön, daß ich Pläne für die Zukunft entwerfe, aber zu Hause ... Nein, ich bin heute Abend nicht in der Stimmung, um zu schreiben; ich will mich niederlegen.

Mittwoch, 11. Juli. $81^{\circ} 18,8'$ nördlicher Breite. Endlich ist der Südwind wiedergekehrt, sodaß vorläufig das Südweststreben ein Ende hat.

Jetzt sehne ich mich fast nach der Polarnacht, nach dem ewigen Wunderland der Sterne mit dem geisterhaften Nordlicht und dem durch die tiefblaue Stille segelnden Mond.

Dann ist's wie ein Traum, wie ein Blick in das Nebelreich der Phantasie. Da gibt es keine Formen, keine schwerlastende Wirklichkeit, nur eine Vision, gewoben aus Silber und den violetten Tönen des Aethers, von der Erde aufsteigend und in die Unendlichkeit hinausschwebend ...

Dieser ewige Tag mit seiner drückenden Wirklichkeit interessiert mich nicht mehr und lockt mich nicht aus meinem Lager heraus. Das Leben ist ein einziges, unaufhörliches Hasten von einer Aufgabe zur andern; alles muß geschehen, nichts darf vernachlässigt werden, Tag auf Tag, Woche auf Woche, und der Arbeitstag ist lang und endet selten früher als lange nach Mitternacht.

Aber überall zieht sich dasselbe Gefühl des Sehns und der Leere hindurch, auf das man nicht achten darf. Ach, zu Zeiten kann man sich nicht frei davon halten, und die Hände sinken willenlos und kraftlos herab, so müde, so unaussprechlich müde.

O, es heißt, daß man den Frieden des Lebens bei den Heiligen in der Wüste finden könne. Wüste ist hier wahrlich genug, aber Frieden – ihn kenne ich nicht. Es fehlt wol die Heiligkeit.

Mittwoch, 18. Juli. Heute Vormittag unternahm ich mit Blessing einen Ausflug, um Proben von braunem Schnee und Eis zu sammeln, sowie im Wasser Algen und Diatomeen zu suchen.

Die Oberfläche der Schollen ist fast überall von schmutzigbrauner Farbe, oder wenigstens ist doch diese Art von Eis die vorherrschende, während reinweiße Schollen ohne Spur eines schmutzigen Braun auf ihrer Fläche selten sind. Ich dachte mir, diese braune Farbe müsse von den Organismen herrühren, die ich im October vorigen Jahres in dem frischgefrorenen bräunlichrothen Eise gefunden hatte; allein die Proben, die ich heute mitnahm, bestehen zum größten Theil aus mineralischem Staub, vermischt mit Diatomeen und andern Bestandtheilen organischer Herkunft.⁶⁸ Blessing hatte zu Anfang des Sommers auf der Oberfläche des Eises mehrere Proben gesammelt und dieselbe Beobachtung gemacht.

Ich muß das noch weiter untersuchen, um zu sehen, ob all dieser braune Staub mineralischer Natur ist und infolgedessen vom Lande herrührt.⁶⁹

In den Rinnen fanden wir Mengen von Algenklumpen von derselben Art, wie wir sie schon früher oft wahrgenommen hatten. In fast jedem kleinen Kanal waren große Ansammlungen davon.



Unser Doctor auf der Suche nach Algen.

Wir konnten auch sehen, daß an den Seiten der Schollen eine braune Schichte sich von der Eisoberfläche tief ins Wasser hinab erstreckte. Sie rührte von einer auf dem Eise wachsenden Alge her.

Im Wasser schwammen ebenfalls eine Anzahl kleinerer, zäher Klumpen, einige von weißer, andere von gelblichrother Farbe, von denen ich mehrere sammelte. Unter dem Mikroskop schienen sie sämtlich aus Ansammlungen von Diatomeen zu bestehen, unter denen sich aber auch eine Anzahl größerer rother Zellen Organismen von ganz charakteristischem Aussehen befand.⁷⁰

Alle diese Diatomeen-Ansammlungen hielten sich in einer gewissen Tiefe, ungefähr einen Meter unter der Oberfläche des Wassers; in einigen der kleinen Rinnen erschienen sie in größeren Mengen. In derselben Tiefe schien auch die vorstehend erwähnte Alge hauptsächlich zu gedeihen, während einzelne Theile derselben bis zur Oberfläche aufstiegen. Offenbar halten diese Ansammlungen von Diatomeen und Algen sich genau in jener Tiefe, in welcher die obere Süßwasserschicht auf dem Seewasser ruht.

Das Wasser an der Oberfläche war ganz süß; die Diatomeenmassen sanken darin unter, schwammen aber, wenn sie das Seewasser darunter erreichten.

Donnerstag, 19. Juli. Es ist, wie ich erwartet hatte. Ich beginne jetzt, die Winde hier oben

ziemlich genau zu verstehen.

Nachdem heute eine »Windmühlen-Brise« geweht hat, wird es abends windstill, und morgen werden wir vermuthlich West- oder Nordwestwind haben.

Gestern Abend die letzte Cigarre aus der alten Kiste! Und nun habe ich die erste aus meiner letzten Kiste geraucht. Wir hätten bis zu der Zeit, als die Kiste leer war, so und so weit sein müssen, sind aber kaum weiter vorgedrungen als damals, als ich mit der Kiste anfang, und der Himmel mag wissen, wie es sein wird, wenn die letzte geleert ist. Aber genug; Rauch' nur zu!



Unser Doctor fischt Algen.

Sonntag, 22. Juli. Der Nordwestwind hat nicht ganz die richtige Zeit eingehalten; am Freitag hatten wir statt seiner Nordostwind, der während der Nacht allmählich nach Nordnordost herumging, und gestern Vormittag wehte der Wind gerade aus Norden. Heute hat er im Westen aufgehört, in dem alten wohlbekannten Viertel, aus dem wir mehr als genug Wind gehabt haben. Heute Abend weist die Leine ⁷¹ ungefähr nach Nordwest zu West; eigenthümlich, daß wir uns wieder nach Süden bewegen.

Ich verbringe den Tag am Mikroskop und bin jetzt mit den Diatomeen und Algen aller Art beschäftigt, die in der obersten Süßwasserschicht des Meeres vorkommen. Es sind höchst interessante Wesen, eine ganze, neue Welt von Organismen, die von uns wohlbekannten Küsten

durch das Eis quer über das Polarmeer geführt werden, um dort jeden Sommer zu erwachen und sich zu Leben und Blüte zu entwickeln.

Ja, es ist eine sehr interessante Arbeit, und dennoch habe ich nicht dasselbe brennende Interesse dafür wie einst, obwol der Geruch von Gewürznelkenöl, Canadabalsam und Xylol manch theure Erinnerungen an das ruhige Laboratorium zu Hause erweckt. Jeden Morgen, wenn ich hereintrete, laden das Mikroskop, die Gläser und Farben auf dem Tische zur Arbeit ein; aber obwol ich Tag für Tag bis spät in die Nacht hinein unermüdlich thätig bin, geschieht es doch meist nur aus Pflichtgefühl, und ich bin nicht böse, wenn die Arbeit beendet ist und ich hingehen und mich ein paar Stunden in die Kojen legen kann, um einen Roman zu lesen und eine Cigarre zu rauchen. Mit welchem Jubel würde ich nicht das Ganze bei Seite werfen, aufspringen und das wirkliche Leben erfassen, um meinen Weg über Eis und Meer mit Schlitten, Booten oder Kajaks zu erkämpfen.

Es ist sehr wahr, daß es »leicht ist, ein Leben des Kampfes zu führen«; hier ist aber weder Sturm noch Kampf. Ich sehne mich nach ihnen, ich sehne mich danach, Riesenkräfte zu entfalten und meinen Weg vorwärts zu erkämpfen – das würde leben heißen! Aber welcher Reiz liegt in der Kraft, wenn es nichts für sie zu thun gibt? Bald treiben wir vorwärts, bald rückwärts, und jetzt liegen wir schon zwei Monate auf demselben Fleck.

Eins jedoch wird für eine etwaige Expedition oder für den Fall, daß es nothwendig werden sollte, das Schiff zu verlassen, bereit gemacht. Alle Handschlitten wurden zusammengesetzt, und der Eisenbeschlag ist sorgfältig nachgesehen worden. Auch wurden sechs Hundeschlitten angefertigt, und morgen werden wir mit dem Bau von Kajaks für alle beginnen; auf Handschlitten sind die Kajaks leicht zu ziehen, falls wir uns ohne das Schiff über das Eis zurückziehen müßten.

Für den Anfang stellen wir Kajaks her, die je zwei Mann tragen; ich beabsichtige, sie etwa $3\frac{1}{2}$ Meter lang, $\frac{3}{4}$ Meter breit und $\frac{1}{3}$ Meter tief machen zu lassen. Es müssen davon sechs angefertigt werden. Sie werden mit Seehundsfell oder Segeltuch bekleidet und ganz überdeckt, mit Ausnahme der beiden Löcher, eins für jeden Ruderer.

Ich fühle, daß wir alles, was für einen brillanten Rückzug erforderlich ist, haben oder vielmehr erhalten werden. Manchmal scheine ich mich fast nach einer Niederlage zu sehnen, einer entschiedenen Niederlage, damit wir Gelegenheit haben, zu beweisen, was in uns steckt, und damit dieser ermüdenden Unthätigkeit ein Ende gemacht wird.

Montag, 30. Juli. Westlicher, zur angenehmen Abwechslung etwas nordwestlicher Wind, das ist Woche für Woche unser tägliches Programm. Komme ich morgens herauf, so liegt mir nichts mehr daran, nach dem Flügel auf der Mastspitze oder nach der Leine im Wasser zu sehen, weil ich vorher weiß, daß der erstere nach Osten oder Südosten weist und die letztere die entgegengesetzte Richtung anzeigt und daß wir immer nach Südosten treiben. Gestern hatten wir $81^{\circ} 7'$, vorgestern $81^{\circ} 11'$ und am Montag, 23. Juli, $81^{\circ} 26'$ nördlicher Breite!

Aber damit beschäftigen sich meine Gedanken nicht länger. Ich weiß sehr wohl, daß früher oder später eine Aenderung eintreten wird und daß der Weg zu den Sternen durch Widerwärtigkeiten führt. Ich habe eine neue Welt gefunden: die Welt des Thier- und Pflanzenlebens, das sich in fast jedem Süßwassertümpel auf den Eisschollen kundgibt.

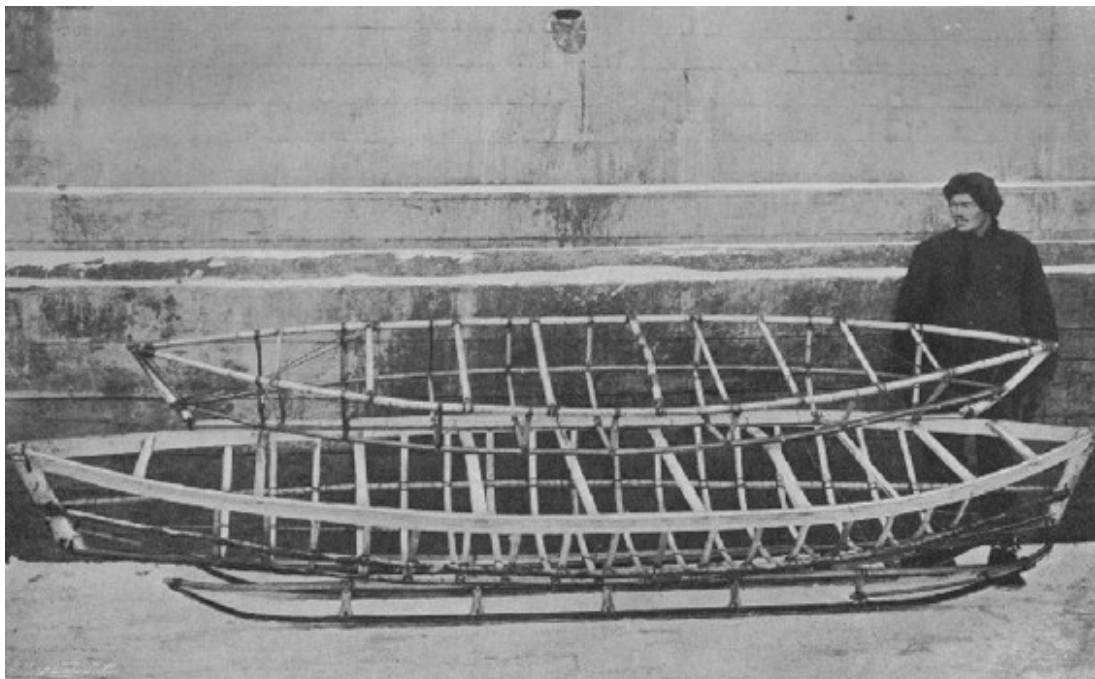
Vom Morgen bis zum Abend, ja bis spät in die Nacht hinein werde ich vom Mikroskop vollständig in Anspruch genommen und sehe nichts von dem, was um mich her vorgeht. Ich lebe mit diesen zierlichen Wesen in ihrer eigenen Welt, wo sie, eine Generation nach der andern, entstehen und sterben, im Kampfe ums Dasein sich gegenseitig bekriegen und ihre

Liebesangelegenheiten mit denselben Gefühlen, denselben Leiden, denselben Freuden verfolgen, die jedes lebende Wesen, von den mikroskopischen Thierchen bis zum Menschen erfüllen – Selbsterhaltung und Fortpflanzung, das ist das Ganze.

So heiß wir menschlichen Wesen auch kämpfen, um uns den Weg durch das Labyrinth des Lebens zu bahnen, ihre Kämpfe sind sicherlich nicht weniger erbittert als die unserigen – ein rastloses Hin- und Herjagen, wobei alle andern bei Seite gestoßen werden, um für sich selbst das, was nöthig ist, zu erobern. Und was die Liebe anlangt, so seht nur, mit welcher Leidenschaft sie sich gegenseitig auswählen! Trotz all unserer Gehirnzellen fühlen wir doch nicht stärker als sie und leben nie so ganz für eine sinnliche Empfindung. Aber was ist das Leben? Was ist das Leiden des Einzelnen, in diesem großen Jagen?

Und dies sind kleine, einzellige Schleimklumpen, die zu Tausenden und Millionen auf fast jeder Scholle überall in diesem grenzenlosen Meere leben, das wir als das Reich des Todes zu betrachten geneigt sind. Die Mutter Natur hat eine merkwürdige Fähigkeit, überall Leben hervorzurufen; selbst das Eis hier ist ein fruchtbarer Boden für sie.

Abends trat in unserm ereignislosen Dasein eine kleine Abwechslung ein, da Johansen südöstlich vom Schiffe, aber außer Schußweite, einen Bären entdeckt hatte.



Skelette eines Kajaks (aus Bambus) und eines Doppel-Kajaks, auf einem unserer Schlitten liegend.

Dieser war ohne Zweifel schon seit längerer Zeit, während wir beim Abendessen in der Kajüte waren, beim Schiffe umhergestrichen und ganz nahe herangekommen, hatte sich dann aber, durch irgendein Geräusch erschreckt, ostwärts davongemacht. Sverdrup und ich brachen zur Verfolgung auf, jedoch vergeblich; die Rinnen hinderten uns zu sehr, und außerdem trat auch Nebel ein, sodaß wir umkehren mußten, nachdem wir eine ziemlich weite Strecke zurückgelegt hatten.

Die oben erwähnte Welt von Organismen wurde während des kurzen Sommers für mich Gegenstand besonderer Untersuchung; sie war in vielen Beziehungen sehr merkwürdig.

Als die Sonnenstrahlen auf die Oberfläche des Eises größere Macht ausübten und den Schnee schmolzen, sodaß sich Tümpel bildeten, waren auf dem Grunde dieser bald gelblich-braune Flecken zu sehen, so klein, daß man sie anfänglich kaum bemerkte. Tag für Tag nahmen sie an Größe zu und schmolzen, wie alle dunkeln Gegenstände die Wärmestrahlen absorbierend, allmählich das darunter liegende Eis, wobei sie runde, oft mehrere Centimeter tiefe Löcher bildeten. Diese braunen Flecken waren die erwähnten Algen und Diatomeen. Sie entwickelten sich im Lichte des Sommers rasch und pflagten den Boden der Löcher mit einer dicken Schicht zu erfüllen.

Doch gab es nicht nur Pflanzen; das Wasser war auch von Schwärmen von kleinen Thierchen belebt, meist Infusorien und Flagellaten, die sich von den Pflanzen nähren. Ja, ich fand sogar Bacterien; also selbst diese Regionen sind nicht frei von ihnen!

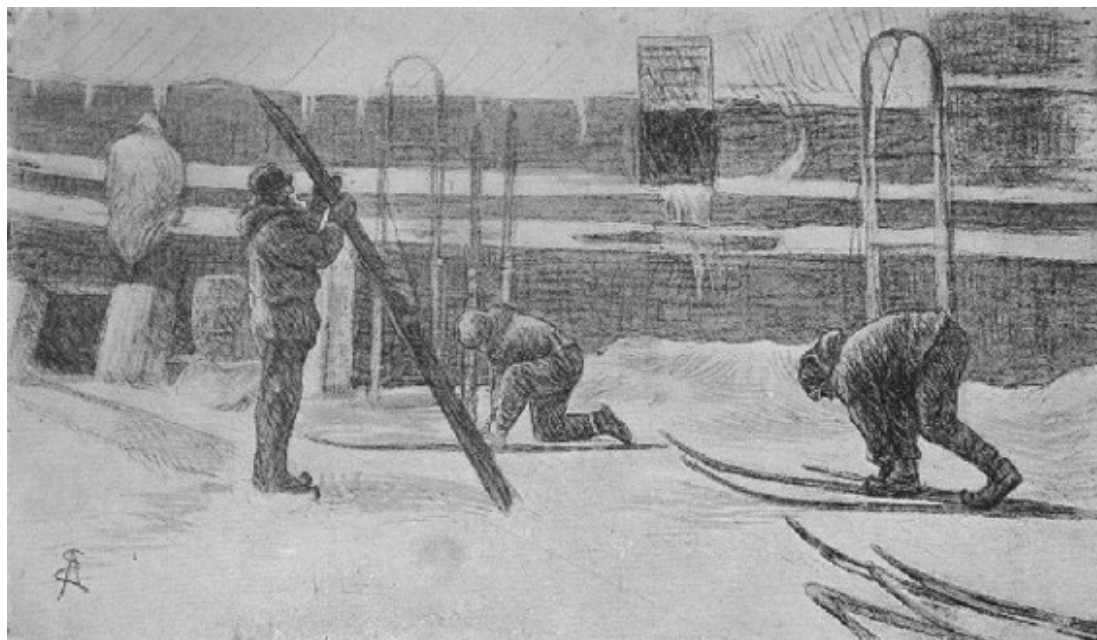
Das Mikroskop konnte mich aber nicht immer fesseln. Manchmal, wenn das schöne Wetter mich unwiderstehlich lockte, ging ich hinaus und röstete mich in der Sonne und versetzte mich in der Einbildung nach Norwegen.



Heimweh.

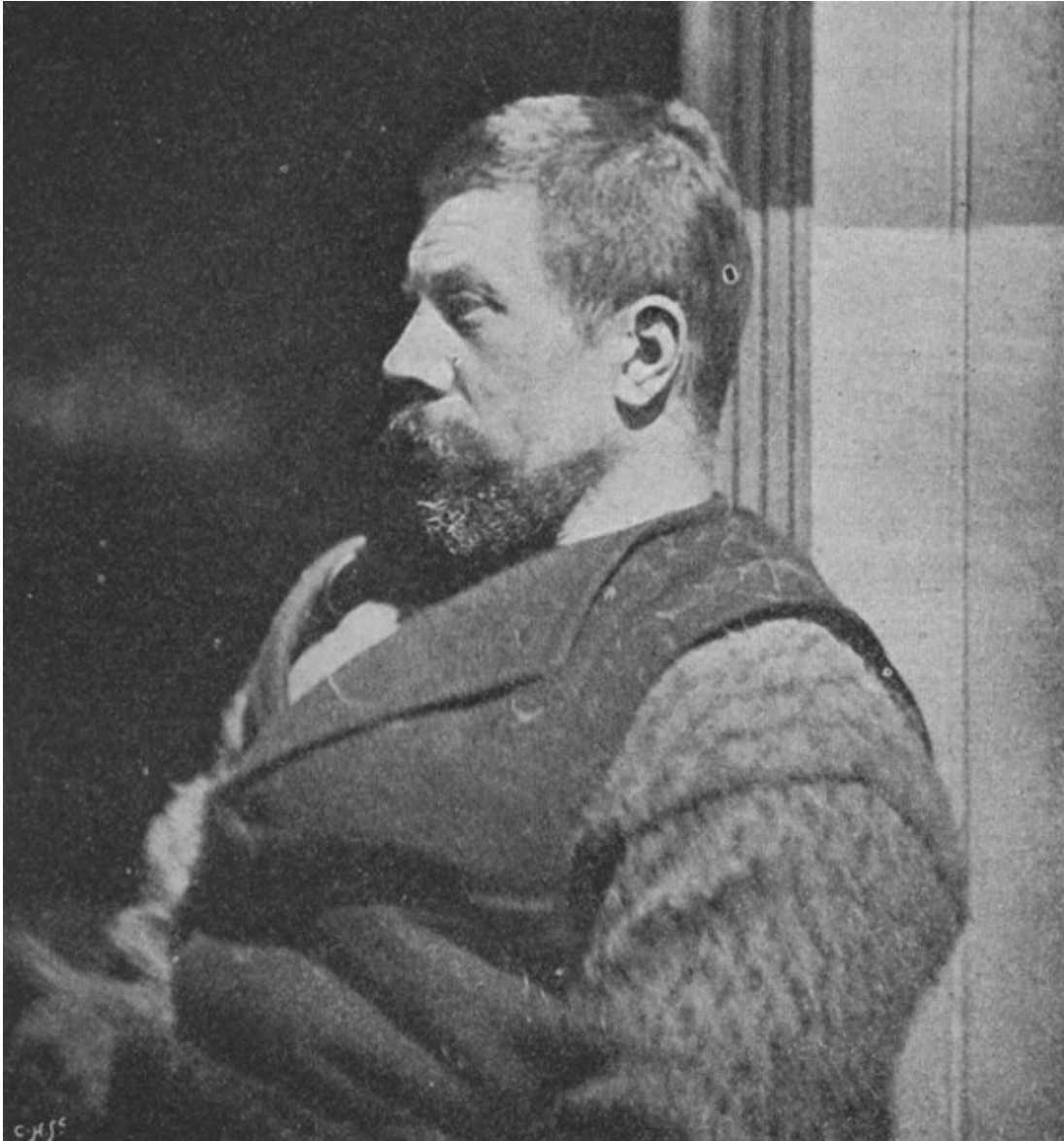
Sonnabend, 4. August. Gestern und heute angenehmes Wetter; leichte weiße Schäfchen segelten hoch oben durch das glänzende Blau und erfüllten die Seele mit dem Verlangen, eben so hoch und frei wie sie dahinzuschweben. Als ich heute Abend einen Augenblick an Deck war, konnte

ich mir fast einbilden, in der Heimat am Fjord zu sein. Abendfrieden schien über der Landschaft und der Seele zu ruhen.



Heimkehr der Schneeschuhläufer.

Unsere Segelmacher, Sverdrup und Amundsen, haben heute die Segeltuchbedeckung des ersten Doppel-Kajaks vollendet. Mit voller Ausrüstung wiegt es $30\frac{1}{2}$ Kilogramm. Ich glaube, es wird sich als ein Hilfsmittel ersten Ranges erweisen. Sverdrup und ich haben es auf einem Tümpel probirt; es trug uns prachtvoll und war so steif, daß wir ganz bequem damit umgehen konnten, selbst wenn wir auf dem Verdeck saßen. Es wird leicht zwei Mann mit voller Ausrüstung für hundert Tage tragen; ein handlicheres oder praktischeres Fahrzeug für Regionen wie diese kann ich mir nicht vorstellen.



Anton Amundsen.

Sonntag, 5. August. $81^{\circ} 7,3'$ nördlicher Breite.

Nicht kann ich vergessen den glitzernden Fjord,
Wenn das Kirchenboot früh fährt am Morgen.

Herrliches Sommerwetter. Ich bade mich in Sonnenstrahlen und träume, ich sei zu Hause, entweder auf den hohen Bergen oder – der Himmel mag wissen, weshalb – auf den Fjorden an der Westküste. Dieselben weißen Schäfchen am klaren, blauen Sommerhimmel, der sich wie ein vollständiger Dom über mir wölbt; nichts, was einem den Weg versperrt; ungefesselt schwingt sich die Seele empor.

Was macht es, daß die Welt da unten anders ist, das Eis nicht mehr einzelne glitzernde Gletscher bildet, sondern sich nach allen Seiten ausbreitet? Sind es nicht dieselben weißen Schäfchen in der Ferne am blauen Himmel, nach denen auch in der Heimat an schönen Sommertagen das Auge blickt? Auf ihnen dahinsegelnd, steuert die Phantasie den Kurs nach dem Lande ihres sehnsüchtigen Verlangens.

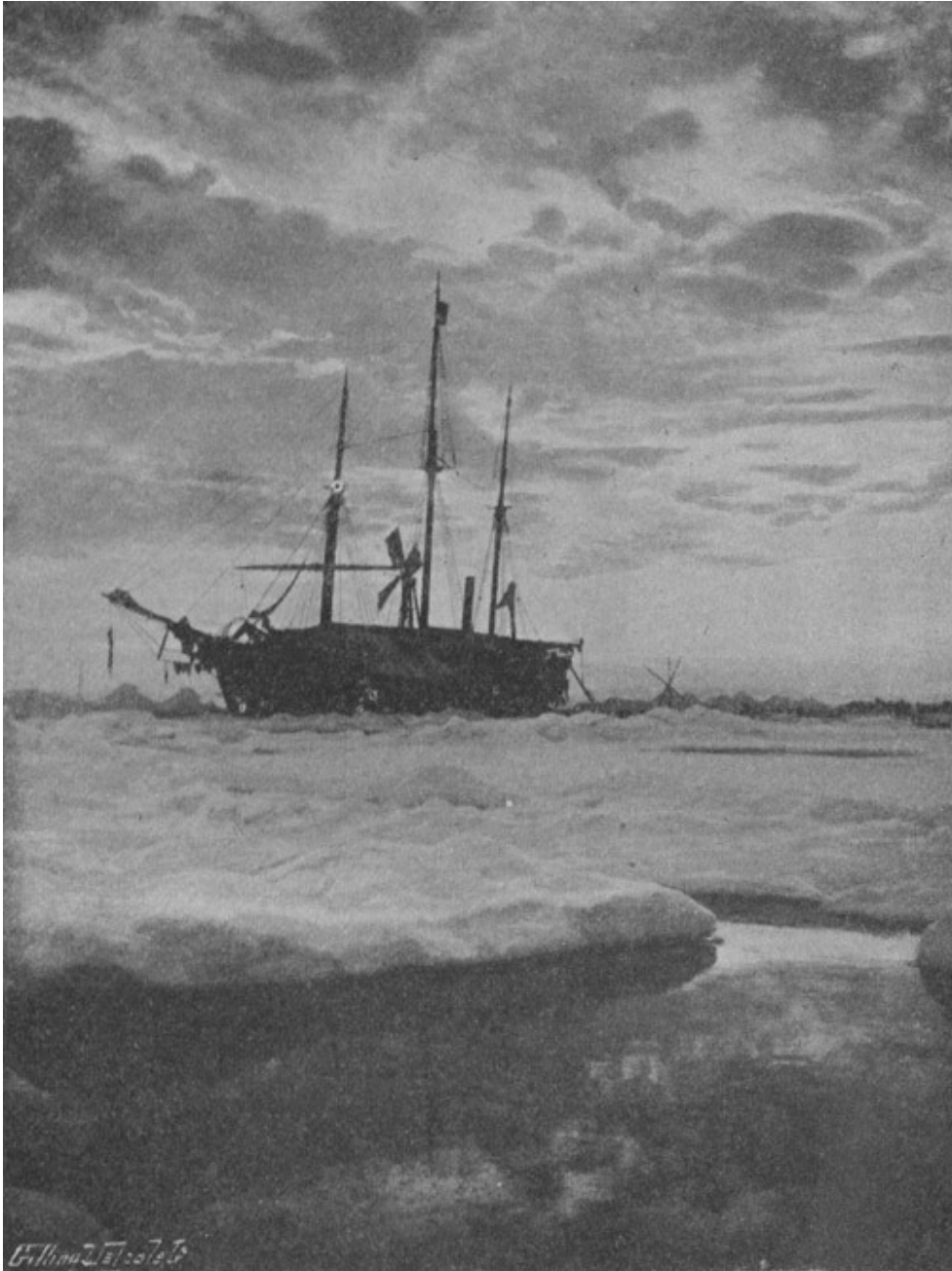
Und gerade auf diese glitzernden Gletscher in der Ferne richten wir unsern sehnsüchtigen Blick. Weshalb soll ein Sommertag hier nicht ebenso lieblich sein? Ach ja, er ist lieblich, rein wie ein Traum, ohne Wunsch, ohne Sünde, eine Dichtung aus klaren, weißen Sonnenstrahlen, die sich im kühlen, krystallinen Blau des Eises widerspiegeln. Wie entzückend erscheint uns diese Welt nicht an erstickend heißen Sommertagen in der Heimat!



Das Treibeis im Sommer (21. Juli 1894).

Habe geruht und Sonntag gemacht. Ich konnte es nicht den ganzen Tag drinnen aushalten und unternahm daher eine weite Fahrt über das Eis. Das Vorwärtskommen wäre leicht, wenn die Rinnen nicht wären.

Hansen hat sich heute Nachmittag auf einem Tümpel in der Nähe, von welchem sich mehrere Rinnen im Eise abzweigen, im Kajak-Rudern geübt. Er war aber nicht zufrieden damit, nur herumzufahren auf dem Wasser, sondern mußte natürlich auch eine Probe im Kentern und Wiederaufrichten unternehmen, wie es die Eskimos machen. Sie endete damit, daß er nicht wieder nach oben kam, das Ruder verlor, mit dem Kopfe nach unten im Wasser blieb und so lange mit den Händen umher arbeitete, bis das Kajak voll lief und er von Kopf bis zu den Füßen ein kaltes Bad nahm.



Ein Sommerabend.

Nordahl, der in der Nähe auf dem Eise stand und ihm helfen wollte, mußte schließlich hineinspringen und ihn wieder auf ebenen Kiel bringen, zum großen Amusement von uns andern.

Man kann merken, daß es Sommer ist. Heute Abend spielten wir Karten an Deck, wobei wir einen von »Peik's« großen Töpfen als Spieltisch benutzten. Man hätte fast glauben können, es sei ein Augustabend zu Hause; nur der Grog fehlte uns, Pfeifen und Cigarren hatten wir.



Bernhard Nordahl.

Sonntag, 12. August. Heute Vormittag hielten wir ein Prämienschießen ab.

Ein herrlicher Abend. Ich machte einen Spaziergang zwischen den Rinnen und Eishügeln; es war so wunderschön ruhig und windstill, kein Laut zu hören außer dem Tropfen des Wassers von einem Eisblock und in der Ferne das dumpfe Geräusch des Einsturzes irgendeines Hügels. Die Sonne steht niedrig im Norden, und über uns ist der blaßblaue Himmelsdom mit goldverbrämten Wolken. Der tiefe Frieden der Einsamkeit.

Meine Gedanken schweifen frei umher, weit in die Ferne. Wenn man nur alledem Worte verleihen könnte, was einem an einem Abend wie dieser die Seele bewegt! Welch unbegreifliche Macht übt doch die Umgebung auf den Menschen aus!

Wie kommt es, daß ich zu Zeiten mich über die Einsamkeit beklage? Mit der Natur um sich, mit Büchern und Studien kann man sich doch nie ganz allein fühlen!

Donnerstag, 16. August. Als ich gestern Abend in meiner Koje lag und las und sich alle schon niedergelegt hatten mit Ausnahme der Wache, hörte ich über meinem Kopfe an Deck einen

Schuß. In der Meinung, daß ein Bär da sei, zog ich schleunigst meine Seestiefel an und sprang auf Deck. Hier traf ich Johansen barhäuptig, mit der Büchse in der Hand.

»Haben Sie geschossen?«

»Ja, ich habe nach dem großen Hügel dort geschossen, weil ich glaubte, daß sich etwas bewege, und ich sehen wollte, was es sei; es scheint aber nichts gewesen zu sein.«

Ich trat an die Rehling und schaute hinaus.

»Ich dachte, es wäre ein Bär, der hinter unserem Fleisch her sei, es war aber nichts.«

Als wir noch beisammen standen, kam einer der Hunde von dem großen Hügel hergetrottet.

»Da sehen Sie nun, wonach Sie geschossen haben,« sagte ich lachend.

»Meiner Seel', ist das nicht ein Hund?« erwiderte er.

Wahrhaftig, es war »Eisbär«, wie wir diesen Hund genannt hatten; er hatte, als er an dem Fleischdepot scharrte, im Nebel so groß ausgesehen.

»Haben Sie nach dem Hunde gezielt und ihn gefehlt? Das wäre ein glücklicher Zufall gewesen.«

»Nein, ich schoß einfach aufs gerathewohl nach jener Richtung, weil ich sehen wollte, was da wäre.«

Darauf ging ich wieder nach unten und legte mich ins Bett. Beim Frühstück mußte Johansen natürlich sarkastische Fragen nach seinem »Schreckschuß« über sich ergehen lassen; er brach ihnen aber die Spitze ab, indem er erklärte, daß er durchaus nicht einen »Schreckschuß« abgegeben habe, sondern daß er unsern »Eisbär« für einen richtigen Bären gehalten und auf diesen gefeuert habe.

Dienstag, 21. August. 81° 4,2' nördlicher Breite.

Seltsam, wie wenig Veränderung eintritt; wir treiben etwas nach Norden, dann etwas nach Süden und bleiben fast immer auf demselben Fleck. Ich glaube aber, wie ich stets, schon ehe wir die Reise antraten, geglaubt habe, daß wir drei Jahre, oder eigentlich drei Winter und vier Sommer, nicht mehr und nicht weniger, fortbleiben und von diesem Herbst an in ungefähr zwei Jahren die Heimat wieder erreichen werden.⁷² Der bevorstehende Winter wird uns, wenn auch langsam, weiter treiben; er kündigt sich bereits an, da wir letzte Nacht 4 Grad Kälte hatten.

Sonntag, 26. August. Es scheint beinahe, als ob der Winter schon gekommen sei, da die Kälte sich seit Donnerstag im Durchschnitt zwischen -4° und -6° C gehalten hat.

In der Temperatur gibt es hier nur geringe Veränderungen, sodaß wir erwarten können, daß sie von jetzt ab regelmäßig sinken wird, obwol es für den Eintritt des Winters noch ziemlich früh ist.

Alle Tümpel und Rinnen sind mit Eis bedeckt, das schon dick genug ist, um einen Mann, selbst ohne Schneeschuhe, zu tragen.

Ich war sowol am Morgen wie am Nachmittage auf Schneeschuhen draußen.

Angenehmer Weg, gutes Fortkommen überall; einige Rinnen hatten sich etwas erweitert oder waren zusammengedrückt worden; das neue Eis war nur dünn und bog sich unangenehm unter den Schneeschuhen, trug mich aber, während zwei von den Hunden einbrachen. Es hatte auch ziemlich stark geschneit, sodaß es schönen, weichen Neuschnee zum Laufen gab.

Wenn es so bleibt, wie es jetzt ist, werden wir im Winter ausgezeichnet Ski laufen können. Denn

es ist Süßwasser, das auf der Oberfläche der Rinne gefriert, und dieses scheidet kein Salz aus, das mit dem Winde vom neuen Eise auf den Schnee hinüber getragen werden und diesen verderben könnte. Auf solchem Schnee mit Salz geht man eben so schlecht wie auf Sand.

Montag, 27. August. Gerade als Blessing in der letzten Nacht nach Beendigung seiner Wache nach unten gehen wollte und noch an der Rehling stand, um auszugucken, sah er eine weiße Masse, die sich eine kleine Strecke nach Südosten im Schnee wälzte und dann eine Weile ganz still lag.

Johansen, der Blessing ablösen sollte, trat zu ihm, und beide beobachteten das Thier eine Weile aufmerksam. Plötzlich richtete es sich auf, sodaß kein Zweifel mehr darüber sein konnte, was es war. Beide ergriffen ihre Büchsen und schlichen heimlich nach der Back, wo sie ruhig warteten, während der Bär in langen Kreuzschlägen gegen den Wind sich vorsichtig dem Schiffe näherte.

Es wehte eine frische Brise. Die Windmühle drehte sich mit voller Geschwindigkeit, flößte ihm aber keineswegs Besorgniß ein, vielmehr war die Mühle höchstwahrscheinlich gerade derjenige Gegenstand, den er untersuchen wollte. Endlich erreichte er eine Rinne vor ihnen; beide schossen, und der Bär sank auf der Stelle todt zu Boden. Es war schön, daß wir wieder frisches Fleisch bekamen; es war der erste Bär, den wir in diesem Jahre geschossen hatten. Natürlich aßen wir heute Mittag Bärenschinken. Regelrechter Winter mit Schneeböen.

Mittwoch, 29. August. Frischer Wind, der über uns in der Takelung rasselt und pfeift. Eine belebende Veränderung, darüber kann kein Zweifel sein! Es herrscht ein Schneetreiben, als ob wir mitten im Winter wären. Schönes Augustwetter!

Aber wir treiben wieder nach Norden, und das ist auch sehr nothwendig! Gestern war unsere Breite 80° 53,5'.

Heute Abend arbeitete ich im Raum an meinem neuen Bambuskajak, das der Gipfel der Leichtigkeit sein wird. Zufällig kam Pettersen herunter und half mir bei einigen Befestigungen, die ich anzubringen hatte.

Wir unterhielten uns eine Weile über allgemeine Dinge, und er meinte, daß wir in der »Fram« ein gutes Heim besäßen, weil wir alles hätten, was wir haben wollten; sie sei ein verteufeltes Schiff, jedes andere würde längst platt gedrückt worden sein. Aber trotz alledem, sagte er, würde er sich nicht fürchten, es zu verlassen, wenn er alle die Hilfsmittel sehe, welche wir vorbereitet hätten, wie z. B. diese neuen Kajaks.

Er sei sicher, keine frühere Expedition habe je solche Mittel gehabt und sei für alle etwaigen Nothfälle so ausgerüstet gewesen wie wir. Dennoch würde er aber vorziehen, auf der »Fram« heimzukehren. Dann sprachen wir noch darüber, was wir thun würden, wenn wir nach Hause kämen.

»O, was Sie anbetrifft, so werden Sie ohne Zweifel nach dem Südpol reisen«, meinte er.

»Und Ihr«, erwiderte ich. »Wollt Ihr die Hemdärmel aufkrepeln und Eure alte Beschäftigung wieder beginnen?«

»O, so wird's wol werden. Aber, weiß Gott, erst muß ich eine Woche Ferien haben. Nach einer solchen Reise muß ich sie unbedingt haben, ehe ich wieder zum großen Schmiedehammer greife.«

Diese Möve wird oft nach ihrem Entdecker Roß so genannt. Ihre andere Bezeichnung »Rosenmöve« rührt von ihrer blaßrothen Farbe her. Bis dahin hatten sie ihre Ställe an Deck. Ohne

das Symbol der Union mit Schweden. Bezeichnung des Herdes in der Küche. Bis auf den heutigen Tag ist mir noch nicht ganz klar, was diese Embleme bedeuten sollten. Daß der Doctor aus Mangel an Praxis sehr gern einen Normal-Arbeitstag gehabt hätte, ist sehr leicht erklärlich; weshalb aber die Meteorologen nach dem »Allgemeinen Stimmrecht« schrien, geht über mein Verständniß. Wollten sie irgendwelchen Despotismus stürzen? Wegen des Beschlusses des Stortings am 9. Juni 1880. Robben-, Walroß- und Bärenfleisch vom letzten Herbst für die Hunde. Während des Winters hatte es im Schiffe gehangen, wo es ganz frisch geblieben war. Fortan wurde es aber auf dem Eise aufbewahrt, bis es vor Eintritt des Herbstes verzehrt wurde. Es ist bemerkenswerth, wie gut sich das Fleisch in diesen Gegenden hält. Am 28. Juni 1894 hatten wir zu Mittag Braten von einem Renthier, das wir im September 1893 an der sibirischen Küste erlegt hatten. Dieselbe Art Staub fand ich auf dem Eise an der Ostküste von Grönland, wie in der Einleitung dieses Buches (Seite 18) erwähnt worden ist. Dieser Staub, den man im Sommer auf der Oberfläche von fast allem ältern Polareis findet, ist ohne Zweifel zum großen Theile solcher, der in der Atmosphäre der Erde schwebt. Wahrscheinlich kommt er mit dem fallenden Schnee herab und sammelt sich allmählich, wenn der Schnee im Sommer schmilzt, zu einer Oberflächenschicht. Oft findet man aber auch größere Mengen Schlick auf dem Eise, der in der Farbe jenem Staub sehr ähnlich sieht, ohne Zweifel aber direct mit dem Lande in Verbindung steht, da er sich auf Schollen bildet, die ursprünglich in nächster Nähe vom Lande gelegen haben. (Vgl. »Wissenschaftliche Ergebnisse von Dr. F. Nansen's Durchquerung von Grönland«. Ergänzungsheft Nr. 105 zu »Petermanns Mitteilungen«, 1892.) Ich habe noch keine Zeit gehabt, sie genau zu untersuchen. Wir hatten stets eine Leine mit einem Netz am Ende aushängen, um zu sehen, nach welcher Richtung wir trieben, und um festzustellen, ob eine bemerkbare Strömung im Wasser sei. Auf den Tag genau zwei Jahre später lief die »Fram« in Skjävö an der Küste von Norwegen an.

Siebentes Kapitel

Der zweite Herbst im Eise.

Der Sommer war also vorüber, und es begannen unser zweiter Herbst und Winter. Jedoch hatten wir uns jetzt mehr an die mit dieser Lebensweise verknüpften Geduldsproben gewöhnt, sodaß die Zeit uns rasch verging. Außerdem war ich auch von neuen Plänen und Vorbereitungen in Anspruch genommen.

Ich habe schon mehrfach erwähnt, daß wir im Laufe des Sommers alles in Bereitschaft gesetzt hatten für den Fall, daß wir über das Eis heimkehren müßten. Wir hatten sechs Doppel-Kajaks gebaut, die Schlitten waren in guten Zustand gesetzt, und wir hatten sorgfältig berechnet, wie viel wir an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Brennmaterial u. s. w. nothwendigerweise mitführen müßten. Aber ich hatte in der Stille auch Vorbereitungen zu treffen begonnen für die von mir geplante eigene Expedition nach Norden.

Im August hatte ich, wie erwähnt, an einem einfachen Kajak zu arbeiten angefangen, dessen Gerüst aus Bambus hergestellt war. Außer wenigen Worten zu Sverdrup hatte ich noch zu niemand von meinem Plane gesprochen, da ich ja nicht wissen konnte, wie weit nördlich die Drift uns bringen würde, und da sich vor dem Frühjahr noch vielerlei ereignen konnte.

Inzwischen ging das Leben an Bord seinen gewohnten Gang.

Wir hatten außer den regelmäßigen Beobachtungen noch mancherlei andere Beschäftigungen, und ich selbst war von meinen Plänen so vollständig in Anspruch genommen, daß ich für andere Dinge keine Zeit gefunden hätte.

So ersehe ich aus meinem Tagebuche, daß ich gegen Ende August und im September sehr stolz auf eine Erfindung gewesen sein muß, die ich für die Küche gemacht hatte.

Das letzte Jahr hatten wir auf einem Kupferherde gekocht, der durch Petroleumlampen erhitzt wurde. Es ging ganz gut; nur war das Unangenehme dabei, daß täglich mehrere Liter Petroleum verbrannt wurden. Ich konnte mich daher zuweilen der Befürchtung nicht entziehen, daß unser Vorrath von Leuchtmaterial auf die Neige gehen könne, wenn die Expedition länger dauerte, als wir erwartet hatten. Ich hatte immer über eine Aenderung nachgedacht und darüber, ob es nicht möglich sein würde, einen Apparat herzustellen, aus dem sich Theeröl – »Schwarzes Oel« nannten wir es an Bord – brennen lasse, von dem wir zwanzig Tonnen an Bord hatten, da es ursprünglich für die Maschine bestimmt war. Und es gelang mir, einen solchen Apparat herzustellen!

Am 30. August schrieb ich:

»Habe meinen neuerfundenen Theeröl-Apparat zum Heizen des Herdes probirt und über Erwarten Erfolg damit gehabt. Es ist prachtvoll, daß wir jetzt im Stande sind, in der Küche Theeröl zu brennen. Jetzt brauchen wir nicht zu befürchten, daß wir demnächst über Mangel an Licht zu klagen haben werden; das vermehrt unsern Oelvorrath um 20 000 Liter, und wir können all unser schönes Petroleum zu Beleuchtungszwecken behalten und haben auf viele Jahre Lampenlicht, selbst wenn wir etwas verschwenderisch damit umgehen. Die 20 Tonnen Theeröl müßten meiner Meinung nach den Herd vier Jahre im Gange halten.

»Die Einrichtung ist so einfach wie möglich. Aus einem Behälter führt ein Rohr hinab nach der Feuerstelle und in diese hinein; das Oel tropft vom Ende dieses Rohres in eine eiserne Schale und wird von einer Schichte Asbest oder Kohlenasche aufgesogen. Der Zufluß des Oels aus dem Rohr wird durch den Hahn eines feinen Ventils regulirt.

»Um guten Zug herzustellen, habe ich in der Nähe der Herdthür ein Luftzufuhrrohr angebracht, durch welches hindurch die Luft gerade auf die eiserne Schale geblasen wird, in der das Oel mit lebhafter, hellweißer Flamme brennt. Die Luft wird mit Hülfe des großen Windsegels auf Deck in den Kanal hineingetrieben.

»Wer morgens das Feuer anzündet, braucht nur an Deck zu gehen und nachzusehen, daß das Windsegel nach dem Winde gestellt ist, den Luftkanal zu öffnen, den Hahn so aufzudrehen, daß das Oel in gehöriger Weise zufließt, es mit einem Stück Papier anzuzünden und es im übrigen sich selbst zu überlassen, bis das Wasser in etwa zwanzig Minuten oder einer halben Stunde kocht.

»Man kann es, wie mir scheint, nicht leichter haben. Aber natürlich ist es bei uns wie in andern Gemeinwesen schwer, Reformen einzuführen; alles Neue wird mit Argwohn betrachtet.«

Etwas später schrieb ich über den Apparat:

»Wir benutzen jetzt wieder die Küche mit der Theeröl-Feuerung; vorgestern wurde der Apparat hinuntergeschafft ⁷³ und gestern wurde er in Benutzung genommen. Derselbe functionirt vorzüglich; Wind von 1 Meter Geschwindigkeit genügt, einen prachtvollen Zug hervorzubringen.

»Als ich vorgestern Nachmittag mit einigen der anderen im Salon saß, vernahm ich draußen in der Küche einen dumpfen Knall und sagte sofort, daß es wie eine Explosion klinge. Gleich darauf steckte Pettersen ⁷⁴ seinen Kopf, der so schwarz wie der eines Schornsteinfegers und überall mit großen Rußflecken bedeckt war, durch die Thür und berichtete, der Herd sei explodirt und ihm ins Gesicht geflogen; er habe nur nachsehen wollen, ob das Feuer ordentlich brenne, und da sei das ganze Teufelszeug ihm entgegen geflogen.

»Während ihm ein Strom von Worten, untermischt mit Flüchen, vom Munde floß wie Erbsen aus einem Sack, schrien wir Uebrigen vor Lachen laut auf.



Pettersen stürzt in den Salon.

»In der Küche war sofort zu sehen, daß etwas passiert war, da die Wände mit Rußflecken und nach dem Herde zeigenden Streifen bedeckt waren.

»Die Erklärung des Unfalls war sehr einfach. Da nicht genügend Zug gewesen war, hatte sich eine Menge Gas gebildet, das aber nicht hatte brennen können, bis Pettersen durch das Oeffnen der Thür Luft hatte hinzutreten lassen.

»Das ist ein guter Anfang! Abends sagte ich Pettersen, ich würde am nächsten Tage selber kochen und dann mit dem Apparat eine richtige Probe vornehmen, allein davon wollte er nichts wissen. Ich solle nicht glauben, sagte er, daß er nach einer solchen Kleinigkeit etwas früge; ich könne ihm vertrauen, daß alles in Ordnung sei.

»Von dem Tage an habe ich nichts als Lob über den neuen Apparat gehört, der gebraucht worden ist, bis die ›Fram‹ wieder draußen auf offenem Wasser war.«

Donnerstag, 6. September. 81° 13,7' nördlicher Breite.

Bin ich heute fünf Jahre verheirathet? Voriges Jahr, als die Eisfesseln bei der Taimyr-Halbinsel

zerbarsten, war es ein Tag des Sieges. Jetzt ist kein Gedanke an Sieg. Wir sind nicht so weit nördlich, wie ich erwartet hatte; der Nordwestwind hat wieder eingesetzt; wir treiben nach Süden.

Und doch erscheint mir die Zukunft nicht so bang und düster, wie es zuweilen der Fall gewesen ist!

Ist es möglich, daß am nächsten 6. September jede Fessel gesprengt ist und wir beisammen sitzen und von unsern Fahrten im fernen Norden und von all unserm Verlangen plaudern, wie von etwas, das dermaleinst gewesen ist und nie wieder sein wird? Die lange bange Nacht ist vorüber; der Morgen bricht gerade an, und ein neuer herrlicher Tag liegt vor uns. Und was spricht dagegen, daß das im nächsten Jahre geschieht? Weshalb soll dieser Winter die »Fram« nicht nach Westen an einen Punkt im Norden von Franz-Joseph-Land bringen? ...

Dann ist meine Zeit gekommen, und ich mache mich mit Hunden und Schlitten auf nach Norden. Mir klopft das Herz schon vor Freude bei dem Gedanken daran. Der Winter wird mit all den Vorbereitungen für eine solche Expedition verbracht werden und schnell genug hingehen.

Ich habe die letzte Zeit mich schon immer mit diesen Vorbereitungen beschäftigt.

Ich denke darüber nach, was alles mitgenommen werden muß und wie es einzurichten ist, und je mehr ich die Sache von den verschiedensten Seiten betrachte, desto fester bin ich davon überzeugt, daß der Versuch erfolgreich sein wird, wenn die »Fram« zu gehöriger Zeit loskommt und wir nicht zu spät im Frühjahr nach Norden treiben.

Wenn sie nur 84° oder 85° erreichen könnte, würde ich mich gegen Ende Februar oder in den ersten Tagen des März aufmachen, sobald nach der langen Winternacht das Tageslicht kommt, und das Ganze würde wie im Tanze gehen.

Nur noch vier oder fünf Monate, dann ist die Zeit zum Handeln wieder gekommen. Welche Freude!

Wenn ich jetzt über das Eis hinausblicke, ist es mir, als ob meine Muskeln zitterten vor sehnsüchtigem Verlangen, endlich einmal im Ernste über das Eis zu schreiten – Ermüdung und Entbehrungen würden dann ein Vergnügen sein. Es mag thöricht erscheinen, daß ich mich entschlossen habe, diese Expedition zu unternehmen, während ich vielleicht in aller Ruhe wichtigere Arbeit hier an Bord vornehmen könnte, indeß werden die täglichen Beobachtungen auch ohne mich genau wie sonst angestellt.

Ich habe diesen Tag damit gefeiert, daß ich meinen Arbeitsraum für den Winter eingerichtet habe. Ich stellte einen Petroleumofen auf und hoffe, daß er den Raum selbst beim kältesten Wetter warm halten werde, im Verein mit den Schneemassen, die ich an der Außenseite aufzubauen beabsichtige, und einer tüchtigen Schneeschichte oben auf Deck.

Wenn diese Kabine im Winter benutzt werden kann, läßt sich mindestens das Doppelte an Arbeit leisten und ich kann hier oben sitzen, anstatt inmitten des Spektakels unten. Ich habe jetzt höchst gemüthliche Zeiten, Frieden und Ruhe, und kann meine Gedanken ungehindert schweifen lassen.

Sonntag, 9. September. 81° 4' nördlicher Breite.



Nansen. Sverdrup. Mittagsruhe auf Deck.

Seit einigen Tagen ist die Mitternachtssonne verschwunden und die Sonne geht schon im Nordwesten unter; sie war gegen 10 Uhr abends fort, und es liegt wieder eine Röthe über dem ewigen Weiß. Der Winter naht rasch heran.

Wieder ein friedlicher Sonntag, mit Ausruhen von der Arbeit und etwas Lesen.

Auf einer Schneeschuhfahrt überschritt ich mehrere überfrostene Rinnen. Hier und dort haben leichte Eispressungen begonnen. Endlich wurde ich durch eine breite offene Rinne aufgehalten, welche sich in nordsüdlicher Richtung erstreckte und stellenweise 1200 bis 1500 Meter breit war. Weder nach Norden noch nach Süden war das Ende abzusehen. Die Schneeschuhbahn war gut, man kam rasch weiter; mit dem Winde ging es ohne jegliche Anstrengung.

Es ist unleugbar ein einförmiges Leben. Manchmal kommt es mir vor, wie eine lange, dunkle Nacht, die vom »Ragnarok«, der Götterdämmerung meines Lebens, in zwei Abschnitte getheilt

wird ... »Die Sonne und mit ihr der Sommer ist verdunkelt, alles Wetter ist mit Weh belastet«, Schnee bedeckt die Erde, der Wind pfeift über die endlosen Schneeflächen, der Winter dauert drei Jahre, bis die Zeit für die große Schlacht kommt, und »die Menschen Hel's Weg wandeln«.

Das ist ein schwerer Kampf zwischen Leben und Tod, aber dann kommt das Reich des Friedens. Die Erde erhebt sich wieder aus dem Meer und bedeckt sich aufs neue mit Grün.

»Bergströme tosen, über ihnen schweben Adler, die nach Fischen zwischen den Klippen spähen«, und dann kommt Walhall, schöner als die Sonne, und kommen glückliche Tage auf lange hinaus.

Heute Abend kam Pettersen, der diese Woche als Koch fungiert, zu mir herein, um sich wie gewöhnlich den Speisezettel für den nächsten Tag zu holen. Nachdem dies Geschäft erledigt war, blieb er noch einen Augenblick stehen und erzählte, er habe in letzter Nacht einen ganz seltsamen Traum gehabt; er habe eine neue Expedition als Koch begleiten, »aber Dr. Nansen hat mich nicht mitnehmen wollen«.

»Und weshalb nicht?«

»Ja, mir träumte, daß Dr. Nansen mit vier Leuten über das Eis nach dem Pole ginge, und da bat ich darum, mitgenommen zu werden; allein Sie sagten, Sie brauchten auf dieser Expedition keinen Koch; ich fand das sehr sonderbar, weil Sie doch sicherlich auch auf dieser Fahrt Nahrung nöthig hatten. Es kam mir so vor, als ob Sie angeordnet hätten, daß das Schiff an einer andern Stelle wieder mit Ihnen zusammentreffen solle; jedenfalls wollten Sie nicht hierher, sondern nach einem andern Lande zurückkehren. Es ist merkwürdig, was man im Schläfe zusammenfaseln kann.«

»Das war vielleicht doch kein so großer Unsinn, Pettersen; es ist sehr wohl möglich, daß wir eine solche Expedition zu unternehmen haben, doch würden wir in diesem Falle nicht nach der ›Fram‹ zurückkehren.«

»Nun, wenn das geschehen sollte, möchte ich Sie sehr bitten, mitgehen zu dürfen; das wäre gerade, was ich möchte. Ich bin zwar kein großer Schneeschuhläufer, ich würde es aber doch aushalten.«

»Das ist alles sehr schön, allein auf einem solchen Marsche gibt's eine Menge ermüdender, schwerer Arbeit; Ihr müßt nicht denken, daß alles nur Vergnügen ist.«

»Nein, niemand würde das erwarten; es würde aber alles schon zurechtkommen, wenn ich mir mitgehen könnte.«

»Vielleicht gibt es aber noch Schlimmeres als Strapazen, Pettersen. Mehr als wahrscheinlich ist, daß Ihr das Leben dabei riskiren würdet.«

»Ja, prost Mahlzeit! Einmal muß jeder sterben.«

»Ja, aber Ihr wollt Euer Leben doch nicht verkürzen?«

»Na ja, darauf würde ich es ankommen lassen. Man kann das Leben zu Hause ebenso gut verlieren, wenn auch vielleicht nicht ganz so leicht wie hier. Wenn ein Mann aber immer daran denken wollte, würde er nie etwas thun.«

»Das ist wahr. Jedenfalls brauchte er eine Expedition wie diese nicht mitzumachen. Aber ein solcher Marsch nach Norden über das Eis würde kein Kinderspiel sein.«

»Nein, das weiß ich sehr gut, aber bei Ihnen würde mir nicht bange sein. Wenn wir allein fertig werden sollten, würde es nie gehen. Es würde ganz sicher verkehrt gehen; es ist aber ganz etwas

anderes, sehen Sie, wenn ein Führer da ist, von dem man weiß, daß er alles vorher schon durchgemacht hat.«

Es ist außerordentlich, welch blindes Vertrauen solche Leute zu ihrem Führer haben. Ich glaube, sie würden, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, selbst jetzt, wo der dunkle Winter vor der Thür steht, aufbrechen, um sich einer Expedition nach dem Pol anzuschließen, wenn sie dazu aufgefordert würden. Dies ist gut, solange das Vertrauen anhält, aber Gott sei dem Führer gnädig, sobald es einmal schwinden sollte!

Sonnabend, 15. September. Heute Abend haben wir zum ersten male wieder den Mond gesehen, wundervollen Vollmond; auch waren einige wenige Sterne am nächtlichen Himmel, der noch ganz hell war.

Heute ließ ich an mehreren Stellen Bekanntmachungen anschlagen, welche folgendermaßen lauteten:

Da ein an Bord ausbrechendes *Feuer* von den *schrecklichsten* Folgen sein könnte, kann nicht genug *Vorsicht* angewendet werden, um solche zu vermeiden. Aus diesem Grunde wird jeder aufgefordert, die nachstehende Verordnung *auf das gewissenhafteste* zu befolgen:

Niemand darf Zündhölzer bei sich tragen. Zündhölzer dürfen *nur* an folgenden Stellen aufbewahrt werden:

In der Küche, wo der jeweilige Koch für dieselben verantwortlich ist.

In den vier Einzelkabinen, in welchen der Bewohner einer jeden für seinen Raum verantwortlich ist.

In der Arbeitskajüte, wenn dort gearbeitet wird.

Am Mast im Salon, von wo aber unter keinen Umständen eine Schachtel oder einzelne Zündhölzer mit fortgenommen werden dürfen. Zündhölzer dürfen nur an den vorstehend genannten Orten angebrannt werden. Die einzige Ausnahme von den vorstehenden Bestimmungen wird gemacht, wenn der Schmiedeofen angezündet werden muß. Alle Laderäume des Schiffes müssen jeden Abend um 8 Uhr vom Brandinspector untersucht werden, der dem Unterzeichneten Bericht zu erstatten hat. Nach dieser Inspection darf niemand ein Licht ohne besondere Erlaubniß in den Schiffs- oder den Maschinenraum mitnehmen. Das Rauchen ist nur in den Wohnräumen und auf Deck erlaubt. Brennende Pfeifen oder Cigarren dürfen unter keiner Bedingung sonstwo erblickt werden.

Fridtjof Nansen.

»Fram«, 15. September 1894.

Einige dieser Bestimmungen mögen scheinbar gegen das Princip der Gleichheit verstoßen, das ich so ängstlich aufrecht zu erhalten gesucht habe; allein sie schienen mir das beste Mittel für unser aller Sicherheit zu sein, vor der alles andere zurücktreten muß.

Freitag, 21. September. Wir haben einige Tage fürchterlich starken Wind aus Nordwest und Nord gehabt mit einer zeitweiligen Geschwindigkeit von 12 bis 13 Meter in der Secunde. Während dieser Zeit müssen wir eine gute Strecke nach Süden getrieben sein.

»Die radikale Rechte hat das Ruder ergriffen«, sagt Amundsen; allein die Freude war nur kurz, gestern wurde es windstill, und jetzt gehen wir nach Norden, und es sieht aus, als ob nunmehr die »Linke« eine Zeit lang am Ruder bleiben würde, um den von der »Rechten« angerichteten Schaden wieder gut zu machen.

In dieser Woche haben wir Ställe für die Hunde gebaut, eine Reihe prachtvoller Eishütten an der Backbordseite des Schiffes entlang; in jeder der Hütten, die ein schönes warmes Winterquartier bilden, sind vier Hunde.

Inzwischen wachsen unsere acht jungen Hunde an Bord auf; sie haben eine großartige Welt, in der sie umherstreifen können – das ganze Vorderdeck mit einem Segeldach darüber. Dort hört man ihr dünnes Bellen und Heulen, wenn sie zwischen Hobelspännen, Handschlitten, der Dampfwinde, der Mühlenwelle und anderen Gegenständen der verschiedensten Art umherjagen. Sie spielen und kämpfen ein bisschen und suchen dann ihr Lager zwischen den Hobelspännen unter der Back auf, wo »Kvik« sich mit der ganzen Majestät einer Löwin hingestreckt hat. Dort wälzen sie sich auf einem Haufen um die Mutter, schlafen, gähnen, fressen und zerren sich gegenseitig an den Schwänzen.

Das ist hier oben in der Nähe des Pols ein Bild der Heimat und des Friedens, das man stundenlang betrachten könnte.

Das Leben geht seinen regelmäßigen, ebenen, ereignislosen Gang, so ruhig wie das Eis selbst; und doch ist es wunderbar, wie schnell die Zeit verfliegt. Die Tag- und Nachtgleiche ist gekommen, die Nächte fangen an, dunkel zu werden, und um Mittag steht die Sonne nur 9° über dem Horizont.

Ich verbringe den Tag mit Arbeit in der Arbeitskajüte und habe oft das Gefühl, als ob ich zu Hause in meinem Studirzimmer säße, von allen Bequemlichkeiten der Civilisation umgeben. Wenn die Trennung nicht wäre, könnte man sich hier ebenso wohl fühlen wie dort. Manchmal vergesse ich, wo ich bin.

Nicht selten bin ich abends, wenn ich von meiner Arbeit vollständig in Anspruch genommen war, aufgesprungen und habe, auf das Bellen der Hunde horchend, bei mir gedacht: wer nun wol kommen mag? Dann fällt mir ein, daß ich nicht zu Hause bin, sondern daß wir am Anfange einer zweiten langen arktischen Nacht stehen, daß wir mitten in dem gefrorenen Polarmeer treiben.

Die Temperatur war heute bis auf -17° C gesunken; der Winter naht rasch heran.

Augenblicklich ist nur wenig Drift, und doch sind wir in guter Stimmung. Bei der letzten Tag- und Nachtgleiche war es dasselbe; aber wie viele Enttäuschungen haben wir seitdem erlebt!

Wie schrecklich war es im letzten Herbst, als jede Berechnung zu trügen schien, da wir immer weiter nach Süden trieben! Kein einziger Lichtpunkt an unserm Horizont!

Aber eine solche Zeit wird nie wiederkehren. Vielleicht kommen große Rückschläge, vielleicht sind die Fortschritte zeitweilig nur langsam, aber über die Zukunft herrscht kein Zweifel: sie dämmert in röhlichem Scheine im Westen, jenseits der arktischen Nacht.

Sonntag, 23. September. Gestern war es ein Jahr, seitdem wir das Schiff zum ersten mal an dem großen Hügel auf dem Eise festmachten.

Hansen benutzte die Gelegenheit, um eine Karte der Drift während dieses Jahres herzustellen; sie sieht gar nicht schlecht aus. Obwol die Entfernung nicht groß ist, ist die Richtung fast genau so, wie ich sie erwartet hatte. Aber davon morgen mehr; es ist schon so spät, daß ich jetzt nicht mehr darüber schreiben kann.

Die Nächte werden immer dunkler; der Winter senkt sich auf uns herab.

Dienstag, 25. September. Ich habe mir die Berechnung unserer Drift während des letzten Jahres genauer angesehen.

Wenn wir von der Stelle, wo wir am 22. September 1893 eingeschlossen wurden, bis zu unserer Position am 22. September dieses Jahres rechnen, so beträgt die Distanz, welche wir getrieben sind, 189 Seemeilen (350 Kilometer), gleich $3^{\circ} 9'$ Breite. Rechnet man von demselben Ausgangspunkte aber bis zum höchsten nördlichen Punkte, den wir im Sommer (am 16. Juli) erreicht haben, so macht das eine Drift von 226 Seemeilen (419 Kilometer) oder $3^{\circ} 46'$. Rechnet wir dagegen von unserm südlichsten Punkte im Herbst des vorigen Jahres (7. November) bis zu unserm nördlichsten Punkt in diesem Sommer, so beträgt die Drift 305 Seemeilen (566 Kilometer) oder $5^{\circ} 5'$. Wir sind volle 4° nördlicher gekommen, von $77^{\circ} 43'$ bis $81^{\circ} 53'$.

Den Kurs der Drift in diesen Breiten zu geben, ist eine schwierige Aufgabe, da sich mit jedem Längengrade, den man nach Osten oder Westen kommt, die Angaben des Kompasses sehr merklich ändern; die Veränderung, in Graden angegeben, wird natürlich fast genau mit der Zahl der passirten Längengrade übereinstimmen.



Uebung im Schneeschuhlaufen.

Unser mittlerer Kurs würde ungefähr Nord 36° West sein. Die Richtung unserer Drift ist mithin weit nördlicher als diejenige der »Jeannette«, und das ist gerade, was wir erwartet hatten. Unsere Drift schneidet die ihrige in einem Winkel von 59° .

Die verlängerte Linie der diesjährigen Drift würde das Nordostland von Spitzbergen schneiden und uns nördlich bis $84^{\circ} 7'$ auf 75° östlicher Länge, ungefähr nordnordöstlich von Franz-Joseph-Land, bringen. Die Entfernung auf diesem Kurse nach Spitzbergen beträgt 827 Seemeilen (1534 Kilometer).

Sollten wir unsern Weg nur mit der Geschwindigkeit von 189 Seemeilen (350 Kilometer) im Jahre fortsetzen, so würden wir zum Zurücklegen dieser Distanz 4 Jahre $4 \frac{1}{2}$ Monate brauchen. Angenommen unser Fortschritt wäre 305 Seemeilen (566 Kilometer) im Jahr, so würden wir sie in 2 Jahren 8 Monaten zurücklegen.



Rückkehr vom Schneeschuhlaufen.

Daß wir mindestens mit dieser Geschwindigkeit treiben würden, erscheint wahrscheinlich, weil wir kaum noch in derselben Weise zurückgetrieben werden, wie es im October vorigen Jahres der Fall war, als wir das offene Wasser im Süden und die große Eismasse im Norden vor uns hatten.

Der verflossene Sommer scheint gründlich bewiesen zu haben, daß das Eis sehr ungern zurückgeht, während es sehr bereit ist, nach Nordwesten zu treiben, sobald der allergeringste östliche Wind ist, von dem südlichen gar nicht zu reden.

Ich glaube daher, wie ich stets angenommen habe, daß die Drift um so schneller werden wird, je weiter wir nach Nordwesten kommen, und ich halte es für wahrscheinlich, daß die »Fram« in zwei Jahren Norwegen wieder erreichen wird, nachdem die Expedition ihre vollen drei Jahre gebraucht hat, die sie dauern sollte, wie ich gehant hatte.

Da unsere Drift volle 59° mehr nach Norden gerichtet ist als diejenige der »Jeannette« und Franz-Joseph-Land das Eis nach Norden drängen muß – als richtig angenommen, daß alles, was aus diesem großen Becken kommt, um den Norden von Franz-Joseph-Land herumtreibt –, so ist es wahrscheinlich, daß unser Kurs um so nördlicher werden wird, je weiter wir kommen, bis wir bei Franz-Joseph-Land vorbei sind, und daß wir infolgedessen eine höhere Breite erreichen würden, als unsere Drift bisjetzt andeutet. Ich hoffe auf mindestens 85° .

Alles ist bisjetzt richtig eingetroffen; die Richtung unserer Drift läuft genau parallel mit dem

Kurse, den, nach meinen Schlüssen, die Scholle mit den Ueberbleibseln der »Jeannette« genommen hat und den ich auf der von mir für meinen Londoner Vortrag hergestellten Karte ⁷⁵ abgesteckt hatte. Dieser Kurs berührte $87\frac{1}{2}^{\circ}$ nördlicher Breite. Ich habe nicht das Recht, eine noch nördlichere Drift als parallel hiermit zu erwarten und darf mich auch schon glücklich schätzen, wenn ich so weit komme.

Unser Zweck ist, wie ich schon so oft klar zu machen versucht habe, nicht so sehr, den Punkt zu erreichen, »an welchem die Erdachse aufhört«, als vielmehr das unbekanntes Polarmeer zu durchqueren und zu erforschen. Und doch würde ich sehr gern auch den Pol erreichen und hoffe, daß es möglich sein wird, wenn wir nur bis zum März bis 84° oder 85° gelangen – und weshalb sollten wir das nicht?

Donnerstag, 27. September. Ich habe beschlossen, daß von morgen an, so lange das Tageslicht anhält, jeder täglich zwei Stunden, von 11 bis 1 Uhr, sich im Schneeschuhlaufen üben soll. Es ist dies nothwendig. Wenn etwas passiren sollte, das uns zwingt, den Rückweg über das Eis zu nehmen, so befürchte ich, daß einige von unserer Schar, so ungeübt, wie sie jetzt sind, ein großes Hinderniß für uns bilden würden.

Mehrere von ihnen sind Läufer ersten Ranges; fünf oder sechs würden ebenfalls bald Vergnügen daran finden, wenn sie es lernten; hätten sie einen weiten Marsch zu machen und wären ohne Schneeschuhe, so würde es mit uns allen vorbei sein.

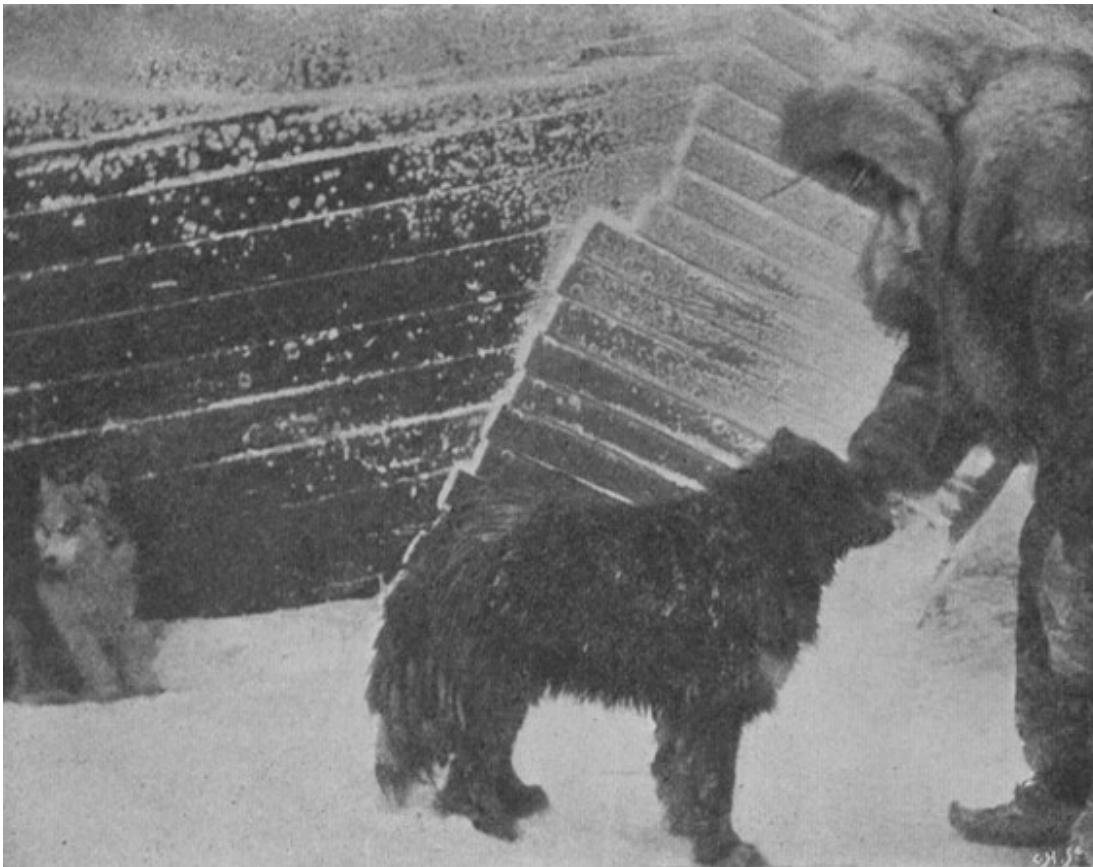
Von da ab pflegten wir regelmäßig in corpore aufs Eis zu gehen. Abgesehen davon, daß es eine gute Uebung war, war es auch ein großes Vergnügen; jeder schien gute Fortschritte zu machen und alle gewöhnten sich an den Gebrauch der Schneeschuhe auf diesem Terrain, obwol dieselben auf den Unebenheiten zwischen den Eishügeln oft genug zerbrachen; wir flickten und nieteten sie dann zusammen, um sie bald wieder zu zerbrechen.



Pettersen auf Schneeschuhen.

Montag, 1. October. Heute probirten wir einen Handschlitten mit einer Last von 120 Kilogramm; er ging ganz leicht, und doch mußten wir schwer ziehen, weil die Schneeschuhe auf der Fläche, die wir dort hatten, wegzugleiten pfliegen. Ich glaube beinahe, daß indianische Schneeschuhe auf diesem Terrain, wo so viele Höcker und glatte Erhöhungen sind, über welche die Schlitten hinweggezogen werden müssen, besser wären.

Als Amundsen zuerst den Schlitten zu ziehen begann, glaubte er, das sei gar nichts; als er aber eine Zeit lang gezogen hatte, verfiel er in tiefes und anscheinend finsternes Sinnen und kehrte schweigsam nach dem Schiffe zurück. Als er an Bord war, vertraute er den andern an, bevor jemand eine solche Last ziehen solle, könne er lieber gleich sterben – das käme schließlich auf eins hinaus. So geht es mit den Uebungen.



»Karo«, die Schönheit unter den Hunden.

Nachmittags spannte ich drei Hunde vor denselben, mit 120 Kilogramm beladenen kleinen Schlitten, und sie zogen ihn fort, als ob er nichts gewesen wäre.

Dienstag, 2. October. Schönes Wetter, aber etwas kalt; in der Nacht -27° C, was für den October, glaube ich, sicherlich viel ist.

Wenn das so weiter geht, wird es ein kalter Winter werden. Aber was fragen wir danach, ob wir 50° oder 70° Kälte haben?

Heute schöner Ausflug auf Schneeschuhen. Die Leute werden jetzt sämmtlich sehr geschickt, doch wird sehr bald die Dunkelheit da sein, und dann hört das Laufen auf. Das ist schade; diese Uebung thut uns gut, und wir müssen daher an Ersatz denken.

Ich habe das Gefühl, als ob dies mein letzter Winter an Bord wäre. Ob es wirklich dazu kommen

wird, daß ich mich im Frühjahr nach Norden aufmache?



Ein Eisblock.

Der Versuch, einen beladenen Handschlitten auf diesem Eise zu ziehen, war sicherlich alles eher als vielversprechend, und wenn die Hunde nicht aushalten oder nicht so brauchbar sein sollten, wie wir erwarten, oder wenn das Eis anstatt besser noch schlechter würde – dann würden wir uns bald auf uns selbst zu verlassen haben. Wenn wir aber mit der »Fram« so weit kommen können, daß nur noch eine mäßige Entfernung zurückzulegen bleibt, dann halte ich es für meine Pflicht, den Versuch zu wagen; ich kann mir keine Schwierigkeit vorstellen, die nicht zu überwinden wäre, wenn wir die Wahl hätten zwischen Tod – und vorwärts und nach Hause!

Donnerstag, 4. October. Das Eis ist stellenweise ziemlich unpassierbar. Doch scheint sich dies auf einzelne Rinnen und Streifen zu beschränken, während es im großen und ganzen einigermaßen zu befahren ist. Die Oberfläche ist etwas weich, sodaß die Hunde ein wenig einsinken. Es ist wahrscheinlich die Folge davon, daß wir in der letzten Zeit keine starken Winde gehabt haben, sodaß der Schnee sich nicht ordentlich zusammengepackt hat.

Das Leben geht seinen regelmäßigen Gang weiter. Stets muß irgendein kleines Stück Arbeit ausgeführt werden.

Gestern hat die Anlernung der jungen Hunde zum Fahren begonnen; ⁷⁶ es waren ihrer gerade drei, »Barbara«, »Freia« und »Susine«. »Gulabrand« ist ein solch jämmerlich magerer Wicht, daß

er für den Augenblick von der Arbeit frei bleibt. Anfänglich waren sie ganz störrisch und rannten in allen Richtungen umher; nach einer Weile zogen sie aber wie die alten Hunde und machten sich im ganzen besser, als wir erwartet hatten. »Kvik« gab ihnen natürlich ein würdiges Beispiel.

Mogstad hatte das Los getroffen, mit dem Anlernen zu beginnen, da er in dieser Woche auf die Hunde aufzupassen hat. Diese Pflicht geht jetzt der Reihe nach um; jeder hat eine Woche lang morgens und abends für sie zu sorgen.

Es scheint mir jetzt eine sehr zufriedene Stimmung an Bord zu herrschen, da wir im Begriff stehen, in unsere zweite arktische Nacht einzutreten, die hoffentlich länger und vermuthlich auch kälter sein wird, als andere vor uns erfahren haben. Es ist täglich weniger Licht, und bald werden wir gar keins mehr haben, doch schwindet die gute Stimmung mit dem Lichte nicht dahin. Mir scheint, daß wir jetzt gleichmäßiger heiter sind als je vorher. Was der Grund davon ist, weiß ich nicht; vielleicht macht es gerade die Gewohnheit.



Der entschwindende Tag.

Sicherlich sind wir aber auch gut daran und leben wie die Perle im Golde, wie man bei uns sagt. Wir treiben langsam, aber hoffentlich sicher weiter, durch das unbekannte dunkle »Nivlheim«, das die furchtsame Phantasie mit allen möglichen Schrecknissen ausmalt. Und doch führen wir ein sybaritisches Leben, ein Leben des Ueberflusses, umgeben von allen Bequemlichkeiten der Civilisation. Ich glaube, es wird uns in diesem Winter besser gehen als im vorigen.

Der Kochapparat in der Küche functionirt vorzüglich, und selbst der Koch ist jetzt der Meinung, daß es eine ausgezeichnete Einrichtung sei, die der Vollendung nahe komme. Wir werden daher nur noch Theeröl brennen. Es durchwärmt den Raum sehr gut, während ein Theil der Hitze in den Arbeitsraum hinaufsteigt, wo ich manchmal sitze und schwitze, bis ich ein Kleidungsstück nach dem andern abwerfe, obwol das Fenster offen ist und wir draußen einige dreißig Grad Kälte haben.

Ich habe ausgerechnet, daß das Petroleum, das wir jetzt nur zur Beleuchtung verwenden, für wenigstens zehn Jahre ausreichen wird, obwol wir dreihundert Tage des Jahres reichlich davon brennen. Augenblicklich brauchen wir aber nicht so viele Petroleumlampen, wie ich in meiner Berechnung angenommen habe, weil wir oft elektrisches Licht haben; außerdem tritt der Sommer, oder was man Sommer nennen muß, sogar hier oben einmal im Jahre ein.

Selbst wenn man etwaige Unfälle, wie z. B. die Möglichkeit, daß ein Oelbehälter leak wird und das Oel herausfließt, berücksichtigt, ist gar kein Grund vorhanden, sparsam mit dem Lichte umzugehen, vielmehr kann jeder davon haben, soviel er will. Was das zu bedeuten hat, weiß am besten derjenige zu schätzen, der ein ganzes Jahr lang jedesmal Gewissensbisse gefühlt, wenn er sich zum Arbeiten und Lesen in seine Kabine begab und eine Lampe brannte, die nicht absolut nothwendig war, da er die im Salon befindliche allgemeine hätte benutzen können.

Unsere Steinkohlen sind noch nicht angerührt worden, außer für den Ofen im Salon, wo in diesem Winter nach Belieben davon gebrannt werden soll. Das dabei verbrauchte Quantum wird nur eine Kleinigkeit sein im Vergleich zu unserm Vorrath von ungefähr hundert Tonnen, für die wir eigentlich nicht eher Verwendung haben werden, als bis die »Fram« sich den Weg wieder auf der andern Seite aus dem Eise heraus gebahnt hat, natürlich sofern die Voraussetzungen auch zutreffen.

Was ferner nicht wenig dazu beiträgt, es uns warm und gemüthlich zu machen, ist das Segeldach, das jetzt über dem Schiffe ausgespannt ist.⁷⁷ Der einzige Theil des Decks, den ich offen gelassen habe, ist das Heck hinter der Brücke, damit man von dort einen Blick über das Eis rund herum hat.

Was mich persönlich betrifft, so kann ich wol sagen, daß es mir über alle Erwartung gut geht.

Die Zeit ist eine gute Lehrmeisterin; jenes zehrende Verlangen nagt nicht mehr so stark in mir wie früher. Sollte die Apathie beginnen? Werde ich nach zehn Jahren überhaupt nichts mehr fühlen? O, manchmal stellt es sich in seiner alten Stärke ein, als ob es mich innerlich in Stücke reißen wollte! Das ist aber eine prachtvolle Schule der Geduld, und es thut einem sehr gut, wenn man darüber nachgrübelt, ob zu Hause alles lebt oder todt ist; nur daß es einen fast verrückt macht.

Nichtsdestoweniger söhne ich mich nie ganz mit diesem Leben aus; es ist thatsächlich weder Leben noch Tod, sondern ein Zustand zwischen beiden. Es bedeutet, daß man nie und nirgends über etwas beruhigt ist, ein Warten auf das, was kommt, ein Warten, mit welchem vielleicht die besten Jahre der Manneskraft vergehen.

Es ist wie das Gefühl, welches ein junger Mann hat, wenn er seine erste Seereise antritt. Das Leben an Bord ist ihm verhaßt, er leidet unbarmherzig unter all den grausamen Qualen der Seekrankheit; eingeschlossen innerhalb der engen Schiffswände ist ihm schlimmer als im Gefängniß, aber es muß durchgemacht werden.

Jenseits liegt der Süden, das Land seiner Jugendträume, lockend mit sonnigem Lächeln. Endlich erhebt er sich halb todt. Findet er seinen Süden? Wie oft ist es nur eine öde Wüste, an welcher er

strandet!

Sonntag, 7. October. Heute Abend hat es sich gut aufgeklärt; wir haben Sternhimmel und Nordlicht. Das ist eine kleine Veränderung gegen das beständig bewölkte Wetter mit den häufigen Schneeschauern, die wir während der letzten Tage gehabt haben.



Auf dem Achterdeck der »Fram« zur Winterszeit.

Gedanken kommen und gehen; ich kann nicht vergessen, kann nicht schlafen. Alles ist still, jeder schläft. Ich höre nur den gleichmäßigen Schritt der Wache an Deck, der Wind rauscht in der Takelung und der Segelleinwand, und die Uhr dort an der Wand zerhackt leise die Zeit.

Wenn ich an Deck gehe, ist es schwarze Nacht, die Sterne funkeln hoch über mir; über dem düstern Gewölbe flackert schwach das Nordlicht, und draußen in der Dunkelheit sehe ich das Schimmern der großen einförmigen Eisfläche, das Ganze so unaussprechlich einsam, so weit, so weit von dem Lärm und der Unruhe der Menschen und all ihrem Streben. Hier haben die Gedanken Ruhe, hier können sie ihren eigenen Weg in die Unendlichkeit gehen.

Was ist ein solches Leben? Ein seltsamer, inhaltsloser Vorgang, der Mensch eine Maschine, die da ißt, schläft, aufwacht, um wieder zu schlafen und sich Träumen hinzugeben, aber niemals lebt.

Oder ist das Leben in Wirklichkeit etwas anderes? Ist es nur ein weiteres Kapitel des ewigen Märtyrerthums, ein neuer Fehltritt der irrenden Menschenseele, diese Selbstverbannung in diese hoffnungslose Wüste, nur um sich nach dem zu sehnen, was man zurückgelassen hat?

Bin ich ein Feigling? Fürchte ich mich vor dem Tode? O, nein, aber in diesen Nächten kann einen solches Sehnen überkommen nach der vollkommenen Schönheit, nach dem, was in einem einzigen Worte enthalten ist, und die Seele flieht aus dieser unbegrenzten, starren Eiswelt, wenn man daran denkt, wie kurz das Leben ist und daß man aus freiem Willen hierher gekommen ist, und daran denkt, daß noch jemand die beständige Pein der Sorge leidet, »getreu, getreu bis in den Tod«.

O, Menschheit, deine Wege sind wunderbar! Wir sind nur Schaumflocken gleich, die hülflos über das bewegte Meer getrieben werden.

Mittwoch, 10. October. Also genau 33 Jahre alt. Dazu läßt sich nichts weiter sagen, als daß das Leben fortschreitet und nie rückwärts gehen wird.

Sie sind heute alle rührend aufmerksam gegen mich gewesen, und wir haben den Tag festlich begangen. Zunächst überraschten sie mich heute Morgen damit, daß sie den Salon mit Flaggen geschmückt hatten. Die vereinigte schwedisch-norwegische Flagge hatten sie über Sverdrup's Platz ⁷⁸ angebracht; wir beschuldigten Amundsen, daß er es gethan habe, jedoch wollte er es nicht eingestehen. Ueber meiner Thür und bis über diejenige Hansen's hinaus war der Wimpel mit »Fram« in großen Buchstaben befestigt. Es sah sehr festlich aus, als ich in den Salon trat und alle aufstanden und mir zu dem Tage Glück wünschten. Als ich an Deck kam, wehte die Flagge am Topp des Besanmastes.



Ausflug auf Schneeschuhen.

Vormittags unternahmen wir einen Ausflug auf Schneeschuhen nach Süden.

Es war windiges, bitterkaltes Wetter; ich habe lange nicht so gefroren. Das Thermometer ist abends bis auf -31°C gesunken; es ist sicherlich der kälteste Geburtstag, den ich erlebt habe.

Ein prächtiges Diner: 1. Fischpudding; 2. Würstchen und Zunge mit Kartoffeln, grünen Bohnen und Erbsen; 3. eingemachte Erdbeeren mit Reis-Crème; Kronen-Malzextract.

Dann begann unser Doctor zu unser aller Ueberraschung aus einer Tasche des Mantels, den er stets trägt, wunderlich aussehende kleine Gläser – Medicinflaschen, Meß- und Reagensgläser – eins für jeden von uns, und zum Schluß eine ganze Flasche Lysholmer Liqueur, wirklichen, echten Lysholmer, hervorzuziehen, der allgemeinen Enthusiasmus hervorrief. Zwei Schnäpse davon pro Mann waren nicht schlecht, dazu eine Viertelflasche Malzextract.

Nach dem Essen Kaffee mit einer Ueberraschung in Gestalt von Apfelkuchen, den unser ausgezeichnete Koch und früherer Schmied Pettersen gebacken hatte. Dann mußte ich meine Cigarren präsentieren, die ebenfalls große Freude bereiteten. Selbstverständlich feierten wir den ganzen Nachmittag.

Beim Abendessen gab es nochmals eine Ueberraschung: einen großen Geburtstagskuchen von demselben Bäcker, mit der Inschrift » T. l. m. d.« (Til lykke med dagen = Viel Glück zum heutigen Tage) 10.10.94. Danach kamen Ananas, Feigen und Confect.

Mancher Geburtstag wird auf niedrigeren Breiten als 81° nicht so großartig gefeiert. Der Abend vergeht uns mit allerlei Scherzen, jeder befindet sich in bester Laune, der Salon widerhallt vom Lachen – wie oft ist er schon der Schauplatz fröhlicher Zusammenkünfte gewesen!

Hat man sich aber Gute Nacht gesagt und sitzt hier allein, dann stellt die Traurigkeit sich ein, und geht man an Deck, so stehen die Sterne hoch oben am klaren Himmel. Im Süden glänzt ein wallender Nordlichtbogen, von welchem von Zeit zu Zeit Streifen emporschießen, ein beständiges ruheloses Flackern.

Sverdrup und ich haben uns ein wenig über die Expedition unterhalten. Als wir nachmittags auf dem Eise waren, bemerkte er plötzlich:

»Ja, im nächsten October werden Sie vielleicht nicht mehr an Bord der »Fram« sein.«

Worauf ich ihm erwiderte, daß das wahrscheinlich der Fall sein werde, wenn der Winter sich nicht gar zu schlecht mache. Und dennoch kann ich selbst so recht noch nicht daran glauben.

Jede Nacht bin ich in meinen Träumen zu Hause, aber wenn der Morgen anbricht, muß ich wieder, wie Helge, auf dem fahlen Rosse über die röthliche Dämmerung zurückjagen, nicht zu Walhalls Freuden, sondern in das Reich des ewigen Eises.

Für dich allein, Sigrun,
Von dem Berge Säve
Schwimmt Helge stets
Im Meer der Sorge.

Freitag, 12. October. Seit gestern Abend weht ein regelrechter Sturm aus Ostsüdost.

Gestern Nacht ging die Mühle in Stücke; von einem der Zahnräder brachen einige Zähne ab, die durch den einjährigen Gebrauch stark abgenutzt waren. Die Geschwindigkeit des Windes betrug heute Morgen über 13 Meter; es ist lange her, seitdem ich es so stark habe wehen hören wie heute Abend. Jetzt müssen wir gute Fortschritte nach Norden machen. Vielleicht ist der October doch kein so schlechter Monat, wie ich nach den Erfahrungen des vorigen Jahres erwartet hatte.

Vor dem Mittagessen war ich draußen auf Schneeschuhen, der Schnee wirbelte mir um die

Ohren; die Rückkehr machte mir keine große Mühe, der Wind sorgte dafür. Gerade jetzt weht eine fürchterliche Schneeböe. Der Mond steht niedrig am südlichen Himmel und glänzt mit mattem Schimmer durch das Schneetreiben. Man muß seine Mütze festhalten.

Das ist eine wirklich entsetzliche Polarnacht, wie man sie sich vorstellt, wenn man weit im Süden zu Hause sitzt. Sie stimmt mich aber heiter, wenn ich an Deck komme, weil ich fühle, daß wir uns vorwärts bewegen.

Sonnabend, 13. October. Derselbe Wind heute; Geschwindigkeit bis zu 12 Meter und mehr, aber trotzdem hat Hansen heute Abend eine Beobachtung genommen. Der wackere Bursche ist, wie immer, unermüdlich.

Wir treiben nach Nordwest ($81^{\circ} 32,8'$ nördlicher Breite, $118^{\circ} 28'$ östlicher Länge).

Sonntag, 14. October. Noch immer herrscht derselbe Sturm. Ich lese von den unendlichen Leiden, die frühere Polarforscher auf jedem Grade, ja auf jeder Minute ihres nördlichen Courses ausstehen gehabt haben; es erweckt innerlich beinahe ein Gefühl der Verachtung für uns, die wir hier warm und behaglich auf dem Sopha liegen und unsere Zeit mit Lesen und Schreiben, Rauchen und Träumen verbringen, während der Sturm über uns die Takelung rüttelt und schüttelt und das ganze Meer ein einziges Schneetreiben ist, durch welches wir Grad für Grad nordwärts geführt werden, dem Ziele entgegen, dem auch unsere Vorgänger, ihre Kräfte vergebens vergeudend, entgegengestrebt haben. Und dennoch:

Die Sonne sinkt, es kommt die Nacht.

Montag, 15. October. Lief heute Morgen auf Schneeschuhen ostwärts; immer noch derselbe Wind und derselbe Schneefall.

Man muß in diesen Tagen sorgfältig auf seinen Weg Acht geben, da das Schiff in größerer Entfernung nicht mehr sichtbar ist, und sollte man den Rückweg nicht finden, nun dann – –. Aber die Spuren bleiben ziemlich deutlich, da die Schneekruste an den meisten Stellen blank ist und der treibende Schnee sich nicht darauf festsetzt. Wir bewegen uns nordwärts, und mittlerweile hält die arktische Nacht langsam und majestätisch ihren Einzug.

Die Sonne stand heute niedrig; ich sah sie wegen der im Süden befindlichen Wolkenbänke nicht, doch verbreitet sie ihr Licht über den fahlen Himmel. Dort hat die Herrschaft jetzt der Vollmond, der die große Eisfläche und das Schneetreiben in hellem Lichte badet.

Wie eine solche Nacht doch die Gedanken des Menschen erhebt! Wenn man das Gleiche auch schon tausendmal gesehen hat: es macht denselben feierlichen Eindruck, wenn es wiederkehrt, sodaß man den Geist von seinem Banne nicht frei machen kann. Es ist, als ob man in einen stillen, heiligen Tempel träte, wo der Geist der Natur auf glitzernden Silberstrahlen durch den Raum schwebt und die Seele niederfallen und anbeten die Unendlichkeit des Weltalls anbeten muß.

Dienstag, 16. October. Ich sah die ganze Sonnenscheibe gegen Mittag über dem Horizont als eine elliptische rothe Feuerkugel. Es ist wol das letztmal, daß wir Ihre Majestät in diesem Jahre gesehen haben – also Lebewohl!

Mittwoch, 17. October. Wir beschäftigen uns damit, Tiefsee-Temperaturen zu messen, ein zweifelhaftes Vergnügen zu dieser Jahreszeit.

Manchmal bedeckt sich der Wassers schöpfer mit Eis, sodaß er sich in der Tiefe nicht schließen will und daher jedesmal sehr lange unten im Wasser hängen muß; oder es gefriert während der

Beobachtung der Inhalt, nachdem er heraufgebracht ist, sodaß das Wasser nicht in die Probeflaschen laufen will, von all den Mühen gar nicht zu reden, die es kostet, um den Apparat zum Hinablassen bereit zu machen. Wir schätzen uns glücklich, wenn wir nicht jedesmal den ganzen Apparat in die Küche zu bringen brauchen, um ihn aufzuthauen.

Es ist ein langsames Stück Arbeit. Manchmal müssen die Temperaturen beim Licht der Laterne abgelesen werden; auch sind die Wasserproben nicht sehr verläßlich, weil sie im Heben gefrieren, allein die Arbeit muß gethan werden, und wir müssen eben damit fertig werden.

Es weht noch immer derselbe östliche Wind, und wir treiben weiter. Heute Abend ist unsere Breite ungefähr $81^{\circ} 47'$ Nord.

Donnerstag, 18. October. Ich setze die Temperaturbeobachtungen fort, ein ziemlich kühles Vergnügen, wenn das Thermometer bis -29° C gefallen ist und Wind weht.

Die Finger werden einem leicht ein bischen steif und gefühllos, wenn man die nassen oder mit Eis bedeckten Metallschrauben mit den bloßen Händen reguliren, das Thermometer mit einem Vergrößerungsglase ablesen will, um eine Genauigkeit bis auf den hundertsten Theil eines Grades zu erzielen, und dann die Wasserproben in Flaschen füllen soll, die man dicht an die Brust halten muß, um den Inhalt am Gefrieren zu verhindern. Ich danke!

Heute Abend um 8 Uhr hatten wir hübsches Nordlicht. Es schlängelte sich wie eine feurige Schlange in einer Doppelwindung über den Himmel; der Schweif war etwa zehn Grad über dem Horizont im Norden, von wo er sich in vielen Windungen in östlicher Richtung ausbreitete, worauf er umkehrte und in Gestalt eines Bogens von $30-40^{\circ}$ über dem Horizont sich westwärts wandte, um im Westen hinabzusinken und sich in eine Kugel aufzurollen, aus welcher sich mehrere Aeste über den Himmel ausbreiteten.

Die Bogen waren in lebhafter Bewegung, während von Westen nach Osten glänzende Strahlenbüschel schossen und die ganze Schlange unaufhörlich in neuen Windungen sich bewegte. Allmählich stieg sie über den Himmel bis fast zum Zenith empor, während gleichzeitig die oberste Biegung oder der oberste Bogen sich in mehrere schwächere Wellen theilte, die Kugel im Nordosten intensiv leuchtete und an mehreren Stellen aus den Bogen, und namentlich aus der Kugel und der am weitesten entfernten Biegung im Nordosten glänzende Streifen zum Zenith empor schossen.

Die Beleuchtung hatte jetzt ihren Höhepunkt erreicht; die Farbe war hauptsächlich ein kräftiges Gelb, obwol sie an einzelnen Stellen sich einem Gelblichroth näherte und an anderen grünlich-weiß war. Als der obere Bogen den Zenith erreichte, verlor die Erscheinung etwas von ihrer Helligkeit und vertheilte sich allmählich, bis nur noch am südlichen Himmel eine schwache Andeutung von Nordlicht übrig war.

Als ich im Laufe des Abends wieder an Deck kam, hatte sich fast das ganze Nordlicht auf der südlichen Hälfte des Himmels angesammelt; man sah einen niedrigen Bogen von fünf Grad Höhe im Süden tief unten über dem dunkeln Abschnitt des Horizonts. Zwischen dieser Stelle und dem Zenith befanden sich noch vier weitere unbestimmte wallende Bogen, deren oberster gerade über den Zenith lief, wobei hier und dort, namentlich aber aus dem untersten Bogen im Süden, lebhafte Streifen aufwärts schossen.

Am nördlichen Theile des Himmels waren keine Bogen zu sehen, sondern nur Strahlenbündel hier und dort. Heute Abend sind wie gewöhnlich Spuren von Nordlicht am ganzen Himmel zu beobachten; oft sind auch leichte Nebel oder Streifen deutlich sichtbar und der Himmel scheint beständig mit einem leuchtenden Schleier ⁷⁹ bedeckt zu sein, in dem sich da und dort dunkle

Löcher befinden.

Es ist kaum eine Nacht, ja, ich kann wol mit Sicherheit sagen, es ist keine Nacht, in welcher man nicht Spuren von Nordlicht unterscheiden kann, sobald der Himmel klar wird oder in den Wolken selbst nur ein Spalt ist, groß genug, mir erkennbar zu sein. In der Regel haben wir aber starke Lichterscheinungen, welche in unaufhörlicher Ruhelosigkeit über das Firmament tanzen, hauptsächlich jedoch am südlichen Theile des Himmels erscheinen.

Freitag, 19. October. Frische Brise aus Ostsüdost. Wir treiben mit guter Geschwindigkeit nordwärts.

Bald werden wir wahrscheinlich den schon so lange erwarteten 82. Grad passirt haben, und dann ist es nicht mehr weit von $82^{\circ} 27'$, worauf die »Fram« dasjenige Schiff sein wird, das auf dieser Erde am weitesten nach Norden vorgedrungen ist.

Allein das Barometer fällt, und der Wind wird vermuthlich nicht lange in diesem Viertel bleiben, sondern nach Westen herumgehen. Ich hoffe nur, daß das Barometer sich dies eine mal als falscher Prophet erweisen möge.

Ich bin ziemlich sanguinisch geworden; alles ging bisjetzt recht gut, und der October, den wir nach den Erfahrungen des vorigen Jahres gefürchtet haben, ist ein entschiedener Fortschrittsmonat gewesen, – wenn er nur nicht schlecht endet.

Heute sollte der Wind uns jedoch ein Leben kosten. Die Mühle, die nach dem Unfall an dem Zahnrad vor einigen Tagen wieder ausgebessert war, war wieder in Gang gesetzt worden.

Nachmittags begannen ein paar von den jungen Hunden sich über einen Knochen zu streiten, wobei ein Hund unter ein Zahnrad der Mühlenwelle gerieth und zwischen diese und das Deck gezogen wurde. Der arme kleine Körper brachte den ganzen Apparat beinahe zum Stillstand, und leider war gerade niemand zur Stelle, um die Mühle anzuhalten.

Als ich den Lärm hörte, stürzte ich an Deck, wo man soeben den Hund halbtodt herausgezogen hatte; der ganze Leib war aufgerissen. Der Hund ließ noch ein schwaches Wimmern hören und wurde sofort von seinen Leiden befreit.

Armes kleines, vergnügtes Geschöpf! Noch vor kurzem spieltest du und freutest dich an der unschuldigen Balgerei mit deinen Brüdern und Schwestern; dann kam der Bärenknochen von der Küche her über das Deck geflogen, du stürztest mit den anderen ungestüm darauf los und nun liegst du da, grausam zerrissen und todt wie ein Hering. Das Schicksal ist unerbittlich!

Sonntag, 31. October. $82^{\circ} 0,2'$ nördlicher Breite, $114^{\circ} 9'$ östlicher Länge.

Es ist spät am Abend; es ist mir so wirr im Kopfe, als ob ich an einem regelrechten Trinkgelage teilgenommen hätte, und doch war es ein Gelage sehr unschuldiger Natur.

Um den 82. Breitengrad zu feiern, hatten wir heute ein »großartiges Bankett«.

Die Beobachtung von gestern Abend ergab $82^{\circ} 0,2'$, und seitdem sind wir sicher noch etwas weiter nach Norden getrieben. Zu dieser Gelegenheit wurden Honigkuchen gebacken, Honigkuchen bester Sorte, wie man mir aufs Wort glauben möge, und dann kam, nach einem erfrischenden Schneeschuhlauf, das Festbankett.

Im Salon war eine Bekanntmachung angeschlagen, die die Gäste aufforderte, sich pünktlich zur Mittagszeit einzustellen, da der Koch sich die allergrößte Mühe gegeben habe. Ebenso waren auf einem Plakate die folgenden tiefgefühlten Verse eines anonymen Dichters zu lesen:

Stellt pünktlich zum Essen ein jeder sich ein.
Wird sicher gerathen die Suppe auch sein;
Doch Fische und Fleisch, oder was sonst es sei,
Die liegen – kommt spät ihr – im Magen wie Blei;
Und was von Conserven gelangt auf den Tisch,
Schmeckt – wartet zu lang ihr – gewiß nicht mehr frisch;
Vom Ochsen das Fleisch, auch vom Hammel und Schwein,
Wird sicher nicht weich und nicht saftig mehr sein;
Ramormic und Armour, auch Thorne und Thiis,
Die gaben uns Fleisch mit, so zart und so süß.
Jedoch wenn ihr wollt, daß es schmackhaft auch sei,
Kommt pünktlich um ein Uhr, und nicht erst um zwei.«

Die sich hier äußernde lyrische Melancholie muß der Ausfluß manch bitterer Enttäuschungen gewesen sein und liefert einen werthvollen und tiefen Einblick in das Gewerbe des anonymen Verfassers.

Inzwischen versammelten sich die Gäste mit ziemlicher Pünktlichkeit; die einzige Ausnahme bildete der Unterzeichnete, der bei dem rasch schwindenden Tageslichte noch einige photographische Aufnahmen zu machen gezwungen war.

Das Menu war prachtvoll:

Ochsenschwanzsuppe; Fischpudding mit geschmolzener Butter und Kartoffeln; Schildkröte mit Zucker- und anderen Erbsen u. s. w.; Reis mit Moltebeeren und Crème.

Kronen-Malzextract.

Nach dem Essen Kaffee und Honigkuchen.

Nach dem Abendessen, das ebenfalls vorzüglich war; wurde Musik verlangt, die den ganzen Abend in reichem Maße von verschiedenen geübten Spielern geliefert wurde. Bentsen zeichnete sich unter ihnen besonders aus, da er in letzter Zeit auf dem Eise reiche Gelegenheit zum Kurbeldrehen ⁸⁰ gehabt hatte.

Erst ging es langsam, schleppend bis auf 2000 und 3000 Meter tief hinab, dann wurde die Musik wieder schneller und lebhafter, als ob sie zur Oberfläche zurückkehrte. Endlich erreichte die Aufregung einen solchen Höhepunkt, daß Pettersen und ich aufstanden und einen Walzer und eine oder zwei Polkas tanzten.

Wir haben wirklich in dem beschränkten Raume des Salons einige sehr geschmackvolle pas de deux ausgeführt. Schließlich wurde auch Amundsen von der Tanzlust mit fortgerissen, während die Uebrigen Karten spielten.

Mittlerweile waren Erfrischungen in Gestalt von eingemachten Pfirsichen, gedörrten Bananen, Feigen, Honigkuchen u. s. w. gereicht worden; kurz, die Zeit verging, und wir waren lustig. Weshalb sollten wir nicht? Wir schreiten ja fröhlich unserm Ziel entgegen, sind bereits auf dem halben Wege zwischen den Neusibirischen Inseln und Franz-Joseph-Land, und keine Seele an Bord bezweifelt, daß wir das Ziel erreichen werden, um dessentwillen wir ausgezogen sind; es lebe daher die Fröhlichkeit!



Bernt Bentsen.

Oben aber hat die unendliche Stille der Polarnacht die Herrschaft. Der Mond, halb voll, scheint auf das Eis herab, die Sterne erglänzen hell über uns; es ist kein ruheloses Nordlicht sichtbar, und der südliche Wind streicht mit leichter Klage durch die Takelung. Ueberall herrscht tiefe, friedliche Stille, es ist die unendliche Schönheit des Todes – Nirvana.

Montag, 22. October. Es fängt an, kalt zu werden; das Thermometer stand letzte Nacht auf $-34,6^{\circ}$ C und heute Abend auf -36° C.

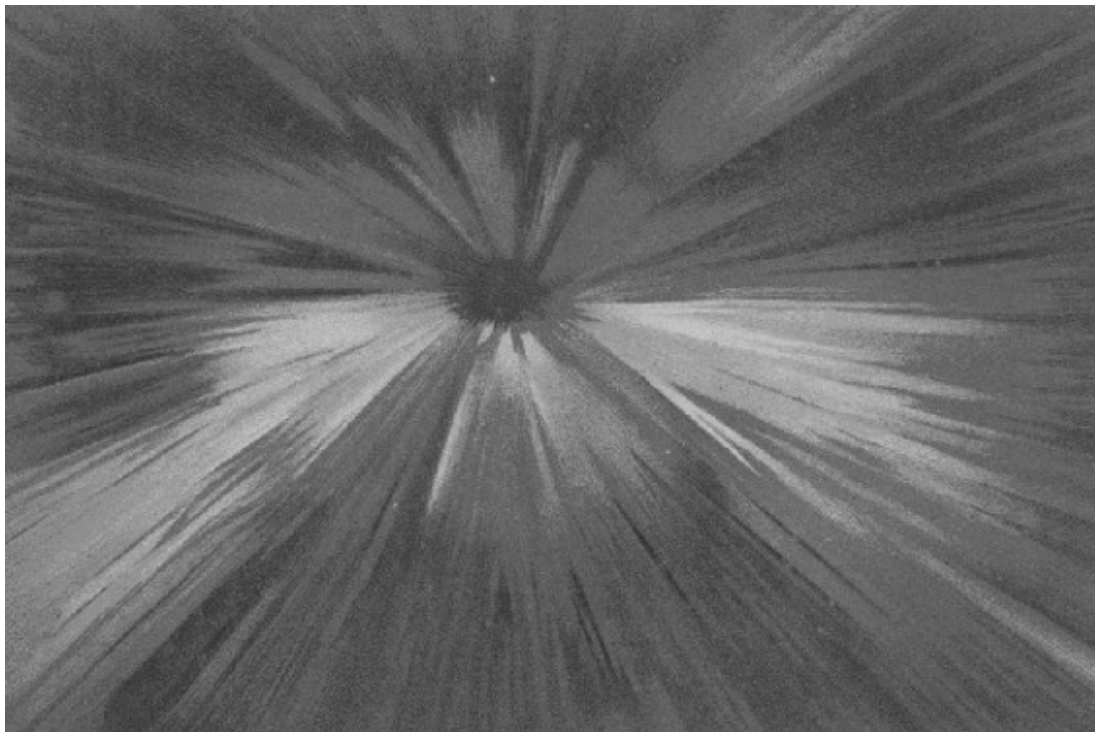
Hübsches Nordlicht heute Abend 11 $\frac{1}{2}$ Uhr. Eine glänzende Krone umgab den Zenith mit einem Strahlenkranz in mehreren Ringen übereinander; dann breiteten sich größere und kleinere Strahlengarben über den Himmel aus, die nach Südwest und Ostüdost besonders tief hinabreichten, jedoch alle aufwärts nach der Krone wiesen, die wie ein Glorienschein erglänzte.

Ich beobachtete sie lange. Hin und wieder konnte ich in der Mitte einen dunkeln Fleck unterscheiden, den Punkt, wo alle Strahlen zusammentrafen. Derselbe lag etwas südlich vom Polarstern und näherte sich der Kassiopea. Jedoch wallte und wehte der Glorienschein

fortwährend, als ob er ein Spiel des Sturmes in den oberen Schichten der Atmosphäre sei.

Gleich darauf schossen neue Strahlen aus der Dunkelheit der innern Glorie heraus, gefolgt von anderen hellen Lichtstrahlen in noch weiterem Kreise. Inzwischen war der dunkle Raum in der Mitte deutlich sichtbar, während er zu anderen Zeiten von Lichtmassen vollständig bedeckt war. Darauf schien es, als ob der Sturm nachließe; das Ganze erblaßte und erglühte eine kurze Weile mattweiß, um dann wieder plötzlich wild empor zu schießen und dasselbe Spiel von neuem zu beginnen.

Bald wiegte sich die ganze Lichtmasse oberhalb der Krone in mächtigen Wellen über dem Zenith und dem dunkeln Mittelpunkt, bald nahm der Sturm wieder zu und die Strahlenbündel wirbelten ineinander; das Ganze war eine leuchtende Nebelmasse, die sich um die Krone wälzte und alles in einer Flut von Licht ertränkte, sodaß weder die Krone, noch die Strahlen oder der dunkle Mittelpunkt zu sehen waren, nichts als ein Chaos von leuchtendem Nebel. Dann verblaßte es wieder, und ich ging nach unten. Um Mitternacht war kaum noch etwas von dem Nordlicht zu sehen.



Bleistiftskizze von Fridtjof Nansen.

Nordlichtkrone. (December 1894.)

F.A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Freitag, 26. October. Gestern Abend waren wir auf $82^{\circ} 3'$ nördlicher Breite.

Heute ist die »Fram« zwei Jahre alt.

Während der letzten beiden Tage war der Himmel bezogen, und um Mittag war es so dunkel, daß ich fürchtete, wir müßten unsere Schneeschuhausflüge bald einstellen. Der heutige Morgen brachte uns aber klares, windstilles Wetter, und ich machte daher eine prachtvolle Tour nach Westen, wo wieder ziemlich viel neue Pressungen stattgefunden hatten, die aber nicht von Bedeutung waren.

Zur Feier der Gelegenheit hatten wir ein besonders gutes Diner, bestehend aus gebratenem

Heilbutt, Schildkröte, Schweinsrippen mit grünen Bohnen und Erbsen, Plumpudding (zum ersten male richtigen, brennenden Plumpudding) mit Eiersauce, und zum Schluß Erdbeeren. Wie gewöhnlich bestand das Getränk aus Wein, d. h. Citronensaft mit Wasser und Zucker, und Kronen-Malzextract.

Allgemeine Magenüberladung. Nach Tische Kaffee und Honigkuchen, wozu Nordahl Cigaretten spendirte. Allgemeiner Feiertag.

Heute Abend hat es aus Norden zu wehen begonnen, doch hat das wahrscheinlich nicht viel zu bedeuten. Jedenfalls muß ich das hoffen und darauf bauen, daß wir bald wieder Südwind bekommen.

Wir verlangen aber keinen milden Zephyr, keinen Hauch der Morgenröthe, nein, einen kalten, schneidenden, mit der ganzen Gewalt des Polarmeeres wüthenden Südwind, damit die »Fram«, die zweijährige »Fram«, im Schneesturm begraben wird und alles ringsum nichts als dampfenden Frost bildet. – Das ist es, worauf wir warten, was uns vorwärts, unserm Ziele entgegen treibt.

Heute also, »Fram«, bist du zwei Jahre alt. Ich sagte beim Mittagmahle, daß, wenn wir vor einem Jahre einstimmig der Ansicht gewesen seien, daß die »Fram« ein gutes Schiff sei, wir heute noch viel bessere Gründe für diese Ueberzeugung hätten, da sie uns, wenn auch nicht gerade mit übermäßiger Schnelligkeit, so doch wohlbehalten und sicher weiterbringe. Wir tranken daher auf das Wohl der »Fram«.

Ich sagte nicht zu viel. Hätte ich alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, so würden meine Worte nicht so gemessen gewesen sein, denn, um die Wahrheit zu sagen: wir alle liebten das Schiff so sehr, wie man unpersönliche Dinge nur zu lieben vermag.

Und weshalb sollten wir sie nicht lieben? Keine Mutter kann ihrem Jungen unter ihren Flügeln mehr Wärme und Sicherheit geben, als sie uns bietet; sie ist uns in der That wie ein Heim. Wir alle sind froh, wenn wir von draußen auf dem Eise zu ihr zurückkehren, und wie oft hat mein Herz ihr nicht warm entgegengeschlagen, wenn ich weit fort war und ihre Masten über die ewige Schneedecke emporsteigen sah.

In den stillen Nächten schweifen die Gedanken oftmals dankbar zu dem Erbauer dieses Heims hinüber. Ich bin überzeugt, er sitzt in der Ferne zu Hause und denkt ebenfalls oft an uns, wenn er auch nicht weiß, wo seine Gedanken die »Fram« in der großen weißen Wüste um den Pol suchen sollen. Aber er kennt sein Kind, und wenn auch alle andern das Vertrauen zu ihr verlieren, er wird der Ueberzeugung bleiben, daß sie aushalten wird. Ja, Colin Archer, sähest du uns jetzt, du würdest finden, daß dein Vertrauen nicht übel angebracht ist!

Ich sitze allein in meiner Kabine, und meine Gedanken gleiten über die verflossenen beiden Jahre zurück.

Welcher Dämon ist es, der die Fäden unseres Lebens zusammenwebt, der uns selbst täuschen läßt und uns stets auf Wege hinausschickt, die wir nicht selbst gewählt haben, die wir nicht zu gehen wünschen? War es nur das Pflichtgefühl, das mich drängte? O nein! Ich war einfach ein Kind, das Abenteuer in unbekanntem Gegenden suchte, das so lange davon geträumt hat, bis es schließlich glaubte, es habe das Abenteuer wirklich gefunden.

Und es ist mir in der That beschieden, dieses große Abenteuer des Eises: tief und rein wie das unendliche All, die schweigsame sternblinkende Polarnacht, die Natur selbst in ihrer ganzen Tiefe, das Geheimniß des Lebens, der unaufhörliche Kreislauf des Weltalls, das Fest des Todes, ohne Leiden, ohne Noth, ewig in sich selbst. Hier in der großen Nacht stehst du in all deiner

nackten Einfalt, von Angesicht zu Angesicht vor der Natur; du sitzt andächtig zu Füßen der Ewigkeit und lauschest und du lernst Gott kennen, den Allwaltenden, den Mittelpunkt des Alls. Alle Räthsel des Lebens scheinen dir klar zu werden, und du verlachst dich selbst, daß du dich hattest mit Grübeln verzehren können; es ist alles so klein, so unaussprechlich klein ... Wer Jehovah sieht, muß sterben.

Sonntag, 4. November. Mittags machte ich einen Ausflug auf Schneeschuhen und nahm einige Hunde mit.

Bald darauf hörte ich, daß die an Bord zurückgebliebenen zu bellen anfangen, sodaß die bei mir befindlichen die Ohren spitzten und mehrere von ihnen, »Ulenka« an der Spitze, zurückrannten. Die meisten blieben bald stehen, horchten und blickten sich um, um zu sehen, ob ich nachkäme. Nachdem ich eine Weile überlegt hatte, ob es ein Bär sein könne, setzte ich meinen Weg fort; endlich konnte ich die Neugier aber nicht länger ertragen und machte mich auf den Rückweg, auf dem die Hunde wild vor mir herstürmten.

Als ich mich dem Schiffe näherte, sah ich, daß einige von den Leuten mit ihren Büchsen fortrannten; es waren Sverdrup, Johansen, Mogstad und Hendriksen, die nach der Richtung hin, wo die Hunde bellten, einen guten Vorsprung vor mir bekamen, ehe auch ich eine Flinte holen und mich hinter ihnen hermachen konnte. Plötzlich sah ich in der Dunkelheit eine Salve der Leute vor mir aufblitzen, der dann eine weitere und darauf mehrere Schüsse folgten; es klang wie regelrechtes Pelotonfeuer.

Was zum Henker konnte das sein? Sie blieben immer an derselben Stelle und schossen unaufhörlich. Weshalb gingen sie nicht näher hinan? Ich hastete weiter in der Meinung, es sei hohe Zeit, daß ich aus meinen Schneeschuhen käme, um das Wild zu verfolgen, das offenbar in voller Flucht sein müsse. Inzwischen gingen sie ein wenig vor, und es blitzte in der Dunkelheit nochmals auf, was sich ein paar mal wiederholte.

Endlich stürmte einer von ihnen über das Eis und schoß gerade vor sich nieder, während ein zweiter hinkniete und nach Osten feuerte. Probirten sie ihre Flinten? Dazu war doch sicherlich die Zeit seltsam gewählt, und außerdem fielen auch so viele Schüsse.

Mittlerweile rannten die Hunde mit wüthendem Gebell auf dem Eise herum und sammelten sich dann in einzelnen Gruppen. Endlich hatte ich sie eingeholt und sah nun drei Bären an verschiedenen Stellen auf dem Eise, eine Bärin und zwei Junge, auf welche die Hunde sich geworfen hatten, und die sie wie wahnsinnig zerzaust und an Klauen, Gurgel und Schwanz gezerrt hatten. Namentlich »Ulenka« war ganz außer sich; sie hatte eins der Jungen an der Kehle erfaßt und zerzauste es wie wüthend, sodaß es Mühe kostete, sie zu entfernen.

Die Bären hatten sich ganz gemächlich von den Hunden entfernt, die ihnen nicht zu nahe zu kommen und zu beißen wagten, bis die alte Bärin verwundet und gefallen war. Die Thiere waren in der That in Argwohn erregender Weise zu Werke gegangen, und es schien, als ob die Bärin einen tief angelegten Plan, eine böse Absicht gehabt habe, wenn es ihr nur gelungen wäre, die Hunde nahe genug an sich heranzulocken.

Plötzlich hatte sie halt gemacht; sie ließ die Jungen an sich vorbei gehen, schnupperte eine Zeit lang und kehrte dann um, um sich gegen die Hunde zu wenden, die wie auf Commando im selben Augenblick die Flucht ergriffen und nach Westen davon liefen. Damals war der erste Schuß abgefeuert worden, nach welchem die alte Bärin getaumelt und der Länge nach hingefallen war, worauf sofort einige der Hunde sie angegriffen und angepackt hatten. Nunmehr wurde eins der Jungen abgethan; das andere machte sich, während man nach ihm schoß, über das Eis davon, von

drei Hunden verfolgt. Diese holten es bald ein und rissen es nieder, sodaß Mogstad vor allen Dingen die Hunde entfernen mußte, ehe er zu schießen wagen durfte.



Die Hunde auf der Bärenjagd.

Es war eine richtige Metzelei, jedoch uns keineswegs unwillkommen, da wir gerade an diesem Tage beim Mittagessen die Ueberreste unseres letzten Bären in Gestalt von Fleischpasteten verzehrt hatten. Die beiden jungen Bären lieferten uns einen vorzüglichen Weihnachtsbraten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach waren dies dieselben Bären, deren Spuren wir früher gesehen hatten. Sverdrup und ich hatten die Spur von drei Thieren am letzten October verfolgt, sie aber nordnordwestlich vom Schiffe verloren. Anscheinend waren sie jetzt aus dieser Richtung zurückgekehrt.

Als die anderen schießen wollten, ging Peder's Gewehr wie gewöhnlich nicht los, weil es wieder mit Vaseline getränkt war. Er rief fortwährend:

»Schießt doch! Schießt doch! Meins will nicht losgehen.«

Als ich später das Gewehr untersuchte, welches ich selbst zu dem Gefechte mitgenommen hatte, fand ich, daß keine Patronen darin waren. Jedenfalls hätte ich eine hübsche Schilderung geben können, wenn ich allein mit dieser Waffe die Bärin angetroffen hätte.

Montag, 5. November. Während ich gestern Abend bei der Arbeit saß, hörte ich einen der Hunde an Deck fürchterlich heulen. Als ich hinauf eilte, fand ich, daß es eins der jungen Thiere war, welches mit der Zunge an einem eisernen Bolzen geleckert hatte und daran festgefroren war. Da quälte das arme Thier sich nun ab, um wieder frei zu kommen, streckte die Zunge so weit heraus, daß sie wie ein dünnes Tau aus dem Halse ragte, und heulte zum Erbarmen.

Bentsen, der die Wache hatte, war schon dazu gekommen, wußte aber nicht, was er anfangen sollte; er ergriff jedoch den Hund beim Nacken und hielt ihn dicht an den Bolzen, sodaß die Zunge nicht so weit ausgereckt wurde. Nachdem ich das Eisen mit der Hand etwas erwärmt hatte, kam die Zunge von selbst frei.

Das arme kleine Thier schien sich über seine Befreiung überaus zu freuen und leckte, um seine Dankbarkeit zu beweisen, Bentsen mit der blutigen Zunge die Hand; es schien seinem Befreier nicht dankbar genug sein zu können. Hoffentlich wird einige Zeit vergehen, bis wenigstens dieser Hund in derselben Weise wieder festgeräth; jedoch kommt so etwas hin und wieder vor.

Sonntag, 11. November. Ich gehe Tag für Tag meinen Studien nach, wodurch ich ebenfalls immer tiefer in das unlösbare Geheimniß aller dieser Fragen hineingelockt werde.

Nein, weshalb sich in solchen fruchtlosen Gedanken im Kreise drehen? Besser, man geht in die Winternacht hinaus! Der Mond steht groß, gelb und ruhig hoch am Himmel, die Sterne funkeln durch den herabrieselnden Schneestaub ... Weshalb sich nicht in einen Winternachtstraum einwiegen und des Sommers gedenken?

Uff, nein, der Wind pfeift allzu scharf über die öden Eisflächen, es sind 33 Grad Kälte, und der Sommer mit seinen Blumen ist weit, weit weg. Ich würde ein Jahr meines Lebens darum geben, sie fassen zu können; sie erscheinen mir in so weiter Ferne, als ob ich nie zu ihnen zurückkehren sollte.

Aber jeden Tag und jede Nacht flammt das Nordlicht in seiner ewig sich ändernden Schönheit am Himmel auf.

Schaut es an und schöpft Vergessenheit und Hoffnung aus ihm, es ist wie die aufstrebende Menschenseele. Rastlos wie diese umspannt es das ganze Himmelsgewölbe mit seinem glitzernden, wallenden Licht, in seinem wilden Spiel alles an Schönheit übertreffend, schöner selbst als die Morgenröthe; aber müssig wirbelt es durch den leeren Raum, und keine Botschaft bringt es von dem kommenden Tage. Der Seemann richtet seinen Kurs nach den Sternen. O, könntest doch auch du dich sammeln, du Nordlicht, um den verirrtten Wanderer führen zu helfen! Aber tanze nur weiter und laß auch mich an dir mich erfreuen; baue eine Brücke zwischen der Gegenwart und der Zukunft und laß mich weit, weit hinaus in die Zukunft träumen!

O, du geheimnißvoller Glanz, was bist du und woher kommst du? Aber weshalb fragen? Genügt es nicht, deine Schönheit zu bewundern und dann halt zu machen? Können wir im besten Falle über das äußere Aussehen der Dinge hinauskommen?

Was würde es selbst nützen, wenn wir sagen könnten, das Nordlicht sei eine elektrische Entladung oder ein elektrischer Strom in den oberen Luftregionen, und im Stande wären, mit den geringsten Einzelheiten zu beschreiben, wie es entsteht? Es würden nur Worte sein. Wir wissen nicht besser, was elektrischer Strom ist, als was das Nordlicht ist. Glücklicherweise ist das Kind... Mit all unseren Meinungen und Theorien sind wir der Wahrheit nicht um eines Haars Breite näher als jenes.

Dienstag, 13. November. -38° C. Das Eis schiebt sich bei Tage in mehreren Richtungen

zusammen, und das Getöse ist ziemlich laut, seitdem es kälter geworden ist. Man hört es von weit her – ein seltsames Geräusch, das jedem unheimlich klingen würde, der nicht weiß, woher es rührt.

Ein genußreicher Schneeschuhlauf im Vollmondschein.

Ist das Leben ein Thränenthal? Ist es ein beklagenswerthes Schicksal, von all den einherjagenden Hunden umgeben in einer Nacht wie diese und in der frischen, knisternden Kälte dem Winde gleich über die unbegrenzte Eisfläche zu fliegen, wobei die Schneeschuhe über die glatte Oberfläche gleiten, daß man kaum weiß, ob man die Erde berührt, während die Sterne hoch oben am blauen Gewölbe hängen? Das ist in der That mehr, als man vom Leben zu erwarten das Recht hat, es ist ein Märchen aus einer andern Welt, aus einem zukünftigen Leben.

Und dann zurückzukehren in den behaglichen Arbeitsraum, im Ofen Feuer zu machen, die Lampe anzuzünden, sich eine Pfeife zu stopfen, auf das Sopha zu klettern und bei den kräuselnden Rauchwolken in die Welt hinaus zu träumen – heißt das Leiden?

So ertappe ich mich dabei, wie ich stundenlang sitze und in das Feuer starre und mich in die Ferne träume – eine nette Art und Weise, die Zeit nützlich hinzubringen. Wenigstens aber trägt sie dazu bei, die Zeit unmerklich vorüberrollen zu lassen, bis die Träume durch einen eisigen Windstoß der Wirklichkeit fortgeweht werden und ich hier wieder inmitten der Oede sitze und mich nervös aufs neue an die Arbeit mache.

Mittwoch, 14. November. Wie wunderbar sind doch diese Schneeschuhfahrten durch die schweigsame Natur!

Die vom silbernen Mondlicht übergossenen Eisfelder dehnen sich nach allen Richtungen aus, hier und dort dunkle, kalte Schlagschatten der Eishügel, deren Seiten das Zwielflicht schwach widerspiegeln. In der äußersten Ferne bezeichnet eine dunkle Linie den von dem zusammengeschobenen Eise gebildeten Horizont, über welchem ein wie Silber schimmernder Dunst lagert, und über allem wölbt sich der unbegrenzte tiefblaue, sternenbesäete Himmel, an welchem der Vollmond durch den Aether segelt.

Aber im Süden liegt tief unten das Tageslicht wie ein schwacher Schimmer von dunkler, rothglühender Färbung, und höher hinauf ein klarer gelber und blaßgrüner Bogen, der sich in das Blau darüber verliert. Das Ganze verschmilzt zu einer reinen Harmonie, einzig und unbeschreiblich.

Zeitweilig verlangt mich danach, diese Natur in Musik übertragen zu können; welche mächtige und doch schlichte Accorde würden es nicht sein, die allein ihr Wesen wiedergeben könnten!

Still, o so still! Du hörst die Schwingungen deiner eigenen Nerven; es kommt mir vor, als ob ich immer weiter über diese Ebenen glitte, in den unendlichen Raum hinein.

Ist das nicht ein Bild von dem, was kommen soll? Hier sind Ewigkeit und Frieden. Nirvana muß kalt und klar wie eine solche ewige Sternennacht sein. Was ist all unsere Forschung und all unsere Kenntniß inmitten dieser Unendlichkeit?

Freitag, 16. November. Vormittags war ich mit Sverdrup auf Schneeschuhen im Mondlicht draußen. Wir unterhielten uns ernstlich über die Aussichten unserer Drift und der für das Frühjahr geplanten Expedition über das Eis nach Norden.

Abends sprachen wir in seiner Kabine die Sache noch gründlicher durch. Ich theilte ihm meine Ansichten mit, denen er vollständig zustimmte.

Ich habe in letzter Zeit sehr viel darüber nachgesonnen, welches der richtige Kurs sein würde, den wir einschlagen müßten für den Fall, daß die Drift uns bis zum März nicht so weit nördlich bringen sollte, wie ich erwartet hatte. Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto fester rede ich mir ein, daß die Sache sich machen läßt.

Denn wenn es richtig ist, von 85° aus aufzubrechen, so müßte es nicht weniger richtig sein, sich von 82° oder 83° aus aufzumachen. In beiden Fällen würden wir in nördlichere Regionen eindringen, als wir sonst erreichen könnten, und es wird um so wünschenswerther, je weniger weit nach Norden die »Fram« selbst gelangt.

Wenn wir den Pol selbst nicht erreichen können, so müssen wir eben umkehren, ehe wir so weit gekommen sind. Worauf es hauptsächlich ankommt, ist nicht, wie ich beständig wiederholen muß, genau jenen mathematischen Punkt zu erreichen, sondern die unbekanntenen Gegenden des Polarmeeres zu erforschen, mögen dieselben dem Pole näher oder ferner liegen. Ich habe dies schon vor unserer Abfahrt gesagt und muß es beständig im Gedächtniß behalten.

Sicherlich sind während der weitem Drift des Schiffes auch an Bord viele wichtige Beobachtungen anzustellen, von denen ich manche sehr gern selbst ausführen möchte; die wichtigeren werden aber sämmtlich ebenso gut vorgenommen werden, auch wenn zwei von unserer Schar das Schiff verlassen; und es kann kaum ein Zweifel darüber sein, daß die Beobachtungen, welche wir weiter nördlich vornehmen, diejenigen, welche ich während des Restes der Zeit an Bord würde machen können, um ein Vielfaches an Werth übertreffen werden. *Bisjetzt ist es also absolut wünschenswerth, daß wir aufbrechen.*

Dann kommt die Frage: Welches ist die beste Zeit zum Aufbruch? Daß das Frühjahr, spätestens der März, die einzige Jahreszeit für ein solches Wagniß ist, kann überhaupt nicht bezweifelt werden. Aber soll es im nächsten Frühjahr losgehen?

Selbst den schlimmsten Fall angenommen, daß wir nicht weiter als bis 83° nördlicher Breite und 110° östlicher Länge vorgedrungen wären, dann würde etwas dafür sprechen, daß wir bis zum Frühjahr 1896 warten; allein ich kann nicht umhin zu glauben, daß wir auf diese Weise aller Wahrscheinlichkeit nach den günstigsten Augenblick vorübergehen lassen. Die Drift kann nicht so verzweifelt langsam gehen, daß wir nicht nach Verlauf eines weitem Jahres weit über den Punkt hinaus wären, von wo die Schlittenexpedition aufbrechen müßte.

Wenn ich die Entfernung, die wir seit November vorigen Jahres getrieben sind, mit dem Zirkel messe und dieselbe Distanz noch einmal auftrage, so müßten wir im nächsten November nördlich von Franz-Joseph-Land und etwas darüber hinaus sein. Natürlich ist es denkbar, daß wir im Februar 1896 auch noch nicht weiter gekommen sein werden als heute; aber nach allem, was ich sehen kann, ist es wahrscheinlicher, daß die Drift in dem Maße, als wir nach Westen kommen, zu- aber nicht abnehmen wird und wir infolgedessen im Februar 1896 zu weit gelangt sein würden, während, auch wenn man sich einen noch bessern Abgangspunkt denken könnte als denjenigen, den die »Fram« uns möglicherweise am 1. März 1895 bieten wird, es jedenfalls ein Punkt sein wird, den zu erreichen möglich ist. Infolgedessen würde es am sichersten sein, *nicht noch ein weiteres Frühjahr abzuwarten.*

Die Aussichten für unser Durchkommen führe ich hier an.

Die Entfernung von dem in Aussicht genommenen Abgangspunkte nach Kap Fligely auf dem nächsten bekannten Lande schätze ich auf ungefähr 600 Kilometer,⁸¹ also nicht viel mehr als die Distanz, die wir in Grönland zurückgelegt haben; diese würde auf diesem Eise, selbst wenn es sich nach dem Lande zu etwas verschlechtern sollte, eine leichte Arbeit sein. Ist erst einmal die

Küste erreicht, dann wird es einem vernünftigen Menschen sicherlich gelingen, durch die Jagd auf großes oder kleines Wild, Bär oder Sandhüpfer, sein Leben zu fristen.

Wir können uns also stets nach Kap Fligely oder dem nördlich davon liegenden Petermann-Land wenden, falls unsere Lage unhaltbar wird. Selbstverständlich wird die Entfernung sich vergrößern, je weiter nördlich wir vordringen; an keinem Punkte zwischen hier und dem Pole ist sie aber größer, als wir sie mit Hilfe der Hunde bewältigen können und werden.

Es ist daher eine »Rückzugslinie« gesichert, obwol es ohne Zweifel Leute gibt, nach deren Behauptung eine öde Küste, an der man die Lebensmittel erst zusammensuchen muß, ehe man sie verzehren kann, ein schlechter Zufluchtsort für Hungernde ist; aber das ist in Wirklichkeit nur ein Vortheil, denn ein Zufluchtsort soll nicht allzu verlockend sein. Für Leute, die vorwärtszudringen wünschen, ist eine »Rückzugslinie« wahrlich eine erbärmliche Erfindung, eine ewige Anreizung zurückzublicken, während sie mit dem Vorausblicken vollauf zu thun haben sollten.

Nun zur Expedition selbst. Sie wird aus 28 Hunden, 2 Männern und 1050 Kilogramm Proviant und Ausrüstungsgegenständen bestehen. Die Entfernung vom 83. Grade nach dem Pol beträgt 420 Seemeilen (780 Kilometer). Ist es zu viel, wenn ich rechne, daß wir diese Distanz in 50 Tagen werden zurücklegen können?

Ich weiß natürlich nicht, welche Ausdauer die Hunde haben; aber daß sie unter Mithilfe von zwei Männern im Stande sein sollten, mit $37\frac{1}{2}$ Kilogramm in den ersten Tagen täglich $8\frac{1}{2}$ Seemeilen (15 Kilometer) zurückzulegen, klingt ganz vernünftig, selbst wenn es keine sehr guten Thiere sind.

Es kann dies mithin kaum eine leichtsinnige Rechnung genannt werden, immer vorausgesetzt, daß das Eis so ist wie hier, und es ist kein Grund vorhanden, weshalb es nicht so sein sollte. Es bessert sich in der That beständig, je weiter wir nach Norden gelangen, und bessert sich ebenfalls beim Herannahen des Frühlings.

In 50 Tagen müßten wir also den Pol erreichen. (In Grönland haben wir auf dem Inlandeise in einer Höhe von mehr als 2500 Meter ohne Hunde und mit mangelhaftem Proviant 300 Seemeilen (550 Kilometer) in 65 Tagen gemacht und hätten sicherlich noch beträchtlich weiter gehen können.)

In 50 Tagen werden wir, täglich ein halbes Kilogramm Pemmikan für jeden Hund ⁸² gerechnet, insgesamt 700 Kilogramm verbraucht haben, und ferner macht 1 Kilogramm Proviant für jeden Mann 100 Kilogramm aus.

Da während dieser Zeit auch etwas Feuerungsmaterial verbraucht werden wird, so wird die Fracht auf dem Schlitten sich auf weniger als 250 Kilogramm verringert haben; doch ist eine solche Last nichts für 26 Hunde, die während des letzten Theils der Zeit damit wie ein Sturmwind dahin sausen und also die Fahrt in weniger als 50 Tagen machen müßten.

Aber angenommen, man brauchte diese Zeit. Wenn alles gut gegangen ist, werden wir unsern Kurs nunmehr nach den Sieben Inseln im Norden von Spitzbergen richten; das sind 9° oder 540 Seemeilen (1000 Kilometer). Sind aber die Umstände uns nicht so günstig, so würde es sicherer sein, wenn wir uns nach Kap Fligely oder dem nördlich davon liegenden Lande wenden.

Nehmen wir an, wir entschieden uns für diese Route.

Wir brechen am 1. März (wenn die Verhältnisse günstig sind, werden wir noch früher aufbrechen) von der »Fram« auf und treffen daher am 30. April am Pol ein. Wir werden dann noch 100 Kilogramm von unserm Proviant, genug für weitere 50 Tage, übrig haben, haben aber

für die Hunde keinen mehr. Wir müssen daher anfangen, einige von ihnen zu tödten, sei es zum Futter für die übrigen, sei es für uns selbst, wenn wir ihnen von unsern Vorräthen geben. Auch wenn meine Ziffern etwas zu niedrig gegriffen sind, kann ich doch annehmen, daß zur Zeit, wenn 23 Hunde getödtet sind, wir 41 Tage unterwegs gewesen sein und noch 5 Hunde übrig haben werden.

Wie weit südlich werden wir dann gekommen sein?

Das Gewicht des Gepäcks betrug im Anfang weniger als 250 Kilogramm, d. h. nicht ganz 9 Kilogramm, die jeder Hund zu ziehen hatte. Nach 41 Tagen wird sich dieses Gewicht mindestens auf 140 Kilogramm verringert haben, durch den Verbrauch von Proviant und Feuerungsmaterial, sowie durch Zurücklassen gewisser Gegenstände unserer Ausrüstung, wie Schlafsäcke, Zelt u. s. w., die überflüssig geworden sind.

Es bleiben dann noch 28 Kilogramm für jeden der 5 Hunde, wenn wir selbst nichts ziehen; doch könnte, falls das wünschenswerth erschiene, unsere Ausrüstung noch weiter verringert werden. Mit einer Last von 9–18 Kilogramm für jeden Hund (eine Last von 18 Kilogramm würde erst am Schlusse eintreten) würden die Thiere im Stande sein, täglich 12 Seemeilen (22 Kilometer) zu machen, selbst wenn die Schneefläche etwas beschwerlicher werden sollte.

Das heißt, wir werden am 1. Juni 492 Seemeilen (913 Kilometer) nach Süden zurückgelegt haben oder 12 Seemeilen (22 Kilometer) über Kap Fligely hinaus sein und noch 5 Hunde und für 9 Tage Proviant übrig haben.

Zunächst ist jedoch wahrscheinlich, daß wir schon lange vorher Land erreicht haben werden, da die Oesterreicher schon in der ersten Hälfte des April bei Kap Fligely offene Teiche und Ueberfluß an Vögeln gefunden haben. Infolgedessen würden wir im Mai und Juni bezüglich der Lebensmittel keine Schwierigkeiten haben, ganz abgesehen davon, daß es in der That seltsam sein würde, wenn wir vorher nicht einen Bären, einen Seehund oder einige verirrte Vögel getroffen hätten.

Daß wir nunmehr ziemlich sicher sein würden, halte ich für gewiß, und wir könnten wählen, welche Route wir einschlagen wollen: entweder an der Nordwestküste von Franz-Joseph-Land entlang an Gillis-Land vorbei nach dem Nordostland und Spitzbergen (wenn die Verhältnisse sich günstig erweisen, würde ich entschieden diese wählen) oder südwärts durch den Austria-Sund nach der Südküste von Franz-Joseph-Land und von dort nach Nowaja Semlja oder Spitzbergen, von denen letzteres den Vorzug verdient. Selbstverständlich können wir auf Franz-Joseph-Land Engländer treffen, doch darauf dürfen wir nicht bestimmt rechnen.

Das ist also meine Berechnung. Habe ich sie leichtfertig aufgestellt? Ich glaube nicht.

Das einzige Schlimme würde sein, wenn wir während des letzten Theiles des Marsches im Mai die Eisoberfläche so finden, wie wir sie im vorigen Frühjahr, gegen Ende Mai, hier gehabt haben, und dadurch beträchtlich aufgehalten werden würden. Jedoch würde das erst ganz gegen Ende der angenommenen Zeit sein, und ganz unpassirbar könnte das Eis auch nicht sein. Außerdem müßte es wunderlich zugehen, wenn es uns nicht gelingen sollte, im Durchschnitt des ganzen Marsches und bei einer Durchschnittslast von 15 bis 20 Kilogramm für jeden Hund täglich 2 Seemeilen (3½ Kilometer) zurückzulegen – mehr brauchten wir nicht.

Wenn unsere Berechnungen sich indeß als fehlerhaft herausstellen sollten, können wir, wie schon früher bemerkt, jeden Augenblick umkehren.

Welche unvorhergesehenen Hindernisse können sich uns nun entgegenstellen?

Das Eis kann schwerer zu passiren sein, als wir angenommen haben. Wir können Land antreffen. Die Hunde können uns im Stich lassen, können krank werden oder erfrieren. Wir selbst können am Skorbut erkranken.

1. und 2. Daß das Eis weiter nach Norden unpassirbarer werden kann, ist gewiß möglich, aber kaum wahrscheinlich.

Ich sehe gar keinen Grund, weshalb es beschwerlicher werden sollte, es sei denn, daß wir unbekanntes Land im Norden haben. Aber wenn das der Fall sein sollte, auch gut, dann müssen wir die Gelegenheit benutzen, wie sie sich uns bietet.

Das Eis kann nicht völlig unpassirbar sein. Selbst Markham konnte mit seinen skorbutkranken Leuten vordringen. Und die Küsten dieses Landes sind möglicherweise auch vortheilhaft für das Vordringen; das hängt einzig von ihrer Richtung und Ausdehnung ab. Es ist schwer, im voraus etwas darüber zu sagen, ausgenommen, daß nach meiner Ansicht die Tiefsee, die wir gehabt haben, und die Eisdrift es unwahrscheinlich machen, daß wir überhaupt Land von größerer Ausdehnung nahe bei der Hand haben.

In jedem Falle muß irgendwo, hier oder dort, ein Durchgang für das Eis sein, dem wir schlimmstenfalls folgen könnten.

3. Die Möglichkeit, daß die Hunde uns im Stiche lassen, ist immer vorhanden. Allein ich habe, wie man gesehen haben wird, keine übermäßige Arbeit für sie in Aussicht genommen. Alle können nicht unbrauchbar werden, und einige schaden nichts. Bei dem Futter, welches sie bisjetzt gehabt haben, sind sie ohne Unfall durch den Winter und die Kälte gekommen, und auf dem Marsche werden sie noch besseres Futter erhalten. Außerdem habe ich in den Berechnungen gar nicht berücksichtigt, was wir selbst ziehen werden. Aber selbst wenn uns sämtliche Hunde im Stiche ließen, würde es uns gelingen, auch allein ganz gut vorwärtszukommen.

4. Der schlimmste Fall würde unleugbar der sein, daß wir selbst am Skorbut erkrankten, und ein solcher Fall ist ungeachtet unserer ausgezeichneten Gesundheit sehr gut denkbar. Man erinnere sich nur, wie alle Leute der englischen Nordpolexpedition, mit Ausnahme der Offiziere, am Skorbut litten, als mit dem Frühling die Schlittenreisen begannen, obwol ihnen, solange sie sich an Bord befunden hatten, nicht der entfernteste Verdacht gekommen war, daß etwas derartiges ihrer warten könne. Soweit wir jedoch in Betracht kommen, halte ich den Fall für sehr fernliegend.



Die Besatzung der »Fram«, als Nansen und Johansen sie verließen.

1. Mogstad. 2. Cand. med Blessing. 3. Johansen, Reservelieutenant. 4. Scott-Hansen, Premierlieutenant der Marine. 5. Amundsen, Erster Maschinist. 6. Bentsen. 7. Sverdrup, Kapitän. 8. Jacobsen, Steuermann. 9. Juell, Proviantverwalter und Koch. 10. Nordahl, Elektrotechniker. 11. Pettersen, Zweiter Maschinist. 12. Hendriksen, Harpunierer.

Erstens war die englische Expedition besonders unglücklich, und es kann kaum irgendeine andere Expedition ähnliche Erfahrungen aufweisen, wenn sie auch, wie z. B. die M'Clintock's, Schlittenreisen von gleicher Länge unternommen hat. Während des Rückzuges der »Jeannette«-Leute ist, soviel ich weiß, niemand vom Skorbut befallen worden; Peary und Astrup haben nicht an Skorbut gelitten u. s. w.

Dann ist unser Proviant auch viel sorgfältiger ausgewählt und bietet größere Mannichfaltigkeit, als es auf früheren Expeditionen der Fall gewesen ist, von denen nicht eine sich so vortrefflicher Gesundheit erfreut hat, wie es die unsrige beständig thut.

Ich glaube daher kaum, daß wir Skorbutkeime von der »Fram« mit uns nehmen würden, und was den Proviant für die Schlittenreise selbst anlangt, so habe ich dafür gesorgt, daß er in jeder Beziehung aus guten, nahrhaften Lebensmitteln besteht. Ich nehme also nicht an, daß sie einen Anfall von Skorbut herbeiführen können.

Selbstverständlich muß man einiges Risiko laufen, aber nach meiner Meinung habe ich alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, und wenn das geschehen ist, hat man auch die Pflicht,

vorwärtszudringen.

Es gibt noch eine andere Frage, die in Erwägung gezogen werden muß.

Habe ich das Recht, das Schiff und die Zurückbleibenden der Hilfsmittel zu berauben, welche die Expedition erheischt? Die Thatsache, daß zwei Mann weniger an Bord sein werden, ist von geringer Bedeutung, weil die »Fram« ebenso gut mit elf Mann manövriren kann. Ein wichtigerer Punkt ist, daß wir alle Hunde, mit Ausnahme der sieben jungen, werden mit uns nehmen müssen; aber man ist an Bord mit Schlitten-Proviant und allerbesten Schlitten-Ausrüstungen, reichlich versehen, und es ist nicht denkbar, daß, wenn der »Fram« etwas zustoßen sollte, die Mannschaft nicht im Stande sein würde, Franz-Joseph-Land oder Spitzbergen zu erreichen. Es ist kaum wahrscheinlich, daß, falls sie das Schiff verlassen müßte, dies nördlicher als auf 85° geschehen würde; selbst dies kann ich mir nur schwer denken.

Aber angenommen, sie wäre gezwungen, das Schiff auf 85° zu verlassen, so würde das wahrscheinlich ungefähr im Norden von Franz-Joseph-Land sein, wo die Mannschaft ungefähr 180 Seemeilen (334 Kilometer) von Kap Fligely wäre; oder wenn der Fall weiter östlich einträte, so würden es 240 Seemeilen (445 Kilometer) nach den Sieben Inseln sein, und es ist schwer zu glauben, daß es ihr bei ihrer Ausrüstung nicht gelingen sollte, diese Entfernung zu bewältigen.

Ich bin jetzt wie früher der Meinung, daß die »Fram« aller Wahrscheinlichkeit nach quer durch das Polarbecken und auf der andern Seite wieder heraus treiben wird, ohne aufgehalten oder zerstört zu werden. Aber selbst wenn ein Unfall einträte, sehe ich nicht ein, weshalb die Mannschaft nicht im Stande sein sollte, ihren Weg sicher zurückzulegen, vorausgesetzt, daß die geeigneten Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden.

Ich glaube daher, ich kann es verantworten, daß eine Schlitten-Expedition die »Fram« verläßt und daß sie, weil sie so gute Resultate verspricht, unter allen Umständen versucht werden muß.

Im Laufe des Sommers hatten wir aus dem Kartenraum auf Deck des dort herrschenden guten Tageslichtes wegen eine Küche gemacht; außerdem mußte auch die eigentliche Küche gereinigt und angestrichen werden. Pettersen war vom Schmied zum Koch avancirt; er und Juell waren abwechselnd vierzehn Tage in der Küche. Vgl. » Geographical Journal« (London 1893) sowie die Karte in » Naturen« (1890) und in dem »Jahrbuch der Norwegischen Geographischen Gesellschaft« (Bd. 1, 1890). Es waren dies die am 13. December 1893 geborenen Hunde, von denen jetzt noch vier am Leben waren. Im ersten Winter hatten wir keine Bedeckung über dem Schiffe, weil wir glaubten, daß dieselbe zu dunkel und es schwierig machen würde, den Weg längs des Decks zu finden. Als wir sie aber im zweiten Winter anbrachten, zeigte sich, daß sie eine Verbesserung war. Ohne Zweifel eine Anspielung auf dessen politische Gesinnung. Dieser leuchtende Schleier, der sich stets über den Himmel ausbreitete, war im Zenith weniger zu sehen, wurde aber in der Nähe des Horizonts immer deutlicher, wenn er auch nie ganz zu ihm hinab reichte. In der That endete er im Norden und Süden meist in einem niedrigen, schwach angedeuteten Bogen über einer Art dunkeln Segments. Die Leuchtstärke des Schleiers war so groß, daß ich durch denselben die Milchstraße niemals mit Bestimmtheit habe unterscheiden können. Beim Aufwinden der Lothleine. Hier muß ein Irrthum in meinem Tagebuche vorliegen, da die Entfernung von dem in Aussicht genommenen Punkte, 83° nördlicher Breite und 110° östlicher Länge, nach Kap Fligely volle 750 Kilometer beträgt; ich habe bei der Berechnung die Länge wahrscheinlich mit 100° anstatt 110° angenommen. Während der Expedition mußten die Hunde sich dann aber mit einer weit geringern täglichen Ration, durchschnittlich kaum mehr als 300–350 Gramm, begnügen.

Achtes Kapitel

Vorbereitungen zur Schlittenreise.

Wer sollen nun die beiden Theilnehmer an der Schlittenreise sein?

Sverdrup und ich haben uns beide schon früher an solcher Arbeit versucht und würden sehr gut fertig werden; allein beide zusammen können wir die »Fram« nicht verlassen, das ist ohne weiteres klar. Einer von uns muß zurückbleiben und die Verantwortung übernehmen, die anderen wohlbehalten wieder heimzubringen. Ebenso klar ist es aber auch, daß einer von uns die Führung der Schlittenreise übernehmen muß, da nur wir die nöthige Erfahrung besitzen.

Sverdrup möchte sehr gern mitgehen, allein ich kann mir nicht anders denken, als daß mehr Gefahr beim Verlassen der »Fram« ist als beim Anbordbleiben. Wenn ich ihn daher gehen ließe, würde ich ihm die gefährlichere Aufgabe übertragen, während ich die leichtere für mich behielte. Würde ich es mir, wenn er umkäme, je verzeihen können, daß ich ihn hatte gehen lassen, wenn es auch sein eigener Wunsch gewesen war? Er ist neun Jahre älter als ich; ich würde es jedenfalls als eine sehr unbequeme Verantwortung empfinden.

Was die Uebrigen anlangt, welcher von uns würde im Interesse der andern an Bord zu behalten sein? Ich glaube, sie haben Vertrauen zu uns beiden, und ich bin überzeugt, daß ein jeder von uns im Stande sein würde, die Kameraden sicher wieder nach Hause zu bringen, sei es mit der »Fram« oder ohne sie. Von einem andern Gesichtspunkte aus liegt es am nächsten, daß Sverdrup das Schiff führt, während mir die Leitung des Ganzen und namentlich der wissenschaftlichen Untersuchungen obliegt.

Danach scheint es also *meine* Pflicht zu sein, die Aufgabe, bei welcher wichtige Entdeckungen gemacht werden sollen, zu übernehmen. Diejenigen, welche mit dem Schiffe zurückbleiben, werden, wie ich schon früher bemerkt, die Beobachtungen fortsetzen können, die an Bord vorgenommen werden müssen. Es ist daher *meine* Pflicht, zu gehen, und die Sverdrup's, zurückzubleiben. Er hält dies ebenfalls für vernünftig.

Ich habe Johansen zum Gefährten erwählt, der sich in jeder Beziehung für die Aufgabe sehr gut eignet. Er ist ein vollendeter Schneeschuhläufer, und in Ausdauer kommen ihm wenige gleich – ein prächtiger Mensch in physischer und geistiger Beziehung. Ich habe ihn noch nicht gefragt, gedenke dies aber bald zu thun, damit er sich bei Zeiten vorbereiten kann.

Blessing und Scott-Hansen würden mich sicherlich ebenfalls sehr gern begleiten, allein Scott-Hansen muß zurückbleiben, um die Beobachtungen zu übernehmen, und Blessing kann

seinen Posten als Arzt nicht verlassen. Auch mehrere von den Uebrigen würden sich sehr gut eignen und ohne Zweifel sofort bereit zum Mitgehen sein. –

Vorläufig ist diese Expedition nach Norden also beschlossen. Ich will sehen, was der Winter uns bringt; wenn das Licht es gestattet, würde ich am liebsten schon im Februar aufbrechen.

Sonntag, 18. November. Mir scheint, daß ich mich noch nicht recht in den Gedanken hineinfinden kann, daß ich wirklich aufbrechen werde, und zwar schon in drei Monaten. Manchmal ertappe ich mich in reizenden Träumen von meiner Heimkehr nach schwerer Arbeit und Sieg, und dann ist alles klar und hell; dann aber folgen Gedanken über die Ungewißheit und die Täuschungen der Zukunft und was in deren Schoß auf uns lauern mag, und die Träume, blaß und farblos, verlöschen wie das Nordlicht.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!

O, diese ewigen Anfälle des kalten Zweifels! Vor jedem endgültigen Entschlusse muß der Todeswürfel fallen. Ist dort zu viel zu wagen und zu wenig zu gewinnen? Auf alle Fälle ist dort mehr zu gewinnen als hier. Ist es dann nicht meine Pflicht? Außerdem gibt es auch nur *einen* Menschen, dem ich verantwortlich bin, und sie ...? Ich werde wiederkehren, ich weiß es. Ich fühle es in mir. Wenn die Rosen wieder blühen ... »Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.«



Lieutenant Fredrik Hjalmar Johansen.

Wir sind höchst wunderlich gebaute Maschinen. In einem Augenblick alles Entschlossenheit, im nächsten alles Zweifel ... Heute scheint unser Verstand, unser Wissen, all unser Leben und Treiben nichts als elendes Philisterthum, keine Pfeife Taback werth, morgen stürzen wir uns, von brennendem Durst verzehrt, gerade in diese Forschungen, um alles in uns aufzunehmen. Das Verlangen erfüllt uns, neue Pfade zu erspähen, und nagende Unzufriedenheit quält uns ob unserer Unfähigkeit, das Problem ganz und vollständig zu lösen. Dann sinken wir wieder herab, und Ekel überfällt uns über die Werthlosigkeit von allem.

Einem Stäubchen auf der Wagschale gleicht die ganze Welt, einem Thautropfen, der am Morgen zur Erde fällt.

Wenn zwei Seelen in uns wohnen, welche ist die rechte?

Es ist nichts Neues, darunter zu leiden, daß unser Wissen Stückwerk ist, darunter, daß wir nie ergründen können, was im Hintergrunde verborgen liegt. Aber angenommen, wir könnten es

ausrechnen, sodaß das innerste Geheimniß von allem klar und offen wie ein Regeldetri-Exempel vor uns lüge, wären wir darum glücklicher? Vielleicht das Gegentheil. Besteht nicht eben in dem Kampfe um das Wissen das Glück? Ich bin sehr unwissend, also sind die Vorbedingungen des Glückes bei mir gegeben.

Laßt mich eine Friedenspfeife stopfen und glücklich sein.

Es geht nicht mit der Pfeife! Rollentaback ist nicht sein genug für luftige Träume. Laßt mich eine Cigarre rauchen. O, wenn ich nur eine echte Havana hätte!

Hm, als ob nicht gerade Unzufriedenheit, Entbehrung und Leiden die Voraussetzung des Lebens wären. Ohne Entbehrung gäbe es keinen Kampf, ohne Kampf kein Leben, das ist so gewiß, wie zwei mal zwei vier ist. Aber nun soll der Kampf beginnen, dort im Norden wird er anheben. O, den Kampf zu genießen, ihn aus vollen Schalen zu trinken! Kampf ist Leben, und nach ihm winkt uns der Sieg.

Ich schließe die Augen und höre eine Stimme singen:

Unter den grünenden Birken allein.

Unter den duftenden Blumen am Rain

Und in dem Schatten der Fichten im Hain.

Montag, 19. November. Eine verwünschte Stimmung dieser ganze Weltschmerz!

Du bist ja ein glücklicher Mensch. Und wenn du dich bei schlechter Laune fühlst, kannst du an Deck gehen und den sieben jungen Hunden zuschauen, die um dich herum springen und jagen und dich aus lauter Freude am Leben in Stücke zu zerreißen bereit sind. Das Leben ist Sonnenschein für sie, obgleich die Sonne längst verschwunden ist und sie an Deck unter einem Zeltdach leben, unter dem sie nicht einmal die Sterne sehen können.

Da ist auch »Kvik«, die Familienmutter, mitten unter ihnen; dick und vergnügt wedelt sie mit dem Schweif. Habe ich nicht Grund, ebenso glücklich zu sein wie die Hunde? Und doch haben auch sie ihre Unglücksfälle gehabt.

Als ich vorgestern Nachmittag bei der Arbeit saß, hörte ich, wie die Mühle sich fortwährend drehte und Peder Futter den Hunden brachte, die sich wie üblich ein wenig um den Fleischtopf stritten; dabei kam mir der Gedanke, daß die ohne Schutzbekleidung gelassene Welle der Mühle doch ein äußerst gefährliches Ding für die jungen Hunde sei. Zehn Minuten später hörte ich einen der Hunde heulen – es war eine langgezogenere, unheimlichere Art des Heulens als sonst –, und in demselben Augenblick begann die Mühle langsamer zu laufen.

Ich stürzte hinauf und sah einen der jungen Hunde direct auf der Welle liegen und mit dieser herumwirbeln, wobei er in so mitleiderregender Weise heulte, daß es einem ins Herz schnitt. Bentsen hing an der Bremsleine und zog mit aller Gewalt daran, aber die Mühle ging weiter. Mein erster Gedanke war, eine in der Nähe liegende Axt zu ergreifen und den Hund, dessen Geschrei herzerreißend war, von seinen Leiden zu befreien. Nach kurzem Ueberlegen beeilte ich mich aber, Bentsen zu helfen, worauf wir die Mühle zum Stehen brachten.

In demselben Augenblick kam auch Mogstad, dem es gelang, den Hund zu befreien, während wir die Mühle festhielten. Da anscheinend noch Leben in dem Thiere war, machte er sich daran, es zu reiben und sich um dasselbe zu bemühen.

Die Haare des Hundes waren irgendwie an der glatten Stahlwelle festgefroren, die das arme Thier mit herumgeschwungen und bei jeder Umdrehung auf das Deck geschlagen hatte. Endlich erhob

es wirklich den Kopf ein wenig und blickte betäubt umher; es hatte ziemlich viel Umdrehungen mitgemacht, sodaß es kein Wunder ist, wenn es anfänglich einige Mühe hatte, sich in seiner Umgebung wieder zurechtzufinden. Dann erhob es sich auf die Vorderpfoten, ich trug es nach dem Halbdeck und streichelte es. Bald darauf stand der Hund auf seinen vier Füßen und begann umherzutaumeln, ohne zu wissen wohin.

»Es ist gut, daß der Hund beim Haar erfaßt worden ist«, meinte Bentsen, »ich dachte, er hinge an der Zunge, wie der andere neulich.«

Man stelle sich einmal vor, mit der Zunge an einer sich drehenden Welle fest zu hängen; es gruselt einem dabei! Ich trug das arme Thier in den Salon hinab und that alles, was ich konnte, für dasselbe. Bald war es wieder ganz wohl und begann mit seinen Kameraden zu spielen wie früher.

Ein wunderliches Leben, in der Dunkelheit und Kälte an Deck herumzustöbern. Sobald jemand mit der Laterne hinaufgeht, kommen die Hunde angerannt, starren in das Licht und beginnen miteinander um dasselbe herumzujagen, zu tanzen und Luftsprünge zu machen wie Kinder um den Weihnachtsbaum. So geht das Tag für Tag; sie haben noch nie etwas anderes gesehen als dieses Deck mit dem Zeltdach darüber, ja nicht einmal den klaren blauen Himmel, ebenso wie wir Menschen nie etwas anderes gesehen haben als diese Erde! –

Jetzt ist der letzte Schritt über die Brücke des Entschlusses gethan! Vormittags habe ich Johansen die ganze Sache mit ziemlich denselben Worten, wie ich sie vorstehend gebraucht habe, auseinandergesetzt, die denkbaren Möglichkeiten vorgeführt und insbesondere die Gefahren betont, auf die man vorbereitet sein müsse.

Es sei eine ernste Sache, eine Frage von Leben und Tod, das dürfe man sich nicht verheimlichen. Er solle sich die Sache gut überlegen, ehe er sich entscheide, ob er mich begleiten wolle oder nicht. Wenn er geneigt sei, mitzukommen, würde ich mich freuen, ihn bei mir zu haben; jedoch würde ich es am liebsten sehen, wenn er sich einen oder zwei Tage Zeit nähme, sich die Sache wohl zu überlegen, bevor er mir seine Antwort ertheile.

Er brauche keine Zeit zum Ueberlegen, erwiderte er; er gehe gern mit. Sverdrup habe schon vor längerer Zeit über die Möglichkeit einer solchen Expedition gesprochen; er habe gehörig darüber nachgedacht und sei zu dem Entschlusse gekommen, daß, wenn meine Wahl auf ihn fallen solle, er es als eine große Gunst betrachten würde, wenn ich ihn zum Begleiter nähme.

»Ich weiß nicht, ob diese Antwort Sie befriedigen wird und ob Sie nicht lieber sehen, daß ich die Sache noch weiter überlege; sicherlich würde ich aber meine Ansicht nicht ändern.«

»Nein, wenn Sie schon ernstlich darüber nachgedacht haben, welchen Gefahren Sie sich aussetzen – daß vielleicht keiner von uns beiden einen Menschen je wiedersehen wird – wenn Sie erwogen haben, daß, selbst wenn wir sicher und wohlbehalten durchkommen, Sie nothwendigerweise auf einer Expedition wie diese eine Menge Leiden zu ertragen haben werden – wenn Sie sich alles das klar gemacht haben, dann bestehe ich nicht darauf, daß Sie sich die Sache noch länger überlegen.«

»Ja, das habe ich.«

»Nun gut, dann ist das erledigt. Morgen wollen wir mit den Vorbereitungen für die Reise beginnen. Hansen muß sehen, daß er einen neuen meteorologischen Assistenten ernennt.«

Dienstag, 20. November. Heute Abend hielt ich an die ganze Schiffsmannschaft eine Anrede, in welcher ich den Entschluß, zu dem wir gekommen waren, mittheilte und ihnen die geplante

Expedition erklärte.

Zunächst ging ich in Kürze die ganze Theorie unseres Unternehmens und die Geschichte unserer Expedition von Anfang an durch, wobei ich besonderes Gewicht auf die Idee legte, auf welcher ich meinen Plan aufgebaut hatte, nämlich daß ein Schiff, welches im Norden von Sibirien einfröe, quer durch das Polarmeer und auf der andern Seite wieder hinaus in den Atlantischen Ocean treiben und irgendwo nördlich von Franz-Joseph-Land zwischen diesem und dem Pol hindurchkommen müsse.

Die Aufgabe der Expedition sei daher, diese Drift quer über das unbekannte Meer auszuführen und dort Untersuchungen anzustellen. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß diese Untersuchungen von gleicher Wichtigkeit seien, ob die Expedition thatsächlich den Pol selbst passire oder in einiger Entfernung von demselben. Nach unseren bisjetzt gemachten Erfahrungen zu urtheilen, könnten wir keinen Zweifel daran hegen, daß die Expedition die Aufgaben, die sie sich gestellt habe, lösen werde; alles sei ja bis zu diesem Augenblicke unseren Erwartungen entsprechend gegangen, und es sei zu hoffen und zu erwarten, daß das auch für den Rest der Reise der Fall bleiben werde. Wir hätten daher alle Aussicht, den Haupttheil unserer Aufgabe auszuführen. Nunmehr entstehe aber die Frage, ob nicht noch mehr gethan werden könne, und darauf begann ich den Leuten auseinanderzusetzen, wie das durch eine Expedition nach Norden ausgeführt werden könne.

Ich gewann den Eindruck, daß alle tiefes Interesse an der Expedition nahmen und es für höchst wünschenswerth hielten, daß der Versuch gemacht würde.

Der Haupteinwand, den sie dagegen erhoben haben würden, wenn ich sie gefragt hätte, wäre meiner Ansicht nach wol der gewesen, daß sie nicht selbst daran theilnehmen könnten. Ich stellte ihnen jedoch eindrucklich vor, daß, wenn es auch gewiß eine schöne Sache sei, so weit wie möglich nach Norden vorzudringen, es doch ein nicht um das geringste weniger ehrenvolles Unternehmen sei, die »Fram« wohlbehalten quer durch das Polarmeer und auf der andern Seite wieder heraus zu bringen, und wenn nicht die »Fram«, so doch sich selbst ohne Verlust an Menschenleben. Wenn dies geschehen sei, dann könnten wir, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, sagen, daß alles wohlgethan sei. Ich glaube, sie sahen sämmtlich die Richtigkeit davon ein.

Der Würfel ist also gefallen, und ich muß selbst glauben, daß die Expedition wirklich stattfinden wird.

Nunmehr machten wir uns allen Ernstes an die Vorbereitungen. Ich habe schon früher erwähnt, daß ich gegen Ende des Sommers mit der Herstellung eines Kajaks für eine einzelne Person begonnen hatte, dessen Gerippe aus sorgfältig zusammengebundenem Bambus bestand.

Es war eine langsame Arbeit, die mehrere Wochen dauerte; dafür erwies das Gestell sich aber auch als leicht und stark; als es vollendet war, wog es 8 Kilogramm. Später wurde es von Sverdrup und Blessing mit Segeltuch bekleidet, worauf das ganze Boot 15 Kilogramm wog. Nachdem es fertig war, hatte ich Mogstad mit der Aufgabe betraut, ein zweites, ähnliches Boot zu bauen. Jetzt machten Johansen und ich uns daran, die Bekleidung für dasselbe herzustellen.

Die Kajaks waren 3,70 Meter lang, in der Mitte ungefähr 70 Centimeter breit und das eine 30 Centimeter, das andere 38 Centimeter tief; das ist erheblich kürzer und breiter als ein gewöhnliches Eskimo-Kajak, inloedessen waren diese Boote auch nicht so leicht durch das Wasser fortzubewegen. Da sie aber hauptsächlich dazu dienen sollten, Rinnen und offene Stellen im Eise damit zu kreuzen und an etwaigem Lande entlang zu fahren, so spielte die Schnelligkeit

keine große Rolle.

Die Hauptsache war, daß die Boote stark und leicht und dabei im Stande waren, außer uns selbst Proviant und Ausrüstungsgegenstände für eine längere Zeit zu tragen. Hätten wir sie länger und schmaler gemacht, so würden sie nicht nur schwerer geworden, sondern auch beim Transport über das unebene Eis Beschädigungen mehr ausgesetzt gewesen sein. Wie sie waren, erwiesen sie sich als für unsern Zweck wunderbar geeignet. Als wir sie sorgfältig beluden, konnten wir Proviant und Ausrüstung auf mindestens drei Monate für uns, sowie ein ziemlich großes Quantum Hundefutter verstauen und außerdem noch einen oder zwei Hunde auf dem Verdeck mitführen. In allen sonstigen Beziehungen waren sie im wesentlichen wie die Eskimo-Kajaks und voll gedeckt, bis auf eine Oeffnung in der Mitte, in welcher der Ruderer saß.

Diese Oeffnung war nach Eskimoart von einem hölzernen Ringe eingefast, über welchen wir den untern Theil unserer Seehundpelze schieben konnten, die zu diesem Zwecke besonders eingerichtet waren, sodaß die Verbindung zwischen Boot und Kragen wasserdicht war. Wurde der Seehundpelz um die Handgelenke und das Gesicht dicht zugezogen, dann konnte sich die See vollständig über uns ergießen, ohne daß ein Tropfen Wasser in die Kajaks gelangte. Wir mußten uns mit solchen Booten ausrüsten für den Fall, daß wir auf unserm Wege nach Spitzbergen oder, wenn wir die andere Route wählten, zwischen Franz-Joseph-Land und Nowaja Semlja offene Strecken Wassers treffen sollten.

Außer der Oeffnung in der Mitte hatten die Boote vorn und hinten im Deck kleine Klappen, durch die wir die Hand stecken, den Proviant verstauen und leichtere Gegenstände herausholen konnten, ohne den ganzen Inhalt durch die mittlere Oeffnung herauszunehmen, wenn das, was wir brauchten, am Ende des Fahrzeugs lag. Diese Klappen konnten so geschlossen werden, daß sie vollständig wasserdicht waren.

Um das Segeltuch völlig undurchdringlich für das Wasser zu machen, wäre es am besten gewesen, wenn wir es mit Leimwasser getränkt und dann von außen mit gewöhnlicher Oelfarbe angestrichen hätten; allein einestheils war dies bei der außerordentlichen Kälte (im Raume -20° C) sehr schwierig auszuführen, andernteils befürchtete ich, daß die Farbe das Segeltuch zu hart und spröde machen würde, sodaß beim Transport über das Eis leicht Löcher hineingestoßen würden. Ich zog daher vor, es in eine Mischung von Paraffin und Talg zu tauchen, wodurch allerdings das Gewicht der Kajaks etwas vergrößert wurde, sodaß sie jetzt im ganzen je ungefähr 18 Kilogramm wogen.

Ferner ließ ich für diese Expedition einige Handschlitten besonders anfertigen; sie waren biegsam und stark und bestimmt, die harten Prüfungen auszuhalten, denen sie auf einer Expedition mit Hunden und schweren Lasten auf dem unebenen Treibeise notwendigerweise ausgesetzt werden mußten. Zwei von den Schlitten waren ungefähr von derselben Länge wie die Kajaks, d. h. 3,6 Meter.

Ich stellte auch mehrere Versuche mit der Bekleidung an, die wir tragen wollten, und war besonders bestrebt, festzustellen, ob es sich empfehlen würde, in unsern dicken Anzügen aus Wolfsfell zu gehen; ich kam aber stets zu dem Resultate, daß sie zu warm seien. So schrieb ich am 29. November darüber:

»Machte wieder in meinem Wolfsfellanzug einen Gang nach Norden, doch ist es noch immer zu milde ($-37,6^{\circ}$ C) dafür. Ich schwitzte wie ein Pferd, obgleich ich mit nüchternem Magen aufbrach und ganz langsam ging. Es geht sich in der Dunkelheit ziemlich schwer im Schnee, wenn man die Schneeschuhe nicht gebrauchen kann. Ich bin neugierig, wann es kalt genug wird, um jenen Anzug zu tragen.«

Am 9. December war ich wieder auf Schneeschuhen draußen. Kälte -41°C . Ich ging im Wolfsfellanzug, doch rann mir der Schweiß in solchen Strömen vom Rücken, daß man eine Mühle hätte damit treiben können. Noch zu warm; der Himmel mag wissen, ob es je kalt genug dafür werden wird.

Natürlich haben wir auch das Zelt und den Kochapparat probirt. Am 7. December schrieb ich:

»Ich habe das seidene Zelt, das wir mitnehmen wollen, aufgeschlagen und den Kochapparat darin probirt. Aus wiederholten Versuchen ging hervor, daß wir aus Eis von -35°C in anderthalb Stunden 3 Liter kochendes Wasser erhielten und gleichzeitig bei einem Verbrauch von 120 Gramm Petroleum 5 Liter schmolzen. Am nächsten Tage kochten wir in einer Stunde $2\frac{1}{2}$ Liter Wasser und schmolzen ebensoviel mit 100 Gramm Petroleum, während wir gestern etwa 2 Liter ausgezeichneten Hafermehlbrei in etwas über einer halben Stunde bereiteten und gleichzeitig etwas halb geschmolzenes Eis und ein wenig Wasser mit 50 Gramm Petroleum erhielten.«

Wir werden also keinen sehr großen täglichen Verbrauch an Feuerungsmaterial haben.

Dann stellte ich allerlei Berechnungen und Untersuchungen an, um ausfindigzumachen, welches die vorteilhafteste Art von Proviant für unsere Expedition sein würde. Denn es war von der größten Wichtigkeit, daß die Nahrung der Hunde wie der Menschen möglichst nahrhaft war und dennoch nicht mehr wog, als absolut nothwendig war. Ich werde später in einer Liste unserer Ausrüstungsgegenstände die Resultate meiner Untersuchungen in dieser Frage mittheilen.

Außerdem hatten wir natürlich die mitzunehmenden Instrumente zu prüfen und uns mit vielen Kleinigkeiten zu beschäftigen, die aber doch gleichfalls nothwendig waren. Gerade von der glücklichen Zusammenstellung aller dieser Kleinigkeiten hängt der schließliche Erfolg ab.

Wir beide verbrachten den größten Theil unserer Zeit mit diesen Vorbereitungen, die selbstverständlich auch einige der anderen den Winter hindurch ziemlich stark in Thätigkeit hielten. Zum Beispiel war Mogstad fortwährend beschäftigt, Schlitten anzufertigen, sie zu beschlagen u. s. w. Sverdrup nähte Schlafsäcke, während Juell zum Hundeschneider ernannt worden war und in der Zeit, wenn er nicht in der Küche zu thun hatte, von Maßnahmen, Anfertigung von Hundegeschirr und Probiren desselben in Anspruch genommen wurde.



Premierlieutenant Sigurd Scott-Hansen.

Blessing hatte uns eine kleine, leichte Apotheke einzurichten, die ausgewählte Medicamente, Bandagen und andere Dinge enthielt, welche uns von Nutzen sein konnten. Ein Mann war beständig damit beschäftigt, alle unsere Journale und wissenschaftlichen Beobachtungen u. s. w. auszugsweise auf dünnes Papier zu copiren, da ich für alle möglichen Fälle eine Abschrift davon mitnehmen wollte. Hansen war eifrig bei der Herstellung von Tabellen, die wir für unsere Beobachtungen, für den Gang unserer Chronometer und andere ähnliche Dinge brauchten, und mußte außerdem eine Karte unserer ganzen Reise und der bisherigen Drift anfertigen.

Ich konnte jedoch seine werthvolle Zeit nicht allzu stark in Anspruch nehmen, weil er seine wissenschaftlichen Beobachtungen ununterbrochen fortsetzen mußte.

Im Laufe des Herbstes hatte er es sich bei seiner Arbeit ganz erheblich bequemer gemacht, indem er mit Johansen eine Schneehütte gebaut hatte, die einer Eskimohütte nicht unähnlich war. Dort fühlte er sich sehr wohl. Vom Dache herab hing eine Petroleumlampe, deren Licht von den weißen Schneemauern wiedergespiegelt wurde und eine ganz brillante Beleuchtung gab. Hier konnte er in aller Ruhe und Bequemlichkeit mit seinen Instrumenten hantiren, ohne von dem

draußen wehenden schneidenden Winde gestört zu werden. Er fand es hier auch ganz warm, wenn er die Temperatur bis auf einige 20° unter dem Gefrierpunkt treiben konnte, sodaß er ohne größere Unannehmlichkeit die Instrumente mit der bloßen Hand einzustellen vermochte. Tag für Tag arbeitete er hier unermüdlich an seinen Untersuchungen und beobachtete die oft geheimnißvollen Bewegungen der Magnetnadel, die ihm zuweilen viele Schwierigkeiten bereiteten.

Eines Tages – es war am 24. November – kam er etwas nach 6 Uhr ganz aufgeregt zum Abendessen und sagte:

»Soeben hat sich ein seltsamer Ausschlag der Nadel bis zu 24° gezeigt, und merkwürdigerweise zeigt ihre nördliche Spitze nach Osten.



Scott-Hansen's Observatorium.

Ich kann mich nicht erinnern, je einen solchen Ausschlag der Nadel beobachtet zu haben.«

Er hatte schon mehrere Beobachtungen von 15° gehabt. Gleichzeitig hatte er durch die Thüröffnung in seinem Observatorium bemerkt, daß es draußen ungewöhnlich hell und das Eis in der Ferne sowie das Schiff deutlich zu sehen waren, als wenn es Vollmond gewesen wäre. Nordlicht war dagegen durch die dichten Wolken, welche den Himmel bedeckten, nicht zu erkennen. Danach würde es also scheinen, daß der ungewöhnliche Ausschlag der Nadel in irgendeiner Weise mit dem Nordlicht zusammenhänge, obwol sie nach Osten und nicht, wie gewöhnlich, nach Westen gerichtet war.

Daß auf der Scholle, auf welcher wir lagen, eine Störung irgendeiner Art stattgefunden hätte, kann nicht in Frage kommen; alles war hier vollkommen still und ruhig gewesen, und es war nicht denkbar, daß eine Störung, welche innerhalb eines so kurzen Zeitraumes einen solch bemerkenswerthen Ausschlag von zwei Kompaßstrichen und wieder zurück verursachen konnte, an Bord nicht bemerkt und gehört worden sein sollte. Diese Möglichkeit ist daher vollständig ausgeschlossen, und die ganze Sache erscheint mir augenblicklich noch unbegreiflich.

Blessing und ich begaben uns sofort an Deck, um nach dem Himmel zu sehen; es war allerdings so hell, daß wir die Rinnen im Eise hinter dem Heck des Schiffes ganz deutlich sahen, jedoch war darin nichts Merkwürdiges, da das oft genug vorkam.

Freitag, 30. November. Gerade vor unserem Bug fand ich eine Bärenspur auf dem Eise. Der Bär war von ostwärts gekommen und ganz sachte auf dem frischgefrorenen Eise nach der offenen Rinne getrottet, mußte aber durch irgendetwas vor dem Schiffe erschreckt worden sein, da er sich mit langen Schritten in der Richtung, in welcher er gekommen war, wieder davon gemacht hatte.

Seltsam, daß er in dieser Einöde herumstreifen mochte; was konnte er hier zu thun haben? Mit einem solchen Magen konnte man mindestens eine Reise nach dem Pol und wieder zurück ohne Mahlzeit aushalten, aber wahrscheinlich werden wir den Burschen bald wieder zurückkommen sehen, d. h. wenn ich ihn richtig erkannt habe, und dann wird er vielleicht ein wenig näherkommen, sodaß wir ihn uns betrachten können. Er kehrte jedoch nicht wieder zurück.

Ich schritt die Rinne auf dem Eise vor dem Backbordbug ab; sie war 348 Schritt weit und behielt dieselbe Breite auch eine beträchtliche Strecke nach Osten bei, während sie nach Westen auf weite Entfernung hin auch nicht viel schmaler gewesen sein kann. Nun, wenn man berücksichtigt, daß die offene Rinne hinter uns von beträchtlicher Breite ist, so ist es doch wirklich tröstlich, denken zu können, daß solche große Oeffnungen im Eise sich bilden. Es muß Raum genug zum Treiben sein, wenn wir nur Wind erhalten, Wind, der niemals kommen will.

Im ganzen ist der November ein ungewöhnlich schlimmer Monat gewesen, da wir zurück, anstatt vorwärts getrieben sind – und doch war dieser Monat voriges Jahr so gut. Aber in diesem fürchterlichen Meer kann man sich auf die Jahreszeiten nicht verlassen; alles in allem wird der Winter vielleicht kein Haar besser sein als der Sommer. Und doch wird er sich hoffentlich noch bessern – ich kann es nicht anders glauben.

Der Himmel ist mit einem dichten Schleier verhüllt, welcher, wenn die Sterne hindurch funkeln, dunkler als gewöhnlich zu sein scheint, und in dieser ewigen Nacht treiben wir einsam und verlassen umher, »denn die ganze Welt war erfüllt von leuchtendem Licht und in ungestörter Thätigkeit. Ueber ihnen breitete sich erdrückende Nacht – ein Bild der Dunkelheit, in welche sie bald eingehüllt werden sollten.«

Diese dunkle, tiefe, schweigsame Leere ist gleich dem geheimnißvollen unergründlichen Born, in welchen man hineinblickt, nach jenem Etwas, das, wie man meint, dort sein muß, nur um den Widerschein der eigenen Augen zu sehen.

Ach, die gänzlich erschöpften Gedanken, die man niemals los werden kann, werden auf die Dauer doch eine sehr langweilige Gesellschaft. Gibt es kein Mittel, um vor sich selbst zu fliehen, um einen Gedanken zu erfassen, nur einen einzigen, der darüber hinaus liegt? Gibt es keinen andern Weg als den Tod? Aber der Tod ist sicher. Eines Tages wird er kommen, groß und still, er wird Nirvana's mächtige Pforte öffnen, und du treibst hinaus in das Meer der Ewigkeit.

Sonntag, 2. December. Sverdrup ist schon seit mehreren Tagen krank; er hat während der letzten ein oder zwei Tage im Bett liegen müssen und befindet sich noch im Bett. Hoffentlich ist es nichts Ernstliches; er selbst denkt nicht schlimm davon, aber nichtsdestoweniger ist es beunruhigend.

Armer guter Bursche, er lebt nur von Haferschleim! Es ist ein Darmkatarrh, den er sich wahrscheinlich durch eine Erkältung auf dem Eise zugezogen hat. Ich fürchte, er ist in dieser Beziehung ziemlich unvorsichtig gewesen. Jetzt ist er jedoch in der Besserung, sodaß es wahrscheinlich bald vorübergehen wird; aber es ist eine Warnung, nicht allzu vertrauensvoll zu

sein.

Heute Morgen machte ich einen langen Spaziergang an der offenen Rinne entlang, die sehr ausgedehnt ist und in theilweise beträchtlicher Breite sich ein gut Stück nach Osten erstreckt. Erst wenn man eine Weile auf dem neu gefrorenen Eise, wo es sich so leicht und bequem wie auf einem gut ausgetretenen Pfade geht, weiter geschritten ist und dann wieder an eine schneebedeckte Fläche des alten Eises gelangt, wird man zum ersten mal gründlich gewahr, was es heißt, ohne Schneeschuhe zu gehen; der Unterschied ist geradezu wunderbar.

War mir vorher noch nicht warm gewesen, so sollte ich bald, nachdem ich erst eine kurze Strecke auf dem rauhen Eise zurückgelegt hatte, in Schweiß gerathen. Allein was sollte ich machen? Schneeschuhe konnte ich nicht benutzen, weil es so dunkel war, daß es schon Mühe genug kostete, auf gewöhnlichen Stiefeln sich entlang zu tasten, und selbst dann stolperte man im Düstern umher oder stürzte zwischen den schweren Eisblöcken hin.

Ich lese jetzt die verschiedenen Berichte über die englischen Expeditionen während der Franklin-Periode und die Nachforschungen nach ihm und muß gestehen, daß ich von Bewunderung erfüllt bin für die Leute und für die Summe von Arbeit, von der dort gemeldet wird. Die englische Nation hat wahrlich Ursache, stolz auf sie zu sein.

Ich erinnere mich, daß ich diese Geschichten als Knabe gelesen habe und meine jugendliche Phantasie vor sehnsüchtigem Verlangen nach der Natur und den vor mir entfalteten Bildern erschauerte. Jetzt lese ich sie wieder als Mann, der selbst ein wenig Erfahrung gesammelt hat, und nun, da Phantasien nicht länger mit Phantomen locken, beuge ich mich in Bewunderung. Es steckte Muth in den Leuten, in einem Parry, einem Franklin, einem James Roß, einem Richardson und schließlich, aber nicht zum mindesten, in M'Clintock und in all den Uebrigen. Wie gut war ihre Ausrüstung ausgedacht und mit den Hilfsmitteln, die sie zur Verfügung hatten, eingerichtet!

Wahrlich, es gibt nichts Neues unter der Sonne. Das Meiste von dem, womit ich mich brüstete und was ich für neu hielt, finde ich schon hier; M'Clintock benutzte es schon vor 40 Jahren.

Es war nicht ihre Schuld, daß sie in einem Lande geboren waren, wo der Gebrauch der Schneeschuhe unbekannt ist und wo man während des ganzen Winters kaum Schnee findet. Welche Entfernungen haben sie zurückgelegt trotz der Thatsache, daß sie ihre Erfahrungen bezüglich des Schnees und des Reisens im Schnee erst während ihres Aufenthalts hier oben sammeln mußten, trotz der Thatsache, daß sie nicht im Besitze von Schneeschuhen waren und sich mit schmalkufigen Schlitten oft über schneebedecktes unebenes Treibeis durcharbeiten mußten, so gut sie konnten; welche Strapazen und Schwierigkeiten haben sie ertragen! Niemand kann sie übertreffen, kaum kann ihnen jemand gleich kommen, wenn nicht vielleicht die Russen an der sibirischen Küste. Doch diese haben den großen Vortheil, daß sie Eingeborene eines Landes sind, wo Schnee nichts Ungewöhnliches ist.

Freitag, 14. December. Gestern feierten wir ein großes Fest zu Ehren der »Fram« als des Schiffes, das die höchste Breite erreicht hat. (Vorgestern hatten wir 82° 30' nördlicher Breite erreicht.)

Das Menu beim Mittagmahle war: gekochte Makrelen mit Butter und Petersilie, Schweinscotelettes und französische Erbsen, norwegische Walderdbeeren mit Reis in Milch, Kronen-Malzextract; später Kaffee. Zum Abendessen hatten wir frisches Brot, Rosinenkuchen u. s. w. Später war großes Concert, bei welchem Confect und eingemachte Birnen herumgereicht wurden. Der Glanzpunkt kam, als eine Bowle mit dampfend heißem, süß duftendem Kirsch-Punsch hereingebracht und unter allgemeiner Fröhlichkeit servirt wurde.

Unsere Stimmung hatte schon vorher fast den Höhepunkt erreicht gehabt, doch gab der Punsch erst der ganzen Feier die richtige Färbung. Den meisten von der Gesellschaft war es höchst räthselhaft, woher nur die Ingredientien zu dem Punsch und ganz besonders den Alkohol genommen hatten. ⁸³

Dann kamen die Toaste. Zuerst eine lange Festrede auf die »Fram«, die jetzt gezeigt habe, was sie zu leisten fähig sei. Es seien viele kluge Leute gewesen, die bei unserer Abfahrt den Kopf geschüttelt und uns Unglück weissagende Abschiedsgrüße nachgesandt hätten. Ihre Herzbeklemmungen würden aber wol weniger stark und ihre schlimmen Vorhersagungen milder sein, wenn sie uns in diesem Augenblicke sehen könnten, während wir ruhig und in aller Bequemlichkeit über die nördlichsten Breiten, denen sich je ein Schiff genähert hat, und noch weiter nördlich treiben. Die »Fram« sei jetzt nicht nur das nördlichste Schiff auf der Erdkugel, sondern habe auch schon ein großes Gebiet von bisher unbekanntem Regionen und viele Grade weiter nach Norden passirt, als in dem Ocean auf dieser Seite des Pols je erreicht worden sei. Hoffentlich werde sie aber hier nicht bleiben; hinter der nebligen Zukunft verborgen warteten viele Triumphe auf uns, Triumphe, welche einer nach dem andern sich vor uns zeigen würden, sobald ihre Zeit gekommen sei. Wir wollten jetzt aber nicht hiervon sprechen, sondern mit dem zufrieden sein, was wir bisjetzt erreicht hätten; jetzt sei ich überzeugt, daß das Versprechen, welches in dem Gruße Björnson's an uns und die »Fram« bei ihrem Stapellaufe enthalten gewesen sei, sich erfüllt habe; mit ihm könnten wir ausrufen:

Hurrah für das Schiff und die Reise so kühn,
Dorthin, wo zuvor nie ein Schiff noch erschien,
Wo niemals ein Name vorher ward genannt;
Für immer machst du unsre Heimat bekannt.

Wir könnten uns eines seltsamen Gefühls, fast ähnlich der Scham, nicht erwehren, wenn wir die Mühen und Entbehrungen, die oft unglaublichen Leiden u. s. w., welche unsere Vorgänger auf frühern Expeditionen auszustehen gehabt hätten, verglichen mit der gemächlichen Art, wie wir durch unbekannte Gegenden der Erdkugel weiter getrieben seien, als es den meisten, wenn nicht allen frühern Polarforschern beschieden gewesen sei, vorzudringen. Ja, wahrlich, ich glaubte, wir hätten alle Ursache mit unserer Reise und mit der »Fram« bisjetzt zufrieden zu sein, und ich hoffte, wir würden in der Lage sein, Norwegen etwas zurückzubringen für das Vertrauen, die Sympathie und das Geld, die es an uns gewendet habe. Aber nicht einen Augenblick sollten wir deshalb unserer Vorgänger vergessen; wir sollten bewundern, wie sie gekämpft und gelitten hatten, und uns daran erinnern, daß nur durch ihre Arbeit und durch das, was sie erreicht hätten, die Bahn für die gegenwärtige Reise vorbereitet worden sei. Ihren gesammelten Erfahrungen sei es zu danken, daß das Menschengeschlecht jetzt so weit sei, bis zu einem gewissen Grade mit dem zu kämpfen, was bisjetzt der gefährlichste und hartnäckigste Feind in den arktischen Regionen gewesen sei, mit dem *Treibeise*, und zwar in der sehr einfachen Weise, daß man mit ihm und nicht gegen ihn gehe und sich von ihm einschließen lasse, nicht unfreiwillig, sondern absichtlich, nachdem man sich vorher darauf vorbereitet habe. Auf diesem Schiffe versuchten wir, alle die Früchte der Erfahrungen unserer Vorgänger zu genießen; es habe Jahre gedauert, sie zu sammeln; allein ich fühlte, daß ich mit diesen Erfahrungen im Stande sein würde, allen Widerwärtigkeiten des Schicksals in den unbekanntem Gewässern entgegenzutreten. Meines Erachtens seien wir bisher vom Glücke begünstigt gewesen, und ich glaubte, daß wir alle der Meinung seien, daß in der Zukunft keine Schwierigkeit und kein Hinderniß zu denken seien, die wir mit den an Bord befindlichen Mitteln und Hilfsquellen nicht zu besiegen im Stande sein sollten, und dadurch in die Lage kamen, schließlich mit reicher Ernte wohlbehalten und gesund

nach Norwegen heimzukehren. Deshalb wollten wir einen vollen Humpen auf das Wohl der »Fram« leeren.

Dann folgten einige Musiknummern sowie eine Vorstellung von Lars, dem Schmied, der zum großen Vergnügen der ganzen Gesellschaft uns etwas vortanzte. Lars versicherte uns, daß, wenn er je wieder nach Hause zurückkehren und an einer Gesellschaft theilnehmen sollte, wie bei unserer Abfahrt in Christiania und Bergen, er seine Beine aufs äußerste anstrengen würde.

Dem Tanz folgte ein Toast auf diejenigen in der Heimat, die uns Jahr auf Jahr zurückerwarteten und nicht wüßten, wo sie uns in Gedanken suchen sollten, die sich vergeblich nach Nachrichten von uns sehnten, aber noch immer festes Vertrauen zu uns und unserer Reise hätten, sowie auf diejenigen, die unsere Abfahrt gestattet und die wol das größte Opfer gebracht hätten.

Die Festlichkeit währte mit Musik und fröhlicher Unterhaltung den ganzen Abend, und unsere gute Laune wurde gewiß auch dadurch nicht verdorben, daß unser vortrefflicher Doctor mit Cigarren herausrückte, einem Artikel, der hier in hohem Kurs steht, aber leider sehr knapp wird.

Die einzige Wolke in unserm Dasein ist, daß Sverdrup sich von seinem Katarrh noch nicht ganz wieder erholt hat. Er muß Diät halten, was dem armen Menschen nicht recht paßt; er darf nur Weizenbrot, Milch, rohes Bärenfleisch und Hafermehlbrei genießen, würde aber, wenn es nach seinem Willen ginge, alles essen, selbst Kuchen, Conserven und Früchte. Indeß geht es mit ihm wieder in die Höhe, und er hat auch schon eine Weile draußen sein können.

Es war bereits spät in der Nacht, als ich mich in meine Kojen zurückzog; jedoch war ich noch nicht in der richtigen Stimmung, um zu schlafen. Ich mußte hinausgehen und im wundervollen Mondlicht umherschlendern.

Um den Mond war wie gewöhnlich ein großer Hof, doch befand sich über demselben ein Bogen, der gerade den obern Rand berührte, dessen beide Spitzen aber anstatt aufwärts abwärts wiesen. Es sah aus, als ob es ein Theil von einem Kreise sei, dessen Mittelpunkt tief unter dem Monde liege. Am untern Rande des Hofes war ein großer Nebenmond oder eigentlich ein großes leuchtendes Feld, das an der obern Seite, wo es den Hof berührte, am stärksten hervortrat und einen gelben obern Rand hatte, von welchem es sich in der Form eines Dreiecks nach unten ausbreitete. Er sah aus, als ob es ein Theil eines Kreisringes auf der untern Seite des Hofes sei und mit diesem in Verbindung stehe. Quer über den Mond trieben mehrere leuchtende Cirrus-Streifen. Das Ganze machte einen phantastischen Eindruck.

Sonnabend, 22. December. Derselbe südöstliche Wind; er hat sich in einen regelrechten Sturm verwandelt, der heulend und rasselnd durch die Takelung fährt; er ist ganz lieblich anzuhören und treibt uns sicherlich mit voller Geschwindigkeit nach Norden. Stecke ich den Kopf aus dem Zelte an Deck, so pfeift mir der Wind um die Ohren, der Schnee peitscht mir ins Gesicht, und in wenigen Minuten ist die ganze Gestalt weiß. Von dem Observatorium in der Schneehütte aus und selbst aus noch geringerer Entfernung ist die »Fram« auch nicht undeutlich mehr zu sehen, und man kann die Augen nicht offen halten, ohne sie voll Schnee zu bekommen.

Ich möchte gern wissen, ob wir den 83. Grad schon passirt haben, fürchte aber, daß die Freude nicht von langer Dauer sein wird, da das Barometer in Besorgniß erregender Weise gefallen ist und der Wind sich meist in einer Geschwindigkeit von 13–15 Meter in der Secunde gehalten hat.

Gegen 12½ Uhr nachts verspürte das Schiff plötzlich einen starken Eisdruck, der alles an Bord rasseln machte; ich konnte das Zittern unter mir noch lange nachher fühlen, als ich in der Kojen lag. Endlich vernahm ich auch das durch die Pressung verursachte Getöse und Scheuern.

Ich befahl der Wache, nachzusehen, wo der Eisdruck stattfindet, und ob die Scholle, auf der wir lagen, wol bersten würde, sowie ob irgendetwas von unserer Ausrüstung in Gefahr sei. Der Mann meldete, er glaube das Geräusch der Eispressung sowohl vorn wie hinten zu hören, doch sei es wegen des Lärms, den der Sturm in der Takelung mache, nicht leicht, Bestimmtes zu unterscheiden.

Heute gegen 12½ Uhr mittags erhielt die »Fram« einen zweiten heftigen Stoß, der noch stärker war, als der, den wir in der Nacht erfahren hatten. Auch später zitterte es noch, ein Zeichen, daß eine Pressung hinten stattfand; man konnte aber des Sturmes wegen nichts hören. Diese Pressungen sind sehr merkwürdig; man sollte meinen, daß sie zunächst den Wind zur Ursache hätten. Sie treten aber immer ziemlich regelmäßig ein, obwol jetzt die Springflut noch nicht eingesetzt hat; als die Pressung vor einigen Tagen begann, hatten wir sogar beinahe taube Gezeiten. Vorher hatten nur am Donnerstag morgens um 9½ Uhr und wiederum um 11½ Uhr Eispressungen gehabt, die so stark waren, daß Peder, der sich am Lothloch befand, wiederholt aufgesprungen war, in der Meinung, das Eis werde unter ihm bersten. Es ist dies höchst seltsam; nachdem wir so lange Ruhe gehabt haben, werden wir jetzt fast nervös, sobald die »Fram« solche Stöße erhält und alles wie bei einem heftigen Erdbeben zu zittern scheint.

Sonntag, 23. December. Der Wind ist noch immer unverändert und weht gleich frisch mit einer Geschwindigkeit bis zu 12 und 14 Meter in der Secunde.

Es herrscht Schneetreiben, und der Schnee fegt dermaßen daher, daß nichts zu unterscheiden ist und tiefe Dunkelheit herrscht. Hinten auf Deck liegen um das Steuerrad und an der Reihing hohe Schneehaufen, sodaß wir beim Andeckkommen eine echte Probe eines arktischen Winters erhalten. Man schaudert und ist dankbar dafür, daß man nicht in solchem Wetter hinausziehen hat, sondern sich ins Zelt zurückziehen und durch die Luke in die warme Koje kriechen kann; allein bald wird vermuthlich die Reihe an uns kommen, selbst in solchem Wetter bei Tag und bei Nacht im Freien zu bleiben, ob wir wollen oder nicht.

Heute Morgen kam Pettersen, der in dieser Nacht die Hunde zu überwachen hatte, in den Salon und fragte, ob jemand mit einer Flinte mit ihm aufs Eis gehen wolle, er sei sicher, es sei ein Bär dort. Peder und ich gingen mit, konnten aber nichts finden, auch hörten die Hunde, als wir erschienen, auf zu bellen und begannen, miteinander zu spielen.

Darin hatte Peder aber recht: es war ein »fürchterliches Wetter«; es benahm einem fast den Athem, wenn man sich gegen den Wind richtete, und der Schneestaub drang in Mund und Nase. Das Schiff war nur in einer Entfernung von wenigen Schritten zu erkennen, sodaß es nicht rathsam war, sich weiter von ihm weg zu begeben. Dabei war es infolge der vorhandenen Schneewehen und Eishügel sehr schlecht zu gehen; bald stolperte man gegen einen Schneehaufen, bald fiel man in ein Loch. Rund herum war es stockfinster.

Das Barometer war stetig und tief gefallen, hatte endlich aber wieder ein wenig zu steigen begonnen und steht jetzt ungefähr auf 726 Millimeter. Das Thermometer beschreibt wie gewöhnlich die umgekehrte Curve; es stieg stetig, bis es nachmittags auf -21,3° C stand, jetzt scheint es wieder etwas zu fallen, obwol der Wind sich noch genau in derselben Richtung hält. Er hat uns sicherlich eine tüchtige Strecke nach Norden versetzt, ganz gewiß weit über 83° hinaus.

Es hört sich ganz angenehm an, wenn der Wind oben durch die Takelung heult und rasselt. Ach, wenn man nicht wüßte, daß alle irdischen Freuden von kurzer Dauer sind!

Gegen Mitternacht kommt der Steuermann, der die Wache hat, nach unten und meldet, daß das Eis in der Nähe des Thermometerhauses, zwischen diesem und dem Lothloch, geborsten sei. Das

ist derselbe Riß, der schon im Sommer entstanden ist und sich jetzt aufs neue geöffnet hat. Vermuthlich ist die ganze Scholle, auf der wir liegen, von der vor uns befindlichen Oeffnung bis zu derjenigen hinter uns gespalten. Der Thermograph und die übrigen Instrumente wurden aus dem Hause genommen, damit wir nicht Gefahr liefen, sie im Falle einer Eispressung zu verlieren. Sonst ist aber kaum etwas da, was in Gefahr gerathen konnte, da der Lothapparat sich in einiger Entfernung von der offenen Rinne auf der andern Seite derselben befindet. Das Einzige, was zurückgelassen wurde, ist der über dem Loche stehende Bock mit der eisernen Winde.

Donnerstag, 27. December. Wieder ist Weihnachten vorüber gegangen, und noch immer sind wir so weit von der Heimat. Wie traurig ist es doch! Dessenungeachtet bin ich nicht melancholisch, eher mochte ich sagen, ich freue mich. Es ist mir, als ob ich auf etwas Großartiges warte, das noch im Schoße der Zukunft verborgen liegt. Nach den langen Stunden der Ungewißheit schaue ich jetzt das Ende der dunklen Nacht, und zweifle nicht daran, daß alles erfolgreich enden wird, daß die Reise nicht vergeblich gemacht ist und alle unsere Hoffnungen sich verwirklichen werden. Das Los eines Forschers ist vielleicht schwer und sein Leben, wie allgemein behauptet wird, voller Enttäuschungen. Aber es ist auch voll von schönen Augenblicken, wenn er den Triumph des menschlichen Willens und menschlicher Zuversicht erblickt und den Hafen des Glückes und des Friedens winken sieht.

Ich befinde mich augenblicklich in einer eigenthümlichen Gemüthsstimmung, einem Zustande der größten Unruhe. Schon während der letzten Tage habe ich mich nicht in der richtigen Laune zum Schreiben gefühlt; die Gedanken kommen und gehen und streben unermüdlich vorwärts. Ich kann mich selbst nicht begreifen. Allein wer kann die Tiefen der Menschenseele ergründen? Das Gehirn ist eine verblüffende Maschinerie!

We are such stuff as dreams are made of...

Ist das wahr? Fast glaube ich es; ein Mikrokosmos aus dem unendlichen Traumstoff der Ewigkeit.

Dies ist das zweite Weihnachtsfest, das wir fern in der Einsamkeit der Nacht, im Reiche des Todes verbringen, nördlicher und tiefer darinnen als je zuvor. Es ist ein seltsames Gefühl dabei, und zu denken, daß es unser letztes Weihnachten an Bord der »Fram« sein wird! Man wird fast traurig gestimmt, wenn man daran denkt. Das Schiff ist uns zur zweiten Heimat, es ist uns theuer geworden; unsere Gefährten werden vielleicht noch ein weiteres Weihnachtsfest, möglicherweise noch mehrere hier zubringen, aber ohne uns, die wir von ihnen in die Einsamkeit hinausziehen.

Das Weihnachtsfest verfloß uns diesmal ziemlich ruhig, aber sehr angenehm, und jeder schien sich wohl zu fühlen. Nicht zum wenigsten trug zu unserer Freude der Umstand bei, daß der Wind uns den 83. Grad als Weihnachtsgeschenk darbrachte. Unser Glück dauerte länger, als ich erwartet hatte; der Wind blieb auch am Montag und Dienstag frisch, schlief dann aber nach und nach ein und drehte sich nach Norden und Nordosten herum. Gestern und heute war Nordwestwind. Nun, wir müssen uns darein schicken, man kann nicht umhin, zu zeiten auch widrige Winde zu haben; wahrscheinlich wird es nicht lange dauern.

Der Weihnachtsabend wurde natürlich mit einem großen Festessen begangen. Die Tafel war in wirklich imposanter Weise mit Weihnachtskuchen geziert, wie z. B. mit Armen Rittern, Hirschhörnern, Honigkuchen, Makronen, Napfkuchen und anderen kleinen Sachen, sowie Confect und dergleichen; viele Leute sind gewiß schlechter daran gewesen. Außerdem hatten Blessing und ich im Laufe des Tages im Schweiße unsers Angesichts gearbeitet, um einen »Polar-Champagner 83. Grad« herzustellen, der geradezu Sensation hervorrief. Jeder von uns glaubte allen Grund zu haben, darauf stolz zu sein, da der Champagner ein Product aus der edeln

Traubenbeere des Polargebiets, der Moltebeere, war. Den andern schien der Champagner auch zu schmecken, und es wurde daher mancher Becher dieses edeln Getränks geleert. Dann wurden ganze Haufen illustrirter Bücher herbeigebracht; dazu Musik, Vorträge und Gesang, sowie allgemeine Fröhlichkeit.

Am Weihnachtstage hatten wir natürlich ein besonders feines Diner und nach demselben Kaffee und an Bord hergestellten Curaçao, worauf Nordahl mit russischen Cigaretten erschien. Abends wurde eine Bowle mit Moltebeer-Punsch hereingebracht, die keineswegs unwillkommen zu sein schien. Mogstad spielte auf der Violine, was Pettersen dermaßen elektrisirte, daß er uns etwas vorsang und vortanzte. Er entwickelte in der That großes Talent zum Komiker und hat entschieden Anlage für das Ballet. Es ist erstaunlich, welche Vielseitigkeit er entfaltet: Maschinist, Grobschmied, Klempner, Koch, Ceremonienmeister, Komiker und Tänzer, und schließlich ist er auch noch in der Eigenschaft als Barbier und Friseur erster Klasse aufgetreten. Abends war »großer Ball«, zu welchem Mogstad aufspielen mußte, bis ihm der Schweiß von der Stirn lief; Hansen und ich hatten als Damen zu figuriren. Pettersen war unermüdlich; er schwor sich hoch und heilig: wenn er bei seiner Rückkehr nach Hause noch ein paar Stiefel an den Füßen habe, wolle er tanzen, was die Sohlen hielten.

Tag für Tag wurden wir, während wir mit rasselndem Winde zuerst aus Südost und dann aus Ostsüdost und Ost vorwärtstrieben, neugieriger, zu erfahren, wie weit wir gekommen seien; doch war beständig Schneesturm, oder der Himmel war bewölkt, sodaß wir keine Beobachtungen anstellen konnten.

Wir waren sämmtlich der Ansicht, daß wir eine tüchtige Strecke nach Norden gekommen sein müßten, aber wie weit über 83° hinaus, wußte niemand zu sagen.

Plötzlich rief Hansen heute Nachmittag, es seien über uns Sterne zu sehen. Wir waren alle in der höchsten Erwartung, aber als er herunter kam, hatte er nur *einen* Stern beobachtet, der jedoch dem Meridian so nahe stand, daß er daraus entnehmen konnte, daß wir jedenfalls nördlicher als 83° 20' nördlicher Breite ständen, eine Mittheilung, die mit Freudenrufen aufgenommen wurde. Wenn wir noch nicht auf der höchsten nördlichen Breite waren, der je der Mensch nahe gekommen ist, so befanden wir uns jedenfalls nicht weit davon. Das war ja mehr, als wir erwartet hatten, und wir befanden uns daher in gehobenster Stimmung. Da gestern zweiter Weihnachtsfeiertag war, so hatten wir, zumal da auch Juell seinen Geburtstag feierte, natürlich ein ausgesuchtes Mittagsmahl, bestehend aus Ochschwanzsuppe, Schweinscotelettes, eingemachten Preiselbeeren, Blumenkohl, Fricandellen, Kartoffeln, eingemachten Johannisbeeren, sowie Torte und einem ganz wundervollen Mandelkuchen mit der Aufschrift: » Glædelig Jul« (Fröhliche Weihnacht), vom Bäcker Hansen in Christiania; außerdem Malzextract. Wir können nicht darüber klagen, daß es uns schlecht geht.

Heute Morgen gegen 4 Uhr erhielt das Schiff einen heftigen Stoß, der alles erzittern machte; doch vernahmen wir kein Geräusch von Eispressungen. Etwa 5½ Uhr hörte ich in Zwischenpausen das Krachen und Knistern des Packeises, das in der offenen Rinne auf- und abwogte. Abends vernahmen wir ähnliche Geräusche, doch war das Eis sonst ruhig; der Spalt an der Backbordseite hatte sich wieder völlig dicht geschlossen.

Freitag, 28. December. Am Morgen ging ich hinaus, um mir den Riß an der Backbordseite anzusehen, der sich jetzt wieder dermaßen erweitert hat, daß er eine offene Rinne bildet. Natürlich folgten mir sämmtliche Hunde. Noch war ich nicht weit gekommen, als ich eine dunkle Gestalt vor mir verschwinden sah: es war »Pan«, der den hohen, steilen Rand des Eises hinabgerollt und ins Wasser gefallen war. Vergeblich quälte er sich ab, wieder herauszukommen:

rundherum war nichts als Schneeschlamm, der nirgends festen Fuß bot. Es war kaum ein Laut zu hören, nur hin und wieder ein schwaches knisterndes Geräusch. Ich beugte mich über den Rand des Eises, um mich ihm zu nähern, doch war es zu hoch, und ich wäre ihm beinahe kopfüber nachgestürzt. Was ich herauszog, waren nur lose Eisstücke und Schneeklumpen. Ich rief daher nach einer Eisaxt, allein noch ehe sie mir gebracht werden konnte, war »Pan« allein herausgeklettert. Um wieder warm zu werden, sprang er mit aller Macht auf der Scholle hin und her, gefolgt und umkreist von den laut bellenden übrigen Hunden, die damit offenbar ihrer Freude über seine Rettung Ausdruck geben wollten. Als er ins Wasser gefallen war, waren sie herbeigerannt und hatten mich winselnd angeblickt. Er that ihnen offenbar leid und sie wollten, daß ich ihm helfen sollte; sie konnten nichts sehen, rannten aber immer am Rande auf und ab, bis er wieder heraus war. Zu andern Zeiten würden einige von ihnen vielleicht sehr bereit sein, ihn in Stücke zu zerreißen; so sind nun einmal wir Geschöpfe dieser Erde. »Pan« durfte sich den ganzen Nachmittag im Salon trocknen.

Kurz vor 9½ Uhr abends erhielt das Schiff einen fürchterlichen Stoß. Ich ging hinaus, vermochte aber kein Geräusch von Eispressungen zu hören. Der Wind heulte in der Takelung dermaßen, daß es nicht leicht war, einen andern Ton zu unterscheiden. Um 10½ Uhr erfolgte ein zweiter Stoß; später fühlte man von Zeit zu Zeit Schwankungen im Schiffe, und gegen 11½ Uhr wurden die Stöße noch heftiger. Offenbar schob sich das Eis an irgendeiner Stelle in der Nähe zusammen. Ich war gerade im Begriff, mich anzuziehen und nachzusehen, als Mogstad meldete, daß sich vor dem Schiffe ein hoher, abscheulicher Hügel gebildet habe. Wir nahmen dann Laternen und gingen hin. 56 Schritt vor dem Bug erhob sich ein steiler Haufen, der sich an der offenen Rinne entlang erstreckte, wo eine fürchterliche Pressung stattfand. Das Eis rasselte und krachte und knirschte in der ganzen Länge der Rinne; der Lärm nahm ein wenig ab, worauf es in regelmäßigen Pausen wie taktmäßig aufs neue zu tosen anfing. Es schien meist neugefrorenes Eis aus den offenen Rinnen zu sein, welches den Hügel gebildet hatte, doch sah man auch einige schwere Eisblöcke dazwischen. Es schob sich langsam, aber sicher vorwärts dem Schiffe zu, wo das Eis schon auf einer beträchtlichen Strecke nachgegeben hatte und noch immer nach und nach tiefer hinabgedrückt wurde. Die Scholle rund um das Schiff war nahe an demselben geborsten, und diejenige, in welcher wir eingebettet lagen, hatte sich zu verkleinern begonnen. Es würde uns nicht lieb sein, wenn jener Eishügel bis dicht unter den Bug der »Fram« käme, weil er dort bald Schaden anrichten würde. Obwol kaum Aussicht ist, daß er sich so weit vorwärtsschieben wird, habe ich doch der Wache befohlen, scharf aufzupassen und mich sofort zu wecken, falls der Eishaufen sehr nahe kommen oder das Eis unter uns bersten sollte. Wahrscheinlich wird die Pressung, nachdem sie jetzt mehrere Stunden angehalten hat, bald aufhören. In der Nacht ¾1 Uhr fühlten wir wieder mehrere heftige Stöße auf der »Fram«, auch vernahm ich, während ich in der Koje lag, das Getöse der Eispressungen trotz des Heulens des Windes in der Takelung.

Wir hatten zu diesem Zwecke unsern reinen Weingeist verwendet.

Neuntes Kapitel

Neujahr 1895.

Mittwoch, 2. Januar 1895. Nie zuvor habe ich mich bei Beginn des neuen Jahres in so seltsamer Stimmung befunden. Es muß uns jedenfalls einige wichtige Ereignisse bringen und wird möglicherweise eines der bemerkenswerthesten Jahre meines Lebens werden, möge es mich zum Siege oder zum Untergang führen. In dieser Eiswelt kommen und gehen die Jahre unbemerkt, und wir haben ebensowenig Kenntniß davon, was sie der Menschheit gebracht haben, als wir wissen, was die späteren Jahre uns bringen werden. In dieser schweigsamen Natur ereignet sich nichts; alles ist in Dunkelheit gehüllt, nur die Sterne funkeln in unermeßlichen Fernen durch die kalte Nacht, und das Nordlicht erglänzt in flackerndem Scheine. Die »Fram« ist gerade noch undeutlich wahrzunehmen; die schwarzen Masten ragen aus der dunkeln Einöde zum Lichtgewimmel der Sterne empor. Wie ein unsichtbarer Punkt liegt das Schiff da, verloren in dem unendlich weiten Reiche des Todes. Nichtsdestoweniger ist unter seinem Deck ein behagliches und geliebtes Heim für dreizehn Männer, die sich durch die Majestät jenes Reiches nicht schrecken lassen. Da drinnen pulsirt frisches Leben, während draußen ringsum bis in weite Ferne nichts als Tod und Schweigen herrscht, das nur hin und wieder in langen Zwischenpausen durch das heftige Getöse des Eises unterbrochen wird, wenn es in gigantischen Massen auf- und abwogt. In dieser tiefen Stille klingt es wie eine Drohung; man fühlt, dämonische Mächte sind in der Nähe, die Riesen der arktischen Regionen, mit denen wir vielleicht jeden Augenblick einen tödlichen Kampf zu führen haben werden. Wir fürchten sie aber nicht.

Oft denke ich an Shakespeare's Viola, welche klagte und mit melancholischer Geduld auf einem Marmor-Postament saß. Könnten *wir* nicht diese »Geduld auf dem Marmor« darstellen, die wir hier auf dem Eise sitzen und die Jahre vorüber rollen lassen und warten, daß unsere Zeit kommen soll? Ich könnte ein solches Monument wol entwerfen.

Es würde ein einsamer Mann sein, in zottigem Wolfsfell-Gewande, überall mit Reif bedeckt, der auf einem Eishügel sitzt, über die endlosen schweren Eismassen hinweg in die Dunkelheit hinausstartet und die Wiederkehr des Tageslichts und des Frühlings erwartet.

In der Freitagnacht nach 1 Uhr war kein Eisdruck mehr bemerkbar, gestern Abend fing er aber plötzlich wieder an. Zuerst hörte ich draußen ein rumpelndes Geräusch, und aus der Takelung fiel Schnee auf das Deck des Zeltdachs, wo ich saß und las; es klang mir wie eine Eispressung. Dann erhielt die »Fram« einen so heftigen Stoß, wie wir ihn seit letztem Winter nicht verspürt hatten, sodaß ich auf der Kiste, auf der ich saß, hin und her geschaukelt wurde. Da das Schütteln und

Rumpeln anhielt, ging ich hinaus. Im Westen und Nordwesten erscholl lautes Getöse des sich zusammenschiebenden Eises, das ein paar Stunden gleichmäßig anhielt. Soll das der Gruß des Eises zum neuen Jahre sein?

Wir verbrachten den Sylvesterabend behaglich bei Moltebeerpunsch, Pfeifen und Cigaretten, und ich brauche wol nicht zu erwähnen, daß wir Kuchen und dergleichen in Ueberfluß hatten und von dem alten und dem neuen Jahre, sowie von zukünftigen Tagen sprachen. Harmonium und Violine wurden gespielt. Mitternacht kam heran. Blessing holte aus seinem anscheinend unerschöpflichen Lager eine Flasche ächten Linien-Aquavit hervor, und in diesem norwegischen Liqueur tranken wir das alte Jahr zu Ende und in das neue Jahr hinein.

Selbstverständlich drängte sich uns beim Jahreswechsel mancher Gedanke auf, da es der zweite, den wir an Bord der »Fram« erlebten und aller Wahrscheinlichkeit der letzte war, den wir zusammen erleben würden. Natürlich dankten wir uns gegenseitig für Freundschaft und gute Kameradschaft; wol kein einziger unter uns hatte gedacht, daß die Zeit hier so gut hingehen würde. Sverdrup sprach den Wunsch aus, daß die Reise, die Johansen und ich im kommenden Jahre zu unternehmen im Begriff ständen, in jeder Beziehung glücklich und erfolgreich sein möge. Und dann tranken wir auf Gesundheit und Wohlergehen derjenigen, welche im kommenden Jahre an Bord der »Fram« zurückbleiben würden, da es sich so treffe, daß wir gerade beim Jahreswechsel im Begriff ständen, uns zu trennen. Derselbe Wind, der in der Takelung über uns pfeife, treibe uns nicht nur in unbekannte Regionen, sondern bringe uns auch in höhere Breiten, als je der Fuß eines Menschen betreten habe. Wir fühlten, daß das jetzt beginnende Jahr den Wendepunkt für die Expedition bringen werde, wo die reichste Ausbeute nahe sein werde. Möchte doch dieses Jahr sich als ein recht gutes für die Leute an Bord der »Fram« erweisen, damit sie vorwärtsdringe und ihre Aufgabe erfülle, wie sie es bisher gethan habe; dann könne keiner von uns daran zweifeln, daß die Besatzung ihrer Aufgabe gewachsen sei.

Der Neujahrstag führt sich mit demselben Winde, denselben Sternen und derselben Dunkelheit wie bisher ein. Selbst um Mittag kann man kaum die geringste Dämmerung im Süden wahrnehmen. Gestern glaubte ich, eine Spur davon entdeckt zu haben; ein schwacher Lichtschimmer dehnte sich über den Himmel aus, war aber von gelblichweißer Farbe und ragte auch zu hoch empor, sodaß ich eigentlich geneigt bin, diese Erscheinung für ein Nordlicht zu halten. Auch heute sieht der Himmel in der Nähe des Horizonts etwas heller aus, doch kann das kaum etwas anderes sein als der Schimmer des Nordlichts, das sich dicht über den Nebelbänken am Horizont rings um den Himmel ausdehnt und am stärksten am Rande ist. Ganz ähnliche Lichter können zu anderen Zeiten und an anderen Stellen des Horizonts beobachtet werden. Die Luft war gestern besonders klar; der Horizont ist aber stets etwas nebelig oder dunstig. Während der Nacht hatten wir ungewöhnlich starkes Nordlicht; in raschen Wendungen schossen wogenartige Lichtstreifen über den südlichen Himmel und näherten sich fast dem Zenith, und quer über jenen Streifen sah man eine Zeit lang ein Band mit einer prächtigen Krone, deren Reflex wie Mondlicht auf dem Eise lag. Der Himmel hatte zur Feier des neuen Jahres seine Fackel angezündet – ein feenhafter Tanz blitzender Lichtstrahlen in der Nacht. Oft kommt mir der Gedanke, daß das Nordlicht das Urbild des nordischen Menschen selbst ist. Dieser Contrast! Diese schwerlastende, schweigsame Natur mit all ihrer erstarrenden Kälte! Dieser Tanz der zitternden Lichtstrahlen, weist er nicht auf den ungestümen, sprungartigen Tanz des Nordländers hin? Seine wilden Gebirgsweisen, sind sie nicht die Strahlen des Nordlichts in seiner Seele, der Aasgaardsreigen der Geisteskraft tief, tief unter der Hülle des Eises? Da dämmert Leben in der schlummernden Nacht; wenn es doch nur über die Eisflächen hinaus in die Welt hinein reichen wollte. Und nun stellt 1895 sich ein:

Drehe, Fortuna, dein Rad, lasse dem Schicksal den Lauf;
Was du uns mögest bescher'n, uns regt's nicht sonderlich auf,
Sei es nun Regen und Wind, sei's, daß die Sonne uns scheint.
Ob du ein lächelnd Gesicht uns zeigst oder ob du als Feind
Uns mit dem Schlimmsten bedräu'st, nimmer ficht beides uns an,
Denn seines Glückes ureigenster Schmied war stets noch der Mann.

Donnerstag, 3. Januar. Ein Tag der Unruhe, ein veränderungsreiches Leben trotz all seiner
Einförmigkeit; gestern noch Pläne für die Zukunft und heute möglicherweise ohne ein Dach über
dem Haupte, verlassen auf dem Eise!

Um 4½ Uhr trat heute Morgen eine neue Eispressung in der offenen Rinne hinter dem Schiffe
ein, und um 5 Uhr begann eine solche in der Rinne an der Backbordseite. Gegen 8 Uhr wachte
ich auf und hörte ein Knirschen und Krachen des Eises, als ob wieder eine Pressung eintreten
würde. Ein leichtes Zittern ging durch die ganze »Fram«, und man vernahm Krachen. Als ich an
Deck kam, war ich nicht wenig überrascht, an der ganzen Rinne an der Backbordseite entlang,
kaum dreißig Schritt von der »Fram« entfernt, einen großen Eishügel zu sehen, während die
Risse an dieser Seite bis achtzehn Schritt von uns reichten. Alle losen Gegenstände, die an dieser
Seite auf dem Eise lagen, wurden an Bord gebracht, die Bretter und Planken, die während des
Sommers die Hütte der Meteorologen gestützt hatten, sowie das Gehäuse für die Instrumente
wurden in Stücke zerlegt, weil wir nichts davon verlieren durften; dagegen war die Lothleine,
welche wir mit dem Sacknetz in dem Lothloch gelassen hatten, in die Tiefe gerissen worden. Als
ich kurz vor Mittag wieder an Bord gekommen war, hatte das Eis plötzlich aufs neue begonnen,
sich zusammenzuschieben. Ich ging hinaus, um zuzusehen. Die Pressung fand wieder in der
Rinne an der Backbordseite statt, wo der Hügel infolge des starken Druckes allmählich näher
herangeschoben wurde. Etwas später ging Sverdrup an Deck, doch kam er gleich darauf zurück
und berichtete, daß der Eishügel rasch auf uns zukomme; er brauche ein paar Mann, die
mitkommen und helfen sollten, den Schlitten mit dem Lothapparat zu beladen und nach der
Steuerbordseite herzubringen, da das Eis in der Nähe geborsten sei. Der Eishügel kommt uns
in besorgnißerregender Weise nahe und wenn er uns erreichen sollte, ehe das Schiff sich von dem
Eise losgebrochen hat, dann kann die Sache sehr unangenehm werden. Das Schiff hat jetzt eine
stärkere Neigung nach Backbord als je vorher.

Im Laufe des Nachmittags wurden verschiedene Vorbereitungen getroffen, um das Schiff zu
verlassen, wenn das Schlimmste eintreten sollte. Alle Schlitten wurden an Deck bereit gestellt
und die Kajaks klar gemacht, während 20 Kisten mit Hundekuchen an der Steuerbordseite auf
dem Eise niedergelassen und 19 Kisten mit Brot aus dem Raume geholt und nach vorn gebracht
wurden; auch vier Blechkannen mit zusammen 200 Liter Petroleum wurden an Deck geschafft.
Zehn kleinere Blechkannen waren schon vorher mit 100 Litern »Schneeflocken«-Petroleum
gefüllt und mit mehreren Gefäßen mit Gasöl an Deck gebracht worden. Als wir beim Abendessen
saßen, vernahmen wir dasselbe Knirschen und Knistern des Eises, das immer näher kam.
Schließlich hörten wir es gerade unter der Stelle, wo wir saßen, plötzlich krachen. Ich stürzte
nach oben. Es fand eine Pressung in einer etwas entfernten Rinne, fast querab von unserer
Steuerbordseite statt. Ich ging daher wieder hinab und setzte meine Mahlzeit fort. Bald nachher
kam Peder, der auf das Eis hinausgegangen war, und sagte, wie gewöhnlich lachend: »Das
Bersten ist gerade nicht übermäßig nett.« Das Eis sei keine Schlittenlänge von den Kisten mit
Hundekuchen geborsten, und der Riß dehne sich bis hinter die »Fram« aus. Als ich hinaus ging,
fand ich, daß der Riß wirklich sehr bedeutend war; die Kisten mit Hundefutter wurden daher der
größern Sicherheit wegen etwas weiter nach vorn gebracht. Rund um das Schiff fanden wir auch

mehrere kleinere Risse. Ich begab mich dann wieder hinunter, zündete mir eine Pfeife an und plauderte gemüthlich mit Sverdrup. Nachdem wir eine Zeit lang beisammen gesessen hatten, begann das Eis aufs neue zu bersten und zu pressen, und wenn ich auch nicht glaubte, daß der Lärm stärker sei als gewöhnlich, so fragte ich doch die andern, die im Salon Halma spielten, ob jemand an Deck sei, wenn nicht, möge einer von ihnen so freundlich sein und nachsehen, wo das Eis sich zusammenschiebe. Gleich darauf hörte ich oben eilige Schritte: es war Nordahl, der meldete, die Pressung sei an der Backbordseite; es wäre am besten, wenn jemand an Deck bliebe. Peder und ich sprangen sofort hinauf, und mehrere der andern kamen uns nach. Als ich die Leiter hinunterkletterte, rief mir Peder von oben zu: »Wir müssen die Hunde herauslassen; sehen Sie, da steht schon Wasser auf dem Eise!«

Es war hohe Zeit, daß wir kamen, da das Wasser schon in den Hundestall strömte und dort bereits hoch stand. Peder watete bis zu den Knien im Wasser und stieß die Thür auf. Die meisten Hunde stürzten heraus und rannten umher, daß das Wasser aufspritzte, während einige sich furchtsam bis in die innersten Winkel verkrochen und herausgezogen werden mußten, obwol das Wasser ihnen schon hoch an den Beinen hinauf reichte. Die armen Thiere! Es muß ihnen jämmerlich genug zu Muthe gewesen sein, bei dem Bewußtsein, daß sie in einen solchen Raum eingeschlossen waren, während das Wasser stetig an ihnen emporstieg; trotzdem machten sie aber nicht mehr Lärm als gewöhnlich.

Nachdem die Hunde in Sicherheit gebracht waren, ging ich um die »Fram« herum, um zu sehen, was sonst noch passirt sei.

Das Eis war an dem Schiffe entlang bis vorn in die Nähe des Steuerbordbugs geborsten, und aus diesem Riß war das Wasser nach der Backbordseite geströmt, wo die Scholle durch das Gewicht der sich stetig auf uns zuschiebenden Eishügel niedergedrückt war. Der Spalt war gerade unter der Feldschmiede durch gegangen, welche dadurch in Gefahr kam und daher auf einen Schlitten gesetzt und nach der großen Scholle an Steuerbord querab vom Heck geschafft wurde. Nach demselben Platze brachten wir auch 11 Kisten mit Pemmikan, sowie die Kisten mit Hundekuchen und 19 Kisten mit Brot. Wir haben jetzt also dort ein vollständiges Depot liegen, hoffentlich in völliger Sicherheit, da das Eis so dick ist, daß es vermuthlich nicht nachgeben wird. Das hat Leben unter die Leute gebracht; sie sind sämmtlich an Deck gekommen. Nachdem wir noch weitere vier Blechkannen mit Petroleum herausgeholt hatten, machten wir uns an die Arbeit und brachten 21 Kisten mit Brot und einen weitem Vorrath von Pemmikan, sowie Chokolademehl, Butter, »Bril«-Proviand, Suppentafeln u. s. w., nach unserer Berechnung für 200 Tage, aus dem Raum auf Deck zur weitem Fortschaffung; auch wurden Zelte, Kochapparat und dergleichen bereit gemacht, sodaß jetzt alles oben in Ordnung war und wir uns ruhig zum Schlafen niederlegen konnten. Doch war es nach Mitternacht geworden, ehe wir fertig waren.

Ich hoffe noch immer, daß alles blinder Lärm gewesen ist und wir keine Gelegenheit zum Verbrauch dieser Vorräthe haben werden; dessenungeachtet ist es unsere Pflicht, alles in Bereitschaft zu haben für den Fall, daß das Unerwartete eintreten sollte. Außerdem wurde der Wache dringend eingeschärft, auf die Hunde zu achten und scharf aufzupassen, falls das Eis unter unsern Kisten bersten oder die Eispressung aufs neue beginnen sollte. Wenn irgendetwas passire, sollten sofort alle geweckt werden, lieber zu früh als zu spät.

Während ich hier noch sitze und schreibe, höre ich das Knirschen und Krachen draußen wieder beginnen; es finden also noch immer Eispressungen statt. Alle sind in bester Stimmung, und es scheint fast, als ob sie dies als eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit unsers Daseins betrachten. Nun, es ist 1½ Uhr; ich glaube, ich lege mich lieber in die Koje; ich bin müde, und

der Himmel mag wissen, wie bald ich wieder geweckt werde.

Freitag, 4. Januar. Während der Nacht verhielt sich das Eis ruhig, aber den ganzen Tag über hat es mit Intervallen wieder gekracht und sich zusammengeschoben; heute Abend ist es wiederholt geborsten, und gegen 9 Uhr und später konnte man viele Eispressungen beobachten. Eine Zeit lang traten diese ganz leicht in regelmäßigen Zwischenräumen ein, zuweilen mit einem plötzlichen Stoß und mit ordentlichem Getöse; darauf nahmen sie wieder ab, um dann aufs neue zu tosen. Inzwischen wird der Hügel immer höher und rückt uns gerade auf den Leib, langsam, wenn die Pressung nur mit Zwischenpausen kommt, schneller, wenn der Andrang längere Zeit anhält. Man kann den Eishaufen thatsächlich näher und näher herankriechen sehen; jetzt, um 1 Uhr, ist er nur wenige, kaum fünf Schritt von dem Schneehügel in der Nähe der Bugpforten entfernt. Von dort bis zum Schiffe sind es kaum mehr als 3 Meter, sodaß es nicht mehr lange dauern wird, bis er uns erreicht. Inzwischen fährt das Eis fort sich zu spalten, während die solide Masse, in welcher wir eingebettet liegen, an Steuerbord wie an Backbord immer kleiner wird. Mehrere Risse reichen bis an die »Fram« heran. Da das Eis unter dem Gewichte des Hügels an der Backbordseite sich senkt und die »Fram« größere Neigung dort hinüber bekommt, so strömt mehr Wasser über das neue Eis, welches sich auf dem gestern ausgetretenen Wasser gebildet hat. Dies heißt beinahe Zoll für Zoll sterben.



Die »Fram« nach der Eispressung (10. Januar 1895).

Langsam aber sicher rückt der unheilbringende Hügel heran, der aussieht, als ob er direkt über die Rehling zu gehen beabsichtige. Aber wenn die »Fram« uns nur den Gefallen thun und sich aus dem Eis befreien wollte, dann bin ich gar nicht bange, daß dies noch gut ausgehen wird; freilich sieht es sich augenblicklich recht häßlich an. Wir werden vermuthlich noch einen recht harten Kampf haben, ehe sie sich losbrechen kann, wenn sie das nicht sofort thut.

Ich ging dann hin und schaute mir den Hügel an. Wie sicher er fortschreitet! Ich betrachtete auch die Risse im Eise, wie sie sich um das Schiff herum bildeten und ausdehnten; ich hörte zu, wie es im Eise unter meinen Füßen krachte und knisterte, und hatte wenig Lust, meine Kojen

aufzusuchen, ehe ich die »Fram« nicht ganz vom Eise befreit gesehen hätte. Während ich hier noch sitze, höre ich, wie das Eis einen neuen Augriff unternimmt und lärmt und preßt, woraus ich erkenne, daß der Eishügel immer näher kommt. Es findet auch eine merkbare Eispressung statt, die anscheinend nie wieder aufhören will. Ich glaube nicht, daß wir noch mehr thun können. Alles ist bereit, das Schiff zu verlassen, wenn es nöthig sein sollte. Heute wurden die Kleidungsstücke u. s. w. hinaufgebracht und für einen jeden in Säcken zur Fortschaffung bereit gelegt.

Eine eigentümliche Lage; die Möglichkeit ist unstreitig vorhanden, daß alle unsere Pläne durch unvorhergesehene Ereignisse durchkreuzt werden, aber die Wahrscheinlichkeit dafür ist nicht groß.

Ich habe keine Angst; nur möchte ich gern wissen, ob wir wirklich alles auf das Eis bringen sollen oder nicht. Es ist aber nach 1 Uhr, und ich glaube daher, das Vernünftigste, was ich thun kann, ist, mich hinzulegen und zu schlafen.

Die Wache hat Ordre, mich zu wecken, sobald der Eishügel sich der »Fram« nähert. Ein Glück, daß wir jetzt Mondschein haben, sodaß wir wenigstens von allen diesen Gräueln etwas sehen.

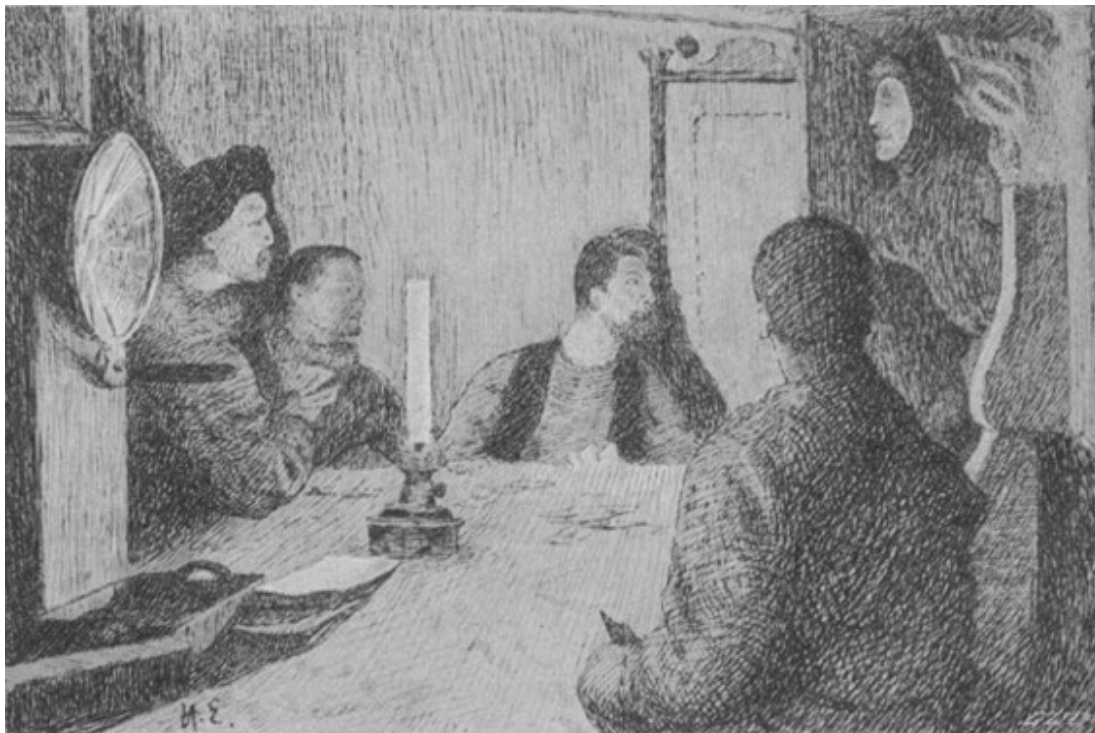
Vorgestern erblickten wir den Mond zum ersten mal über dem Horizont, gestern schien er eine Zeit lang, und jetzt haben wir ihn Tag und Nacht. Eine höchst günstige Lage der Dinge. Es ist gleich 2 Uhr, ich muß jetzt schlafen. Ich höre, der Eisdruck ist wieder stärker geworden.

Sonnabend, 5. Januar. Heute Nacht schläft jeder in voller Kleidung, die unentbehrlichsten Gegenstände liegen zur Seite oder sind am Körper befestigt; jeder ist bereit, beim ersten Warnungsrufe auf das Eis zu springen. Alles sonst Nöthige, Proviant, Kleidungsstücke, Schlafsäcke u. s. w., ist bereits aufs Eis gebracht worden. Wir haben den ganzen Tag daran arbeiten müssen, sind jetzt aber in schönster Ordnung und vollkommen fertig, das Schiff im Nothfalle zu verlassen. Wie ich glaube, wird dies jedoch nicht eintreten, da der Eisdruck gestern so schlimm war, wie er nur sein konnte.

Ich habe gut geschlafen und bin nur einmal aufgewacht; ich horchte dann auf das Knirschen und Schieben und Krachen des Eises, bis ich wieder einschlief. Um 5½ Uhr morgens wurde ich von Sverdrup geweckt, der mir berichtete, daß der Eishügel jetzt die »Fram« erreicht habe und heftig gegen uns andränge, sowie daß das Eis bis zur Rehling hinausrage.

Ich blieb darüber nicht sehr lange im Zweifel, denn ich hatte noch kaum die Augen geöffnet, als ich es draußen im Eise donnern und krachen hörte, als ob der Tag des Jüngsten Gerichts gekommen sei. Ich sprang auf. Es blieb nichts weiter übrig, als die ganze Mannschaft zu wecken, allen noch übrigen Proviant auf das Eis zu schaffen und dann unsere Pelze und sonstigen Ausrüstungsgegenstände an Deck zu bringen, sodaß sie im Nothfalle jeden Augenblick über Bord geworfen werden konnten. Damit ging der Tag hin, doch blieb das Eis ruhig. Zuletzt wurde auch das Petroleumboot, das in den Davits an der Backbordseite hing, herabgelassen und nach der großen Scholle geschleppt. Gegen 8 Uhr abends, als wir glaubten, daß die Eispressung nachgelassen habe, begann das Donnern und Krachen noch ärger als je vorher. Als ich nach oben eilte, stürzten mittschiffs große Massen Schnee und Eis hoch über die Rehling und das Zelt. Doch Peder, der ebenfalls herauf kam, ergriff eine Schaufel und rannte vorn aus dem Zelt nach dem Vorderende des Halbdecks, wo er das Eis fleißig wegzuschaufeln begann. Ich folgte ihm, um mich selbst von der Sachlage zu überzeugen. Ich sah mehr, als mir lieb war. Es war hoffnungslos, gegen einen solchen Feind mit der Schaufel zu kämpfen, und ich rief daher Peder zu, zurückzukommen, und sagte: »Wir wollen lieber alles auf das Eis bringen.« Kaum hatte ich ausgesprochen, als das Eis mit erneuter Kraft heranschob und donnerte und krachte. Peder

bemerkte darauf: »Da hätte mich bald mitsammt der Schaufel der Teufel geholt«, wobei er sich vor Lachen ausschütten wollte. Ich stürzte zurück nach dem Deck und begegnete unterwegs Mogstad, der ebenfalls mit einer Schaufel in der Hand herbeieilte, von mir aber zurückgeschickt wurde. Als ich dann nach vorn unter das Zeltdach zur Leiter lief, sah ich, wie ersteres sich unter dem Gewicht der Eismassen herunterbog und diese darüber hin fielen und über die Rehling stürzten. Es waren solche Mengen, daß ich jeden Augenblick zu sehen erwartete, wie das Eis hereinbrechen und den Eingang versperren würde. Als ich nach unten kam, rief ich alle Mann an Deck, sagte ihnen aber, daß sie nicht durch die Thür an der Backbordseite, sondern durch den Kartenraum und an der Steuerbordseite hinausgehen sollten. Zunächst mußten alle Säcke aus dem Salon hinaufgeschafft werden und dann hatten wir diejenigen, welche an Deck lagen, in Sicherheit zu bringen. Denn ich befürchtete, es könnte, wenn die Thür an der Backbordseite nicht geschlossen gehalten würde, das Eis, falls es durch das Zelt brechen sollte, über das Deck und durch die Thür dringen, den Durchgang füllen, die Treppe hinabstürzen und uns wie in einer Mausefalle einschließen. Allerdings war der Durchgang vom Maschinenraum nach oben für diesen Nothfall freigemacht worden, allein dieses Loch war zu eng, um mit den schweren Säcken durchzukommen, auch war nicht zu sagen, wie lange dieser Weg offen bleiben würde, sobald das Eis uns erst einmal ordentlich angriff. Ich sprang wieder hinauf, um die Hunde loszumachen, die wir in »Castle Garden«, einem Stall an Deck an der Backbord-Rehling, eingeschlossen gehalten hatten. Sie winselten und heulten ganz kläglich unter dem Zelt, da die Schneemassen dasselbe jeden Augenblick zu sprengen und die Hunde lebendig unter sich zu begraben drohten. Ich schnitt die Befestigungen mit einem Messer durch und riß die Thür auf, worauf die meisten von ihnen in voller Jagd an der Steuerbordseite herausstürzten. Inzwischen hatten die Leute mit dem Heraufschaffen der Säcke begonnen.



Alle Mann an Deck!

Es war unnöthig, sie zur Eile anzutreiben; das besorgte das Eis, das sich so gegen die Schiffsseiten preßte, daß ich glaubte, es sei alles aus. Es war in der Dunkelheit ein fürchterliches Durcheinander, und um allem die Krone aufzufetzen, hatte der Steuermann in der Eile die

Lampen ausgehen lassen. Ich mußte nochmals hinuntergehen, nur etwas über die Füße zu ziehen, da meine finnischen Schuhe in der Kajüte zum Trocknen hingen. Als ich hinunterkam, hatte die Eispressung ihren Höhepunkt erreicht; die Balken des Halbdecks krachten über mir, daß ich glaubte, sie würden auf mich herabstürzen.

Bald waren der Salon und die Kabinen von den Säcken geleert, und ebenso auch das Deck, worauf wir uns daran machten, die Sachen auf dem Eise weiterzuschleppen. Dieses brüllte und krachte mit solcher Gewalt gegen die Schiffseiten, daß wir kaum unser eigenes Wort verstehen konnten. Doch lief alles gut ab, und nach kurzer Zeit war das ganze Gepäck in Sicherheit gebracht.

Während wir die Säcke schleppten, hatte das Pressen des Eises endlich aufgehört, worauf alles wieder so ruhig war wie zuvor.

Aber welch ein Anblick! Die Backbordseite der »Fram« war vollständig unter Schnee begraben; das Einzige, was man sehen konnte, war das aus demselben hervorragende Zeltdach. Hätte das Petroleumboot noch in den Davits gehangen, wie ein paar Stunden vorher, es würde kaum der Vernichtung entgangen sein. Die Davits waren völlig von Eis und Schnee bedeckt. Ein merkwürdiges Boot! Feuer und Wasser haben sich dagegen als machtlos erwiesen; es ist unversehrt aus dem Eis herausgekommen und liegt jetzt mit dem Kiel nach oben auf der Scholle. Es hat bisjetzt ein stürmisches Dasein geführt und beständig Unfälle gehabt; ich bin neugierig, was ihm demnächst beschieden sein wird.

Es war, wie ich zugeben muß, eine höchst aufregende Scene, als die Situation am schlimmsten war und wir es für dringend nothwendig hielten, die Säcke mit größtmöglicher Geschwindigkeit aus dem Salon herauszuschaffen. Wie mir Sverdrup jetzt erzählt, war er gerade im Begriff gewesen, ein Bad zu nehmen, und hatte nackt, wie ihn Gott erschaffen, dagestanden, als er mich alle Mann an Deck rufen hörte. Da dies noch nie vorgekommen war, hatte er begriffen, daß etwas Ernstliches vorgehe, und war schleunigst in die Kleider gefahren. Auch Amundsen hatte sich gedacht, daß etwas nicht in Ordnung sei. Er war der erste, der mit seinem Sack nach oben kam; in der Verwirrung hatte er aber den von mir gegebenen Befehl, durch die Steuerbordthüre hinauszugehen, nicht verstanden oder vergessen, hatte sich daher an der Backbordseite entlang getappt und war in der Dunkelheit über den Rand des Halbdecks hinabgestürzt. »Nun, das schadete nichts«, meinte er, »an dergleichen bin ich schon gewöhnt.« Als er sich aber von dem Fall wieder etwas erholt hatte und noch auf dem Rücken lag, wagte er es nicht, sich zu erheben, denn es schien ihm, als ob das Zelt mit allem auf ihn herabstürzen wollte, und es donnerte und krachte gegen die Reihing und den Rumpf, als ob der jüngste Tag gekommen sei. Da begriff er endlich, weshalb er auf der Steuerbord- und nicht auf der Backbordseite hätte hinausgehen sollen.

Alles, von dem man denken konnte, daß es uns möglicherweise von Nutzen sein würde, wurde herausgeschafft. Den Steuermann sahen wir einen großen Kleidersack wegschleppen, sowie ein schweres Bündel Becher, die an der Außenseite des Sackes befestigt waren.

Später lief er mit allen möglichen Dingen umher, mit Fausthandschuhen, Messern, Bechern u. s. w., die an seinen Kleidern befestigt waren und an seinem Körper herabhingen, sodaß man das klappernde Geräusch schon aus der Ferne hören konnte. Er bleibt bis zuletzt der alte.

Abends begannen alle, ihren Vorrath an Kuchen, Confect und dergleichen aufzuessen; auch rauchten sie Taback und genossen das Leben in der aufgeräumtesten Stimmung. Offenbar meinten sie, es sei nicht sicher, wann sie wieder so gute Zeiten an Bord der »Fram« haben würden, und hielten es daher für besser, die Gelegenheit zu benutzen. Wir befinden uns jetzt auf Kriegsfuß in einem leeren Nest.

Zur Vorsicht haben wir den Durchgang an der Steuerbordseite, der als Bibliothek benutzt wurde und deshalb geschlossen war, wieder aufgesprengt und halten jetzt alle Thüren offen, sodaß wir stets die Gewißheit haben, hinaus zu können, selbst wenn irgendetwas brechen sollte. Wir möchten nicht gern, daß der Eisdruck uns die Thüren verschließe, indem er die Thürpfosten zusammendrückt. Die »Fram« ist unstreitig ein starkes Schiff. Wir haben einen mächtigen Eishügel an unserer Backbordseite, und es ist jetzt gerade die Zeit der Eispressungen. Das Schiff legte sich mehr auf die Seite als je, fast 7°, aber nach dem letzten Eisdruck, den es auszuhalten hatte, hat es sich wieder ein wenig gehoben, sodaß es sich vom Eise losgebrochen haben muß und sich aufzurichten begonnen hat; jetzt ist ohne Zweifel alle Gefahr vorüber. Die ganze Geschichte wird als »Viel Geschrei und wenig Wolle« enden.

Sonntag, 6. Januar. Ein ruhiger Tag; seit gestern Abend keine Eispressungen. Die meisten Leute schliefen heute Morgen gut. Am Nachmittag sind sie sämtlich sehr eifrig beschäftigt gewesen, die »Fram« wieder aus dem Eise auszugraben; wir haben schon die Rehling von hinten bis zum Halbdeck freigemacht, doch ist ein beträchtlicher Haufen auch auf das Zeltdach gefallen. Das Eis reichte bis zur zweiten Webeleine der Fockwanten, volle 2 Meter über die Rehling. Unbegreiflich ist, daß das Zelt den Druck ausgehalten hat; es ist aber sehr gut, daß dies der Fall war, weil man sonst nicht gewußt hätte, was aus vielen der Hunde geworden wäre.

Heute Nachmittag nahm Hansen eine Meridianhöhe, die 83° 34' nördlicher Breite ergab. Hurrah! Wir kommen gut nach Norden weiter, 13 Minuten seit Montag, und sind jetzt auf der nördlichsten Breite, die je erreicht worden ist. Ich brauche wol nicht zu erwähnen, daß diese Gelegenheit bei einer Bowle, eingemachten Früchten, Kuchen und Cigarren vom Doctor gehörig gefeiert wurde.

Gestern Abend rannten wir mit unseren Säcken um das Leben, heute trinken wir Punsch und schmausen: das sind die Wechselfälle des Schicksals. All das Getöse des Eises während der letzten Tage war vielleicht nur ein Salut zur Feier der Erreichung einer so hohen Breite! Dann muß man zugeben, daß das Eis uns nach Möglichkeit Ehre angethan hat. Nun, es macht nichts; mag es krachen, wenn wir nur nordwärts weiterkommen. Die »Fram« hält es jetzt sicher aus; sie ist vorn um 30 Centimeter, hinten um etwa 15 Centimeter weniger belastet und sogar ein wenig zurückgegangen. Wir können nicht eine einzige Rehlingsstütze finden, die sich gelockert hätte; aber trotzdem werden heute Abend alle Mann in voller Ausrüstung sich schlafen legen, bereit, aufs Eis zu flüchten.

Montag, 7. Januar. Im Laufe des Tages fand gelegentlich etwas Eispressung statt, sie war jedoch nur von kurzer Dauer; dann war wieder alles ruhig. Offenbar hat das Eis sich noch nicht wieder gesetzt, und wir haben daher von unserm Freunde an der Backbordseite noch mehr zu erwarten, sodaß ich ihn ganz gern gegen einen bessern Nachbar vertauschte.

Es scheint, als ob der Eisdruck seine Richtung geändert hätte, seitdem der Wind nach Südost herumgegangen ist. Er beschränkt sich jetzt auf das Eis von vorn bis hinten leewärts vom Winde, während der Eishügel an der Backbordseite, der fast luvwärts liegt, sich ziemlich ruhig verhalten hat.

Alles hat ein Ende, sagte der Junge, als er die Ruthe bekommen hatte; vielleicht sind die Eispressungen jetzt zu Ende, vielleicht auch nicht; das eine ist ebenso wahrscheinlich wie das andere.

Heute wird die Arbeit des Ausgrabens der »Fram« fortgesetzt; jedenfalls wollen wir die Rehling vom Eise frei machen. Das Schiff bietet im Mondschein einen höchst imposanten Anblick. So sehr man sich auch seiner eigenen Kraft bewußt sein mag, kann man doch nicht umhin, einen

Gegner zu achten, der über solche Gewalt verfügt und in wenigen Augenblicken so mächtige Kriegsmaschinen in Bewegung setzen kann. Wahrscheinlich soll das Eis irgendeinen Sturmbock darstellen. Aber die »Fram« ist ihm gewachsen; kein anderes Schiff würde indeß einem solchen Angriff haben Stand halten können. In weniger als einer Stunde kann das Eis eine Mauer neben und über uns aufbauen, aus der herauszukommen uns einen Monat und vielleicht noch mehr Zeit kosten würde.



Die »Fram« im Mondschein nach der großen Eispressung im Januar 1895.

Es ist etwas Gigantisches daran; es ist wie ein Kampf zwischen Zwergen und einem Riesen, in welchem die Zwerge zur Schlaueit und List ihre Zuflucht nehmen müssen, um aus den Händen des andern zu entkommen, der selten seinen Griff lockert. Die »Fram« ist das Schiff, das die Zwerge mit all ihrer Schlaueit gezimmert haben, um den Kampf mit dem Riesen aufzunehmen, und an dessen Bord sie mit ameisenartigem Fleiß arbeiten, während jener es nur der Mühe werth hält, hin- und wieder seinen Körper umzuwenden. Aber jedes mal, wenn er sich herumdreht, ist es, als ob die Nußschale zertrümmert und begraben werden und verschwinden sollte. Die Zwerge haben jedoch so geschickt gebaut, daß die Nußschale immer flott bleibt und sich der tödlichen Umarmung entwindet. Alle die alten Sagen und Mythen von den Riesen, von Thor's Kampf in Jotunheim, als die Berge donnernd einstürzten und die Felsen umhergeschleudert wurden, als die Thäler sich mit fallenden Felsstücken füllten, kommen mir in Erinnerung, wenn ich diese mächtigen Eismassen sehe, die sich rund herum im Mondschein bewegen. Und wenn ich die Leute betrachte, die auf dem Eishügel stehen und hacken und graben, um einen Bruchtheil davon zu entfernen, dann erscheinen sie mir kleiner als Zwerge, ja noch kleiner als Ameisen. Wenn die Ameisen aber auch nur ein einzelnes Korn tragen können, so bauen sie doch im Laufe der Zeit einen Ameisenhaufen, in welchem sie, geschützt gegen Sturm und Winter, behaglich leben können.

Wäre dieser Angriff auf die »Fram« von der Bosheit selbst geplant worden, er hätte nicht schlimmer sein können. Die 2,3 Meter dicke Scholle hat sich an der Backbordseite gegen uns

herangeworfen, hat sich dann auf dem Eise, auf welchem wir liegen, in die Höhe geschoben und drängt es mit Gewalt in die Tiefe.

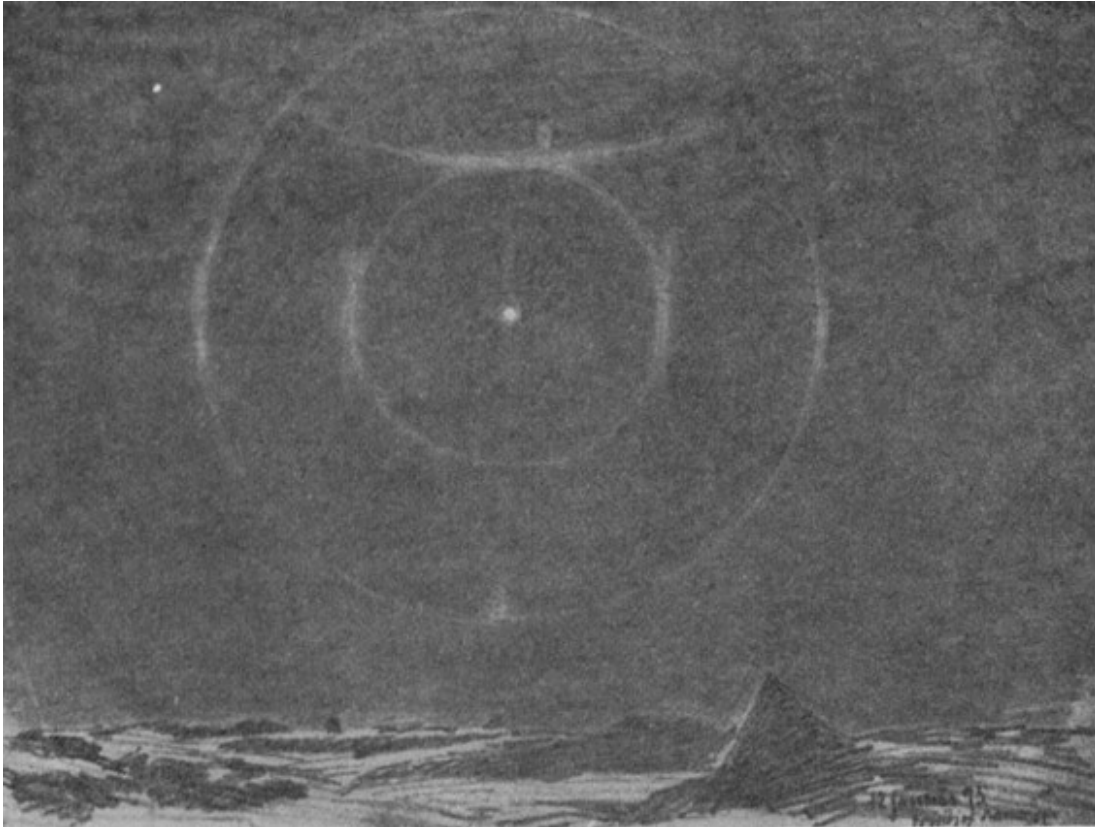
Zugleich mit diesem Eise wurde die »Fram« hinabgezwängt, während die andere Scholle auf dem Eise unter ihm in die Höhe drängte, sich gegen das Schiff warf und es mittschiffs angriff, solange es noch festgefroren war. Soweit ich es zu beurtheilen vermag, hätte das Schiff kaum eine stärkere Pressung erfahren können, und es ist daher kein Wunder, daß es unter derselben ächzte; allein das Schiff hielt den Druck aus, brach los und hob sich wieder. Wer wird jetzt noch sagen, daß die Form des Schiffes von geringer Bedeutung sei? Wäre die »Fram« nicht so wie sie ist entworfen, wir würden jetzt nicht mehr hier sitzen. Nirgends im Schiffe ist ein Tropfen Wasser zu finden ...

Seltsamerweise hat das Eis uns seitdem keine solche Quetschung mehr bereitet. War es der Todesgriff, den wir am Sonnabend gefühlt haben? Er ist schwer zu beschreiben, war aber kräftig genug.

Heute Morgen machten Sverdrup und ich einen Gang über das Eis, doch war keine Spur einer neuen Pressung zu bemerken, vielmehr war das Eis eben und ununterbrochen wie früher. Das Zusammenschieben hat sich auf einen kleinen Streifen von Osten nach Westen beschränkt, und die »Fram« hat gerade auf dem allerschlimmsten Punkte gelegen.

Nachmittags hat Hansen die gestrigen Beobachtungen ausgerechnet; das Resultat ist $83^{\circ} 34,2'$ nördlicher Breite und $102^{\circ} 51'$ östlicher Länge. Wir sind also seit Sylvester nach Norden und Westen getrieben, und zwar 28 Kilometer nach Westen und nur 25 Kilometer nach Norden, während der Wind meist aus Südwest wehte. Die Scholle scheint den Kurs nach Nordwesten entschiedener als je eingeschlagen zu haben, und es ist daher nicht zu verwundern, daß einiger Eisdruck stattfindet, wenn der Wind das Eis quer zu unserm Kurse treibt.

Ich glaube, daß wir kaum eine besondere Erklärung für die Pressungen brauchen, da wir offenbar wieder Packeis mit Spalten, Rinnen und Hügeln erreicht haben, wo der Druck einige Zeit anhält, wie wir es im ersten Winter erfahren haben. Auf dem uns umgebenden Eise haben wir beständig mehrere ähnliche Strecken angetroffen, selbst wenn das Eis sonst ganz ruhig war.



Merkwürdige Mondhöfe.

Heute Abend zeigte sich eine ganz merkwürdige Helle gerade unter dem Monde. Sie erschien wie ein ungeheurer leuchtender Heuschaber am Horizont und reichte mit ihrem obern Theile bis hinein in den Hof um den Mond; an der obern Seite des Hofes war der gewöhnliche umgekehrte Lichtbogen zu sehen.

Am nächsten Tage, 8. Januar, bemerkten wir hin und wieder Mahlen im Eise. Während Mogstad und ich an den Handschlitten im Raum arbeiteten, begann es über und unter uns im Schiffe zu krachen, was sich später noch mehrere male wiederholte; doch wurde es inzwischen ruhiger.

Ich habe auf dem Eise oft dem Mahlen desselben zugehört und seine Wirkung beobachtet, jedoch ging sie nie über Krachen und Knistern unter der Oberfläche und in den Eishügeln neben uns hinaus.

Vielleicht soll uns das warnen, allzu vertrauensvoll zu sein! Ich bin gar nicht so sicher, daß das unnöthig ist. In Wirklichkeit ist es, als ob man auf einem rauchenden Vulkan lebte. Die Eruption, die unser Schicksal besiegeln wird, kann jeden Augenblick eintreten. Davon hängt Erfolg oder Fehlschlag ab. Und was ist der Einsatz? Entweder wird die »Fram« heimkehren und die Fahrt durchaus gelingen, oder wir werden das Schiff verlieren und mit dem zufrieden sein, was wir erreicht haben, und können auf dem Heimwege vielleicht noch einige Theile von Franz-Joseph-Land erforschen. Das ist alles. Jedenfalls würde es aber sehr hart sein, das Schiff zu verlieren, und ein sehr trauriger Anblick, es verschwinden zu sehen.

Einige von den Leuten sind unter der Führung von Sverdrup beschäftigt, das Eis des Hügels an der Backbordseite wegzuhacken, und haben schon gute Fortschritte gemacht. Mogstad und ich sind fleißig dabei, die Schlitten in Ordnung zu bringen und für den Gebrauch vorzubereiten, da ich sie nöthig habe, mögen wir nach Norden oder Süden gehen.

Liv ist heute zwei Jahre alt. Sie ist jetzt schon ein großes Mädchen. Ich möchte wissen, ob ich sie wiederkennen würde; ich würde wol kaum einen bekannten Zug an ihr finden. Es gibt großes Fest mit allen möglichen Geschenken für sie. Mancher Gedanke wird sich nordwärts wenden, und doch wissen sie nicht, wo sie uns suchen sollen, denken nicht, daß wir hier im Eise eingebettet in den höchsten nördlichen Breiten treiben, in der tiefsten Polarnacht, in die man je eingedrungen ist.



Winternacht (14. Januar 1895).

Während der nächsten Tage wurde das Eis stetig ruhiger.

In der Nacht des 9. Januar krachte und mahlte das Eis wieder ein wenig; dann hörte dies ganz auf, und am 10. Januar lautete die Meldung: »Eis ganz ruhig«. Wäre der Eishügel an der Backbordseite nicht gewesen, dann würde man gewiß nicht gedacht haben, daß hier ein solcher Bruch des ewigen Friedens stattgefunden hatte, so ruhig und friedlich ist es jetzt. Einige Leute hauen noch von dem Eise weg, das zusehends weniger wird.

Mogstad und ich sind im Raume fleißig an den Schlitten beschäftigt. Zwischendurch habe ich auch einen Versuch gemacht, die »Fram« im Mondschein von verschiedenen Punkten aus zu photographiren. Die Resultate haben meine Erwartungen weit übertroffen. Aber da die Spitze des Eishügels jetzt weggehauen ist, geben diese Aufnahmen kein genaues Bild davon, wie das Packeis über die »Fram« hingestürzt war. Dann brachten wir unser Depot auf der großen Scholle des Packeises an der Steuerbordseite in Ordnung, indem wir alle Schlafsäcke, Lappen- und Finnen-Schuhe, Wolfsfellanzüge in unser Focksegel einwickelten und im äußersten Westen niederlegten. Der Proviant wurde in sechs verschiedenen Haufen untergebracht und die Büchsen und Flinten auf drei der letzteren vertheilt und mit Bootssegeln umhüllt. Alsdann wurden Hansen's und mein Instrumentenkasten nebst einem Eimer voll Patronen unter einem Bootssegel verstaut. Die Schmiede und die Schmiedewerkzeuge wurden besonders untergebracht, und oben auf dem »Großen Hügel« ein Haufen Schlitten und Schneeschuhe deponirt. Sämmtliche Kajaks lagen umgekehrt nebeneinander; unter ihnen waren der Kochapparat und die Lampen. Die Gegenstände sind in dieser Weise vertheilt, damit unser Verlust nicht so groß ist, falls die dicke

Scholle sich plötzlich spalten sollte.

Wir wissen alles zu finden; es mag nach Herzenslust wehen und schneien, wir werden nichts davon verlieren.

Am Abend des 14. Januar hörten wir, wie ich in meinem Tagebuch bemerkte, zweimal einen scharfen Knall im Schiffe wie von einem Kanonenschuß, worauf ein Geräusch folgte, als ob etwas zersplitterte; vermuthlich ist es das Bersten des Eises infolge der starken Kälte gewesen.

Es schien mir damals, als ob die Neigung des Schiffes zugenommen habe, doch war das vielleicht nur Einbildung.

Da die Zeit verging, machten wir uns allmählich wieder eifrig an die Vorbereitungen für die Schlittenexpedition.

Dienstag, 15. Januar, schrieb ich: »Heute Abend ertheilte der Doctor Johansen und mir eine Lection im Verbinden und Heilen gebrochener Gliedmaßen. Ich lag auf dem Tische und erhielt einen Gipsverband, während die ganze Mannschaft zusah. Schon der Anblick dieser Operation muß nothwendigerweise unangenehme Gedanken hervorrufen. Ein derartiger Unfall draußen in der Polarnacht bei 40° bis 50° Kälte würde alles eher als angenehm sein, denn, ganz davon zu schweigen, daß es sich dabei um unser beider Leben handeln würde, kämen wir mit dem Verbinden wol auch schlecht zurecht. Allein solche Dinge *müssen* nicht vorkommen und, was noch mehr ist, sie *dürfen* nicht vorkommen.«

Im weitem Verlaufe des Januar konnten wir um Mittag die schwache Dämmerung des Tages wahrnehmen – des Tages, bei dessen Grauen wir aufbrechen sollten.

Am 18. Januar schrieb ich, daß ich schon um 9 Uhr morgens die ersten Anzeichen der Dämmerung hatte unterscheiden können und daß es um Mittag sogar hell zu werden schien. Ich halte es aber kaum für möglich, daß es in Monatsfrist zum Reisen schon hell genug ist; und doch muß es der Fall sein. Allerdings ist der Februar ein Monat, den alte »erfahrene« Leute für viel zu früh und viel zu kalt zu Reisen halten, die auch im März noch kaum jemand unternehmen würde. Allein es läßt sich nicht ändern; wir dürfen keine Zeit mit dem Warten auf weitere Bequemlichkeit verlieren, wenn wir vor dem Sommer fortkommen wollen, in welchem das Reisen unmöglich sein würde. Ich fürchte die Kälte nicht; dagegen können wir uns stets schützen.



Cand. med. Henrik Blessing.

Inzwischen werden die Vorbereitungen fortgesetzt, und ich bringe alles in Bezug auf die Tagebücher, Beobachtungsjournale, Photographien u. s. w., die wir mitnehmen wollen, in Ordnung. Mogstad fertigt im Raume Unterkufen für die Schlitten an, während Jacobsen einen neuen Schlitten zusammensetzen begonnen hat. Pettersen ist im Maschinenraum mit der Herstellung von Nägeln beschäftigt, welche Mogstad beim Beschlagen der Schlitten braucht. Inzwischen haben einige der anderen aus Eisblöcken und Schnee auf der Scholle eine große Schmiede aufgebaut, und morgen wollen Sverdrup und ich die Kufen in Theer und Stearin tränken und so heiß, wie es in der Schmiede nur möglich ist, biegen. Hoffentlich wird es uns gelingen, trotz der 40° Kälte genügende Hitze zu bekommen, um diese wichtige Arbeit ordentlich auszuführen. Amundsen ist bei der Reparatur der Mühle, an der wieder etwas nicht in Ordnung ist, weil die Zahnräder sich ausgelaufen haben; er glaubt, sie vollständig wiederherstellen zu können. Eine ziemlich kalte Arbeit, im Winde da oben auf der Mühle zu liegen und beim Licht der Laterne den harten Stahl und das Gußeisen zu bohren bei einer Temperatur von einigen 40° Kälte, wie wir sie jetzt haben. Als ich heute stehen blieb und die Laterne dort oben beobachtete, hörte ich, wie der Bohrer arbeitete; man konnte es hören, wie hart der Stahl war. Als ich ihn dann seine Hände zusammenschlagen hörte, dachte ich bei mir: »Ja, du hast allen Grund, die Hände

zusammenzuschlagen; es ist kein besonders warmes Stück Arbeit, da oben im Winde zu liegen.« Das Schlimmste ist, daß man bei solcher Arbeit keine Fausthandschuhe anziehen kann, sondern die bloßen Hände brauchen muß, wenn man weiterkommen will. »Es dauert nicht lange, dann sind einem die Hände erfroren, aber es muß gemacht werden«, sagt er, und er will es nicht aufgeben. Ein prächtiger Bursche bei allem, was er unternimmt; ich tröste ihn damit, es hätten nicht viele vor ihm bei solchem Frost nördlich von 83° oben auf einer Mühle gearbeitet. »Bei anderen Expeditionen«, sagte ich zu ihm, »haben sie es, wenn die Temperatur so niedrig war, vermieden, im Freien zu arbeiten.« »Wirklich?« erwiderte er, »ich glaubte, andere Expeditionen seien uns in dieser Beziehung voraus gewesen; ich meinte, wir hätten uns zuviel drinnen gehalten.« Ich zögerte nicht, ihn über diesen Punkt aufzuklären, da ich weiß, daß er stets sein Bestes thut.



Sverdrup härtet die Schlittenkufen über dem Feuer.

Es ist für mich in der That jetzt eine merkwürdige Zeit; mir kommt vor, als ob ich mich auf eine Sommerreise vorbereitete, als sei der Frühling schon erschienen, und dabei sind wir noch mitten im Winter, und die Art dieser Sommerreise dürfte doch noch etwas zweifelhaft sein. Das Eis hält sich ruhig; das Krachen in demselben und in der »Fram« ist nur eine Folge der Kälte. Während der letzten Tage habe ich Payer's Bericht über seine Schlittenexpedition nach Norden durch den Austria-Sund nochmals gelesen; er ist nicht sehr ermuthigend.

Gerade das Land, das er als das Reich des Todes schildert, wo er und seine Gefährten, wie er glaubt, unbarmherzig umgekommen sein würden, wenn sie ihr Schiff nicht wieder gefunden hätten, ist es, worauf wir unsere Rettung bauen; dieses Land ist es, das wir zu erreichen hoffen, wenn unser Proviant aufgezehrt sein wird. Das mag leichtsinnig erscheinen, aber nichtsdestoweniger kann ich es nicht dafür halten. Ich kann mir nicht anders denken, als daß ein Land, das selbst im April von Bären, Alken und Lummen schwärmt und wo die Seehunde sich auf dem Eise sonnen, für zwei Männer, die gute Büchsen und ein sicheres Auge haben, ein »Kanaan, wo Milch und Honig fließt«, sein muß; es muß sicherlich nicht nur Nahrung liefern für den augenblicklichen Bedarf, sondern auch Vorrath für die Weiterreise nach Spitzbergen. Indeß

kann einem zuweilen wol der Gedanke kommen, daß es manchmal vielleicht gerade dann sehr schwierig sein werde, Lebensmittel zu bekommen, wenn man sie am nothwendigsten braucht; aber solche Gedanken gehen vorüber. Nichtsdestoweniger brechen wir aber auf, und die Zeit naht rasch heran; vier Wochen oder etwas mehr gehen bald vorüber, und dann Lebewohl diesem behaglichen Nest, das anderthalb Jahr unsere Heimat gewesen ist. Wir ziehen hinaus in die Dunkelheit und Kälte, hinaus ins ganz Unbekannte:

Dunkel ist's draußen, mich dünkt, es sei Zeit,
Zu befahren das feuchte Gestein,
Zu reiten ins Riesenland;
Wir kehren beide zurück oder uns beide wird fangen
Der von Stärke strotzende Thurs.

Am 23. Januar schreibe ich: »Die Dämmerung hat so stark zugenommen, daß ihr Leuchten auf dem Eise wahrzunehmen ist; zum ersten male in diesem Jahre habe ich den rothen Schein der Sonne tief unten in der Dämmerung gesehen.« Wir nahmen, ehe ich das Schiff verließ, Lothungen vor und fanden 3450 Meter. Dann fertigte ich im Raum Schneeschuhe an, bei denen es von Wichtigkeit ist, daß sie glatt, zähe und leicht sind, damit man auf denselben ordentlich vorwärtskommen kann. »Sie müssen tüchtig mit Theer, Stearin und Talg eingerieben werden und es muß Fahrt in ihnen sein; dann kommt es nur noch auf den Gebrauch der Beine an, und ich zweifle nicht, daß dies besorgt wird.«

Dienstag, 29. Januar. Gestrige Breite 83° 30'. (Vor einigen Tagen waren wir nördlich von 83° 40', doch sind wir wieder südwärts getrieben.) Das Licht nimmt stetig zu, und um Mittag scheint es beinahe heller Tag zu sein. Ich glaube, ich könnte im Freien schon den Titel eines Buches lesen, wenn der Druck groß und scharf ist. Jeden Morgen mache ich einen Spaziergang, um den grauenden Tag zu begrüßen, ehe ich mich in den Raum zur Arbeit an den Schneeschuhen und der Ausrüstung begeben. Mit einem sonderbaren Gefühl gehe ich herum. Gewiß ist tief im Innersten jubelnde Siegesfreude verborgen darüber, daß alle meine Träume im Begriff sind, mit der höher kommenden Sonne, die nordwärts über die eisbedeckten Gewässer steuert, verwirklicht zu werden; aber während ich in der mir vertrauten Umgebung thätig bin, überkommt mich manchmal eine tiefe Wehmuth. Es ist wie beim Abschiednehmen von einem theuern Freunde und dem Heime, das mir lange unter seinem Dache Schutz geboten hat; mit einem Schlage sollen wir dieses Heim und unsere lieben Gefährten auf immer verlassen, soll ich nie mehr das schneebedeckte Deck auf und ab schreiten, nie mehr unter das Zelt kriechen, das Lachen im traulichen Salon hören und im Kreise der Freunde sitzen.

Und dann denke ich daran, daß, wenn endlich die »Fram« die Eisfesseln bricht und den Bug nach Norwegen zurückwendet, ich nicht dabei sein werde. Ein Lebewohl gibt jedem Dinge im Leben seine eigene wehmüthige Färbung, wie das Abendroth, wenn der Tag, mag er gut oder schlecht gewesen sein, thränenvoll unter den Horizont sinkt.

Hunderte von malen wandert mein Blick über die dort an der Wand hängende Karte, und jedesmal beschleicht mich ein kalter Schauer. Der Weg, der vor uns liegt, scheint so weit, der Hindernisse auf unserm Wege sind vielleicht viele. Dann aber kommt wieder das Gefühl, daß es gehen muß; es kann nicht anders sein, alles ist zu sorgfältig vorbereitet, um jetzt fehlschlagen zu können. Inzwischen pfeift der Südostwind über unseren Köpfen, und wir treiben beständig nordwärts, dem Ziele entgegen. Wenn ich an Deck gehe, und in die Nacht mit ihrem funkelnden Sternengewölbe und dem flammenden Nordlicht hinausschaue, weichen alle diese Gedanken, und es ist mir immer, als müßte ich ausruhen in diesem Heiligthum, dem dunkeln, tiefen,

schweigsamen Raum, dem unendlichen Tempel der Natur, in welchem die Seele ihren Ursprung zu finden sucht. Strebsame Ameise, was bedeutet es, ob du mit deinem Korn dein Ziel erreichst oder nicht? Alles verschwindet im Meere der Ewigkeit, in dem großen Nirvana. Unsere Namen werden mit der Zeit vergessen, unserer Thaten gedenkt niemand, unser Leben fliegt vorbei wie eine Wolke und verschwindet wie der Nebel, der von der Sonne warmen Strahlen verjagt, von ihrer Hitze niedergedrückt wird. Denn unsere Zeit ist ein Schatten, der vorüber fliegt, und unser Ende zieht den Fuß nicht zurück, denn es ist besiegelt, und keiner kehrt zurück.

Zwei von uns werden bald noch weiter in diese ungeheure Wüste, in noch größere Einsamkeit und noch tiefere Stille hineinwandern.

Mittwoch, 30. Januar. Heute ist das große Ereigniß eingetreten, daß die Windmühle nach ihrer langen Ruhezeit zum ersten male wieder im Gange ist. Trotz der Kälte und Dunkelheit hat Amundsen die Zahnräder wieder in Ordnung gebracht, sodaß die Mühle jetzt so gleichmäßig und glatt läuft wie auf Gummi.

Wir hatten beständig Nordostwind und treiben wieder nach Norden.

Sonntag, 3. Februar. Wir sind auf 83° 43'. Die Zeit unserer Abreise naht heran, die Vorbereitungen werden mit Eifer betrieben. Die Schlitten sind vollendet; ich habe sie schon unter verschiedenen Verhältnissen probirt. Ich habe bereits die Unterkufen erwähnt, die wir aus Ahornholz angefertigt haben, um sie unter den neusilberbeschlagenen festen Kufen anzubringen; es geschieht, um die Schlitten sowol, als auch insbesondere die Kufen zu verstärken, damit sie zu Beginn der Reise, wenn die Lasten noch schwerer sind, durch die vielen Stöße, die sie wahrscheinlich erfahren werden, weniger leicht dem Zerbrechen ausgesetzt sind.

Später, wenn die Lasten leichter geworden sein werden, können wir die Ahornkufen, falls wir es für angezeigt halten, leicht entfernen. Außerdem leitete mich bei diesen Kufen noch eine weitere Erwägung. Ich war nämlich der Ansicht, daß in der niedrigen Temperatur, die wir im Winter haben, und auf dem trockenen, zusammengewehten Schnee, der dann die Schollen bedeckt, Metall nicht so leicht wie glattes Holz gleiten würde, namentlich wenn letzteres mit Theer und Stearin tüchtig getränkt ist.

Gegen den 8. Februar war einer der Schlitten mit hölzernen Kufen fertig, sodaß wir damit Versuche anstellen konnten; dabei fanden wir, daß er sich beträchtlich leichter ziehen ließ als ein ähnlicher Schlitten, der auf neusilberbeschlagenen Kufen lief, obwol die Last auf beiden genau dieselbe war. Der Unterschied war so groß, daß wir es fast um die Hälfte schwerer fanden, einen Schlitten auf neusilberbeschlagenen Kufen zu ziehen als auf den getheerten Ahornkufen.

Unsere neuen Schlitten aus Eschenholz waren jetzt beinahe vollendet und wogen ohne Kufen 15 Kilogramm. Alle Mann sind eifrig an der Arbeit. Sverdrup näht kleine Säcke oder Polster, die auf die Schlitten gelegt werden als Unterlage oder Griffe für die Kajaks; sie werden so gemacht, daß der Boden des Bootes hineinpaßt. Johansen und einer oder zwei der anderen stopfen die Säcke voll Pemmikan, der zu diesem Zwecke erwärmt, geklopft und geknetet werden muß, damit er eine gute Unterlage für unsere kostbaren Boote abgibt. Wenn diese viereckigen, glatten Säcke in die Kälte hinaus kommen, frieren sie so hart wie Stein und behalten ihre Form immer bei. Blessing sitzt im Arbeitsraum und copirt die Photographien, von denen ich keine Copien habe, während Hansen eine Kartenskizze unserer bisherigen Route zeichnet, seine Beobachtungen für uns abschreibt u.s.w. Kurz, es befindet sich kaum ein Mann an Bord, der nicht fühlt, daß der Augenblick der Abreise herannaht; vielleicht ist die Küche der einzige Ort, wo unter Lars' Regiment alles in der gewöhnlichen Weise seinen Gang geht.

Der Schiffsort war gestern 83° 32,1' nördlicher Breite und 102° 28' östlicher Länge, sodaß wir also wieder südlicher stehen; jedoch schadet das nichts, denn was machen ein paar Seemeilen mehr oder weniger für uns aus?

Sonntag, 10. Februar. Heute war so viel Tageslicht, daß ich um 1 Uhr »Verdens Gang« ziemlich gut lesen konnte, wenn ich die Zeitung gegen das Dämmerungslicht hielt; es war aber unmöglich, wenn ich sie gegen den Mond hielt, der tief im Norden stand. Vor dem Mittagessen unternahm ich eine kurze Fahrt mit »Gulen« und »Susine« (zwei von den jungen Hunden), sowie mit »Kaiphass«; »Gulen« war noch nie im Geschirr gewesen, ging aber ganz gut. Wenn er zu Anfang auch etwas widerspenstig war, so verschwand das doch bald, sodaß ich glaube, er wird ein tüchtiger Hund werden, wenn er erst gut angelehrt ist. »Susine«, die schon im vorigen Herbst ein wenig eingefahren worden ist, benahm sich wie ein alter Schlittenhund. Die Bahn ist hart und für die Hunde nicht schwierig. Sie können leicht festen Fuß fassen, auch ist der Boden nicht allzu rauh für ihre Füße, doch ist er auch nicht übermäßig glatt. Das Eis ist eben und bequem zum Laufen, sodaß ich tüchtige Tagemärsche zu machen hoffe; wir kommen rascher vorwärts, als wir erwartet hatten. Ich kann nicht leugnen, daß es eine weite Reise ist. Nie hat irgendjemand je die Brücke hinter sich so entschieden abgebrochen. Wenn wir umkehren wollten, wir hätten absolut nichts, wohin wir uns wenden könnten, nicht einmal eine öde Küste. Es wird unmöglich sein, das Schiff wiederzufinden, und vor uns liegt das große Unbekannte. Und dort gibt es nur *eine* Straße: sie führt gerade aus, immer gerade durch, sei es Land oder Wasser, flach oder uneben, nur über Eis oder über Eis und Wasser, und ich bin fest überzeugt, wir kommen durch, selbst wenn wir das Schlimmste treffen sollten, nämlich Land und Packeis.

Mittwoch, 13. Februar. Die Pemmikan-Polster und die getrocknete Leberpastete sind jetzt fertig. Die Kajaks werden eine ausgezeichnete Unterlage erhalten, und ich wage zu behaupten, daß solche Fleischpolster eine absolute Neuheit sind. Unter jedem Kajak befinden sich drei, die genau zum Schlitten passen und, wie bereits erwähnt, nach dem Boden des Kajaks geformt sind. Sie wiegen je 50-60 Kilogramm. Die leeren Säcke haben ein Gewicht von 1½ Kilogramm. Das Fleisch (Pemmikan und getrocknete Leber) in allen dreien zusammen wiegt ungefähr 160 Kilogramm. Jeder von uns besitzt einen leichten Schlafsack aus Renthierfell, in welchem wir letzte Nacht draußen zu schlafen versuchten, doch sowol Johansen wie ich fanden es ziemlich kalt, obgleich wir nur -37° hatten. Vielleicht waren wir unter dem Wolfsfellanzug zu leicht gekleidet; wir wollen daher heute Nacht mit etwas wärmerer Kleidung einen neuen Versuch machen.

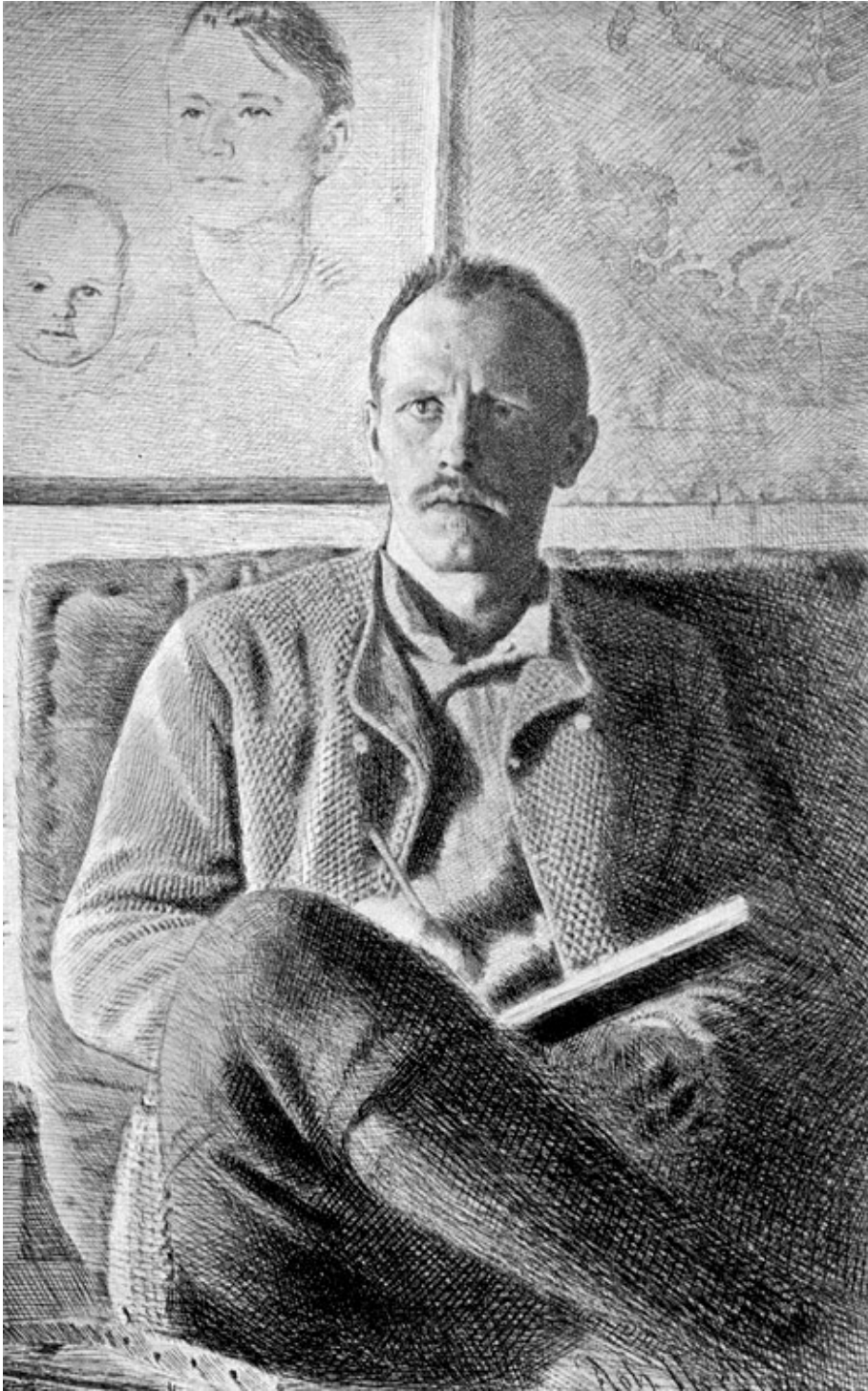
Sonnabend, 16. Februar. Die Ausrüstung macht weitere Fortschritte; doch sind noch verschiedene Kleinigkeiten zu erledigen, die Zeit erfordern, und ich weiß daher nicht, ob wir am Mittwoch, 20. Februar, schon zum Aufbruch bereit sein werden, wie ich es ursprünglich beabsichtigt hatte. Der Tag ist jetzt so hell, daß wir, soweit dies in Betracht kommt, sofort aufbrechen könnten; jedoch thun wir vielleicht besser, noch einen oder zwei Tage zu warten. Drei Schlittensegel (für einzelne Schlitten) sind jetzt fertig; sie sind aus sehr leichtem Baumwollstoff hergestellt und haben eine Breite von 2,20 Meter bei 1,30 Meter Höhe; sie sind so gemacht, daß zwei davon zusammengeschnürt und als ein Segel auf einem Doppelschlitten benutzt werden können. Ich glaube, sie werden uns gute Dienste thun; sie wiegen je 600 Gramm. Außerdem haben wir jetzt auch den größten Theil des Proviantes zum Verstauen in die Säcke bereit.

Die Norwegische Polar-Expedition 1893-1896

In Nacht und Eis. Zweiter Band

Die Norwegische Polar-Expedition 1893-1896

Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup.
211 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten
Siebente Auflage
Leipzig. F. A. Brockhaus. 1930



Fridtjof Nansen in seiner Kabine, vor dem Antritt der Schlittenreise, 15. Februar 1895.

Erstes Kapitel

Ein verunglückter Aufbruch. Reiseausrüstung

Dienstag, 26. Februar 1895. Endlich ist der Tag gekommen, der große Tag, an welchem die Reise angetreten werden soll. Die Woche ist mit unermüdlicher Arbeit hingegangen, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Wir hätten schon am 20. aufbrechen sollen, jedoch wurde die Abreise von Tag zu Tag verschoben, weil immer noch etwas zu verbessern war. Tag und Nacht hatten wir den Kopf voll von alledem, was noch geschehen mußte und was nicht vergessen werden durfte. O, diese unaufhörliche geistige Anstrengung, die nicht gestattet, daß man eine Minute die Verantwortlichkeit von sich wirft, den Gedanken freien Spielraum und die Träume in die Ferne schweifen läßt; die Nerven werden angespannt von dem Augenblicke an, da man morgens erwacht, bis sich die Augen spät in der Nacht schließen. O, nur zu gut kenne ich diesen Zustand, der mich immer befallen hat, wenn ich im Begriff stand aufzubrechen und der Rückzug abgeschnitten war; niemals, glaube ich, ist er es endgültiger als jetzt. In den letzten Nächten kam ich nicht vor 3 ½ oder 4 ½ Uhr morgens zu Bett. Nicht nur hatten wir für die Gegenstände zu sorgen, die wir mitnehmen mußten; da wir das Schiff verlassen, müssen auch der Befehl und die Verantwortlichkeit in andere Hände gelegt und es muß Sorge getragen werden, daß nichts vergessen wird, was die Zurückbleibenden behalten sollen. Denn die wissenschaftlichen Beobachtungen müssen in derselben Weise, wie sie bisjetzt vorgenommen worden sind, fortgesetzt und andere Beobachtungen aller Art angestellt werden u.s.w.

So kam der letzte Abend, den wir an Bord der »Fram« verbringen sollten, und wurde ein Abschiedsfest gefeiert. In seltsamer, wehmüthiger Weise mischten sich die Erinnerungen an alles, was wir hier an Bord erlebt hatten, mit der Hoffnung und dem Vertrauen auf das, was die Zukunft bringen würde. Ich blieb bis zu früher Stunde auf, da noch Briefe und Grüße für die Heimat geschrieben werden mußten, für den Fall, daß sich Unvorhergesehenes ereignen sollte.

Unter den letzten Schriftstücken, welche ich schrieb, befanden sich die folgenden Instructionen für Sverdrup, dem ich den Befehl über die Expedition übertrug:

» Kapitän Otto Sverdrup, Befehlshaber der «Fram».

»Da ich jetzt in Begleitung von Johansen die «Fram» verlasse, um eine Reise nach Norden – wenn möglich bis zum Pol – und von dort nach Spitzbergen, wahrscheinlich über Franz-Joseph-Land, zu unternehmen, so übertrage ich Ihnen hierdurch den Befehl über den zurückbleibenden Theil der Expedition. Von dem Tage an, an welchem ich die «Fram» verlasse, soll daher alle Machtbefugnis die mir zugekommen war, in demselben Maße auf Sie übergehen

und haben die Uebrigen Ihnen, oder wen Sie als ihren Führer bevollmächtigen mögen, unbedingten Gehorsam zu leisten. Ich halte es für überflüssig, Ihnen Befehle darüber zu geben, was unter den verschiedenen Verhältnissen zu thun sei, selbst wenn es möglich wäre, solche Befehle zu ertheilen. Ich bin sicher, Sie werden selbst am besten wissen, was unter schwierigen Umständen zu thun ist, und ich bin daher überzeugt, daß ich mit vollem Vertrauen die «Fram» verlassen kann.

»Der Hauptzweck der Expedition ist, durch das unbekannte Polarmeer vorzudringen, von der Gegend um die Neusibirischen Inseln nach dem Norden von Franz-Joseph-Land und weiter nach dem Atlantischen Ocean bis in die Nähe von Spitzbergen oder Grönland. Den wichtigsten Theil dieser Aufgabe haben wir meines Erachtens bereits ausgeführt; der übrige wird erfüllt werden, wenn die Expedition weiter nach Westen kommt. Um dieselbe reicher an Ergebnissen zu machen, unternehme ich den Versuch, mit den Hunden noch weiter nach Norden vorzudringen.

»Ihre Aufgabe wird es sein, die Ihrer Obhut anvertrauten Menschen auf dem sichersten Wege nach Hause zurückzuführen und sie keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen, sei es des Schiffes, oder der Ladung, oder der Resultate der Expedition wegen. Niemand weiß, wie lange es dauern wird, bis die »Fram« wieder in offenes Wasser hinaustreibt. Sie haben noch Proviant für mehrere Jahre; wenn es aus irgendeinem Grunde zu lange dauern oder die Gesundheit der Mannschaft zu leiden beginnen sollte, oder wenn Sie es aus andern Gründen für am besten halten sollten, das Schiff zu verlassen, so soll das ohne alle Frage geschehen. Was die Jahreszeit, wann dies geschehen könnte, sowie die einzuschlagende Route betrifft, so werden Sie selbst darüber am besten zu urtheilen im Stande sein. Sollte es nothwendig werden, Land anzusteuern, so halte ich Franz-Joseph-Land und Spitzbergen für günstig. Wenn nach meiner und Johansen's Heimkehr Nachforschungen nach der Expedition angestellt werden, so wird dies dort zuerst geschehen. Wo Sie immer an Land kommen mögen, sollten Sie, so oft es Ihnen möglich ist, auf Vorgebirgen und vorspringenden Spitzen in die Augen fallende Baken errichten und im Innern derselben einen kurzen Bericht niederlegen über das, was geschehen ist und wohin Sie sich gewendet haben. Um diese Baken kenntlich zu machen, errichten Sie in der Richtung des magnetischen Nordpols *vier Meter* von der größern Bake eine zweite, ganz kleine. Die Frage, welche Ausrüstung am Vortheilhaftesten sein würde im Falle, daß die »Fram« verlassen werden müßte, ist von uns so oft erörtert worden, daß ich es für überflüssig halte, bei derselben zu verweilen. Ich weiß, Sie werden Sorge dafür tragen, daß die erforderliche Anzahl von Kajaks, Schlitten, Schneeschuhen, Schneereifen und andern Ausrüstungsgegenständen sobald wie möglich vollständig in Ordnung gebracht und in Bereitschaft gehalten wird, sodaß eine solche Rückreise über das Eis mit möglichster Leichtigkeit unternommen werden kann. An anderer Stelle gebe ich Ihnen Anweisungen bezüglich des Proviant's, den ich für am passendsten für eine solche Reise halte, sowie des für jeden Mann nöthigen Quantum's.

»Ich weiß auch, daß Sie alles in Bereitschaft halten werden, um die »Fram« in der kürzestmöglichen Zeit verlassen zu können für den Fall, daß ihr durch Feuer oder Eispressung plötzlich etwas zustoßen sollte. Wenn das Eis es gestattet, halte ich es für das Beste, an einer sichern Stelle auf dem Eise ein Depot mit genügenden Vorräthen u. s. w., wie wir es in letzter Zeit gehabt haben, anzulegen. Alle notwendigen Gegenstände, die nicht auf dem Eise aufbewahrt werden können, sollten an Bord so untergebracht werden, daß sie unter allen Umständen leicht zu erreichen sind. Wie Sie wissen, befindet sich jetzt im Depot nur concentrirter Proviant für Schlittenreisen; aber da Sie vielleicht, ehe Sie weiter kommen, noch längere Zeit ruhig liegen werden, so würde es höchst wünschenswerth sein, von dem conservirten Fleisch, von den Fischen und Gemüsen soviel wie möglich zu ersparen; sollten unruhige Zeiten kommen, so würde ich es

sogar für rathsam halten, einen Vorrath von diesen Artikeln auf dem Eise bereit zu halten. Sollte die ›Fram‹ auf ihrer Drift zu weit nördlich von Spitzbergen gelangen und in die Strömungen der Ostküste von Grönland gerathen, so sind viele Möglichkeiten denkbar, über die man sich jetzt nur schwer eine Meinung bilden kann.

»Sollten Sie aber gezwungen sein, die ›Fram‹ zu verlassen und sich dem Lande zuzuwenden, so würde es am besten sein, wie schon vorher bemerkt, Baken (mit nähern Angaben, wohin Sie gehen, u.s.w.) zu errichten, weil möglicherweise dort nach der Expedition gesucht werden wird. Ob Sie in diesem Falle versuchen sollten, Island (welches ja das nächste Land ist und wohin Sie, wenn Sie dem Rande des Eises folgen, in der ersten Hälfte des Sommers zu gelangen im Stande sein würden) oder die dänischen Colonien westlich von Kap Farewell zu erreichen, werden Sie nach Erwägung aller Umstände selbst am besten beurtheilen können.

»Unter dem, was Sie im Falle des Verlassens der ›Fram‹ außer dem nothwendigen Proviand mitnehmen müßten, möchte ich Waffen, Munition und Ausrüstung erwähnen, sowie *alle wissenschaftlichen und andern Journale und Beobachtungen, alle wissenschaftlichen Sammlungen*, soweit sie nicht zu schwer sind, oder wenn letzteres der Fall ist, kleine Proben davon; ferner Photographien, am liebsten die Originalplatten (Films) oder, wenn dieselben zu schwer sein sollten, Copien davon, auch das Åderman-Aräometer, mit dem die meisten Bestimmungen des specifischen Gewichts des Seewassers vorgenommen werden, sowie selbstverständlich alle Journale und Aufzeichnungen, die Interesse haben könnten. Ich lasse ein paar Tagebücher und Briefe hier, die ich Sie in besondere Obhut zu nehmen und an Eva zu geben bitte, wenn ich nicht wiederkehre oder wenn Sie, gegen alle Erwartung, vor uns nach Hause zurückkommen. Hansen und Blessing werden, wie Sie wissen, die verschiedenen wissenschaftlichen Aufgaben und die Sammlungen übernehmen. Sie selbst werden das Lothen besorgen und darauf achten, daß die Lothungen so oft, als es der Zustand der Leine gestattet, vorgenommen werden. Ich würde es mindestens einmal alle 60 Seemeilen für *äußerst wünschenswerth* halten; wenn es noch häufiger geschehen kann, um so besser. Sollte die Wassertiefe geringer und veränderlicher werden als jetzt, dann müssen, wie ich wol nicht zu erwähnen brauche, die Lothungen öfter vorgenommen werden.

»Da die Mannschaft schon bisher klein war und noch um zwei Leute verringert werden wird, wird dem Einzelnen wahrscheinlich mehr Arbeit zufallen; ich weiß aber, daß Sie, wenn Sie Leute entbehren können, diese bei den wissenschaftlichen Beobachtungen helfen lassen werden, um diese so vollständig wie möglich zu machen.

»Wollen Sie, bitte, auch darauf achten, daß jeden zehnten Tag (am 1., 10. und 20. jeden Monats) das Eis durchgebohrt und die Mächtigkeit desselben in derselben Weise gemessen werde, wie das bisher geschehen ist. Zum größten Theile hat Hendriksen diese Bohrungen vorgenommen, er ist bei dieser Arbeit zuverlässig.

»Zum Schlusse wünsche ich Ihnen und allen, für welche Sie jetzt verantwortlich sind, den besten Erfolg; mögen wir uns in Norwegen wiedertreffen, sei es an Bord dieses Schiffes oder ohne dasselbe!

Ihr treu ergebener

Fridtjof Nansen.

»An Bord der ›Fram‹, 25. Februar 1895.«

Endlich sollte das Gehirn zur Ruhe kommen und die Arbeit für die Beine und Arme beginnen. Heute Morgen wurde alles zum Aufbruch bereit gemacht. Fünf von den Kameraden, Sverdrup, Hansen, Blessing, Hendriksen und Mogstad, sollten uns auf dem Wege folgen und wollten einen Schlitten und ein Zelt mitnehmen. Die vier Schlitten wurden bereit gemacht, die Hunde vorgespannt; ein Frühstück mit einer Flasche Malzextract pro Mann wurde auf dem Fallreep eingenommen, und dann sagten wir den Zurückbleibenden ein letztes, herzliches Lebewohl. Nunmehr machten wir uns bei Schneetreiben auf den Weg.

Ich selbst ging mit »Kvik« als führendem Hund am ersten Schlitten an der Spitze, dann folgte unter Hurrah und Peitschenknall und Hundegebell Schlitten auf Schlitten. Gleichzeitig fiel vom Hinterdeck Schuß auf Schuß hinaus in den Schneesturm als Abschiedssalut. Die Schlitten bewegten sich schwerfällig vorwärts. Langsam ging es die Hügel hinauf, und es kam gänzlich zum Stillstand, als der Aufstieg zu steil wurde, worauf wir sämtlich helfen mußten, da ein Mann den Schlitten nicht weiter bringen konnte. Ueber ebenen Grund flogen wir aber wie der Wind dahin, sodaß es unsern Begleitern auf Schneeschuhen schwierig genug wurde, mit den Schlitten Schritt zu halten. Ich mußte mit aller Macht ausschreiten, als letztere mich einholten, damit ich mich nicht mit den Füßen in die Stränge verwickelte. Da schwingt einer weit hinter uns einen Stock. Es ist Mogstad, der kommt und schreit, es seien von einem Schlitten während der Fahrt drei Querstreben¹ abgerissen. Der Schlitten war mit seiner schweren Last über ein aufrecht stehendes Stück Eis geschleudert worden, welches die Querstreben getroffen und nacheinander alle drei gebrochen und außerdem eine oder zwei der senkrechten Stützen der Kufen zertrümmert hatte. Da war nichts weiter zu thun, als nach dem Schiffe zurückzukehren, um den Schaden wieder auszubessern und die Schlitten fester zu machen, damit etwas Derartiges nicht wieder vorkäme. Auf der Rückfahrt wurde ein Schlitten gegen einen andern geschleudert, wobei einer der Stäbe des Bogens abbrach; diese Bogen müssen daher ebenfalls verstärkt werden.²

Die Schlitten sind wieder entladen und an Bord gebracht worden, damit die Ausbesserung vorgenommen werden kann. Wir sind also heute Abend wieder hier. Indeß freue ich mich, daß dieser Unfall sich jetzt ereignet hat; es wäre schlimmer gewesen, wenn wir eine solche Erfahrung einige Tage später gemacht hätten. Ich werde jetzt anstatt vier sechs Schlitten nehmen, damit die Last eines einzelnen geringer wird, sodaß sie leichter über die Unebenheiten des Bodens hinwegzubringen sind. Ich werde auch der Länge nach unter den Querstreben des Schlittens ein breites Brett anbringen lassen, das zum Schutz gegen vorstehende Eisspitzen dienen soll. Da eine Menge Zeit gespart wird, wenn man solche Arbeiten vor dem Aufbruche gründlich herstellen läßt, so werden wir vor übermorgen nicht wieder zum Abmarsche fertig sein.

Es kam mir merkwürdig vor, wieder an Bord zu sein, nachdem ich meiner Umgebung, wie ich glaubte, auf immer Lebewohl gesagt hatte. Als ich auf das Hinterdeck kam, fand ich die Kanonen im Schnee liegen; die eine war umgefallen, die andere war beim Salutschießen infolge des Rückstoßes weit nach hinten gesprungen. Am Besantopp wehte noch die rothe Flagge.

Ich befinde mich in merkwürdig siegesfroher Stimmung; die Schlitten schienen so leicht weiter zu gleiten, obwol sie mit 10 Kilogramm mehr belastet waren, als ursprünglich beabsichtigt war (zusammen ungefähr 1100 Kilogramm), und alles sieht vielversprechend aus. Wir werden noch einige Tage warten müssen, dann aber den ganzen Tag südöstlichen Wind haben, der uns gewiß rasch nordwärts führen wird.

Gestern hatten wir 83° 47' nördlicher Breite, heute haben wir wol über 83° 50'.

Am Donnerstag, 28. Februar, brachen wir endlich mit unsern sechs Schlitten wieder auf. Sverdrup, Hansen, Blessing, Hendriksen und Mogstad begleiteten uns, doch folgten uns auch die

meisten der Uebrigen eine Weile. Wir fanden bald, daß die Hunde nicht so gut zogen, wie ich erwartet hatte, und ich sah daher ein, daß wir mit dieser Belastung doch gar zu langsam vorwärts kommen würden.

Ich beschloß daher, als wir uns noch nicht weit vom Schiffe entfernt hatten, einige der Säcke mit Proviant für die Hunde zurückzulassen; sie wurden später von den andern an Bord zurückgebracht.

Als wir um 4 Uhr nachmittags halt machten, zeigte unser Hodometer³ oder Wegmesser, daß wir uns etwa 6 Kilometer von der »Fram« entfernt hatten. Wir verbrachten im Zelte einen angenehmen Abend mit unsern Freunden, die am nächsten Tage wieder umkehren wollten. Zu meiner Ueberraschung wurde eine Punschbowle bereitet, und Toaste wurden ausgebracht auf die, welche fortzogen, und die, welche zurückblieben. Erst um 11 Uhr abends krochen wir in unsere Schlafsäcke.



Der letzte Zeltplatz vor dem Abschiede von den Kameraden (1. März 1895).

An Bord war an diesem Abend uns zu Ehren große Illumination.

Am Großmast war die elektrische Bogenlampe aufgezogen; zum ersten mal erstrahlte das elektrische Licht über den Eismassen des Polarmeeres. Auch wurden auf mehrern Schollen um die »Fram« herum Feuerräder und andere Feuerwerkskörper abgebrannt, die einen brillanten Eindruck machten. Sverdrup hatte, beiläufig gesagt, angeordnet, daß bis zu seiner und der Uebrigen Rückkehr das elektrische Licht oder eine Laterne jeden Abend im Großstopp aufgehißt werden solle. Es geschah dies für den möglichen Fall, daß im Unwetter die Spuren verwischt werden und sie dann die Richtung verfehlen würden; dann wäre es schwer gewesen, zum Schiff zurückzufinden. Ein solches Licht ist aber in weiter Entfernung über die Ebene zu sehen; wenn man auf eine hohe Scholle steigt, kann man es aus meilenweiter Entfernung erblicken.

Ich hatte befürchtet, daß die Hunde, wenn sie loskämen, nach der »Fram« zurückkehren würden, und hatte daher zwei Stahlleinen anfertigen lassen, an denen in geringer Entfernung voneinander

kurze Riemen angebracht waren, sodaß wir die Hunde an diesen Leinen zwischen zwei Pfählen oder Schlitten anbinden konnten. Trotzdem machten sich mehrere Hunde frei; jedoch verließen sie uns merkwürdigerweise nicht, sondern blieben bei ihren Gefährten und bei uns. Nachts hörte man um das Zelt natürlich klägliches Geheul, das mehrere von uns einigermaßen im Schlaf störte.

Am nächsten Morgen (Freitag, 1. März) sollte einer unserer Gefährten Kaffee kochen und brauchte drei Stunden, bis er fertig war. Er konnte eben mit dem Kochapparat nicht umgehen. Dann nahmen wir zusammen ein sehr gemütliches Frühstück ein, und erst um 11½ Uhr setzten wir den Marsch fort. Unsere fünf Kameraden begleiteten uns noch ein paar Stunden und kehrten dann am selben Abend nach der »Fram« zurück.

»Es war jedenfalls ein höchst vergnügter Abschied«, sagt mein Tagebuch, »und doch ist es immer schwer, sich zu trennen, selbst auf 84°; es blinkte wol auch im Auge des einen oder andern eine Thräne.«

Das Letzte, wonach Sverdrup mich fragte, gerade als wir uns trennen wollten und er noch auf dem Schlitten vor mir saß, war, ob ich *nach dem Südpol zu gehen* beabsichtige, wenn ich nach Hause käme; in diesem Falle hoffe er, würde ich warten, bis die »Fram« zurück sei. Dann bat er mich, Frau und Kind von ihm zu grüßen.

Nun setzten Johansen und ich den Weg fort. Es war aber für uns allein eine recht langsame Arbeit mit den sechs Schlitten, die durch alle möglichen Risse und Unebenheiten aufgehalten wurden; außerdem wurde das Eis auch schlechter. Da die Tage noch sehr kurz waren und die Sonne noch nicht über dem Horizont stand, war es nachmittags infolge der Dunkelheit schwierig, weiter zu kommen, und wir schlugen daher schon ziemlich früh das Lager auf. –

Mittwoch, 6. März. Wir befinden uns wieder an Bord der »Fram«, um zum dritten mal den Aufbruch zu unternehmen, diesmal aber hoffentlich im Ernst!

Am Sonnabend, 2. März, hatten wir den Marsch mit den sechs Schlitten fortgesetzt, nachdem ich eine Strecke nach Norden gewesen war und das Eis dort ziemlich passirbar gefunden hatte. Wir kamen nur langsam weiter, weil wir den Weg sechsmal machen mußten, da die Schlitten überall aufgehalten wurden und ihnen weiter geholfen werden mußte. Ich gewann daraus die Ueberzeugung, daß wir auf diese Weise niemals weiter kommen würden und eine Aenderung treffen müßten, und beschloß, zu lagern, um erst das Eis im Norden anzusehen und die Sache noch weiter zu überlegen. Nachdem wir die Hunde angekoppelt hatten, machte ich mich auf den Weg, während Johansen das Zelt aufrichtete und die Hunde füttern sollte. Diese erhielten täglich einmal Futter, und zwar abends nach beendetem Tagesmarsch.

Nachdem ich eine kleine Strecke gegangen war, kam ich auf ausgezeichnete ausgedehnte Ebenen, wo gutes Fortkommen möglich war; so weit war alles in Ordnung, allein die Lasten mußten erleichtert und die Zahl der Schlitten mußte verringert werden. Unzweifelhaft war es daher das Beste, nach der »Fram« zurückzukehren, die erforderlichen Aenderungen an Bord vorzunehmen und die Schlitten, die wir mitnehmen wollten, noch weiter zu verstärken, um größeres Vertrauen zu ihrer Dauerhaftigkeit zu bekommen.

Natürlich hätten wir uns eine Zeit lang irgendwie nach Norden weiter schleppen können; die Last würde sich allmählich verringert haben, aber es wäre nur sehr langsam gegangen, und die Hunde würden ermattet gewesen sein, ehe die Lasten sich genügend verringert gehabt hätten. Es war ihnen nachts zum Schlafen zu kalt, wir hörten viele von ihnen fast die ganze Nacht heulen. Wenn wir dagegen die Lasten erleichterten und dann kürzere Zeit für die Reise rechneten, so konnten

wir lieber warten und erst etwas später im Monat aufbrechen. Wir konnten dann die Zeit besser ausnutzen, da die Tage heller wurden, die Kälte geringer und daher die Bahn für die Schlitten besser war. Wir brachten noch eine weitere Nacht im Zelte zu, in welches wir nur mit Mühe hineingelangen konnten, weil unsere Pelzkleidung steif gefroren war, ebenso wie unser Schlafsack.

Am nächsten Morgen (Sonntag, 3. März) beschlossen wir, nach der »Fram« zurückzukehren. Ich schirrte ein doppeltes Gespann Hunde vor einen Schlitten, worauf sie über die Eishügel und alle andern Unebenheiten so rasch zur »Fram« stürmten, daß ich mit ihnen kaum Schritt halten konnte. In wenigen Stunden legte ich die Strecke zurück, zu der wir auf dem Hinwege drei Tage gebraucht hatten. Der Vortheil einer leichtern Belastung war also klar.

Als ich mich der »Fram« näherte, sah ich zu meinem großen Erstaunen im Süden den obern Rand der Sonne über dem Eise; es war zum ersten mal in diesem Jahre. Ich hatte die Sonne noch gar nicht erwartet, aber die durch die niedrige Temperatur verursachte starke Strahlenbrechung machte sie so früh sichtbar. Die erste Nachricht, die ich von den mir Entgegenkommenden erfuhr, war, daß Hansen am Nachmittage vorher eine Beobachtung genommen hatte, die 84° ' nördlicher Breite ergeben hat.

Unzweifelhaft war es für mich ein großes Vergnügen, die Glieder noch einmal auf dem Sofa im Salon der »Fram« auszustrecken, den Durst mit angenehm schmeckendem, süßem Citronensaft stillen und ein civilisirtes Mittagmahl genießen zu können. Nachmittags kehrten Hansen und Nordahl mit meinem Schlitten zu Johansen zurück, um ihm die Nacht über Gesellschaft zu leisten. Als ich ihn verlassen hatte, war verabredet worden, daß er den Rückweg so gut, wie er könne, ausführen sollte, während ich ihm Hülfe schicken würde. Die Hunde verloren keine Zeit, und schon nach einer Stunde und zwanzig Minuten hatten die beiden abgesandten Mann Johansen's Zelt erreicht. Abends feierten die Drei ebenso wie wir ein großes Fest zu Ehren der Sonne und des 84. Grades.

Am nächsten Morgen machten wir uns zu Dreien auf, um die Schlitten zu holen. Nun wir auf dem Wege nach dem Schiffe waren, zogen die Hunde weit besser, und wir würden in kurzer Zeit an Bord gewesen sein, wenn sich im Eise nicht eine lange Rinne gezeigt hätte, deren Ende nicht abzusehen war und die unsere Fahrt aufhielt. Schließlich ließen wir die Schlitten zurück, worauf es uns mit den Hunden gelang, auf losen Eisstücken über die Rinne zu kommen und an Bord zurückzukehren. Gestern versuchten wir zweimal, die Schlitten zu holen, jedoch war anscheinend etwas Bewegung in der Rinne, während das neue Eis noch so dünn war, daß wir ihm nicht trauen durften. Heute haben wir die Schlitten doch an Bord geholt, und jetzt wollen wir uns, hoffentlich zum letzten mal, für die Reise vorbereiten.

Wenn ich rechne, daß wir die Reise in der kürzestmöglichen Zeit machen, indem wir leichte Schlitten benutzen und so rasch weiter jagen, wie unsere Beine und die Schneeschuhe uns zu tragen vermögen, dann werden wir um nichts schlechter daran sein, vorausgesetzt, daß wir nicht zu viel Eishügel oder zu viele Rinnen im Eise antreffen.

Ich habe alle Hunde gewogen und bin zu dem Schlusse gekommen, daß, wenn wir sie mit ihrem eigenen Fleisch füttern, wir den Marsch ungefähr 50 Tage fortsetzen können; da wir außerdem noch für ungefähr 30 Tage Proviant für die Hunde haben, so müßten wir 80 Tage mit Hunden reisen können, und man sollte denken, daß in dieser Zeit schon etwas zu erreichen wäre.

Außerdem haben wir für 100 Tage Proviant für uns selbst. Das wird, wenn wir drei Schlitten mitnehmen, etwa 220 Kilogramm für jeden derselben ausmachen, und wenn wir neun Hunde für jeden Schlitten haben, so müßte sich die Sache machen lassen.

Wieder sind wir eifrig mit Vorbereitungen und Verbesserungen beschäftigt. Inzwischen hat das Eis sich ein wenig bewegt; es ist aufgebrochen und in verschiedenen Richtungen haben sich Risse gebildet. Am 8. März schrieb ich: »Der Riß, der sich während unserer Abwesenheit in der großen Scholle an Steuerbord gebildet hat, ist gestern zu einer breiten Rinne geworden, die sich ersichtlich mit neugefrorenem Eis nach Norden und Süden bis an den Horizont ausdehnt.

»Es ist spaßhaft, daß das Petroleumboot sich stets, wo es auch sei, in fataler Lage befindet. Dieser Riß ist gerade unter dem Boote entstanden, sodaß dasselbe, als man es heute Morgen fand, mit dem Heck über dem Wasser hing. Wir haben jetzt beschlossen, das Boot abzubrechen und die Ulmenbretter zu Schlittenkufen zu verarbeiten. Das wird sein Ende sein.«

Mittwoch, 13. März. 84° nördlicher Breite, 101° 55' östlicher Länge. Die Tage sind wieder mit der Ausrüstung vergangen; jetzt ist alles in Ordnung. Die drei Schlitten stehen auf dem Eise bereit und sind mit eisernen Befestigungen zwischen den Stützen und deren Querhölzern gehörig verstärkt; die letztern sind besonders stark gemacht und untereinander verbunden mit Eschenstäben, die oben auf die Querhölzer gelegt sind, während diese auch unten durch der Länge nach gelegte Bretter geschützt sind. Als wir heute Nachmittag die Hunde probeweise vor die beladenen Schlitten spannten, gingen sie so leicht wie nur denkbar. Morgen brechen wir zum letzten mal mit frischem Muthe auf. Da die Sonne jetzt am Himmel steht, haben wir die Gewißheit, nunmehr hellern Tagen entgegenzugehen.

Heute Abend fand großes Abschiedsfest mit vielen herzlichen Ansprachen statt, und morgen machen wir uns so früh wie möglich auf, vorausgesetzt, daß die Nachtschwärmerei uns nicht zurückhält.

Ich habe Sverdrup's Instructionen noch Folgendes hinzugefügt:

»P. S. In den vorstehenden Instructionen, die ich in der Nacht des 25. Februar ziemlich eilig niederschrieb, habe ich einiges zu bemerken vergessen, das noch erwähnt werden muß. Ich werde mich aber darauf beschränken, Ihnen ferner zu bemerken, daß, wenn Sie unbekanntes Land sichten sollten, natürlich alles geschehen müßte, um es festzulegen und zu untersuchen, soweit die Umstände dies gestatten. Sollte die ›Fram‹ so nahe daran hintreiben, daß Sie glauben, es könnte ohne große Gefahr erreicht werden, so würde alles, was Sie zur Erforschung des Landes thun können, von höchstem Interesse sein. Jeder Stein, jeder Grashalm, Flechten oder Moos, jedes Thier, vom größten bis zum kleinsten, würde von hoher Wichtigkeit sein; Photographiren und eine genaue Beschreibung dürften nicht versäumt werden, und zugleich müßte es auch in der weitestmöglichen Ausdehnung bereist werden, um die Küstenlinien, Größe u. s. w. festzustellen. Alles dies soll jedoch nur geschehen, wenn es ohne Gefahr ausgeführt werden kann. Wenn die ›Fram‹ im Eise treibt, versteht es sich von selbst, daß nur kurze Ausflüge vom Schiffe aus gemacht werden, da es für die Theilnehmer solcher Expeditionen große Schwierigkeiten haben könnte, das Schiff wieder zu erreichen. Sollte die ›Fram‹ längere Zeit an einer Stelle bleiben, dann dürften solche Ausflüge nur mit größter Vorsicht unternommen und nicht über einen längern Zeitraum ausgedehnt werden, da man nicht wissen kann, wann das Schiff weiter treiben wird, und es für alle Betheiligten sehr unangenehm sein würde, wenn die Mannschaft der ›Fram‹ noch weiter reducirt würde.

»Wir haben über die wissenschaftlichen Untersuchungen so oft miteinander gesprochen, daß ich es nicht für nöthig halte, hier noch weitere Andeutungen darüber zu machen. Ich bin gewiß, daß Sie alles in Ihrer Macht Stehende thun werden, um jene so vollständig wie möglich auszuführen, damit die Expedition mit so reicher Ausbeute zurückkehrt, wie die Umstände es irgend gestatten. Und nun nochmals meine herzlichsten Wünsche für den besten Erfolg, und auf ein demnächstiges

Wiedersehen!

Ihr treu ergebener
Fridtjof Nansen.

»An Bord der ›Fram«, 13. März 1895.«

Bevor wir die »Fram« für immer verlassen, sollte ich wol eine kurze Schilderung der Ausrüstung geben, für welche wir uns schließlich entschieden als diejenige, die sich höchstwahrscheinlich am besten für unsere Zwecke eignen würde.

Ich habe bereits die beiden *Kajaks*⁴ erwähnt, die wir im Laufe des Winters hergestellt hatten und die wir notwendigerweise bei uns haben mußten, um damit etwaige Rinnen und Tümpel zu kreuzen, die uns sonst aufhalten könnten, und um über das offene Meer zu kommen. Anstatt fertiger Boote hatte ich anfänglich beabsichtigt, fertige Bootüberzüge aus Segeltuch mitzunehmen und dieselben über die Schlitten zu ziehen, die als Gerüste dienen sollten. Auf diese Weise hätte in sehr kurzer Zeit ein Fahrzeug aufgetakelt werden können, das durchaus fähig gewesen wäre, uns über Rinnen und kleine offene Meerestheile zu tragen. Ich gab diesen Gedanken jedoch wieder auf und blieb bei dem Kajak, einem Fahrzeug, mit dem ich vertraut war und das uns, wie ich wußte, in mancher Hinsicht werthvolle Dienste leisten würde. Selbst wenn wir im Stande gewesen wären, für die Schlitten eine Bekleidung herzustellen, aus der in kurzer Zeit ein Boot gemacht werden konnte, so wäre die Arbeit doch nicht so rasch gegangen, als wenn wir einfach ein fertiges Kajak ins Wasser zu lassen hatten. Hierzu kam noch, daß jenes Fahrzeug schwer zu rudern gewesen sein würde, sodaß viel Zeitverlust entstanden wäre, wenn es sich um weite Entfernungen in offenem Wasser gehandelt hätte, wie etwa längs der Küste von Franz-Joseph-Land oder von dort quer hinüber nach Spitzbergen. Eine Erwägung von einiger Bedeutung war die Ersparniß an Gewicht. Allein diese war nicht von so großer Wichtigkeit, wie es aussah, da die Bekleidungen beider Arten von Fahrzeugen ungefähr gleichviel gewogen hätten und an den Kajakgerüsten nicht viel erspart worden sein würde, weil das ganze Gerüst, wie man sich erinnern wird, nur 8 Kilogramm betrug. Etwas würde damit gewonnen, daß die auf den Schlitten befindlichen Kajaks zum Verstauen der Lasten dienen konnten; während man andernfalls genöthigt gewesen wäre, den Proviant und die Werkzeuge in ziemlich schweren Säcken aus starkem Segeltuch aufzubewahren, konnte man so einen großen Theil in leichten Beuteln aus dünnem Stoff mit sich führen und im Kajak unterbringen. Unser Proviant war auf diese Weise gut und trocken verwahrt und vor jeder Gefahr eines Angriffs seitens der Hunde sowie vor Beschädigung durch die scharfen Eisspitzen geschützt. Die Segeltuchbekleidung dagegen, die über das Gestell gezogen und nach dem Gebrauch im Wasser wieder zusammengefaltet werden mußte, würde bei der niedrigen Temperatur, die wir zu erwarten haben, steif gefrieren und nothwendigerweise rasch verderben und leck werden. Endlich, und das war nicht der unwichtigste Grund, ist das Kajak mit seinem vollständig wasserdichten Deck ein höchst leistungsfähiges Boot für den Seegebrauch, in welchem man bei jedem Wetter fahren kann, sowie auch ein bewundernswerthes Fahrzeug zu Jagd- und Fischereizwecken. Das Boot, welches man auf die andere Weise hätte anfertigen können, wäre in dieser Beziehung nur schwer mit einigermaßen befriedigendem Resultat herzustellen gewesen.

Auch die *Schlitten*, die ich für diese Expedition angefertigt hatte, habe ich bereits erwähnt; sie waren nach dem Muster der grönländischen gebaut und glichen in der Form ungefähr dem norwegischen Ski kjälke, einem niedrigen Handschlitten auf breiten, unserm gewöhnlichen Schneeschuh ähnlichen Kufen.⁵

Anstatt der breiten, glatten Kufen, die wir in Grönland benutzt hatten, ließ ich solche hier zwar von derselben Breite (8,5 Centimeter), aber an der Unterseite etwas abgerundet machen, wie man sie vielfach bei den Handschlitten in Oesterdalen und anderswo findet. Wie sich ergab, glitten diese runden Kufen sehr leicht über das Terrain, auf welchem wir zu reisen hatten, und ermöglichten eine bequeme Drehung der langen Schlitten. Dies war von besonderer Wichtigkeit im Treibeis, wo die vielen Unebenheiten oft einen sehr gewundenen Kurs nothwendig machten. Die Kufen waren mit dünnem Neusilberblech beschlagen, das seinem Zwecke sehr gut entspricht, da es stets blank und glatt bleibt und nicht rostet. Wie schon früher erwähnt, waren unter dem Neusilberbeschlag lose, dünne, gut getheerte Kufen aus Ahornholz angebracht. Die Schlitten waren auch noch in verschiedener anderer, früher schon besprochener Weise zur Aufnahme der schweren Lasten, die sie zu Anfang tragen mußten, besonders stark gemacht. Die Folge davon war, daß sie etwas schwerer geworden waren, als ich anfänglich beabsichtigt hatte, dafür hatte ich aber auch die Genugthuung, daß sie während der ganzen Reise gebrauchsfähig blieben und wir nicht ein einziges mal durch ihren Zusammenbruch gehindert oder aufgehalten wurden. Das ist auf frühern Schlittenreisen kaum jemals der Fall gewesen.

Schon mehreremal habe ich auf unsere *Kleidung* und die damit gemachten Versuche Bezug genommen. Obwol wir zu dem Schlusse gekommen waren, daß unsere Wolfsfellanzüge für die Reise zu warm sein würden, nahmen wir sie bei unserm ersten Ausbruch doch mit und trugen sie auch. Wir schwitzten jedoch immer sehr stark darin. Dadurch, daß sie die ganze Feuchtigkeit des Körpers aufsogen, waren sie so schwer geworden, daß sie eine beträchtliche Vermehrung des Gewichts unserer Lasten ausmachten; bei unserer Rückkehr nach der dreitägigen Abwesenheit vom Schiffe waren sie so naß, daß wir sie längere Zeit über dem Ofen im Salon zum Trocknen aufhängen mußten. Dazu kam noch eine andere Unannehmlichkeit: wenn wir sie eine Zeit lang getragen hatten und dann in der Kälte auszogen, froren sie so steif, daß es sehr schwierig war, sie wieder anzuziehen. Die Folge von alledem war, daß ich nicht sehr für sie eingenommen war und mich schließlich dafür entschied, meine wollenen Kleider beizubehalten, die, wie ich meinte, der Transpiration freien Abzug gewährten. Johansen folgte meinem Beispiel.

Unsere Kleidung bestand daher ungefähr aus Folgendem: auf dem Oberkörper zwei wollene (Jäger-)Hemden, über denen ich eine Jacke aus Kamelhaar und schließlich eine sogenannte isländische Wollenjacke trug. Anstatt der isländischen Jacke trug Johansen ein Kleidungsstück aus dickem Fries, das man an Bord einen »Anorak« nennt; es ist mit einer Kapuze versehen, die nach Eskimoart über das Gesicht gezogen werden konnte. An den Beinen hatten wir wollene Unterhosen, darüber Kniehosen aus Fries und lose Friesgamaschen. Um uns vor dem Winde und dem Schneestaub zu schützen, trugen wir die schon früher erwähnte »Windkleidung«, die aus einer dünnen, aber dichten Art von Baumwollentuch angefertigt war und aus einer Jacke, die über den Kopf gezogen wurde und nach Eskimo-Manier mit einer Kapuze versehen war, und einem Paar weiter Hosen bestand.

Ein wichtiger Theil der Kleidung ist die *Fußbekleidung*. Anstatt langer Strümpfe zog ich es vor, lose Gamaschen und Socken zu benutzen, da diese sich während des Schlafs in der Nacht auf der Brust trocknen lassen. Auf Reisen, auf denen man sich beständig im Schnee und in niedriger Temperatur bewegt, möge es nun auf Schneeschuhen sein oder nicht, habe ich die Erfahrung gemacht, daß Finnenschuhe in jeder Beziehung die geeignetste Fußbekleidung sind, doch müssen sie aus der Haut der Hinterbeine eines Renthierbockes gemacht sein. Sie sind warm und stark, bleiben auch stets schmiegsam und sind bequem an- und auszuziehen. Sie verlangen aber eine sorgfältige Behandlung, wenn sie nicht bald verderben sollen, und man muß daher versuchen, sie nachts während des Schlafs so gut man es vermag zu trocknen. Wenn das Wetter sonnig ist oder

es draußen gut trocknet, ist es am besten, sie an ein paar Ski-Stöcken oder etwas Aehnlichem im Winde vor den Zelten aufzuhängen, am besten das Innere nach außen gekehrt, damit das Fell selbst rasch trocknet. Beachtet man diese Vorsichtsmaßregel nicht, dann wird das Haar bald beginnen auszufallen. Bei starker Kälte, wie wir sie während des ersten Theils der Reise hatten, war es unmöglich, sie so zu trocknen, und es blieb uns daher nichts anderes übrig, als sie nachts an den Füßen trocken werden zu lassen. Nachdem man vorher den Schnee und die Feuchtigkeit vorsichtig abgekratzt und abgebürstet hat, ist das Nächste, was man dann zu thun hat, das Innere nach außen zu kehren und sie mit getrocknetem Sennegras, wenn man solches hat, zu füllen, dann die Füße hineinzustecken und in den Schlafsack zu kriechen. Für die später zu erwartende mildere Witterung, in der der Schnee naß wurde, hatten wir uns mit Lederstiefeln nach der Façon der »Komager« (Lappenschuhe) versehen, wie sie die Lappen im Sommer benutzen. Sie waren aus halbgegerbter Ochsenhaut gemacht, mit Sohlen aus Seehundsfell. Mit einer Mischung von Theer und Talg gut eingerieben, geben sie wunderbar starke und wasserdichte Stiefel ab. Im Innern der Finnenschuhe verwendeten wir zu Anfang der Reise Sennegras, von dem wir Vorrath mitgenommen hatten. Füllt man die Schuhe damit aus und steckt nach Art der Finnen die Füße bloß hinein, so halten sie sehr warm und trocken, da das Gras alle Feuchtigkeit aufsaugt. Bei Nacht muß das Seunegras aus den Stiefeln entfernt und mit den Fingern tüchtig auseinandergezupft werden, damit es sich nicht zusammenballt; dann wird es während des Schlafes in der Weise getrocknet, daß man es auf der Brust oder im Hosenbein trägt. Am nächsten Morgen wird es ziemlich trocken sein und kann wieder in die Stiefel gesteckt werden. Allmählich verbraucht es sich jedoch, und wenn man auf einer langen Reise auskommen will, muß man einen tüchtigen Vorrath davon mitnehmen.

Wir hatten auch Socken aus Schafwolle und Menschenhaar mitgenommen, die ebenso warm als dauerhaft waren. Ferner hatten wir Fußlappen aus Fries, die wir, namentlich ich, während des letzten Theiles der Reise benutzten. Sie sind bequem zu tragen und leicht zu trocknen, da man sie nachts unter der Jacke oder den Hosen ausbreiten kann.

An den *Händen* trugen wir sowol schwere Fausthandschuhe aus Wolfsfell als auch gewöhnliche wollene Handschuhe. Die Handschuhe mußten genau ebenso am Körper getrocknet werden wie die Fußbekleidung. Im großen und ganzen ist die Körperwärme des unglücklichen Menschen die einzige Wärmequelle, die man zu solchem Zweck hat und wird daher möglichst ausgenutzt; wir haben unsere Nächte in nassen Umschlägen zugebracht, nur um es tagsüber etwas weniger naß zu haben.

Auf dem *Kopfe* trugen wir einen Filzhut, der die Augen gegen das blendende Licht schützte und durch den der Wind weniger leicht hindurchdrang als durch gewöhnliche wollene Mützen. Außerdem trugen wir gewöhnlich noch eine oder zwei Wollkapuzen. Auf diese Weise konnten wir es so reguliren, daß der Kopf immer genügend warm blieb, was nicht unwichtig ist.

Ursprünglich war es meine Absicht gewesen, leichte *Schlafsäcke* aus dem Felle eines Renthierkalbes für je einen Mann zu verwenden. Als sie sich jedoch als nicht genügend warm erwiesen, benutzte ich wie auf meiner Grönland-Reise einen Doppelschlafsack aus der Haut eines ausgewachsenen Renthiers. Dabei erzielt man eine beträchtliche Wärmezunahme dadurch, daß der eine Schlafgenosse den andern wärmt. Außerdem ist auch ein Sack für zwei Personen viel leichter als zwei einzelne Säcke. Zwar ist gegen den Gebrauch von Doppelsäcken der Einwand erhoben worden, daß man durch die Bewegungen des Schlafgenossen leicht in der Nachtruhe gestört werde, wir haben das aber nicht gefunden.

Etwas, das nach meiner Meinung auf einer Schlittenreise nicht fehlen darf, ist ein *Zelt*. Denn

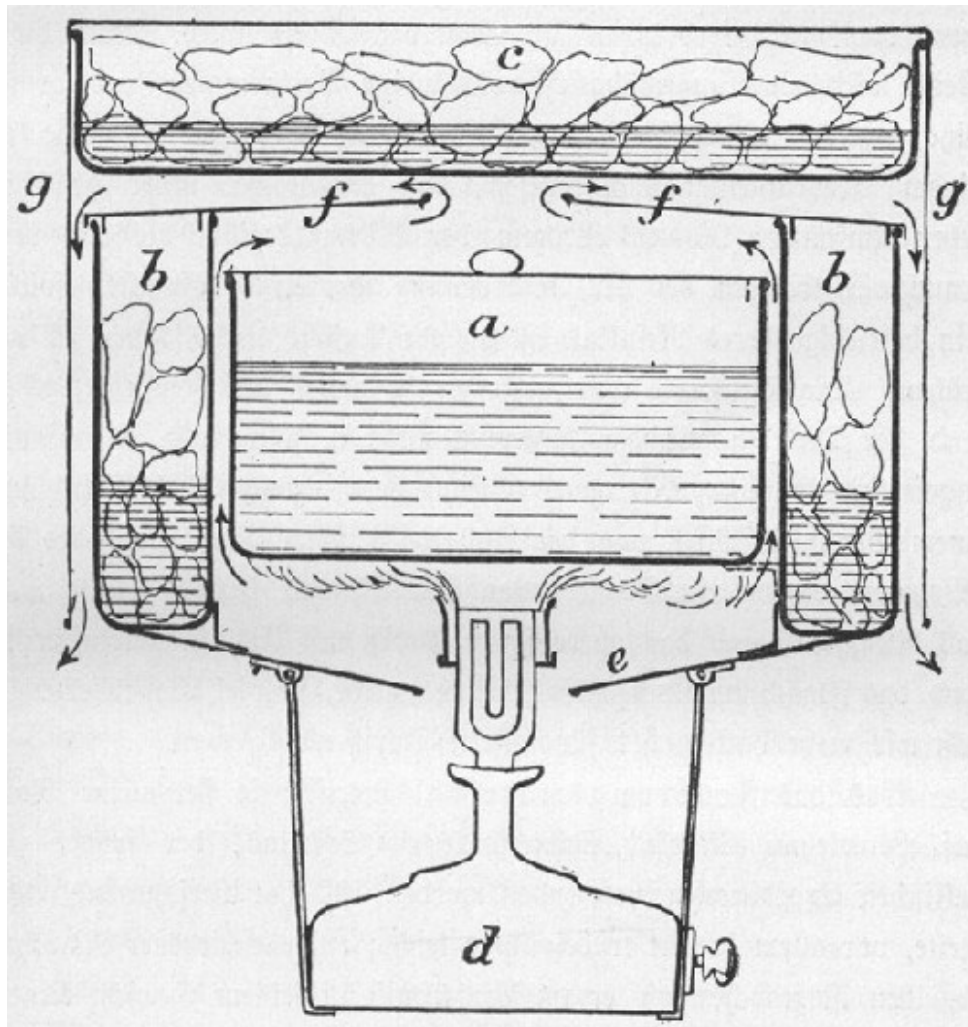
selbst wenn es aus dünnem, leichtem Stoffe ist, bietet es den Teilnehmern der Expedition so viel Schutz und Behaglichkeit, daß die unbedeutende Vermehrung des Gewichts der Ausrüstung mehr als ausgeglichen wird. Die Zelte, die ich für die Expedition hatte anfertigen lassen, bestanden aus Rohseide und waren sehr leicht; sie waren am Fuße viereckig und nach oben spitz und wurden vermittelst einer einzigen Zeltstange in der Mitte aufgerichtet, nach demselben Princip, wie die in unserer Armee verwendeten Viermannzelte. Die meisten unserer Zelte waren mit einem Boden aus ziemlich dichtem Baumwollstoff versehen. Bei unserm ersten Aufbruche nahmen wir ein Zelt dieser Art mit, das für vier Mann berechnet war und $3\frac{1}{4}$ Kilogramm wog. Der Boden bietet einen gewissen Vortheil, da das Zelt dadurch fester wird und leicht aufzuschlagen ist, während zugleich auch der Wind weniger leicht durchdringt. Das ganze Zelt, Seitenwände und Boden, ist zu *einem* Stück zusammengenäht, in welchem als einzige Oeffnung nur ein kleiner Schlitz zum Hindurchkriechen ist. Es hat jedoch den einen Nachtheil, daß es fast unmöglich ist, mit sich selbst nicht auch ein gewisses Quantum Schnee an den Füßen hineinzubringen. Dieser schmilzt in der Nacht infolge der Wärme des auf ihm ruhenden Körpers, der Zeltboden saugt die Feuchtigkeit auf und verursacht dadurch, daß das Zelt stets beträchtlich schwerer ist als das von mir angegebene Gewicht.

Ich gab infolge dessen den Gedanken an ein Zelt dieser Art auf und nahm ein anderes mit von ungefähr denselben Abmessungen, aber ohne Boden, und ebenfalls aus Rohseide wie das andere. Das Aufschlagen dieses Zeltes dauerte etwas länger, doch war der Unterschied nicht groß. Die Wände wurden durch kleine Holzpflocke festgehalten; dann wird das Zelt rundherum sorgfältig mit Schnee verdämmt, um Wind und Zug abzuhalten. Dann kam das eigentliche Aufrichten des Zeltes, das in der Weise ausgeführt wurde, daß einer durch das Loch hineinkroch und das Zelt mit einem Ski-Stocke, der auch als Zelträger diente, in die Höhe schob. Das Zelt wog, einschließlich 16 Pflöcke, nur 1,4 Kilogramm; es hielt die ganze Reise bis zum Herbst 1895 aus und war uns stets ein lieber Zufluchtsort.

Der *Kochapparat*, den wir benutzten, hatte den Vortheil, daß er das Feuerungsmaterial aufs sparsamste ausnutzte. Wir konnten damit in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht nur Essen kochen, sondern gleichzeitig auch reichliche Mengen Trinkwasser schmelzen, sodaß wir morgens und abends soviel wie wir mochten davon trinken konnten.

Der Apparat bestand aus einem Kochgefäß und zwei Gefäßen zum Schmelzen des Schnees und war in folgender Weise eingerichtet:

Im Innern eines Ringgefäßes (b) befand sich der Kessel (a), unter welchem die Lampe (d) brannte, sodaß die ganze sich beim Gebrauch entwickelnde Hitze in den Raum (e) zwischen dem Kessel und dem Ringgefäß gedrängt wurde. Darüber war ein dicht schließender Deckel (f) mit einem Loch in der Mitte, durch welches die heiße Luft passiren mußte, ehe sie weiter zog und den Boden eines darüber befindlichen flachen Schneeschmelzers (c) erreichte. Nachdem die Luft hier einen Theil ihrer Hitze abgegeben hatte, wurde sie durch einen das Ganze umgebenden Mantel (g) an der Außenseite des Ringgefäßes wieder nach unten geleitet, wo sie die noch übrige Wärme an die Außenseite des letztern abgab, sodaß sie schließlich fast völlig abgekühlt am untern Rande der äußern Hülle entwich.



Kochapparat.

Zum Heizen wurde ein unter dem Namen »Primus« bekannter schwedischer Petroleumgasapparat verwendet, in welchem das Petroleum vor dem Verbrennen in Gas verwandelt wird. Auf diese Weise wird eine ungewöhnlich vollständige Verbrennung und große Hitze erzielt. Professor Torup hat durch zahlreiche Versuche in seinem Laboratorium nachgewiesen, daß der Kocher unter gewöhnlichen Umständen 90-93 Procent der Wärme ergibt, die das verbrauchte Petroleum bei der Verbrennung theoretisch entwickeln sollte. Ein befriedigenderes Resultat ist meiner Ansicht nach schwer zu erreichen. Die Gefäße in unserm Kocher bestanden aus Neusilber, während der Deckel sowie der äußere Mantel u. s. w. aus Aluminium angefertigt waren. Mit zwei Blechbechern, zwei Blechlöffeln und einem Blechschöpflöffel wog der Apparat 4 Kilogramm, während die »Primus«-Lampe ein Gewicht von 800 Gramm hatte. Füllte man das Ringgefäß und das obere flache Gefäß mit Eis, so wurde, während das Fleisch im Kochgefäß gesotten wurde, so viel Wasser erzeugt, daß wir mehr hatten, als für unsern Durst nöthig war.

Was das *Feuerungsmaterial* betrifft, so fiel meine Wahl auf Petroleum (Marke »Schneeflocke«). Spiritus, der früher auf arktischen Expeditionen verwendet worden ist, hat verschiedene Vortheile, vor allem brennt er besonders leicht; ein entschiedener Nachtheil desselben ist jedoch, daß er im Verhältniß zu seinem Gewicht keineswegs soviel Hitze entwickelt wie Petroleum, wenn dasselbe vollständig verbrennt, wie es bei der von uns benutzten Lampe der Fall ist. Da ich befürchtete, daß das Petroleum gefrieren könnte, dachte ich daran, Gasöl zu verwenden, doch gab

ich den Gedanken wieder auf, weil es sich sehr schnell verflüchtigt, sodaß es schwer aufzubewahren ist, und außerdem sehr feuergefährlich. Mit unserm »Schneeflocken«-Petroleum hatten wir in Bezug auf die Kälte keine Schwierigkeiten; wir nahmen etwa 20 Liter davon mit, mit denen wir 120 Tage auskamen und die uns in den Stand setzten, uns zweimal am Tage eine warme Mahlzeit zu kochen und Eis im Ueberfluß zu schmelzen.

Von *Schneeschuhen* hatten wir verschiedene Paare mit, weil wir darauf vorbereitet sein mußten, daß dieselben auf dem unebenen Treibeis brechen könnten und sich außerdem zur Sommerszeit, wenn der Schnee naß und körnig wurde, stark abnutzen würden. Die unserigen waren besonders zäh und glatt; sie waren zum größten Theil aus Ahornholz wie die Schlitten, sowie aus Birken- und Hickoryholz angefertigt, und waren sämmtlich mit einer Mischung von Theer, Stearin und Talg tüchtig getränkt.

Da wir darauf rechneten, bis zu einem gewissen Grade von der Jagd leben zu müssen, mußten wir notwendigerweise auch *Feuerwaffen* mitnehmen. Das beste Gewehr auf solchen Reisen ist natürlich die gezogene Büchse. Aber da wir aller Wahrscheinlichkeit nach auch große Strecken zu durchqueren haben würden, wo großes Wild weniger leicht zu finden war, während oft Vögel über uns hinfliegen würden, so hielt ich auch Schrotflinten für uns nützlich. Wir entschieden uns daher in dieser Beziehung für dieselbe Ausrüstung, die ich in Grönland gehabt hatte, und nahmen zwei doppelläufige Flinten (Büchsfinten) mit, die einen Schrotlauf (Kaliber 20) und einen Kugellauf (Exprefß, Kaliber 360) hatten. Unser Vorrath an Munition bestand aus ungefähr 180 Kugel- und 150 Schrotpatronen.

An *Instrumenten* zur Bestimmung unsers Standortes und zu Peilungen hatten wir einen kleinen leichten Theodoliten, der für unsere Zwecke besonders construiert war und mit dem Kasten, den ich als Stativ hatte einrichten lassen, nur 2 Kilogramm wog; ferner einen Taschensexanten und einen künstlichen Glashorizont, einen leichten Peilkompaß aus Aluminium und ein paar andere Kompassse. Zu den meteorologischen Beobachtungen hatten wir ein paar Aneroidbarometer, zwei Minimum-Weingeistthermometer und drei Quecksilber-Schleuderthermometer. Außerdem nahmen wir ein gutes Fernrohr aus Aluminium sowie einen photographischen Apparat mit.

Der wichtigste, aber vielleicht auch der schwierigste Punkt bei der Ausrüstung einer Schlittenexpedition ist eine durchaus gute und ausreichende *Verproviantirung*. Schon in der Einleitung dieses Werkes habe ich hervorgehoben, daß der erste und wichtigste Zweck ist, gegen Skorbut und andere Krankheiten sich durch die Auswahl der Lebensmittel zu schützen, die durch sorgfältige Zubereitung und Sterilisirung gegen Verderben gesichert sein müssen. Auf einer Schlittenexpedition wie diese, wo man so große Rücksicht auf das Gewicht der Ausrüstung nehmen muß, ist es kaum möglich, Proviant irgendwelcher Art mitzunehmen, dessen Gewicht nicht durch sorgfältiges und vollkommenes Trocknen soviel wie möglich verringert worden ist. Da aber Fleisch und Fisch in getrocknetem Zustande nicht so leicht verdaulich sind, so ist es nicht unwichtig, sie in pulverisirter Form mitzunehmen; die getrocknete Masse wird dabei so fein zertheilt, daß sie mit Leichtigkeit verdaut und vom Organismus aufgenommen wird. Wir nahmen daher nur Fleisch und Fisch mit, welche so zubereitet waren. Ersteres war Muskelfleisch vom Ochsen und von allem Fett, Knorpeln u. s. w. befreit; dann wurde es in vollständig frischem Zustande so rasch wie möglich getrocknet, darauf gemahlen und in demselben Verhältniß wie der gewöhnliche Pemmikan mit Nierenfett vermischt. Dieses Nahrungsmittel, das schon seit langer Zeit auf Schlittenexpeditionen zur Verwendung gelangt ist, hat sich mit vollem Recht einen großen Ruf erworben; wenn es gut zubereitet ist, wie es das unserige war, ist es unleugbar eine nahrhafte, leicht verdauliche Speise.⁶ Man darf sich jedoch nicht darauf verlassen, daß es stets harmlos ist, da es der Gesundheit auch nachtheilig sein kann, wenn es leichtfertig zubereitet, d. h.

langsam oder unvollständig getrocknet ist.

Ein weiterer Proviantartikel, auf den wir großen Werth legten, war Waage's Fischmehl aus getrockneten, dann gemahlten Fischen. Es ist gut zubereitet und hält sich ausgezeichnet; in Wasser gekocht und mit Butter und Weizenmehl oder getrockneten Kartoffeln vermischt, gibt es ein sehr wohlschmeckendes Gericht. Ein fernerer Punkt, auf den man achten sollte, ist, daß die Lebensmittel genossen werden können, ohne erst gekocht zu werden. Das Feuerungsmaterial bildet zwar einen Theil der Ausrüstung, allein wenn es aus dem einen oder andern Grunde verloren gehen oder verbraucht sein sollte, so würde man sich thatsächlich in einer schlimmen Lage befinden, wenn man für solchen Fall nicht durch die Mitnahme von Proviant, der ungekocht genossen werden kann, Vorsorge getroffen hätte. Um Feuerung zu sparen, ist es auch von Wichtigkeit, daß das Essen nicht gekocht, sondern nur erwärmt zu werden braucht. Das Mehl, welches wir mitnahmen, war daher gedämpft und konnte im Nothfalle so, wie es war, und ohne weitere Vorbereitung gegessen werden; nur zum Kochen gebracht, gab es eine gute Speise. Wir hatten auch getrocknete gekochte Kartoffeln, Erbsensuppe, Chocolate, »Vril«-Speise u. s. w. Unser Brot bestand zum Theil aus sorgfältig getrocknetem Weizenhartbrot, zum Theil aus Aleuronat-Brot, welches ich aus Weizenmehl, vermischt mit etwa 30 Procent Aleuronat (vegetabilisches Eiweiß), hatte herstellen lassen.

Wir nahmen ferner ein beträchtliches Quantum (39 Kilo) Butter mit, die ich an Bord gehörig hatte durchkneten lassen, um alles überflüssige Wasser daraus zu entfernen. Auf diese Weise sparten wir nicht nur ein beträchtliches Gewicht, sondern die Butter wurde auch in der Kälte nicht so hart. Im ganzen muß ich sagen, daß unsere Proviant-Ausrüstung eine große Abwechslung in der Nahrung erlaubte und daß wir nie dem ewigen Einerlei der Speisen unterworfen waren, über welches frühere Schlittenexpeditionen so viel geklagt haben. Uebrigens hatten wir andauernd einen wahren Wolfshunger, und unsere Mahlzeiten konnten uns unmöglich besser schmecken.

Unsere *Apotheke* bestand aus einem kleinen Sacke, der natürlich nur das Allernothwendigste enthielt: einige Schienen und Binden, Gipsbandagen für etwaige Bein- und Armbrüche, abführende Pillen und Opiumtinctur für Störungen des Magens, an denen wir aber nie litten, Chloroform für den Fall einer Amputation, z. B. infolge von Erfrieren, ein paar kleine Gläser Cocainlösung für Schneeblindheit (ebenfalls nicht benutzt), Tropfen für Zahnschmerzen, Karbolsäure, Jodoformgaze, ein paar gebogene Nadeln und etwas Seide zum Zunähen von Wunden, ein Skalpell, zwei Arterienpincetten (gleichfalls für Amputationen) und einige andere Gegenstände. Glücklicherweise bedurften wir unserer Apotheke nicht, abgesehen davon, daß die Binden und Bandagen uns im Winter 1895 auf 1896 als Dochte für die Thranlampen sehr gelegen kamen. Noch besser eignet sich für diesen Zweck aber Nicolaysen's Pflaster, von dem wir einen Vorrath für etwaige Schlüsselbeinbrüche mitgenommen hatten. Wir schabten die Schichte Wachs sorgfältig ab und fanden, das dies sich beim Kalfatern unserer lecken Kajaks ausgezeichnet verwenden ließ.

Liste der Ausrüstungsgegenstände

Schlitten Nr. 1 (mit Nansen's Kajak).

Kilogramm: Kajak 18,7 Pumpe (zum Auspumpen der etwa leck werdenden Kajaks) 0,5 Schlittensegel 0,7 Axt und geologischer Hammer 0,6 Gewehr nebst Futteral 3,3 Zwei kleine Stäbe, zum Kochapparat gehörend 0,4 Theodolit mit Kasten 2,2 Drei Reserve-Querstücke für die Schlitten 0,9 Einige Stücke Holz 0,3 Leine für die Harpune 0,24 Pelzgamaschen 0,55 Fünf

Knäuel Schnur 1,17 Kochapparat, 2 Becher, Schöpflöffel, 2 Eßlöffel 4,0 Petroleumlampe (Primus) 0,8 Feldflasche aus Hartgummi 0,17 Sack mit verschiedenen Kleidungsstücken 4,0 Wollene Decke 2,0 Wollene Jacke 1,15 Ein Paar Finnenschuhe, mit Sennegras gefüllt 1,4 Kragen, über die Oeffnung im Kajak passend 0,2 Ein Paar »Komager« (Lappenschuhe) 0,95 Zwei Paar Kajak-Handschuhe, sowie Harpune und Leine 0,6 Wasserdichter Seehundspelz für das Kajak 1,4 Sack mit Werkzeug 1,2 Sack mit Näh-Utensilien, Segelhandschuhen, Segelnadeln und diversen Artikeln 1,2 Drei norwegische Flaggen 0,1 Apotheke 2,25 Photographischer Apparat 2,1 Eine Kassette und eine Blechbüchse mit Films 1,75 Ein Holzbecher 0,08 Ein Tau zum Befestigen des Kajaks auf dem Schlitten 0,9 Renthierfellsäcke zur Verhütung des Scheuerns der Kajaks 1,8 Hölzerne Schneeschaukel 1,0 Ski-Stock mit einer Scheibe am untern Ende 0,7 Ein Bambusstock 0,45 Zwei Eschenstöcke 1,2 7 Reserve-Geschirre für die Hunde und 2 Reserve-Zugtaue 1,2 Eine Rolle Tauwerk 0,18 4 Bambusstangen zu Masten und zum Steuern der Schlitten 4,0 Ein Beutel Brot 2,7 Ein Beutel Molkenpulver 1,5 Ein Beutel Zucker 1,0 Ein Beutel Aleuronat-Mehl 0,8 Ein Beutel Citronensaft-Tafeln 0,73 Ein Beutel Frame-Food-Stamina-Tafeln 1,1 Als Bootslager waren auf dem Schlitten befestigt: Drei Säcke Pemmikan, zusammen 108,2 Ein Sack Leberpastete (Teig) 42,7 Gewicht des Schlittens mit Verstärkungen, aufgebundenen Reserveschneeschuhen und Ski-Stöcken 35,0 _____ Gesamtgewicht Kilogramm : 260,0

Schlitten Nr. 2, auf welchem in verschiedenen Segeltuchsäcken Folgendes verladen war:

Kilogramm Aleuronat-Mehl 6,8 Weizenmehl 7,0 Molkenpulver 7,7 Maismehl 4,0 Zucker 3,2 »Vril«-Speise 14,2 Australischer Pemmikan 5,9 Chocolate 5,8 Hafermehl 5,0 Getrocknete Preiselbeeren 0,4 Zwei Säcke Weizenhartbrot 31,5 Ein Sack Aleuronat-Brot 21,2 »Extra-Speise«, eine Mischung von Erbsenmehl, Fleischpulver, Fett u.s.w. 29,0 Butter 39,0 Fischmehl von Waage 15,5 Getrocknete Kartoffeln 6,9 Ein Schlafsack aus Renthierfell 9,0 Zwei Stahldrahtleinen mit Riemen für 28 Hunde 5,0 Ein Paar Schneeschuhe aus Hickoryholz 5,0 Gewicht des Schlittens 19,7 _____ Gesamtgewicht Kilogramm 241,8

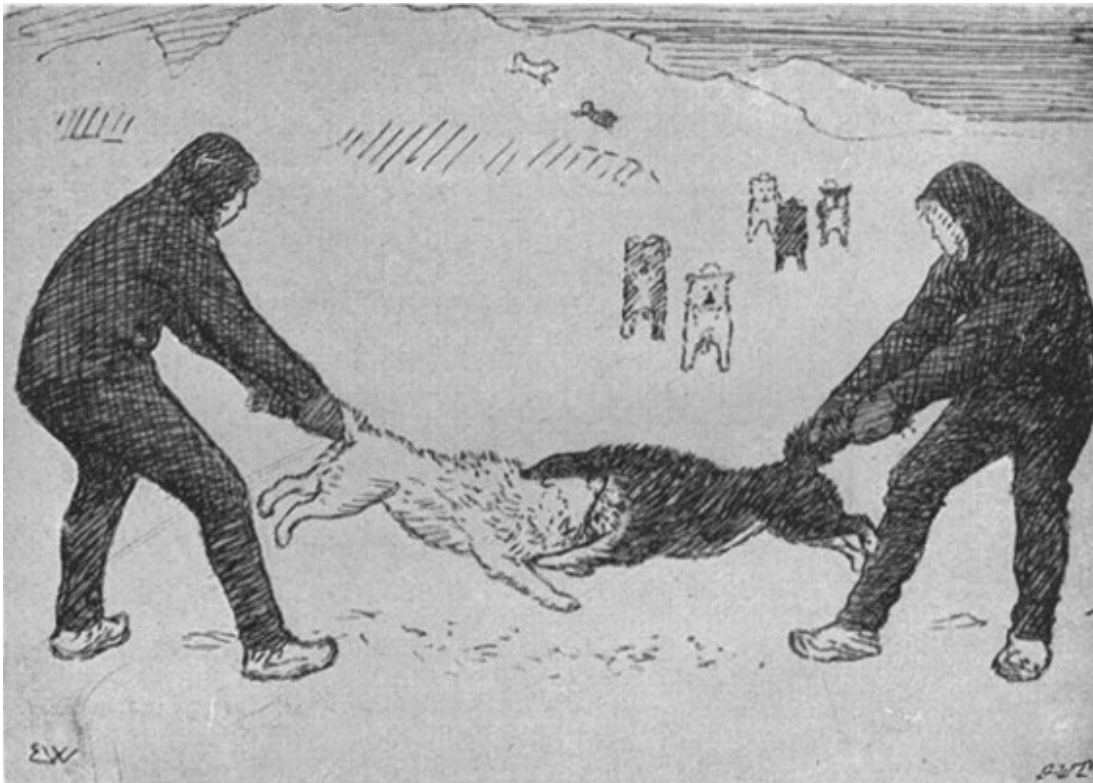
Schlitten Nr. 3 (mit Johansen's Kajak).

Kajak 18,8 Zwei Stücke Renthierfell zur Verhütung des Scheuerns 0,8 Vorrath von Hundeschuhen 0,55 Ein Eskimo-Jagdschlitten mit Segel (für eine etwaige Seehundjagd auf dem Eise) 0,73 Zwei Schlittensegel 1,2 Pumpe 0,4 Ruderblätter (aus Spanischrohr-Reifen, über die Segeltuch gespannt ist, an die Ski-Stöcke zu binden) 0,5 Büchse 3,26 Feldflasche aus Hartgummi 0,17 Netz (zum Fang der Crustaceen) 0,15 Ein Paar »Komager« 0,9 Wasserdichter Seehundspelz für das Kajak 1,0 Pelzgamaschen 0,21 Sack mit Kleidern 4,0 Wolldecke 2,0 Wolljacke 1,0 Zwei Reservestücke Holz 0,28 Zwei Blechkannen mit Petroleum (ca. 20 Liter) 18,2 Mehrere Reserveschnüre für die Schneeschuhe 0,43 Laterne für das Wechseln der photographischen Platten u. s. w. 0,49 Künstlicher Glashorizont 0,29 Sack mit Schnüren und nautischem Jahrbuch 0,13 Taschensexant 0,39 Zwei Pakete Zündhölzer 0,39 Eine Reserveplatte Neusilber (zur Erneuerung des Beschlages der Schlittenkufen) 0,21 Pech 0,1 Zwei Minimum-Thermometer in Etui 0,21 Drei Quecksilber-Thermometer in Etui 0,14 Ein Kompaß 0,25 Ein Aluminium-Kompaß 0,24 Ein Aluminium-Fernrohr 0,7 Sennegras für die Finnenschuhe 0,2 Sack mit Patronen 11,85 Ledertasche mit Reservetheilen für die Flinten, mit Theilen des Schlosses, Reservehähnen, Kugeln, Pulver u.s.w. 1,4 Ledertasche mit einer Glasflasche, einem Löffel und fünf Bleistiften 0,3 Sack mit Navigationstabellen, nautischem Jahrbuch, Karten u. s. w. 1,1 Blechkasten mit Tagebüchern, Briefen, Photographien, Beobachtungsjournalen u. s. w. 1,65 Weizenhartbrot 13,5

Kragen, über die Oeffnung im Kajak passend 0,23 Ein Sack Fleischpulver-Chocolade 8,0 Ein Sack Suppe 3,0 Ein Sack Cacao 3,35 Ein Sack Fischmehl 1,70 Ein Sack Weizenmehl 0,90 Ein Sack Chocolade 2,0 Ein Sack Hafermehl 2,0 Ein Sack Vril-Speise 2,0 Als Bootslager waren auf dem Schlitten befestigt: Ein Sack Hafermehl 13,2 Ein Sack Pemmikan 52,3 Ein Sack Leber-Pastete 50,8 Gewicht des Schlittens mit zwei Verstärkungen und zwei Schneeschuhen ca. 35,0 _____ Gesamtgewicht Kilogramm 262,0

Hierher mag die Liste unserer Hunde und ihrer Gewichte passen:

Kilogramm Kvik 35,7 Freia 22,7 Barbara 22,5 Suggen 28,0 Flint 27,5 Barrabas 28,0 Gulen 27,5 Haren 27,9 Barnet 17,7 Sultan 31,0 Klapperslangen 27,19 Blok 26,8 Bjelki 17,3 Sjöliget 18,0 Katta 20,7 Narrifas 21,0 Livjägeren 17,5 Potifar 26,5 Storräven 31,8 Isbjörn 28,0 Lilleräven 26,7 Kvindfolket 26,0 Perpetuum 28,6 Baro 27,5 Russen 26,5 Kaiphas 31,5 Ulenka 26,0 Pan 29,5



Die Querhölzer des Schlittens, welche die senkrechten Stützen der Kufen untereinander verbinden. Die Schlittenkufen sind vorn durch einen Bogen miteinander verbunden, der aus drei bis vier zusammengebundenen Bambusstäben bestand; an diesem Bogen wurden die Zugleinena befestigt. Dieser Apparat war kurz vor unserm Aufbruche an Bord aus einem alten Anemometer hergestellt worden; er wurde hinter dem letzten Schlitten befestigt und gab ziemlich genau die von uns zurückgelegte Entfernung an. Sie waren 3,7 Meter lang und 73 Centimeter breit; Johansen's war 30 Centimeter, das meinige 38 Centimeter tief. Die Schlitten waren 3,6 Meter lang, 50 Centimeter breit, und die Unterkante der Querhölzer lag ungefähr 12 Centimeter über dem Schnee. Ich hatte auch ein großes Quantum Pemmikan vorbereitet, der zu gleichen Theilen aus Fleischpulver und vegetabilischem Fett (von der Cocosnuß) bestand; jedoch erwies sich derselbe als eine ziemlich unglückliche Erfindung. Selbst die Hunde wollten ihn nicht fressen,

nachdem sie es ein- oder zweimal probirt hatten. Vielleicht erklärt sich dies durch die Thatsache, daß Pflanzenfett schwer verdaulich ist und Säuren enthält, welche die Schleimhäute des Magens und Schlundes reizen.

Zweites Kapitel

Nach Norden

Am 14. März endlich verließen wir um Mittag unter donnerndem Salut die »Fram«. Zum dritten mal hatten wir Lebewohl gesagt und die herzlichsten Glückwünsche ausgetauscht. Einige der an Bord Bleibenden gingen noch eine kleine Strecke mit, doch kehrte Sverdrup bald wieder um, weil er zum Mittagessen um 1 Uhr an Bord sein wollte. Auf dem Gipfel eines Eishügels sagten wir uns Lebewohl; die »Fram« lag hinter uns, und ich erinnere mich noch, daß ich eine Zeit lang stehen blieb und Sverdrup nachblickte, der auf seinen Schneeschuhen gemächlich heimwärts zog. Beinahe hätte ich gewünscht, mit ihm umzukehren, um wieder im gemüthlichen, warmen Salon ausruhen zu können. Ich wußte nur zu gut, daß ein Leben der Plage vor mir liege und daß eine lange Zeit vergehen würde, bis wir wieder unter einem behaglichen Dache schlafen und speisen würden. Daß aber die Zeit so lange dauern sollte, wie sie in Wirklichkeit dauerte, hat damals keiner von uns auch nur geahnt. Wir alle glaubten, daß die Expedition entweder glücken werde und wir dann noch in demselben Jahre heimkehren würden, oder daß sie – nicht glücken werde.



Sverdrup. Nansen. Hendriksen. Pettersen. Mogstad. Amundsen. Jacobsen. Scott-Hansen. Juell. Johansen.

Nansen und Johansen verlassen die »Fram« (14. März 1895).

Eine kleine Weile, nachdem Sverdrup uns verlassen hatte, mußte auch Mogstad umkehren. Er hatte bis zum nächsten Tage bei uns zu bleiben beabsichtigt, aber seine schweren Beinkleider aus Wolfsfell waren, wie er sagte, beinahe voll von Schweiß, sodaß er an Bord zurückkehren müsse, um sie am Feuer zu trocknen. Scott-Hansen, Hendriksen und Pettersen waren allein noch bei uns und arbeiteten sich schwitzend, jeder mit seiner Last auf dem Rücken, weiter. Es wurde ihnen sauer genug, auf dem flachen Eise Schritt mit uns zu halten, so schnell kamen wir vorwärts; als wir aber an die Eishügel gelangten, gab es Aufenthalt, da den Schlitten darüber hinweggeholfen werden mußte. An einer Stelle waren die Eisgrate so schlimm, daß wir die Schlitten eine weite Strecke tragen mußten. Nachdem es uns endlich mit vieler Mühe gelungen war, die Hindernisse zu überwinden, schüttelte Peder nachdenklich den Kopf und bemerkte zu Johansen, wir würden noch viel mehr von derselben Art antreffen und genug schwere Arbeit haben, ehe wir so viel von den Lasten aufgegessen hätten, daß die Schlitten leicht laufen würden. In diesem Augenblicke gelangten wir gerade an eine weite Strecke schlechten Eises, und Peder wurde um unsere Zukunft immer besorgter; gegen Abend besserten sich die Verhältnisse aber, sodaß wir rascher vorwärts kamen. Als wir um 6 Uhr halt machten, zeigte der Wegmesser 11 Kilometer, was für das erste Tagewerk nicht gerade schlecht war. Wir verbrachten einen fröhlichen Abend in unserm Zelte, das gerade groß genug war, um uns alle Fünf aufzunehmen. Pettersen, der müde geworden und dem es unterwegs sehr warm geworden war, zitterte und jammerte vor Kälte, während die Hunde angekoppelt und gefüttert wurden und wir das Zelt aufschlugen; er fand den Aufenthalt aber erheblich erträglicher, als er erst in seinen warmen Wolfskleidern im Innern des Zeltes saß und einen Topf dampfender Chocolate vor sich hatte; in der einen Hand ein Stück Butter, in der andern ein Stück Hartbrot haltend, rief er aus: »Nun geht es mir wie einem Prinzen!« Später verarbeitete er längere Zeit den erhebenden Gedanken, daß er hier mitten im Polarmeere in einem Zelte sitze. Armer Bursche! Er hatte so sehr gebeten, daß wir ihn auf diese Expedition mitnehmen

möchten; er wolle für uns kochen und sich allgemein nützlich machen, als Klempner wie als Schmied, und dann auch wäre es so gemüthlich, wenn wir zu Dritt beisammen wären. Ich hatte ihm mein Bedauern ausgesprochen, daß ich nicht mehr als einen Gefährten mitnehmen könnte. Er war darob mehrere Tage mit melancholischer Miene umhergegangen; jetzt fand er Trost darin, daß er uns wenigstens einen Theil des Weges begleitet habe und sich jetzt als Wilder auf diesem großen öden Meer befinde, was, wie er sagte, nicht viele Leute von sich behaupten könnten.

Die Kameraden hatten keinen Schlafsack mitgenommen, weshalb sie sich aus Schnee eine behagliche kleine Hütte bauten, in die sie mit ihren Wolfsfellkleidern hineinkrochen und in der sie eine ziemlich gute Nacht verbrachten. Ich war am nächsten Morgen schon früh wach, fand aber, als ich aus dem Zelte kroch, daß vor mir schon jemand auf den Beinen gewesen war, und zwar Peder, der infolge der Kälte erwacht war und nun auf- und abspazierte, um die steif gewordenen Glieder wieder zu erwärmen. Er habe es jetzt versucht, meinte er; nie würde er es für möglich gehalten haben, im Schnee zu schlafen, doch sei es gar nicht so schlimm gewesen. Er wollte nicht recht zugeben, daß ihn gefroren hatte und daß das der Grund war, weshalb er so früh aufgestanden war. Wir nahmen zum letzten mal gemeinsam ein gemüthliches Frühstück ein, dann wurden die Schlitten bereit gehalten und die Hunde angeschirrt; noch ein Händedruck den Kameraden und, ohne daß viel Worte gesprochen worden wären, ging es hinaus in die Einsamkeit.

Peder schüttelte traurig den Kopf, als wir uns in Bewegung setzten; in geringer Entfernung drehte ich mich um und sah ihn oben auf einem Eishügel stehen. Er blickte uns noch immer nach; seine Gedanken waren gewiß trüb; vermuthlich dachte er, er habe zum letzten mal mit uns gesprochen.

Wir fanden große Strecken flachen Eises und kamen daher rasch vorwärts, immer weiter fort von unsern Gefährten, ins Unbekannte hinein, wo wir beide und die Hunde monatelang verlassen umherwandern sollten. Die Takelung der »Fram« war längst hinter dem Rande des Eises verschwunden. Oft kamen wir an aufgethürmte Ketten und unebenes Eis, wo wir den Schlitten weiter helfen und sie zuweilen sogar tragen mußten. Manchmal geschah es auch, daß sie vollständig umstürzten, sodaß wir sie nur durch angestregtes Heben wieder aufrichten konnten. Etwas erschöpft von dieser schweren Arbeit machten wir um 6 Uhr abends halt, nachdem wir im Laufe des Tages ungefähr 9 Kilometer zurückgelegt hatten.

Das waren nicht gerade die Märsche, auf die ich gerechnet hatte; allein wir hofften, daß die Schlitten allmählich leichter werden und wir besseres Eis zum Fahren finden würden. Letzteres schien anfänglich auch wirklich der Fall zu sein.

Am Sonntag, 17. März, bemerkte ich in meinem Tagebuche:

»Das Eis scheint immer ebener zu werden, je weiter wir nach Norden gelangen; wir kamen gestern jedoch an eine Rinne, die uns zu einem weiten Umweg ⁷ zwang. Um 5½ Uhr nachmittags hatten wir ungefähr 9 Kilometer gemacht. Da wir gerade einen guten Lagerplatz erreicht hatten und die Hunde müde waren, so machten wir halt. Niedrigste Temperatur in der Nacht -42,8° C.«

Das Eis wurde während der folgenden Tage fortwährend ebener, sodaß wir an einem Tage oft bis zu 15 Kilometer und mehr zurücklegen konnten. Hin und wieder pflegte ein Unfall vorzukommen, der uns aufhielt; so riß uns z. B. eines Tages eine emporragende scharfe Eisspitze ein Loch in einen Sack mit Fischmehl, sodaß der ganze kostbare Inhalt auslief und wir länger als eine Stunde brauchten, um alles wieder zu sammeln und den Schaden auszubessern. Dann zerbrach der Wegmesser, der sich zwischen unebenem Eise eingeklemmt hatte, und wir hatten mehrere Stunden nöthig, um ihn durch Festbinden wieder zu repariren. Dann aber ging es nach Norden weiter, oft über große, weite Eisflächen, die aussahen, als ob sie sich direct bis zum Pol

ausdehnen müßten. Manchmal passirten wir auch Stellen, wo das Eis »ungewöhnlich schwierig war infolge hoher Hügel, sodaß es wie hügeliges schneebedecktes Land aussah«. Es war dies unzweifelhaft sehr altes Eis, welches, auf dem Wege vom Sibirischen Eismeer nach der Ostküste von Grönland begriffen, schon lange Zeit im Polarmeere umhergetrieben war und, Jahr für Jahr schweren Pressungen ausgesetzt, hohe Haufen und Hügel gebildet hatte. Diese waren, wie sie sich bildeten, Sommer für Sommer durch die Sonnenstrahlen abgeschmolzen und im Winter wieder mit tiefen Schneemassen bedeckt worden, sodaß sie jetzt Formen angenommen hatten, welche mehr Eisbergen ähnelten als aufgestautem Meereis.

Mittwoch, 20. März, sagt mein Tagebuch:

»Wieder schönes Wetter zum Reisen mit prächtigen Sonnenuntergängen, aber etwas kalt, namentlich nachts in den Schlafsäcken. (Wir hatten -41° und -42° C.) Das Eis scheint immer ebener zu werden, je weiter wir vordringen; an manchen Stellen ist es, als ob wir auf Inlandeis wären. Wenn das so anhält, wird das Ganze wie ein Tanz gehen.«

An diesem Tage verloren wir unsern Wegmesser, und da wir dies erst einige Zeit nachher entdeckten und ich nicht wußte, wie weit wir vielleicht zurückgehen müßten, hielt ich es nicht der Mühe werth, wieder umzukehren und ihn zu suchen. Dieser Verlust hatte jedoch zur Folge, daß wir fortan die im Laufe des Tages zurückgelegte Entfernung nur schätzen konnten. Am selben Tage hatten wir noch einen Unfall, der darin bestand, daß einer der Hunde – es war »Livjägeren« – so krank geworden war, daß er nicht mehr ziehen konnte und wir ihn frei laufen lassen mußten. Erst spät am Tage entdeckten wir, daß er nicht bei uns war; er war, als wir morgens aufbrachen, auf dem Lagerplatz zurückgeblieben, und ich mußte auf Schneeschuhen zu ihm zurück, wodurch wir einen langen Aufenthalt hatten.

Donnerstag, 21. März. Morgens 9 Uhr -42° C. (Minimum in der Nacht -44° C.). Klar, wie es bisher alle Tage war; wunderschönes, glänzendes Wetter, herrlich zum Marsche, aber nachts etwas kalt; das Quecksilber wie gewöhnlich gefroren. Bei solcher Temperatur im Innern des Zeltes die Finnenschuhe zu flicken, während einem die Nase langsam erfriert, ist durchaus kein Genuß. Aber alles hat einen Uebergang, sagte der Fuchs, da zog man ihm das Fell über die Ohren, und die Tage des Lichts und der Wärme stehen uns ja noch bevor; es geht einem Feste entgegen.

Freitag, 22. März. Herrliches Wetter, um weiter zu kommen; es geht immer besser. Weite Flächen, hin und wieder mit einem durch Pressungen aufgeworfenen Eishügel dabei, aber überall passirbar. Blieben gestern von $11\frac{1}{2}$ Uhr vormittags bis $8\frac{1}{2}$ Uhr abends im Gang und machten hoffentlich unsere 22 Kilometer. Wir müssen auf 85° Breite sein.

Das einzige Unangenehme dabei ist jetzt die Kälte. Unsere Kleidung wird am Tage mehr und mehr zu einem Eispanzer und nachts zu nassen Bandagen, ebenso die wollenen Decken. Der Schlafsack wird von der Feuchtigkeit, welche am Haar im Innern gefriert, immer schwerer. Jeden Tag dasselbe klare, beständige Wetter. Wir sehnen uns jetzt nach einer Veränderung; einige Wolken und etwas mildere Temperatur würden uns höchst willkommen sein. Die Temperatur in der Nacht war $-42,7^{\circ}$ C. Nach einer Beobachtung, die ich gegen Mittag anstellte, ergab sich unsere Breite für diesen Tag als $85^{\circ} 9'$ Nord.

Sonnabend, 23. März. Infolge der Beobachtung, des Festbindens der Lasten auf den Schlitten, des Flickens der Säcke und ähnlicher Beschäftigungen, die bei solch niedriger Temperatur nicht gerade Spaß machen, konnten wir erst 3 Uhr nachmittags den Marsch fortsetzen. Wir hielten aus bis 9 Uhr abends, worauf wir in dem schlimmsten Eis, welches wir in letzter Zeit gehabt haben, halt machten. Unser Tagemarsch hatte uns aber über mehrere große Eisflächen geführt, sodaß ich

glaube, daß wir trotzdem ungefähr 15 Kilometer gemacht haben. Wir haben gleichbleibenden, hellen Sonnenschein, jedoch nahm der Nordostwind, den wir in den letzten Tagen gehabt haben, gestern Nachmittag noch zu und machte es uns ziemlich sauer.

Gestern Abend kamen wir über einen zugefrorenen ausgedehnten Tümpel, der fast wie ein großer See aussah. Es konnte noch nicht lange her sein, seitdem derselbe sich gebildet hatte, da das Eis noch ganz dünn war. Es ist wunderbar, daß zu dieser Jahreszeit solche Tümpel entstehen können.

Von hier ab war es mit dem flachen Eise, auf dem das marschieren Freude gemacht hatte, zu Ende, und wir hatten oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Am Sonntag, 24. März, schrieb ich:

»Eis nicht so gut. Gestern hatten wir einen schweren Tag, doch kamen wir wol etwas vorwärts; ich fürchte aber, nicht mehr als 11 Kilometer. Das fortwährende Heben der schwerbeladenen Schlitten ist gerade geeignet, dem armen Rücken seine gute Laune zu nehmen; vielleicht kommen aber wieder bessere Zeiten. Die Kälte ist auch fühlbar, immer dieselbe, doch wurde sie gestern noch erhöht durch die Mitwirkung des Windes aus Nordost. Wir machten abends um 8½ Uhr halt. Man merkt deutlich, wie die Tage länger werden und wie viel später die Sonne untergeht; in ein paar Tagen werden wir die Mitternachtssonne haben.

»Gestern Abend tödteten wir Livjägeren; es war ein schweres Stück Arbeit, ihn abzuhäuten.«

»Er war der erste Hund, der getödtet werden mußte; später kamen noch mehrere an die Reihe. Es war die unangenehmste Aufgabe, die wir auf der Reise gehabt haben, besonders zu Anfang, während es so kalt war. Als der erste Hund in Stücke zerschnitten und an die übrigen vertheilt worden war, zogen viele von ihnen vor, die ganze Nacht zu hungern, anstatt das Fleisch anzurühren. Im Laufe der Zeit aber, als sie erschöpfter waren, lernten sie Hundefleisch zu würdigen, obwol wir später nicht einmal mehr so rücksichtsvoll waren, das geschlachtete Thier abzuhäuten, sondern es ihnen mit Haut und Haar vorsetzten.

In den nächsten Tagen war das Eis gelegentlich etwas besser, in der Regel war es aber schlecht, und wir ermüdeten immer mehr von der nie endenden Anstrengung, wenn wir den Hunden helfen und die Schlitten jedesmal, wenn sie umgefallen waren, wieder aufrichten und sie über Hügel und sonstige Unebenheiten des Terrains ziehen oder geradezu hinwegheben mußten. Manchmal waren wir abends so schläfrig, daß uns die Augen zufielen und wir im Gehen einschließen. Der Kopf sank mir herab, ich schlief, doch plötzlich wachte ich auf, wenn ich auf den Schneeschuhen vornüber stolperte. Sobald wir uns einen Lagerplatz hinter einem Hügel oder einer Eiskette ausgesucht hatten, wo wir etwas Schutz vor dem Winde fanden, pflegten wir halt zu machen. Während Johansen für die Hunde sorgte, sie fütterte u. s. w., fiel es mir gewöhnlich zu, das Zelt aufzurichten, den Kochapparat mit Eis zu füllen, den Brenner anzuzünden und so rasch wie möglich das Abendessen fertig zu machen. Dasselbe bestand in der Regel den einen Tag aus Labskaus von Pemmikan und getrockneten Kartoffeln, den andern aus »Fiskegratin«, das aus Fischmehl, Weizenmehl und Butter bereitet wurde. Am dritten Tage gab es Erbsen-, Bohnen- oder Linsensuppe mit Brot und Pemmikan. Diese Speisen schmeckten alle köstlich. Johansen zog Labskaus vor, während ich im Zweifel war, ob nicht Fiskegratin besser ist; im Laufe der Zeit trat er aber meiner Auffassung bei, sodaß dann das Fiskegratin den Vorzug vor allem andern erhielt.

Sobald Johansen die Hunde versorgt hatte, wurden die verschiedenen Säcke mit den Eßwaaren für Abendessen und Frühstück sowie auch die beiden Säcke ⁸ mit unsern Privatgegenständen hereingebracht; dann wurde der Schlafsack ausgebreitet und die Zeltöffnung sorgfältig verschlossen, worauf wir in den Sack krochen, um unsere Kleider aufzuthauen. Es war das keine

sehr angenehme Arbeit. Im Laufe des Tages hatten sich die Ausdünstungen des Körpers nach und nach in der äußern Kleidung verdichtet, die nun eine Eismasse bildete und zu einem richtigen Eispanzer gefror. Er war so hart und steif, daß er, wenn wir ihn nur hätten ausziehen können, allein gestanden hätte; jedesmal, wenn wir uns bewegten, krachte er sehr vernehmlich. Die Kleider waren so steif, daß die Rockärmel während des Marsches in meine Handgelenke eine tiefe Wunde scheuerten; zu einer solchen Wunde am rechten Arme trat der Frost, worauf sie immer tiefer wurde. Ich versuchte, sie mit Binden zu schützen, doch heilte sie erst im Spätsommer; die Narbe werde ich wahrscheinlich mein ganzes Leben behalten. Wenn wir abends in den Schlafsack gekrochen waren, begann die Kleidung langsam aufzuthauen, ein Proceß, bei dem ein beträchtliches Quantum Körperwärme verbraucht wurde. Wir drückten uns im Sack dicht aneinander und lagen dann eine oder anderthalb Stunden mit klappernden Zähnen, ehe wir im Körper etwas Wärme verspürten, nach der wir uns so sehr sehnten. Endlich wurden unsere Kleider naß und schmiegsam, aber nur um morgens, wenige Minuten nachdem wir uns aus dem Sack erhoben hatten, wieder steif zu frieren. Davon, daß wir die Kleider auf der Reise trocken bekommen konnten, solange die Kälte anhielt, war keine Rede, da sich immer mehr Körperfeuchtigkeit darin sammelte. Es war, als lägen wir beständig in einem nassen Umschlag, und nicht gerade spaßhaft war es, diese unsere kalten Sachen auf den armen Leib zu nehmen; aber es war nothwendig, und in diesem Falle kann man viel thun. Dafür hatten wir am Morgen einigermaßen trockene Kleider, und auf diese Weise ging es ganz gut.

Wie waren wir schläfrig, wenn wir vom Frost geschüttelt im Sacke lagen und darauf warteten, daß das Abendessen fertig werden sollte! Ich, der ich der Koch war, mußte mich einigermaßen wach halten, um auf das Kochen aufzupassen; es gelang mir auch zuweilen. Aber oft erwachte ich und fand, daß ich die Speisen viel zu lange hatte kochen lassen. Endlich war das Abendessen fertig und ausgetheilt; es schmeckte immer köstlich. Diese Augenblicke waren die Glanzpunkte, auf die wir uns schon den ganzen Tag freuten. Allein manchmal waren wir so müde, daß uns die Augen zufielen und wir mit dem Löffel auf dem Wege zum Munde einschlieften. Die Hand fiel leblos zurück, und die im Löffel befindliche Speise flog auf den Sack. Nach dem Essen gestatteten wir uns in der Regel den Luxus eines Extra-Trunkes Wasser, so heiß, wie wir es schlucken konnten, in welchem Molkenpulver aufgelöst war. Es schmeckte ähnlich wie gekochte Milch, und wir fanden es wunderbar belebend; es schien uns bis hinab in die Zehenspitzen zu wärmen. Dann pflegten wir wieder tief in den Sack hineinzukriechen, die Klappe über den Köpfen sorgfältig festzuschnallen, uns dicht aneinander zu drängen und bald den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Aber selbst in den Träumen marschirten wir unaufhörlich weiter nach Norden, quälten uns mit den Schlitten ab und trieben die Hunde an; oft hörte ich Johansen im Schlafe »Pan«, »Barrabas« oder »Klapperslangen« zurufen: »Willst du vorwärts, du Teufel, du! Prr, prr, ihr Höllenhunde! – Saß, saß! – Hol' euch der Teufel mitsammt den Schlitten!« – bis ich wieder einschliefe.

Es schien uns beiden im Schlafsack recht angenehm, sobald wir erst die nöthige Wärme im Leibe hatten; indeß kann es nicht schnell warm geworden sein, denn als ich eines Nachts aufwachte, hatte ich alle Fingerspitzen an beiden Händen erfroren. Die Hunde schlafen draußen im Schnee.

Morgens war ich als Koch gezwungen, zuerst aufzustehen, um das Frühstück zu bereiten, wozu ich eine Stunde Zeit brauchte. In der Regel bestand es den einen Morgen aus Chocolate, Butterbrot und Pemmikan, den andern aus Hafermehlsuppe oder einer Mischung von Mehl, Wasser und Butter, ähnlich unserer heimischen Buttersuppe. Dazu gab es Milch, die aus Molkenpulver und Wasser bereitet war. Sobald das Frühstück fertig war, weckte ich Johansen; dann setzten wir uns aufrecht im Schlafsack hin, breiteten eine der wollenen Decken als

Tischtuch aus und machten uns ans Werk. Nachdem wir das Frühstück behaglich verzehrt hatten, schrieben wir ein wenig an unsern Tagebüchern; dann mußten wir an den Aufbruch denken. Aber wie müde waren wir manchmal noch! Wie oft würde ich nicht alles darum gegeben haben, wenn ich wieder in den Sack hätte hineinkriechen und volle 24 Stunden hätte durchschlafen können. Es schien mir, als ob dies der größte Genuß der Welt sein müsse; aber es galt, nach Norden zu kommen, immer nach Norden.

Nachdem wir Toilette gemacht hatten, ging es in die Kälte hinaus, um die Schlitten bereit zu machen, die Zugleinen der Hunde zu entwirren, die Thiere anzuschirren⁹ und uns so rasch wie möglich auf den Weg zu machen. Ach, wie sehnten wir uns in diesen sauern Tagen nach unsern warmen Wolfspelzen, die wir auf der »Fram« gelassen hatten! Wir zogen weiter. Ich ging voraus, um einen Weg durch das unebene Eis zu suchen, dann kam der Schlitten mit meinem Kajak. Die Hunde lernten bald folgen, hielten aber bei jeder Unebenheit des Terrains an; wenn man sie dann nicht durch Zuruf veranlaßte, alle zu gleicher Zeit anzuziehen und so den Schlitten über die Schwierigkeit hinwegzubringen, dann mußte man wieder umkehren, und sie, je nachdem die Umstände es erforderten, peitschen oder ihnen helfen. Johansen folgte mit den beiden andern Schlitten, indem er bald den Hunden zurief, sie müßten ordentlich ziehen, bald sie peitschte, bald selbst mit zog, um die Schlitten über die bösen Eisrücken hinwegzubringen. Es war unleugbar eine Grausamkeit gegen die armen Thiere, an die man sich noch oft mit Abscheu erinnert. Noch jetzt macht es mich schauern, wenn ich daran denke, wie wir sie mit dicken Eschenstöcken unbarmherzig geschlagen haben, wenn sie, kaum noch im Stande, sich zu bewegen, vor lauter Erschöpfung anhielten. Das Herz blutete einem, wenn man es mit ansehen mußte, aber wir wandten den Blick ab und verhärteten uns. Es war nothwendig. Wir *mußten* ja vorwärts, und diesem Zwecke gegenüber mußte alles andere zurücktreten. Das ist die traurige Seite von Expeditionen dieser Art, daß man jedes bessere Gefühl systematisch ertödtet, bis nur der hartherzige Egoismus übrig ist. Wenn ich an alle die prächtigen Thiere denke, die, ohne zu murren, für uns gearbeitet haben, solange sie einen Muskel rühren konnten, die niemals Dank, selten ein freundliches Wort dafür bekommen haben, die sich täglich unter der Peitsche krümmten, bis die Zeit kam, daß sie nicht mehr konnten und der Tod sie von ihren Leiden befreite, wenn ich daran denke, wie sie, einer nach dem andern, da oben in den öden Eisfeldern, die Zeugen ihrer Treue und Aufopferung gewesen sind, zurückgelassen worden sind, dann kommen mir Augenblicke bitterer Selbstvorwürfe.

Wir zwei allein brauchten lange Zeit, um abends unser Zelt aufzuschlagen, die Hunde zu füttern, zu schlachten, zu kochen u. s. w. und morgens alles wieder zum Aufbruch zu rüsten und uns selbst marschfertig zu machen, sodaß die Tage uns niemals lang genug erschienen, wenn wir gehörige Tagemärsche machen und außerdem den Schlaf genießen wollten, dessen wir nachts bedurften. Da aber die Nächte heller wurden, brauchten wir uns nicht länger an die Tagesstunden zu halten, sondern konnten aufbrechen, wann es uns gefiel, mochte es Nacht oder Tag sein. Ebenso hielten wir auch an und genossen den Schlaf, der uns und den Hunden nothwendig war, wenn es uns paßte. Ich versuchte Märsche von neun bis zehn Stunden zur Regel zu machen. Um die Mitte des Tages hielten wir gewöhnlich Rast und nahmen etwas Nahrung zu uns, meist Brot und Butter, sowie etwas Pemmikan oder Leberpastete; doch waren diese Mittagessen eine schwere Prüfung. Wir pflegten uns eine gut geschützte Stelle zu suchen und wickelten uns zuweilen sogar in unsere wollenen Decken ein, allein trotzdem schnitt uns der Wind bis auf die Haut, wenn wir auf den Schlitten saßen und unser Mahl einnahmen. Zuweilen breiteten wir unsern Schlafsack auf dem Eise aus, nahmen unser Essen und krochen hinein; aber selbst dann gelang es uns nicht, das Essen oder unsere Kleider aufzuthauen. Wenn die Kälte gar zu stark war, wanderten wir, um uns warm zu halten, auf und ab und aßen im Gehen. Dann kam die nicht

weniger unangenehme Aufgabe, die Zugtaue der Hunde zu entwirren, sodaß wir uns freuten, wenn wir uns wieder in Bewegung setzen konnten. Nachmittags pflegte jeder ein Stück Fleischchocolade zu sich zu nehmen.

Die meisten arktischen Reisenden, die Schlittenexpeditionen unternahmen, haben über den sogenannten arktischen Durst geklagt, der stets als ein fast unvermeidliches Uebel bei langen Reisen über Schneefelder betrachtet worden ist und nach dem Essen von Schnee oft noch zugenommen hat. Ich hatte mich daher auf diesen Durst, an dem wir beim Durchqueren von Grönland ebenfalls schwer gelitten hatten, vorbereitet und ein paar Gummifeldflaschen mitgenommen, die wir jeden Morgen aus dem Kochapparat füllten und tagsüber dadurch vor Kälte schützten, daß wir sie auf der Brust trugen. Allein zu meinem großen Erstaunen entdeckte ich bald, daß der ganze Tag hinzugehen pflegte, ohne daß ich das Wasser in meiner Flasche nur einmal versuchte. Je mehr die Zeit verfloß, um so weniger hatte ich das Bedürfnis, am Tage zu trinken, und schließlich gab ich es vollständig auf, Wasser mitzunehmen. Wenn sich vorübergehend das Gefühl des Durstes bemerkbar machte, genügte ein Stückchen Süßwassereis, das jederzeit zu finden war, um den Durst zu vertreiben.¹⁰ Der Grund, weshalb dieses Leiden, das zu den größten Strapazen vieler Schlittenexpeditionen gehört hat, uns erspart geblieben ist, muß in hohem Grade unserm vortrefflichen Kochapparat zugeschrieben werden. Mit dessen Hilfe waren wir bei Verbrauch eines Minimums von Heizmaterial im Stande, uns jeden Morgen so viel Wasser zu schmelzen und zu kochen, daß wir trinken konnten, soviel wir mochten. In der Regel war sogar noch etwas Wasser übrig, das wir wegschütten mußten. Dasselbe war gewöhnlich abends der Fall.

Freitag, 29. März. Wir quälen uns weiter, aber es geht sehr langsam. Das Eis ist nur mittelmäßig, nicht so, wie ich es im Anfange erwartet hatte. Oft kommen schauerhaft aussehende, große aufgethürmte Eistrücken, die uns sehr viel Zeit kosten. Man muß vorausgehen und einen Weg suchen, und muß in der Regel einen größern oder kleinern Umweg machen, um darüber hinwegzukommen. Dazu kommt, daß die Hunde ziemlich langsam und matt werden, sodaß es fast unmöglich ist, mit ihnen weiter zu kommen. Und dabei das endlose Entwirren der steifgefrorenen Zugleinen mit den infernalischen Verdrehungen und Knoten, die zu lösen immer schwieriger wird. Die Hunde springen unaufhörlich über- und durcheinander; kaum hat man die Zugleinen sorgfältig in Ordnung gebracht, so sind sie auch wieder zu einem richtigen Strang zusammengedreht. Dann wird einer der Schlitten durch einen Eisblock zum Stillstand gebracht. Die Hunde heulen vor Ungeduld, weil sie ihren voran befindlichen Gefährten nicht folgen können. Dann beißt einer den Strang durch und rennt nach eigenem Belieben davon, vielleicht gefolgt von einem oder zwei anderen. Sie werden wieder eingefangen, und die Stränge müssen zusammengeknotet werden, da man keine Zeit hat, sie in gehöriger Weise zu splissen, was bei dieser Kälte auch nicht gerade eine angenehme Arbeit ist. So geht es unaufhörlich über das unebene Eis; mindestens alle anderthalb Stunden müssen wir anhalten und die Stränge entwirren.

Gestern brachen wir morgens um 8 Uhr auf und machten nachmittags gegen 5 Uhr halt. Nach dem Mittagessen wurde der Nordostwind, den wir während der ganzen Zeit gehabt haben, plötzlich stärker, und der Himmel überzog sich. Wir heißen dies mit Freuden willkommen, weil wir darin ein Anzeichen einer wahrscheinlichen Aenderung des Windes und der beständigen Kälte und Klarheit erblicken. Ich glaube auch nicht, daß wir uns getäuscht haben. Gestern Abend ist die Temperatur auf -34° C. gestiegen; wir haben im Sack die beste Nacht zugebracht, die wir seit langer Zeit gehabt haben. In diesem Augenblicke, während ich das Frühstück bereite, sehe ich, daß es wieder klar ist und die Sonne durch die Zeltwand scheint.

Das Eis, auf welchem wir uns jetzt befinden, scheint zum größten Theile alt zu sein, jedoch

kommen wir auch über Strecken von zuweilen beträchtlicher Breite, die aus unebenem jüngerm Eise bestehen, das schon vor längerer Zeit zusammengeschoben worden sein muß. Ich kann mir das nicht anders erklären als damit, daß es Eis aus großen Teichen sein muß, die sich hier früher einmal gebildet haben. Wir haben mehreremal solche Teiche mit ebener Eisoberfläche überschritten.

An diesem Tage nahm ich eine Mittagshöhe, welche uns jedoch nicht höher als ungefähr $85^{\circ} 30'$ nördlicher Breite zeigte. Es war mir dies unbegreiflich; ich hatte gedacht, daß wir ungefähr auf 86° Breite sein müßten, und nahm daher an, daß an der Beobachtung etwas nicht in Ordnung sein müsse.

Sonnabend, 30. März. Gestern war »Tyge Brahe's Dag« (ein Unglückstag). Anfänglich trafen wir viel unebenes Eis und mußten einen großen Umweg machen, um durchzukommen, sodaß unser Tagemarsch kein großes Resultat brachte, obwol wir lange unterwegs waren. Am Ende desselben befanden wir uns aber nach beträchtlicher Mühe auf schönen Flächen mit altem schwerem Eise, ebener als es seit langer Zeit gewesen war. Endlich hatten wir also wieder Eis von der guten alten Sorte getroffen, wenn auch da und dort einige Höcker und Schneewehen waren. Dann wurden wir aber durch einige Rücken der schlimmsten Art, die aus riesigen Eisblöcken aufgethürmt waren, aufgehalten. Der letzte Rücken war der schlimmste von allen, zumal sich vor ihm eine Spalte in dem dicken Eise öffnete. Als der erste Schlitten hinüberzugehen versuchte, fielen sämtliche Hunde hinein und mußten wieder heraufgezogen werden; die Spalte war wol einige Mannslängen tief. Einer der Hunde, »Klapperslangen«, schlüpfte aus dem Geschirr und rannte davon. Als der nächste Schlitten die Spalte passiren wollte, fiel er vollständig hinein, wurde aber glücklicherweise nicht in Atome zerschmettert. Wir mußten den Schlitten völlig abladen, um ihn wieder heraufzuholen, und dann die Last wieder aufladen, was alles lange Zeit in Anspruch nahm. Dann mußten die Hunde hinuntergeworfen und auf der andern Seite wieder hinaufgezogen werden. Mit dem dritten Schlitten ging es uns besser, und als wir eine kleine Strecke weiter waren, stellte sich auch der flüchtig gegangene Hund wieder ein. Endlich erreichten wir einen Lagerplatz, richteten unser Zelt auf und fanden, daß das Thermometer -43° C. zeigte. Das Entwirren der Hundestränge mit den bloßen Händen, die vor Frost schmerzten und an denen fast keine Haut mehr war, ist bei solcher Kälte eine verzweifelte Arbeit. Endlich befanden wir uns aber in unserm treuen Schlafsack, neben uns Freund »Primus«, als ich fand, daß dieser, um unser Mißgeschick zu krönen, nicht brennen wollte. Ich untersuchte ihn überall, vermochte aber keinen Fehler zu finden, und so mußte denn Johansen wieder aufstehen und Werkzeug und einen Reservebrenner holen, während ich den Kochapparat nachsah. Endlich fand ich, daß etwas Eis unter den Deckel gerathen war.¹¹ Schließlich hatten wir den Apparat in Brand, und um 5 Uhr morgens war die Erbsensuppe fertig, die uns sehr gut mundete. Um 3 Uhr nachmittags stand ich auf, um wieder zu kochen. Gott sei Dank, daß es warm und gemüthlich ist, sonst würde dieses Leben unerträglich sein.



Nachtlager auf unserm Wege nach Norden.

Sonntag, 31. März. Gestern endlich trat die lange schon ersehnte Aenderung des Wetters mit südlichem Winde und steigender Temperatur ein. Heute früh zeigte das Thermometer -30° C., was wir als richtigen Sommer begrüßen. Wir machten uns daher erleichterten Herzens auf gutem Eise und mit dem Winde im Rücken auf den Weg, kamen auch in ziemlich scharfem Schritt vorwärts, und alles ließ sich sehr gut an, bis sich plötzlich gerade vor dem ersten Schlitten eine Rinne öffnete. Mit Mühe und Noth gelang es uns, den Schlitten hinüberzubringen, aber als wir die Rinne nochmals kreuzten, um auch die übrigen Schlitten zu holen, brach ein großes Stück Eis Johansen unter den Füßen, sodaß er mit beiden Beinen ins Wasser kam – ein unglücklicher Zwischenfall. Während die Rinne sich immer weiter öffnete, lief ich an derselben auf und nieder, um eine Stelle zum Uebergang zu finden, jedoch vergeblich. Da standen wir nun, ein Mann und ein Schlitten auf der einen, zwei Schlitten und ein durchnäßter Mann auf der andern Seite, und dazwischen eine sich stetig erweiternde Oeffnung. Die Kajaks konnten wir nicht zu Wasser lassen, weil sie infolge des häufigen Umstürzens der Schlitten Löcher bekommen hatten und für den Augenblick nicht zu brauchen waren. Das waren tröstliche Aussichten für die Nacht, ich auf der einen Seite mit dem Zelt, Johansen, vermuthlich steifgefroren, auf der andern! Endlich, nach einem langen Umwege, fand ich einen Uebergang, wo wir die Schlitten hinüberbrachten, doch war es ganz ausgeschlossen, weiter zu gehen, da Johansen's untere Extremitäten eine einzige Eismasse bildeten und seine Windhosen so zerrissen waren, daß sie eine Reparatur nothwendig

machten.

Dienstag, 2. April. Auf dieser Reise sind viele Schwierigkeiten verschiedener Art zu überwinden. Die schlimmsten von allen sind aber vielleicht die vielen Kleinigkeiten, die vor dem Aufbruche zu besorgen sind. Obwol ich am Montag Abend schon um 7 Uhr aufgestanden war, um zu kochen, war es doch fast 2 Uhr morgens, ehe wir den Lagerplatz verlassen konnten. Die Last auf Johansen's Schlitten mußte neu befestigt werden, da wir den Inhalt des einen Sackes unter dem Kajak verzehrt hatten und durch einen Sack mit Brot ersetzen mußten; ein anderes von den Bootspolstern mußte zugenäht werden, weil der Pemmikan herausfiel. Dann mußte der Schlitten, dem der Brotsack entnommen war, aufs neue durch Tau befestigt werden, und da wir dieselben doch einmal gelöst hatten, konnten wir gleich auch einen Vorrath Kartoffeln herausnehmen.¹² Bei dieser Beschäftigung entdeckten wir, daß der Sack mit Fischmehl ein Loch bekommen hatte. Kaum hatten wir dieses geflickt, da fanden wir, daß ein weiterer großer Sack genäht werden mußte. Als wir dann den Kartoffelsack verstauteu, hatte auch dieser ein Loch, das verstopft werden mußte, und so ging es weiter. Darauf mußten die Hundestränge geordnet werden, die sich wieder zu einem unlöslichen Wirrwarr verschlungen hatten; die Knoten und Verdrehungen des mit Eis bedeckten gefrorenen Tauwerks waren immer schlechter zu lösen. Johansen beeilte sich und wurde mit dem Flicker seiner Beinkleider vor dem Frühstück fertig. Der Südwind war mittlerweile zu dem geworden, was wir an Bord einen »Mühlenwind« genannt haben würden, d. h. er wehte mit einer Geschwindigkeit von 6 bis 7 Meter in der Secunde; mit seiner Hülfe machten wir uns wieder im Schneetreiben auf den Weg. Anfänglich ging alles prächtig; dann aber kam eine Eiskette nach der andern und die nächste immer schlimmer als die vorhergehende. Um 8 oder 9 Uhr morgens hielten wir eine lange Mittagsrast, nachdem wir uns einen geschützten Platz an der Leeseite eines Eistrückens ausgesucht hatten. Wir breiteten den Schlafsack aus und krochen mit unserm Essen hinein; aber ich war so müde, daß ich mit diesem in der Hand einschlief.

Mir träumte, ich sei in Norwegen und besuche bei Fredrikshald Leute, die ich in meinem Leben nur einmal gesehen hatte; sie waren so lieb und freundlich. Es war der erste Weihnachtsfeiertag, und ich wurde in ein großes leeres Zimmer geführt, wo wir zu Mittag speisen sollten. Es war dort so kalt, daß ich zitterte, doch dampften bereits einige heiße Schüsseln auf der Tafel, sowie eine wunderschöne fette Gans. O, wie unsagbar freute ich mich auf die Gans! Dann begannen andere Gäste einzutreffen, durchs Fenster konnte ich sie ankommen sehen; als ich hinausgehen wollte, um sie zu begrüßen, stolperte ich und fiel in tiefen Schnee. Wie das mitten im Speisesaal möglich war, weiß ich nicht. Der Wirth amüsierte sich darüber und lachte – und ich wachte auf und fand mich zitternd vor Kälte in einem Schlafsack auf dem Treibeise im fernen Norden. O, wie elend und unglücklich fühlte ich mich da! Wir standen auf, packten schweigend unsere Sachen zusammen und setzten den Marsch fort; erst um 4 Uhr nachmittags hielten wir an. Doch mir schien alles düster und trostlos, und es dauerte lange, bis ich meine Enttäuschung verwunden hatte. Was würde ich nicht für das Mittagmahl gegeben haben oder für eine Stunde in jenem Speisesaal, so kalt er auch war! Ach, hier dringt der Wind durch und durch!

Die Eistrücken und die wieder zugefrorenen Rinnen mit zusammengeschobenen Eisblöcken auf beiden Seiten wurden schlimmer und immer schlimmer, und es war eine verzweifelte Arbeit, sich über die neuen Eisgrate einen Weg zu bahnen. Die Schneeschuhe können nicht benutzt werden, weil zwischen den aufgethürmten Eisblöcken zu wenig Schnee liegt, man muß also ohne jene weiter waten. Bei diesem unsichtigen Wetter, wo alles weiß in weiß ist, ist es unmöglich, etwas von den Unebenheiten und Löchern zu sehen, zumal die Zwischenräume zwischen den Eisblöcken mit einer dünnen trügerischen Schneeschicht bedeckt sind, durch welche man in

Spalten und Fallgruben hineinstürzt; dabei kann man noch von Glück sagen, wenn man ohne Beinbruch davonkommt. Um einen Weg zu finden, muß man weite Strecken vorausgehen, manchmal in der einen, manchmal in einer andern Richtung suchen, und hat man einen entdeckt, dann heißt es wieder umkehren, um die Schlitten zu holen, sodaß man denselben Weg vielemal machen muß. Als wir gestern halt machten, war ich fast fertig. Das Schlimmste war jedoch, daß wir so lange unterwegs gewesen waren, daß es mittlerweile zum Aufziehen unserer Uhren zu spät geworden war, als wir das Lager aufschlugen. Johansen's Uhr war vollständig stehen geblieben; die meinige tickte und ging glücklicherweise noch, als ich sie aufzog, sodaß sie hoffentlich noch in Ordnung ist. Um 12 Uhr mittags -31,5 C. Klares Wetter, südöstlicher Wind (4 Meter Geschwindigkeit in der Secunde). Das Eis scheint immer schlechter zu werden, und ich beginne zu zweifeln, ob es klug sein wird, den Marsch zu lange nach Norden fortzusetzen.



Nordwärts durch das Schneetreiben.

Mittwoch, 3. April. Brachen gestern Nachmittag etwa um 3 Uhr auf. Der Schnee war nach dem südöstlichen Winde, der bis spät am Tage anhielt, in allerbestem Zustande, das Eis ziemlich passirbar, und alles sah hoffnungsvoll aus, da das Wetter schön war und wir gute Fortschritte machten. Allein nach mehrern flachen Strecken mit etwas altem höckerigem Eise kamen einige sehr unebene Stellen, die wie gewöhnlich von offenen Wasserläufen durchschnitten und mit Eistrücken besetzt waren. Im Verlaufe der Zeit wurde das Eis nicht besser, und um Mitternacht oder vielmehr heute Morgen wurden wir durch sehr schlechtes Eis und eine neu zugefrorene Rinne aufgehalten, mit so dünnem Eis, daß es uns nicht tragen wollte. Da wir sonst einen sehr weiten Umweg zu machen haben würden, schlugen wir das Lager auf. Hier wurde »Russen« getödtet, der zweite Hund, den das Schicksal ereilte. Das Fleisch wurde in 26 Portionen eingetheilt, jedoch wollten 8 Hunde es nicht fressen, sodaß sie mit Pemmikan gefüttert werden mußten. Das Eis vor uns sieht nicht sehr einladend aus; die Eisketten können einen zur Verzweflung bringen, und es scheint noch gar keine Aussicht auf eine Besserung der

Verhältnisse vorhanden zu sein. Um Mittag stand ich auf, um eine Meridianhöhe zu nehmen, die uns auf $85^{\circ} 59'$ nördlicher Breite versetzt. Es ist erstaunlich, daß wir noch nicht weiter gelangt sind; wir quälen uns ab, soviel wir können, aber ohne große Fortschritte zu machen. Ich fange ernstlich zu zweifeln an, ob es rathsam ist, den Marsch noch viel weiter nach Norden fortzusetzen. Nach Franz-Joseph-Land ist es dreimal so weit wie die Distanz, die wir jetzt zurückgelegt haben. Wie mag wol das Eis in jener Richtung sein? Wir können kaum darauf rechnen, daß es besser ist als hier und daß wir schneller vorwärts kommen. Außerdem sind uns Gestalt und Ausdehnung des Landes unbekannt und können uns vielleicht beträchtlichen Aufenthalt bereiten; auch werden wir dort nicht sofort Wild finden können.



Der Auffindung eines Weges harrend.

Ich habe schon längst eingesehen, daß es unmöglich ist, den Pol selbst oder seine unmittelbare Nachbarschaft auf einem Eise wie dieses und mit diesen Hunden zu erreichen; wenn wir nur mehr von ihnen hätten! Was würde ich jetzt nicht darum geben, wenn ich Olenek-Hunde hätte! Wir müssen umkehren, früher oder später. Aber wäre es, da das doch nur eine Frage der Zeit ist, von größerem Vortheil, wenn wir nach Franz-Joseph-Land zurückkehren, als wenn wir über das Treibeis wandern, das kennen zu lernen wir jetzt Gelegenheit genug gehabt haben? Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es bis zum Pol genau dasselbe sein. Wir können auch nicht hoffen, noch eine erhebliche Strecke höher hinaufzukommen, bevor die Zeit uns zur Umkehr zwingt. Wir sollten wirklich nicht viel länger warten.

12 Uhr Mittag $-29,4^{\circ}$ C. klares Wetter, Ostwind von 1 Meter Geschwindigkeit; 12 Uhr Mitternacht -34° C., klar und still.

Es wurde mir immer räthselhafter, weshalb wir nicht mehr Fortschritte nach Norden machten. Während des Weitermarsches rechnete ich fortwährend unsere Märsche zusammen, um immer zu demselben Resultat zu kommen, nämlich, daß wir weit über den 86. Breitengrad hinaus sein müßten, vorausgesetzt, daß das Eis stillstände. Es wurde mir jedoch bald klar, daß es sich südwärts bewegte und wir in seiner eigensinnigen Drift, je nach der Willkür von Wind und Strömung, unsern schlimmsten Feind hatten.

Freitag, 5. April. Begannen unsern Marsch gestern um 3 Uhr morgens. Das Eis war jedoch schlecht, mit Rinnen und Rücken, sodaß wir nur geringe Fortschritte machten. Diese Rinnen mit den auf beiden Seiten aufgethürmten Eisblöcken bringen uns zur Verzweiflung; es ist gerade, als ob man über lange mächtige Geröllhalden führe, und verursacht uns fürchterlichen Aufenthalt. Bei jeder verliere ich viel Zeit, zuerst mit dem Wegsuchen, und dann mit dem Durchkommen; dabei fällt man zur Abwechslung vielleicht ins Wasser, wie mir das gestern zweimal passirt ist. Wenn es beim Aufsuchen eines Weges und bei der Leitung meines Schlittens über unebene Stellen für mich schwere Arbeit ist, so ist Johansen mit den beiden Schlitten, auf welche er aufzupassen hat, auch nicht besser daran; es ist ein schwieriges Stück Arbeit, nur einen derselben über die Eisblöcke zu bringen, von den Eisrücken gar nicht zu reden. Aber es steckt ein guter Kern in ihm, und er gibt es niemals auf. Gestern fiel er beim Uebergang über eine Rinne wieder bis über die Knie ins Wasser; ich war kurz vorher auf Schneeschuhen hinübergangen und hatte nicht bemerkt, daß das Eis schwach war. Er kam mir ohne Schneeschuhe nach und ging neben einem der Schlitten, als plötzlich das Eis nachgab und er einbrach; doch gelang es ihm glücklicherweise, sich an dem Schlitten festzuhalten, und die Hunde, die nicht angehalten hatten, zogen ihn wieder heraus. Ein solches Bad ist kein ganz ungemischtes Vergnügen jetzt, wo keine Möglichkeit vorhanden ist, die Kleider zu trocknen oder zu wechseln; man muß mit einem Eispanzer gehen, bis die Kleider am Körper aufthauen und trocknen, was bei dieser Temperatur nicht so geschwind geht.

Gestern Morgen nahm ich eine Beobachtung zur Bestimmung der Länge und der Mißweisung des Kompasses, und heute habe ich im Sacke den ganzen Vormittag mit Ausrechnen zugebracht, um unsern Ort genau festzustellen. Ich finde, daß unsere Breite gestern $86^{\circ} 2,8'$ war. Das ist sehr wenig, aber was sollen wir machen, wenn das Eis so ist, wie wir es getroffen haben? Und die Hunde, die armen Thiere, können auch nicht mehr arbeiten, als sie es thun; täglich seufze ich jetzt nach den Schlittenhunden vom Olenek. Die Länge war gestern $98^{\circ} 47' 15''$ Ost, die Mißweisung $44,4^{\circ}$.



Über einen Eistrücken.

Ich komme mehr und mehr zu der Ansicht, daß wir vor der ursprünglich festgesetzten Zeit ¹³ umkehren müssen. Es sind vermuthlich ungefähr 280 Seemeilen (410 Kilometer) bis Petermann-Land (in Wirklichkeit waren es über 360 Seemeilen [670 Kilometer] bis Kap Fligely), jedoch wird es uns wahrscheinlich die größte Mühe kosten, diese Entfernung zurückzulegen. Die Frage ist nur: sollten wir nicht versuchen, auf jeden Fall 87° nördlicher Breite zu erreichen? Ich bezweifle jedoch, ob es uns gelingen wird, wenn das Eis sich nicht bessert.



Nichts als Eis.

Sonnabend, 6. April. 2 Uhr morgens $-24,2^{\circ}$ C. Das Eis wurde immer schlimmer. Gestern brachte es mich fast zur Verzweiflung, und als wir heute Morgen halt machten, war ich beinahe entschlossen, wieder umzukehren. Ich will jedoch noch einen Tag weiter gehen, um zu sehen, ob das Eis nach Norden hin wirklich so schlecht ist, wie es von dem 10 Meter hohen Eisrücken aus, hinter dem wir lagen, aussieht. Gestern haben wir kaum einige Kilometer zurückgelegt. Rinnen, Ketten und rauhes Eis; es sieht aus wie eine endlose Moräne von Eisblöcken; und dabei das

unaufhörliche Heben der Schlitten über jede Unebenheit hinweg; es genügte, Riesen zu ermüden. Seltsam ist dieses aufgebrochene Eis; zum größten Theile ist es nicht sehr massiv, sondern sieht aus, als ob es in neuerer Zeit in die Höhe gedrängt worden sei, da es nur theilweise mit dünnem losem Schnee bedeckt ist, in den man plötzlich bis zum Leibe einsinkt. Und so dehnt sich das Eis meilenweit nach Norden aus. Hin und wieder bemerkt man alte Schollen mit Hügeln, die durch die Einwirkung der Sonne oben abgerundet sind und oft aus sehr dickem Eise bestehen.

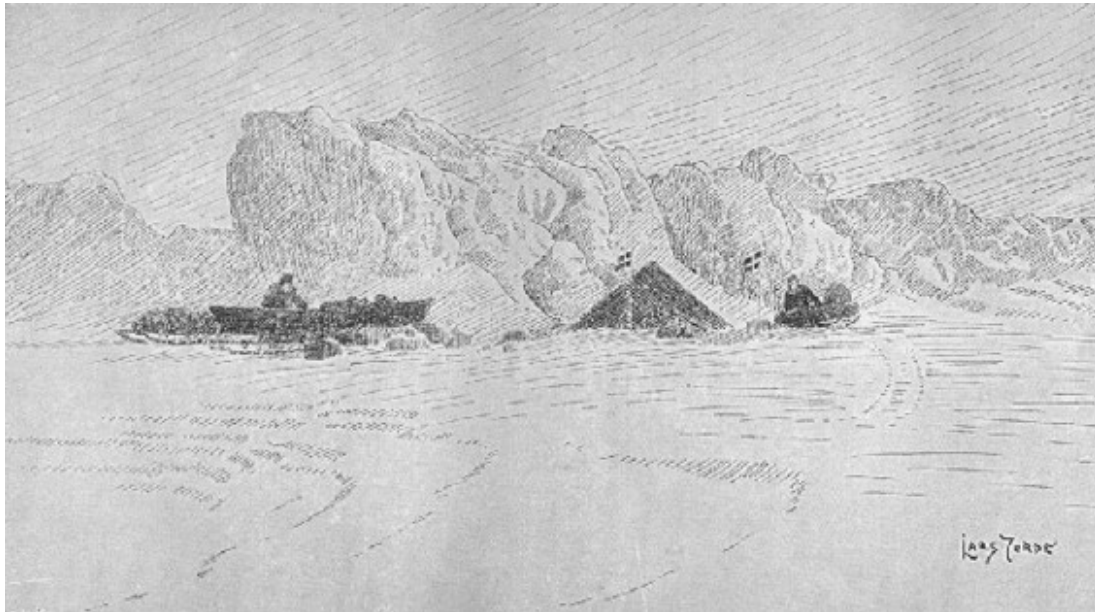


Ein Vorstoß auf Schneeschuhen.

Es wird mir immer deutlicher, daß unser Hierbleiben nicht rathsam ist. Wir werden nicht im Stande sein, weiter nach Norden zu kommen, und eine langwierige Arbeit wird es nach Franz-Joseph-Land auch werden. Andererseits werden wir dort unsere Zeit viel besser ausnutzen können, wenn uns überhaupt welche bleibt. 8½ Uhr abends -34° C.

Montag, 8. April. Nein, das Eis wird immer schlechter, und wir kommen nicht weiter; eine Kette folgte der andern, und es gab nichts als Eisblöcke, über die wir fahren mußten. Wir brachen heute Morgen gegen 2 Uhr auf und setzten den Weg, solange wir konnten, fort, wobei wir die Schlitten während der ganzen Zeit fast tragen mußten; schließlich wurde es aber zu arg. Ich war auf Schneeschuhen eine gute Strecke vorausgeeilt, fand aber keine Aussichten für das Vorwärtskommen und erblickte selbst von den höchsten Hügeln überall nur dasselbe Eis, das sich bis an den Horizont ausdehnt. Es war gerade, als ob man über eine endlose Steingeröllfläche schaute. Noch länger dieses zu ertragen, hat wenig Sinn, und wir erreichen wenig. Sollte noch viel solches Eis zwischen hier und Franz-Joseph-Land kommen, so werden wir die Zeit wahrlich dafür brauchen. Ich beschloß daher, umzukehren und unsern Kurs auf Kap Fligely zu richten.

Auf diesem nördlichsten Lagerplatze leisteten wir uns ein großes Festmahl, bestehend aus Labskaus, Brot und Butter, trockener Chocolate, gedämpften Preiselbeeren, nebst heißem Molkenfrank. Uebersatt krochen wir in unsern lieben Sack, unsern besten Freund. Ich nahm heute eine Meridianhöhe, aus welcher ich ersehe, daß wir ungefähr auf $86^{\circ} 10'$ nördlicher Breite sein mußten.¹⁴ Heute Morgen stellte ich auch eine Beobachtung zur Bestimmung der Länge an. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr vormittags -36°C .



Unser nördlichstes Lager, $86^{\circ} 13' 36''$ (8. April 1895).

Aus mehrern Gründen war es nicht rathsam, die Rinnen mit den Kajaks zu kreuzen, solange die Temperatur so niedrig war. Abgesehen davon, daß das Wasser in den Oeffnungen fast immer mit einer mehr oder weniger dicken Eisschicht bedeckt war, würden die Kajaks viel schwerer geworden sein, weil dieselben sich als nicht absolut wasserdicht erwiesen und das eingedrungene Wasser sofort gefroren wäre. Damals hatten wir auch kein Mittel, dieses Eis zu entfernen. In diesen Säcken hatten wir Kleidungsstücke zum Wechseln, wollene Unterkleider, Woll- und andere Handschuhe, Filzkappen, Fußbekleidung, Schneebrillen, Schleier, Tagebücher und verschiedenes anderes. Wir benutzten diese Säcke nachts als Kopfkissen. Zu Beginn der Fahrt koppelten wir die Hunde an zwei Drahtseile an; ich befürchtete, sie könnten ausreißen und zur »Fram« zurückkehren. Später ließen wir sie im Geschirr vor den Schlitten liegen, und nur jene, die über Nacht die Zugtaue durchbissen, ließen wir gern los. Während das Essen von Schnee das erwähnte Durstgefühl steigern und auch in andern Beziehungen unangenehme Folgen haben

kann, darf man gern und mit voller Sicherheit Zuflucht zu einem Eisstück nehmen, das bald den Durst stillen wird, namentlich wenn man es eine kleine Weile in der Hand hält, ehe man es in den Mund steckt. Ohne Zweifel haben viele Reisende dieselbe Erfahrung gemacht. Der von uns benutzte »Primus« besteht aus einem luftdichten Petroleumbehälter, in den Luft mit Hilfe einer kleinen Pumpe gepreßt wird. Dadurch wird Petroleum durch das Rohr zum Brennen in die Höhe getrieben, erhitzt sich an dessen Flamme und wird so in Gas verwandelt, das ausgezeichnet brennt und eine sehr große Hitze entwickelt. Wird der Behälter undicht, so entweicht Luft aus ihm und der zum Aufsteigen des Petroleums nöthige Druck hält nicht an. Solche Fälle waren leicht zu verbessern. Wir hatten stets einen Vorrath unserer verschiedenen Lebensmittel in kleinen Beuteln im Innern des Kajak, sodaß wir das, was wir für den täglichen Bedarf brauchten, leicht erreichen konnten, ohne die großen Säcke öffnen zu müssen, die zugenäht oder in anderer Weise sicher geschlossen waren. Beim Verlassen des Schiffes hatte ich mir vorgenommen, 30 Tage nach Norden zu marschiren, und daher nur für diesen Zeitraum Futter für die Hunde mitgenommen. Diese Breite erhielt ich durch rohe Schätzung. Bei genauerer Berechnung stellte sie sich als $86^{\circ} 13,6'$ heraus, während die Länge ungefähr 95° Ost war. Die Breite war höher, als wir nach den Beobachtungen der letzten Tage vermuthen konnten; offenbar trieb das Eis nach Norden, wofür wir einige Tage später einen klaren Beweis erhielten.

Drittes Kapitel

Auf dem Heimweg

Dienstag, 9. April. Gestern machten wir den ersten Marsch heimwärts. Wir erwarteten, dasselbe unpassirbare Eis zu treffen, kamen aber, als wir noch nicht weit gegangen waren, zu unserer Ueberraschung auf ziemlich gutes Terrain, das sich stetig besserte, sodaß wir mit nur geringem Aufenthalt den Weg bis heute Morgen fortsetzten. Wir trafen selbstverständlich auch Eisrücken an, doch ließ es sich immer ziemlich leicht mit diesen fertig werden, sodaß wir gut weiter kamen. Wir brachen gestern gegen 2 Uhr nachmittags auf und blieben bis 1 Uhr morgens unterwegs.

Donnerstag, 11. April. Besser und immer besser. Fanden gestern nichts als schöne ebene Eisstrecken mit wenigen Rücken, die leicht zu überschreiten waren, und einigen Rinnen mit dünnem Eise darauf, die uns etwas mehr Schwierigkeiten bereiteten. Sie liefen jedoch ungefähr in unserer Richtung – unser Kurs ist jetzt mißweisend Süd 22° zu West oder rechtweisend ungefähr Westsüdwest –, sodaß wir an ihnen entlang gehen konnten. Schließlich mußten wir aber den Uebergang unternehmen, der uns bestens gelang, obgleich das Eis sich unter uns und den Schlitten mehr bog, als uns lieb war. Spät am Nachmittage trafen wir vor einer Rinne ein, die wir in derselben Weise zu behandeln beabsichtigten. Mit dem ersten Schlitten erreichten wir ziemlich sicher die andere Seite, nicht aber mit den andern. Kaum hatten die Leithunde des einen Gespanns die gefährliche Stelle erreicht, wo das Eis am dünnsten und etwas Wasser von unten heraufgekommen war, als sie anhielten und vorsichtig die Pfoten ins Wasser tauchten; in demselben Augenblicke brach einer von ihnen ein. Das Wasser umherspritzend quälte er sich ab, um wieder herauszukommen, jedoch begann das Eis jetzt unter dem Gewichte der andern Hunde und des Schlittens zu sinken, sodaß alles vom Wasser überströmt wurde. Ich zog Hunde und Schlitten so rasch wie möglich zurück, wodurch es mir gelang, sie alle sicher und wohlbehalten auf das feste Eis zu bringen. Wir versuchten den Uebergang an einer andern Stelle nochmals, indem ich zuerst auf Schneeschuhen hinüberlief und dann die Hunde lockte, während Johansen nachschob; allein das Resultat war nicht besser als beim ersten mal, da »Suggen« einbrach und wir wieder umkehren mußten. Nach einem weiten Umwege gelang es uns endlich, als wir schon stark ermüdet waren, die beiden Schlitten hinüber zu bringen. Wir fanden auch einen guten Lagerplatz, wo wir die wärmste Nacht und den bequemsten, ja ich möchte fast sagen behaglichsten Morgen verbrachten (beiläufig erwähnt, mit Reparaturen), die wir bisjetzt auf der Reise erlebt hatten. Wir traten den Marsch 5 Uhr morgens an und rasteten hier 6 Uhr nachmittags. Ich glaube, wir haben gestern den weitesten Tagemarsch gemacht, den wir bisher erreicht haben. 2 Uhr nachmittags -27,6° C.



Ueber ziemlich ebenes Eis.

Sonnabend, 13. April. Seit drei Tagen sind wir nur über gutes Eis gekommen; wenn das so weiter geht, werden wir die Rückreise schneller machen, als ich gedacht hatte. Ich begreife diese plötzliche Veränderung des Eises nicht. Sollte es möglich sein, daß wir in derselben Richtung mit den Rücken und Unebenheiten wandern, sodaß wir an ihnen jetzt entlang gehen, anstatt sie zu kreuzen? Die Rinnen, die wir bisjetzt getroffen haben, scheinen darauf hinzudeuten; sie folgen sämtlich ziemlich genau unserm Kurse. *Gestern hatten wir das ärgerliche Pech, daß wir unsere Uhren hatten ablaufen lassen*; die Zeit vom Abend vorher, als wir in den Sack gekrochen waren, bis zum Lagern gestern Abend war zu lang gewesen. Selbstverständlich haben wir die Uhren wieder aufgezo-gen; das Einzige aber, was ich jetzt thun kann, um die mittlere Greenwicher Zeit zu finden, ist, eine Zeitbestimmung und eine Breitenbeobachtung anzustellen und dann die Entfernung von unserm Wendepunkt am 8. April, wo ich die letzte Beobachtung zur Längenbestimmung vorgenommen habe, annähernd zu schätzen. Bei diesem Verfahren kann der Fehler kaum groß sein.¹⁵

Ich nehme an, daß wir im Durchschnitt der letzten drei Tage täglich nicht weniger als 22 Kilometer gemacht und infolge dessen 67 Kilometer in der Richtung Süd 22° West (mißweisend) zurückgelegt haben. Als wir gestern hier halt machten, wurde »Barbara« getödtet; das Schlachten ist keine sehr angenehme Episode. Klares Wetter; um 6½ Uhr morgens -30° C.; Wind Süd mit 2-3 Meter Geschwindigkeit.

14. April, Ostersonntag. Gestern hatten wir mit den Rinnen Unglück; sie drängten uns beträchtlich aus unserm Kurse. Schließlich wurden wir durch eine besonders unangenehme aufgehalten. Nachdem ich vergeblich eine Strecke weit an derselben entlang gegangen war, ohne eine Stelle zum Uebergang zu finden, hielt ich es unter den gegebenen Verhältnissen für am besten, unser Zelt aufzuschlagen und den Abend vor Ostern festlich zu begehen. Außerdem wollte ich unsere Breite und Länge sowie die Zeitbestimmung und die Mißweisung ausrechnen, da es uns von Wichtigkeit war, so rasch wie möglich die richtige Zeit wieder zu erhalten.

Nachdem das Zelt aufgeschlagen war, kroch ich in den Sack, während Johansen für die Hunde sorgte; indeß ist es, selbst wenn die Temperatur höher als -30° C. ist, nicht sehr angenehm, in einem gefrorenen Sacke die gefrorenen Kleider und Schuhe aufzuthauen und gleichzeitig die Beobachtungen auszurechnen und mit den schmerzenden, vom Frost erstarrten Fingern Logarithmen aufzuschlagen. Das ist ein sehr langsames Stück Arbeit, sodaß ich den Ostersonntag für die übrigen Berechnungen verwenden muß, und wir nicht vor heute Abend werden weiter ziehen können. Wir haben jedoch den Abend gemächlich bei folgendem Mahle gefeiert: heißes Molkenwasser, Fiskegratin, gedämpfte Preiselbeeren und Citronensaft-Grog, d. h. Citronensaft-Tafeln und etwas Zucker in heißem Wasser aufgelöst. Ein geradezu herrliches Diner. Nachdem wir uns gehörig vollgeschmaust hatten, krochen wir endlich um 2 Uhr unter die Decken.

Ich habe unsere frühern Breiten und Längen nochmals nachgerechnet, um zu sehen, ob ich einen Fehler darin entdecken könnte. Ich finde, daß wir gestern nicht südlicher gekommen sein müssen als $86^{\circ} 5,3'$, während wir nach unserer Rechnung, unter der Voraussetzung, daß wir in den letzten drei Tagen 67 Kilometer zurückgelegt haben, bis auf 85° und einige 50 Minuten gekommen sein würden. Ich kann mir das auf keine andere Weise erklären, als daß wir infolge des in den letzten Tagen gehabten südlichen Windes rasch nach Norden getrieben sind, was für die »Fram« sehr gut sein würde, während es dies für uns jetzt gerade nicht ist. Ich nehme an, daß wir uns jetzt auf 86° östlicher Länge befinden und habe nach dieser Länge unsere richtige Uhrzeit ausgerechnet.¹⁶ Die Mißweisung beträgt hier nach meiner Beobachtung $42,5^{\circ}$. Gestern steuerten wir mißweisend Süd 10° West, heute will ich nach Süd 5° West und morgen gerade nach Süden halten.¹⁷ Zur Abwechselung war der Himmel heute bezogen, jedoch schien die Sonne abends, als wir unser zweites Frühstück einnahmen, wieder freundlich durch die Zeltwand. Johansen hat heute Kleider geflickt, während ich Berechnungen angestellt und unsere Kurse abgesetzt habe. So mild und angenehm ist es bisjetzt noch nicht gewesen. 10 Uhr abends $-25,6^{\circ}$ C.

Dienstag, 16. April. Als wir gestern Morgen um 1 Uhr im Begriffe standen, aufzubrechen, schlich sich »Baro« davon, ehe wir ihn anschnappen konnten; er hatte gesehen, daß wir ein paar von den andern Hunden angespannt hatten, und wußte, was nun folgen würde. Da ich den Hund, den besten, den ich in meinem Gespann hatte, nicht gern verlieren wollte, so hatten wir einigen Aufenthalt. Ich rief und rief und guckte hinter alle Hügel, um ihn zu suchen, sah aber nichts weiter als Kette hinter Kette, bis sie am Horizont verschwanden, von der Mitternachtssonne im fernsten Norden umschienen. Die Eiswelt träumte im hellen, kalten Morgenlichte. Wir mußten ohne den Hund aufbrechen, jedoch erblickte ich ihn später zu meiner größten Freude weit hinten in unserm Kielwasser, nachdem ich schon geglaubt hatte, sein hübsches Gesicht zum letzten mal gesehen zu haben. Er schämte sich offenbar, als er herankam und stehen blieb, und blickte mich flehentlich an, als ich ihn ergriff und anschnappte. Ich hatte den Hund durchpeitschen wollen, wurde aber durch seinen Blick entwaffnet.

Wir trafen passirbares Eis, wenn es auch nicht immer ganz flach war, und machten befriedigende Fortschritte; einige Rücken drängten uns jedoch aus unserm Kurse nach Westen. Im Laufe des Morgens entdeckte ich, daß ich an irgendeiner Stelle meinen Kompaß vergessen hatte, den ich dort herausgenommen hatte, um Peilungen vorzunehmen, und da wir ihn nicht entbehren konnten, so mußte ich wieder umkehren und danach suchen. Ich fand ihn auch wieder, jedoch war der Rückweg ein schweres Stück Arbeit, und zum ersten mal war es mir unterwegs unbehaglich infolge der Hitze, da die Sonne fast unerträglich brannte. Als ich endlich die Schlitten eingeholt hatte, fühlte ich mich etwas schwach; Johansen saß auf dem Kajak und schlief in der Sonne und fand es zum ersten mal schön und warm. Dann ging es wieder weiter. Licht und

Wärme machten uns jedoch schläfrig und matt, sodaß wir nur langsam vorwärts kamen. Um 10 Uhr vormittags lagerten wir daher. Als ich dann die meteorologischen Beobachtungen vornahm, war ich nicht wenig erstaunt zu finden, daß das Schleuderthermometer $-26,2^{\circ}$ C. zeigte. Wir richteten das Zelt daher in der brennenden Sonne auf, und bald war es drinnen sehr nett und warm. Wir hatten ein behagliches Ostermahl bereitet, das nicht nur für den Ostersonntag, sondern auch für den Ostermontag reichte. Nach meiner Rechnung beträgt die Entfernung, die wir am Sonnabend vor Ostern und gestern zurückgelegt haben, ungefähr 22 Kilometer, sodaß wir insgesamt an 96 Kilometer von unserm Heimwege hinter uns haben.



»Baro«, der Ausreißer.

Mittwoch, 17. April. -28° C. Gestern haben wir unzweifelhaft den längsten Tagemarsch gemacht. Wir begannen ihn um $7\frac{1}{2}$ Uhr morgens und beendeten ihn gegen 9 Uhr abends, nachdem wir um die Mittagszeit ein paar Stunden im Sacke Rast gemacht hatten. Das Eis war so, daß ich es früher alles andere als gut genannt haben würde. Es war überall äußerst uneben und bestand aus in die Höhe gepreßtem, ziemlich neuem Eise und ältern abgerundeten Rücken. Hier und dort waren Ketten; jedoch konnte man überall weiter kommen, da wir durch Rinnen glücklicherweise nicht behindert wurden. Der Schnee lag über den Unebenheiten des Eises ziemlich locker, indeß konnten die Hunde überall allein ziehen, sodaß wir keine Ursache hatten, über sie zu klagen. Hier, wo wir uns jetzt aufhalten, scheint das Eis demjenigen etwas ähnlich zu sein, das wir um die »Fram« herum hatten; wir sind jetzt etwa bis zu der Gegend herabgekommen, wo sie treiben muß. Ich bin überzeugt, wir haben gestern 30 Kilometer gemacht, sodaß die auf dem Heimwege zurückgelegte Strecke nun 126 Kilometer betragen muß.

Das Wetter ist jetzt herrlich, nicht so kalt, daß es gerade unbequem wäre. Hier oben herrscht in der Atmosphäre merkwürdiges Gleichgewicht und Ruhe. Wir sind jetzt über einen Monat über das Eis gewandert und noch nicht ein einziges mal durch schlechtes Wetter aufgehalten worden; während der ganzen Zeit hatten wir Sonnenschein, ausgenommen ein paar Tage, an denen die Sonne aber auch noch durchkam. Das Dasein wird immer schöner, die häßliche Zeit der Kälte ist vorüber. Nun dringen wir immer weiter dem Lande und dem Sommer entgegen. Jetzt ist es keine

Prüfung mehr, morgens aufzustehen, in Erwartung eines guten Tagemarsches, zu kochen, dann behaglich und warm im Sacke zu liegen und beseligte Träume zu träumen von der Zukunft, wenn wir wieder heimgekehrt sind.

War heute mit einer umfangreichen Schneiderarbeit beschäftigt, da meine Hosen durch den Gebrauch sehr schlecht geworden sind. Es erscheint einem ganz mild, wenn man jetzt bei -28° C. sitzt und näht, gegen die 40° , die wir früher hatten; damals war es sicherlich kein Vergnügen, die Nadel zu führen.

Freitag, 19. April. Wir haben jetzt noch für drei oder vier Tage Futter für die Hunde, doch hoffe ich, noch etwas länger damit auszukommen, und werde zunächst die schlechtesten Hunde als Futter für die andern verwenden. Gestern wurde »Perpetuum« geschlachtet. Dieses Schlachten ist übrigens eine ärgerliche Geschichte; aber was sollen wir thun? Wir haben die Thiere bisher mit einem Messer erstochen; es ist dies jedoch keine sehr befriedigende Tödtungsart, und wir haben daher gestern beschlossen, eine neue Methode anzuwenden, das Stranguliren, das war aber noch schlimmer. Wie üblich, führten wir den Hund hinter einen Hügel, damit die andern nicht sehen sollten, was passirte; dann schlangen wir dem Thiere einen Strick um den Hals und zogen beide mit voller Macht daran, bis wir nicht mehr konnten, aber ohne Erfolg. Unsere Hände hatten bei der Kälte alles Gefühl verloren, sodaß uns nichts anderes übrig blieb, als wieder das Messer zu gebrauchen. Es war schrecklich. Natürlich würde Erschießen die bequemste und barmherzigste Todesart gewesen sein, aber wir wollten ungern unsere kostbare Munition an den Hunden verbrauchen; vielleicht kommt einmal die Zeit, daß wir ihrer dringend bedürfen.

Die gestrigen Beobachtungen ergeben, daß wir bis $85^{\circ} 37,8'$ nördlicher Breite herabgekommen sind, während die Länge $79^{\circ} 26'$ Ost¹⁸ sein muß; das stimmt gut mit unserer Rechnung, da wir seit unserer letzten Beobachtung vom 13. April 82 Kilometer gemacht haben, gerade so viel, wie ich angenommen hatte.

Noch immer derselbe helle Sonnenschein Tag und Nacht. Gestern frischte der Nordwind etwas auf, und er wehte auch heute noch, doch belästigte er uns nicht sehr, da wir ihn im Rücken hatten. Die Temperatur, welche jetzt zwischen 20° und 30° unter Null ist, kann nur angenehm genannt werden. Sie ist unzweifelhaft ein Glück für uns; denn wäre es wärmer, so würden die Rinnen sich länger offen halten und darum unangenehmer werden. Mein sehnlichster Wunsch ist jetzt, in die Nähe von Land zu kommen, ehe die Rinnen zu schlimm werden. Was wir dann machen, wird auf die Umstände ankommen.

Sonntag, 21. April. Vorgestern brachen wir um 4 Uhr nachmittags auf und machten in der Nacht halt, um etwas zu essen. Die Rast zum Mittagmahl, bei dem wir mit unserm Essen in die Tiefe unsers warmen und behaglichen Sackes hineinkriechen, ist ganz außergewöhnlich angenehm. Nach einem ordentlichen Schläfchen machten wir uns wieder auf den Weg; doch wurden wir bald durch die abscheulichste Rinne aufgehalten, die wir bisjetzt noch getroffen haben. Ich ging an derselben entlang, um einen Uebergang zu finden, traf aber auf dem ganzen Wege nur schlimmes aufgebrochenes Eis. Die Rinne blieb überall gleich breit und unzugänglich, überall voll von zusammengefrorenen Blöcken und morschem Eise, die deutlich bewiesen, daß das Eis hier während langer Zeit in Bewegung gewesen und durch die unaufhörlichen Pressungen zermalmt und zertrümmert worden war. Dasselbe war auch aus zahlreichen neugebildeten Rücken und den nach allen Richtungen führenden Rissen wahrzunehmen. Endlich fand ich einen Uebergang; aber als ich die Karawane auf einem weiten Umwege dorthin geführt hatte, hatte die Rinne sich in der Zwischenzeit wieder verändert, und ich hielt es nicht für rathsam, den Uebergang zu wagen. Obgleich ich so weit als nur möglich vorging, fand ich doch überall nur

dieselbe ekelhafte Rinne, voll von mich angrinsenden Eisstücken, und auf jeder Seite hohe Eisketten. In mehrern Fällen waren die Eisstücke, wie ich bemerkte, mit Schlamm vermischt, und an einer Stelle waren ganze Schollen, deren Blöcke zu einem Rücken in die Höhe gepreßt waren, von völlig dunkelbrauner Farbe; ich konnte jedoch nicht nahe genug hinkommen, um zu bestimmen, ob diese Farbe von Schlamm oder von Meeresthieren herrühre. Die Rücken waren an einzelnen Stellen ziemlich hoch und erreichten eine Höhe von vielleicht 8 Meter. Hier hatte ich eine gute Gelegenheit, zu beobachten, wie sie die Form von Eisbergen mit steilen, ebenen Flächen annehmen, indem alte Rücken sich in mehrern Richtungen spalten. Oft habe ich auf dieser Reise massige hohe Hügel mit ähnlichen glatten Seiten und von großem Umfange gesehen, die zuweilen schneebedeckten Inseln sehr ähnlich sahen. Sie bestehen aus paläokrystischem Eise, wie man es sich nur wünschen kann.¹⁹

Schließlich war ich gezwungen, umzukehren, ohne meine Mission erfüllt zu haben. Das Aergerlichste dabei war, daß ich auf der andern Seite der Rinne schönes flaches Eis sah, das sich weit nach Süden ausdehnte, während wir gezwungen waren, hier zu lagern und zu warten. Ich hatte mich damit bereits vertraut gemacht, als ich bei der Rückkehr nach unserm ursprünglichen Halteplatze ganz in der Nähe einen ziemlich guten Uebergang fand. Wir gingen nunmehr, während das Eis unter unsern Füßen fortwährend in Bewegung war, nach der andern Seite hinüber, doch war es mittlerweile 6 Uhr morgens geworden. Wir setzten zwar den Weg noch eine Weile auf schönem flachen Eise fort, allein die Hunde waren müde, und es waren schon fast 48 Stunden verflossen, seitdem sie gefüttert worden waren.

Als wir weiter hasteten, wurden wir nicht wenig überrascht, als wir plötzlich ein riesiges Stück von einem Balken trafen, das schräg aus der Oberfläche des Eises hervorragte; es war, soweit ich sehen konnte, sibirisches Lärchenholz und wahrscheinlich vor langer Zeit durch Eisdruck in die Höhe gehoben worden. Manche schöne Mahlzeit hätten wir uns damit kochen können, wären wir im Stande gewesen, das Holz mitzunehmen; jedoch war es zu schwer dazu. Nachdem wir den Balken mit »F. N. H. J. 85° 30'« bezeichnet hatten, setzten wir den Weg fort.



Johansen schnitzt unsere Namen in ein Stück Treibholz.

Noch immer Eisebenen vor uns; ich freue mich schon darauf, wieder unterwegs zu sein. Auf Schneeschuhen über diese ebene Fläche hinaufzufliegen, wäre eine Lust! Land und Heimat kommen näher, und während man dahinjagt, schweift der Gedanke südwärts zu allem, was schön ist. 6 Uhr morgens -30°C .

Montag, 22. April. Wenn wir schon in den vorhergehenden Tagen gute Fortschritte gemacht haben, so hat der gestrige Tag geradezu sich selbst übertroffen. Ich glaube, ich kann für unsern Tagemarsch 37 Kilometer annehmen, werde aber, um ganz sicher zu gehen, die beiden letzten Tage zusammenwerfen und 60 Kilometer für sie rechnen. Die Hunde werden jedoch allmählich müde, sie sehnen sich nach der Zeit zum Lagern. Sie warten ungeduldig auf das Futter und stürzen sich, da sie immer gieriger auf Hundefleisch geworden sind, wie Wölfe auf die dampfenden Stücke, die ihnen mit Haut und Haaren zugeworfen werden. Nur »Kvik« und »Barnet« halten sich zurück, solange das Fleisch noch warm ist, fressen es aber mit Heißhunger, sobald es gefroren ist. 12 Uhr Mitternacht $-33,3^{\circ}\text{C}$.

Freitag, 26. April. $-31,5^{\circ}\text{C}$; Minimum-Temperatur $-35,7^{\circ}\text{C}$. Gestern Morgen war ich nicht wenig erstaunt, als ich plötzlich im Schnee die Fährte eines Thieres bemerkte. Es war ein Fuchs gewesen, der von ungefähr rechtweisend Westsüdwest hergekommen war und sich in nordöstlicher Richtung entfernt hatte. Die Fährte war noch ganz frisch. Was in aller Welt macht ein Fuchs hier in diesem wilden Meere? Ganz ohne Nahrung war er hier nicht, wie die Losung auf seinem Wege bewies. Ist hier in der Nähe Land? Unwillkürlich blickte ich danach aus; aber das Wetter war gestern den ganzen Tag unsichtig, und wir konnten Land vielleicht nahe sein, ohne es zu gewahren. Ebenso wahrscheinlich ist es jedoch, daß der Fuchs der Spur eines Bären gefolgt ist. Jedenfalls ein warmblütiges Säugethier auf dem 85. Breitengrad! Noch waren wir nicht weit gegangen, als wir eine zweite Fuchsfährte antrafen, die ungefähr in derselben Richtung wie die erste verlief und den Windungen der Rinne folgte, die uns aufgehalten und zum Lagern gezwungen hatte. Unbegreiflich ist mir, wo diese Thiere auf dem Eise ihre Nahrung finden, doch vermuthete ich, daß sie in den offenen Rinnen einige Krustenthiere und ähnliches Gethier erwischen können. Weshalb verlassen sie aber die Küste und kommen hierher? Das ist mir das Rätselhafteste. Ob sie sich wol verirrt haben? Das scheint mir wenig wahrscheinlich zu sein. Nun bin ich gespannt, ob wir heute nicht auch die Spur eines Bären entdecken können; das würde mich besonders befriedigen, weil man daraus schließen könnte, daß wir uns wieder wohnlichen Gegenden nähern. Ich habe soeben nach den Peilungen unsern Kurs auf der Karte abgesteckt, wobei ich rechne, daß wir in den vier Tagemärschen seit unserer letzten Beobachtung 111 Kilometer gemacht haben, was ich nicht für übermäßig hoch halte. Danach könnten es nach Petermann-Land, wenn es ungefähr dort liegt, wo Payer es angegeben hat, nicht viel mehr als 223 Kilometer sein. Gestern hätte ich wieder eine Beobachtung anstellen sollen, doch war es neblig.



Merkwürdige Eisschichtung.

Gegen Ende unsers gestrigen Tagemarsches kamen wir über zahlreiche Rinnen und Eistrücken; in einem ganz neuen Rücken waren ungeheure Stücke von Süßwassereis in die Höhe geschraubt worden. Das Eis war dicht mit Thon und grobem Sand durchsetzt, sodaß die Blöcke aus der Ferne dunkelbraun aussahen und leicht für Felsen gehalten werden konnten; ich habe thatsächlich selbst geglaubt, sie wären Gestein. Ich kann mir nicht anders denken, als daß dieses Eis Flußeis, am wahrscheinlichsten aus Sibirien, ist; weiter nördlich habe ich oft ungeheure Stücke von solchem Süßwassereis gesehen, und sogar auf 86° Breite fand ich noch Thon auf dem Eise.

Sonntag, 28. April. Auch gestern haben wir gute Fortschritte gemacht; ich nehme 30 Kilometer an. Wir begannen den Marsch gestern Nachmittag um 3½ Uhr und setzten ihn bis heute Morgen fort. Das Land kommt näher, und es beginnt die aufregende Zeit, wo wir es am Horizont werden sehen können. O, wie ich mich nach Land sehne, um endlich etwas anderes unter den Füßen zu haben als immer Eis und Schnee, ganz abgesehen davon, daß dann auch der Blick auf etwas anderm ruhen kann. Gestern wieder eine Fuchsspur, die ungefähr in derselben Richtung verlief wie die frühern. Im Laufe des Tages mußte »Gulen« daran glauben; er schien vollständig erschöpft zu sein, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, taumelte und lag, als wir ihn auf einen Schlitten legten, ganz still, ohne sich zu rühren. Wir hatten schon vorher beschlossen gehabt, ihn an diesem Tage zu tödten. Armes Thier! Treu, gutmüthig und willig arbeitete es bis zu seinem Ende für uns, um dann zum Dank dafür, daß es nicht mehr konnte, getödtet zu werden und den andern zum Fraß zu dienen. Es war am 13. December 1893 auf der »Fram« geboren und hat als echtes Polargeschöpf nie etwas anderes als Eis und Schnee gesehen.

Montag, 29. April. -20° C. Gestern wurden wir, nachdem wir erst eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, durch offenes Wasser, einen breiten See oder Kanal, der sich ungefähr quer vor unserm Kurse ausdehnte, aufgehalten. Wir arbeiteten uns eine Weile westwärts an demselben entlang, bis sich plötzlich der See an einer verhältnißmäßig schmalern Stelle rasch zusammenzuschließen begann. In wenigen Minuten thürmte sich das Eis vor uns auf, worauf wir

mit Hilfe der lärmenden Eiskette, die unter unsern Füßen donnerte und krachte, hinübergelangen. Es hieß eilen und Hunde und Schlitten rasch hinüberbringen, wenn wir zwischen den rollenden Eisblöcken nicht eingeklemmt werden wollten. Fast hätte sich dieser Eisrücken auf Johansen's Schneeschuhe geworfen, die er einen Augenblick zurückgelassen hatte, während wir den letzten Schlitten hinüberschafften. Als wir uns endlich an der andern Seite der Rinne befanden, war der Tag schon weit vorgeschritten. Natürlich verdiente eine solche Arbeit eine Extraration Fleischchocolade.

So ärgerlich es auch ist, mitten auf dem schönen flachen Eise durch eine Rinne aufgehalten zu werden, wenn man vorwärts möchte, so ist es unleugbar doch ein wundervolles Gefühl, das offene Wasser vor sich und die Sonne auf den vom Winde bewegten kleinen krausen Wellen spielen zu sehen. Man stelle sich nur einmal vor: nach so langer Zeit wieder offenes Wasser und glitzernde Wellen! Die Gedanken schweifen zurück zur Heimat und zum Sommer. Vergeblich blickte ich mich überall um, ob ich nicht in der Rinne den Kopf eines Seehundes oder an den Rändern einen Bären entdecken könnte. Die Hunde begannen jetzt kraftlos zu werden und waren nur noch schwer vorwärts zu treiben; »Barnet« war vollständig fertig und wurde an diesem Abend getötet; mehrere der andern sind sehr erschöpft. Selbst »Baro«, mein bester Hund, fängt an, in seinem Eifer nachzulassen, von »Kvik« gar nicht zu sprechen; vielleicht muß ich mit dem Futter ein wenig freigebiger sein. Der Wind, der morgens ungefähr Südsüdost gewesen war, drehte sich später mehr nach Osten, sodaß ich, um Pettersen's Lieblingsausdruck für einen tüchtigen Südoster, der das Schiff einigermaßen rasch nach Norden trieb, zu gebrauchen, eine »regelrechte Teufelsbrise« erwartete. Ich wunderte mich nur, daß die Temperatur noch so niedrig zu sein schien. Längere Zeit hatte ich am Horizont im Süden und Südwesten eine dunkle Wolkenbank beobachtet und gedacht, daß sie Land bedeute, doch begann sie jetzt höher zu steigen und sich uns in verdächtiger Weise zu nähern. Als wir dann nach dem Mittagessen aus dem Sack krochen, sahen wir, daß der ganze Himmel bewölkt war; und daß auch die »Teufelsbrise« sich eingestellt hatte, merkten wir, als wir den Marsch fortsetzten.

Gestern bemerkte ich wieder eine Fuchsfährte, die vom Schnee fast schon verwischt war und in der gleichen Richtung führte wie die frühern. Das ist schon die vierte, die wir getroffen haben. Der Umstand, daß wir so viele finden, läßt mich ernstlich an die Nähe von Land glauben; ja, ich erwarte, es jede Minute zu sehen, wenn es vielleicht auch noch einige Tage dauern mag.²⁰

Dienstag, 30. April. -21,4° C. Trotz allem war gestern ein böser Tag. Er fing mit hellem Sonnenschein an; es war warm (-20° C.), und im gleißenden Sonnenlichte lagen weite Strecken von schönem flachem Eise und lockten uns; alles trug dazu bei, uns ein tüchtiges Tagewerk zu versprechen. Aber o weh! wer dachte an die gräßlichen, dunkeln Spalten, die quer über unsern Weg liefen und uns das Leben zur Last machen sollten? Der Wind hatte den Schnee ordentlich hart gemacht und uns eine feste und schöne Bahn bereitet, sodaß wir rasch vorwärts kamen. Wir waren indeß noch nicht weit gelangt, als wir durch eine Rinne mit vollständig offenem Wasser aufgehalten wurden, die sich gerade vor unserm Wege ausdehnte. Nachdem wir ihr eine kleine Strecke gefolgt waren, fanden wir schließlich eine Stelle zum Uebergange.²¹ Nicht lange nachher trafen wir wieder eine Rinne, die ungefähr in derselben Richtung verlief. Auf einem ziemlich weiten Umwege kamen wir auch hier wohlbehalten hinüber, ohne weitem Unfall, als daß drei Hunde ins Wasser fielen; ebenso wurde die dritte bewältigt, während die vierte zu viel für uns war. Diese Rinne war sehr breit. Wir verfolgten sie eine weite Strecke in westlicher Richtung, ohne jedoch einen passenden Uebergang zu finden. Dann lief ich noch 4 Kilometer allein weiter, um die Gegend zu erforschen, mußte aber zu Johansen und den Schlitten zurückkehren, weil ich keine Möglichkeit hinüberzukommen entdecken konnte. Es ist ein fruchtloses Stück Arbeit, eine

Rinne zu verfolgen, die sich im rechten Winkel zu unserm Kurse ausdehnt; besser ist es, zu lagern, eine gute Pemmikan-Suppe à la Julienne, die sehr angenehm schmeckt, zu bereiten und sich in der Hoffnung auf spätere bessere Zeiten dem Schläfe hinzugeben. Das Wetter ist ruhig, sodaß sich hoffentlich keine neuen Rinnen mehr bilden.²² Wenn es während der Zeit, die wir noch brauchen, um Land zu erreichen, sich so hält, wird uns das sehr von Nutzen sein; dann mögen sich so viele Rinnen bilden, als da wollen. Sollten die Verhältnisse vorher aber zu schlimm werden, so bleibt uns nichts weiter zu thun übrig, als unsere Kajaks auszubessern. Wie sie jetzt sind, werden sie nicht flott bleiben, da durch das fortwährende Umschlagen der Schlitten an vielen Stellen Löcher eingerissen sind, sodaß die Fahrzeuge volllaufen würden, sowie sie aufs Wasser gesetzt werden. –

Ich hatte das Ausbessern der Kajaks solange wie möglich aufgeschoben. Es geschah dies zum Theil, weil diese Arbeit lange Zeit in Anspruch genommen hätte, die Tage aber kostbar waren, solange es sich darum handelte, Land zu gewinnen, ehe das Eis unpassirbar würde; zum Theil aber auch, weil es bei der Temperatur, die wir jetzt hatten, schwierig gewesen wäre, die Arbeit ordentlich auszuführen, sowie auch, weil anzunehmen war, daß die Fahrzeuge durch das Kentern der Schlitten bald wieder Löcher bekommen würden. Dazu kam, daß ich jetzt nur ungern die Rinnen mit den Kajaks kreuzen mochte, weil jene noch mit jungem, mehr oder weniger dickem Eise bedeckt waren, das schwierig zu durchbrechen gewesen wäre, selbst wenn wir die Möglichkeit gehabt hätten, den Bug der Kajaks durch einen Neusilberbeschlag und Extra-Segeltuch vor dem Durchschnittenwerden zu schützen. Wie schon früher bemerkt, war ein fernerer nicht unbedeutender Nachtheil, daß alles in die Kajaks dringende Wasser sofort gefroren wäre und nicht wieder hätte entfernt werden können, vielmehr bei jedem Uebergange über eine Rinne das Gewicht unserer Ladungen vermehrt haben würde. Unzweifelhaft war es daher besser, die Rinnen selbst auf einem weiten Umwege zu umgehen, als sich den Hindernissen und Zufälligkeiten auszusetzen, welche die andere Alternative mit sich gebracht haben würde.

Die Hunde waren gestern Abend über einen unserer kostbaren Pemmikan-Säcke gerathen, hatten die eine Ecke desselben abgerissen und etwas von dem Inhalt verzehrt, glücklicherweise nicht viel. Bis hierher waren wir so glücklich gewesen, daß sie den Proviant unberührt gelassen hatten; doch wird der Hunger jetzt zu stark für sie, und die Natur ist stärker als die Disciplin.

Ich war übrigens stolz darauf, daß wir unsere Uhren controliren und Greenwicher Zeit aus Mondstrecken erhalten konnten. Als ich aber Beobachtungen anstellen wollte, stellte sich heraus, daß die zum Ausrechnen nothwendigen Tabellen an Bord der »Fram« gelassen worden waren. Ich war überzeugt, daß wir diese östliche Länge nicht erreicht haben könnten, nahm sie aber der Sicherheit wegen als richtig an, da ich lieber an die Ostseite als an die Westseite von Franz-Joseph-Land gelangen wollte. Sollten wir die Breite von Petermann-Land oder Kronprinz-Rudolf-Land erreichen, ohne eins von beiden zu sehen, so würde ich im erstern Falle sicher sein, daß wir sie westlich von uns hätten, sodaß wir dann in dieser Richtung danach suchen könnten, während wir im Falle, daß wir kein Land fänden und nicht sicher darüber sein würden, ob wir zu weit östlich oder zu weit westlich ständen, die Richtung nicht kennen würden, in welcher wir zu suchen hätten. Der Grund, daß unser Kurs sich so ändern mußte, ist natürlich der, daß unsere westliche Route hier an jedem Tage mehrere Längengrade kreuzte; diese sind ja in diesen hohen Breiten so klein, daß ein Grad in 86° Breite nur ungefähr 7 Kilometer mißt. Sollten wir einigermaßen eine gerade Richtung einhalten, so mußte sich unser Kurs recht- und mißweisend mit jedem Meridian ändern. Infolge des Stehenbleibens der Uhren am 12. April sind alle im Tagebuch für den Rest der Reise angegebenen Längen zu westlich. Wie sich aus S. 67 ergibt, geschah dieses absichtlich. Der Fehler stellte sich später auf ungefähr 6½°. Auf unserer

ganzen Reise haben wir keine wirklichen Eisberge gesehen, bis wir in die Nähe des Landes kamen; es war alles Meereis. Dasselbe war auch während der Drift der »Fram« der Fall. In Wirklichkeit dauerte es fast drei Monate, ehe dieses Wunder (am 24. Juli 1895) eintrat. Wie am Tage vorher bewegte sich das Eis an der Nordseite der Rinne gegenüber dem stillstehenden an der Südseite in westlicher Richtung. Dasselbe war bei den andern Rinnen, die wir im Laufe des Tages trafen, der Fall oder ersichtlich früher der Fall gewesen. Wir schlossen natürlich daraus, daß das Eis im Norden starke westliche Drift habe, während dasjenige im Süden durch Land zurückgehalten werde. Die Rinnen bilden sich am häufigsten bei windigem Wetter, da das Eis dann in Bewegung gesetzt wird.

Viertes Kapitel

Plackerei

Mittwoch, 1. Mai. -24,8° C. Heute habe ich meine Finnenschuhe mit Sohlen aus Segeltuch versehen, sodaß sie hoffentlich wieder eine Zeit lang aushalten werden; ich habe das Gefühl, als ob ich jetzt wieder das Terrain behaupten könnte. Ich besitze nun zwei Paar derartiger Schuhe, sodaß ich endlich einmal ein Paar in der Sonne trocknen kann; sie sind während des ganzen Weges naß gewesen, wodurch sie sich noch rascher abgetragen haben.

Die Eisverhältnisse wurden jetzt wieder sehr schlecht und unsere Märsche dementsprechend kürzer.

Freitag, 3. Mai. Gestern haben wir kein so gutes Tagewerk vollbracht, als ich erwartet hatte, wenn wir auch einige Fortschritte machten. Das Eis war flach und das Weiterkommen eine Zeit lang gut, weshalb wir den Marsch etwa vier Stunden ununterbrochen fortsetzten. Aber dann hatten wir mehrere Strecken mit Rinnen und Eisrücken, über welche es uns jedoch noch hinwegzukommen gelang, obwol das Eis oft unter unsern Füßen zusammengepreßt wurde. Allmählich nahm der Südostwind zu. Während wir das Mittagessen einnahmen, drehte er sich nach Osten herum und wurde ziemlich stark; außerdem wurde das Eis durch Rinnen und Eisrücken noch schlimmer. Als der Wind eine Geschwindigkeit von 9-10 Meter in der Secunde erreichte und starkes Schneetreiben eintrat, welches alles ringsum vollständig verhüllte, war es nichts weniger als angenehm, sich vorwärts zu arbeiten. Nachdem wir mehreremal durch neugebildete Rücken aufgehalten worden waren, sah ich ein, daß das einzig Vernünftige sein würde, unser Zelt aufzuschlagen, wenn wir nur eine einigermaßen geschützte Stelle finden könnten. Das war jedoch leichter gesagt als gethan, da das Schneetreiben so stark geworden war, daß wir kaum etwas sehen konnten. Endlich fanden wir aber doch einen passenden Platz, wo wir, sehr zufrieden, Schutz zu bekommen, unser Fiskegratin verzehrten und in den Schlafsack krochen, während der Wind an den Zeltwänden rüttelte und rundherum hohe Schneewehen aufthürmte. Wir waren gezwungen gewesen, das Zelt ganz dicht an einem neugebildeten Eisrücken aufzurichten, was allerdings nicht sehr angenehm war, weil Eispressungen eintreten konnten; jedoch hatten wir keine Wahl, da dies die einzige Stelle an der Leeseite war, die wir finden konnten. Noch ehe ich einschlief, begann das Eis unter uns zu krachen, und bald darauf fing auch die Kette hinter uns mit den uns wohlbekannten ruckweisen Pressungen an. Ich horchte und dachte darüber nach, ob es nicht besser sein würde, aufzustehen, ehe die Eisblöcke auf uns herabstürzten, schlief dabei aber rasch ein und träumte von einem Erdbeben. Als ich einige Stunden später wieder erwachte, war alles ruhig. Nur der Wind heulte um das Zelt, zerrte an den

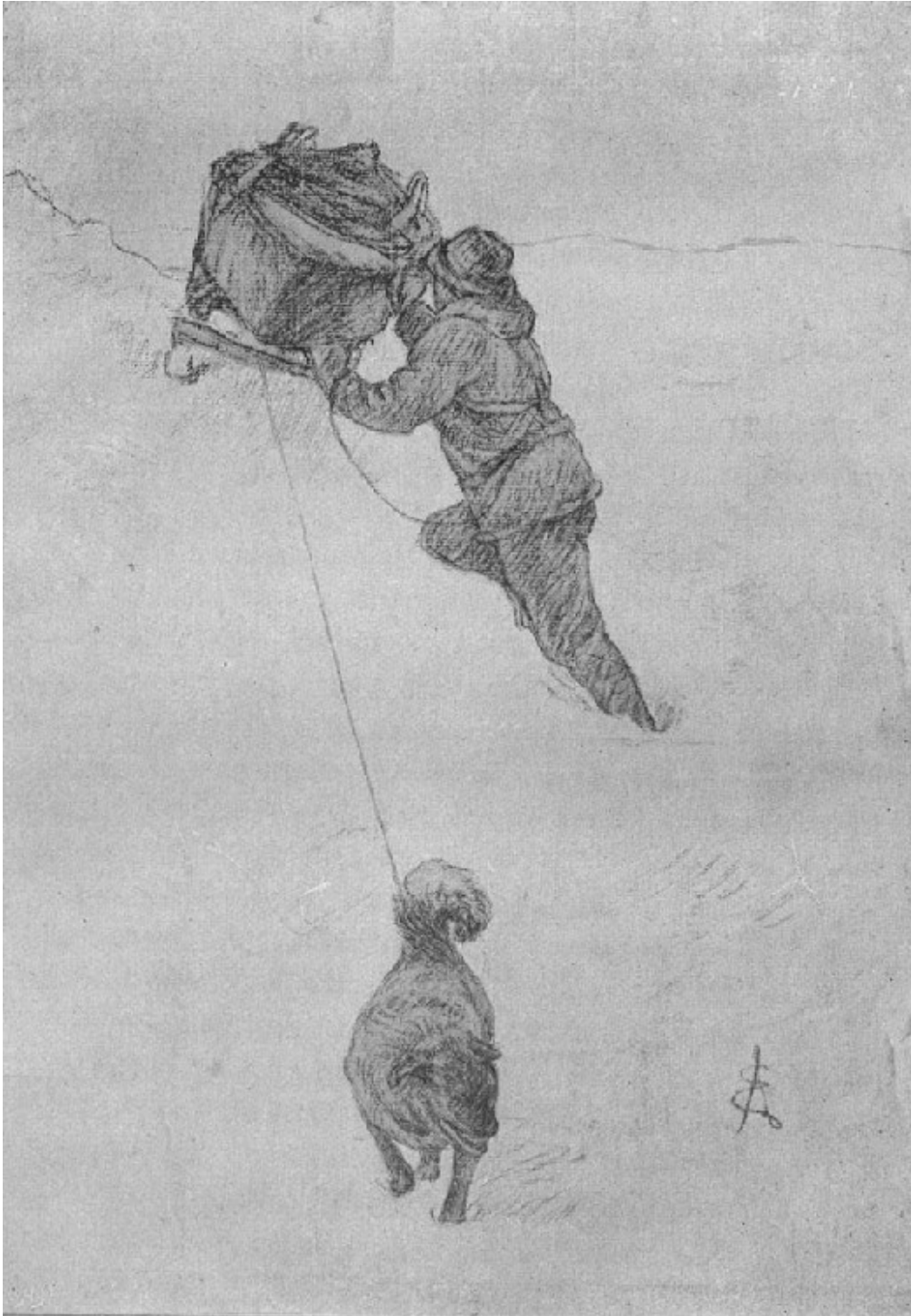
Wänden und peitschte den Schnee an denselben hoch hinauf.

Gestern Abend wurde »Potifar« getödtet. Wir haben jetzt noch 16 Hunde übrig; ihre Zahl nimmt in erschreckender Weise ab, und wir sind noch so weit vom Lande! Wenn wir nur erst dort wären!

Sonnabend, 4. Mai. Machten gestern etwa 15 Kilometer, aber die Rinnen werden immer schlimmer. Als wir nachmittags aufbrachen, nachdem wir meinen Schlitten und das Kajak wieder beladen und die Lasten unter Johansen's Kajak in Ordnung gebracht hatten, hatte sich der Wind gelegt, und es schneite ruhig und still weiter in großen Flocken, wie im Winter zu Hause. Schlimm ist es, daß man fast nichts sieht; man weiß nicht, ob das Terrain günstig oder ungünstig ist; indeß ging es sich nicht so schlecht, und wir kamen vorwärts. Es war himmlisch, bei diesem milden Wetter (-11,3° C.) zu fahren; man konnte thun, was man wollte, brauchte nicht Angst zu haben, die Fausthandschuhe abzulegen, und es brauchte einem auch nicht zu grauen, einen Knopf aufzuknöpfen. Man konnte die wunden, erfrorenen Finger wieder benutzen, ohne daß man unerträgliche Schmerzen erleiden mußte, wenn man etwas berührte.

Das Leben wurde uns jedoch bald durch offene Rinnen verbittert, über die wir schließlich nur mit Umwegen und unter Aufwendung von viel kostbarer Zeit hinübergelangen. Dann kamen weite Strecken flachen Eises, auf dem wir fröhlich den Marsch fortsetzten, zumal bald darauf auch die Sonne durchbrach. Es ist wunderbar, welche Aufmunterung dies ist. Kurze Zeit vorher, als ich mich an einer schrecklichen Rinne entlang durch Eisblöcke und über Eisrücken weiter quälte, ohne einen Durchgang zu entdecken, war ich nahe daran, bei jedem Schritte vor Erschöpfung umzusinken, und kein Vergnügen der Welt kann damit verglichen werden, wenn man in den Sack kriechen kann; während jetzt, wenn das Glück wieder lächelt und man vorwärts zu kommen Aussicht hat, plötzlich alle Müdigkeit verschwunden ist.

In der Nacht begann das Eis wieder ernstlich schlecht zu werden; Rinne folgte auf Rinne, eine schlimmer als die andere, und nur mit Hülfe großer Abweichungen vom Kurse und schwieriger Umwege konnten dieselben überschritten werden. Es war zum Verzweifeln, und als der Wind wieder zu einem guten »Mühlenwind« anwuchs, wurde die Sache nicht besser. Das ist eine Plackerei ohne Ende! Was würde ich nicht darum geben, wenn ich Land sähe, wenn ich einen sichern Weg vor mir hätte, auf bestimmte Tagemärsche rechnen könnte und von dieser endlosen Sorge und Ungewißheit wegen der Rinnen befreit wäre! Niemand weiß, welche Mühseligkeiten sie uns noch bringen können, welche Widerwärtigkeiten wir vielleicht noch zu bestehen haben werden, ehe wir Land erreichen, und dabei nimmt die Zahl der Hunde stetig ab. Die armen Thiere erhalten alles, was wir ihnen geben können, aber was nutzt das? Ich bin so müde, daß ich auf den Schneeschuhen schwanke, und wenn ich falle, wünsche ich nur, liegen bleiben zu können, um mir die Mühe des Wiederaufstehens zu ersparen. Aber der Fuchs hatte recht: alles hat einen Uebergang. Wir kommen auch noch einmal vorwärts.



Ewige Plackerei!

Heute Morgen um 5 Uhr kamen wir an eine breite Rinne, und da es so gut wie unmöglich war, die Hunde noch weiter zu bringen, lagerten wir. Ist man erst einmal ins Zelt gekommen und hat sich im Sack verkrochen, eine dampfende Schüssel mit schmackhaftem Labskaus vor sich, so stellt sich ein Gefühl des Wohlbehagens ein, das weder durch Rinnen noch durch sonst etwas gestört werden kann.

Das von uns passirte Eis war im allgemeinen flach, mit Ausnahme der neugebildeten Rinnen und

der Eistrücken; sie traten jedoch meist auf kleinern Strecken auf, mit ausgedehntem flachem Eise dazwischen, wie gestern. Fast sämtliche Rinnen scheinen dieselbe Richtung einzuhalten, ungefähr quer zu unserm Kurse mit geringer Abweichung nach Südwesten; sie laufen ungefähr von mißweisend Ostnordost nach Westsüdwest. Heute Morgen war die Temperatur wieder auf $-17,8^{\circ}$ C. gesunken, nachdem sie bereits bis auf -11° gestiegen war, sodaß ich noch die Hoffnung hege, das Wasser werde wol bald zufrieren. Vielleicht ist es nicht recht von uns, den Wind zu verwünschen, denn unsere Leute an Bord der »Fram« sind sicherlich froh darüber, daß endlich Südostwind eingetreten ist. Unzweifelhaft haben sie auf ihn gewartet, und da er nun endlich da ist, wünsche ich ihn dahin, wo der Pfeffer wächst! Gewiß, ich habe mich über den Wind um ihretwillen gefreut; das hindert aber nicht, daß ich viel dafür gäbe, wenn sie mit dem Weitertreiben warten wollten, bis wir Land erreicht haben.

Mittwoch, 8. Mai. Die Rinnen treten noch immer regelmäßig an gewissen Stellen auf, wo das Eis im allgemeinen sehr uneben ist und alte und neue Eistrücken miteinander abwechseln. Zwischen diesen Stellen liegen weite flache Strecken ohne Rinnen; sie sind oft vollkommen eben, fast wie Inlandeis. Die Richtung der Rinnen liegt wie früher sehr oft quer zu unserm Kurse oder noch etwas südwestlicher, andere scheinen auch in der Richtung zu verlaufen, die wir einschlagen. Das Eis ist ganz merkwürdig; es scheint immer ebener zu werden, je mehr wir uns dem Lande nähern, während wir gerade das Gegentheil erwartet hatten. Wenn es nur so bleiben wollte! Mir scheint es beträchtlich flacher zu sein als dasjenige um die »Fram«. Es gibt hier keine wirklich unpassirbaren Stellen; alle Unebenheiten scheinen von geringen Dimensionen zu sein, nur unbedeutende Eisblöcke, keine Hügel und Rücken, wie wir sie weiter nördlich gefunden hatten. Einige Rinnen sind schmal und noch so neu, daß sie nur mit Schneeschlamm bedeckt sind. Diese Decke ist allerdings trügerisch genug; es scheint festes ebenes Eis zu sein, stößt man aber den Stock hinein, so geht er vollständig hindurch bis ins Wasser.

Gestern Morgen rechnete ich unsere Breite und Länge aus; erstere betrug (Sonntag, 5. Mai) $84^{\circ} 31'$ Nord, letztere $66^{\circ} 15'$ Ost.²³ Wir waren nicht so weit südlich, wie ich erwartet hatte, aber erheblich weiter westlich. Die Drift hat uns zurück und nach Westen versetzt. Ich werde daher in Zukunft einen südlicheren Kurs als bisher nehmen, etwa rechtweisend Süd, da wir noch immer nach Westen treiben und ich vor allen Dingen befürchte, zu weit nach dieser Richtung zu gelangen. Hoffentlich werden wir bald Land in Sicht bekommen, worauf wir wissen werden, welchen Kurs wir zu nehmen haben. Eigentlich müßten wir jetzt schon dort sein.

Gestern wurde kein Hund getödtet, weil noch vom Tage vorher zwei Drittel von »Ulenka« übrig waren, die den Hunden eine reiche Mahlzeit boten. Ich beabsichtigte, fortan nur jeden zweiten Tag einen Hund zu tödten; vielleicht werden wir auch bald einem Bären begegnen.

Donnerstag, 9. Mai. $-13,3^{\circ}$ C. Gestern war ein ziemlich guter Tag. Das Eis war freilich nicht das allerbeste, recht höckerig, auch ging es sich schwer, nichtsdestoweniger kamen wir aber stetig vorwärts. Hin und wieder trafen wir lange flache Strecken. Das Wetter war, als wir gestern Morgen gegen $2\frac{1}{2}$ Uhr aufbrachen, ganz schön, und die Sonne schien durch leichte weiße Cumulus-Wolken, Es war aber schwer, gegen das Eis vorzudringen, und bald kam auch mit dem Winde, der noch immer aus Nordnordost wehte, der Nebel.



Schweres Durchkommen.

Das Ziehen wird für die Hunde in demselben Verhältniß schwerer, als ihre Zahl abnimmt, doch scheinen auch die hölzernen Unterkufen nicht gut zu gleiten. Ich habe schon lange daran gedacht, sie abzunehmen, und hatte heute wirklich beschlossen, es ohne sie zu probiren. Trotz allem behalten die Hunde ein sehr gleichmäßiges Tempo bei und machen nur hin und wieder halt. Gestern hatte ich nur vier Hunde vor meinem Schlitten, von denen einer, »Flint«, aus dem Geschirre schlüpfte und fort lief, sodaß wir ihn erst abends wieder erwischen konnten, worauf er zur Strafe getödtet wurde. Das Eis war heute überall weniger eben als während der letzten Tage. Nachmittags wurde das Wetter unsichtiger, und der Wind nahm noch zu, bis gegen 3 Uhr ein regelrechter Schneesturm wüthete. Es war kein Weg zu sehen; alles war weiß, außer an den Stellen, wo die blauen Eisblöcke der Rücken durch das Schneetreiben hindurchragten. Nach einer Weile verschlechterte sich das Eis noch, und ich gerieth auf Rücken und andere Unebenheiten, die ich vorher nicht gesehen hatte. Ich hoffte, daß es nur ein Schneeschauer wäre, der bald vorüberginge; doch besserte es sich nicht, sodaß wir es für unvernünftig hielten, den Weg fortzusetzen. Glücklicherweise hatten wir gerade einen gutgeschützten Lagerplatz gefunden, sonst würde es bei diesem Wetter, in welchem nichts zu unterscheiden war, schwer gewesen sein, einen zu finden.

Dann gelangen wir südwärts und wundern uns mehr und mehr, daß wir noch immer keine Anzeichen von Land wahrnehmen. Nach unserer Rechnung haben wir den 84. Grad jetzt hinter uns.



Wieder ein Halt!

Freitag, 10. Mai. $-8,8^{\circ}$ C. Unser Leben bietet viele Schwierigkeiten, die zu überwinden sind. Gestern versprach der Tag gut zu werden, aber das unsichtige Wetter hinderte uns am Weiterkommen. Als wir vormittags aus dem Zelte krochen, war es schön; die Sonne schien, die Bahn war ungewöhnlich gut, und das Eis schien ebener als sonst zu sein. Wir waren in dem Schneesturme am Abend vorher gerade in einen Streifen schlechten Eises hineingerathen. Ehe wir aufbrachen, wollten wir die abnehmbaren Holzkufen von den Schlitten entfernen, allein als ich den meinigen vorher noch einmal probirte, fand ich, daß er in seinem bisherigen Zustande ganz gut lief. Ich beschloß daher, mit der Abnahme der Kufen noch etwas zu warten, da ich befürchtete, daß die Schlitten durch die Entfernung derselben geschwächt werden könnten. Inzwischen hatte Johansen sie bereits von dem mittlern Schlitten abgenommen. Dabei entdeckten wir, daß eine der Birken-Holzkufen gerade unter einem der aufrecht stehenden Träger quer durchgespalten war, sodaß uns nichts anderes übrigblieb, als sie wieder zu befestigen. Es war schade, denn der Schlitten würde auf den frischgetheerten Kufen viel besser gelaufen sein als aus den zerkratzten Unterkufen. Wir machten ziemlich gute Fortschritte, obwol wir nur noch dreizehn Hunde hatten, vier vor meinem, vier vor dem Birkenholzschlitten und fünf vor Johansen's Schlitten; jedoch wurde das Wetter im Laufe des Nachmittags wieder rasch unsichtiger, und es begann zu schneien, sodaß wir unsern Weg nicht sehen konnten. Das Eis war indeß ziemlich eben, weshalb wir den Weg fortsetzten. Als wir dann vor eine Rinne kamen, überwandern wir sie durch einen Umweg. Nicht lange nachher geriethen wir wieder zwischen eine Anzahl abscheulicher Eisrücken und fuhren direct zwischen hohe Rücken hinein und über steile Abhänge hinweg, ohne sie zu sehen; wohin man sich wandte, erschienen plötzlich Vertiefungen und Fallgruben, obwol alles unter der Decke des noch immer fallenden Schnees schön und eben

aussah. Da eine weitere Fortsetzung des Marsches von wenig Nutzen zu sein schien, beschlossen wir, zu lagern, unser aus heißem schmackhaftem Labskaus bestehendes Mittagsmahl einzunehmen, die Länge auszurechnen und dann abzuwarten, bis es wieder klar werden würde; sollte dieser Fall nicht bald eintreten, so wollten wir uns einen tüchtigen Schlaf gönnen, um zum Weitermarsche bereit zu sein, sobald das Wetter ihn gestatten würde. Nachdem wir ein paar Stunden geschlafen hatten, stand ich – es war um 1 Uhr morgens – auf und trat aus dem Zelt heraus, wo ich dasselbe unsichtige, bewölkte Wetter vorfand, nur daß am Horizont im Südwesten ein Streifen klaren blauen Himmels zu sehen war. Ich ließ Johansen daher weiter schlafen und rechnete unsere Länge aus, die sich als 64° 20' Ost erwies. Seitdem ich sie zuletzt gemessen habe, sind wir, wenn meine Rechnung richtig ist, beträchtlich nach Westen gekommen. Während ich noch beschäftigt war, hörte ich draußen bei einem der Kajaks ein verdächtiges Rumoren. Ich horchte, und richtig, die Hunde waren über Johansen's Kajak. Ich stürzte hinaus, erwischte »Haren«, der gerade an einem Stück frischen Hundefleischs nagte, das für morgen bestimmt war, und gab ihm eine tüchtige Tracht Prügel für seine Bemühungen. Die Oeffnung des Kajaks wurde dann mit Kapuzen, Schneeschuhen und Stöcken gehörig versichert.

Das Wetter ist noch immer unverändert, bewölkt und unsichtig, aber der Wind ist mehr nach südlicher Richtung herumgegangen, und der Streifen klaren blauen Himmels im Südwesten ist ein wenig mehr über der Eiskante emporgestiegen. Ist es möglich, daß Westwind in Aussicht steht? Er würde uns in der That willkommen sein, und mit sehnsüchtigen Blicken beobachtete ich daher jenen blauen Streifen – weit dort draußen lagen Sonnenschein und Vorwärtskommen, vielleicht lag dort auch Land. Ich sah die Cumulus-Wolken durch die blauen Lüfte dahinsegeln und wünschte mir nur, dort zu sein, Land unter den Füßen zu haben, dann würden alle unsere Mühen vergessen sein. Ach, wie unaussprechlich sehne ich mich danach! Oftmals guckte ich im Laufe des Morgens aus dem Zelte, sah aber immer wieder denselben bewölkten Himmel und dasselbe Weiß, wohin sich mein Blick auch wandte. Unten im Westen und Südwesten war stets der gleiche Streifen klaren blauen Himmels, nur hatte er sich wieder gesenkt. Als wir vormittags endlich aufstanden, war das Wetter noch unverändert, und auch der azurblaue Streifen am südwestlichen Horizont war noch vorhanden. Meiner Meinung nach muß er etwas mit Land zu thun haben, und das gibt mir die Hoffnung, daß es nicht allzuweit entfernt sein wird. Es ist schwieriger, als wir es uns gedacht haben, Land zu erreichen. Wir haben es aber auch mit vielen Feinden zu thun gehabt; nicht nur böses Eis und schwieriges Marschiren, sondern auch Wind, Rinnen und unsichtiges Wetter sind hartnäckige Gegner, die wir besiegen mußten.

Sonntag, 12. Mai. -17,5° C. Gestern war der Tag besser, als wir erwartet hatten. Zwar war es während der ganzen Zeit bewölkt und unsichtig, sodaß wir unsern Weg mehr fühlen mußten als sehen, auch war das Eis nicht besonders gut, allein trotzdem kamen wir vorwärts und hatten die Genugthuung, hin und wieder über weite Strecken flachen Eises zu kommen; nur wurden wir durch ein paar theilweise offen stehende Rinnen etwas gehindert. Seltsamerweise war in rechtweisend Südsüdwesten noch immer der Streifen klaren Himmels zu sehen, der, während wir weiter kamen, höher über den Horizont emporstieg. Wir hofften fortwährend, daß er sich noch mehr ausbreiten und das Wetter sich aufklären würde, weil wir das dringend nöthig hatten, um einen Weg zu finden. Der Streifen wollte indeß nie höher steigen, blieb aber immer gleichmäßig klar. Dann sank er wieder, bis nur noch ein schmaler Strich am Rande des Himmels sichtbar war. Darauf verschwand auch dieser Strich. Heute Morgen um 7 Uhr kamen wir an eine Zone von so schlechtem Eise, wie ich es selten gesehen hatte, und da ich es für nicht rathsam hielt, bei solch unsichtigem Wetter weiter zu gehen, schlugen wir das Lager auf. Hoffentlich haben wir unsere 15 Kilometer zurückgelegt, sodaß wir nur auf weitere 97 Kilometer zu rechnen haben bis zum Lande, falls es auf 83° Breite liegt. Das Eis ist hier unzweifelhaft von anderer Beschaffenheit als

früher; es ist weniger eben, und es kommen häufiger alte und neue Rinnen mit Eistrücken und Blöcken vor, was alles auf die Nähe von Land hinzudeuten scheint.

Inzwischen vergeht die Zeit, und die Zahl der Hunde verringert sich. Wir haben jetzt nur noch zwölf. Gestern wurde »Katta« getödtet. Unser Proviant nimmt ebenfalls allmählich ab, wenn wir auch, Gott sei Dank, noch ein gutes Stück davon übrig haben. Die erste Kanne Petroleum (10 Liter) wurde vor drei Tagen leer, und bald werden wir auch unsern zweiten Sack Brot aufgezehrt haben. Wir thun nichts weiter, als sehnsüchtig den Horizont nach Land zu erforschen, sehen aber nichts, selbst wenn ich mit dem Fernrohr die höchsten Hügel erklimme.

Montag, 13. Mai. -13° C., Minimum-Temperatur $-14,2^{\circ}$ C. Das ist in der That ein beschwerliches Dasein. Die Zahl der Hunde und damit zugleich die Zugkräfte nehmen allmählich ab, und die Thiere sind träge und lassen sich schwer antreiben. Das Eis verschlechtert sich, je näher wir dem Lande kommen, und ist außerdem mit viel tieferm und loserem Schnee bedeckt als früher. Besonders schwierig ist es, in dem aufgebrochenen Eise weiter zu kommen, wo man im Schnee, obwol er gewiß viele Unebenheiten bedeckt, fast bis zur Hüfte zwischen den Eisstücken einsinkt, sobald man die Schneeschuhe ablegt, um den Schlitten weiter zu helfen. Es ist auf solcher Eisfläche außerordentlich ermüdend, wenn die Schneeschuhe nicht sicher an den Füßen befestigt sind. Allein man kann sie nicht ordentlich anlegen, wenn man jeden Augenblick den Hunden helfen oder ewig an den Schlitten schieben oder ziehen muß. Ich glaube, auf solchem Boden würden indianische Schneeschuhe vorzuziehen sein, und ich wünschte nur, ich hätte welche. Jedoch legten wir gestern doch eine kleine Strecke zurück, und wenn ich für gestern und heute zusammen 30 Kilometer rechne, so glaube ich mich nicht zu verrechnen. Wir müßten also nur noch 82 Kilometer bis zum 83. Breitengrad und dem von Payer aufgenommenen Lande haben. Wir halten uns auf ziemlich südlichem Kurse, ungefähr rechtweisend Süd, da dieser beständige Ostwind uns sicherlich westwärts treibt und ich nicht wünsche, daß wir an dem Lande vorbei nach Westen treiben. In der Nacht beginnt es jetzt im Sacke ziemlich warm zu werden; vorige Nacht konnte ich vor Wärme kaum schlafen.

Dienstag, 14. Mai. $-14,1^{\circ}$ C. Wir hatten einen behaglichen Ruhetag. Gerade als wir uns nach dem Frühstück auf den Weg machen wollten, bewölkte sich der Himmel, und es setzte ein tüchtiger Schneesturm ein; der Marsch bei solchem Wetter über das unebene Eis, das wir jetzt vor uns haben, hätte uns daher nichts genützt. Ich entschloß mich deshalb, halt zu machen und einige nothwendige kleine Arbeiten auszuführen, insbesondere die Ladung des Birkenholzschlittens auf die beiden andern zu vertheilen, um endlich jenen, für den wir keine Hunde mehr übrig haben, loszuwerden. Das nahm einige Zeit in Anspruch, mußte aber unbedingt geschehen; so verloren wir durch den eintägigen Aufenthalt nichts.

Wir hatten jetzt von dem Schlitten sowie von zerbrochenen Skistöcken und infolge anderer Unfälle so viel Holz, daß ich dachte, wir würden es, um Petroleum zu sparen, für einige Zeit als Feuerungsmaterial verwenden können. Wir zündeten uns daher ein Feuer daraus an, um unser Abendessen zu kochen, wobei es uns gelang, aus einer leeren Petroleumkanne einen Kochtopf herzustellen, den wir über das Feuer hängten. Beim ersten Versuch zündeten wir das Feuer in der Zeltöffnung an, gaben das jedoch bald auf, zunächst, weil wir beinahe unser Zelt angebrannt hätten, und dann, weil der Rauch hineinzog, sodaß wir kaum noch aus den Augen sehen konnten. Aber es wärmte schön und sah wunderbar freundlich aus. Dann verlegten wir das Feuer etwas weiter auf das Eis, wo es weder unser Zelt anbrennen, noch uns ausräuchern konnte; allein damit war auch alle Freude verschwunden. Nachdem wir fast den ganzen Schlitten verbrannt hatten und es uns nur gelungen war, einen Topf Wasser zum Kochen zu bringen, mit dem weitem Resultat, daß die Scholle, auf der wir uns befanden, fast durchgeschmolzen war, gab ich den Gedanken

auf, mit Schlittenholz zu kochen, und kehrte zu unserm lieben Freunde »Primus« zurück, der ein getreuer Kamerad ist und bleibt und der obendrein unterhaltend ist. Man kann ihn neben sich stehen haben, selbst wenn man im Schlafsack liegt. Wir haben so viel Petroleum, sollte ich denken, als wir für unsere Reise brauchen, weshalb uns da um andere Dinge kümmern? Wenn das Petroleum zu früh zu Ende gehen sollte, nun, dann können wir von Bären, Seehunden und Walrossen so viel Thran erhalten, als wir nöthig haben.

Ich bin sehr neugierig auf das Resultat der Umladung. Unsere beiden Kajak-Schlitten sind ohne Zweifel etwas schwerer geworden, aber dafür werden wir für jeden sechs Hunde haben, solange sie aushalten. Unsere Geduld ist endlich durch den hellsten Sonnenschein und glänzenden Himmel belohnt worden; dabei ist es im Zelte so warm, daß ich schwitze. Man könnte fast glauben, man läge unter einem Sonnensegel an einem Sommertage in der Heimat. In letzter Nacht war es fast zu warm zum Schlafen. –

Das Eis blieb während der nächsten Tage einigermaßen passirbar, obwol die Rinnen uns manches Hinderniß bereiteten. Dazu kam, daß den Hunden allmählich die Kräfte ausgingen, sodaß sie bei den geringsten Unebenheiten stehen zu bleiben Lust hatten. Wir machten daher keine großen Fortschritte.

Donnerstag, 16. Mai. Mehrere von den Hunden scheinen sehr erschöpft zu sein. »Baro«, der Leithund meines Gespanns, war gestern ganz fertig; er konnte sich zuletzt kaum noch bewegen und wurde am Abend getödtet, um den andern als Futter zu dienen. Armes Thier! Es hat bis zu seinem Ende getreulich gedient.

Gestern war Johansen's Geburtstag; er hat sein 28. Jahr vollendet. Zur Feier dieses Tages wurde natürlich ein kleines Fest gefeiert mit Labskaus, seinem Lieblingsgericht, und gutem heißem Citronensaft-Grog. Die Mittagssonne machte es warm und gemüthlich im Zelt. 6 Uhr morgens $-15,8^{\circ}$ C.

Habe heute die Breite und Länge für gestern ausgerechnet und finde $83^{\circ} 36'$ nördlicher Breite und $59^{\circ} 55'$ östlicher Länge. Unsere Breite stimmt genau mit derjenigen überein, die ich nach unserm Besteck angenommen hatte, jedoch ist die Länge besorgnißerregend westlich, trotzdem unser Kurs während der ganzen Zeit ungefähr südlich gewesen ist. Das Eis scheint hier starke Drift zu haben, und es würde daher besser sein, wenn wir uns etwas Süd zu Ost halten, um nicht am Lande vorbeizutreiben. Um ganz sicher zu sein, habe ich unsere Beobachtungen vom 7. und 8. April nochmals ausgerechnet, finde aber keinen Fehler und kann mir nicht anders denken, als daß die Rechnung ungefähr richtig ist. Jedoch erscheint es mir merkwürdig, daß wir noch keine Anzeichen von Land gesehen haben. 10 Uhr abends -17° C.

Freitag, 17. Mai. $-10,9^{\circ}$ C., Minimum-Temperatur -19° C. Heute ist also der »Siebzehnte Mai« – der Verfassungstag. Ich war ganz sicher gewesen, daß wir an diesem Tage jedenfalls irgendwo auf dem Lande sein würden; allein das Schicksal hat es anders beschlossen. Hier liege ich im Sack und denke an all den Jubel zu Hause, versetze mich im Traume mitten unter die Festzüge der Kinder und unter die Volksmenge, die in diesem Augenblicke durch die Straßen wogt; Freude strahlt aus jedem Auge. Welch willkommener Anblick, die Flaggen, deren rothes Tuch in der blauen Frühlingsluft flattert, während die Sonne durch das zarte Lichtgrün des jungen Laubwerks scheint! Und hier befinden wir uns im Treibeise, wissen nicht genau, wo wir sind, und kennen die Entfernung nicht von einem unbekanntem Lande, wo wir die Mittel zu unserm Lebensunterhalt und zum Heimkommen zu finden hoffen; hier sind wir mit zwei Gespannen von Hunden, deren Zahl sich stetig verringert, deren Kräfte von Tag zu Tag abnehmen, zwischen uns und unserm Ziele ein Eisfeld, das uns unbekannte Schwierigkeiten in den Weg legen kann, mit Schlitten, die

jetzt für unsere eigenen Kräfte jedenfalls zu schwer sind. Wir dringen mühsam Meile auf Meile weiter, und inzwischen führt die Drift des Eises uns vielleicht westwärts ins Meer über das Land hinaus, das wir zu erreichen streben. Unleugbar ein beschwerliches Leben; doch einmal wird es ein Ende nehmen, einmal werden wir das Ziel erreichen. Unsere dreifarbigige Flagge wollen wir wie sonst hoch aufhissen zu Ehren des »Siebzehnten Mai«; auch auf 83° 30' soll dieser Tag gefeiert werden. Und läßt uns das Schicksal den ersten Schimmer von Land gewahren, wird unsere Freude doppelt sein.

Gestern war ein schwerer Tag. Das Wetter war schön, sogar herrlich; die Bahn war vorzüglich, und das Eis war gut, sodaß man berechtigterweise Fortschritte hätte erwarten können, wenn die Hunde nicht gewesen wären. Sie halten bei allem an, sodaß derjenige, der vorausgeht, den Weg stets dreimal machen muß: zuerst um den Weg zu suchen und einen Pfad herzustellen, dann wieder zurück, um die Hunde anzutreiben; es ist wirklich eine langsame Arbeit. Auf ganz flachem Eise halten die Hunde ziemlich gutes Tempo ein, aber bei der ersten Schwierigkeit stehen sie still. Ich versuchte gestern, mich ebenfalls vorzuspinnen, und es ging auch ziemlich gut; aber als ich auf schlechtem Eise einen Weg suchen sollte, mußte ich es wieder aufgeben.

Trotz alledem dringen wir vorwärts und werden schließlich unsern Lohn erhalten, der vorläufig schon sehr reich sein würde, wenn wir nur ohne diese gräßlichen Rinnen Land und Landeis erreichen könnten. Gestern hatten wir mit vier zu thun. Die erste Rinne, die wir antrafen, bereitete uns keine übermäßig großen Schwierigkeiten; dann kamen wir eine kurze Strecke über mäßig schlechtes Eis, jedoch mit Rinnen und Rücken; darauf kam wieder eine schlimme Rinne, die einen Umweg nothwendig machte, worauf wir ziemlich gutes Eis passirten, und zwar diesmal erheblich mehr als früher. Nun stießen wir auf eine Rinne oder eigentlich einen Teich von größerer Breite, als wir bisher gesehen hatten, was die Russen einen »Polynja« nennen würden. Diese Rinne war mit jungem Eis bedeckt, das zum Tragen zu schwach war. Vertrauensvoll gingen wir an derselben in rechtweisend südwestlicher Richtung entlang, im Glauben, daß wir bald einen Uebergang finden würden; aber das »bald« kam nicht. Gerade da, wo wir einen Uebergang zu finden hofften, bot sich unserm Auge ein überwältigender Anblick. Der Teich dehnte sich in südwestlicher Richtung bis an den Horizont aus, sodaß wir das Ende gar nicht absehen konnten. – In der weitesten Ferne erhoben sich ein paar einzelne Eisblöcke infolge der Luftspiegelung über die Oberfläche des Meeres; es sah aus, als trieben sie in offenem Wasser, beständig ihre Form ändernd, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Alles schien darauf hinzudeuten, als ob der Teich sich im Westen ins Meer ergösse. Vom höchsten nahegelegenen Hügel aus konnte ich mit dem Fernglase Eis auf der andern Seite entdecken, das infolge der Spiegelung höher aussah; indeß war es nichts weniger als sicher, daß es sich wirklich am westlichen Ende des Teiches befand, wahrscheinlich deutete dies nur eine Ausbuchtung nach dieser Richtung an. Was war da zu thun? Hinüberzukommen schien eine Unmöglichkeit zu sein; das Eis war zu dünn, um zu tragen, und zu dick für das Durchkommen der Kajaks, selbst wenn wir diese in Stand setzen würden. Wie lange es in dieser Jahreszeit dauern konnte, bis das Eis genügend tragkräftig geworden wäre, wußte ich nicht, doch nahm ich an, daß das kaum in einem Tage geschehen würde. Zu lagern und darauf zu warten, schien mir doch zu viel. Wie weit der Teich sich ausdehnte und wie weit wir an demselben entlang gehen müßten, ehe wir eine Uebergangsstelle fänden und unsern Weg fortsetzen könnten, vermochte niemand zu sagen; es würde dies wahrscheinlich lange Zeit, vielleicht Tage dauern. Dahin zurückzukehren, woher wir gekommen waren, war auch nicht sehr verlockend; dadurch würden wir weit von unserm Ziele abgelenkt werden, und es würde vielleicht auch einen Marsch in entgegengesetzter Richtung nöthig machen, ehe wir eine Uebergangsstelle entdeckten. Der Teich dehnte sich nach Süd 50° West (rechtweisend) aus. Verfolgten wir ihn, so würden wir unzweifelhaft von unserm Kurse

abgebracht werden, der jetzt Süd zu Ost sein sollte; aber immerhin war das doch näher, und deshalb entschieden wir uns für diesen Plan.

Nach kurzer Zeit kamen wir an eine neue Rinne, die quer zum Teiche verlief. Hier war das Eis zum Tragen stark genug, und als ich dann dasjenige des Teiches selbst jenseits der Querrinne untersuchte, fand ich eine Zone, wo das junge Eis durch Pressungen sich zu mehreren Schichten zusammengeschoben hatte, sodaß es glücklicherweise tragfähig war und wir wohlbehalten über den Teich kamen, dessen Windungen Tage lang zu folgen wir schon bereit waren. Dann ging es mit Mühe und Noth weiter, bis wir uns um 8½ Uhr abends wieder vor einem Teiche oder einer Rinne befanden, die genau von derselben Art wie die frühere war, mit der einzigen Ausnahme, daß hier der Blick aufs »Meer« sich nach Nordosten öffnete, während im Südwesten der Horizont durch Eis geschlossen war. Die Rinne war wie die andere mit jungem Eise bedeckt, das in der Mitte augenscheinlich von demselben Alter, am Rande aber etwas dicker und älter war. Da es hier trug, lief ich auf Schneeschuhen weiter, um einen Uebergang zu suchen, den ich aber, so weit ich auch ging, nicht finden konnte. Ueberall war ein Eisstreifen, manchmal breit, manchmal schmal, aber zu dünn, um zu riskiren, die Schlitten hinüberzubringen. Wir beschloßen daher, zu lagern und bis heute zu warten, weil wir hofften, daß das Eis bis dahin zum Tragen stark genug geworden sein würde. Und hier befinden wir uns noch immer mit derselben Rinne vor uns. Der Himmel mag wissen, welche Überraschungen der Tag uns noch bringt.

Sonntag, 19. Mai. Die Ueberraschung, die der »Siebzehnte« uns gebracht hat, bestand in nichts Geringerem als daß wir die Rinnen hier herum voll von *Narwalen* fanden. Als wir uns gerade auf den Weg gemacht hatten und im Begriff standen, die Rinne zu überschreiten, an welcher wir am Tage vorher hatten halt machen müssen, wurde ich auf ein Pusten aufmerksam, das wie das Blasen der Walfische klang. Zuerst dachte ich, es rühre von den Hunden her; doch hörte ich dann bestimmt, daß das Geräusch aus der Rinne kam. Ich horchte. Johansen hatte es, wie er sagte, schon den ganzen Morgen gehört, aber geglaubt, es sei nichts als das Pressen des Eises in der Ferne. Nein, diesen Ton glaubte ich gut genug zu kennen, und ich blickte daher nach einer Oeffnung im Eise, aus der das Geräusch zu kommen schien. Plötzlich sah ich eine Bewegung, die nicht von berstendem Eise herrühren konnte, und richtig – da tauchte der Kopf eines Narwals auf; dann kam der Körper, machte den bekannten Bogen und verschwand wieder. Nun kam ein zweiter in die Höhe, begleitet von demselben Geräusch. Es war eine ganze Heerde. Ich rief, es seien Wale da, lief nach meinem Schlitten und holte meine Büchse heraus. Dann galt es, eine Harpune zu bekommen; auch dies war in kurzer Zeit besorgt, und ich war zur Verfolgung bereit. Inzwischen waren die Thiere aus der Oeffnung im Eise, wo ich sie zuerst gesehen hatte, verschwunden, doch hörte ich ihr Pusten aus andern Löchern weiter östlich. Ich folgte der Rinne daher in dieser Richtung, kam aber nicht zum Schusse, obwol ich den Thieren ein- oder zweimal ziemlich nahe war. Sie kamen in verhältnißmäßig kleinen Oeffnungen in die Höhe, die sich längs der ganzen Rinne befanden.

Es waren alle Aussichten vorhanden, daß wir sie zum Schusse bekommen würden, wenn wir einen Tag blieben und eine der Oeffnungen beobachteten; allein wir hatten keine Zeit übrig und hätten, wenn wir wirklich einen Wal bekommen hätten, von ihm doch nicht viel mitnehmen können; die Schlitten waren ohnehin schon schwer genug. Bald darauf fanden wir einen Uebergang und setzten im Schlitten die Reise fort, nachdem wir zu Ehren des Tages die Flaggen gehißt hatten. Da wir jetzt so langsam weiter kamen, daß die Sachlage sich kaum noch verschlechtern konnte, beschloß ich endlich, während der Mittagsstunde die Unterkufen von meinem Schlitten zu entfernen und die mit Neusilber beschlagenen zu versuchen. Die Verbesserung war unverkennbar; es war, als ob es nicht mehr derselbe Schlitten wäre. Von da an

kamen wir gut weiter, sodaß wir nach einer Weile auch von Johansen's Schlitten die Unterkufen entfernten. Als wir später im Laufe des Tages besseres Eis trafen, machten wir unerwartet gute Fortschritte, und als wir gestern Morgen um 11½ Uhr halt machten, mußten wir meiner Meinung nach auf diesem Tagemarsche 15 Kilometer zurückgelegt haben. Das bringt uns auf ungefähr 83° 20' Breite.

Endlich waren wir also auf Breiten herabgekommen, die schon vor uns von Menschen erreicht worden sind und wo wir unmöglich weit zum Lande haben können. Kurz bevor wir gestern halt machten, hatten wir eine Rinne oder einen Teich überschritten, der genau so war wie die beiden frühern, vielleicht auch etwas breiter.

Auch hier hatte ich das Blasen von Walen vernommen, aber sie nicht sehen können, obgleich ich von dem Loche nicht sehr weit entfernt gewesen war, aus welchem das Geräusch herzukommen schien, da die Oeffnung nur ganz klein war. Johansen, der mit den Hunden nachkam, sagte, diese hätten, sobald sie die gefrorene Rinne erreicht gehabt, etwas gewittert und gegen den Wind gehen wollen. Merkwürdig, daß es in dieser Rinne so viele Narwale gibt.

Das Eis, auf welchem wir jetzt fahren, ist überraschend eben. Es sind hier wenige oder gar keine neuen Rücken, nur kleine ältere Unebenheiten, hier und dort mit tiefem Schnee dazwischen, und dann diese eigenthümlichen breiten endlosen Rinnen, die sich alle ähnlich sehen und genau parallel laufen, ganz anders wie alle, die wir früher getroffen haben. Sie waren dadurch merkwürdig, daß, während ich sonst stets bemerkt habe, daß das Eis an der Nordseite der Rinne im Verhältniß zu dem an der Südseite westwärts trieb, hier das Umgekehrte der Fall war. Hier war es das Eis an der Südseite, das nach Westen trieb.

Da ich fürchte, daß wir beständig rasch nach Westen getrieben werden, habe ich einen etwas mehr östlichen Kurs eingehalten, Südsüdost oder östlicher, je nachdem die Drift dies nothwendig machte. Wir feierten den 17. Mai, allerdings erst am folgenden Tage, durch ein großartiges Festmahl, bestehend aus Labskaus, gedämpften Preiselbeeren, vermischt mit Vril-Speise, und aus Stamina-Citronen-Meth (d.h. einer in Wasser gelösten Mischung von Citronensaft- und Frame-Food-Stamina-Tafeln), und krochen dann mit vollem Magen in unsern Schlafsack.

Während wir unsern Weg nach Süden fortsetzten, wurde das Eis immer unpassirbarer und schwieriger zu beschreiten. Wir kamen noch immer gelegentlich über gute flache Ebenen, doch wurden sie oft durch breite Gürtel von zusammengeschobenem Eis und gelegentlich auch durch Rinnen unterbrochen, die unserm Weiterkommen manche Hindernisse in den Weg legten.

Freitag, 19. Mai. Bin auf den höchsten Hügel hinaufgeklettert, den ich bisjetzt erstiegen habe. Habe ihn roh gemessen und festgestellt, daß er sich etwa 8 Meter über das Eis erhob, von dem ich hinaufgeklommen war; aber da letzteres sich in beträchtlicher Höhe über dem Wasserspiegel befand, so betrug die Gesammthöhe wahrscheinlich ungefähr 10 Meter. Er bildete den Kamm einer sehr kurzen und krummen Eiskette und bestand nur aus kleinen Eisstücken.

An diesem Tage stießen wir auf die ersten Bärenfährten, die wir auf der Reise über das Eis gefunden haben, und die Gewißheit, daß wir jetzt in Regionen herabgekommen waren, wo diese Thiere zu finden sind, sowie die Aussicht auf einen Bärenschinken erfüllte uns mit großer Freude. Am 20. Mai trat ein fürchterlicher Schneesturm ein, in welchem es uns unmöglich war, auf dem unebenen Eise einen Weg zu sehen.

Infolgedessen bleibt uns nichts weiter übrig, als wieder unter Dach zu kriechen und solange wie möglich zu schlafen. Endlich wird unser Hunger aber zu groß, und ich stehe auf, um köstlichen Labskaus aus Leber-Teig zu kochen; darauf trinken wir einen Becher Molkenwasser, dann wieder

hinein in den Sack, um zu schreiben oder zu schlummern, wie sich's gerade trifft. Hier liegen wir und haben nichts zu thun, als zu warten, bis das Wetter sich ändert und wir weiter ziehen können.

Wir können kaum noch weit von $83^{\circ} 10'$ nördlicher Breite entfernt sein und müßten Petermann-Land schon erreicht haben, wenn es da liegt, wo Payer es angegeben hat. Entweder sind wir des Teufels, oder das Land muß sehr klein sein. Inzwischen nehme ich an, daß dieser Ostwind uns westwärts in die See hinaus, in der Richtung auf Spitzbergen, treibt. Nur der Himmel weiß, welche Geschwindigkeit die Drift hier haben kann. Ich bin übrigens nicht im geringsten entmuthigt. Wir haben ja noch zehn Hunde. Und wenn wir bei Kap Fligely vorbeitreiben, so befindet sich westlich von uns Land genug, das wir schwerlich verfehlen können. Verhungern können wir kaum, und wenn das Allerschlimmste eintreten sollte und wir uns dazu entschließen müßten, hier zu überwintern, so werden wir auch damit fertig werden – wenn nur niemand zu Hause auf uns wartete. Das Barometer fällt stetig, sodaß unsere Geduld auf eine lange Probe gestellt werden wird, aber wir werden es aushalten.

Endlich, am Nachmittage des nächsten Tages (21. Mai), waren wir im Stande, uns wieder aufzumachen, obwol das Wetter infolge Schneefalls noch unsichtig war, sodaß wir oft wie Blinde dahinstolperten. Da der Wind stark war und wir ihn gerade im Rücken hatten, das Eis auch ziemlich eben war, so setzte ich schließlich das Segel auf meinen Schlitten, der dann beinahe allein lief, den Schritt der Hunde aber nicht im mindesten veränderte; sie behielten dasselbe langsame Tempo bei wie vorher. Die armen Thiere! Sie wurden müder und müder, und dabei ist die Bahn so schwierig und locker. Wir kreuzten an diesem Tage zahlreiche neu überfrorene Teiche; einige Zeit vorher muß hier eine bemerkenswerthe Menge von offenem Wasser gewesen sein.

Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich für unsern heutigen Tagemarsch 22 Kilometer annehme; wir müßten 83° nördlicher Breite hinter uns haben, aber trotzdem ist noch kein Anzeichen von Land zu sehen. Dies macht einen allmählich etwas gespannt.

Freitag, 24. Mai. $-7,4^{\circ}$ C. Minimum-Temperatur $-11,4^{\circ}$ C. Gestern war der schlechteste Tag, den wir bisjetzt gehabt haben. Die Rinne, die vor uns lag, als wir am Tage vorher halt machen mußten, erwies sich schlimmer als alle frühern. Nach dem Frühstück um 1 Uhr morgens, während Johansen mit dem Flicker des Zeltbes beschäftigt war, trabte ich fort, um eine Übergangsstelle zu suchen, und war drei Stunden unterwegs, ohne eine solche zu finden. Es blieb uns daher nichts übrig, als an der Rinne entlang nach Osten zu gehen; schließlich mußten wir irgendwo hinüberkommen. Allein dies dauerte länger, als wir erwartet hatten. Als wir dahin kamen, wo die Rinne zu endigen schien, waren die Eismassen rund herum nach allen Richtungen geborsten, und die Schollen bewegten sich gegeneinander mit reißender Geschwindigkeit; nirgends war ein sicherer Uebergang zu finden. Einen Augenblick dachte ich, vielleicht hinüberzugelangen; allein wenn ich im nächsten Moment die Schlitten heranbrachte, dann war nur offenes Wasser zu sehen. Jedoch führten wir einige schwierige Manöver von einer Scholle zur andern aus, immer weiter nach Osten, um hinüberzukommen. Das Eis schob sich unter und rund um uns zusammen, und es war oft schwierig, durchzukommen. Häufig glaubten wir, daß wir jetzt darüber hinweg seien, worauf sich dann unsern enttäuschten Blicken wieder noch schlimmere Rinnen und Spalten zeigten. Das konnte einen manchmal zur Verzweiflung treiben.

Es schien gar kein Ende zu nehmen. Wohin man sich wandte, überall gähnten einem Rinnen entgegen. In allen Richtungen sah man am bewölkten Himmel das Wasser sich dunkel und drohend widerspiegeln. Es schien wirklich, als ob das Eis vollständig aufgebrochen wäre. Obwol wir hungrig und todmüde waren, beschlossen wir doch, die Schwierigkeiten, wenn möglich, zu

bewältigen, ehe wir Mittagsrast machten. Aber endlich wurde es nahezu hoffnungslos, worauf wir um 1 Uhr, nach neunstündiger Arbeit, uns zu einer Mahlzeit entschlossen. Es ist merkwürdig, mag die Sachlage so schlimm sein, wie sie will, liegt man erst einmal im Sack und kommt das Essen, dann werden alle Sorgen vergessen, der Mensch wird zum zufriedenen Thier, das sich satt ißt, solange es die Augen offen halten kann, und mit dem Essen im Munde einschläft.

Glücklicher Leichtsin! Um 4 Uhr mußten wir uns aber aufs neue an die alte hoffnungslose Arbeit machen, das Gewirr von Rinnen zu überschreiten. Um das Maß voll zu machen, wurde das Wetter so unsichtig, daß man absolut nicht sehen konnte, ob man gegen einen Eiswall rannte oder in eine Vertiefung stürzte. Ach, wir haben nur zu viel von diesem Wetter! Wie viele Rinnen und Spalten wir überschritten, über wie viele schwierige Rücken wir kletterten und dabei die schweren Schlitten nachschleppten, weiß ich nicht, doch waren es ihrer viele. Sie liefen und wendeten sich nach allen Richtungen, und überall stießen wir auf Wasser und Schlammeis.

Aber alles nimmt ein Ende, auch diese Plage. Nach weiterer zweieinhalbstündiger schwerer Anstrengung hatten wir endlich die letzte Rinne hinter uns gebracht, und eine liebliche Ebene lag vor uns. Insgesamt waren wir jetzt fast zwölf Stunden mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen. Außerdem war ich morgens einer der Rinnen drei Stunden lang gefolgt, sodaß für mich fünfzehn Stunden herauskommen. Wir waren gründlich fertig und gründlich naß. Wie viele mal wir durch die trügerische Schneekruste, die das Wasser zwischen den Eisstücken verbirgt, eingesunken sind, ist nicht zu sagen. Am Morgen war ich nur mit genauer Noth davongekommen.

Vertrauensvoll war ich auf meinen Schneeschuhen über Eis gelaufen, das ich für fest hielt, als plötzlich der Boden unter mir zu versinken begann; glücklicherweise befanden sich einige Eisstücke in der Nähe, auf die ich mich werfen konnte, während das Wasser über den Schnee spülte, auf dem ich eben vorher noch gestanden hatte. Wahrscheinlich hätte ich bei einem andern Ausgang der Sache eine lange Schwimmtour durch das Schlammeis machen müssen, die nichts weniger als angenehm gewesen wäre, zumal ich allein war.

Endlich hatten wir ebenes Eis voraus; aber leider sollte unser Glück nur von kurzer Dauer sein. Aus der dunkeln Wolkenbank am Himmel erkannten wir, daß sich vorn eine neue Rinne befand, und um 8 Uhr abends hatten wir sie auch erreicht. Die Richtung der Rinne, die nicht kurz war, zu verfolgen und einen Uebergang zu suchen, dazu war ich zu müde, um so mehr, als hinter dieser noch eine weitere Rinne sichtbar war. Da es auch des dicht fallenden Schnees wegen unmöglich war, das Eis rund um uns zu sehen, so handelte es sich nur darum, einen Lagerplatz zu finden. Das war jedoch leichter gesagt als gethan. Es wehte ein starker Nordwind, vor welchem auf dem soeben von uns passirten flachen Eise kein Schutz zu finden war. Jede Unebenheit, jeder Hügel war von uns, während wir im Schneesturm vorübergekommen waren, untersucht worden, doch waren alle zu klein, sodaß wir uns schließlich mit einem zusammengeschobenen niedrigen Hügel begnügen mußten, an dessen Leeseite wir eben Platz fanden. Aber dort lag zu wenig Schnee, sodaß es uns erst nach beträchtlicher Mühe gelang, das Zelt aufzurichten. Endlich sang im Innern traulich der »Primus«, das Fiskegratin duftete köstlich, im Schlafsack lagen zwei glückliche Menschen behaglich versteckt, freuten sich ihres Daseins und waren zufrieden, wenn auch nicht darüber, thatsächlich einen guten Tagemarsch gemacht, so doch in dem Bewußtsein, eine Schwierigkeit bewältigt zu haben.

Während des Frühstücks ging ich hinaus und nahm eine Mittagshöhe, die uns zu unserer Freude auf 82° 52' nördlicher Breite versetzte.

Sonntag, 26. Mai. Wenn das Eis so uneben ist wie hier, macht es unglaubliche Schwierigkeiten beim Marschieren. Der Schnee liegt lose, und wenn man die Schneeschuhe nur einen Augenblick abnimmt, sinkt man gleich bis über die Knie ein. Dazu kommt noch, daß man bei solch

unsichtigem Wetter, wie es gestern war, leicht in die größten Spalten oder Schneewehen hineinrennt, ohne sie zu sehen, weil unter der neuen Schneedecke alles gleichmäßig weiß ist und das Licht von allen Seiten kommt, sodaß es keinen Schatten wirft. Dann stürzt man mit aller Wucht hinein und kann sich nur mit Mühe wieder aufrichten und auf die Schneeschuhe gelangen. Das wiederholt sich fortwährend, und je länger es dauert, um so schlimmer wird es. Schließlich schwankt man vor Ermüdung auf den Schneeschuhen weiter, buchstäblich als ob man betrunken wäre. Diese Marschweise ist besonders den Knöcheln nachtheilig wegen der beständigen Unstetigkeit und des Schwankens der Schneeschuhe; meine Knöchel waren manchen Tag stark geschwollen. Auch die Hunde sind erschöpft, was noch schlimmer ist. Aber wir gewinnen an Terrain, und das ist die Hauptsache, mögen die Schienbeine noch so sehr zerschunden werden und schmerzen.

Ich habe heute die gestrigen Beobachtungen ausgerechnet und finde zu unserer Freude, daß die Länge $61^{\circ} 27'$ Ost (die Breite war $82^{\circ} 52'$) beträgt. Wir sind also nicht westwärts getrieben, sondern unserm Kurse entsprechend ungefähr nach Süden gekommen. Meine beständige Furcht, beim Lande vorbeizutreiben, ist also unbegründet, und wir müßten darauf rechnen können, es ehestens zu erreichen. Vielleicht sind wir östlicher, als ich annehme, schwerlich aber westlicher. Wenn wir uns also jetzt eine Zeit lang gerade nach Süden und dann nach Südwesten halten, so müssen wir Land treffen, und zwar ganz gewiß innerhalb nicht vieler Tage. Meiner Rechnung nach haben wir gestern 22 Kilometer südwärts gemacht und müßten jetzt auf $82^{\circ} 40'$ nördlicher Breite stehen; noch ein paar Tagemärsche, dann wird unsere Breite sehr angenehm sein.

Das Eis, das wir vor uns haben, scheint passirbar zu sein; aber nach dem Aussehen des Himmels haben wir etwas weiter eine Anzahl Rinnen zu erwarten, und nur ein sehr verwickelter Weg wird uns darüber hinwegbringen. Ich würde die Kajaks nur höchst ungern ausbessern, gerade jetzt, ehe wir Land und festes Landeis erreicht haben; sie bedürfen einer gründlichen Reparatur, sowol das Gerippe als auch der Ueberzug. Ich will jetzt nur weiter kommen, solange wir noch einige Hunde haben und sie ausnutzen können.

Heute ist ein gemüthlicher Sonntagmorgen im Zelte; die Beobachtungen haben mich in frohe Stimmung versetzt, das Leben scheint hell vor uns zu liegen. Bald müssen wir in der Lage sein, mit ordentlicher Geschwindigkeit über offenes Wasser zu fahren. O, welches Vergnügen wird es sein, wieder Kajakruder und Flinte zu handhaben anstatt dieser unaufhörlichen Mühsal mit den Schlitten! Und dann das ewige Anschreien der Hunde, daß sie anziehen sollen – es zerreißt und zersprengt einem die Ohren und jeden Nerv im Leibe.

Montag, 27. Mai. Seit gestern Morgen haben wir beständig den Widerschein von Wasser am Himmel gesehen; es ist derselbe Reflex, den wir am Tage vorher beobachtet haben, und ich richte unsern Kurs daher nach der Stelle, wo, nach dem Himmel zu urtheilen, die größte Ansammlung von Eis und infolge dessen der Uebergang am leichtesten sein muß. Im Laufe des Nachmittags trafen wir eine Rinne nach der andern, genau wie der Wasserhimmel es angedeutet hatte, aber gegen Abend prophezeite uns der dunkle Himmel offenes Wasser von noch schlimmerer Art vor uns. Der Widerschein war sowol im Westen wie im Osten besonders dunkel und drohend. Gegen 7 Uhr sah ich eine breite Rinne vor uns, die sich, soweit das Auge von dem höchsten Hügel aus reichte, nach Westen und nach Osten ausdehnte. Sie war breit und anscheinend noch weniger passirbar als alle früheren. Da die Hunde müde waren, wir schon einen guten Tagemarsch hinter uns und nahe zur Hand einen vorzüglichen Lagerplatz gefunden hatten, so beschlossen wir, das Zelt aufzurichten. Sehr befriedigt und sicher, daß wir jetzt auf $82\frac{1}{2}^{\circ}$ Breite seien und Land unvermeidlich nahe sein müsse, verschwanden wir in unsern Schlafsack.

Während des Frühstücks ging ich heute Morgen hinaus und nahm eine Meridianhöhe; sie bewies, daß wir uns nicht getäuscht haben. Wir stehen auf $82^{\circ} 30'$ nördlicher Breite, vielleicht noch eine oder zwei Minuten weiter südlich. Aber es wird immer merkwürdiger, daß wir keine Anzeichen von Land sehen. Ich kann mir das auf keine andere Weise erklären, als daß wir uns einige Grade weiter nach Osten befinden, als wir annehmen.²⁴ Daß wir so weit westlich sein sollten, als nöthig ist, um Petermann-Land und König-Oskar-Land deutlich zu sehen, ohne in der That auch nur etwas davon zu bemerken, halte ich für eine Unmöglichkeit. Ich habe unsere frühern Beobachtungen nochmals durchgesehen, unser Besteck von neuem durchgerechnet, die Geschwindigkeit und Richtung des Windes, sowie alle Möglichkeiten der Drift während der Tage berücksichtigt, die seit unserer letzten sichern Beobachtung zur Längenbestimmung (8. April) bis auf den Augenblick vergangen sind, als wir uns nach dem Besteck auf 86° Ost (13. April) zu befinden glaubten; aber daß ein großer Fehler darin sei, ist undenkbar. Das Eis kann besonders während dieser Tage keine solch erhebliche Drift gehabt haben, angesichts der Thatsache, daß unser Besteck in andern Beziehungen so gut mit den Beobachtungen stimmt.

Gestern Abend wurde »Kvik« getödtet. Das arme Thier! Es war schon vollständig ausgemergelt und konnte nur noch wenig oder gar nicht mehr ziehen. Es that mir leid, mich von ihr zu trennen; aber was sollte man mit ihr machen? Wenn wir frisches Fleisch bekommen hätten, würde es lange Zeit gedauert haben, um das Thier wieder herauszufüttern, und selbst dann würden wir keine Verwendung für sie gehabt haben, sondern hätten sie doch tödten müssen. Aber ein schönes großes Thier war »Kvik« doch; sie versorgte unsere übrigen acht Hunde gut drei Tage mit Futter.

Ich befinde mich im Zustande fortwährender Verwunderung über das Eis, auf welchem wir jetzt vorwärts dringen. Es ist flach und gut, mit nur kleinen Stücken aufgebrochener Schollen darauf und hier und da einem Hügel oder einem kleinen Rücken; allein es ist alles Eis, das noch nicht winteralt sein kann, sich also jedenfalls seit dem letzten Sommer gebildet hat. Es ist eine große Seltenheit, wenn man eine kleine Fläche altern Eises oder auch nur eine alte Scholle, die den Sommer durch gelegen hat, antrifft, eine solche Seltenheit, daß es auf unserm letzten Lagerplatze unmöglich war, Eis zu finden, das der Sommersonne ausgesetzt gewesen und genügend salzfrei gefroren war. Wir waren daher gezwungen, uns mit Schnee zu begnügen, um uns Trinkwasser zu verschaffen.²⁵

Sicher ist, daß dort, woher diese großen Flächen flachen Eises kommen, im letzten Sommer oder Herbst offenes Wasser, und zwar von nicht geringer Ausdehnung, gewesen ist, da wir gestern den ganzen Tag, sowie den größern Theil des vorhergehenden Tages über viele Meilen von diesem zusammenhängenden Eise gekommen sind und vorher zwischen älterm, sommeraltem Eise eine beträchtliche Zahl von solchen Strecken getroffen hatten. Es liegt wenig Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß das Eis sich hier in der Nähe gebildet haben sollte; viel wahrscheinlicher ist, daß es von weiter im Osten oder Südosten gekommen ist und sich auf offenem Wasser an der Ostseite von Wilczek-Land gebildet hat. Ich glaube infolge dessen, worauf ich hinweisen muß, *daß im Sommer oder Herbst längs der Ost- und Nordostküste von Wilczek-Land nicht wenig offenes Wasser sein muß.*²⁶

Nun begann eine Zeit, in welcher die Rinnen noch schlechter als vorher wurden, und die Qual wurde ernster, denn kreuz und quer liefen die Rinnen und Spalten durcheinander. Das Eis war zuweilen uneben, auch ging es sich schlüpfrig und schwerfällig zwischen den Unebenheiten.

Wenn man das Eis aus der Vogelschau betrachten könnte, so würde es ein wirkliches Netzwerk von unregelmäßigen Maschen bilden. Wehe dem, der sich in dieses Netz verwickeln läßt!

Mittwoch, 29. Mai. Gestern führte ich eine große Veränderung ein, indem ich Komager (Lappenschuhe) zu tragen begann. Es war ein angenehmer Uebergang. Dabei bleiben einem die Füße hübsch trocken, und man erspart sich außerdem die Mühe, abends und morgens auf die Finnschuhe²⁷ zu achten, die bei dieser milden Temperatur eine solche Dichtigkeit anzunehmen begonnen haben, wie sie unser einheimisches »Lefse« (eine Art zähen Fladenkuchens aus Roggenmehl) besitzt. Nun braucht man auch nicht mehr mit nassen Lappen auf der Brust und den Beinen zu schlafen, um sie zu trocknen.

An diesem Tage sahen wir unsern ersten Vogel, einen Eissturmvogel (*Procellaria glacialis*).

Donnerstag, 30. Mai. Gestern Morgen um 5 Uhr setzten wir im freudigen Glauben, daß wir jetzt endlich das ganze Netzwerk von Rinnen hinter uns hätten, den Marsch fort. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als der Widerschein neuer Rinnen vor uns auftauchte. Ich kletterte so rasch wie möglich auf einen Hügel hinauf; allein der Anblick, der sich meinen Augen bot, war alles andere als belebend: Rinne hinter Rinne, kreuz und quer, nicht nur vor uns, sondern auch auf beiden Seiten, soweit das Auge reichte. Es sah aus, als ob es ganz einerlei sei, welche Richtung wir einschlagen würden, es würde alles nichts nützen, um aus dem Gewirr herauszukommen. Ich lief weit voraus, um zu sehen, ob nicht auf irgendeine Weise durchzuschlüpfen und auf die später folgenden flachen Stellen zu gelangen sei, wie wir es früher gemacht hatten. Allein das ganze Eis schien aufgebrochen zu sein und blieb aller Wahrscheinlichkeit nach so bis zum Lande. Wir hatten jetzt nicht mehr mit dem zusammenhängenden, massiven Polareis zu thun, sondern mit dünnem, zertrümmertem Packeis, das der Willkür des Windes aus allen Himmelsrichtungen preisgegeben war, und mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, so gut wie möglich von einer Scholle zur andern zu klettern. Was würde ich in diesem Augenblicke nicht darum gegeben haben, wenn es März gewesen wäre mit all seiner Kälte und all seinen Leiden, statt Ende Mai mit seinen Wärmegraden. Es war gerade das Ende des Mai, das ich schon immer gefürchtet hatte, die Zeit, in der es für uns von der allergrößten Wichtigkeit war, Land erreicht zu haben.

Leider sollten sich meine Befürchtungen als nicht unbegründet erweisen. Ich hätte fast wünschen mögen, daß es um einen Monat oder mehr später wäre. Das Eis würde sich dann vielleicht lockern, sodaß mehr offene Teiche und Rinnen entstehen würden und man im Kajak einigermaßen vorwärts kommen könnte. Ja, wer konnte dies wissen? Dieses dünne, zerbrechliche junge Eis schien von allem etwas zu sein, und dabei war nach jeder Richtung hin Reflex von Wasser am Himmel, meist aber weit, weit vor uns. Wenn wir nur dort, nur in Landnähe wären! Wenn das Schlimmste kommen sollte, würden wir vielleicht schließlich zu warten gezwungen sein, bis mildes Wetter eintritt und das Eis im Ernste aufbricht. In diesem tiefen Schnee würden wir wol auf keine Weise weiter kommen, wenn wir bis dahin nicht Land erreicht hätten. Haben wir aber Proviant genug, um diese Zeit abwarten zu können? Das war in der That mehr als zweifelhaft.

Während ich, in diese trüben Betrachtungen versunken, auf dem hohen Hügel stand und südwärts über das Eis sah, wo ich nichts als Rücken hinter Rücken und Rinne hinter Rinne vor mir erblickte, vernahm ich plötzlich den wohlbekanntem Ton eines schnaufenden Wals aus einer Oeffnung dicht hinter mir. Das war die Antwort auf meine Besorgnisse. Verhungern würden wir nicht; es gibt hier Thiere, und wir haben, Gott sei Dank, Büchsen und Harpunen, und zu gebrauchen wissen wir sie auch. Es war eine ganze Heerde von Narwalen, die dort in der Oeffnung Athem holten und unaufhörlich schnauften. Da das hohe Eis sie zum größten Theile meinen Blicken verbarg, konnte ich nur hin und wieder ihre grauen Rücken sehen, wenn sie sich über die dunkle Oberfläche des Wassers erhoben. Ich stand lange Zeit und schaute ihnen zu; hätte ich meine Büchse und eine Harpune gehabt, so würde es mir leicht gewesen sein, einen Wal zu

bekommen. Ja, ja; im Grunde waren die Aussichten augenblicklich nicht so schlecht. Indeß hatten wir jetzt nicht die Rinnen zu betrachten, sondern unsern Kurs über dieselben nach Südwest oder Südwest zu Süd fortzusetzen, und vorzudringen, so gut wir konnten. Und mit diesem Entschlusse kehrte ich zu den Schlitten zurück. Keiner von uns beiden glaubte jedoch daran, daß wir viel weiter kommen würden; um so freudiger wurden wir daher gestimmt, als unser Weitermarsch sich trotz der Erschöpfung der Hunde allmählich leichter gestaltete.

Während wir im Laufe des Morgens einen Weg zwischen ein paar Rinnen verfolgten, sah ich plötzlich einen schwarzen Gegenstand durch die Luft flattern; es war eine Grilllumme, die uns mehreremal umkreiste. Nicht lange nachher hörte ich ein seltsames Geräusch in südwestlicher Richtung, als ob auf einem Horn geblasen würde; ich vernahm es verschiedenemal; und auch Johansen hörte es, doch konnte ich nicht herausbekommen, was es war. Jedenfalls muß es ein Thier sein, da menschliche Wesen wahrscheinlich kaum in der Nähe sein werden.²⁸ Eine kleine Weile darauf segelte ein Eissturmvogel auf uns zu und flog gerade über unsern Köpfen immer um uns herum. Ich holte mein Gewehr hervor; allein noch ehe ich eine Patrone hineingeschoben hatte, war der Vogel schon wieder fort. Es beginnt hier lebhaft zu werden, und es ist tröstlich für uns, so viel Leben zu sehen; man erhält das Gefühl, daß man sich Land und freundlichem Regionen nähert. Später sah ich einen Seehund auf dem Eise; es war eine kleine Kragenrobbe (*Phoca foetida*), die zu erlegen mir eine Genugthuung gewesen wäre. Aber bevor es mir ganz klar geworden war, was für ein Thier ich vor mir hatte, war es schon wieder im Wasser verschwunden.

Um 10 Uhr nahmen wir unser Mittagmahl ein, das wir, um Zeit zu sparen, fortan nicht mehr im Sacke verzehren werden. Wir haben auch der Hunde wegen beschlossen, unsere Märsche auf ungefähr acht Stunden täglich abzukürzen. Nach dem Essen brachen wir um 11 Uhr wieder auf; um 3 Uhr machten wir halt und schlugen das Lager auf. Meines Erachtens mußten wir gestern 11 Kilometer oder in den beiden letzten Tagen 19–22 Kilometer gemacht haben; die Richtung war ungefähr Südwest. Das geht allerdings langsam.

Vor uns haben wir am Horizont einen Wasserhimmel, der so scharf abgegrenzt ist und so unbeweglich bleibt, daß er sich entweder über offenem Wasser oder über dunkelm Land befindet; unser Kurs führt gerade darauf zu. Er ist noch ein ziemliches Stück entfernt, und das Wasser, über welchem der Reflex ist, ist schwerlich von geringer Ausdehnung; ich kann daher nicht anders glauben, als daß dasselbe sich in der Nähe von Land befinden muß. Möge es so sein! Aber nach dem Reflex zu urtheilen, scheinen noch viele Rinnen zwischen uns zu liegen.

Das Eis ist jetzt immer dasselbe und stammt kaum aus dem vorigen Winter, da es unmöglich ist, hier zum Kochen geeignete Stücke zu finden. Mir kommt es vor, als wäre es hier wenn möglich noch dünner und nur von einer Dicke von 0,6 bis 1 Meter. Ich bin immer noch in Verlegenheit, wie dies zu erklären ist.



Aquarellskizze von Fridtjof Nansen.

Bei Sonnenuntergang.

F. A. Brockhaus Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig. (22. Sept. 1893.)

Freitag, 31. Mai. Der heutige Tag ist wieder schön, der letzte Tag im Mai. Auch dieser Monat ist hingegangen, ohne daß wir Land erreicht, ja ohne daß wir es nur gesehen haben. Sicherlich wird der Juni nicht in derselben Weise hingehen – es ist unmöglich, daß wir jetzt noch weit zu gehen haben. Meiner Meinung nach deutet alles darauf hin. Das Eis wird dünner und dünner, wir sehen mehr und mehr Leben um uns herum, und vor uns ist immer derselbe Reflex von Wasser oder Land, welches von beiden es auch sein möge. Gestern sah ich zwei Kragenrobben in zwei kleinen Rinnen; abends flog ein Vogel, vermuthlich ein Eissturmvogel, über eine Rinne, und gestern Mittag fanden wir die frischen Fährten eines Bären mit zwei Jungen, die den Rand einer Rinne verfolgt hatten. In solcher Umgebung muß doch Aussicht auf frisches Fleisch sein, obwol merkwürdigerweise keiner von uns ein besonderes Verlangen danach trägt; wir sind ganz zufrieden mit der Nahrung, die wir haben; für die Hunde würde es aber von großer Wichtigkeit sein. Gestern Abend mußten wir wieder einen tödten, und zwar kam diesmal »Pan«, unser bester Hund, daran. Es war kein anderer Rath zu schaffen; er war ganz erschöpft und konnte nicht mehr. Die sieben Hunde, die wir jetzt noch haben, können drei Tage mit dem Fleische gefüttert werden, das uns »Pan« geliefert hat.

Es war ganz unerwartet, daß das Eis hier so stark zerstückelt ist; es wäre richtiges Packeis, wenn nicht einige große Schollen und flache Stellen dazwischen wären. Hätte dieses Eis Platz, sich zu lockern, so würde es leicht genug sein, zwischen den Schollen zu rudern. Manchmal sank mir gestern der Muth, wenn wir durch Rinnen aufgehalten wurden und ich einen hohen Hügel erklommen hatte und nach vorn sah. Ich glaubte, wir müßten die Hoffnung, weiter zu kommen, aufgeben, weil der Blick auf einem wahren Chaos von Blöcken und Schneeschlamm ruhte, das im offenen Wasser durcheinandertrieb. In solchem Wasser von einer Scholle zur andern springen, mit Hunden und zwei schweren Schlitten hinter sich, ist nicht gerade leicht; aber nach vielen Versuchen gelang es uns schließlich doch, auch diesmal hinüberzukommen und, nachdem wir

eine Weile über Eisblöcke gegangen waren, wieder flaches Eis zu erreichen. Dies wiederholte sich immer wieder; immer neue Rinnen traten auf.

Das Eis, auf welchem wir jetzt weiter ziehen, ist fast gänzlich neues Eis mit einigen ältern Schollen dazwischen. Es wird beständig dünner und ist hier nicht dicker als ein Meter, während die Schollen so flach bleiben, wie sie seinerzeit gefroren sind. Gestern Abend kamen wir jedoch auf eine Strecke altes Eis, wo wir noch jetzt liegen; wie weit sich dasselbe aber ausdehnt, ist schwer zu sagen. Wir schlugen gestern um 6½ Uhr das Lager auf und fanden wieder Süßwassereis für den Kochapparat, was für den Koch entschieden eine angenehme Veränderung war. Seit dem 25. Mai haben wir keins gehabt.²⁹ Allerdings setzte heute Abend ein unangenehmer Wind aus rechtweisend Süden ein, sodaß es ein schweres Stück Arbeit sein wird, gegen denselben anzukommen. Wir haben hier höllisch viel schlechtes Wetter; fast jeden Tag ist es bewölkt und haben wir Wind, obendrein südlichen Wind, der uns gerade jetzt am wenigsten erwünscht ist. Aber was sollen wir machen? Um uns hier niederzulassen, haben wir kaum Proviant genug; es bleibt also, meine ich, nichts übrig, als uns weiter zu quälen.

Nahm heute eine Mittagshöhe; wir mußten auf 82° 21' nördlicher Breite sein, und noch immer ist kein Schimmer von Land zu sehen; es wird mir mehr und mehr ein Räthsel. Was würde ich nicht darum geben, könnte ich jetzt den Fuß auf festes Land setzen. – aber immer heißt es: Geduld, Geduld!

Ohne es zu wissen, befanden wir uns auf derselben Breite wie die »Fram« und ungefähr 210 Kilometer von ihr entfernt. Thatsächlich befanden wir uns damals ungefähr 6½° weiter östlich, als wir glaubten. Ich hatte auch schon am 14. April (vgl. meine Aufzeichnungen für diesen Tag, S. 66) vorausgesetzt, daß die Länge, die ich damals annahm, 86° Ost, westlicher sei, als sie in Wirklichkeit war. Um Wasser im Kochapparat zu bekommen, ist es besser, Eis als Schnee zu schmelzen, besonders wenn das erstere nicht alt und körnig ist. Frisch gefallener Schnee gibt wenig Wasser und verbraucht erheblich mehr Wärme zum Schmelzen. Der über der Oberfläche des Meeres befindliche Theil des Seewassereises, namentlich hervorstehende Stücke, der während des Sommers den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen ist, wird von dem größern Theile seines Salzgehaltes befreit, indem die Salzlake nach und nach durch die Poren des Eises versickert; solches Eis liefert daher ausgezeichnetes Trinkwasser. Einige Expeditionen sind in dem Aberglauben befangen gewesen, daß Trinkwasser, in welchem sich die geringste Menge Salz befindet, schädlich sei. Das ist ein Irrthum, welcher beispielsweise den Mitgliedern der »Jeannette«-Expedition viel unnöthige Mühe gekostet hat, da sie es für dringend nothwendig gehalten haben, das Wasser zu destilliren, ehe sie es trinken zu können glaubten, ohne Gefahr zu laufen, den Skorbut zu bekommen. Wie aus unsern spätern Entdeckungen zu ersehen sein wird, können meine hier ausgesprochenen Annahmen nicht ganz richtig sein. Wir befanden uns damals in Wirklichkeit im Norden oder Nordosten von Wilczek-Land, das nur eine kleine Insel zu sein scheint. Jedoch muß dort, wo dieses Eis sich gebildet hat, im vorigen Herbste ausgedehntes offenes Wasser gewesen sein; das ist aber leicht begreiflich, wenn man später erfährt, wie viel offenes Wasser wir an der Nordwestküste von Franz-Joseph-Land selbst im Winter gesehen haben. Während die Finnenschuhe aus Renthierfell mit dem Haar gemacht sind, bestehen die Komager aus halbgarem Leder ohne Haar, meist Rindsleder oder vom bärtigen Seehund (Phoca barbata) mit einem Schaft aus Renthierfell. Sie sind derb und wasserdicht. (Siehe die Beschreibung der Ausrüstung). Das Geräusch rührte unzweifelhaft von Seehunden her, die oft einen Ton ausstoßen, der wie ein langgezogenes »Ho« klingt. Von ungefähr 82° 52' südwärts bis 82° 19' nördlicher Breite waren wir über junges Eis dieser Art gekommen, woraus ich schließe, daß auf dieser Entfernung von gut 33 Breitenminuten (61 Kilometer) offenes Wasser gewesen

sein muß. Wir fanden auch weiter südlich auf einer langen Strecke dieses Eis, sodaß das offene Meer noch beträchtlich größer gewesen sein muß.

Fünftes Kapitel

Rinnen und Geduld

Sonnabend, 1. Juni. Nun haben wir also Juni. Was wird er uns bringen? Wird auch dieser Monat uns das Land nicht bringen, nach dem wir uns sehnen? Wir müssen es hoffen und glauben, wenn die Zeit sich auch in die Länge zieht. Das Glück ist ein wunderliches Ding. Gestern Morgen erwartete ich von diesem Tage sowenig wie möglich; das Wetter war unsichtig von Schneetreiben, und wir hatten starken Gegenwind. Es wurde auch nicht besser, als wir gleich nach dem Aufbruch an eine Rinne kamen, die fast unpassirbar zu sein schien; alles war dunkel und düster. Und doch machte der Tag sich besser, als wir erwartet hatten. Mittels eines Umweges nach rechtweisend Nordosten fanden wir einen Uebergang über die Rinne, worauf wir auf lange schöne Ebenen kamen, auf denen wir bis Mittag weiter zogen. Von 5 Uhr nachmittags an hatten wir weitere anderthalb Stunden gutes Eis; aber dann war es zu Ende, da nach allen Richtungen Rinnen liefen, die uns jedes weitere Vordringen abschnitten. Obwol ich mehr als anderthalb Stunden nach einem Uebergang suchte, fand ich keinen. So blieb uns nichts weiter übrig, als zu lagern und vom morgigen Tag zu hoffen, daß er besser werde. Nun ist der Morgen da, aber ob die Besserung ebenfalls gekommen ist und die Rinne sich mehr geschlossen hat, weiß ich noch nicht. Es war gestern Abend 9 Uhr, als wir das Zelt aufschlugen. Wie gewöhnlich klärte es sich, nachdem es den ganzen Tag furchtbar geschneit hatte, plötzlich auf, sobald wir mit dem Aufrichten des Zeltes begonnen hatten. Auch der Wind legte sich, und das Wetter wurde wunderschön, mit blauem Himmel und leichten weißen Wolken, sodaß man sich beinahe weit fort in den Sommer der Heimat versetzt träumen konnte. Der Horizont im Westen und Südwesten war klar genug, doch war nichts weiter zu sehen als derselbe Wasserhimmel, auf den wir schon länger losgesteuert sind und der jetzt glücklicherweise sichtlich höher ist, sodaß wir uns ihm also nähern. Wenn wir ihn nur erst erreicht hätten! Da vorn muß eine Veränderung zu finden sein, das bezweifle ich nicht. Wie sehne ich mich nach dieser Veränderung!

Wunderbar, dieser Unterschied! Wenn wir nur Land erreichen, bevor unser Proviant zu Ende ist, würden wir uns für gut geborgen halten, auf demselben Lande, wo Payer seiner Ansicht nach der Hungertod sicher bevorstand, wenn er dort hätte bleiben sollen und den »Tegetthofs« nicht wieder gefunden hätte. Er war aber auch nicht 2½ Monate auf dem Treibeise zwischen 83° und 86° herumgestreift, ohne ein lebendes Wesen zu sehen.

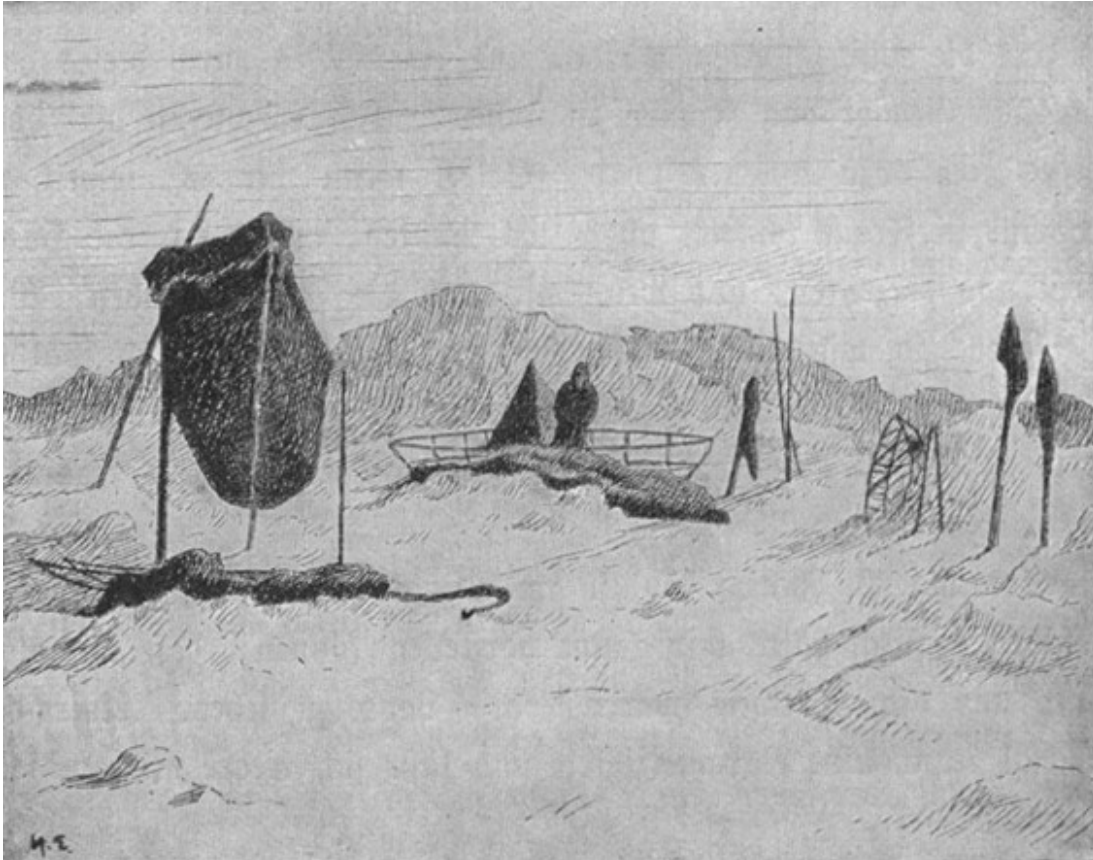
Gestern Morgen, als wir gerade das Lager abbrechen wollten, hörten wir plötzlich den zornigen Schrei der Elfenbeinmöve; hoch oben in der Luft segelten schön und weiß zwei von ihnen gerade über unsern Köpfen hin. Ich wollte sie schießen, aber es schien mir doch nicht der Mühe werth zu

sein, an einen solchen Vogel eine Patrone zu wenden; gleich darauf waren sie verschwunden. Eine kleine Weile später hörten wir sie wieder. Als wir heute im Schlafsack lagen und auf das Frühstück warteten, vernahmen wir plötzlich einen heisern Schrei über dem Zelte, ähnlich dem Krächzen einer Krähe; meiner Meinung nach muß das eine Möve, vielleicht die Silbermöve (*Larus argentatus*), gewesen sein.

Ist es nicht seltsam? Die ganze Nacht hindurch, so oft ich aufwachte, schien die Sonne lächelnd durch die seidene Zeltwände zu uns herein, und es war so warm und hell, daß ich vom Sommer, fern von Rinnen und Quälerei und endloser Mühsal, träumte. Ach, wie schön erscheint in solchen Augenblicken das Leben, wie licht die Zukunft! Aber sobald ich um 9½ Uhr aufstand, um zu kochen, verhüllte die Sonne ihr Antlitz, und der Schnee begann wieder herabzurieseln. Das wiederholt sich jetzt fast jeden Tag. Rührt es davon her, daß die Sonne uns veranlassen will, hier zu bleiben und auf den Sommer, die Lockerung des Eises und offenes Wasser zu warten, das uns die Mühe sparen würde, uns einen Weg durch dieses hoffnungslose Gewirr von Rinnen zu suchen? Ich fürchte in der That, daß es noch dazu kommen wird. Selbst wenn wir es, soweit der Proviant in Frage kommt, aushalten könnten, indem wir die Hunde tödten und verzehren, und wenn wir auch die Aussicht haben, Wild zu erlegen, so würde unsere Ankunft auf Spitzbergen doch spät erfolgen und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß wir den Winter dort zubringen müßten, während sie zu Hause noch ein weiteres Jahr auf uns warten müßten.

Sonntag, 2. Juni. So ist am Pfingstsonntag dieses Buch voll geworden.³⁰ Ich hätte mir kaum vorstellen können, daß wir noch immer auf dem Treibeis wären, ohne Land zu sehen. Aber das Schicksal kennt keine Barmherzigkeit und läßt sich weder mildern noch ändern.

Die Rinne, welche uns gestern aufhielt, hat sich nicht geschlossen, sondern sich noch weiter geöffnet, sodaß westlich von uns ein großer See entstanden ist und wir inmitten desselben auf einer Scholle leben, ohne irgendwo einen Weg nach dem andern Ufer zu haben. Endlich ist also eingetreten, was wir so oft befürchtet haben: wir müssen ans Werk gehen und unsere Kajaks seetüchtig machen. Vor allen Dingen verlegten wir unser Zelt nach einer geschützten Ecke des Hügels, unter dem wir beigedreht liegen, sodaß der Wind uns nicht zu fassen vermag und wir uns einbilden können, es sei draußen ganz still, anstatt der regelrechten »Mühlenbrise«, die aus rechtweisend Südwesten bläst. Die Bekleidung meines Kajaks abzureißen und zum Flickens ins Zelt zu bringen, war das Werk sehr kurzer Zeit; dann verbrachten wir einen gemächlichen, ruhigen Pfingstabend im Zelt. Bald war der Kochapparat im Gange, und wir nahmen unser Mittagmahl, dampfend heißes Labskaus, ein; ich glaube aber kaum, daß einer von uns bedauerte, nicht unterwegs zu sein; es ist unleugbar gut, zuweilen einmal halt zu machen. Die Bekleidung des Bootes war bald geflickt und wieder seetüchtig; dann mußte ich hinaus und die Befestigungsschnüre am Gerippe meines Kajaks fester anziehen, da die meisten derselben sich gelöst hatten und aufs neue gebunden werden mußten. Das ist kein ganz unbedeutendes Stück Arbeit, denn es sind mindestens vierzig Befestigungen. Außerdem sind ein paar Rippen zersplittert, sodaß man das Gestell besser vorher repariert. Johansen nahm die Bekleidung von seinem Kajak gleichfalls herunter; sie soll heute ausgebessert werden.



Ausbesserung der Kajaks und Trocknung des Schlafsacks.

Wenn beide Gestelle wieder in Ordnung gebracht und die Bekleidungen übergezogen sind, werden wir aufs neue bereit sein, aufzubrechen und allen Hindernissen entgegenzutreten, seien es Rinnen, Teiche oder das offene Meer.

Wir werden uns wirklich mit dem Gefühl der Sicherheit aufmachen; die fortwährende Besorgniß, unpassirbare Rinnen anzutreffen, wird ein Ende haben. Ich vermag mir nicht vorzustellen, daß uns dann irgendetwas hindern könnte, bald Land zu erreichen, und es kann jetzt kaum lange mehr dauern, bis wir Rinnen und offenes Wasser treffen, wo wir rudern können. Es ist jedoch ein Unangenehmes dabei, das sind die noch übrigen Hunde, da wir uns von ihnen trennen müssen. Gestern Abend wurden die Rationen für die Hunde eingetheilt, außerdem haben wir von »Pan« noch abends etwas für sie zu fressen; indeß muß nun auch »Klapperslangen« dran glauben. Dann würden wir nur noch sechs Hunde haben, die wir, wie ich meine, noch vier Tage behalten könnten, sodaß wir mit ihnen noch eine tüchtige Strecke weiter zu kommen im Stande wären.

Pfingsten – es liegt etwas so Liebliches, Sommerliches in dem Worte! Es ist hart, wenn man daran denkt, wie schön es jetzt die zu Hause haben, und daß wir noch immer hier in Schnee und Wind und Eis liegen müssen. Wie man sich dorthin sehnt! Aber was nutzt es? Klein-Liv wird heute zu Mittag zu ihrer Großmama gehen; vielleicht ziehen sie ihr gerade in diesem Augenblick das neue Kleid an. Nun ja; die Zeit wird kommen, daß ich dabei sein kann, aber wann? Schnell wieder an die Arbeit bei den Bootsbefestigungen, dann wird alles wieder in Ordnung sein! –

Während der folgenden Tage arbeiteten wir mit großem Eifer, um unsere Kajaks bereit zu machen; wir nahmen uns nicht einmal Zeit zum Essen. Zuweilen vergingen zwölf Stunden zwischen den einzelnen Mahlzeiten, und unser Arbeitstag dauerte oft vierundzwanzig Stunden. Aber trotzdem währte es einige Zeit, die Kajaks wieder ganz seetüchtig zu machen. Das

Schlimmste dabei war, daß wir sehr vorsichtig mit unserm Material umgehen mußten, da die Gelegenheit, sich neues zu verschaffen, nicht gerade reichlich vorhanden war. Wenn z.B. eine Rippe losgegangen war und wieder befestigt werden mußte, so konnte man nicht einfach die alte Befestigung herunterreißen, sondern mußte sie sorgfältig abnehmen, um sie nicht zu ruiniren. Wenn viele Dutzende solcher Stellen neu befestigt werden müssen, so nimmt dies Zeit in Anspruch. Dann waren auch, namentlich in Johansen's Kajak, mehrere Bambusrippen, die sich an der Seite des Gerippes entlang befinden, zersplittert, sodaß sie ganz oder theilweise herausgenommen und durch andere ersetzt oder durch besondere Befestigungen oder Seitenschienen verstärkt werden mußten. Als die Bekleidung an zahlreichen Stellen geflickt war und die Gerippe nach mehrtägiger Arbeit wieder in Ordnung gebracht waren, wurde die erstere übergezogen und sorgfältig straff gespannt: Alles das mußte natürlich mit großer Sorgfalt gethan werden und war keine rasche Arbeit. Wir hatten dann aber auch die Genugthuung, zu wissen, daß die Kajaks völlig seetüchtig und im Nothfalle im Stande waren, auf der Ueberfahrt nach Spitzbergen einen Sturm auszuhalten.

Mittlerweile verging die Zeit, unsere kostbare Zeit. Indeß hofften wir, daß unsere Kajaks uns wichtige Dienste leisten und wir mit ihnen um vieles schneller vorwärts kommen würden.

Dienstag, 4. Juni. Mir scheint, daß es nicht lange dauern kann, bis wir an offenes Wasser oder lockeres Eis kommen werden. Das Eis ist hier herum so dünn und zerstückelt, und das Wetter so sommerlich. Gestern waren es $-1,5^{\circ}$ C., und der Schnee, der gefallen war, war ziemlich mit Regen untermischt; er schmolz auf dem Zelt, und es hielt schwer, die Gegenstände im Innern trocken zu halten; die Wände tropften, wenn man ihnen nur nahe kam. Den ganzen Tag hatten wir abscheuliches Wetter mit Schneefall. Wir sind jedoch, was dies anbelangt, daran gewöhnt; wir haben in letzter Zeit nicht viel anderes gehabt. Heute aber ist das Wetter brilliant, der Himmel klar und blau, und die Sonne ist eben über den Gipfel des Hügels gekommen und schaut ins Zelt hinein. Es wird ein herrlicher Tag werden, um draußen zu sitzen und zu arbeiten, nicht wie gestern, als alles naß wurde. Das ist am schlimmsten beim Befestigen der Schnüre, weil man dieselben dann nicht straff bekommen kann. Die Sonne ist doch ein treuer Freund! Früher, als sie immer da war, war ich ihrer fast überdrüssig, aber wie froh sind wir, wenn wir sie jetzt sehen, und wie heitert sie uns auf! Ich kann fast den Gedanken nicht los werden, daß es zu Hause am Fjord ein herrlicher frischer Junimorgen ist. Laßt uns nur erst offenes Wasser haben, sodaß wir die Kajaks benutzen können, dann wird es auch nicht lange dauern, bis wir zu Hause sind!

Heute haben wir zum ersten mal während der ganzen Reise die Rationen zum Frühstück abgewogen, von Butter 50 Gramm, von Aleuronat-Brot 200 Gramm. ³¹Wir müssen uns ans Gewicht halten, damit wir sicher sind, daß wir mit dem Proviant ausreichen, und ich werde daher, ehe wir weiter gehen, genaue Inventur aufnehmen von dem, was wir noch haben.

Das Glück war in der That nur von kurzer Dauer. Die Sonne ist wieder verschwunden, der Himmel ist überzogen, und der Schnee beginnt in Flocken zu fallen.

Mittwoch, 5. Juni. Immer noch auf derselben Stelle; doch wird es hoffentlich nicht lange dauern, bis wir im Stande sind, den Weg fortzusetzen. Das Wetter war übrigens gestern so schön und sommerlich, daß wir bei der Arbeit draußen sitzen und uns sonnen konnten, wobei wir über das Wasser und das Eis mit den glänzenden Wellen und dem glitzernden Schnee blickten.

Gestern schossen wir unser erstes Wild; es war eine Elfenbeinmöve (*Larus eburneus*), die über das Zelt hinflog. Es waren auch andere Möven hier; wir sahen vier von ihnen auf einmal, jedoch hielten sie sich fern. Ich ging ihnen nach, verfehlte aber mein Ziel und habe eine Patrone verschwendet; das darf nicht wieder vorkommen. Wenn wir uns Mühe gegeben hätten, hätten wir

leicht mehr Möven bekommen können, aber sie sind zu kleines Wild, und es ist noch zu früh, um unsere Munition aufzubrauchen. Im Teich hier sah ich einen Seehund; Johansen hatte ebenfalls einen bemerkt, und beide haben wir Narwale gesehen und gehört. Es ist hier Leben genug, und wenn die Kajaks in Ordnung wären und wir aufs Wasser hinausrudern könnten, so zweifle ich nicht, daß wir Beute bekommen würden. Indeß ist das jetzt noch nicht nothwendig. Wir haben augenblicklich Proviant genug, und es ist besser, die Zeit zu benutzen, um weiter zu kommen. Der Hunde wegen wäre es freilich ganz gut, etwas großes Wild zu erlegen, damit wir nicht noch mehr von ihnen zu tödten brauchen, bevor die Schlittenreise beendet ist und wir uns allein der Kajaks bedienen. Gestern mußten wir »Klapperslangen« schlachten; er lieferte 25 Rationen, mit denen wir für die noch übrigen sechs Hunde vier Tage reichen werden. Das Schlachten ist jetzt gänzlich Johansen's Aufgabe, der sich darin eine solche Gewandtheit erworben hat, daß er mit einem einzigen Stoße meines langen Lappenmessers dem Thiere ein Ende macht, sodaß es nicht einmal Zeit hat, noch einen Laut auszustoßen; mit Hülfe des Messers und unsers kleinen Beils hat er es in wenigen Minuten in passende Portionen getheilt. Wie schon früher bemerkt, ließen wir Haut und Haare daran; erstere wurde von den Hunden vollständig verzehrt. Was von den Hunden übrigblieb, war meist nur ein Büschel Haare hier und dort auf dem Eise, ein paar Zehen und ein wohl abgenagter Schädel.

Die Thiere sind jetzt ziemlich ausgehungert. Gestern fraß »Lilleräven« von einem Schneeschuh den aus Renthierhaut bestehenden Zehenriemen auf, der unter dem Fuß angebracht ist, um das Zusammenballen des Schnees zu verhindern, und etwas Holz von Johansen's einem Schneeschuh, den der Hund auf das Eis herabgezerrt hatte. Die verstorbene »Kvik« fraß ihr Geschirr aus Segeltuch, und ich bin gar nicht sicher, ob die andern Hunde sich nicht auch hin und wieder ein Stückchen Segeltuch gestatten.

Soeben habe ich unsere Länge nach einer Beobachtung, die ich gestern mit dem Theodoliten angestellt habe, ausgerechnet und $61^{\circ} 16,5'$ Ost gefunden, während die Breite $82^{\circ} 17,8'$ Nord war. Ich kann nicht begreifen, daß wir kein Land sehen; die einzig mögliche Erklärung ist, daß wir weiter östlich sind, als wir glauben, und daß das Land sich in dieser Richtung südlich erstreckt; wir können aber jetzt nicht mehr viel weiter zu gehen haben. In diesem Augenblicke flog ein Vogel über unsern Köpfen hin, den Johansen, der vor dem Zelte stand, für eine Schnepfenart hielt.

Donnerstag, 6. Juni. Immer noch auf demselben Fleck! Ich sehne mich danach, weiter zu kommen, zu sehen, wie es wird, und endlich die Lösung des Räthsels zu finden, an das ich beständig denke. Welches Vergnügen für mich, mit dem ganzen Zeug endlich wieder unterwegs zu sein und es auf offenem Wasser zu benutzen! Dann würde das Leben wieder ganz anders aussehen! Für immer befreit zu sein von diesem Eise und den Rinnen, der mühseligen Arbeit mit den Schlitten, den endlosen Schwierigkeiten mit den Hunden und wir selbst in einem leichten Fahrzeug über die schaukelnden Wellen tanzend: es ist fast unerträglich, daran zu denken! Vielleicht haben wir noch manchen harten Kampf zu bestehen, ehe wir dieses Ziel erreichen, noch manche schwere Stunde durchzumachen, aber einmal muß es kommen und dann – dann wird das Leben wieder ein Leben sein!

Gestern sind wir endlich mit dem Ausbessern der Gerippe beider Kajaks fertig geworden. Auf dem Boden eines jeden haben wir aus geflochtenem Bambus ein Gestell hergerichtet, auf welches der Proviant gelegt werden soll, damit er nicht naß wird, falls das Kajak lecken sollte. Heute haben wir sie nur nochmals nachzusehen, die Befestigungen zu prüfen, diejenigen, welche dessen bedürfen, straffer anzuziehen und die Bekleidung überzuziehen. Morgen Abend werden wir hoffentlich aufbrechen können. Diese Reparatur hat große Ansprüche an unsere Schnüre gestellt;

von drei Knäueln haben wir nicht ganz eines mehr übrig, das ich sehr dringend zu behalten wünsche, da wir es vielleicht zum Fischen oder dergleichen brauchen werden.

Unsere Proviantvorräthe beginnen zu schwinden. Wog gestern die Butter und fand, daß wir nur noch 2,3 Kilogramm besaßen; wenn wir als tägliche Ration 50 Gramm auf den Mann rechnen, so werden wir noch weitere 23 Tage damit auskommen; dann werden wir schon ein wenig weiter gekommen sein. Heute konnte ich zum ersten mal eine Temperatur über dem Gefrierpunkt notiren, nämlich $+0,2^{\circ}$ C. heute Morgen. Der draußen fallende Schnee ist vollständig weich, und die Hügel triefen; es wird jetzt nicht mehr lange dauern, bis wir Wasser auf den Schollen haben. Gestern Abend fiel entschieden richtiger Regen. Es war nur ein kurzer Schauer; erst ein feiner Sprühregen, dann fielen große, schwere Tropfen, sodaß wir im Innern des Zeltes Schutz suchten, um nicht naß zu werden – aber es war Regen, Regen! Es war ein geradezu sommerliches Gefühl, hier zu sitzen und den Tropfen zuzuhören, die gegen die Zeltwand schlugen. Was das Gehen anbelangt, so würde der Regen wahrscheinlich gute Wirkung thun, wenn wir wieder Frost bekämen; hält er aber an, wie jetzt, dann wird es eine nette Geschichte werden, zwischen all diesen Rücken und Hügeln durchzukommen. Statt dessen würde es besser sein, soviel Regen wie möglich zu haben, damit der Schnee schmilzt und wir uns auf dem blanken Eise bewegen können. Nun, es mag kommen, wie es will, vorwärts müssen wir gleichwol; es kann nicht lange dauern, bis es eine Wendung nimmt, Land oder Wasser, was es auch sein möge.

Sonnabend, 8. Juni. Vollendeten und probirten gestern endlich die Kajaks, aber nur nachdem wir von vorgestern bis gestern Abend ununterbrochen an der Arbeit geblieben sind. Es ist merkwürdig, wie diese langen Tage wirken! Wären wir zu Hause, so würden wir nach den vielen Arbeitsstunden zwischen den Mahlzeiten sehr müde und hungerig sein; hier scheint das jedoch nicht einzutreten, wenngleich wir Appetit erster Klasse mit Stern haben und unsere Fähigkeit, zu schlafen, nicht gering ist. Es scheint nicht, als ob wir schon jetzt schwach oder skorbutkrank würden; thatsächlich sind wir gerade jetzt ungewöhnlich kräftig und gesund und voller Elasticität.

Als wir die Kajaks in einer kleinen Rinne in der Nähe probirten, fanden wir sie infolge der rauhen Behandlung auf der Reise in den Nähten sowie im Segeltuch stark leck. Doch hoffe ich, daß, wenn sie nur etwas durchweicht sein werden, das Segeltuch dicht wird. Es würde nicht angenehm sein, müßten wir in den Kajaks über Rinnen fahren und sie eingetrocknet und leck aufs Wasser setzen. Unser Proviant könnte leicht zu einer breiigen Masse werden; jedoch würden wir, wie so vieles andere, auch dies geduldig ertragen müssen.

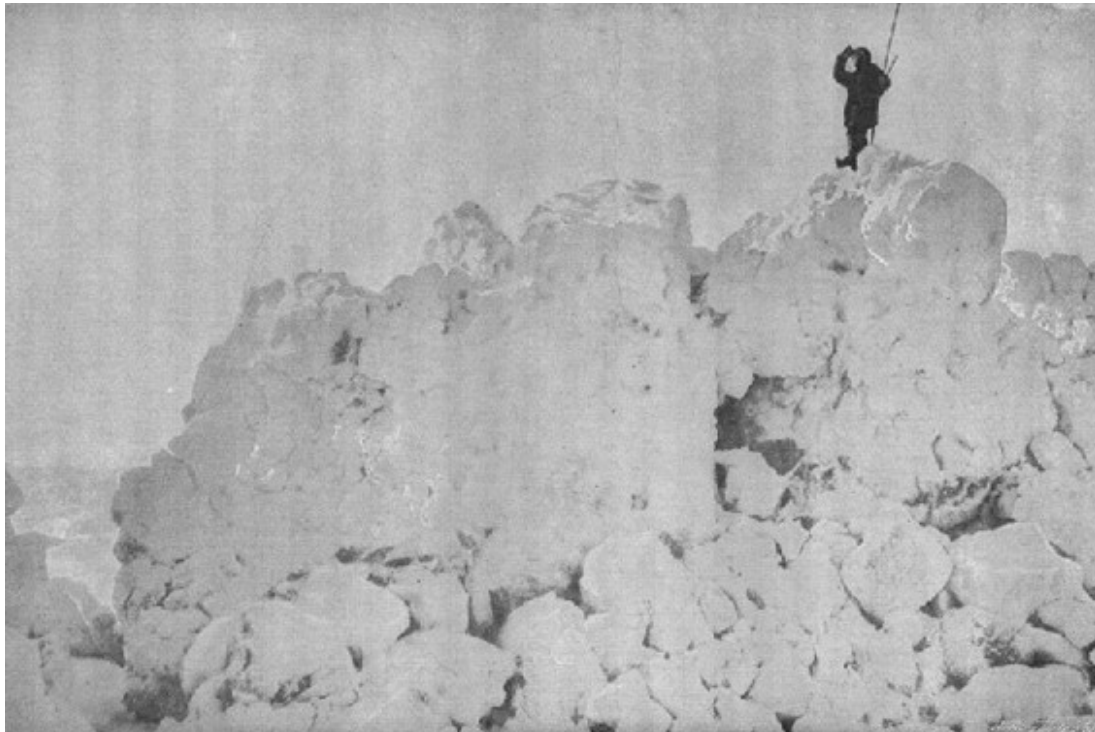
Nun beabsichtigen wir wirklich, heute aufzubrechen, nach einwöchentlichem Aufenthalte an derselben Stelle. Gestern setzte der Südostwind ein; heute hat er noch zugenommen und ist, nach dem Pfeifen um die Hügel draußen zu urtheilen, ziemlich stark geworden. Als ich heute Morgen nachsah, bildete ich mir ein, aus geringer Entfernung eine Brandung zu hören. Gestern haben sich sämtliche Rinnen rundherum geschlossen, sodaß nur wenig offenes Wasser zu sehen war. Es rührte dies, wie ich annehme, vom Winde her; wenn er die Rinnen für uns zu schließen beabsichtigt, dann laß ihn nur weiter blasen! Der Boden ist die reine Eisbahn; es läuft sich so gut wie nur möglich, und das Eis wird hoffentlich flach sein, sodaß wir gut zurechtkommen werden.

Johansen schoß gestern noch eine Elfenbeinmöve, die wir mit der andern zusammen heute zum Mittagessen hatten. Es war das erste mal, daß wir eine frische Speise aßen, und sie schmeckte auch, wie sich nicht leugnen läßt, sehr gut, aber trotzdem nicht so gut, wie man hätte erwarten sollen in Anbetracht dessen, daß wir so viele Monate kein frisches Fleisch gehabt haben. Es ist ohne Zweifel ein Beweis dafür, daß der Proviant, den wir haben, ebenfalls gut ist.

Wog gestern das Brot und fand, daß wir noch 12 Kilogramm Weizen- und 7,8 Kilogramm

Aleuronat-Brot hatten, sodaß wir, was diesen Artikel betrifft, noch 35–40 Tage auskommen werden. Wie weit wir dann sein werden, wissen die Götter, aber einen Theil des Weges müssen wir jedenfalls zurückgelegt haben.

Sonntag, 9. Juni. Gestern endlich sind wir von unserm Lagerplatze fortgekommen, worüber wir mehr als froh waren. Trotz des Wetters – es war ein wüthender Schneesturm aus Osten und so schlecht wie nur irgendmöglich – freuten wir uns beide, unsere Wanderung wieder aufzunehmen. Wir brauchten längere Zeit, um Unterlagen, bestehend aus Säcken, Schlafsack und wollenen Decken, unter den Kajaks anzubringen und die Schlitten fertig zu beladen; aber schließlich brachen wir doch auf und kamen auch gut von der Scholle, auf der wir uns so lange aufgehalten hatten, fort, ohne die Kajaks zu benutzen, obwol wir eine ganze Woche darauf verwendet hatten, sie zu diesem Zweck zu repariren. Der Wind hatte alle Rinnen sorgfältig geschlossen. Wir fanden flaches Eis und kamen gut weiter, trotzdem es sich in dem frisch gefallenen Schnee ganz niederträchtig schlecht ging, da er sich unbarmherzig an den Schneeschuhen festballte und die Schlitten, sowie sie anhielten, darin wie festgebannt stehen blieben, von den Schneeschuhen gar nicht zu reden. Das Wetter war derart, daß man nicht hundert Meter voraussehen konnte, und der Schnee, der sich an der Windseite an den Kleidern sammelte, durchnäßte einen bis auf die Haut. Allein trotzdem war es herrlich zu sehen, wie wir vorwärts kamen, vorwärts, unserm widerspenstigen Ziele entgegen.



Auf dem Ausguck.

Wir gelangten an eine Anzahl Rinnen, die mit ihrem verworrenen Netzwerk von Spalten und in allen Richtungen laufenden Ketten sehr schlimm waren. Einige waren breit und voll von morschem Eis, sodaß es unmöglich war, die Kajaks zu benutzen. Jedoch war das Eis an einigen Stellen so fest zusammengepreßt, daß wir darauf gehen konnten. Aber fast immer sind viele Wege hin und her zu machen, ehe man ordentlich weiter kommt. Demjenigen, der mit den Hunden zurückbleiben muß, wird beim Warten oft die Zeit lang, weil er inzwischen durchgeblasen oder durchnäßt wird, je nachdem das Wetter ist. Häufig glaubte Johansen, wenn

ich überhaupt nicht zurückzukommen schien, daß ich in einer Rinne eingebrochen und für immer verschwunden sei. Wenn man auf dem Kajak sitzt und wartet und wartet und starrt in die Einsamkeit vor sich, dann gehen einem manch wunderbare Gedanken durch den Kopf; mehreremal hatte Johansen die in der Nähe befindlichen höchsten Hügel erklommen, um angstvoll über das Eis zu spähen. Entdeckte er endlich weit, weit in der Ferne einen kleinen schwarzen Fleck, der sich auf der Eisfläche umherbewegte, so wurde es ihm leichter ums Herz.

Als Johansen gestern wieder einmal wartete, bemerkte er, daß die Seiten der Scholle vor ihm langsam auf- und niedergingen, als ob sie von einer leichten Dünung bewegt würden. Ist es möglich, daß offenes Wasser in der Nähe ist? Kann dies eine große Dünung aus dem Meere draußen sein? Wie bereitwillig würden wir das glauben! Aber vielleicht war es nur der Wind, der das dünne Eis, auf welchem wir uns jetzt befinden, in wellenförmige Bewegung setzte.³² Oder sollten wir wirklich offenes Wasser in Südosten haben? Es ist merkwürdig, daß dieser Wind das Eis hier zusammenschweißt, während der vor kurzem wehende Südwestwind es lockerte. Kann es schließlich möglich sein, daß wir nicht mehr weit bis zum Meere haben? Ich muß immer wieder an die Wasserreflexe denken, die wir vor uns am Himmel gesehen haben. Johansen ist soeben vor das Zelt gegangen und sagt, er sähe denselben Reflex im Süden; er ist jetzt höher, dabei ist das Wetter ziemlich klar. Was mag das sein? Laßt uns nur dorthin kommen!

Gestern trafen wir wieder eine Bärenfährte. Wie alt dieselbe war, ließ sich in diesem Schnee, der in wenigen Minuten alles verwischt, nicht leicht bestimmen. Wahrscheinlich stammte sie aber von gestern. »Haren« hatte etwas gewittert und war gegen den Wind davongerannt, sodaß Johansen meinte, der Bär müsse in der Nähe sein. Nun, alt oder frisch, ein Bär war hier gewesen, während wir ein wenig nördlicher an den Kajaks nähten; eines Tages wird er uns wol in den Weg kommen. Daß ein Bär hier ist, darauf wies auch hin, daß die Möve, die Johansen geschossen hatte, beim Herunterstürzen ein großes Stück Speck ausbrach; sie hätte dies nicht thun können, wenn sie nicht in der Gesellschaft von Bären gewesen wäre.

Das Wetter war naß und ekelhaft und überdies unsichtig; das Gehen war so schwer wie möglich. Weiter zu marschiren war nicht sehr verlockend, aber andererseits konnte eine Rast zum Mittagessen in diesem Schneeschlamm auch nicht reizen; wir setzten den Weg daher noch eine kleine Weile fort und machten dann um 10 Uhr ernstlich halt. Welch willkommene Abwechslung, wieder unter dem Zelte zu sein! Und das Fiskegratin war köstlich. Zu wissen, daß man trotz allem etwas Fortschritte macht, gewährt einem ein Hochgefühl. Die Wärme beginnt jetzt schlimm zu werden; der Schnee ist ganz naß. Es ist etwas Wasser in mein Kajak gedrungen; das Eis ist wol auf dem Deck geschmolzen und durch die offene Seite, wo es zugeschnürt wird und wir es noch nicht zusammengenäht haben, hineingelaufen. Wir warten auf gutes Wetter, um die Bekleidungen erst gründlich zu trocknen und sie dann tüchtig zu spannen.

Montag, 10. Juni. Trotz des undurchdringlichsten Nebels und des abscheulichsten Gehens auf dem durchtränkten Schnee, der noch nicht genügend dem Frost ausgesetzt gewesen ist, um körnig zu werden, und in welchem die Schlitten aufs schwerste liefen, gelang es uns während des ganzen gestrigen Tages, gut weiter zu kommen. Unzählige Rinnen waren zu überwinden, und auf losen Eisstücken waren manche Uebergänge zu unternehmen, die wir nur mit knapper Noth ausführten. Aber das Eis ist hier überall flach, und das zählt schon mit. Es ist das bisherige dünne Wintereis von ungefähr einem Meter Dicke. Alte Schollen sah ich gestern nur ein paar – es war in der Nachbarschaft unsers Lagerplatzes, der sich ebenfalls auf einer alten Scholle befand –, sonst ist das Eis neu, stellenweise sogar sehr neu. Wir kamen gestern über ziemlich weite Strecken, wo das Eis nur 30 Centimeter oder noch weniger stark war. Besonders die letzte dieser Strecken war sehr merkwürdig und muß früher einmal ein beträchtlicher Teich gewesen sein; das Eis war dort

so dünn, daß es nicht lange dauern kann, bis es vollständig schmilzt. Ueberall stand Wasser auf dem Eise, sodaß es war, als ob man in einem Schneebrei ginge. Thatsächlich ist das Eis hier herum nichts anderes als reines aufgebrochenes Meereis, das aus großen und kleinen Schollen, nicht selten auch aus dicht beisammenliegenden sehr kleinen Schollen besteht. Wenn sich aber eine Gelegenheit zur Lockerung bietet, würden sie sich über das ganze Meer hier herum ausbreiten; wir werden dann Wasser genug haben, um nach unserm Belieben nach jeder Richtung hin zu rudern.

Heute scheint das Wetter so wie gestern zu sein, bei südöstlichem Winde, der an den Zeltwänden zerrt und rasselt. Thauwetter und nasser Schnee. Gott weiß, ob wir noch mehr Frost bekommen werden; das würde uns eine glänzende Schneebahn verschaffen. Ich fürchte aber, daß das Gegentheil der Fall sein und der Weg sich bald im schlechtesten Zustand befinden wird. Im übrigen beginnen die Rinnen, sich zu bessern; sie sind nicht mehr so voll von Schneeschlamm; dieser schmilzt, und es ist mehr Aussicht, daß sich in dem klaren Wasser Brücken und dergleichen Uebergänge bilden.

Jedesmal, wenn eine Weile klareres Wetter ist, schauen wir unaufhörlich nach Land aus; aber es ist nichts, gar nichts zu sehen. Inzwischen bemerken wir aber beständig Anzeichen von Land oder der Nähe von offenem Wasser. Die Zahl der Möven nimmt merklich zu; gestern sahen wir in einer Rinne einen Krabbentaucher (Mergulus alle). Im Süden und Südwesten ist die Luft gewöhnlich dunkel; außerdem war auch das Wetter derart, daß wir nichts sehen konnten. Und doch habe ich das Gefühl, daß die Lösung herannaht. Aber wie lange habe ich das nicht schon gedacht? Dafür gibt es kein anderes Mittel als die edle Tugend Geduld.

Welch schönes Eis zum Reisen würde auf diesen endlosen flachen Ebenen im April gewesen sein, ehe alle diese Rinnen sich gebildet haben! Denn die Rinnen haben sich, soviel wir sehen, sämtlich neu gebildet mit einigen Rücken hier und dort, die ebenfalls vor nicht langer Zeit entstanden sind.

Dienstag, 11. Juni. Auf die Dauer ein einförmiges Leben, so einförmig, wie man es sich nur denken kann; Tag auf Tag, Woche auf Woche, Monat auf Monat sich an dieselbe mühselige Quälerei über das Eis zu machen, das manchmal etwas besser, manchmal etwas schlechter ist – augenblicklich scheint es beständig schlechter zu werden –, immer in der Hoffnung, das Ende zu sehen, aber immer vergeblich hoffend, immer derselbe eintönige Eishorizont, nichts als Eis. Nach keiner Richtung ein Zeichen von Land; kein offenes Wasser, obwol wir jetzt auf der Breite von Kap Fligely oder höchstens ein paar Minuten weiter nördlich sein müßten. Wir wissen weder, wo wir sind, noch wissen wir, wie das enden soll. Inzwischen schwinden unsere Vorräthe von Tag zu Tag, und die Zahl der Hunde verringert sich in bedenklicher Weise. Werden wir Land erreichen, solange wir noch zu essen haben – oder werden wir es überhaupt erreichen?

Bald wird es uns unmöglich sein, in Eis und Schnee noch weiter zu kommen; der Schnee ist nichts als Brei, die Hunde sinken bei jedem Schritt ein, und wir selbst waten bis zu den Knien durch, wenn wir den Hunden helfen oder der Reihe nach an den schweren Schlitten schieben müssen, was häufig der Fall ist. So muß Rinne nach Rinne, Eiskette nach Eiskette überwunden werden. Es ist schwer, die Hoffnung aufrecht zu erhalten, aber trotzdem bewahren wir sie. Freilich möchte sie uns sinken, wenn wir das Eis vor uns betrachten, ein hoffnungsloses Gewirr von Ketten, Rinnen, Schlammeis und ungeheuern Blöcken, alles kunterbunt durcheinandergeworfen, sodaß man sich einbilden könnte, man blickte auf plötzlich erstarrte Brandung. Es kommen Augenblicke, in denen es unmöglich scheint, daß Geschöpfe, die nicht mit Flügeln ausgestattet sind, noch weiter kommen könnten, und sehnsüchtig verfolgt man den Flug

einer vorüberziehenden Möve und denkt, wie weit man bald sein würde, wenn man sich ihre Schwingen leihen könnte. Dann aber findet man doch einen Weg, und die Hoffnung sproßt immer wieder aufs neue. Laßt die Sonne nur einen Augenblick durch die Wolkenbank brechen und die Eisflächen in ihrem glänzenden Weiß funkeln, laßt die Sonnenstrahlen auf dem Wasser spielen, und das Leben erscheint trotz allem schön und des Kampfes werth! Hoffnung, du himmlische Gabe!

Es ist wunderbar, wie wenig es bedarf, um einem neuen Muth zu geben. Gestern fand ich in einer Rinne einen kleinen todten Polar-Kabeljau (*Gadus polaris*); ich bin überzeugt, daß meine Augen vor Freude gegläntzt haben, als ich ihn sah. Er kam mir wirklich vor wie ein gefundener Schatz. Wo es Fische im Wasser gibt, kann man wol nicht verhungern; ich warf daher, ehe ich heute Morgen ins Zelt kroch, in einer nahen Rinne eine Leine aus. Aber welcher Unzahl dieser kleinen Fische würde es bedürfen, um einen Menschen satt zu machen; man brauchte an einem Tage mehr, als man in einer Woche, ja vielleicht in einem Monat fangen könnte! Und doch ist man voller Hoffnung und erwägt die Aussichten, ob nicht im Wasser noch größere Fische vorhanden seien und ob man im Stande wäre, nach Herzenslust davon zu fangen. Die Menschen sind ein glückliches Geschlecht!



Plötzlich erstarrte Brandung.

Das Vorwärtskommen war gestern schwieriger als an den vorhergehenden Tagen, da das Eis unebener und massiver war und sich an einigen Stellen alte Schollen dazwischen fanden. Auch wurden wir durch zahlreiche böse Rinnen aufgehalten, sodaß wir nicht viel weiter kamen, nur wenige Kilometer, wie ich fürchte. Meiner Meinung nach können wir jetzt annehmen, auf $82^{\circ} 8'$ oder $82^{\circ} 9'$ nördlicher Breite zu sein, wenn der anhaltende Südostwind uns nicht wieder

nordwärts gebracht hat. Das Gehen wird immer schlimmer. Der Schnee ist bis zum Grunde vom Wasser durchweicht und trägt die Hunde nicht mehr. Er ist in der letzten Zeit etwas körniger geworden, sodaß die Schlitten gut darauf laufen, wenn sie nicht, was fortwährend vorkommt, hindurchschneiden; dann sind sie fast vollständig unbeweglich. Es ist harte Arbeit für die Hunde, und würde dies auch sein, wenn sie nicht so jämmerlich erschöpft wären; beim geringsten Anlaß halten sie an, sodaß man ihnen helfen oder sie mit der Peitsche weiter treiben muß. Arme Thiere, sie haben es schlecht! »Lilleräven«, der letzte von meinem ursprünglichen Gespann, wird bald nicht mehr im Stande sein, noch weiter zu gehen – und welch prächtiges Zugthier war er! Wir haben noch fünf Hunde, »Lilleräven«, »Storräven« und »Kaiphas« vor meinem, »Suggen« und »Haren« vor Johansen's Schlitten. Wir haben noch Futter genug für drei Tage für sie, von »Isbjörn«, der gestern Morgen geschlachtet wurde, und bis dahin, meint Johansen, würde sich das Räthsel gelöst haben. Vergebliche Hoffnung, fürchte ich, obwol der Wasserreflex in mißweisend Südosten oder Südsüdosten sich stets an derselben Stelle hält und etwas höher gestiegen ist.

Gestern begannen wir unsern Marsch um 6½ Uhr abends und machten heute Morgen um 3¼ Uhr vor einer Rinne halt. Zum ersten mal sah ich gestern Süßwassertümpel auf dem Eise unter einigen Hügeln. Wo wir anhielten, war aber keiner zu finden, sodaß wir heute Morgen wieder Eis schmelzen mußten; fortan wird es jedoch, hoffe ich, nicht oft mehr nöthig sein, und wir können unser Oel sparen, das, beiläufig erwähnt, in besorgnißerregender Weise abnimmt. Wetter und Bahn sind unverändert; kein Vergnügen, sich an das schwere Tagewerk zu machen. Hier liege ich und denke an den Juni zu Hause, wie die Sonne über Forst und Fjord und bewaldete Hügel scheint – ach, dies ist...! Aber einmal werden wir zum Leben zurückkehren. Es wird dann schöner sein als je vorher.

Mittwoch, 12. Juni. Es wird immer schlimmer. Gestern kamen wir fast gar nicht weiter, kaum daß wir 2 Kilometer vorwärts gelangt sind. Miserabler Schnee, unebenes Eis, Rinnen und Hundewetter hielten uns auf. Allerdings war auf dem Schnee eine Kruste, auf welcher die Schlitten gut liefen, wenn sie oben blieben, wenn sie aber durchbrachen – und das thaten sie beständig –, standen sie unbeweglich fest. Auch für die Hunde, diese armen Teufel, war es schlimm. Sie sanken unaufhörlich in den Schnee zwischen den Unebenheiten ein, und es war für sie, als ob sie durch einen Brei schwämmen. Aber nichtsdestoweniger bewegten wir uns weiter. Die Rinnen hinderten uns zwar, aber auf irgendeine Weise kamen wir doch hinüber. Ueber eine derselben, die letzte, die häßlich aussah, gelangten wir, indem wir aus kleinen Schollen, die wir nach der schmalsten Stelle flößten, eine Brücke herstellten. Dann aber setzte schändliches nasses Schneetreiben oder richtiger Schlackerwetter mit großen Flocken ein, und der Wind nahm zu, sodaß wir in diesem Labyrinth von Rinnen und Eis keinen Weg sahen und naß wurden wie ins Wasser getauchte Krähen. Das Gehen war unmöglich, und die Schlitten standen wie unbeweglich in dem nassen Schnee, der tief genug war, um sich in großen Klumpen unter unsern Schneeschuhen festzuballen. Es blieb uns kaum eine andere Wahl, als sobald wie möglich einen Lagerplatz aufzusuchen. Denn sich und die Hunde bei solchem Wetter und solchem Schnee mit Gewalt weiter zu quälen und keine Fortschritte zu machen, hatte keinen Zweck.

Hier sind wir nun und wissen kaum, was wir jetzt beginnen sollen. Wie sich das Gehen machen wird, weiß ich noch nicht; wahrscheinlich nicht viel besser als gestern, und ob wir, sowenig wir auch vermögen, doch vordringen oder lieber versuchen sollen, einen Seehund zu fangen, vermag ich nicht zu entscheiden. Ein Unglück ist, daß da, wo wir uns jetzt befinden, nicht viele Seehunde zu sein scheinen. Wir haben während der letzten Tage keine gesehen; vielleicht ist das Eis zu dick und ausgedehnt für sie.

Das Eis hier unterscheidet sich in seiner Beschaffenheit auffallend von demjenigen, auf welchem

wir in letzter Zeit marschirt sind; es ist vor allen Dingen erheblich unebener und besitzt Haufen und ziemlich viel alte Rücken, unter denen sich einige sehr große befinden. Doch sieht es im allgemeinen nicht sehr alt aus, ich möchte sagen, wie ein im letzten Winter entstandenes Eis, obwol gelegentlich auch ältere Schollen dazwischen sind. Sie scheinen in der Nähe von Land gewesen zu sein, da man oft Thon und Schlamm darauf sieht, namentlich auf den neu entstandenen Rücken.

Johansen, der hinausgegangen ist, sagt, im Süden sei immer noch der Widerschein von Wasser zu sehen. Weshalb können wir es nicht erreichen? Aber er bleibt dort unverändert, ein lockendes Ziel, das wir erstreben, wenn wir es auch wol sobald nicht erreichen. Wir sehen es immer wieder vor uns, so blau und schön; für uns die Farbe der Hoffnung und der Freude.

Freitag, 14. Juni. Heute sind es drei Monate, seitdem wir die »Fram« verlassen haben. Ein Vierteljahr sind wir in dieser Eiswüste umhergewandert, und noch immer sind wir hier. Wann wir das Ende davon sehen werden, vermag ich mir nicht mehr vorzustellen; ich hoffe nur, was uns auch beschieden sei, daß es nicht mehr sehr fern sein möge, offenes Wasser oder Land, sei es Wilczek-Land, oder Zichy-Land, oder Spitzbergen, oder ein anderes Land.

Gestern war kein so schlimmer Tag, als ich erwartet hatte. Wir kamen wirklich vorwärts, wenn auch nicht sehr weit – kaum mehr als einige Kilometer –, aber zu dieser Jahreszeit müssen wir damit zufrieden sein. Die Hunde vermochten die Schlitten nicht allein zu ziehen; wenn niemand neben ihnen war, hielten sie bei jedem zweiten Schritte an. Das einzige, was man dabei thun konnte, war, den Weg hin und her zu machen und auf diese Weise die Strecke dreimal zu gehen. Erst ging ich voraus, um das Eis zu erforschen, dann trieb Johansen die Schlitten, so weit er konnte, vorwärts, erst den meinigen, um hierauf den seinigen zu holen. Bis dahin war ich zurück und trieb nun meinen Schlitten soweit, als ich einen Weg gefunden hatte; dann wurde dieses Verfahren wiederholt. Ein rasches Vorwärtskommen war das nicht, aber man kam doch weiter, und es war wenigstens etwas. Das Eis, auf dem wir jetzt gehen, ist nichts weniger als eben; es ist noch ziemlich massiv und alt, mit Hügeln und Unebenheiten nach allen Richtungen, aber ohne wirklich flache Strecken. Dazu kam, daß wir nach einer kurzen Strecke Wegs an eine Stelle gelangten, wo das zu kleinen Schollen aufgebrochene Eis mit hohen Rücken und breiten, mit Schlamm und morschem Eis angefüllten Rinnen durchsetzt war, sodaß das Ganze aussah wie eine einzige Masse von Trümmern. Es war kaum Platz zum Stehen, geschweige denn Aussicht zum Weiterkommen. In solcher Lage war es nur menschlich, daß man den Muth verlor und für den Augenblick den Versuch aufgab, vorwärts zu dringen. Wohin ich mich auch wandte, der Weg war versperrt, und es sah aus, als ob uns das Vorwärtskommen allen Ernstes abgeschnitten sei. Die Kajaks ins Wasser zu bringen, würde nichts nützen, weil wir kaum erwarten konnten, sie durch dieses Eis hindurchzubringen, und ich war daher nahe daran, mich zum Warten zu entschließen und unser Glück im Fischen mit Netz und Leine zu versuchen und zu sehen, ob es uns nicht gelingen würde, in einer der Rinnen einen Seehund zu erlegen.



Wasserrinne im Eise (Juni 1895).

Es sind Augenblicke der höchsten Sorge, wenn man von einem Hügel herab über das Eis blickt und die zweifelnden Gedanken fortwährend zu derselben Frage zurückkehren: haben wir Proviant genug, um die Zeit abzuwarten, bis der Schnee geschmolzen sein, das Eis sich gelockert haben und mehr von Rinnen durchschnitten sein wird, sodaß man etwas rudern kann? Das sind große und wichtige Fragen, die ich noch nicht mit Bestimmtheit beantworten kann. Daß es lange Zeit dauern wird, ehe all dieser Schnee geschmolzen ist und das Vorwärtskommen einigermaßen ausführbar wird, ist sicher; wann aber das Eis sich lockern und das Vordringen vermittelt der Rinnen möglich wird, können wir nicht sagen, und bisjetzt haben wir weiter nichts erbeutet als zwei Elfenbeinmöven und einen kleinen Fisch. Wir haben zwar noch einen Fisch in der Nähe der Oberfläche des Wassers schwimmen sehen, doch war er nicht größer als der andere. Wo wir jetzt sind, scheint wenig Aussicht zu sein, etwas zu fangen. In den letzten Tagen habe ich nicht einen einzigen Seehund gesehen. Dagegen fand ich gestern die halbverschneite Fährte eines Bären und beständig sahen wir Elfenbeinmöven; sie sind aber zu klein, um eine Patrone daran zu wenden.

Ich beschloß, einen letzten Versuch zu machen, um vorwärts zu kommen, indem wir uns weiter östlich hielten. Diesmal war ich erfolgreich, da ich über eine Anzahl kleiner Schollen einen Uebergang fand. Auf der andern Seite war ziemlich zusammenhängendes Packeis, zum Theil sommeralt, das in der Nähe von Land gewesen zu sein schien, da es so uneben und voll von Schlamm war. Wir sind über dieses Eisfeld gewandert, ohne Rinnen getroffen zu haben; jedoch war dasselbe so uneben, daß wir mehreremal zu Schaden kamen. An andern Stellen war es wieder ziemlich gut.

Wir begannen den Marsch am Mittwoch um 8 Uhr abends und machten gestern (Donnerstag) um 5 Uhr morgens hier halt.³³ Im Laufe des Vormittags ging der Wind nach Nordosten herum, und die Temperatur fiel. Der Schnee wurde härter, und schließlich war die Bahn gar nicht schlecht. Die Schneekruste trug die Hunde und einigermaßen auch die Schlitten, sodaß wir uns auf einen tüchtigen Weitemarsch am nächsten Tage freuten. Dabei sollten wir aber wieder eine Enttäuschung erleben. Kaum befanden wir uns im Innern des Zeltes, als Schneefall eintrat, der den ganzen Tag, während wir schliefen, lebhaft anhielt. Gestern Abend, als wir hinausgingen, um das Frühstück zu bereiten und uns wieder auf den Weg zu machen, schneite es noch. Tiefer Schnee überall; der Weg über alle Beschreibung schlecht. Es hatte keinen Sinn, weiter zu gehen,

und wir beschlossen daher zu warten, um zu sehen, wie das Wetter sich machen werde. Inzwischen waren wir hungrig geworden, aber da wir uns ein vollständiges Frühstück nicht leisten konnten, so bereitete ich eine kleine Portion Fischsuppe, worauf wir uns wieder in den Sack zurückzogen: Johansen, um weiter zu schlafen, ich, um alle meine Beobachtungen von der Zeit an, als wir die »Fram« verlassen hatten, nochmals nachzurechnen und zu sehen, ob nicht ein Fehler das Geheimniß aufklären würde, weshalb wir noch immer kein Land gefunden hatten. Die Sonne war theilweise sichtbar, und ich versuchte, wenn auch vergeblich, eine Messung vorzunehmen. Länger als eine Stunde stand ich an dem aufgestellten Theodoliten, aber die Sonne war wieder verschwunden und blieb unsichtbar. Ich habe gerechnet und gerechnet, und hin und her studirt, kann aber keinen Fehler von Bedeutung finden; die ganze Geschichte ist mir ein Räthsel. Ich fange ernstlich an, daran zu denken, ob wir nicht doch zu weit westlich sein können. Ich kann es wirklich nicht begreifen, daß wir östlich stehen sollten; denn in diesem Falle könnten wir jedenfalls nicht mehr als 5° östlich von der Länge sein, wohin unsere Beobachtungen uns versetzen.³⁴ Angenommen zum Beispiel, daß unsere Uhren zu schnell gegangen wären, so kann »Johannsen«³⁵ jedenfalls nicht mehr als das Doppelte des frühern Gangs wieder gewonnen haben. Angenommen, daß der Verlust 10 Zeitsecunden betragen hat, so würde das in den 80 Tagen seit unserm Aufbruch von der »Fram« bis zur letzten Beobachtung nicht mehr als 6 Minuten 40 Secunden Zeit betragen haben, d. h. 1° 40' östlicher, als wir zu sein glaubten. Angenommen auch, daß ich unsere Tagemärsche in den fünf Tagen zwischen dem 8. bis 13. April allzu groß angenommen habe und daß wir anstatt 75 Kilometer nur 44½ Kilometer zurückgelegt haben (weniger können wir unmöglich gemacht haben), so würden wir dann am 13. April auf 89° Ost anstatt auf 86° Ost, wie ich vermuthet hatte, gewesen sein. Das sind 3°, oder sagen wir mit den vorstehend angenommenen Ziffern zusammen 5° weiter östlich; wir würden jetzt anstatt auf 61° auf 66° östlicher Länge³⁶ oder etwa 111 Kilometer von Kap Fligely sein.

Aber mir scheint, wir müßten ebenso gut im Süden von uns Land sehen. Wilczek-Land kann nicht so niedrig sein und sich nicht plötzlich so weit nach Süden wenden, wenn Kap Budapest auf etwa 61° östlicher Länge und 82° nördlicher Breite liegen soll, könnte also nicht über 75 Kilometer von uns entfernt sein. Das ist und bleibt unbegreiflich. Andererseits läßt sich eher vermuthen, daß wir westlicher stehen. Wir müssen zwischen dem 8. und 13. April eine sehr starke Drift gehabt haben, oder meine Uhr muß vor dem 2. April eine Weile stillgestanden haben. Die Beobachtungen vom 2., 4. und 8. April scheinen in der That anzudeuten, daß wir beträchtlich westwärts getrieben sind. Am 2. April schienen wir auf 103° 6' östlicher Länge, am 4. auf 99° 59' und am 8. auf 95° 7' zu sein. Zwischen diesen Tagen sind keine Märsche von Bedeutung gemacht worden; zwischen den Beobachtungen vom 2. und 4. April lag nur ein kurzer halbtägiger Marsch, und zwischen dem 4. und 7. April ein paar Märsche, die von keinem Belang waren und uns nur wenig westwärts geführt haben konnten. Das heißt also, daß wir in den sechs Tagen 8°, oder doch jedenfalls 7°, nach Westen getrieben sein müßten. Angenommen, daß die Drift in den fünf Tagen vom 8. bis 13. April eine gleichmäßige war, so gelangen wir um 7° westlicher, als wir vermuthen. Wir müßten infolge dessen jetzt auf 54° Ost anstatt auf 61° Ost, und etwa 60 Kilometer westlich von Kap Fligely und nahe bei König-Oskar-Land sein. Wir müßten, denke ich, jedenfalls etwas davon sehen. Nehmen wir jedoch an, daß die westliche Drift auch in der Zeit vor dem 2. April stark gewesen sei, und geben wir die Möglichkeit zu, daß meine Uhr damals stehen geblieben sei (was, wie ich fürchte, nicht ausgeschlossen ist), so können wir nicht sagen, wie weit wir nach Westen gekommen sind. An diese Möglichkeit denke ich immer mehr. Inzwischen ist anscheinend nichts weiter zu thun, als den Weg fortzusetzen, wie wir es bisher schon gethan haben, vielleicht ein wenig südlicher; eine Lösung muß dann endlich kommen.

Als ich nach Beendigung meiner Berechnungen ein kleines Schläfchen gehalten hatte und um

Mittag wieder aufstand, hatten die Schneeverhältnisse sich noch nicht gebessert, eher verschlimmert. Der frische Schnee war naß und ballte sich, und es ging sich so schwer wie nur irgendmöglich. Indeß mußten wir nothwendigerweise vorwärts zu kommen suchen; mit Warten war hier nichts zu gewinnen, und ein Schritt vorwärts ist ein Schritt vorwärts, sei er noch so klein.

Um Mittag nahm ich eine einzelne Meridianhöhe, doch war die Beobachtung nicht scharf.

Sonnabend, 15. Juni. Mitte Juni, und noch immer keine Aussicht auf das Ende! Die Lage ist nur noch schlimmer geworden. So schlecht wie gestern aber ist es noch nie gewesen, und schlimmer kann es glücklicherweise kaum sein. Die Schlitten liefen fürchterlich schwer in dem frischgefallenen, losen, nassen, außerdem auch noch tiefen Schnee, und oft steckten sie, wenn sie anhielten – und das war alle Augenblicke der Fall –, so fest, als ob sie an der Stelle angeleimt wären. Höchstens dann konnten wir sie bewegen, wenn wir mit aller Macht nachschoben. Dazu kam noch, daß die Schneeschuhe ebenso schlecht liefen, da sich, wenn man nur im mindesten anhielt, Schneeklumpen darunter ballten. Der Fuß drehte sich infolge dessen fortwährend, und es bildete sich Eis darunter, sodaß man plötzlich von den Schneeschuhen abglitt und bis hoch über das Knie in den Schnee fiel, wenn man die Schlitten zu ziehen oder ihnen weiterzuhelfen versuchte. So war nichts weiter zu thun, als sich wieder aufzuraffen und sich aufs neue auf die Schneeschuhe hinaufzuarbeiten. Ohne diese in solchem Schnee dahinzuwaten, ist eine Unmöglichkeit. Es wäre, wie schon früher erwähnt, besser gewesen, sie sicher zu befestigen, doch würde das zu umständlich gewesen sein in Anbetracht dessen, daß wir sie immer wieder abnehmen mußten, um die Schlitten über Rücken und Rinnen zu bringen. Zu all diesem kommt, daß das Eis, wohin man sich wendet, uneben und voller Hügel und alter Rücken ist und man überhaupt nur weiter kommt, wenn man sich windet wie ein Aal. Da gibt es Rinnen, die einen zwingen, einen großen Umweg zu machen oder weite Strecken über dünne kleine Schollen, über Rücken und sonstige Abscheulichkeiten zu gehen. Wir quälten uns dennoch eine kleine Strecke weiter, wobei wir in unserer alten Manier, miteinander abwechselnd, zu Werke gingen; eine rasche Methode kann das aber nicht genannt werden.

Die Hunde werden immer erschöpfter. »Lilleräven«, der letzte Ueberlebende meines Gespanns, kann kaum noch gehen, vom Ziehen ist gar keine Rede; er taumelt wie ein Betrunkener und kann, wenn er fällt, kaum wieder auf die Füße kommen. Heute soll er getödtet werden, und ich bin gewissermaßen dankbar dafür, da uns dann sein Anblick erspart bleibt. »Storräven« wird ebenfalls sehr matt beim Ziehen; der einzige von meinen Hunden, der noch zieht, ist »Kaiphass«, aber auch er nur, solange einer von uns schiebt. Unter solchen Umständen noch weiter gehen, hieße nur Menschen und Hunde unnütz erschöpfen und gleichzeitig mehr Proviant verbrauchen, als nothwendig ist. Wir verzichteten daher gestern auf unser Mittagsmahl und machten abends gegen 10 Uhr halt, nachdem wir den Marsch nachmittags um 4½ Uhr angetreten hatten. Unterwegs hatte ich jedoch angehalten, um eine Beobachtung zu bekommen. Heute ist es nicht leicht, die Sonne zu fassen zu kriegen; man muß sie zu messen suchen, sobald sie zwischen treibenden Wolken sichtbar wird; klar pflegt sie nie zu sein. Gestern Nachmittag erhielt ich nach unverdrossenem Warten und nachdem ich das Instrument ein paarmal vergeblich aufgestellt hatte, schließlich nur eine einzige dürftige Höhe.

Gestern Abend rechnete ich die Beobachtung aus und fand gegen unsere Erwartungen, daß wir stark nach Westen getrieben sind, indem wir von 61° 16' Ost, unserer Länge am 4. Juni, bis ungefähr 57° 40' östlicher Länge gekommen sind. Aber dabei sind wir auch wieder eine tüchtige Strecke nach Norden getrieben, bis nach 82° 26' nördlicher Breite hinauf, nachdem wir an dem genannten Tage bis auf 82° 17,8' herab gewesen sind, obwol wir während der ganzen Zeit so

stark wie möglich nach Süden gedrängt haben. Wir freuen uns aber zu sehen, daß so viel Bewegung im Eise ist. Es ist dann Hoffnung vorhanden, daß wir schließlich in offenes Wasser hinaustreiben. Denn daß wir durch eigene Kraft durch alle diese Schwierigkeiten dorthin gelangen werden, beginne ich zu bezweifeln. Das Terrain und der Weg sind zu schlecht, und meine Hoffnung beruht jetzt auf den Rinnen und der Lockerung des Eises. Glücklicherweise hat sich Nordostwind aufgemacht. Gestern wehte eine frische Brise aus mißweisend Nordnordwest, und heute ist es ebenso. Mag es nur weiter wehen; wenn der Wind uns nach Nordwesten versetzt hat, so kann er uns auch nach Südwesten und unserm Ziele entgegentreiben, in der Richtung auf Franz-Joseph-Land oder auf Spitzbergen.

Nach dieser Beobachtung bezweifle ich mehr als je, daß wir östlich von Kap Fligely sind, und beginne mehr und mehr an die Möglichkeit zu glauben, daß das erste Land, welches wir sehen werden – wenn wir hoffentlich überhaupt Land sehen – Spitzbergen sein wird. In diesem Falle würden wir nicht einmal einen Schimmer von Franz-Joseph-Land zu Gesicht bekommen, dem Lande, von dem ich Tag und Nacht goldene Träume geträumt habe! Nun, wenn es nicht sein soll, dann ist es auch gut so. Spitzbergen ist gut genug. Und wenn wir so weit westlich sind, wie wir zu sein scheinen, dann hege ich größere Hoffnung als vorher, daß wir lockeres Eis und offenes Wasser finden werden; darum auf nach Spitzbergen! Wenn wir uns nur genug Proviant verschaffen können, dann wird es wol gehen; aber das ist eben die große Frage.

Nachdem ich längere Zeit bei meinen Berechnungen und Grübeleien über unsere Drift und die Zukunft zugebracht hatte, habe ich mit Willen hier eine Zeit lang geschlafen. Bei diesen Wegverhältnissen treibt uns nichts zur Eile; das Wetter ist heute kaum besser als gestern, und dann ist es der Wärme wegen auch besser, bei Nacht zu reisen als bei Tage. Das Beste ist, die Zeit solange wie möglich hinauszuziehen, ohne mehr Proviant zu verzehren, als absolut nothwendig ist. Der Sommer kann die Sachlage nur verbessern, und wir haben noch drei Monate Sommer vor uns. Es fragt sich nur, können wir uns während dieser Zeit Nahrung verschaffen? Es würde seltsam sein, denke ich, wenn wir es nicht könnten. Es sind beständig Vögel hier herum; gestern sah ich wieder eine große Möve; allein von so kleiner Beute den Lebensunterhalt für längere Zeit zu gewinnen, haben wir nicht Patronen genug. Meine Hoffnungen sind auf Seehunde oder Bären gerichtet; nur einen davon, ehe unser Proviant verzehrt ist, und wir sind für lange Zeit geborgen!

Sonntag, 16. Juni. Gestern war es so schlecht als möglich. Der Weg konnte zur Verzweiflung bringen, und das Eis war häßlich; aber das eine Gute ist, daß es viel schlechter nicht mehr werden kann. Ich überlege, ob es nicht am klügsten sein würde, die Hunde zu schlachten und als Nahrung für uns selbst aufzubewahren und dann zu versuchen, unsern Weg fortzusetzen, so gut, wie es ohne sie möglich ist. Auf diese Weise würden wir Vorrath für 15, vielleicht für 20 Tage bekommen und gleichzeitig im Stande sein, einige Fortschritte zu machen. Es scheint in dieser Beziehung jedoch nicht viel zu machen zu sein, und es ist daher vielleicht das Richtige, zu warten.

Aber andererseits ist es möglicherweise nicht weit bis zum Lande oder zum offenen Wasser oder jedenfalls zu aufgebrochenem Eis, und dann ist jeder Kilometer, den wir nach Süden machen können, von Wichtigkeit. Ich bin daher zu dem Schluß gekommen, daß wir die Hunde benutzen, um so gut wie möglich weiter zu kommen. Vielleicht tritt eine Veränderung ein, ehe wir es erwarten; wenn nichts anderes, dann möglicherweise besseres Eis, wie wir es vorher gehabt haben. Inzwischen waren wir gestern gezwungen, zwei Hunde zu tödten. »Lilleräven« konnte, als wir aufbrachen, kaum gehen; die Beine schienen ihm vollständig gelähmt zu sein und er fiel nieder und konnte nicht wieder aufstehen. Nachdem ich ihn und den Schlitten eine Zeit lang

weiter geschleppt hatte, mußte ich ihn auf die Ladung setzen, und als wir einige Hügel erreicht hatten, wo man vor dem nördlichen Winde geschützt war, schlachtete ihn Johansen, während ich vorausging, um einen Weg zu suchen. Inzwischen befand sich mein anderer Hund, »Storräven«, in fast ebenso schlechter Verfassung. Ziehen konnte er nicht, und es war schwierig, ihn zum Weitergehen zu veranlassen, sodaß er vom Schlitten eher mitgeschleppt wurde. Er ging eine kleine Strecke, stolperte und fiel, worauf ihm wiederholt aufgeholfen wurde. Aber bald war er ebenso schwach, wie »Lilleräven« gewesen war; er zögerte hinterher, ließ die Zugtaue unter die Schlittenkufen kommen und wurde mitgeschleift. Da ich mit dem Ziehen des Schlittens mehr als genug zu thun hatte, ließ ich ihn frei, in der Hoffnung, daß er uns jedenfalls folgen würde. Er that dies auch eine kleine Weile, blieb dann aber zurück, sodaß Johansen gezwungen war, ihn zu holen und auf seinen Schlitten zu legen. Als wir dann lagerten, wurde er ebenfalls geschlachtet.

»Kaiphass« ist jetzt allein noch übrig, um mir beim Ziehen des Schlittens zu helfen, und Johansen hat »Haren« und »Suggen«. Wir haben von den beiden geschlachteten Hunden Rationen für 10 Tage für sie. Wie weit wir aber damit kommen, wissen die Götter; ich fürchte, nicht sehr weit. Wir müssen uns nun immer selbst vorsehen und fertigten daher für uns aus zwei Hundegeschirren ordentliche Zuggeschirre an.³⁷ Nun hatten wir nicht mehr nöthig, die Schneeschuhe nur lose zu befestigen. Dabei hatten sich einem die Füße gedreht und waren von den Schneeschuhen tief in den bodenlosen Schnee hineingeglitten, der sich dabei unter den Füßen in Eis verwandelte, sodaß auf unsern glatten Komager-Sohlen so schlüpfrig wie auf einer Aalhaut zu stehen war. Nunmehr legten wir die Schneeschuhe fest an, und wo das Eis eben war, konnten wir wirklich den Schlitten weiter schleppen, wenn wir auch nur einen Hund neben uns hatten. Ich sah, daß, wenn wir halbwegs erträgliches Terrain hatten, wir im Laufe des Tages selbst ohne Hunde einige Fortschritte machen konnten; aber die Schlitten standen sofort ganz still, sobald die geringste Unebenheit kam. Wir mußten uns mit aller Macht ins Geschirr legen, und selbst dann gelang es noch nicht, den Schlitten nur einen Zoll weiter zu rücken. Dann mußte man umkehren, bis er schließlich, nachdem man seine Kraft bis aufs äußerste angestrengt hatte, über das Hinderniß hinweg- und einem neuen entgegenlitt, wo sich genau dasselbe Verfahren wiederholte. Wollte man den Schlitten in dem tiefen Schnee, in welchem er eingebettet war, drehen, so war die Sache nicht besser; man vermochte dies überhaupt nur zu bewerkstelligen, wenn man ihn vollständig aufhob. Auf diese Weise ging es Schritt für Schritt weiter, bis wir vielleicht an eine kleine Strecke ebenen Eises kamen, wo das Tempo beschleunigt werden konnte. Gelangten wir aber an Rinnen oder Rücken, dann wurde die Sachlage schlimmer denn je, da ein Mann allein mit dem Schlitten nicht fertig werden kann, sondern für jeden Schlitten zwei Mann erforderlich sind. Wenn wir dann den Weg, soweit ich ihn vorher bezeichnet hatte, verfolgt hatten, mußte ich wieder weiter und zwischen den Eisrücken einen neuen Weg suchen. Darauf los zu gehen, während man den Schlitten zieht, ist bei dem unebenen Eis nicht rathsam, weil man dabei nur in Schwierigkeiten geräth und eventuell gezwungen ist, wieder umzukehren. Auf diese Weise quälen wir uns weiter; doch brauche ich wol nicht zu erwähnen, daß dabei von Schnelligkeit und langen Tagemärschen nicht die Rede sein konnte. Indeß so, wie es geht, kommen wir doch ein wenig weiter, und das ist besser als nichts; außerdem ist es das Einzige, was wir thun können, in Anbetracht der Unmöglichkeit, in den Schlafsack zu kriechen und etwa einen Monat lang zu schlafen, bis Eis und Weg wieder besser sind.

Dem Himmel nach zu urtheilen muß im Süden und Südwesten eine Anzahl Rinnen sein. Vielleicht führt uns unser mühseliges Vordringen zu etwas Besserm. Wir begannen gestern Abend um 10 Uhr und hielten heute Morgen um 6 Uhr an. In den letzten Tagen haben wir kein Mittagessen gehabt, um eine Mahlzeit zu sparen, da wir das Eis und unsere Fortschritte im allgemeinen nicht vieler Nahrung werth hielten. Aus demselben Grunde sammelten wir heute

Morgen das Blut »Storräven's« und bereiteten eine Art Brei daraus an Stelle des Fiskegratin. Er schmeckte gut, wenn es auch nur Hundeblood war; außerdem haben wir dabei eine Portion Fischmehl gespart. Ehe wir uns gestern Abend in den Sack legten, zählten wir unsere Patronen und fanden zu unserer Freude, daß wir 148 Schrot-, 181 Büchsen-Patronen und außerdem 14 Vollkugel-Patronen besitzen. Mit so viel Munition müssen wir im Stande sein, erforderlichenfalls unsern Proviant auf lange Zeit hinaus zu vermehren. Denn wenn unsern Gewehren sonst nichts zur Beute fallen sollte, so würden doch Vögel da sein, und mit 148 Vögeln reicht man beträchtliche Zeit aus. Wenn wir halbe Ladungen verwenden, können wir unsere Munition noch weiter verlängern. Außerdem haben wir zum Neuladen der Patronen ein halbes Pfund Pulver und einige Vollkugeln für die Büchsen, sowie Zündhütchen. Diese Entdeckung hat mich in gehobene Stimmung versetzt; denn, um die Wahrheit zu sagen, ich hielt unsere Aussichten nicht für übermäßig glänzend. Wir werden jetzt vielleicht im Stande sein, mit dem Proviant drei Monate auszuhalten, und in dieser Zeit muß etwas geschehen. Außer dem, was wir etwa schießen, können wir auch Möven mit der Angel fangen, und wenn es zum Schlimmsten kommen sollte und wir uns ernstlich ans Werk machen, können wir wahrscheinlich einige kleine Thiere mit dem Netze erwischen. Möglicherweise werden wir Spitzbergen nicht so rechtzeitig erreichen, um noch ein Schiff zu finden, und müssen dort überwintern; doch wird das ein luxuriöses Leben werden im Vergleich zu diesem hier auf dem Eise, wo wir nicht wissen, wo wir sind und wohin wir treiben, und wo wir trotz all unserer mühseligen Arbeit unser Ziel nicht sehen. Ich möchte diese Zeit nicht noch einmal durchleben. Wir haben es theuer büßen müssen, daß wir damals unsere Uhren haben ablaufen lassen. Ja, wenn niemand zu Hause wartete, würde ein Winter auf Spitzbergen ganz verlockend sein. Nun liege ich hier und träume davon, wie behaglich und schön wir uns dort einrichten könnten. Alles in der Welt erscheint einem rosig gefärbt – wenn man nur endlich aus dem Eise hier heraus wäre; aber heraus werden wir früher oder später doch kommen! Wir müssen uns mit dem Sprichwort trösten, daß die Nacht vor der Morgendämmerung am dunkelsten ist. Natürlich hängt es etwas davon ab, wie dunkel die Nacht ist, aber beträchtlich dunkler, als sie jetzt ist, kann sie wol nicht sein. Alle unsere Hoffnungen sind auf den Sommer gerichtet. Ja, es muß besser werden, wenn der Sommer allmählich herankommt. –

Auf diese Weise ging es langsam weiter; Tag für Tag mußten wir dieselbe mühselige Arbeit verrichten, in demselben tiefen Schnee, in welchem die Schlitten unaufhörlich stecken blieben. Hunde und Menschen thaten ihr Bestes, aber mit wenig Erfolg, und außerdem bekamen wir allmählich Nahrungssorgen. Unsere Rationen und die für die Hunde wurden auf ein Minimum reducirt, um unser und ihr Leben solange wie möglich erhalten zu können. Wir waren alle fünf hungrig und müde vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Wir beschlossen, alles, was uns in den Weg käme, zu schießen, selbst Möven und Sturmvoegel; aber jetzt kam natürlich nichts von diesem Wild in Schußweite.

Die Rinnen wurden andauernd schlimmer; sie waren meist mit Schneeschlamm und Eisbrocken gefüllt. Oft waren wir gezwungen, weite Strecken auf nichts als kleinen Blöcken zu gehen, wo man beständig durchbrach. Am 18. Juni setzte starker Wind aus rechtweisend Westen ein, der am Zelt zerrte und rüttelte. Vermuthlich treiben wir nach Osten zurück, dahin, woher wir gekommen sind, nur vielleicht noch nördlicher. So werden wir von Wind und Strömung umhergeworfen, und so wird es weiter gehen, vielleicht den ganzen Sommer hindurch, ohne daß wir der Lage Herr zu werden vermögen. Eine an diesem Tage genommene Meridianhöhe bringt uns auf 82° 19' nördlicher Breite, sodaß wir also wieder ein wenig nach Süden gekommen sind. Ich sah und schoß ein paar Sturmvoegel und eine Lumme, mit denen wir unsere Rationen verlängerten; allein zu unserm Bedauern verfehlte ich, als ich auf ein paar Seehunde in den Oeffnungen schoß, das Ziel. Wie hätten wir uns gefreut, eine solche Beute zu machen!

»Mittlerweile zeigt sich hier viel Leben«, schreibe ich am 20. Juni. »Krabbentaucher fliegen in Scharen hin und her und sitzen und schnattern und zeigen sich gerade vor der Zeltöffnung; es ist wirklich ein Vergnügen, ihnen zuzuschauen, schade nur, daß sie so klein und daher einen Schuß nicht werth sind. Es ist auffällig, wie das Vogelleben sich vermehrt hat, seit der Westwind vorgestern eingetreten ist. Besonders überrascht es, daß die Krabbentaucher plötzlich in dichten Scharen erschienen sind. Sie schwirren mit fröhlichem Gezwitscher am Zelt vorbei, was einem das Gefühl gibt, als sei man in wirthlichere Regionen hinabgekommen. Die Plötzlichkeit des Auftauchens der Krabbentaucher ist sehr auffällig, aber es nützt alles nichts. Land ist nicht zu erspähen, und der Weg ist so jämmerlich, wie er nur sein kann. Tüchtiges Thauwetter, sodaß der Schnee rascher verschwinden könnte, kommt auch nicht. Gestern Morgen machte ich vor dem Frühstück einen Gang nach Süden, um zu sehen, wie die Aussichten für unser Weiterkommen seien. Das Eis war eine kleine Strecke weit flach und gut, aber bald begannen die Rinnen wieder schlimmer als je zu werden. Unser einziges Aushülfsmittel ist jetzt, zu kräftigen Maßregeln zu greifen und die Kajaks, trotzdem sie leck sind, vom Stapel zu lassen; dann müssen wir so viel wie möglich auf den Rinnen fahren; mit diesem Entschluß kehre ich um. Der Schnee war noch immer unverändert, naß, sodaß man zwischen den Eishügeln – und deren sind viele – tief einsank. Wir konnten uns kein richtiges Frühstück erlauben und nahmen daher 50 Gramm Brot und 50 Gramm Pemmikan pro Mann; dann machten wir uns ans Werk, die Pumpen zu repariren und die Kajaks für die Ueberfahrt in Ordnung zu bringen, sodaß ihr Inhalt durch das eindringende Wasser nicht verdorben wird. Unter anderm mußte in dem meinigen ein Loch geflickt werden, das ich vorher nicht gesehen hatte.

»Nach einem frugalen Abendessen, 60 Gramm Aleuronat-Brot und 30 Gramm Butter für jeden, krochen wir in den Sack, um so lange wie möglich zu schlafen und die Zeit todzuschlagen, ohne zu essen. Es handelt sich jetzt nur darum, so lange auszuhalten, bis der Schnee geschmolzen und der Weg besser ist. Nachmittags 1 Uhr standen wir auf und hatten ein etwas reichlicheres Frühstück von Fiskegratin, aber wir dürfen von nun an nicht mehr so viel essen, als wir Lust haben. Wir freuen uns, von der Stelle zu kommen und unsere neue Taktik zu versuchen: statt die Rinnen zu meiden, sie aufzusuchen und, aus ihnen Nutzen ziehend, uns in ihnen fortzurudern. Etwas wird dies jedenfalls helfen, und je weiter südlich wir kommen, um so mehr ist Aussicht auf Rinnen und um so größer sind die Chancen, daß unsern Büchsen etwas zufällt.

»Sonst ist das Dasein düster genug. Augenblicklich keine Aussicht, weiter zu kommen: unpassirbares Packeis in jeder Richtung, rasch abnehmende Vorräthe, und jetzt auch nichts zu fangen oder zu schießen. Ein Versuch, zu fischen, den ich heute mit dem Netze machte, schlug gänzlich fehl; ein Flossenfüßer (*Clio borealis*) und einige wenige Crustaceen waren die ganze Beute. Ich liege nachts wach und quäle mein Hirn stundenlang ab, um einen Weg aus diesen Schwierigkeiten zu finden«.

Das erste Tagebuch, das ich auf der Schlittenreise führte. Bis auf diesen Tag hatten wir gegessen, was wir brauchten, ohne die Rationen abzuwiegen. Es ergab sich aber, daß wir trotzdem nicht mehr verzehrt hatten, als ich von Anfang an bestimmt hatte, nämlich täglich ein Kilogramm getrockneten Proviant. Nunmehr verringerten wir die täglichen Rationen erheblich. In Wirklichkeit wurde diese Bewegung wol durch den Druck der Schollen gegeneinander hervorgebracht. Wir bemerkten dieselbe Bewegung später noch mehreremal. Hier fanden wir zum ersten mal zum Kochen geeignetes Wasser auf dem Eise; es war jedoch etwas salzig, sodaß das Fiskegratin zu stark gesalzen wurde. Wie schon erwähnt, waren wir tatsächlich $6\frac{1}{2}^{\circ}$ östlicher, als wir glaubten. So nannte ich meine Uhr nach Johannsen, einem Uhrmacher in London, der sie geliefert hatte. Wir waren in Wirklichkeit in der Nähe des Punktes, den ich hier annehme. Daß wir

das hier erwartete Land nicht sahen, lag daran, daß es, wie sich später erwies, nicht existirt! Ordentliches Zuggeschirr ist eine wichtige Sache und strengt in der Länge der Zeit viel weniger an als der gewöhnliche Zugriemen oder die Zugleine über die Brust und eine Schulter. Das Geschirr, das ich benutzte, bestand aus zwei Riemen, die wie die Träger eines Tornisters über beide Schultern liefen und kreuzweise über dem Rücken an einem Ledergürtel befestigt waren, zu welchem auch das Zugtau vom Schlitten führte. Auf diese Weise hat man es beim Ziehen in der Macht, die Kraft gleichmäßig auf beide Schultern und den Gürtel, d. h. die Hüften und den Unterleib, zu vertheilen. Der »Schwerpunkt« des Ziehens liegt bei dieser Methode im Körper tiefer, gerade oberhalb der Beine, welche die Arbeit thun, und die Zugleine drückt nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, allein auf den obern Theil des Körpers.

Sechstes Kapitel

Im Sehnsuchtslager

Sonnabend, 22. Juni. 9½ Uhr vormittags nach einem tüchtigen Frühstück von Seehundsfleisch, -Leber, -Speck und -Suppe.

Hier liege ich, bequem und satt, und gebe mich lichten Träumen hin; das Leben ist wieder ganz Sonnenschein. Welch kleinen Zufalls bedarf es, um das ganze Aussehen der Dinge zu verändern! Gestern und die letzten Tage waren düster und traurig; alles schien hoffnungslos. Das Eis war verzweifelt, kein Wild zu finden: da kommt ganz zufällig ein Seehund in der Nähe der Kajaks empor und tummelt sich um uns herum. Johansen hat gerade Zeit, ihm noch eine Kugel zuzuschicken, bevor er verschwindet; er treibt aber, sodaß ich ihn harpunieren kann – es ist der erste bärtige Seehund (*Phoca barbata*), den wir bisjetzt gesehen haben –, mit ihm haben wir für länger als einen Monat Ueberfluß an Nahrung und Feuerungsmaterial. Wir brauchen uns nicht mehr zu beeilen, wir können uns niederlassen, die Kajaks und Schlitten für die Ueberfahrten über die Rinnen besser in Stand setzen, möglicherweise Seehunde fangen und eine Veränderung der Eisverhältnisse abwarten. Wir haben uns beide beim Abendessen wie beim Frühstück richtig vollgegessen, nachdem wir manchen Tag Hunger gelitten hatten. Die Zukunft erscheint uns jetzt hell und sicher; es lassen sich keine dunkeln Wolken mehr blicken.

Es waren just keine großen Erwartungen, mit denen wir am Donnerstag aufbrachen. Der Weg war der gewohnte: eine harte Kruste, die sich auf dem weichen Schnee gebildet hatte, verbesserte die Sache nicht; die Schlitten schnitten oft durch und waren nicht fortzubringen, bis man sie vorn wieder herausgehoben hatte. Wenn es sich darum handelte, sie auf dem unebenen Eise zu drehen, blieben sie in der Kruste ganz stecken. Das Eis war uneben und schlecht, der Schnee lose und mit Wasser durchsetzt, sodaß wir sogar mit den Schneeschuhen tief einsanken. Nichts als Plackerei. Außerdem kamen Rinnen vor, und wenn wir sie auch ziemlich leicht überschritten, da sie sich oft dicht zusammengeschoben hatten, so zwangen sie uns doch zu einem gewundenen Kurse. Wir sahen deutlich ein, daß es unmöglich war, auf diese Weise weiter zu kommen. Der einzige Ausweg war, uns von allem zu entlasten, was irgendwie entbehrlich war, und nur mit Proviant, Kajaks, Gewehren und den allernöthigsten Kleidungsstücken weiter zu ziehen, um unter allen Umständen Land zu erreichen, bevor der letzte Bissen verzehrt war. Wir gingen die Sachen durch, um zu sehen, wovon wir uns trennen könnten: die Apotheke, die Reserve-Bretter unter den Schlitten, die Reserve-Schneeschuhe und die Schneestrümpfe, die schmutzigen Hemden. Auch das Zelt? Ja, auch dieses! Als wir an den Schlafsack kamen, stießen wir einen tiefen Seufzer aus, aber naß und schwer, wie er jetzt immer ist, müßte er ebenfalls fort. Wir haben ferner für

hölzerne Griffe unter den Kajaks zu sorgen, sodaß wir beim Kreuzen einer Rinne ohne weitere Mühe das ganze Ding flott machen und auf der andern Seite die Schlitten hinaufschleppen und sofort weiter gehen können. Wenn wir dann, wie jetzt, die Schlitten nicht flott machen könnten, weil Schlafsack, Kleidungsstücke und Proviant u. s. w. als weiche Unterlage für die Kajaks darauf liegen, so würde das zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Bei jeder Rinne waren wir gezwungen, die Befestigungen zu lösen, die Kajaks von den Schlitten zu heben, sie ins Wasser zu lassen, sie dort zusammzusetzen, dann die Schlitten daraufzulegen und an der andern Seite das ganze Verfahren in umgekehrter Reihenfolge zu wiederholen. In dieser Manier würden wir an einem Tage nicht weit kommen.



Kreuzung einer Rinne.

Fest entschlossen, diese Veränderungen schon am nächsten Tage vorzunehmen, zogen wir weiter. Bald kamen wir an einen großen Teich, über den wir nothwendigerweise hinüberfahren mußten. Bald waren die Kajaks zu Wasser gebracht und lagen nebeneinander, mit den querüber durch die Strippen³⁸ gesteckten Schneeschuhen tüchtig steif gemacht, eine richtige, zuverlässige Flotille. Dann wurden die Schlitten mit ihrer Ladung hinausgeschoben, der eine vorn, der andere hinten. Wegen der Hunde waren wir in Verlegenheit gewesen und hatten nicht gewußt, wie wir sie veranlassen sollten mitzugehen; allein sie folgten den Schlitten auf die Kajaks und legten sich dort nieder, als ob sie in ihrem Leben nichts anderes gethan hätten. »Kaiphaz« thronte vorn auf meinem Schlitten, die andern beiden hinten.

Während wir damit beschäftigt waren, war in der Nähe von uns ein Seehund an die Oberfläche gekommen, doch hielt ich es für besser, mit dem Schießen zu warten, bis die Kajaks fertig waren; wir konnten dann ganz sicher sein, daß wir ihn auch bekamen, ehe er untertauchte. Natürlich zeigte er sich nicht wieder. Diese Seehunde scheinen verhext zu sein; es ist gerade, als ob sie uns geschickt würden, um uns aufzuhalten. Schon vorher hatte ich an demselben Tage zweimal solche gesehen und ihnen vergeblich aufgelauert. Ich hatte es sogar fertig gebracht, einen zu fehlen, das dritte mal bei einem Seehunde. Es sieht für unsere Munition bös aus, wenn ich so fortfahre; ich habe gefunden, daß ich für diese kurzen Entfernungen zu hoch ziele und darüber

hinwegschieße. Dann fuhren wir über die blauen Wogen, das erste mal, daß wir uns auf einer längern Fahrt befanden. Als eine höchst merkwürdige Flotille müssen wir erschienen sein, beladen mit Schlitten, Säcken, Gewehren und Hunden; eine echte Zigeunerbande, sagte Johansen. Wenn uns damals jemand plötzlich getroffen hätte, er würde schwerlich gewußt haben, was er aus uns machen sollte, Polarforscher gewiß nicht. Das Rudern war zwischen den Schlitten und den Schneeschuhen, welche auf beiden Seiten weit hinausragten, gerade keine leichte Arbeit; jedoch gelang es uns, etwas weiter zu kommen, und bald waren wir damit im Reinen, daß wir uns glücklich schätzen könnten, wenn es in derselben Weise den ganzen Tag weiter ginge, anstatt diese unerträglichen Schlitten über das verwünschte Eis zu ziehen. Unsere Kajaks konnten kaum wasserdicht genannt werden; mehreremal mußten wir zu den Pumpen greifen, jedoch fanden wir uns leicht damit ab und wünschten nur, wir hätten noch mehr offenes Wasser zur Fahrt. Endlich hatten wir das Ende des Teiches erreicht; ich sprang auf den Rand des Eises, um die Kajaks heraufzuziehen, als ich plötzlich neben uns starkes Plätschern hörte. Es war ein Seehund, der dort gelegen hatte. Bald darauf vernahm ich ein ähnliches Plätschern auf der andern Seite und dann erschien zum dritten mal ein ungeheurer schwimmender Kopf, der sich schnaufend hin und her bewegte, um dann tief unter den Rand des Eises zu tauchen, ehe wir Zeit hatten, die Büchsen herauszuholen. Es war ein schöner großer bärtiger Seehund.

Wir waren fest überzeugt, daß er für immer verschwunden sei; aber kaum hatte ich einen der Schlitten halbwegs auf das Eis heraufgezogen, als der ungeheure Kopf wieder ganz in der Nähe des Kajaks auftauchte und schnaufte und das Manöver von vorhin wiederholte. Ich blickte mich nach meiner Büchse um, konnte sie aber, da sie auf dem Kajak lag, nicht erreichen. »Nehmen Sie rasch das Gewehr, Johansen, und schießen Sie los; aber rasch, rasch!« In demselben Augenblick hatte er die Büchse an die Wange gerissen und gerade, als der Seehund unter dem Eisrande wieder verschwinden wollte, knallte es. Das Thier bäumte sich ein wenig und trieb dann oben, wobei ihm das Blut aus dem Kopfe floß. Ich ließ den Schlitten fallen, ergriff die Harpune, und schnell wie der Blitz warf ich sie in den fetten Rücken des Seehundes, der zitternd auf der Oberfläche des Wassers lag. Da begann er sich zu regen; es war noch Leben in ihm. In der Besorgniß, daß die Harpune mit der dünnen Leine nicht halten möchte, wenn das ungeheure Thier seine Bewegungen ernstlich beschleunigen sollte, zog ich das Messer aus der Scheide und stieß es dem Seehund in den Hals, sodaß ein Blutstrom hervorquoll. Das Wasser war auf eine weite Strecke geröthet, und ich bedauerte sehr, daß diese Zuthat zu einer schönen Mahlzeit in solcher Weise vergeudet wurde. Daran war jedoch nichts zu ändern; unter keinen Umständen wollte ich das Thier verlieren, weshalb ich ihm der Sicherheit wegen noch einen weitem Harpunenstoß versetzte. Mittlerweile war der Schlitten, der schon halb aufs Eis hinaufgezogen gewesen war, wieder herabgeglitten, und die Kajaks waren mit Johansen und den Hunden abgetrieben. Er versuchte, den Schlitten auf das Kajak zu ziehen; allein vergeblich, und so blieb der Schlitten mit dem einen Ende im Wasser und mit dem andern auf dem Kajak hängen. Der Schlitten holte die ganze Flotille über, Johansen's Kajak so weit, daß die eine Seite im Wasser lag. Dabei leckte dieses wie ein Sieb, und das Wasser stieg im Innern mit besorgnißerregender Schnelligkeit. Der Kochapparat, der auf Deck gestanden hatte, fiel herunter und trieb mit seinem gesammten werthvollen Inhalt lustig vor dem Winde fort, von dem glücklicherweise wasserdichten Aluminiummantel über Wasser gehalten. Auch die Schneeschuhe waren hinuntergefallen und schwammen umher, während die Flotille tiefer und immer tiefer sank. Inzwischen stand ich und hielt unsere kostbare Beute fest, die ich nicht fahren lassen durfte. Das Ganze war ein Bild vollständigster Verwirrung. Johansen's Kajak hatte sich mittlerweile dermaßen auf die Seite geneigt, daß das Wasser die Oeffnung auf Deck erreichte und das Fahrzeug sofort voll lief. Nun blieb mir keine andere Wahl, als den Seehund loszulassen und das

Kajak heraufzuschleppen, ehe es in die Tiefe sank. Dies geschah, so schwer das mit Wasser gefüllte Fahrzeug auch war. Dann kam der Seehund an die Reihe; er bot ein viel schlimmeres Stück Arbeit. Wir hatten unsere liebe Noth damit, das ungeheuere Thier Zug für Zug auf das Eis zu zerren. In unserm Jubel tanzten wir ausgelassen rund um das Thier; ein voll Wasser gelaufenes Kajak und unsere durchnäßten Sachen galten in diesem Moment für nichts. Hier hatten wir doch Lebensmittel und Feuerung auf lange Zeit, und unsere Sorgen waren mit einem Schlage verschwunden.

Dann ging es ans Bergen und Trocknen unserer Sachen, zuerst und vor allen Dingen der Munition; es war unser gesammter Vorrath. Aber glücklicherweise waren die Patronen ziemlich wasserdicht und hatten nicht viel Schaden gelitten. Sogar die Schrotpatronen, deren Hülsen aus Papier waren, hatten nicht lange genug im Wasser gelegen, um vollständig durchweicht zu sein. Schlimmer war es mit dem Pulver; die kleine Blechbüchse, in welcher wir es aufbewahrten, war vollständig voll Wasser. Die übrigen Gegenstände waren nicht so wichtig, wenn es auch nicht gerade eine tröstliche Entdeckung war, als wir das Boot gänzlich vom Salzwasser durchweicht sahen.

In der Nähe fanden wir einen Lagerplatz. Rasch war das Zelt aufgeschlagen, unser Fang zertheilt und in Sicherheit gebracht, und ich kann wol sagen, selten haben auf dem Treibeis Menschen gehaust, die sich so zufrieden gefühlt haben, wie die beiden, die an diesem Morgen in ihrem Sacke saßen und Seehundfleisch, Speck und Suppe schmausten, solange sie noch Platz im Magen hatten. Wir stimmten beide darin überein, daß wir eine besser schmeckende Mahlzeit nicht hätten bekommen können. Dann krochen wir tief in unsern lieben Schlafsack hinein, von dem wir uns fürs nächste noch nicht zu trennen brauchten, und schiefen den Schlaf des Gerechten, in dem Bewußtsein, daß wir uns der unmittelbaren Zukunft wegen jedenfalls noch keine Sorge zu machen brauchten.

Meiner Meinung nach können wir für den Augenblick nichts Besseres thun, als zu bleiben, wo wir sind, von unserm Fange zu leben, ohne den Proviant auf dem Schlitten in Anspruch zu nehmen, und so die Zeit abzuwarten, bis das Eis sich mehr lockert oder die Wegverhältnisse sich bessern. Inzwischen wollen wir hölzerne Griffe an den Schlitten anbringen und die Kajaks wasserdicht zu machen suchen; ferner wollen wir unsere Ausrüstung so viel wie möglich erleichtern. Wenn wir weiter gingen, würden wir gezwungen sein, einen großen Theil unsers Fleisch- und Speckvorrathes zurückzulassen, und das ist, glaube ich, unter diesen Umständen Wahnsinn.

Sonntag, 23. Juni. Heute ist der Tag vor Johannis, zugleich Sonntag. Wie jubeln heute alle Schulkinder! Wie werden die Leute zu Hause in Norwegen in Scharen nach den schönen Wäldern und Thälern hinausströmen ... und wir sitzen hier noch immer auf dem Treibeise, kochen und braten uns Seehundspeck, essen Seehundfleisch, bis uns der Thran vom Leibe tropft, und vor allen Dingen, wissen nicht, wie schnell dieses Leben ein Ende nehmen wird! Vielleicht haben wir noch einen Winter vor uns. Am allerwenigsten hätte ich geglaubt, daß wir jetzt *hier* sein würden!

Indeß ist es eine angenehme Veränderung, nachdem wir unsere Rationen und die Feuerung auf ein Minimum herabgesetzt hatten, jetzt wieder verschwenden und so viel und so oft essen zu können, als wir mögen. Gut schmeckt es, das Seehundfleisch, und wir gewinnen es immer lieber. Den Speck finde ich sowol roh wie gebraten ausgezeichnet, er kann die Butter gut ersetzen. Das Fleisch ist in unsern Augen so gut, wie Fleisch nur sein kann. Wir verzehrten es gestern zum Frühstück in Gestalt von Fleisch und Suppe mit rohem Speck. Zum Mittagessen briet ich

Schnitten, die hoch gelungen waren und selbst im »Grand Hotel« in Christiania nicht besser hätten sein können, wenn auch ein gutes Seidel Bockbier eine willkommene Zugabe gewesen wäre. Zum Abend bereitete ich Blutpfannkuchen, in Speck anstatt in Butter gebacken; sie waren so vorzüglich, daß Johansen sie für ersten Ranges erklärte, von meiner eigenen Ueberzeugung gar nicht zu reden. Das Braten im Zelt auf einer Thranlampe ist jedoch ein zweifelhaftes Vergnügen. Wenn die Lampe selbst nicht raucht, so thut dies der Speck und bereitet dem unglücklichen Koch die peinigendsten Schmerzen in den Augen; er kann sie kaum offen halten, und sie thränen stark. Aber die Folgen könnten noch schlimmer sein. Die Thranlampe, die mir aus einem Stück Neusilberblech herzustellen gelungen war, überhitzte sich eines Tages unter der heißen Bratpfanne, und schließlich gerieth die ganze Geschichte, die Speckstücke und der Thran, in Brand. Die Flamme schoß hoch empor. Ich versuchte, sie auf jede mögliche Weise zu löschen, allein es wurde immer schlimmer. Das Beste wäre gewesen, die ganze Lampe hinauszutragen, allein dazu war keine Zeit. Das Zelt begann sich mit erstickendem Rauch zu füllen; da ergriff ich als letztes Mittel eine Hand voll Schnee und warf ihn auf den brennenden Thran. Das hätte ich aber lieber nicht thun sollen. Es gab eine gewaltige Explosion; der brennende Thran flog nach allen Richtungen, und von der Lampe selbst stieg ein Flammenmeer auf, welches das ganze Zelt erfüllte und alles verbrannte, dem es nahe kam. Halb erstickt warfen wir uns beide gegen die verschlossene Oeffnung, sprengten die Knöpfe ab und stürzten uns kopfüber ins Freie, thatsächlich froh, mit dem Leben davongekommen zu sein. Bei der Explosion war die Lampe ausgegangen; als wir aber das Zelt untersuchten, fanden wir in die seidene Wand gerade über der Stelle, wo die Bratpfanne stand, ein großes Loch gebrannt. Eins unserer Schlittensegel mußte dafür büßen. Mit großer Mühe zündeten wir wieder Feuer an, sodaß ich den letzten Pfannkuchen backen konnte. Dann aßen wir ihn in frohester Stimmung mit Zucker und erklärten ihn für die köstlichste Speise, die wir je genossen hätten. Wir hatten aber auch guten Grund, in gehobener Stimmung zu sein, da die Beobachtung von diesem Tage uns auf 82° 4,3' nördlicher Breite und 57° 48' östlicher Länge versetzte. Trotz der westlichen und zeitweise südwestlichen Winde waren wir in fünf Tagen fast 14 Minuten nach Süden und beinahe gar nicht nach Osten gekommen. Eine höchst überraschende und befriedigende Entdeckung. Draußen wehte noch immer Nordwind, und wir trieben infolge dessen südwärts, in mildere Regionen.

Mittwoch, 26. Juni. Der 24. Juni wurde natürlich mit großer Festlichkeit begangen. Zunächst war es der Tag, an welchem wir vor zwei Jahren von daheim aufgebrochen waren; zweitens war es hundert Tage (eigentlich waren es zwei Tage mehr) her, seitdem wir die »Fram« verlassen hatten, und drittens war es Johannistag. Es war natürlich Feiertag, den wir damit verbrachten, daß wir von holdern Zeiten träumten, unsere Karten studirten, die spätern Aussichten besprachen und alles Lesbare, was zu finden war, d. h. nautisches Jahrbuch und Navigationstabellen, lasen. Johansen machte einen Gang an den Rinnen entlang und brachte es fertig, eine Kragenrobe in einem Tümpel östlich von uns ebenfalls zu finden. Dann kam – ziemlich spät in der Nacht – das Abendessen, bestehend aus Blutpfannkuchen mit Zucker. Das Backen über der Thranlampe dauerte lange Zeit, und um die Pfannkuchen heiß zu genießen, verzehrten wir jeden einzeln, sobald er gar war; es war daher reichlich Zeit, daß unser Appetit in den Pausen zwischen den einzelnen Pfannkuchen neuen Anreiz bekam. Dann dämpften wir uns einige Preiselbeeren, die nicht weniger trefflich schmeckten, obwol sie in Johansen's Kajak bei der Katastrophe vor einigen Tagen vom Seewasser durchweicht worden waren. Nach einem herrlichen Mahle krochen wir gestern Morgen um 8 Uhr zur Ruhe in den Sack.

Um Mittag stand ich wieder auf, um eine Meridianhöhe zu nehmen. Das Wetter war prächtig; es war schon so lange her, daß wir es so gehabt hatten, daß ich mich kaum noch daran erinnerte. Ich setzte mich auf einen Hügel und wartete, daß die Sonne ihren höchsten Stand erreichen sollte,

sonnte mich in ihren Strahlen und blickte über die Eisfläche, wo der Schnee auf allen Seiten glitzerte und funkelte, sowie auf den See vor mir, der glänzend und still wie ein Bergsee lag und seine eisigen Ufer im klaren Wasser widerspiegelte. Kein Luftzug regte sich; es war so still, so still, und die Sonne brannte, und ich träumte mich in der Heimat ... Armes Menschenkind – träume, träume, es ist jetzt das Einzige für dich! Aber vor dir liegt das Eis drohend, mit großen Hügeln und mehrere Meter tiefem Schnee dazwischen – wie weit nach Süden es reicht weiß niemand.

Ehe ich mich ins Zelt begab, holte ich etwas Seewasser zur Suppe, die wir zum Frühstück essen wollten; aber gerade in demselben Augenblicke kam ein Seehund neben dem Eise in die Höhe, sodaß ich zurückrannte, um meine Büchse und das Kajak zu holen. Draußen auf dem Wasser fand ich, daß letzteres vom Liegen in der Sonne so leck wie ein Sieb geworden war, sodaß ich rascher, als ich gekommen war, wieder zurückrudern mußte, um das Sinken zu verhindern. Während ich das Kajak entleerte, tauchte der Seehund vor mir wieder auf, und diesmal hatte mein Schuß Erfolg; das Thier trieb wie ein Kork auf dem Wasser. Es dauerte nicht lange, bis ich das lecke Fahrzeug wieder auf dem Wasser hatte und meine Harpune im Nacken des Thieres saß. Dann schleppte ich den Seehund ans Ufer, während das Kajak sich mit Wasser füllte und meine untern Extremitäten vom Wasser durchweicht wurden und meine Komager voll liefen. Nachdem ich ihn zum Zelt hinaufgeschleppt hatte, zerlegte ich ihn, sammelte alles Blut, dessen ich habhaft werden konnte, und schnitt das Fleisch in Stücke; dann schlüpfte ich ins Zelt, zog trockene Unterkleider an und kroch wieder in den Sack, während die Beinkleider draußen in der Sonne trockneten. Jetzt ist es leicht genug, sich im Zelte vor der Kälte zu schützen; es war im Sonnenschein drinnen so warm, daß wir kaum schlafen konnten, obwol wir anstatt im Sack auf demselben lagen. Als ich mit dem Seehund zurückkehrte, sah ich, daß Johansens' bloßer Fuß an einer Stelle des Zeltes, wo der Pflock losgegangen war, herausragte; er schlief ganz fest und merkte nichts davon. Nachdem wir zur Feier des glücklichen Fanges ein Stückchen Chocolate mit rohem Speck genossen und meine Beobachtungen nochmals durchgesehen hatten, begaben wir uns wieder zur Ruhe.

Nach der Breitenbeobachtung schien es ganz merkwürdig, daß wir uns noch auf derselben Stelle befanden, ohne trotz der nördlichen Winde weiter nach Süden getrieben zu sein. Ob dieses Eis an Land anstößt? Es ist nicht unmöglich; jedenfalls können wir nicht weit von Land entfernt sein.

Donnerstag, 27. Juni. Dasselbe einförmige Leben, derselbe nördliche Wind, dasselbe Wetter und dieselben Grübeleien darüber, was die Zukunft uns bringen wird! In der Nacht wehte ein Sturm aus Norden, begleitet von hartem, körnigem Schnee, der gegen die Zeltwände peitschte, daß man glauben konnte, es sei ein richtiger Platzregen. Der Schnee schmolz sofort an den Wänden, sodaß das Wasser daran herunterlief. Drinnen aber ist es behaglich. Der Wind kann uns nichts anhaben; wir liegen in unserm warmen Sack und horchen auf das Klappern des Zeltes und bilden uns ein, daß wir rasch nach Süden treiben, obwol wir uns vielleicht nicht von der Stelle bewegen. Wenn dieser Wind uns jedoch nicht bewegt, so ist die einzige Erklärung dafür, daß das Eis am Lande festliegt und wir uns nicht weit von der Küste befinden. Wir müssen vermuthlich auf Ostwind warten, damit wir weiter westlich und später südlich treiben. Meine Hoffnung ist, daß, während wir hier liegen, wir in den Sund zwischen Franz-Joseph-Land und Spitzbergen hineintreiben. Das Wetter war rau und windig mit Schneefall, sodaß es für Arbeiten im Freien kaum geeignet ist, besonders, da wir uns leider nicht zu beeilen haben.

In letzter Zeit sind an den Rinnen sehr große Veränderungen vor sich gegangen; von dem Teiche vor uns, über den wir hinweggerudert sind, ist kaum noch etwas übrig, und in allen Richtungen haben rundherum Eispressungen stattgefunden. Ich hoffe darauf, daß das Eis sich tüchtig in

Stücke mahlen wird, da es sich dann rascher lockern kann, wenn die Zeit dazu gekommen ist; jedoch wird dies nicht eher als bis spät im Juli sein, und wir müssen darauf geduldig warten.

Gestern haben wir einen Theil des Seehundfleisches in dünne Scheiben zerschnitten und zum Trocknen aufgehängt. Wir müssen unsern Reisevorrath vergrößern und Pemmikan oder getrocknetes Fleisch zubereiten; es ist die bequemste Weise, etwas von dem Seehunde mitzunehmen. Johansen fand gestern ganz in der Nähe einen Süßwasserteich, was uns sehr bequem ist, da wir jetzt kein Eis mehr zu schmelzen brauchen; es ist das erste gute Wasser, das wir zu Kochzwecken gefunden haben. Wenn auch die Seehunde knapp sind, so gibt es noch, Gott sei Dank, Vögel. Nachts waren ein paar Elfenbeinmöven so dreist, daß sie sich auf unserm Seehundsfell dicht neben der Zeltwand niederließen und am Speck pickten; wir jagten sie ein- oder zweimal fort, doch kamen sie immer wieder. Wenn uns das Fleisch ausgehen sollte, müssen wir unsere Zuflucht zum Vogelfang nehmen.

Auf solche Weise ging ein Tag genau wie der andere hin; wir warteten und warteten, daß der Schnee schmelzen sollte, und arbeiteten inzwischen an den Vorbereitungen für den Weitermarsch. Dieses Leben erinnerte mich an Eskimos, die einen Fjord hinausfuhren, um Heu zu sammeln; als sie an ihrem Bestimmungsorte ankamen, fanden sie das Gras noch ganz kurz und ließen sich daher nieder und warteten, bis dasselbe zum Schneiden lang genug war. Mit unserm Vorwärtkommen ging es ebenso geschwind.

Sonnabend, 29. Juni. Noch immer will die Temperatur nicht genügend steigen, um den Schnee wirksam fortzuthauen. Wir suchen die Zeit so gut wie möglich hinzubringen, indem wir davon sprechen, wie schön es sein wird, wenn wir wieder nach Hause kommen, und wie wir das Leben mit allen seinen Reizen genießen wollen, und die Aussichten erörtern, wie bald das geschehen werde; manchmal sprechen wir aber auch davon, wie nett wir es uns für den Winter auf Spitzbergen einrichten wollen, wenn wir in diesem Jahre nicht nach Hause gelangen sollten. Wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, werden wir vielleicht gar nicht einmal so weit gelangen, sondern möglicherweise hier an irgendeiner Stelle überwintern müssen – nein, das wird doch nicht geschehen.

Sonntag, 30. Juni. So ist also der letzte Juni gekommen, und wir befinden uns ungefähr auf derselben Stelle wie zu Beginn des Monats. Und der Zustand des Weges? Nun, besser ist er sicherlich nicht geworden. Aber der heutige Tag ist schön. Es ist so warm, daß wir ganz still liegen und im Zelte schwitzen. Durch die offene Thür sehen wir hinaus auf das Eis, wo die Sonne durch die dahinsegelnden weißen Cirruswolken auf das blendende Weiß hinabscheint. Sonntägliche Stille, mit einer schwachen Brise, meist aus Südost, glaube ich. O, heute ist es lieblich zu Hause; alles in Blüte, der Fjord im Sonnenschein erzitternd. Nun sitzt Du vielleicht draußen auf der Spitze mit Liv oder bist in Deinem Boote auf dem Wasser! Und dann wandert mein Blick aufs neue durch die Zeltöffnung hinaus, und ich werde wieder daran erinnert, daß noch Eis und Meer zwischen hier und dort liegt.

Hier liegen wir oben im Norden, wie zwei schwarze, rußige Räuber, und rühren den Suppenbrei im Kessel um. Auf allen Seiten umgibt uns Eis, Eis und nichts als Eis, glänzend und weiß, in all der Reinheit, die uns selbst fehlt. Ach, es ist alles nur zu rein! Das Auge späht bis zum fernsten Horizont vergeblich nach einem dunkeln Punkte, um darauf zu ruhen. Wann wird dies endlich eintreten? Wir haben jetzt zwei Monate darauf gewartet. Alle Vögel scheinen wieder verschwunden zu sein; nicht einmal ein munterer Krabbentaucher ist heute zu sehen. Wir haben sie bis gestern gesehen und haben gehört, daß sie nach Norden und nach Süden flogen. Wahrscheinlich haben sie sich nach dem Lande zu entfernt; wie ich vermuthe, weil jetzt in diesen

Gegenden so wenig Wasser ist. O, wer Schwingen hätte wie sie!

Mittwoch, 3. Juli. Weshalb wieder schreiben? Was habe ich diesen Blättern anzuvertrauen? Nichts als dasselbe überwältigende Sehnen, zu Hause und aus dieser Einförmigkeit fort zu sein! Ein Tag ist wie der andere, ausgenommen vielleicht, daß es früher warm und ruhig war, während in den letzten zwei Tagen südlicher Wind geweht hat und wir nordwärts treiben. Fand gestern durch eine Meridianhöhe, daß wir bis $82^{\circ} 8,4'$ nördlicher Breite zurückgetrieben sind, während die Länge ungefähr dieselbe ist. Gestern sowol wie vorgestern hatten wir theilweise wirklich glänzenden Sonnenschein; das ist für uns eine große Seltenheit. Der Horizont war gestern im Süden ziemlich klar, was er schon seit langer Zeit nicht mehr gewesen ist, doch haben wir vergeblich nach Land gespäht. Ich begreife es nicht.

In der Nacht hatten wir Schneefall; das Zelt leckte so, daß der Sack naß wurde. Dieser fortwährende Schneefall, der sich nicht in Regen verwandeln will, ist zum Verzweifeln; der Neuschnee nimmt gewöhnlich die Form einer dicken Schicht auf dem alten Schnee an, was das Aufthauen verzögert.

Der Wind scheint wieder einige Rinnen im Eise gebildet zu haben, und es zeigt sich etwas mehr Vogelleben. Wir sahen gestern wieder einige Krabbentaucher; sie kamen von Süden her, vermuthlich vom Lande.

Sonnabend, 6. Juli. $+1^{\circ} C.$, Regen. Endlich, nach vierzehn Tagen, scheinen wir das Wetter bekommen zu haben, auf das wir gewartet haben. Es hat die ganze Nacht und den Vormittag geregnet und hält auch jetzt noch an, echter tüchtiger Regen. Nun wird sich dieser ewige Schnee vielleicht endlich davonmachen; er ist so weich und lose wie Schaum. Wenn der Regen nur einige Tage anhalten wollte! Aber ehe wir nur Zeit haben, uns umzublicken, haben wir wieder einen kalten Wind mit Schnee; es wird sich eine Kruste bilden, und wir müssen wieder warten. Ich bin zu sehr an Enttäuschungen gewöhnt, um noch an etwas zu glauben. Es ist eine Schule der Geduld. Jedoch hat uns der Regen in gute Stimmung versetzt.

Die Tage schleppten sich langsam dahin. Wir arbeiteten abwechselnd an den hölzernen Kajakgriffen für die Schlitten und am Kalfatern und Malen der Fahrzeuge, um sie wasserdicht zu machen. Das Malen macht mir jedoch sehr viel Mühe. Manchen Tag habe ich hier Knochen gebrannt, bis der ganze Platz wie die Knochenmehlfabrik in Lysaker roch; dann kam das mühsame Verfahren, sie zu zerstoßen und zu zerreiben, damit sie ganz fein und gleichmäßig wurden. Der Knochenstaub wurde dann mit Thran vermischt, worauf ich so weit war, um eine Probe vorzunehmen; jedoch erwies sich die Farbe als vollständig unbrauchbar. Ich mußte sie also doch mit Ruß vermischen, wie ich es ursprünglich beabsichtigt hatte, und mehr Oel hinzufügen. Jetzt bin ich bei meinen Versuchen, Ruß herzustellen, damit beschäftigt, den ganzen Raum auszurauchern. Dabei gewinne ich, wenn ich den Ruß sammeln will, trotz aller meiner Mühen nur eine kleine Prise, obwol der Rauch hoch emporsteigt, sodaß er auf Spitzbergen zu sehen sein müßte. Ja, man hat mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, wenn sich nebenan kein Laden befindet! Was würde ich nicht für einen kleinen Eimer mit Oelfarbe, nur für gewöhnlichen Lampenruß geben! Nun, wir werden schließlich ein Mittel finden, aus dieser Schwierigkeit herauszukommen; – aber bald werden wir Schornsteinfegern gleich sehen.

Am Mittwoch Abend wurde »Haren« getödtet. Armes Thier! Er war in der letzten Zeit nicht mehr recht zu gebrauchen, war aber ein vorzüglicher Hund, und ich kann mir denken, daß es Johansen schwer geworden ist, sich von ihm zu trennen. Er blickte das Thier gramvoll an, bevor es nach den glücklichen Jagdgefilden abging, oder wohin sonst solche Ziehunde kommen mögen, vielleicht nach Orten, wo es nur ebene Eisflächen und keine Rücken und Rinnen gibt.

Jetzt sind nur noch zwei Hunde übrig, »Suggen« und »Kaiphas«, die wir so lange wie möglich am Leben erhalten müssen, um Nutzen von ihnen zu haben.

Vorgestern Abend entdeckten wir plötzlich im Osten einen schwarzen Hügel. Wir untersuchten ihn durch das Glas; er sah unbedingt wie ein schwarzer Fels aus, der aus dem Schnee aufstieg, und überragte an Höhe auch die benachbarten Hügel. Ich prüfte ihn von dem höchsten Rücken unserer Umgebung aus, konnte aber nicht entscheiden, was es war. Für einen aufgethürmten Haufen, der theilweise aus schwarzem Eis bestand oder mit Schlamm durchsetzt war, kam er mir zu groß vor; ich habe niemals etwas Aehnliches gesehen. Daß er eine Insel ist, erscheint mir höchst unwahrscheinlich; denn obgleich wir unzweifelhaft treiben, bleibt er doch stets in derselben Entfernung von uns. Wir haben ihn gestern schon gesehen und sehen ihn heute noch in derselben Richtung, können aber keine Pressung oder sonstige Bewegung im Eise um ihn herum gewahren. Ich glaube, die vernünftigste Annahme ist, daß es ein Eisberg ist.

Sobald sich der Horizont im Süden aufklärt, kann man auch schon einen von uns den üblichen Weg nach dem »Wachtthurm«, einem neben dem Zelte liegenden Hügel, nehmen sehen, um nach Land auszuspähen, bald mit dem Fernrohr, bald ohne dasselbe; man sieht aber nie etwas anderes als denselben kahlen Horizont.³⁹



»Kaiphas«, mein letzter Hund.



»Suggen«, Johansen's» letzter Hund.

Jeden Tag unternahme ich in der Umgegend einen kleinen Rundgang auf dem Eise, um nachzusehen, ob der Schnee noch nicht abgenommen hat. Er scheint jedoch noch unvermindert zu sein, und es kommen mir manchmal Augenblicke des Zweifels, ob er in diesem Sommer überhaupt verschwinden werde. Das Beste, worauf wir dann hoffen können, würde sein, daß wir den Winter irgendwo auf Franz-Joseph-Land zubringen. Jetzt hat sich aber der Regen eingestellt, und alles erscheint wieder hoffnungsvoll, und wir malen uns die Freuden des Herbstes und Winters in der Heimat aus, während der gepriesene Regen an den Zeltwänden auf das Eis hinunterrieselt.

Mittwoch, 10. Juli. Es ist seltsam, daß ich jetzt, nun ich wirklich etwas ein wenig Interessanteres als gewöhnlich zu erzählen habe, weniger Neigung zum Schreiben habe als je. Alles scheint einem gleichgültiger zu werden. Man sehnt sich nur nach einem Einzigen, – aber noch immer liegt das Eis dort draußen mit unpassirbarem Schnee bedeckt.

Aber was wollte ich denn sagen? Ja, daß wir uns vorgestern ein schönes Lager aus drei Bärenfellen als Unterlage für den Schlafsack gemacht und gestern einen vollen Tag geschlafen haben, ohne es zu wissen. Ich glaubte, es sei 6 Uhr morgens, als ich aufstand. Als ich aus dem Zelte trat, kam mir der Stand der Sonne etwas merkwürdig vor; ich grübelte eine Weile darüber nach, bis ich zu dem Schlusse gelangte, daß es 6 Uhr abends sei; wir hatten also 22 Stunden geschlafen. In letzter Zeit war es mit unserm Schlaf nicht gerade besonders bestellt gewesen, weil wir auf den Schneeschuhen, die wir unter den Sack gelegt hatten, um ihn von den Wassertümpeln unter uns freizuhalten, wie gerädert worden waren. Die wenigen Ueberreste von Haar, die an dem untern Ende des Sackes hier und dort noch auf dem Fell vorhanden waren, boten nicht viel Schutz gegen die scharfen Kanten der Schneeschuhe.

Der wohlthätige Regen hielt am Sonnabend den ganzen Tag an und entfernte eine beträchtliche Menge Schnee, was wir mit Freuden begrüßten. Um das gute Wetter zu feiern, beschlossen wir, zum Abendessen einen Topf Chocolate zu kochen; sonst lebten wir gänzlich von unserm Fange. Wir bereiteten uns demgemäß Chocolate, die, mit rohem Seehundspeck servirt, ganz ausgezeichnet mundete. Sie war aber die Ursache einer großen Enttäuschung; denn nachdem wir uns auf diesen, jetzt so seltenen Schmaus riesig gefreut hatten, brachte ich es durch eine ungeschickte Bewegung fertig, den ganzen Becher umzustößen, sodaß der ganze kostbare Inhalt über das Eis floß. Während wir an einen Knochen nagten und auf die zweite Tasse warteten, die über der Thranlampe kochte, schlug »Kaiphass« draußen an. Kein Zweifel, ein Thier mußte draußen sein; ich warf den Knochen weg und sprang auf, um auf den Ausguck zu eilen und über das Eis zu spähen. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als ich den Kopf aus der Zeltöffnung steckte und einen Bären sah, der auf die Hunde zutrottete und »Kaiphass« zu beschnüffeln begann. Ich sprang nach meiner Büchse, die geladen neben dem Zelte im Schnee stand, und riß das Futteral herunter, während der Bär mittlerweile erstaunt stehen geblieben war und mich anlotzte. Ich schickte ihm eine Kugel durch Schulter und Brust, überzeugt, daß er auf der Stelle niederstürzen würde; er taumelte aber nur halb vornüber, drehte sich dann um und machte sich davon, und ehe ich eine neue Patrone aus der Tasche ziehen konnte, die voll von allen möglichen Dingen war, war er schon zwischen den Hügeln. Da wo er sich befand, konnte ich nicht zum Schusse kommen, weshalb ich mich zu seiner Verfolgung aufmachte. Kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als wir – Johansen war mir gefolgt – etwas weiter entfernt zwei andere Köpfe erscheinen sahen. Sie gehörten zwei jungen Bären an, die auf den Hinterbeinen standen und nach ihrer Mutter blickten, die taumelnd mit einer Blutspur hinter sich auf sie zukam. Dann machten sich alle drei über eine Rinne davon, und nun entspann sich eine wilde Jagd über Ebenen und Rücken und Rinnen und allerlei andere Hindernisse, die jedoch auf das Tempo keinen Einfluß ausübten. Dieser Jagdeifer ist wunderbar; es ist gerade, als ob Pulver angezündet würde. Wo es zu andern Zeiten beschwerliche Arbeit gewesen wäre, überhaupt weiter zu kommen, wo man bis an die Knie in den Schnee sinkt und zögern würde, den Weg über eine Rinne anzutreten, da geht es, wenn nur der Jagdeifer entflammt ist, darüber hin, als wäre alles das schönste ebene Eis.

Die Bärin war schwer verwundet und schleppte das linke Vorderbein nach; sie ging nicht schnell, aber immerhin so rasch, daß ich genug zu thun hatte, mich in der Nähe zu halten. Die Jungen liefen ängstlich um die Mutter herum, aber meist ein wenig vor ihr, als ob sie sie veranlassen wollten, mit heimzukommen; sie wußten nicht, was ihr fehlte. Plötzlich blickten sie sich alle drei nach mir um, als ich, so rasch ich konnte, hinter ihnen herhauste. Ich war schon vielemal in Schußweite gewesen, jedoch hatte die Bärin mir stets ihre Kehrseite zugewendet; wenn ich schoß, wollte ich aber auch sicher sein, der Sache ein Ende zu machen, da ich nur drei Patronen bei mir hatte, für jeden von ihnen eine. Endlich bekam ich auf dem Gipfel eines großen Hügels ihre Breitseite zu sehen, und dort stürzte die Bärin auch zusammen. Die Jungen eilten ängstlich zu ihr hin, als sie fiel. Der Anblick konnte einen dauern. Sie schnüffelten an ihr herum, stießen sie an und liefen immer rundherum, nicht wissend, was sie in ihrer Verzweiflung thun sollten. Inzwischen hatte ich eine neue Patrone in den Lauf geschoben und schoß das eine Junge, als es auf einem Vorsprung stand, herunter; es stürzte mit dumpfem Geheul über den Abhang an die Seite der Mutter. Noch mehr erschreckt als vorher, eilte das andere Junge zu seiner Hülfe herbei; aber was konnte das arme Ding thun? Während sein Bruder sich brüllend umherwälzte, stand es da und schaute traurig bald ihn, bald die Mutter an, die in einem Pfuhl von Blut im Sterben lag. Als ich mich näherte, wandte es gleichgültig den Kopf zu mir; was fragte es jetzt nach mir? Alle seine Verwandten, alles, was ihm theuer war, lag dort verstümmelt und vernichtet. Es wußte nicht mehr, wohin es gehen sollte, und bewegte sich nicht von der Stelle. Ich trat dicht hinan, und mit

einer Kugel in der Brust stürzte es todt neben der Mutter nieder.

Bald darauf kam Johansen herbei, der durch eine Rinne aufgehalten worden war und dadurch an Terrain verloren hatte. Wir weideten die Thiere aus und kehrten dann nach dem Zelte zurück, um die Schlitten und Hunde sowie ordentliche Schlachtmesser zu holen. Unsere zweite Tasse Chocolate im Zelte schmeckte uns nach dieser Unterbrechung ausgezeichnet. Als wir zwei Bären abgehäutet und in Stücke zerschnitten hatten, ließen wir sie auf einem Haufen zurück, den wir mit den Fellen bedeckten, um das Fleisch vor Möven zu schützen; den dritten nahmen wir mit uns. Am nächsten Tage holten wir auch die beiden andern, und nun haben wir mehr Fleisch, als wir, wie ich hoffe, zu verzehren im Stande sein werden. Es ist jedoch gut, daß wir den Hunden so viel rohes Fleisch geben können, wie sie fressen mögen; sie haben es sicher nöthig. »Suggen«, der arme Kerl, befindet sich in sehr schlechter Verfassung, und es ist eine Frage, ob wir ihn noch weiter werden brauchen können. Als wir ihn am ersten Tage zu den Bären mitnahmen, konnte er nicht gehen, sodaß wir ihn auf den Schlitten setzen mußten. Er heulte aber fürchterlich, als ob er sagen wollte, es sei unter seiner Würde, in dieser Weise transportirt zu werden, sodaß Johansen ihn wieder zurückbringen mußte. Die Hunde scheinen von einer Lähmung der Beine betroffen zu werden: sie fallen kopfüber hin und haben die größte Mühe, wieder aufzukommen. So ist es von »Gulen« an mit ihnen allen der Fall gewesen. Nur »Kaiphas« ist so frisch und wohl wie je.

Es war merkwürdig, wie groß die jungen Bären waren. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß sie in diesem Jahre geboren seien, und würde nicht gezögert haben, sie für ein Jahr alt zu erklären, wenn nicht die Bärin Milch gehabt hätte; es ist kaum anzunehmen, daß die Jungen anderthalb Jahre gesäugt werden. Diejenigen, die wir voriges Jahr am 4. November bei der »Fram« geschossen hatten, waren kaum halb so groß wie diese. Es scheint, als ob die Eisbären ihre Jungen zu verschiedenen Zeiten des Jahres zur Welt bringen. In den Magen der Jungen befanden sich Stücke Seehundshaut.

Montag, 15. Juli. Als wir gestern an den Kajaks arbeiteten, flog eine Rosenmöve vorbei. Es war ein ausgewachsener Vogel, der, als er sich gerade über uns befand, eine Wendung machte und dabei seine hübsche, carminrothe Brust zeigte, dann aber wieder im Nebel nach Westen verschwand. Am Donnerstag sah ich eine zweite Rosenmöve mit einem schwarzen Ringe um den Hals; sie kam von Nordosten und flog in südöstlicher Richtung weiter. Uebrigens ist es merkwürdig, daß alle Vögel von hier verschwunden sind. Ein Krabbentaucher ist weder zu sehen noch zu hören; die einzigen Vögel sind hin und wieder Elfenbeinmöven und gelegentlich ein Eissturmvogel. Der Grund ist wol der, daß das Eis so dicht ist.

Mittwoch, 17. Juli. Endlich naht die Zeit heran, daß wir uns wieder auf den Weg machen und im Ernste heimwärts aufbrechen können. Der Schnee hat genügend abgenommen, um das Vordringen, wie ich hoffe, ziemlich leicht zu machen. Wir thun unser Aeußerstes, fertig zu werden. Die Griffe auf den Schlitten sind gut angebracht und mit Polsterungen versehen, die auf Johansen's Schlitten aus Bärenfell, auf meinem aus Fries hergestellt sind. Es ist dies geschehen, um den Kajaks eine feste und weiche Unterlage zu geben und das Scheuern zu verhindern. Die Kajaks sind mit Ruß und Thran angestrichen und mit trockenen Pastellfarben, die zerstoßen und ebenfalls mit Thran vermischt wurden, gedichtet worden. Jetzt verwenden wir eine Mischung von Stearin, Pech und Harz,⁴⁰ um die Arbeit zu vollenden. Es wird noch eine gründliche Revision unserer Ausrüstung stattfinden, und alles, was nicht unbedingt nothwendig ist, wird zurückgelassen werden. Hier müssen wir unserm Schlafsack und dem Zelte Lebewohl sagen.⁴¹ Die Tage der Behaglichkeit sind für uns vorüber; fortan werden wir unter freiem Himmel campiren, bis wir uns an Bord der Fangjacht⁴² befinden.



Johansen im Schlafsack, den Proviant musternd.

Mittlerweile haben wir hier – wir haben die Stelle » *Sehnsuchtslager*« genannt – gelegen und die Zeit vorübergehen lassen. Wir aßen morgens, mittags und abends Bärenfleisch und haben, anstatt dessen überdrüssig zu werden, die Entdeckung gemacht, daß die Brust der jungen Tiere eine wahre Delicatesse ist. Es ist eigentümlich, daß diese ausschließliche Fleisch- und Fettkost uns in keinerlei Weise Unbehaglichkeit verursacht hat; ja, wir vermissen Mehlspeisen nicht einmal so sehr, wenn wir vielleicht auch einen großen Teller mit Kuchen als den Höhepunkt der

Glückseligkeit betrachten würden. Hin und wieder heitern wir uns mit Citronensaft-Grog, einem Blutpfannkuchen oder gedämpften Preiselbeeren auf und phantasieren davon, wie schön es sein wird, nun binnen kurzem heimzukommen, und wie wir die Annehmlichkeiten der Civilisation in vollen Zügen genießen wollen. Glückliche Unwissenheit! Vielleicht wird es noch manchen langen Tag dauern, vielleicht wird noch manche schwere Prüfung zu bestehen sein, ehe wir heimkommen. Aber nein, ich will das Beste hoffen! Wir haben noch zwei Monate Sommer, und in denen kann noch viel geschehen.

Freitag, 19. Juli. Heute Vormittag flogen zwei ausgewachsene Rosenmöven, von Nordosten kommend, über uns hin nach Westen. Als sie schon in der Ferne waren, stießen sie ein Geschrei aus, das mich an dasjenige des Wendehalses erinnerte und das ich anfänglich für von einem Krabbentaucher herrührend hielt. Sie flogen ganz niedrig gerade über meinem Kopf hin, sodaß ich die Rosafarbe an ihrer Unterseite deutlich sehen konnte. Eine weitere Rosenmöve flog vorgestern hier vorbei. Es ist seltsam, daß hier so viele davon sind. Wo sind wir?

Dienstag, 23. Juli. Gestern Morgen kamen wir endlich vom »Sehnsuchtslager« los und jetzt sind wir gottlob wieder unterwegs. Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um fortzukommen. Erst glaubten wir, es würde am 19. sein, dann am 20., darauf am 21., aber immer tauchte wieder etwas auf, das gethan werden mußte, ehe wir uns aufmachen konnten. Das vom Seewasser durchweichte Brot mußte in der Bratpfanne über der Lampe sorgfältig getrocknet werden, was mehrere Tage in Anspruch nahm; dann mußten die Strümpfe geflickt und die Kajaks genau nachgesehen werden u. s. w. Wir waren entschlossen, auf der letzten Reise heimwärts in guter Verfassung aufzubrechen. So geschah es auch.

Alles geht wie ein Tanz. Die Aussichten für unser Weiterkommen sind besser, als wir erwartet hatten, obwol das Eis nichts weniger als eben ist; die Schlitten sind leichter zu ziehen, nachdem wir alles, was entbehrt werden kann, zurückgelassen haben, und der Schnee hat ebenfalls beträchtlich abgenommen. Auf dem letzten Theile des Marsches konnten wir sogar ohne Schneeschuhe gehen, und selbstverständlich ist das Weiterkommen ohne sie zwischen Rücken und Unebenheiten, wo mit ihnen schlecht fertig zu werden ist, ein besseres. Johansen führte ein Kunststück aus, indem er allein mit seinem Kajak über eine Rinne setzte, wobei »Suggen« auf dem Vorderdeck lag, während er selbst auf dem Hinterdeck kniete und das Fahrzeug beim Rudern im Gleichgewicht hielt. Ich wollte denselben Versuch mit dem meinigen machen, fand das Fahrzeug aber zu schwankend, um die Fahrt zu riskiren, und zog es daher vor, das Kajak mit »Kaiphos« auf Deck hinüberzuschleppen, während ich vorsichtig daneben ging und über Eisstücke springend hinüberkam.

Wir haben jetzt den Vortheil, daß wir überall Trinkwasser finden. Auch essen wir wieder von unserm alten Proviant; aber curios genug, weder Johansen noch ich fanden die Mehlspeisen so schmackhaft, wie man nach der einmonatigen Fleischkost hätte annehmen sollen. Es ist gut, daß wir wieder unterwegs sind. Das Angenehme dabei sind die leichtern Schlitten. Wir haben aber auch wirklich sehr viel im »Sehnsuchtslager« zurückgelassen; außer einem respectablen Haufen Fleisch und Speck ließen wir drei schöne Bärenfelle dort. Auch unser Freund, der Sack, liegt oben auf den Bären, ferner ein Quantum Holz, bestehend aus den Brettern der Unterseiten der Schlitten, Schneeschuhe und andere Dinge, mehr als die Hälfte von Blessing's schönen Mitteln – Gipsverbände, dampfsterilisirte Gazebinden, hygroskopische Baumwollwatte, außerdem ein guter Aluminium-Glashorizont, Tauwerk, unsere Bratpfanne mit dem Schmelzapparat, ein halber Aluminiummantel vom Kochapparat, Neusilberplatten, eine Thranlampe aus demselben Metall, Säcke, Werkzeuge, Segeltuch, Finnenschuhe, unsere Fausthandschuhe aus Wolfsfell und aus Wolle, ein geologischer Hammer, ein halbes Hemd, Strümpfe und vieles andere: alles liegt dort

in chaotischem Wirrwarr umher. An Stelle all dieser Dinge haben wir aber einen Zuwachs in Gestalt eines Sackes getrockneten Seehunds- und Bärenfleisches und die zweite Hälfte des Aluminiummantels voll Speck. Wir haben uns jetzt aller überflüssigen Dinge so gründlich entledigt, daß wir kaum einen Holzplock machen können, um ihn durch das Ende der Zugleine zu schieben.

Riemen, die am Kajak gerade vor dem Ruderer angebracht sind und dazu dienen, beim Schießen u. s. w. das Ruder hindurchzustecken. Das Blatt des letztern liegt dann seitlich auf dem Wasser und trägt auf diese Weise sehr viel zum sichern Sitz des Ruderers bei. Man vergleiche dagegen, was ich später, am 24. Juli, über den Gegenstand sage. Harz hatten wir für den Fall mitgenommen, daß der Kochapparat oder die Neusilberbeschläge unter den Schlittenkufen gelöthet werden müßten. Schließlich beschlossen wir jedoch, das Zelt zu behalten. Das Fahrzeug, welches wir in Spitzbergen zu treffen hofften.

Siebentes Kapitel

Endlich Land!

Mittwoch, 24. Juli. Endlich hat das Wunder sich ereignet. *Land, Land*, nachdem wir unsern Glauben daran schon beinahe aufgegeben hatten! Nach fast zwei Jahren sehen wir wieder über die nie endende weiße Linie dort am Horizont etwas aufsteigen. Diese weiße Linie hat sich seit vielen Jahrtausenden über dieses einsame Meer ausgedehnt und wird sich in künftigen Jahrtausenden ebenso darüber ausdehnen. Wir verlassen das Eis und lassen keine Spur hinter uns zurück; denn die Fährte unserer kleinen Karawane über die endlosen Ebenen ist längst verschwunden. Ein neues Leben beginnt für uns, während das Eis immer dasselbe bleibt.

Wie lange hat es in unsern Träumen gespuht, dieses Land, und nun kommt es wie eine Vision, wie ein Feenland! Schneeweiß wölbt es sich über dem Horizont wie ferne Wolken, von denen man fürchtet, daß sie im nächsten Augenblick verschwinden könnten. Das Wunderbarste aber ist, daß wir das Land während der ganzen Zeit gesehen haben, ohne es zu wissen. Ich habe es vom »Sehnsuchtslager« aus mehreremal studirt, in dem Glauben, daß es Gletscher seien, bin aber stets zu dem Schlusse gekommen, daß es nur Wolken sind, weil ich niemals einen dunkeln Punkt entdecken konnte. Außerdem schien es seine Form zu wechseln, was meiner Meinung nach dem Nebel zugeschrieben werden muß, der stets darüber lagerte; es kam aber mit seiner merkwürdig regelmäßigen Wölbung immer an derselben Stelle wieder. Jetzt erinnere ich mich jenes dunkeln Felsens, den wir im Lager östlich von uns sahen und den ich für einen Eisberg hielt. Es muß irgendein kleines Inselchen⁴³ gewesen sein.

Das Eis war gestern zerstückelter und aufgebrochener als je; es war in der That eine harte Arbeit, sich mit Gewalt einen Weg über Eistrücken, die wie wahre Berge waren, mit Thälern und Schluchten dazwischen, zu bahnen; aber wir befanden uns in gehobener Stimmung und machten Fortschritte. Bei Rinnen, über welche ein Uebergang schwer zu finden war, zauderten wir nicht, die Kajaks zu Wasser zu bringen, wodurch wir bald hinüberkamen. Manchmal gelangten wir nach einer sehr schlechten Stelle auf eine kurze Strecke flaches Eis, über das es mitten durch Tümpel und Lachen wie im Fluge ging. Als ich gestern Vormittag einmal eine Strecke vorauf war, bestieg Johansen einen Hügel, um über das Eis Ausschau zu halten. Er bemerkte einen seltsamen schwarzen Streifen über dem Horizont, hielt ihn aber, wie er sagte, für eine Wolke, und ich dachte nicht weiter daran. Als ich aber eine Weile später ebenfalls einen Hügel erstieg, um das Eis zu überschauen, bemerkte ich denselben schwarzen Streifen; er lief vom Horizont schräg hinauf in etwas, das ich für eine weiße Wolkenbank hielt. Je länger ich die Bank und den Streifen ansah, desto verdächtiger kamen sie mir vor, bis ich mich veranlaßt fand, das Fernrohr zu holen.

Kaum hatte ich dasselbe auf den schwarzen Streifen gerichtet, als mir plötzlich einfiel, daß das *Land* sein müsse, das nicht einmal weit entfernt sein könne. Es war ein großer Gletscher, aus welchem schwarze Felsen emporrugten. Nicht lange nachher überzeugte sich auch Johansen mit dem Glase, daß wir wirklich Land vor uns hätten. Eine ausgelassene Freude erfüllte uns beide. Dann sah ich eine ähnliche gewölbte weiße Linie ein wenig weiter östlich. Dieselbe war jedoch zum größten Theile mit weißem Nebel bedeckt, in welchem sie nur schwach zu unterscheiden war, und wechselte beständig die Form. Bald darauf kam sie jedoch vollständig heraus; sie war beträchtlich größer und höher als die erste, jedoch war kein schwarzer Flecken darauf zu sehen. So also sah das Land aus, zu dem wir jetzt gekommen waren! Ich hatte es mir in vielen Formen vorgestellt, mit hohen Spitzen und glänzenden Firnfeldern, aber nie so wie dieses. Es war nichts Freundliches daran, doch war es uns darum in der That nicht weniger willkommen, und im ganzen konnten wir auch bei all dem Schnee, der hier fällt, nicht anders erwarten, als daß es schneebedeckt sein würde.

Wir schlugen nunmehr unser Zelt auf und nahmen ein der Gelegenheit entsprechendes Festmahl ein: ein Labskaus aus Kartoffeln (zum vorletzten mal, wir hatten sie lange Zeit für diese Gelegenheit aufgespart), Pemmikan, getrocknetem Bären- und Seehundfleisch und Bärenzungen, alles durcheinandergehackt. Dann hatten wir einen zweiten Gang, bestehend aus Brotkrumen, in Bärenfett gebacken, sowie Vrilspeise und Butter und ein Stück Chocolate zum Nachtsch.

Wir hielten das Land für so nahe, daß es unmöglich lange dauern könne, bis es erreicht sei, gewiß nicht länger als bis zum nächsten Abend. Johansen war sogar sicher, daß wir es noch am selben Abend erreichen würden. Aber nichtsdestoweniger sollten noch dreizehn Tage mit derselben einförmigen Quälerei über das Treibeis vergehen.

Donnerstag, 25. Juli. Als wir gestern Abend wegen des Nebels halt machen mußten, hatte ich das Gefühl, daß wir ziemlich nahe an Land gekommen seien. Diesen Morgen, als wir aufgestanden waren, war glänzender Sonnenschein und das Erste, was Johansen that, als er für mich Wasser zum Kochen holte, war natürlich, daß er auf den nächsten Hügel kletterte und nach dem Lande aussah. Da lag es, erheblich näher als vorher; er ist ganz sicher, daß wir es vor Abend erreichen werden.

Ich entdeckte an diesem Tage noch ein neues Land westlich von uns (Süd 60° West mißweisend). Es lag wie ein Schild da, regelmäßig gewölbt, ähnlich dem erstgesehenen Lande, erhob sich wenig über den Horizont und schien sehr weit entfernt zu sein.⁴⁴ Wir setzten den Weg über Rinnen und rauhes Eis, so rasch wir konnten, fort, kamen an diesem Tage aber nicht weit, und das Land schien nicht viel näher zu sein. In Wirklichkeit war kein Unterschied zu bemerken, obgleich wir uns einzubilden suchten, daß es immer höher steige. Am Sonnabend, 27. Juli, scheine ich den Argwohn gehabt zu haben, daß wir thatsächlich vom Lande forttrieben, da ich geschrieben habe:

»Der Wind begann, gerade als wir gestern aufbrechen wollten, aus Südsüdwest (mißweisend) zu wehen, und hat im Laufe des Tages zugenommen. An der Luft war leicht zu bemerken, daß der Wind das Eis vom Lande abtrieb und sich Landrinnen namentlich an der Ostseite des Eises bildeten. Als ich gestern Abend auf einen Hügel hinaufkletterte, beobachtete ich einen schwarzen Streifen am Horizont unter Land. Ich untersuchte ihn mit dem Glase, und wie ich angenommen hatte, dehnte sich ein Eis- oder Gletscherrand in westlicher Richtung weit aus; auch war, nach der dort lagernden dunkeln Nebelbank zu urtheilen, eine breite Rinne davor. Mir scheint, daß das Land nicht weit entfernt sein kann, und wenn das Eis nur einigermaßen passirbar ist, so können wir das Land vielleicht heute erreichen. Der Wind hielt letzte Nacht an, ist jetzt aber abgeflaut,

und es ist Sonnenschein draußen. Wir suchen mit allen in unserer Macht stehenden Mitteln uns in unserm neuen, aus wollenen Decken hergestellten Schlafsack eine behagliche Nachtruhe zu verschaffen. Wir haben versucht, auf dem nackten Eise, dann auf den Schneeschuhen und heute Nacht wieder auf dem nackten Eise zu liegen, aber das ist hart und nicht sehr bequem; auch ist es etwas kalt, wenn man naß ist – wir werden jedoch ein gutes warmes Bett um so höher schätzen, wenn wir es erst haben.«

Dienstag, 30. Juli. Wir kamen unglaublich langsam weiter, aber wir dringen trotzdem immer mehr in die Nähe des Landes vor.⁴⁵ Jede Art von Hinderniß scheint uns zu bedrängen: jetzt habe ich einen solchen Hexenschuß, daß ich gestern nur unter Aufbietung meiner ganzen Willenskraft mich weiter schleppen konnte. An schwierigen Stellen mußte Johansen mir und meinem Schlitten weiter helfen. Die Schmerzen fingen vorgestern an; gegen Ende unsers Marsches mußte Johansen vorangehen und einen Weg suchen. Gestern ging es mir viel schlimmer; wie es mir heute geht, weiß ich nicht, ehe ich mich zu bewegen anfangen. Ich will jedoch dankbar sein, falls ich mich überhaupt weiter schleppen kann, wenn es auch nur mit unendlichen Schmerzen geschieht. Gestern Morgen mußten wir, nachdem wir neun Stunden gegangen waren, des Regens wegen um 3 Uhr halt machen und lagern; es war aber dem Regen gelungen, uns zu durchnässen, noch ehe wir einen passenden Platz für das Zelt gefunden hatten. Hier sind wir einen ganzen Tag geblieben, während es in Strömen goß, und wir sind dabei nicht trockener geworden. Unter uns befinden sich Pfützen, und der Sack ist auf der Unterseite durchweicht. Der Wind ist in diesem Augenblicke nach Westen herumgegangen, und es hat aufgehört zu regnen; wir bereiteten uns daher Brei zum Frühstück und gedenken dann den Weg wieder fortzusetzen. Aber wenn es aufs neue zu regnen anfangen sollte, müssen wir halt machen; denn wir dürfen uns nicht durchregnen lassen, weil wir keine Kleider zum Wechseln haben. Es ist nichts weniger als angenehm, mit nassen Beinen und mit Füßen, die wie Eiszapfen sind, zu liegen und keinen trockenen Faden zum Anziehen zu haben. Vereinzelt ausgewachsene Rosenmöven sahen wir heute viermal. Als Johansen morgens draußen war, um Wasser zu holen, bemerkte er zwei.⁴⁶

Mittwoch, 31. Juli. Das Eis war infolge der Unebenheiten und der Rinnen so zerstückelt und unpassierbar, wie man sich nur denken kann. Die anhaltende Reibung und das Pressen der Schollen aneinander mahlt das Eis dermaßen zusammen, daß das Wasser voll von Schlamm und kleinen Stücken ist. In solchem Wasser mit den Kajaks zu fahren, ist unmöglich, und das Suchen, bis man schließlich eine unsichere Uebergangsstelle findet, dauert lange. Manchmal müssen wir uns eine solche herstellen, indem wir kleine Schollen zusammenschieben, oder wir müssen die Schlitten auf einem kleinen Eisstück hinüberführen. Jede einzelne Rinne kostete uns viel Zeit und Mühe, und das Weiterkommen auf diese Weise ist nur ein langsames. Mein Rücken schmerzt noch immer; Johansen mußte wieder vorausgehen; abends und morgens muß er mir die Beinkleider an- und ausziehen, weil ich selbst nicht dazu im Stande bin. Er ist rührend aufopfernd und sorgt für mich, als ob ich ein kleiner Junge wäre; alles, wodurch er es mir leichter machen zu können glaubt, thut er im stillen, ohne daß ich es weiß. Armer Junge, er hat jetzt doppelt so schwer zu arbeiten, und ich weiß nicht, wie es enden soll. Heute fühle ich mich jedoch sehr viel besser und werde hoffentlich bald wieder vollständig gesund sein.

Donnerstag, 1. August. Eis mit mehr Hindernissen als hier – ob es das wol gibt? Aber wir arbeiten uns langsam weiter, und da dies geschieht, sollten wir eigentlich zufrieden sein. Wir haben übrigens eine Veränderung gehabt – prächtiges Wetter mit glänzendem Sonnenschein. Es scheint mir aber, als ob der Südwind, den wir gehabt haben und der die Rinnen geöffnet hat, uns wieder eine tüchtige Strecke weiter vom Lande gebracht habe. Wir sind auch weit nach Osten getrieben und sehen das westlichst gelegene Land mit den schwarzen Felsen, die wir zuerst

wahrgenommen haben, nicht mehr. Es scheint beinahe, als ob die Rosenmöven sich hier zu Lande aufhalten; wir sehen sie täglich.

Ueber eins freue ich mich: mein Rücken ist fast wieder gut, sodaß ich unser Vorwärtskommen nicht mehr aufhalten werde. Jetzt habe ich einen Begriff davon, wie es sein würde, wenn einer von uns ernstlich erkranken sollte. Mir ist ungemein bange davor. Unser Schicksal wäre dann besiegelt.



Unglaublich langsames Weiterkommen.

Freitag, 2. August. Es ist, als ob sich uns alles in den Weg gestellt hätte, sodaß wir niemals von diesem Treibeise fortkommen. Mein Rücken ist wieder gut. Das Eis war gestern passirbarer als vorher, sodaß wir einen beinahe guten Tagemarsch machten, dafür trieben uns aber Wind und Strömung wieder vom Lande ab, und wir sind wieder weiter davon entfernt. Gegen diese beiden Feinde ist, fürchte ich, alles Kämpfen vergeblich. Wir sind weit fort nach Südosten getrieben, haben die Nordspitze des Landes ungefähr rechtweisend westlich von uns und sind jetzt auf ungefähr $81^{\circ} 36'$ nördlicher Breite. Meine einzige Hoffnung ist jetzt, daß diese östliche Drift vom Lande fort aufhören oder ihre Richtung ändern und uns damit wieder näher an das Land bringen werde. Leider haben die Rinnen sich mit jungem Eise bedeckt, sodaß man nicht weiß, wie man die Kajaks verwenden soll. Wenn es noch schlechter wird, dann sieht die Sache schlimm aus. Inzwischen können wir nichts thun, als so rasch wie möglich weiter gehen. Sollten wir jedoch ins Eis zurücktreiben, dann – ja dann ...

Sonnabend, 3. August. Unglaublich schwere Arbeit. Wir würden sie niemals ausführen können, wenn wir nicht *müßten*. Wir haben verteuft wenig Schritte dem Lande zu gemacht, wenn wir solche überhaupt gemacht haben. Während der letzten Tage hatten wir für die Hunde kein Futter außer den Elfenbeinmöven und Eissturmvögeln, die wir haben schießen können, und das waren täglich nur ein paar. Gestern bekam jeder der Hunde nur ein kleines Stückchen Speck.

Sonntag, 4. August. Diese Rinnen machen verzweifelte Mühe und nehmen unsere ganze Kraft in Anspruch. Oft müssen wir mehrere hundert Meter weit nur aus Eisschlamm oder von Block zu

Block gehen und die Schlitten nachschleppen, in steter Gefahr, daß sie ins Wasser fallen. Johansen war gestern sehr nahe daran, jedoch gelang es ihm, wie bisher immer, sich zu retten. Die Hunde fallen beständig hinein und nehmen ein Bad.

Montag, 5. August. Noch nie haben wir so schlechtes Eis gehabt als gestern, doch brachten wir es trotzdem fertig, unsern Weg mit Gewalt etwas weiter fortzusetzen. Zwei glückliche Begebenheiten hatten wir an diesem Tage; die erste war, daß Johansen nicht von einem Bären aufgefressen wurde, die zweite, daß wir offenes Wasser unter dem Gletscherrande am Lande sahen.

Wir brachen gestern Morgen um 7 Uhr auf und kamen auf Eis, das so schlecht wie möglich war. Es war, als ob ein Riese ungeheuere Blöcke kopfüber, kopfunter hinabgeschleudert und dazwischen nassen Schnee mit Wasser ausgestreut habe, in dem wir bis an die Hüften einsanken. Auch zahlreiche, tiefe Tümpel befanden sich zwischen den Blöcken. Es war eine Quälerei über Berg und Thal, auf und nieder über Block hinter Block, über Rücken hinter Rücken, mit tiefen Spalten dazwischen; keine freie Stelle groß genug, um nur das Zelt aufzuschlagen: so ging es die ganze Zeit weiter. Um unser Unglück zu vollenden, herrschte ein solcher Nebel, daß wir keine hundert Meter weit sehen konnten.

Nach einem unsagbar mühevollen Marsche erreichten wir endlich eine Rinne, über die wir mit den Kajaks hinüberfahren mußten. Nachdem wir den Rand der Rinne von dem jungen Eis und den Eisklumpen freigemacht hatten, zog ich meinen Schlitten an den Rand, wo ich ihn festhielt, damit er nicht ins Wasser gleiten könne. Plötzlich wurde es hinter mir lebendig, und Johansen, der sich gerade umgedreht hatte, um seinen Schlitten zu dem meinigen ⁴⁷ zu ziehen, schrie: »Schnell die Büchse!« Ich drehe mich um und erblicke einen ungeheuern Bären, der sich gerade auf Johansen wirft, der auf dem Rücken lag. Ich greife nach meiner Büchse, die – im Futteral –! auf dem Verdeck lag, allein in demselben Augenblick gleitet das Kajak ins Wasser. Mein erster Gedanke ist, mich ebenfalls ins Wasser und über das Kajak zu werfen und von dort zu schießen, ich sehe aber ein, wie gefährlich das sein würde. Ich beginne daher, das Kajak mit seiner schweren Ladung so rasch wie möglich auf den hohen Rand des Eises zurückzuholen, und liege dabei ziehend und zerrend auf den Knien, um die Büchse zu fassen. Ich habe keine Zeit, mich umzublicken und zu sehen, was hinter mir vorgeht, als ich Johansen plötzlich in aller Ruhe hinter mir sagen höre: »Schieß schnell, wenn es nicht zu spät sein soll!«

Wie ich mich beeilte! Endlich hatte ich das Schaftende erfaßt, zog die Büchse heraus, drehte mich in sitzender Stellung herum und spannte im Nu den Hahn des Schrotlaufes. Der Bär stand keine zwei Meter entfernt, bereit, meinem Hunde »Kaiphaz« ein Ende zu machen. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich konnte nicht erst den Hahn des andern Laufes spannen, ich jagte dem Bären eine Schrotladung hinter das Ohr und streckte ihn todt zwischen uns nieder.

Der Bär mußte unserer Fährte wie eine Katze gefolgt sein und sich, von den Eisblöcken verdeckt, herangeschlichen haben, während wir das Eis in der Rinne entfernt und ihm den Rücken zgedreht hatten. An der Spur konnten wir sehen, wie der Bär über einen kleinen Rücken unter der Deckung eines Hügels neben Johansen's Kajak gekrochen war. Während letzterer, ohne etwas zu argwöhnen oder sich umzublicken, zurückging und sich bückte, um die Zugleine aufzunehmen, hatte er plötzlich ein am Ende des Kajaks hockendes Thier in Sicht bekommen, aber geglaubt, daß es »Suggen« sei. Ehe er noch Zeit hatte, recht zu begreifen, daß das Thier dazu zu groß sei, hatte er einen Schlag hinter das rechte Ohr bekommen, daß ihm die Funken aus den Augen stoben, und war dann, wie erwähnt, auf den Rücken gefallen. Er suchte sich so gut wie möglich mit den Händen zu wehren; mit der einen Hand packte er das Thier bei der Kehle, hielt

sie fest und drückte sie mit aller Kraft zu. Gerade als der Bär im Begriff war, Johansen in den Kopf zu beißen, hatte dieser die denkwürdigen Worte gesprochen: »Schieß schnell!« Der Bär hatte fortwährend nach mir hingeblickt und ohne Zweifel darüber nachgedacht, was ich wol zu thun beabsichtigte, dann aber den Hund zu sehen bekommen und sich gegen diesen gewandt. Schnell wie der Gedanke hatte Johansen losgelassen und war fortgekrochen, während der Bär »Suggen« einen Schlag versetzt hatte, der den Hund ebenso kräftig aufheulen ließ, als wenn er von uns Prügel bekommen hätte. Dann hatte »Kaiphas« einen Klaps an die Nase erhalten. Inzwischen hatte Johansen sich auf die Beine gearbeitet und, als ich schoß, seine Büchse ergriffen, die aus dem Loche des Kajaks herausragte. Der einzige angerichtete Schaden bestand darin, daß der Bär Johansen etwas Schmutz von der rechten Backe abgekratzt, sodaß man dort einen weißen Streifen sah, und ihm eine leichte Verletzung an der einen Hand zugefügt hatte; »Kaiphas« hatte ebenfalls eine Schramme an der Nase.

Kaum war der Bär gefallen, als wir in geringer Entfernung noch zwei andere über einen Eishaufen gucken sahen; es waren die Jungen, die natürlich den Erfolg der mütterlichen Jagd sehen wollten.



»Schieß schnell, wenn es nicht zu spät sein soll!«

Es waren zwei große Junge. Ich hielt es nicht für der Mühe werth, ihnen eine Patrone zu opfern; aber Johansen meinte, daß das Fleisch junger Bären einen viel zarteren Geschmack habe als dasjenige alter Thiere. Er wollte einen schießen, sagte er, und rannte davon; mittlerweile hatten sich die jungen Bären auf die Socken gemacht. Doch kamen sie etwas später wieder zurück, und wir hörten sie noch in weiter Entfernung nach der Mutter brüllen.

Johansen sandte ihnen eine Kugel nach, doch war die Distanz zu groß, sodaß er nur eins der Jungen verwundete. Unter fürchterlichem Gebrüll machte es sich wieder davon, Johansen hinterher. Doch gab er die Jagd bald auf, da sie zu lang zu werden versprach. Während wir den Bären in Stücke schnitten, kamen die Jungen auf der andern Seite der Rinne wieder herbei, und

die ganze Zeit, die wir dort waren, gingen sie immer um uns herum. Sie brüllten und heulten in einem fort und waren auf den höchsten Eishügeln in der Runde, um nach uns auszuschaun. Als wir die Hunde tüchtig gefüttert und selbst etwas rohes Fleisch verzehrt, sowie das von den Schinken abgeschnittene Fleisch in den Kajaks verstaut hatten, fuhren wir endlich über die Rinne und setzten unsern Weg fort.

Das Eis war und blieb schlecht, und wir kamen leider unmittelbar darauf an einige fürchterliche Rinnen, voll von dicht zusammengepackten Eisblöcken. An einigen Stellen war die ganze See voll davon. Es war zum Verzweifeln, dies zu sehen; aber vorwärts mußten wir. Zwischen all diesem losen Eis trafen wir eine ungewöhnlich dicke alte Scholle mit hohen Hügeln und mit Tümpeln dazwischen. Von einem dieser Hügel aus bemerkte ich durch das Glas das offene Wasser am Fuße des Gletschers; jetzt können wir nicht mehr weit zu gehen haben. Aber das Eis vor uns sieht so unheimlich aus; jedes Stück wird uns vielleicht, wenn es so wie dieses ist, viel Zeit kosten.

Während wir weiter zogen, hörten wir den verwundeten Bären hinter uns unaufhörlich brüllen; er erfüllte die ganze schweigsame Eiswelt mit seiner bitteren Klage über die Grausamkeit der Menschen. Es war traurig anzuhören, und wenn wir Zeit gehabt hätten, würden wir ohne Zweifel umgekehrt sein und eine Patrone an das Thier gewendet haben. Wir sahen, wie die jungen Bären nach der Stelle hingingen, wo die Mutter lag, und dachten uns, daß wir sie los seien; doch hörten wir sie bald nachher aufs neue, und selbst als wir uns gelagert hatten, waren sie noch in der Nähe.

Mittwoch, 7. August. Endlich befinden wir uns in der Nähe des Landes, endlich liegt das Treibeis hinter uns und vor uns offenes Wasser, offen hoffentlich bis zu Ende. Gestern war der wichtige Tag. Als wir vorgestern Abend aus dem Zelte krochen, glaubten wir beide, daß wir uns dem Rande des Gletschers näher als je befänden. Mit neuem Muthe und in der schwachen Hoffnung, das Land an diesem Tage zu erreichen, machten wir uns wieder auf den Weg. Und doch wagten wir nicht daran zu denken, daß unser Leben auf dem Treibeise seinem Ende schon so nahe sei. Nachdem wir fünf Monate darauf herumgewandert waren und so viele Enttäuschungen erfahren hatten, waren wir auf einen Fehlschlag unserer Hoffnung nur zu wohl vorbereitet. Wir glaubten jedoch, daß das Eis weiterhin sich besser anließe, waren aber noch nicht weit gekommen, als wir an breite Rinnen voll von Schlamm und häßlichem, unebenem Eis, Hügeln und Thälern und tiefem Schnee mit Wasser gelangten, wo wir bis an die Hüften einsanken. Nach ein paar solchen Rinnen besserte es sich ein wenig, und wir kamen wieder auf flaches Eis. Nachdem wir eine Strecke darauf zurückgelegt hatten, war es augenfällig, wieviel näher wir dem Rande des Gletschers waren. Er konnte unmöglich mehr weit entfernt sein. Da kam Leben in uns! Wir spannten uns eifrig wieder vor die Schlitten, nahmen einen Anlauf, und fort ging es durch Schnee und Wasser, über Hügel und Ketten. Es ging wie im Fluge; was fragten wir danach, wenn wir bis hoch über unsere Pelzgamaschen ins Wasser sanken, sodaß sowol sie wie unsere Komager voll liefen und das Wasser in ihnen bei jedem Schritte wie in einer Pumpe auf- und niederging! Was machte das aus, wenn wir nur weiter kamen!

Bald darauf hatten wir Ebenen erreicht, wo wir rascher und immer rascher vorwärts kamen. Wir wateten durch Tümpel, sodaß das Wasser nach allen Seiten spritzte. Immer näher kamen wir, und an dem dunkeln Wasserreflex vor uns, der fortwährend höher stieg, bemerkten wir, wie wir uns dem offenen Wasser näherten. Wir nahmen jetzt nicht einmal von Bären Notiz, obwol viele in der Nähe zu sein schienen, da alte und neue Fährten kreuz und quer liefen. Ein Bär hatte sogar, während wir schliefen, das Zelt inspicirt, und an der neuen Fährte sahen wir, daß er mit dem Winde im Lee von uns herangekommen war. Wir hatten jetzt keine Verwendung für Bären, wir hatten genug zu essen. Bald konnten wir das offene Wasser unter der Gletscherwand sehen und

immer schneller schritten wir aus. Während ich dahinrannte, dachte ich an den Zug der Zehntausend durch Asien, als die Soldaten Xenophon's nach einjährigem Kampfe gegen überlegene Streitkräfte endlich von einem Berge herab das Meer sahen und riefen: »Thalatta! Thalatta!« Wol war dieses Meer uns nach unserm monatelangen Umhertreiben auf dem endlosen weißen Treibeise ebenso willkommen.

Endlich stand ich am Rande des Eises. Vor mir lag die dunkle Meeresfläche mit weißen, treibenden Eisschollen; weit in der Ferne stieg die Gletscherwand jäh aus dem Wasser aus; das Ganze lag in düsterer nebelhafter Beleuchtung. Freude sprang uns bei diesem Anblick im Herzen auf, aber in Worten konnten wir ihr keinen Ausdruck geben. *Hinter* uns lagen nun alle unsere Sorgen, *vor* uns der Wasserweg in die Heimat, Licht und Lust entgegen! Ich winkte Johansen, der eine kleine Strecke zurück war, mit dem Hute, und er schwenkte den seinigen zur Antwort und schrie aus Leibeskräften: »Hurrah!« Ein solches Ereigniß mußte gefeiert werden, und wir thaten es, indem jeder von uns ein Stück Chocolate verzehrte.

Während wir noch standen und auf das Wasser blickten, tauchte der Kopf eines großen Seehundes auf, verschwand aber wieder in aller Stille; bald zeigten sich jedoch noch mehrere. Es war uns beruhigend, zu wissen, daß wir jede Minute uns so viel zu essen verschaffen können, wie wir wollen.



Am offenen Meere.

Nun kam die Auftakelung der Kajaks für die Seefahrt. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn wir einzeln gerudert wären; allein mit den langen, großen Schlitten an Deck war dies nicht leicht, auch wagte ich nicht, sie zurückzulassen, da wir noch gute Verwendung für sie haben konnten. Für den Augenblick war daher nichts weiter zu machen, als die beiden Kajaks nebeneinander zu befestigen, sie mit den Schneeschuhen unter den Strippen zu versteifen und die Schlitten quer darüber zu legen, den einen vorn, den andern hinten.

Traurig war es, daß wir nicht daran denken konnten, unsere beiden letzten Hunde mitzunehmen; aber wahrscheinlich würden wir keine weitere Verwendung mehr für sie haben, und es würde

sich nicht haben machen lassen, sie an Deck der Kajaks mitzuführen. Es that uns leid, uns von ihnen zu trennen; wir hatten die beiden Ueberlebenden sehr lieb gewonnen. Armer »Suggen«, wie rührend schlau war er, und wie stolz und schön war »Kaiphas« bis zuletzt gegangen. Treu und ausdauernd waren sie uns auf der ganzen Reise gefolgt, und nun, als bessere Zeiten gekommen waren, mußten sie dem Leben Valet sagen. Sie in derselben Weise wie die andern tödten wollten wir nicht; wir opferten daher eine Patrone für jeden. Johansen erschoss meinen Hund hinter einem Hügel, ich den seinen; es war eine harte Aufgabe.



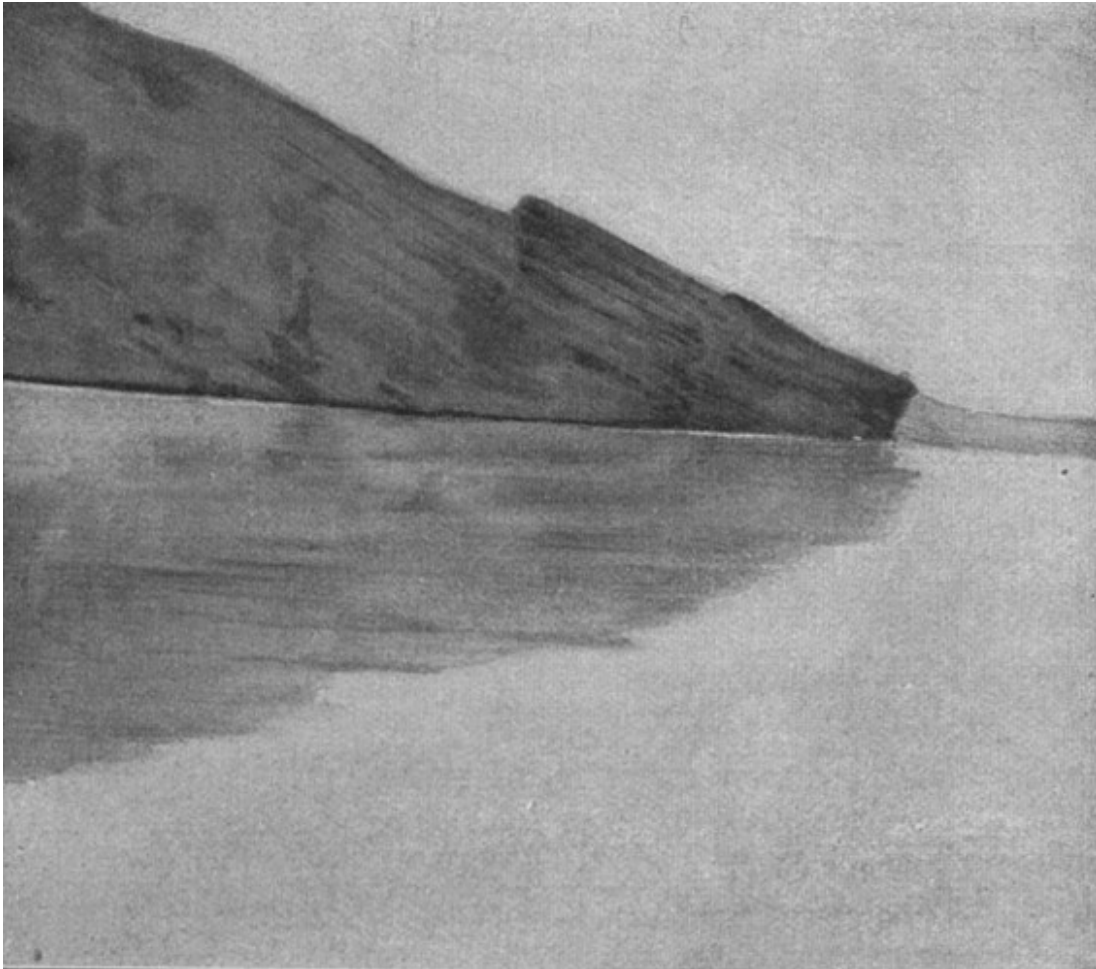
»Kaiphas« letzter Gang.

Nun waren wir zum Aufbruch bereit. Es war wirklich ein Vergnügen, die Kajaks über das Wasser tanzen zu lassen und die kleinen Wellen an den Seiten plätschern zu hören. Seit zwei Jahren hatten wir eine solche Wasserfläche nicht mehr vor uns gesehen. Wir waren noch nicht weit gefahren, als wir den Wind so günstig fanden, daß wir ihn ausnutzen konnten, weshalb wir ein Segel auf unsere Flotille setzten. Bequem glitten wir vor dem Winde dem Lande zu, nach welchem wir uns die vielen Monate gesehnt hatten. Welche Veränderung, nachdem wir uns den Weg Fuß für Fuß, ja Zoll für Zoll auf dem Eise hatten erkämpfen müssen! Der Nebel hatte uns das Land eine Zeit lang verborgen, doch jetzt theilte er sich, und wir sahen den Gletscher gerade vor uns steil aufsteigen. In demselben Augenblick brach die Sonne durch; ich kann mich kaum eines schönern Morgens erinnern. Bald waren wir beim Gletscher, wo wir das Segel herablassen und westwärts rudern mußten, der Eiswand entlang, die 16-20 Meter hoch war und an welcher eine Landung unmöglich schien. Es war, als ob in dem Gletscher wenig Bewegung sei; das Wasser hatte sich am Fuße einen Weg tief ausgewaschen; Geräusch von fallenden Eisstücken oder Krachen von Spalten, wie man es bei großen Gletschern in der Regel hört, war nicht zu vernehmen. Er war auch auf der Oberfläche ganz eben; Spalten waren nicht zu bemerken. An der ganzen Höhe der Wand sah man ungewöhnlich scharf markirte Jahresschichten.

Bald entdeckten wir, daß die Gezeitenströmung mit großer Geschwindigkeit an der

Gletscherwand entlang nach Westen setzte, und mit ihr kamen wir rasch weiter. Dagegen war es nicht leicht, einen Lagerplatz zu finden, sodaß wir schließlich gezwungen waren, auf einer treibenden Scholle Aufenthalt zu nehmen. Es war aber herrlich, sich zur Ruhe zu legen in dem Bewußtsein, nicht zu weitem Qualen im Treibeis aufstehen zu müssen.

Als wir uns heute Morgen erhoben, fanden wir das Eis rund um uns herum zusammengepackt, und ich weiß noch nicht, wie wir aus demselben herauskommen werden, hinaus in das offene Wasser im Westen von uns.



Gletscherwand auf dem Lande (Eva-Insel).

Diese Annahme ist äußerst zweifelhaft. Später ergab sich, daß dies *Kronprinz-Rudolf-Land* sein müsse. In Wirklichkeit waren wir wahrscheinlich weiter davon entfernt als vorher. Je weiter wir kamen, desto mehr sahen wir täglich von diesen merkwürdigen Vögeln. In der Regel kreuzten wir die Rinnen in folgender Weise: wir placirten die Schlitten mit den Kajaks nebeneinander, banden letztere aneinander fest und versteiften sie dadurch, daß wir die Schneeschuhe querüber unter die Strippen schoben. Dann ließen wir die Kajaks mit den darunter befestigten Schlitten zu Wasser. Auf der andern Seite brauchten wir die Schlitten nur wieder aufs Eis zu holen.

Achtes Kapitel

Am Lande entlang

Donnerstag, 8. August. Nachdem wir unser Gepäck über einige Schollen gezogen hatten, gelangten wir gestern ohne große Schwierigkeit ins offene Wasser. Als wir den Rand desselben erreicht hatten, fertigten wir uns aus unsern Schneeschuhstöcken, an welche wir aus zerbrochenen Schneeschuhen hergestellte Blätter befestigten, jeder ein Paddel an, das eine große Verbesserung gegen die etwas plumpen Paddeln war, die aus Bambusstöcken bestanden, an welche Blätter aus Segeltuch befestigt waren. Ich hatte große Neigung, die Schlitten abzuschneiden und sie auf die halbe frühere Länge zu verkürzen; thaten wir das, so konnten wir sie auf dem Hinterdeck der Kajaks mitführen und auf diese Weise jeder allein rudern, wodurch wir sehr viel schneller vorwärts gekommen wären, als wenn wir die zusammengebundene Flotille ruderten. Es schien mir aber doch, daß es vielleicht nicht rathsam sein würde. Das Wasser vor uns ließ sich gut genug an, allein es herrschte Nebel, sodaß wir nicht weit sehen konnten; wir wußten nichts von dem Lande oder der Küste, die wir erreicht hatten, und konnten vielleicht noch gute Verwendung für die Schlitten haben. Wir setzten daher die Fahrt wie bisher auf dem Doppelkajak fort, mit den Schlitten vorn und hinten quer über Deck.

Das Wetter klarte bald etwas auf. Es war todtstill, die Wasserfläche lag wie ein großer Spiegel vor uns, und kleine Stücke Eis, hier und dort eine Scholle, trieben darauf umher. Es war ein wunderbar schöner Anblick und wirklich herrlich, in unsern leichten Fahrzeugen zu sitzen und ohne Anstrengung über das Wasser zu gleiten. Plötzlich tauchte ein Seehund vor uns auf, während über uns beständig Elfenbeinmöven, Stummelmöven und Eissturmvögel hinflogen. Auch Krabbentaucher sahen wir, sowie einige Rosenmöven und ein paar Seeschwalben. Hier mangelte es nicht an Thierleben und an Nahrung, wenn wir derselben bedürfen sollten.

Wir fanden, als wir neben der Eiswand hinruderten, daß das offene Wasser immer breiter wurde; das Wetter wollte jedoch nicht so klar werden, daß wir von der Umgebung etwas sehen konnten. Der Nebel lagerte hartnäckig über dem Lande.

Anfänglich war unser Kurs mißweisend West zu Nord; allein das Land wendete sich immer mehr nach Westen und Süden, und die Wasserfläche wurde größer und breitete sich zu einer großen See aus, die sich nach südwestlicher Richtung ausdehnte. Aus Nordnordwest sprang eine Brise auf, und es entstand dadurch eine erhebliche Bewegung, die nicht angenehm war, weil das Wasser beständig zwischen den beiden Fahrzeugen emporspülte und uns durchnäßte. Gegen Abend legten wir auf dem Eise an und richteten unser Zelt auf; kaum war das geschehen, begann

es zu regnen, sodaß es für uns hohe Zeit gewesen war, unter Dach zu kommen.

Freitag, 9. August. Gestern Morgen mußten wir die Schlitten mit den Kajaks wieder über Eis schleppen, das vor unserm Lagerplatz zusammengetrieben war. Bei dieser Arbeit brachte ich es fertig, ins Wasser zu fallen, und wurde naß. Mit Mühe kamen wir endlich durch, hinaus ins offene Wasser. Nach einer Weile fanden wir den Weg versperrt, sodaß wir gezwungen waren, die Schlitten über einige Schollen zu schleppen; dann aber hatten wir den ganzen Tag gutes offenes Wasser. Es wehte ein nordwestlicher Wind, der das Eis dem Lande zugetrieben hatte, und es war ein Glück, daß wir so weit gekommen waren, weil, der Luft nach zu urtheilen, hinter uns die See stark mit Eis besetzt war. Der Nebel hing über dem Lande, sodaß wir von diesem wenig sahen. Je weiter wir vorwärts kamen, desto mehr konnten wir einen südlichen Kurs einhalten, und da wir den Wind hinter uns hatten, setzten wir gegen 1 Uhr Segel ein und segelten den ganzen Tag weiter, bis wir gestern Abend anhielten. Unsere Segelfahrt wurde nur einmal unterbrochen, als wir um eine Eisspitze nördlich von der Stelle, wo wir uns jetzt befinden, herumrudern mußten. Die Gegenströmung war so stark, daß wir nur mit unserer ganzen Kraft dagegen ankommen konnten und es uns nur nach beträchtlicher Anstrengung gelang, die Spitze zu umschiffen. Wir haben bisjetzt des Nebels wegen wenig von dem Lande gesehen, an dem wir entlang fahren; soweit ich aber beobachten kann, besteht es aus Inseln. Zuerst war da eine große, mit einem Gletscher bedeckte Insel; westlich davon war eine kleinere, auf der sich die beiden Felsenklippen befinden, die uns zuerst auf die Nähe des Landes aufmerksam gemacht haben; dann kam ein langer Fjord oder ein Sund mit schwerem Küsteneis, und endlich ein kleines, niedriges Vorgebirge oder wol richtiger eine Insel, an deren Südseite wir uns jetzt gelagert haben. Das längs des Landes liegende Küsteneis ist sehr merkwürdig. Es ist ungewöhnlich schwer und uneben und scheint aus zusammengeschweißten ungeheuern Blöcken zu bestehen, die jedenfalls zum großen Theile von Gletschern herkommen. Vielleicht hat auch ein heftiger Druck gegen das Land stattgefunden und das Meereis zugleich mit von dem Gletscher herrührenden Eisstücken emporgehoben, worauf das Ganze zu einer zusammenhängenden Masse gefroren ist. Ein mittelgroßer Eisberg lag unweit des Vorgebirges nördlich von uns, wo die Strömung so stark war. Wo wir jedoch jetzt sind, ist flaches Buchteneis zwischen der niedrigen Insel hier und einer größern weiter nach Süden.

Das Land wird mir immer räthselhafter. Ich bin mehr als je in Verlegenheit darüber, wo wir sind. Es erscheint mir sehr merkwürdig, daß die Küste sich beständig nach Süden erstreckt, anstatt nach Südwesten. Ich könnte es am besten erklären, wenn ich annehme, daß wir uns an der Westküste von Franz-Joseph-Land befinden; aber dazu scheint die Mißweisung zu groß, und ich kann mir auch nicht erklären, woher so viele Rosenmöven kommen sollen. Auf Spitzbergen ist noch nicht eine einzige mit Bestimmtheit gesehen worden, und wenn meine Annahme richtig ist, kann dieses nicht weit entfernt sein. Gestern sahen wir wieder eine Anzahl derselben; sie sind hier ebenso gewöhnlich wie die andern Mövenarten.

Sonnabend, 10. August. Wir haben die kleine Insel bestiegen, in deren Nähe wir gelagert haben. Sie war mit einem Gletscher bedeckt, der sich wie ein regelrechter Schild darüber hin wölbte; alle Seiten fielen langsam ab. So gering war die Neigung, daß unsere Schneeschuhe auf der Schneekruste nicht einmal von selbst glitten. Von der Höhe hatten wir einen guten Ausblick, und da der Nebel sich gerade hob, so sahen wir das Land rundherum ziemlich klar.

Es zeigte sich deutlich, daß es nur Inseln gewesen waren, an denen wir entlang gefahren sind. Die erste war die größte. Die andere mit den beiden Felsenklippen hatte, wie wir wahrnahmen, längs der Küste an der Nordwestseite einen Streifen kahlen Landes. Versammelten sich dort vielleicht die Rosenmöven und hatten sie ihre Brutstätten daselbst? Die Insel im Süden von uns sah

ebenfalls groß aus; sie schien vollständig von einem Gletscher bedeckt zu sein.

Ich nannte die erste Insel *Eva-Insel*, die zweite *Liv-Insel* und die kleine, auf welcher wir uns befanden, *Adelaide-Insel*. Die vierte Insel, südlich von uns, ist vielleicht schon von Payer gesehen und von ihm *Freedens-Insel* genannt worden. Die ganze Inselgruppe taufte ich » *Hvidtenland*« (Weißes Land).

Zwischen den Inseln und soweit wir nach Südosten und Osten sehen konnten, war die See mit vollständig flachem Buchteneis bedeckt, doch war in dieser Richtung kein Land zu erkennen. Eisberge waren hier nicht, dagegen sahen wir im Laufe des Tages einige auf der Südseite der Insel südlich von uns.

Der Gletscher, der die kleine Insel bedeckte, auf welcher wir standen, ging in fast unmerkbarer Weise in Buchteneis über, und nur einige kleine Spalten längs der Küste deuteten an, wo er zu beginnen schien. Ein merkliches Steigen und Fallen des Eises mit der Gezeitenströmung konnte hier nicht stattfinden, sonst wären die Spalten bedeutend größer gewesen. Das schien merkwürdig, da die Gezeitenströmung hier so rasch wie ein Fluß lief. An der Westseite der Insel lag vor dem Gletscher ein Wall von Eis und Schnee, der sich wahrscheinlich aus zusammengeschweißten Stücken von Gletscher- und Meereis gebildet hatte. Er war von derselben Beschaffenheit wie das massive Küsteneis, das wir früher an der Küste gesehen hatten. Mit einer glatten Böschung ging dieser Wall ganz sanft in den Gletscher über.

Gegen 3 Uhr nachmittags machten wir uns endgültig in offenem Wasser auf und segelten bis ungefähr 8 Uhr abends. Dann schloß sich das Wasser, und wir waren gezwungen, die Flotille über flaches Eis nach dem offenen Wasser auf der andern Seite zu schleppen. Jedoch schien uns das Fahrwasser auch hier versperrt zu sein, und da wir die Strömung gegen uns hatten, schlugen wir das Zelt auf.

Am 10. August waren wir gezwungen, zum Theil die Schlitten über das Eis zu schleppen, zum Theil auf offenem Wasser in südwestlicher Richtung zu rudern. Als wir wieder schiffbares Wasser erreichten, passirten wir eine Heerde Walrosse, die auf einer Scholle lagen. Es war ein Vergnügen, soviel Nahrung an einer Stelle angehäuft zu sehen, jedoch nahmen wir keine Notiz von ihnen, da wir vorläufig Fleisch und Speck zur Genüge hatten. Nachmittags kamen wir in den Nebel und mit ihm geriethen wir in eine tiefe Bucht im Küsteneis, wo es keinen Ausweg gab; wir mußten umkehren, was uns beträchtlich aufhielt. Wir mußten jetzt einen westlichen Kurs am Rande des oft massiven und unebenen Eises entlang verfolgen. Allein die Strömung war uns gerade entgegen, und außerdem hatte sich tagsüber junges Eis gebildet, das so dick war, daß wir nicht mehr rudern konnten. Das Wetter war kalt und windstill gewesen, und es war Schnee gefallen, der so dicht geworden war, daß wir nicht mehr gegen denselben vorzudringen vermochten. Wir begaben uns daher ans Land auf das Eis und schleppten die Schlitten noch bis um 10 Uhr abends.

Bärenfährten, alte und neue, in allen Richtungen, sowol einzelne von alten Junggesellen, als auch von Bärinnen mit Jungen. Es sieht aus, als ob sie sich hier ein allgemeines Rendezvous gegeben hätten oder als ob eine Schar von ihnen hin- und hergetrabt wäre. Nie in meinem Leben habe ich so viele Bärenfährten an einer Stelle gesehen.

Heute haben wir vielleicht 22 Kilometer gemacht, und doch halte ich unser Weiterkommen noch für zu langsam, wenn wir Spitzbergen noch in diesem Jahre erreichen wollen. Ich denke immer darüber nach, ob wir nicht die Enden unserer Schlitten abschneiden sollen, damit jeder sein eigenes Kajak rudern kann. Das junge Eis jedoch, das stetig schlimmer wird, und die 6° C. unter dem Gefrierpunkt, die wir jetzt haben, halten mich noch immer davon zurück. Vielleicht steht der

Winter vor der Thür, dann können die Schlitten uns sehr von nöthen sein.

Es ist ein seltsames Gefühl, so im Nebel weiter zu rudern, wie wir es thun, ohne auch nur einen Kilometer weit voraus sehen zu können. Das von uns entdeckte Land haben wir hinter uns gelassen. Wir hoffen stets auf klares Wetter, damit wir sehen können, wo das Land vor uns liegt – denn Land *muß* dort sein. Dieses flache ununterbrochene Eis muß mit irgendwelchem Lande in Verbindung stehen. Aber klares Wetter, scheint es, sollen wir nicht haben; unaufhörlich Nebel. Aber wir müssen gleichwol vorwärts.

Nachdem wir die Schlitten eine weitere Strecke über das Eis geschleppt hatten, kamen wir am nächsten Tage (11. August) wieder an offenes Wasser und ruderten vier oder fünf Stunden. Während ich auf einem Eishügel stand und das Wasser vor uns überblickte, tauchte ein ungeheures Ungethüm von Walroß ganz nahe bei uns auf. Es lag pustend aus der Oberfläche des Wassers und glotzte uns an. Wir nahmen jedoch keine Notiz von ihm, sondern bestiegen unsere Kajaks und fuhren weiter. Mit einem mal kam es dicht neben uns wieder in die Höhe, richtete sich hoch aus dem Wasser empor, schnaubte, daß die Luft erzitterte, und drohte, seine Zähne durch unser gebrechliches Fahrzeug zu stoßen. Wir ergriffen sofort die Büchsen; indeß verschwand es in demselben Augenblicke, um unmittelbar darauf an der andern Seite, neben Johansen's Kajak, wieder aufzutauchen, wo es dasselbe Manöver wiederholte. Ich hatte ihm gesagt, daß, wenn das Thier die Absicht zeige, uns anzugreifen, wir eine Patrone daran wenden müßten. Es kam mehreremal empor und verschwand wieder; wir sahen es unten im Wasser, wie es auf der Seite liegend rasch unter unsern Fahrzeugen durchschlüpfte, und da wir befürchteten, daß es mit den Hauern ein Loch durch den Boden stoßen könnte, so schlugen wir mit den Rudern ins Wasser und scheuchten es fort. Plötzlich tauchte es aber nochmals gerade neben Johansen's Kajak empor, wüthender als vorher. Johansen schickte ihm eine Ladung direct in die Augen, worauf es ein fürchterliches Brüllen ausstieß, sich herumwälzte und, einen Blutstreifen auf dem Wasser zurücklassend, verschwand. Wir ruderten so stark wir konnten, da wir wußten, daß der Schuß gefährliche Folgen haben könnte, und fühlten uns erst erleichtert, als wir das Walroß weit hinter uns an der Stelle, wo es verschwunden war, wieder auftauchen sahen.

Wir waren gemächlich weiter gerudert und hatten die Geschichte mit dem Walroß längst vergessen, als ich plötzlich Johansen einen Luftsprung machen sah und fühlte, daß sein Kajak einen heftigen Stoß von unten erhielt. Was es war, konnte ich mir nicht denken, und ich blickte mich daher um, um zu sehen, ob ein treibender Eisblock das Fahrzeug gekentert oder den Boden desselben getroffen habe. Allein plötzlich sah ich wieder ein Walroß dicht neben uns sich aus dem Wasser erheben. Ich ergriff meine Büchse, und da das Thier seinen Kopf nicht so wenden wollte, daß ich hinter das Ohr zielen konnte, wo es leichter verwundbar ist, war ich gezwungen, ihm eine Kugel mitten durch die Stirn zu jagen; es war keine Zeit zu verlieren. Glücklicherweise genügte das; das Thier trieb todt auf dem Wasser. Mit großer Mühe gelang es uns, ein Loch in die dicke Haut zu schneiden; nachdem wir uns einige Streifen Speck und Fleisch aus dem Rücken geschnitten hatten, setzten wir unsere Fahrt fort.

Um 7 Uhr abends wechselte die Gezeitenströmung und schloß sich die Rinne; genügendes Fahrwasser war nicht mehr zu finden. Anstatt die Schlitten über das Eis weiterzuschleppen, beschlossen wir auf die Oeffnung der Rinne beim Gezeitenwechsel am nächsten Tage zu warten und in der Zwischenzeit die Enden unserer Schlitten abzuschneiden, wie ich schon längst zu thun beabsichtigt hatte, sowie gute Doppelryder herzustellen, damit wir mit um so größerer Geschwindigkeit weiter kommen und mit den Einzelkajaks von der Rinne, solange sie offen war, soviel wie möglich Vortheil ziehen könnten. Während wir hiermit beschäftigt waren, klarte der Nebel endlich auf, und vor uns dehnte sich Land aus, das sich weit nach Süden und Westen, von

Südost nach Nordnordwest (mißweisend) erstreckte. Es schien eine Kette von größern und kleinern Inseln zu sein, mit Sunden dazwischen. Sie waren größtenteils mit Gletschern bedeckt; nur hier und dort stiegen steile schwarze Bergwände empor. So viel Land auf einmal zu sehen, war ein freudiger Anblick.

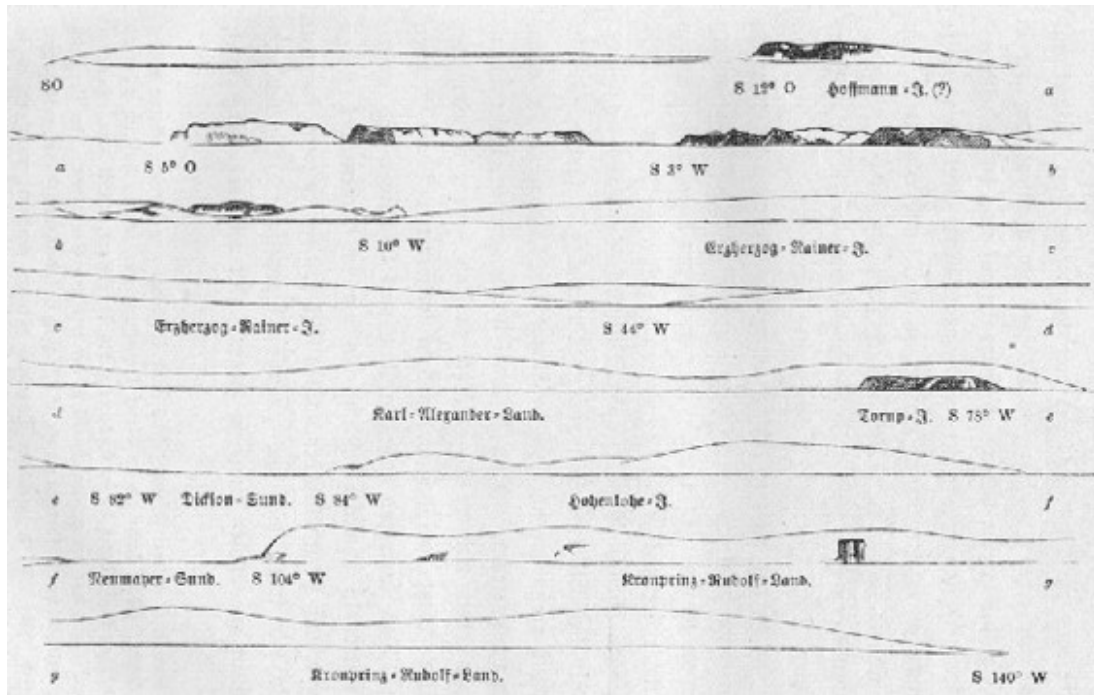
Aber wo waren wir? Das war die Frage, die schwieriger als je zu beantworten war. War es möglich, daß wir trotz allem an der Ostseite von Franz-Joseph-Land angekommen waren? Diese Annahme schien sehr einleuchtend. Allein dann mußten wir sehr weit im Osten sein und uns auf eine lange Wanderung nach Westen gefaßt machen, ehe wir Kap Fligely auf Kronprinz-Rudolf-Land erreichen konnten. Inzwischen arbeiteten wir eifrig an der Fertigstellung der Schlitten. Als aber der Nebel sich allmählich hob und es immer klarer wurde, mußten wir beständig auf einen Hügel neben uns klettern, um das Land zu betrachten und über das unlösbare Problem nachzугrübeln. Erst um 7 Uhr am Morgen des 12. August gingen wir zur Ruhe.

Dienstag, 13. August. Nachdem wir ein paar Stunden geschlafen hatten, erhoben wir uns aus dem Sacke, da die Strömung gewechselt hatte und eine breite Rinne vorhanden war. In den Einzelkajaks kamen wir gut vorwärts. Nachdem wir etwa 8 Kilometer gerudert hatten, schloß sich die Rinne, und wir mußten auf das Eis hinaufklettern. Wir hielten es für rathsam, zu warten und zu sehen, ob sich nicht eine weitere Rinne öffnen würde, wenn die Strömung umschlug. Wenn nicht, dann mußten wir neue Holzgriffe an unsern verkürzten Schlitten anbringen und sie nach einem Sunde zu ziehen suchen, den ich in ungefähr rechtweisend Westnordwest sehe und den ich, nach Payer's Karte, für den *Rawlinson-Sund* halte.

Allein die Rinne öffnete sich nicht, und so blieb es, sodaß wir die Schlitten wieder weiter schleppen mußten.

Mittwoch, 14. August. Wir schlepten die Schlitten und Lasten über eine Anzahl Schollen, fuhren über mehrere Rinnen und trafen schließlich bei einer Rinne ein, die westwärts lief und in der wir rudern konnten. Bald aber schob sie sich wieder zusammen, sodaß wir aufgehalten wurden. Die Elfenbeinmöven sind sehr kühn; in letzter Nacht stahlen sie ein Stück Speck, das dicht neben der Zeltwand lag.

Am nächsten Tage mußten wir die Reise fortsetzen. Bald ruderten wir kurze Strecken in den Rinnen, bald schlepten wir unsere Lasten über kleinere oder größere Schollen, die sich in der reißenden Strömung aneinander mahlten. Das Weiterkommen mit den kurzen Schlitten war nicht sehr schnell, und von Wasser, in dem wir hätten rudern können, fanden wir immer weniger. Mehrere Male hielten wir an und warteten, daß das Eis beim Gezeitenwechsel sich öffnen sollte. Allein dies geschah nicht, und am Morgen des 15. August gaben wir es auf, gingen auf das Landeis zu und hielten uns ernstlich an das Küsteneis. Wir hatten den Kurs jetzt westwärts dem Sunde zu gerichtet, den wir schon seit mehrern Tagen gesehen und den zu erreichen wir uns so schwer gequält hatten. Die Eisfläche war ziemlich eben, und wir kamen gut fort. Unterwegs passirten wir einen eingefrorenen Eisberg, den höchsten, den wir in diesen Gegenden gesehen haben; ich schätze ihn auf etwa 16-20 Meter.⁴⁸ Ich wäre gern hinaufgeklettert, um einen bessern Blick über unsere Umgebung zu erhalten, doch war er zu steil, und wir kamen nicht weiter als bis zum dritten Theile seiner Höhe.



Umriss von Franz-Joseph-Land, aus Nordosten gesehen (13. August 1895).
Die Theile dieser Skizze hängen an den gleichbezeichneten Enden zusammen.

Abends erreichten wir endlich die Inseln, nach denen wir während der letzten Tage gesteuert hatten, und zum ersten mal seit zwei Jahren hatten wir eisfreies Land unter den Füßen. Es war ein unbeschreiblich herrliches Gefühl, von einem Granitblock⁴⁹ zum andern springen zu können. Es wurde uns noch schöner dadurch, daß wir in einem kleinen versteckten Winkel zwischen den Steinen Moos und Blumen, großen schönen Mohn (Papaver nudicaule), Steinbrech (Saxifraga nivalis) und eine Sternmiere (Stellaria sp.?) fanden. Selbstverständlich mußte die norwegische Flagge über diesem unserm ersten eisfreien Lande wehen, und ein Festmahl wurde bereitet. Unser Petroleum war jedoch mehrere Tage vorher zu Ende gegangen, sodaß wir eine andere Lampe erfinden mußten, in welcher wir Thran brennen konnten. Das dampfend heiße Labskaus aus Pemmikan und unsern letzten Kartoffeln schmeckte köstlich, als wir im Innern des Zeltens saßen und nach Herzenslust den nackten Kies mit Füßen treten konnten.



Erstes Lager auf schneefreiem Boden. Nansen-Insel.

Wo wir sind, wird uns immer unbegreiflicher. Westlich von uns scheint ein breiter Sund zu liegen, aber welcher? Die Insel, auf der wir uns jetzt befinden und wo wir auf trockenem Lande herrlich geschlafen haben (dies schreibe ich am Morgen des 16. August), ohne daß das Eis zu Pfützen unter uns schmolz, ist ein langer moränenartiger Rücken, der ungefähr in der Richtung von mißweisend Nord nach Süd verläuft und aus theilweise großen Steinblöcken mit, soweit ich beobachtete, einzelnen anstehenden Klippen besteht. Ich nannte die Insel *Houen-Insel*. Die Blöcke sind zum Theil abgerundet, jedoch habe ich keine Anzeichen der Scheuerung an denselben gefunden. Die ganze Insel erhebt sich kaum über das Schneefeld, in welchem sie liegt und das allmählich nach dem umgebenden Eise abfällt. Westlich von uns liegt eine kahle, etwas höhere Insel, die wir seit mehrern Tagen gesehen haben. An der Küste entlang führt eine ausgeprägte Strandlinie. Nördlich von uns sind zwei Inselchen und eine kleine Inselklippe.⁵⁰



Eisberg im Norden von Franz-Joseph-Land.

Wie ich schon früher (13. August) erwähnt habe, hatte ich anfänglich angenommen, daß der Sund westlich von uns der *Rawlinson-Sund* sei. Doch schien das jetzt unmöglich zu sein, weil vom Dove-Gletscher nichts zu sehen war, der ihn auf der einen Seite begrenzt. Wenn wir dort waren, dann mußten wir diesen Gletscher und Wilczek-Land überschritten haben, ohne von beiden eine Spur zu sehen, da wir einen guten halben Grad südlich von Kap Budapest westwärts gezogen waren. Die Möglichkeit, daß wir in dieser Gegend sein könnten, hielten wir infolge dessen jetzt endgültig, für ausgeschlossen. Wir mußten zu einem neuen Land im westlichen Theile von Franz-Joseph-Land und so weit westlich gekommen sein, daß wir von den durch Payer entdeckten Ländern nichts gesehen hatten. Aber auch so weit westlich, daß wir nicht einmal etwas von *König-Oskar-Land* gesehen hatten, das auf 82° nördlicher Breite und 52° östlicher Länge liegen soll? Das war in der That unbegreiflich. Aber gab es eine andere Erklärung?

Sonnabend, 17. August. Gestern war ein guter Tag. Wir befinden uns, soweit ich sehen kann, in offenem Wasser an der Westküste von Franz-Joseph-Land und können wieder hoffen, noch in diesem Jahre nach Hause zu kommen. Gegen Mittag wanderten wir von unserm Moräneninselchen über das Eis nach der höhern Insel westlich von uns. Da ich vor Johansen fertig war, ging ich voran, um die Insel ein wenig zu untersuchen. Als er mir folgte, bekam er auf dem flachen Eise in Lee von uns einen Bären in Sicht, der gegen den Wind gerade auf ihn zugetrottet kam. Er hatte seine Büchse schußbereit. Aber als der Bär ein wenig näher gekommen war, blieb er stehen, überlegte sich die Sache noch einmal, kehrte plötzlich um und setzte sich in Bärengalopp, worauf er bald außer Sicht war.

Die Insel, zu der wir jetzt kamen, schien uns einer der lieblichsten Orte auf der Erde zu sein. Ich habe sie *Torup-Insel* genannt. Ein schöner flacher Strand, eine alte Strandlinie mit weißen

Muscheln, die überall verstreut waren, ein schmaler Gürtel offenen Wassers längs der Küste, wo Schnecken und Seeigel (Echinus) auf dem Grunde sichtbar waren und Flohkrebse umherschwammen. In den Bergwänden über uns waren Hunderte von kreischenden Krabbentauchern, und neben uns flatterten Schneeammern mit fröhlichem Gezwitscher von Stein zu Stein. Plötzlich brach die Sonne durch die leichte Wolkendecke, und der Tag schien eitel Sonnenschein zu sein. Hier war Leben und eisfreies Land, nicht mehr das ewige Treibeis! Ueberall Bärenfährten, hier und da auch Fuchsfährten. Auf dem Meeresgrunde dicht am Strande sah ich ganze Wälder von Seetang (Laminaria und Fucus). Unter den Klippen bemerkte man da und dort Schneefelder mit hübschem, rosenfarbigem Schnee. ⁵¹



Auf der Torup-Insel.

Auf der Nordseite der Insel trafen wir an einer Bergwand Scharen von Mantelmöven, die hier nisteten; sie saßen mit ihren Jungen auf den vorspringenden Rändern der Klippen. Natürlich mußten wir hinaufklettern und uns eine photographische Aufnahme dieses ungewöhnlichen Familienlebens sichern. Als wir hoch oben auf dem Berge standen, konnten wir auf das Treibeis zurückblicken, von dem wir gekommen waren. Wie eine weiße Ebene lag es unter uns und verschwand am fernen Horizont. Darüber weg waren wir gewandert. und noch weiter draußen trieb die »Fram« mit unsern Gefährten.



Auf der Nordseite der Torup-Insel.

Ich hatte beabsichtigt, auf den Gipfel dieser Insel zu klettern, um eine bessere Aussicht zu erhalten und vielleicht der Lösung des Problems, wo wir eigentlich waren, näher zu kommen. Aber als wir uns an der Westseite der Insel befanden, setzte der Nebel wieder ein und umhüllte den Gipfel, sodaß wir uns damit begnügen mußten, eine Strecke am Abhange hinaufzugehen und

nach dem Wasser im Westen auszuschaun. Eine Strecke weit hinaus bemerkten wir offenes Wasser; es sah aus wie das Meer selbst, aber bevor man es erreichen konnte, war noch ziemlich viel Eis zu passiren. Am Lande entlang zog sich eine Strecke weit eine Rinne. Wir probirten sie; sie war jedoch überall mit einer so dünnen neuen Eisschicht bedeckt, daß wir sie mit unsern Kajaks nicht zu durchbrechen wagten, es wären sonst Löcher in unsere Fahrzeuge geschnitten worden. Etwas weiter südlich legten wir daher schließlich an, um die Kajaks hinaufzuschleppen und uns wieder auf dem Eise zu halten. Während wir damit beschäftigt waren, steckte ein ungeheurer bärtiger Seehund nach dem andern den Kopf neben dem Rande des Eises hervor und stierte uns mit seinen großen Augen verwundert an; dann pflegten sie mit einem gewaltigen Kopfsprung, wobei das Wasser nach allen Richtungen umherspritzte, zu verschwinden, um bald darauf an der andern Seite wieder aufzutauchen. Sie spielten fortwährend um uns herum, schnaubend, tauchend, wieder erscheinend und sich überschlagend, sodaß das Wasser rundum schäumte. Es wäre leicht genug gewesen, einen zu erlegen, wenn wir Bedarf gehabt hätten.

Endlich, nach großer Anstrengung, standen wir am Rande des Eises. Vor uns lag die blaue Wasserfläche so weit das Auge reichte, und wir dachten daher, daß wir in Zukunft nur noch mit ihr zu thun haben würden. Nach Norden war Land,⁵² dessen steile schwarze Basaltklippen senkrecht in die See abfielen. Wir sahen Vorgebirge hinter Vorgebirge sich nach Norden erstrecken und konnten in der weitesten Ferne einen bläulichen Gletscher erkennen. Das Innere war überall gletscherbedeckt. Zwischen den Wolken und dem Lande war ein Streifen des röthlichen Nachthimmels, der sich in der sich hin- und herbewegenden melancholischen See widerspiegelte.



Aussicht von Kap Felder nach Norden.

Nunmehr paddelten wir weiter an dem Gletscher entlang, der das ganze Land südlich von uns bedeckte. Unsere Aufregung nahm zu, je mehr wir uns dem Vorgebirge im Westen näherten.

Würde die Küste sich hier südwärts wenden und war westwärts kein Land mehr? Das war es, was, wie wir erwarteten, unser Schicksal entscheiden mußte; entscheiden, ob wir die Heimat noch in diesem Jahre erreichen oder gezwungen sein würden, irgendwo in diesem Lande zu überwintern. Immer näher kamen wir heran, an dem Rande der senkrechten blauen Eiswand entlang. Endlich hatten wir das Vorgebirge erreicht, und das Herz hüpfte im Leibe vor Freude: die Küste wandte sich nach Süden und Wasser, nur Wasser lag im Westen! Wir erblickten auch einen kahlen Berg, der in einiger Entfernung aus dem Gletscher hervorragte; es war ein merkwürdig hoher Rücken, so scharf wie eine Messerklinge.⁵³ Er war der steilste und schärfste, den ich noch gesehen hatte, dunkler, säulenförmiger Basalt mit Zinnen und Zacken, sodaß er wie ein Kamm aussah. In der Mitte des Berges war ein seichter Einschnitt, und dort kletterten wir hinauf, um uns den Wasserweg nach Süden hin zu betrachten. Ein schneidender Wind blies in dem Einschnitt. Die Felsenmauer war dort keineswegs breit. An der Südseite stürzte sie senkrecht über hundert Meter auf den flachen Strand ab.



Am Rande des Eises entlang.

Während wir dort lagen, vernahm ich plötzlich ein Geräusch hinter mir, und als ich mich umsah, erblickte ich zwei Füchse, die um einen Krabbentaucher kämpften, den sie soeben gefangen hatten. Sie kratzten und zerrten und rissen sich dicht am Rande des Abgrundes aufs heftigste, bis sie plötzlich uns, keine zehn Schritt von ihnen entfernt, in Sicht bekamen. Da hörten sie auf zu streiten, schauten verwundert auf und begannen um uns herumzulaufen und uns, erst von der einen, dann von der andern Seite, anzublicken. Ueber uns flogen Scharen Krabbentaucher hin und her und ließen unaufhörlich ihren schrillen Schrei von den Absätzen der Bergwand hören. Soweit wir sehen konnten, schien dem Lande entlang nach Westen hin offene See zu sein. Der Wind war günstig, und obwol wir ermüdet waren, beschlossen wir doch, die Gelegenheit zu benutzen, etwas zu genießen, dann Mast und Segel auf den Kajaks aufzurichten und abzusegeln. Wir segelten bis zum Morgen; dann legte sich der Wind, wir landeten wieder an der Kante des festen Eises und schlugen unweit des *Kaps Brögger* das Lager auf.



Lager am Kap Brögger.

Ich freue mich wie ein Kind bei dem Gedanken, daß wir jetzt endlich an der Westküste von Franz-Joseph-Land sind, offenes Wasser vor uns haben und unabhängig von Eis und Strömungen sind.

Mittwoch, 24. August. Die Widerwärtigkeiten wollen in diesem Leben kein Ende nehmen. Als ich zuletzt schrieb, war ich erfüllt von Hoffnung und Muth. Und hier werden wir nun durch stürmisches Wetter schon den siebenten Tag aufgehalten von dem Eise, das dicht gegen die Küste gepackt und von allen Seiten unzugänglich geworden ist. Wir sehen nichts als aufgethürmte Rücken, Hügel und zerstückeltes Eis ringsum. Muth ist wol noch vorhanden, aber die Hoffnung – die Hoffnung, bald wieder zu Hause zu sein, ist schon seit langer Zeit aufgegeben, und vor uns liegt die Gewißheit eines langen, dunkeln Winters in dieser Umgebung.

Es war um Mitternacht zwischen dem 17. und 18., als wir bei wunderschönem Wetter unsern letzten Lagerplatz verließen. Es war bewölkt und die Sonne nicht sichtbar, aber man sah doch längs des Horizonts im Norden den herrlichsten röthlichen Glanz mit von der Sonne goldig geränderten Wolken, und das Meer lag glänzend und träumerisch in seiner Farbenpracht: eine wundervolle Nacht. Auf der Meeresfläche, die so glatt wie ein Spiegel war, ohne einen Eisblock, so weit das Auge reichte, glitten die Kajaks dahin, während das Wasser bei jedem leisen Schlag von den Rudern rieselte. Es war wie eine Gondelfahrt auf dem Canal grande in Venedig, und wir hätten es uns nicht besser wünschen können. Doch lag beinahe etwas Unheimliches in all dieser Stille, und das Barometer war rasch gefallen.

Inzwischen steuerten wir rasch auf das Kap im Südwesten zu, das ich 22 Kilometer entfernt schätzte und das von mir später nach *Clements Markham* benannt wurde. Nach einigen Stunden erblickten wir Eis voraus, jedoch hielten wir es beide nur für einen Streifen mit der Strömung treibender loser Eisstücke und paddelten vertrauensvoll weiter. Als wir aber allmählich näher kamen, sahen wir, daß das Eis ziemlich zusammenhängend war und sich immer weiter hinaus erstreckte, obgleich es von den niedrigen Kajaks aus nicht leicht war, die genaue Ausdehnung des Packeises zu übersehen. Wir kletterten auf einen Hügel, um die beste Route ausfindig zu machen.

Der Blick, der sich uns bot, war nichts weniger als ermuthigend. Auf der Höhe des Vorgebirges, nach welchem wir steuerten, war eine Anzahl kleiner Inselchen und Felsen, die sich weit in die See hinauserstreckten; sie waren es, die das Eis festhielten, das in allen Richtungen lag, zwischen und außerhalb von ihnen. In der Nähe von uns war es etwas aufgelockert, aber weiter hinaus sah es viel schlimmer aus, sodaß ein weiteres Vordringen zu Wasser vollständig außer Frage stand. Unser einziger Ausweg war, uns am Rande des Küsteneises zu halten und zu hoffen, daß zufällig ihm entlang eine Rinne eine Strecke weit laufen möge. Auf dem Wege zum Lande kamen wir an einem Seehund vorbei, der auf einer Scholle lag, und da unsere Vorrathskammer leer zu werden begann, so versuchte ich, ihn zum Schuß zu bekommen. Er tauchte jedoch ins Wasser, noch ehe wir in Schußweite gelangt waren.

Während wir durch kleine Eisstücke weiter paddelten, erhielt mein Kajak plötzlich von unten einen heftigen Stoß. Ich blickte mich überrascht um, da ich rundherum keine großen Stücke Eis bemerkt hatte. Es war auch nichts Derartiges zu sehen, aber es waren schlimmere Feinde in der Nähe. Kaum hatte ich einen Blick nach unten geworfen, als ich ein ungeheueres Walroß sah, das hinter mir das Wasser durchschnitt. Es kam plötzlich nach oben, richtete sich auf und stand aufrecht vor Johansen, der in meinem Kielwasser folgte. In der Befürchtung, daß das Thier in der nächsten Minute seine Hauer durch das Deck seines Fahrzeugs bohren möchte, ruderte er, so stark er konnte, rückwärts und griff nach seiner Büchse, die er im Kajak liegen hatte. Auch ich besann mich nicht und zog mein Gewehr aus dem Futteral. Das Thier stürzte sich jedoch schnaubend wieder ins Wasser, tauchte unter Johansen's Kajak durch und kam gerade hinter ihm wieder empor. Johansen meinte, genug von einem solchen Nachbar zu haben, und kletterte hurtig auf die ihm nächste Scholle. Ich folgte seinem Beispiel, nachdem ich eine Weile mit der Büchse im Anschlage gewartet hatte, daß das Walroß in meiner Nähe wieder auftauchen sollte. Das hätte mich beinahe ein kaltes Bad gekostet, welches das Walroß mir zu geben versäumt hatte. Denn gerade als ich den Fuß auf den Rand des Eises setzte, gab dieses nach, und das Kajak trieb ab, während ich aufrecht darin stand und so gut wie möglich das Gleichgewicht zu halten suchte, um nicht zu kentern. Wäre das Walroß gerade in diesem Augenblicke wieder erschienen, dann würde ich es sicherlich in seinem eigenen Elemente empfangen haben. Schließlich gelang es mir, auf das Eis zu kommen. Lange noch schwamm das Walroß immer um unsere Scholle herum, wo wir die Zeit damit ausnutzten, daß wir unser Mittagmahl einnahmen. Bald war es bei Johansen's

Kajak, bald bei dem meinen. Wir konnten sehen, wie es im Wasser unter den Kajaks hinschoß; es hatte augenscheinlich sehr große Lust, uns nochmals anzugreifen. Wir gedachten erst, ihm eine Kugel zuzuschicken, um es los zu werden, hatten jedoch keine sehr große Neigung, dafür eine Patrone zu opfern, und außerdem zeigte das Thier uns auch nur Nase und Stirn, die just nicht die besten Zielpunkte sind, wenn man es mit einem Schusse tödten will. Es war ein großes männliches Walroß.

Es ist etwas merkwürdig Phantastisches, Prähistorisches an diesen Ungethümen. Unwillkürlich mußte ich an einen Triton oder etwas Aehnliches denken, als es hier lange Zeit pustend und schnaubend dicht unter der Oberfläche des Wassers lag und uns mit seinen runden, glasigen Augen anlotzte. Nachdem es dies einige Zeit lang fortgesetzt hatte, verschwand es ebenso spurlos, wie es gekommen war.

Da wir unser Mahl beendet hatten, konnten wir die Fahrt ungehindert fortsetzen, froh, zum zweiten mal nicht umgeworfen oder von den Hauern des Walrosses vernichtet worden zu sein. Das Seltsamste dabei war, daß es so plötzlich aus der Tiefe auftauchte. Johansen hatte zwar einige Zeit vorher ein starkes Plätschern hinter sich gehört, aber gedacht, es sei ein Seehund; möglicherweise kann es das Walroß gewesen sein.

Die Rinne längs des Küsteneises befriedigte uns wenig, da sie vollständig mit jungem Eise bedeckt war, sodaß wir nicht vorwärts kommen konnten. Dazu hatte sich noch Wind aus Südsüdwest aufgemacht, und das Eis trieb auf uns zu, sodaß uns nichts weiter übrigblieb, als den Rand des Eises anzulaufen und zu warten, bis es sich wieder lockern würde. Wir holten daher den Schlafsack hervor, breiteten das Zelt über uns aus und legten uns zur Ruhe, in der Hoffnung, daß wir bald weiter fahren könnten. Das sollte jedoch nicht sein. Der Wind frischte auf, das Eis schob sich immer dichter zusammen, und bald war nach keiner Richtung mehr offenes Wasser zu sehen, und selbst das offene Meer, von dem wir hergekommen waren, war verschwunden. Alle unsere Hoffnungen, in diesem Jahre noch die Heimat zu erreichen, sanken mit einem Schlage. Nach einer Weile sahen wir ein, daß nichts anderes zu machen sei, als unsere Lasten weiter auf das Küsteneis hinaufzuschleppen und das Lager aufzuschlagen. Zu versuchen, die Kajaks weit über das unebene Eis zu schleppen, das schlimmer war als alles Eis, das wir je angetroffen hatten, hielten wir für nutzlos. Wir würden an einem Tage nicht sehr weit gekommen sein, und es hätte uns mit den Kajaks auf den kurzen Schlitten zwischen all diesen Rücken und Hügeln theuer zu stehen kommen können. Wir warteten daher Tag und Nacht darauf, daß der Wind sich legen oder sich drehen sollte. Er wehte aber ohne Unterlaß, immer aus derselben Richtung, und die Sachlage wurde durch starken Schneefall, der das Eis absolut unpassirbar machte, nicht verbessert.

Unsere Lage war keineswegs angenehm: vor uns massives, aufgebrochenes Meereis, dicht bei Land, und Gott weiß, ob es sich in diesem Jahre wieder öffnen wird; eine größere Strecke hinter uns Land (*Kap Helland*), welches nichts weniger als zum Ueberwintern einladend aussieht; um uns herum unpassirbares Eis und dabei unser Proviant stark auf der Neige. Die Südküste des Landes und Eira-Hafen erschienen uns jetzt als ein wahres Kanaan, und wir meinten, alle unsere Sorgen würden vorüber sein, wenn wir nur dort wären. Wir hofften, Leigh Smith's Hütte oder doch einige Ueberbleibsel davon finden zu können, sodaß wir etwas haben würden, um darin zu leben. Wir hofften auch, daß da, wo zweifellos viel offenes Wasser sei, es auch leicht sein müsse, Wild zu finden. Wir bedauerten, nicht einige Seehunde geschossen zu haben, als sie so zahlreich waren; am Abend, als wir unsern letzten Lagerplatz verließen, waren viele in der Nähe. Als Johansen am Rande des Eises stand und etwas an seinem Kajak richtete, war ein Seehund gerade vor ihm aufgetaucht; er hatte gemeint, es sei eine Art, die er noch nicht gesehen hätte, und hatte mich gerufen. Aber in demselben Augenblicke war in aller Stille ein schwarzer Kopf nach dem

andern, zehn bis zwanzig an der Zahl, in die Höhe gekommen, die ihn alle mit ihren großen Augen anstarrten. Er war ganz verduzt und glaubte, es sei der reine Spuk; ebenso geräuschlos wie sie gekommen, waren sie wieder verschwunden.

Ich tröstete ihn und sagte, es sei wirklich eine Art, die wir auf unserer Reise noch nicht gesehen hätten; es seien junge grönländische Seehunde (*Phoca groenlandica*). Im Laufe des Tages sahen wir noch mehrere Heerden davon.

Mittlerweile vertrieben wir uns die Zeit, so gut wir konnten, hauptsächlich mit Schlafen. Früh am Morgen des 22., ich dachte gerade darüber nach, was aus uns werden sollte, wenn das Eis sich nicht lockern sollte und wir keine Gelegenheit haben würden, uns neuen Fleischvorrath zu verschaffen, hörte ich draußen etwas scharren und sich bewegen. Es konnte wie gewöhnlich eine Eispressung sein, doch erschien es mir als nichts dergleichen. Ich sprang auf, da hörte ich es auch schon an der Zeltwand schnüffeln. Ich guckte durch einige Löcher an der einen Seite, sah aber nichts; dann ging ich nach einem großen Loch an der andern Seite, und nun erblickte ich einen ungeheuern Bären. Er bekam mich im selben Augenblick ebenfalls in Sicht und schlich davon, blieb dann aber wieder stehen und blickte nach dem Zelte zurück. Im Nu hatte ich die Büchse von der Zeltstange herabgerissen, schob sie durch das Loch und sandte dem Bären eine Kugel mitten in die Brust. Er stürzte vornüber, erhob sich aber wieder und taumelte davon, sodaß ich ihm den Inhalt des andern Laufes in die Seite geben mußte. Er stolperte noch weiter, stürzte dann aber in geringer Entfernung zwischen einigen Hügeln nieder. Es war ein ungewöhnlich großes Männchen. Vorläufig sind alle unsere Sorgen wegen unserer Nahrung zu Ende. Aber der Wind bläst unverdrossen aus derselben Richtung. Da wir an der Stelle, wo wir gelagert hatten, nicht viel Schutz fanden und ferner in unbehaglicher Nähe des Rückens waren, an dem das Eis sich beständig zusammenschob, so verlegten wir unsern Aufenthalt weiter einwärts auf das Uferis, wo wir noch liegen. Gestern Abend war wieder ein Bär in der Nähe, aber dem Zelte nicht ganz so nahe.

Gestern machten wir einen Ausflug nach dem Lande bei Kap Helland, um zu sehen, welche Aussichten wir haben würden, wenn wir gezwungen sein sollten, hier zu überwintern. Ich hatte gehofft, weiter im Lande flacheres Eis zu finden; allein statt dessen wurde es, je näher wir demselben kamen, immer schlechter, und direct unter dem Kap ragte es hoch in die Höhe, sodaß man nicht in die Nähe kommen konnte. Das Eis war bis zum Gletscher aufgethürmt. Wir bestiegen diesen letztern und blickten nach dem Sunde im Norden des Kaps hinaus. Eine kleine Strecke sah das Eis flacher aus, mehr wie Buchteneis; jedoch waren nirgends Rinnen zu erblicken, in denen wir auf Seehunde hätten rechnen können. Auch war dort keine Stelle für eine Hütte, während andererseits an der Südseite des Kaps ein ganz einladender Platz war, da das Terrain ziemlich eben war und auch etwas Kräuter und Gras sowie Moos und Steine zum Bauen vorhanden waren. Weiter draußen am Strande stieg das Eis jedoch wieder nach allen Seiten in chaotischer Verwirrung empor. Etwas ebener war es in der Richtung des Fjords oder Sundes, der weit ins Land hinein nach Südosten lief, wo das Eis bald in flaches Buchteneis überging. Doch befanden sich auch dort keine Oeffnungen, in denen wir Seehunde zu fangen hoffen konnten; es sah also mit Wild nicht gerade gut aus. Wir trösteten uns jedoch mit der Erwägung, daß in allen Richtungen Bärenfährten seien und Bären im Nothfalle unsere einzige Quelle für Nahrung und Bekleidung sein würden. In den Klippen über uns nisteten Scharen von Krabbentauchern wie an allen ähnlichen Stellen, an denen wir vorübergekommen waren. Auch sahen wir einen Fuchs.

Das Gestein war grobkörniger Basalt. Jedoch entdeckten wir neben dem Gletscher einen Hügel von losem, halb verwittertem Thonschiefer, in welchem wir aber keine Versteinerungen finden konnten. Auch einige Blöcke, die wie Granit aussahen, lagen umher.⁵⁴ Ueberall am Strande

waren die Gletscher mit rothem Schnee bedeckt, der sich im Sonnenschein herrlich ausnahm.

Beide waren wir einig, daß es möglich sei, hier zu überwintern, hofften aber, daß es das erste und letzte mal sein möge, daß wir diese Stelle beträten. Der Weg dorthin war so schlecht, daß wir kaum wußten, wie wir die Schlitten und Kajaks hinbringen sollten.

Heute ist endlich der Witterungsumschlag eingetreten, auf den wir so sehulich gewartet haben. In der Nacht flaute der Südwestwind ab. Das Barometer, das ich täglich vergeblich angestoßen hatte, hat endlich zu steigen begonnen, und der Wind ist nach der entgegengesetzten Richtung herumgegangen. Es fragt sich jetzt, ob er sich dort hält und im Stande sein wird, das Eis wieder hinauszutreiben. –

Nun kommt eine große Lücke in meinem Tagebuche, und erst spät im Winter (Freitag, 6. December) schreibe ich:

»Endlich muß ich dieses Loch in meinem Tagebuche zu flicken suchen. Ich habe mich um so viele Dinge bekümmern müssen, daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte; diese Entschuldigung ist jedoch jetzt nicht mehr gültig, da wir den ganzen Tag schlafen.«

Nachdem ich mein Tagebuch für den 24. August geschrieben hatte, ging ich hinaus, um einen bessern und geschütztern Platz zu suchen, da der Wind sich gedreht hatte und nun gerade ins Zelt hineinblies. Ich hoffte auch, daß dieser Landwind das Eis öffnen werde, und machte mich daher zunächst auf, um nachzusehen, ob am Rande des Küsteneises kein Anzeichen von Lockerung zu entdecken sei; allein die Schollen lagen noch ebenso fest zusammengepackt wie vorher. Ich fand jedoch einen vorzüglichen Platz zum Aufschlagen des Zeltes, und wir waren eifrig damit beschäftigt, dorthin umzuziehen, als wir wahrnahmen, daß das Eis landwärts zerrissen und bereits eine breite Rinne entstanden war. Wir wünschten gewiß, daß das Eis sich öffnen möchte, nicht aber auf der dem Lande zugewendeten Seite. Nun handelte es sich darum, um jeden Preis wieder auf das Küsteneis zu gelangen, um nicht mit dem Packeise in die See hinauszutreiben. Allein der Wind hatte sich zu einer steifen Brise erhoben, und es war mehr als zweifelhaft, ob wir es fertig bringen könnten, gegen denselben anzurudern, selbst für die kurze Entfernung über die Rinne. Diese wurde zusehends breiter und breiter. Wir mußten indeß einen Versuch machen und gingen daher am Rande des Eises entlang nach einer Stelle weiter östlich, wo wir unserer Ansicht nach, wenn wir die Kajaks ins Wasser lassen würden, etwas mehr Schutz vor dem Winde hätten.

Bei der Ankunft daselbst fanden wir jedoch, daß es auch hier keine leichte Sache sein würde, sie flott zu machen, ohne daß sie vollschlugen. Es wehte so, daß der Schaum über das Wasser getrieben und der Wasserstaub weit über das Eis geschleudert wurde. Es war daher wenig anderes zu thun, als unser Zelt aufzurichten und auf bessere Zeiten zu warten. Mehr als je eilten wir, Schutz im Lee zu finden, um das Zelt vor dem Zerreißen durch den Wind zu bewahren. Aber soviel wir auch suchen und auf- und abwandern mochten, es gelang uns doch nicht, einen dauernden Rastplatz zu finden, und wir mußten uns schließlich mit dem spärlichen Schutze einer kleinen Erhöhung begnügen, die, wie wir glaubten, ausreichen würde. Noch hatten wir nicht lange gelegen, als die Windstöße solche Angriffe auf das Zelt machten, daß wir es für das rathsamste hielten, es herunterzulassen, um sein Zerreißen zu verhüten.

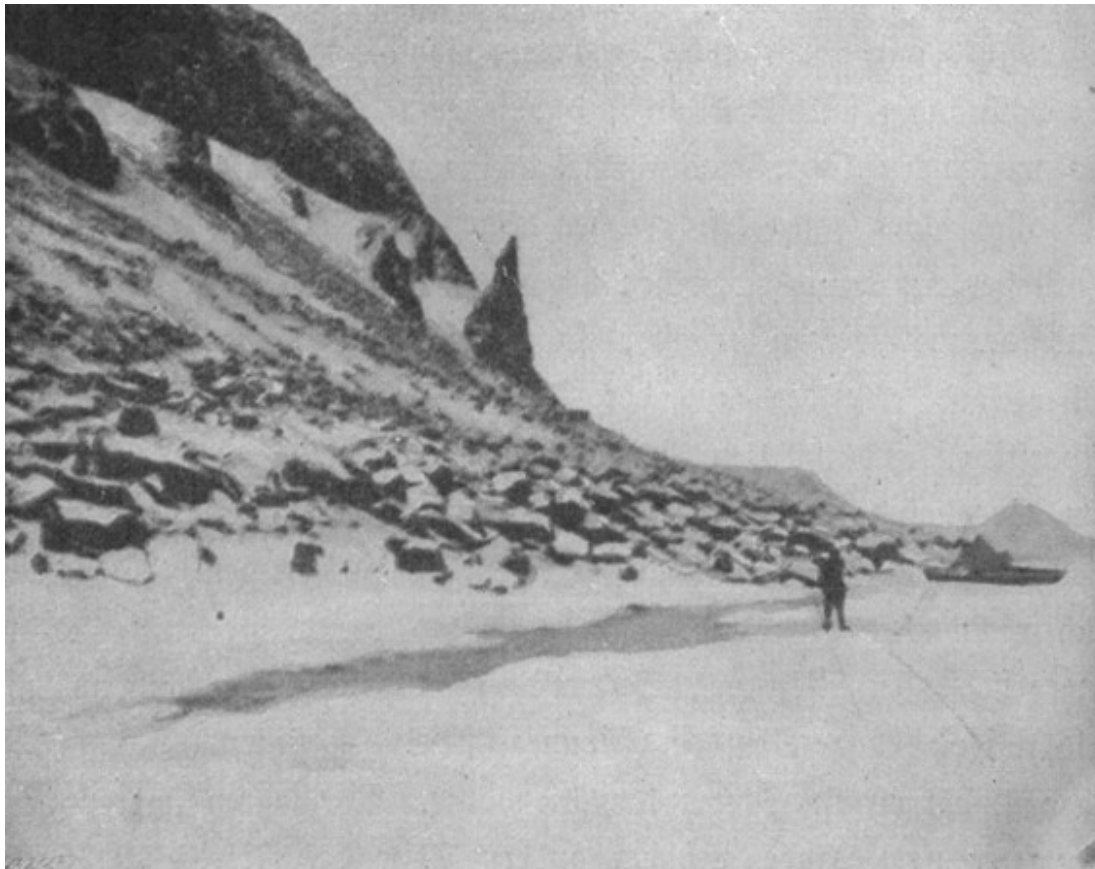
Nunmehr konnten wir unter dem niedergelegten Zelt ruhig in unsern Säcken schlafen, mochte der Wind auch über uns wüthen. Nach einer Weile wachte ich auf und bemerkte, daß der Wind sehr nachgelassen hatte, sodaß wir unser Zelt wieder aufrichten konnten; ich kroch daher hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Wenig angenehm wurde ich überrascht, als ich dabei entdeckte, daß

wir schon weit in die See hinausgetrieben waren. Wir mußten 8 bis 15 Kilometer vom Lande entfernt sein, und zwischen ihm und uns lag die offene See. Das Land erschien jetzt ganz niedrig, weit draußen am Horizont. Inzwischen hatte das Wetter sich aber beträchtlich gebessert, und wir machten uns daher nochmals am Rande des Eises entlang auf, um die Kajaks zu Wasser zu bringen. Das war aber keine leichte Sache. Noch immer wehte es stark, und die See ging hoch. Dazu kam, daß eine Anzahl loser Schollen umhertrieb, die beständig in Bewegung waren, sodaß wir davor auf der Hut sein mußten, um zu verhindern, daß die Kajaks zwischen ihnen zermalmt würden. Nach einigen vergeblichen Versuchen wurden wir endlich flott, aber nur um zu finden, daß Wind und Wogen zu stark waren; wir wären kaum im Stande gewesen, gegen beide nennenswerth weiter zu kommen. Unser einziger Ausweg war daher, zu segeln, wenn dies ausführbar war. Wir legten uns an einem Vorsprung im Eise fest, banden die beiden Kajaks zusammen, richteten den Mast auf und stachen wieder in See. Bald hatten wir ein Segel gehißt und fanden nun zu unserer unaussprechlichen Freude, daß wir vorzüglich weiter kamen. Endlich sollten wir dem Eise Lebewohl sagen, wo wir unsere Hoffnung, in diesem Jahre die Heimat zu erreichen, hatten aufgeben wollen. Stundenlang setzten wir die Segelfahrt fort und machten gute Fortschritte; dann aber nahm der Wind für unser einfaches Segel zu sehr ab, worauf ich es wagte, das ganze Doppelsegel aufzuziehen. Kaum war dies jedoch geschehen, als der Wind wieder einsetzte, sodaß wir rauschend dahinschossen. Bald wurde dies etwas zu viel; die See spülte über das im Lee gelegene Kajak, der Mast bog sich in gefährlicher Weise, und die Lage war nicht sehr anheimelnd. Es blieb uns weiter nichts übrig, als das Segel so rasch wie möglich einzureißen. Wir hißten das einfache Segel wieder auf und waren für einige Zeit von dem Wunsche geheilt, weitere Versuche anzustellen.



Segelfahrt längs der Küste.

Es ging den ganzen Tag stetig und gut vorwärts. Endlich mußte einmal das schwierige Kap passiert werden, an dem wir eine ganze Woche gelegen hatten. Aber erst am Abend hatten wir es hinter uns. Nun nahm der Wind so sehr ab, daß wir wieder das Doppelsegel aufhissen mußten, aber selbst dann ging es nur langsam weiter. Wir setzten jedoch auch während der Nacht die Fahrt längs der Küste fort, entschlossen, den Wind soviel wie möglich auszunutzen. Wir passirten ein niedriges Kap, das von einem sanft abfallenden Gletscher bedeckt war.⁵⁵ Draußen lag eine Anzahl Inseln, die, wie wir meinten, das Eis festgehalten haben mußten. Etwas weiter hin kamen wir an hohen Basaltklippen vorbei, und hier hörte der Wind vollständig auf. Da außerdem unsichtiges Wetter war und wir zur Rechten wie zur Linken von uns Land und Inseln unterscheiden konnten, sodaß wir nicht wußten, in welcher Richtung wir steuern sollten, legten wir an, zogen die Kajaks auf den Strand, schlugen das Zelt auf und kochten uns eine tüchtige warme Mahlzeit, die uns in dem Bewußtsein, ein gutes Tagewerk vollbracht zu haben, ausgezeichnet schmeckte. Ueber unsern Köpfen an der ganzen Bergwand hinauf lärmten unaufhörlich die Krabbentaucher, getreulich unterstützt von den Elfenbein- und Stummelmöven, den Mantel- und Raubmöven. Wir schliefen deshalb jedoch nicht schlechter. Es war ein hübscher Berg; er bestand aus dem schönsten Säulen-Basalt, den man sich nur denken kann. Die Pfeiler und Nischen an der Außenseite der Klippe und die unzähligen Zacken und Spitzen an jedem Kamm erinnerten an den Mailänder Dom. Von oben bis unten folgte eine Säule auf die andere, bis sie sich am Fuße in der Geröllhalde verloren.



Unser Lagerplatz am 25. und 26. August 1895.

Als wir am nächsten Morgen aufstanden, hatte sich das Wetter so weit aufgeklärt, daß wir den

Weg, den wir einschlagen sollten, besser sehen konnten. Es schien, als ob sich ein tiefer Fjord oder Sund vor uns ostwärts erstreckte, und unser Weg führte deutlich um eine Spitze, die wir ungefähr in Südsüdwest an der andern Seite des Fjords sahen. In dieser Richtung schien das Wasser offen zu sein, während innerhalb des Fjords festes Eis und draußen in der See überall Treibeis lag. Durch die nebelige Luft konnten wir auch mehrere Inseln unterscheiden.⁵⁶ Hier hinein war auch, wie wir es morgens gewöhnlich fanden, im Laufe der Nacht eine große Menge Eis getrieben, ausgedehnte flache und dünne Schollen, die sich vor uns festgelegt hatten, und es sah aus, als ob wir schwere Arbeit haben würden, um in offenes Wasser zu gelangen. Es ging jedoch etwas besser, als wir erwartet hatten, und wir kamen durch, ehe sich das Eis vollständig schloß. Vor uns war jetzt offenes Wasser bis über das weit vorn liegende Vorgebirge hinaus. Das Wetter war gut, und alles schien einen erfolgreichen Tag zu versprechen. Da es vom Fjord her ein wenig zu wehen begann, und wir hofften, daß Segelwind daraus werden möchte, so legten wir neben einem kleinen Felseneiland an, das aus der See wie ein großer Stein gerade emporstieg, und takelten dort Mast und Segel auf. Allein aus dem Segelwinde wurde nichts, sodaß wir bald gezwungen waren, wieder abzutakeln und uns auf das Rudern zu verlegen. Wir waren noch nicht weit gepaddelt, als der Wind herumging und aus der entgegengesetzten Richtung, Südwest, kam. Er nahm rasch zu, und bald lief eine hohe See; der Himmel im Süden überzog sich, und es sah aus, als ob ein Sturm kommen wollte. Wir waren noch mehrere Kilometer vom Lande auf der andern Seite des Fjords und hätten vielleicht noch stundenlang schwer rudern müssen, ehe wir das Land gewonnen hätten. Wie es so da lag, vom Gipfel bis an die Küste mit Gletschern bedeckt, sah es nichts weniger als anmuthend aus; nur an einer Stelle ragte ein kleiner Felsen hervor. Nach Lee zu hatten wir den Rand des niedrigen und keinen Schutz gewährenden Küsteneises. Die Wellen brachen sich daran, und es würde kein guter Platz gewesen sein, um dort Zuflucht zu suchen, falls dies nöthig werden sollte. Am besten würde es sein, an Land zu gehen und zu sehen, wie das Wetter sich machen würde. Die Aussicht, nochmals im Treibeise eingeschlossen zu werden, war nicht verlockend; wir hatten schon genug davon und steuerten daher auf das Land zu, das eine kleine Strecke hinter uns lag und ganz einladend aussah. Sollte es schlimm werden, so war dort vielleicht ein guter Platz zum Ueberwintern zu finden.

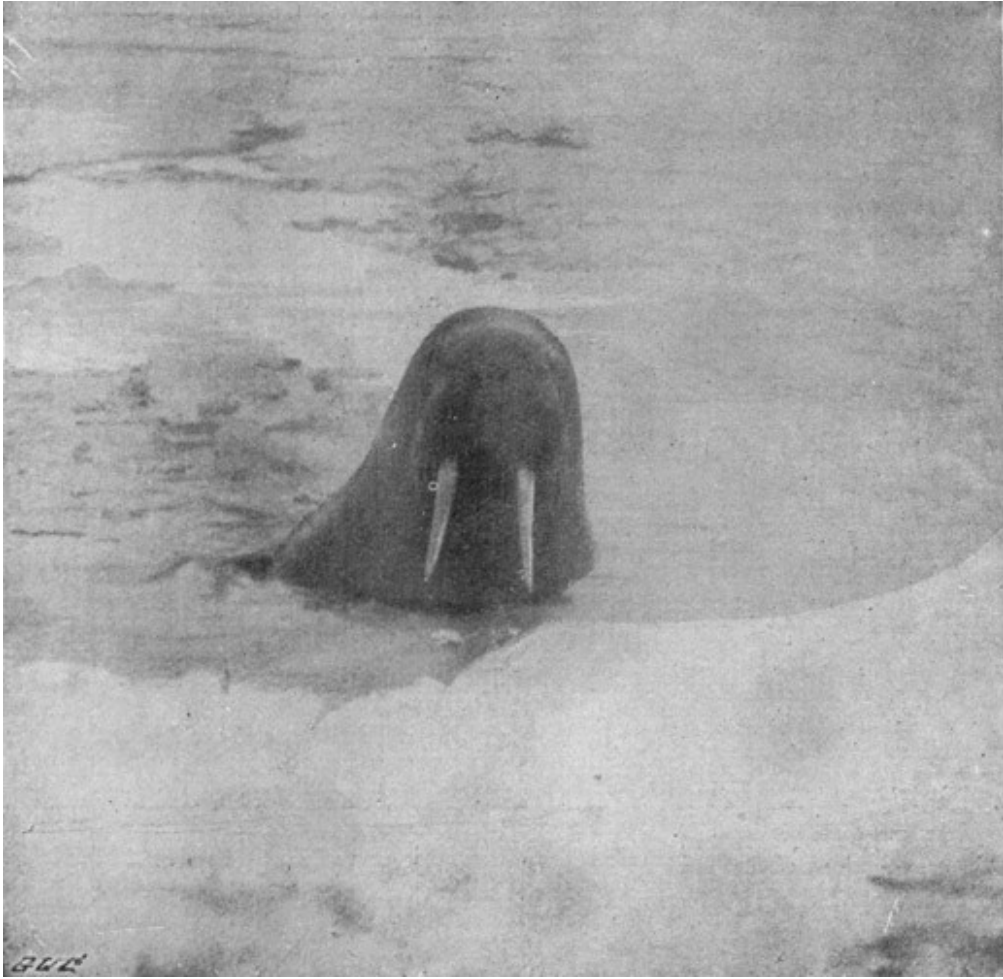
Kaum hatte ich den Fuß an Land gesetzt, als ich eine kleine Strecke landeinwärts einen Bären sah. Wir zogen deshalb die Kajaks herauf, um den Bären zu schießen. Inzwischen kam er längs der Küste auf uns zugetrottet, weshalb wir uns ruhig hinter die Kajaks legten und warteten. Als er uns ganz nahe war, erblickte er unsere Fußspuren im Schnee, und während er sie noch beschnüffelte, sandte ihm Johansen eine Kugel hinter die Schulterblätter. Der Bär brüllte und versuchte zu laufen, jedoch war die Kugel durch das Rückgrat gedrungen, das Hintertheil seines Körpers war gelähmt und versagte seine Dienste. Ganz verwirrt setzte sich der Bär nieder und biß und schlug seine Hinterpfoten, daß sie bluteten; es war, als ob er sie durch Prügeln veranlassen wollte, ihre Pflicht zu thun. Dann versuchte er wieder, sich fortzubewegen, allein mit demselben Resultat; der hintere Theil seines Körpers schleppte nach, sodaß das Thier, im Kreise herumgehend, sich nur auf den Vorderbeinen weiter schieben konnte. Eine Kugel durch den Schädel machte seinen Leiden ein Ende.

Nachdem wir den Bären abgehäutet hatten, unternahmen wir einen Ausflug ins Innere des Landes, um unser neues Reich zu besichtigen, und waren nicht wenig überrascht, als wir in der Nähe der Stelle, wo ich den Bären zuerst erblickt hatte, zwei Walrosse ruhig auf dem Eise liegen sahen.⁵⁷ Weiter draußen im Meere erblickten wir ebenfalls ein Walroß, das fortwährend den Kopf aus dem Wasser streckte und so stark Luft holte, daß man es auf weite Entfernung hören konnte. Etwas später sah ich, wie es sich dem Rande des Eises näherte und verschwand, um in der durch die Flut entstandenen Rinne nahe am Lande eine tüchtige Strecke vom Rande des Eises

wiederzuerscheinen. Es schlug die großen Hauer ins Eis, während es schwer Athem holte, wie ein erschöpfter Schwimmer. Dann hob es sich hoch auf den Hauern empor, blickte über das Eis dahin, wo die andern lagen, und tauchte wieder unter. Bald darauf erschien es mit sehr viel Geräusch weiter landeinwärts, worauf es das Manöver von vorhin wiederholte.

Ein Walroßkopf ist, wenn er über dem Wasser erscheint; kein hübscher Anblick. Mit den ungeheuern Hauern, den groben Schnauzborsten und der plumpen Form hat er etwas Wildes und Koboldartiges an sich, das in den Zeiten, als noch mehr Aberglauben herrschte, leicht begreifliche Furcht einflößen und zu der Vorstellung von fabelhaften Ungethümen Anlaß geben konnte, von denen in alten Zeiten diese Gewässer angeblich erfüllt waren.

Endlich kam das Walroß in dem Loche, neben welchem die andern lagen, in die Höhe und hob sich mit den Hauern ein wenig über den Rand des Eises; dadurch erwachte aber das größere der beiden, ein ungeheueres altes Männchen, plötzlich zum Leben. Es grunzte in drohender Weise und bewegte sich ruhelos umher. Der Neuangekommene beugte den Kopf ehrerbietig bis zum Eise herab, zog sich aber bald vorsichtig auf die Scholle hinauf, bis er sich mit der Vorderfinne am Eise festhalten konnte, und warf sich ein kleines Stück hinauf. Nunmehr kam der alte Bulle ganz in Harnisch. Er drehte sich herum, bellte und watschelte an den Neuankömmling heran, um ihm die kolossalen Hauer in den Rücken zu stoßen. Der letztere, der dem alten Bullen an Hauern wie an Größe gleich zu sein schien, verbeugte sich demüthig und legte, wie der Sklave vor dem Sultan, den Kopf aufs Eis, worauf der alte Bulle zu seinem Gefährten zurückkehrte und sich wie vorher ruhig niederlegte. Kaum rührte der Neuangekommene sich aber wieder, nachdem er einige Zeit in seiner knechtischen Lage verharrt hatte, als der alte Bulle grunzend nach ihm stieß, und nun zog sich der andere achtungsvoll zurück. Das wiederholte sich mehreremal. Endlich, nach vielem Hin- und Hermanövriren, gelang es dem Neuankömmling, sich ganz auf die Scholle hinaufzuziehen und schließlich neben die andern zu kommen. Ich glaubte, etwas Liebe müsse hier mit im Spiele sein, entdeckte jedoch später, daß es sämmtlich Männchen waren. In dieser freundschaftlichen Weise empfangen also die Walrosse ihre Gäste. Das Mitglied der Schar, das diese gastlichen Pflichten zu erfüllen hat, scheint besonders ausgewählt zu werden, und ich neige zu dem Glauben, daß es der Führer ist, der sich diese Würde aneignet und jedem Neuankömmling anzuzeigen wünscht, daß ihm gehorcht werden muß. Die Thiere müssen außerordentlich gesellig veranlagt sein, wenn sie trotz solcher Behandlung doch beständig die Gesellschaft der andern suchen und immer dicht beieinander liegen. Als wir etwas später zurückkamen, um nach ihnen zu sehen, hatte sich noch ein Thier hinzugesellt, und am nächsten Morgen lagen sechs nebeneinander. Man sollte fast nicht glauben, daß diese auf dem Eise liegenden Klumpen lebende Thiere sind. Mit eingezogenem Kopfe und die Hinterbeine glatt unter dem Körper legend, verharren sie stundenlang vollständig bewegungslos und sehen aus wie ungeheuerer Würste. Es ist leicht zu verstehen, daß diese Burschen sich sicher und ohne Furcht vor irgendetwas in der Welt fühlen.



Auftauchendes Walroß.



Walroß-Idyll.

Nachdem wir uns die Walrosse ganz aus der Nähe sattam betrachtet hatten, kehrten wir zurück, bereiteten uns ein tüchtiges Mahl von dem frisch zerlegten Bären und legten uns am Lande unter dem Zelte zum Schlafen nieder. Am Strande unterhalb des Zeltens machten die Elfenbeinmöven einen fürchterlichen Lärm. Sie hatten sich aus allen Richtungen in Scharen versammelt und konnten sich über die gerechte Vertheilung der Eingeweide des Bären nicht einigen; unaufhörlich kämpften sie und erfüllten die Luft mit ihrem ärgerlichen Geschrei. Es ist eine von den unberechenbaren Launen der Natur, daß sie diesen Vogel so hübsch gemacht und ihm dabei eine so häßliche Stimme gegeben hat. In geringer Entfernung saßen gravitatisch und feierlich die Tauchermöven und schauten zu, wobei sie ihr etwas angenehmer klingendes Geschrei hervorstießen. Draußen auf dem Meere schnaubten und bellten die Walrosse unaufhörlich, doch wurde alles das von den zwei ermüdeten Kriegern im Zelte nicht beachtet; sie schliefen fest, obwol sie nur die nackte Erde als Lager hatten. Mitten in der Nacht wurden wir jedoch durch einen sonderbaren Ton geweckt; es war, als ob ein Mensch wimmere und weine und sich krank fühle. Ich stand auf und sah durch das Guckloch. Da standen neben unserm Bärenfleisch zwei Bären, eine Bärin und ihr Junges, und schnüffelten an den blutigen Spuren im Schnee, wobei die Bärin jammerte, als ob sie um einen theuern Verstorbenen trauere. Unverzüglich ergriff ich meine Büchse und schob sie gerade vorsichtig hinaus, als die Bärin mich am Guckloche erblickte und beide davonrannten, die Mutter voran, das Junge so rasch, wie es konnte, hinterdrein trottdend. Ich ließ sie gern laufen – wir hatten wirklich keine Verwendung für sie –, wir drehten uns um und schliefen wieder ein.

Aus dem Sturm, den wir befürchtet hatten, wurde nichts. Der Wind wehte jedoch stark genug, um unser jetzt tüchtig abgenutztes Zelt zu zerreißen und zu zerschlagen. Wo wir lagen, konnten wir keinen Schutz finden. Wir hofften, am nächsten Morgen die Reise fortzusetzen, fanden aber zu unserer Enttäuschung, daß der Weg versperrt war; der Wind hatte das Eis wieder hereingetrieben. Wir müssen für den Augenblick bleiben, wo wir sind. In diesem Falle wollten wir es uns recht gemüthlich machen. Vor allem galt es, einen warmen, wohlgeschützten Platz für das Zelt zu suchen; doch war ein solcher nicht zu finden. Es blieb nichts anderes übrig, als etwas aufzubauen. Wir brachen daher in dem Geröll Steine und schleppten soviel wie möglich zusammen. Das einzige Geräth, das wir zum Steinbrechen hatten, war eine von einem Handschlitten abgeschnittene Kufe; am meisten mußten wir aber unsere bloßen Hände dazu gebrauchen. Wir arbeiteten die ganze Nacht daran. Was nach unserer anfänglichen Absicht nur ein Schutz vor dem Winde sein sollte, wuchs allmählich zu vier Wänden heran, und dann blieben wir bei der Arbeit, bis wir eine kleine Hütte vollendet hatten. Weiß der Himmel, diese Hütte war gerade nichts Rares; nicht einmal so lang, daß ich mit meinen sechs Fuß im Innern ausgestreckt liegen konnte – ich mußte die Füße zur Thür hinausstecken –, und eben breit genug, daß wir beide nebeneinander liegen konnten und noch Raum für den Kochapparat hatten. Das Schlimmste war jedoch die Höhe. Zum Liegen war ja Platz genug, aber anständig gerade zu sitzen war für mich eine Unmöglichkeit. Das Dach war aus unserm dünnen, schwachen Seidenzelt hergestellt, das über Schneeschuhen und Bambusstäben ausgebreitet war. Die Thür schlossen wir mit unsern Jacken, und die Wände waren so lose zusammengesetzt, daß wir auf allen Seiten das Tageslicht durch die Steine sehen konnten. Später nannten wir es die »Höhle«. Es war wirklich eine schreckliche Höhle; nichtsdestoweniger waren wir stolz auf unser Bauwerk. Jedenfalls würde es nicht umgeweht werden, wenn auch der Wind durch dasselbe hindurchblies. Als wir unser Bärenfell als Lager ausgebreitet hatten und warm und behaglich in unserm Sacke lagen, während ein tüchtiger Topf voll Fleisch über der Thranlampe brodelte, fanden wir den Aufenthalt ganz angenehm, und selbst der Umstand, daß es dort so sehr rauchte, daß unsere Augen sich rötheten und uns die Thränen an den Backen herabströmten, konnte unsere Zufriedenheit nicht stören.

Man will unweit Franz-Joseph-Land Eisberge von beträchtlicherer Größe gesehen haben; jedoch kann ich in dieser Beziehung nur sagen, daß ich während unserer ganzen Reise durch diesen Archipel nichts Derartiges erblickt habe. Der hier erwähnte Eisberg war der größte von allen, die wir getroffen haben. Im Vergleich mit den grönländischen Eisbergen waren sie alle ganz unbedeutende Gletschereismassen. Ich habe es in meinem Tagebuch Granit genannt, während es in Wirklichkeit sehr grobkörniger Basalt oder Diabas war. Die Proben, die ich mitgenommen hatte, sind leider verloren gegangen. Die Inseln und Inselchen müssen die *Coburg-Inseln* Payer's sein; aber ihre gegenseitige Lage ist auf dessen Karte falsch angegeben, denn die größere Insel (von mir Torup-Insel genannt) liegt nicht im Norden, sondern im Süden der Inselchen. Die Farbe rührt von einer zierlichen mikroskopischen rothen Alge her, die auf dem Schnee wächst. Man sah auch einige gelblich-grüne Flecken im Schnee, die sicherlich einer andern Algenart zugeschrieben werden müssen. Es ergab sich später, daß es *Kronprinz-Rudolf-Land* war. Dieser Berg muß Payer's *Kap Felder* sein. Ich glaube es auf einer seiner von Kap Brorok aus aufgenommenen Skizzen wiedererkennen zu können. Ich sammelte Proben der verschiedenen Gesteine, Flechten u. s. w., welche wir antrafen, jedoch wurde meine Sammlung im Laufe des Winters von Füchsen gestohlen, sodaß ich aus den Gegenden nördlich von unserm Winterlager wenig mit nach Hause gebracht habe. Da dieses Kap wahrscheinlich das Land ist, welches Jackson im Frühjahr 1895 als nördlichstes gesehen hatte, so hat es auf meiner Karte keinen Namen. Anders ist es mit den Inseln an der Außenseite, die Jackson nicht bemerkt hat. Sie sind nur annähernd (als *Geelmyden-Insel* und *Alexander-Inseln*) angegeben, weil ich über ihre Zahl und ihre genaue Lage nicht ganz sicher bin. Diese Inseln, drei an der Zahl, die wir später anpeilen und von unserer Winterhütte aus sehen konnten, sind wahrscheinlich das Land, welches Jackson gesehen und für »*König-Oskar-Land*« gehalten hat. Weil er sie nur von einem Punkte (seinem Kap Fisher) aus gesehen hat, der rechtweisend Süd auf 81° Breite liegt, hat er die Entfernung überschätzt und sie daher 40' zu weit nach Norden (auf 82°) verlegt. (Man vgl. seine Karte im *Geographical Journal*, Bd. VII, Nr. 6, December 1896, London.) Dies schien mir zu beweisen, wie wenig die Walrosse Bären zu beachten scheinen und daß diese sich mit Walrossen ungern einlassen. Ich erhielt hiervon später noch überzeugendere Beweise.

Neuntes Kapitel

Das Winterlager

Da wir auch am folgenden Tage (28. August) am Weiterkommen nach Süden verhindert waren und der Herbst jetzt herannahte, *beschloß ich endlich, den Winter über hier zu bleiben*. Ich glaubte, wir hätten noch mehr als 223 Kilometer zu gehen, um Eira-Hafen oder das Winterquartier Leigh Smith's ⁵⁸ zu erreichen. Es könnte uns wol lange Zeit kosten, um dorthin zu gelangen, und dann würden wir noch nicht sicher sein, eine Hütte zu finden. Und wenn wir hinkämen, würde es mehr als zweifelhaft sein, ob vor Eintritt des Winters noch Zeit genug wäre, ein Haus zu bauen sowie Vorräthe für den Winter zu sammeln. Es war daher unzweifelhaft das Sicherste, sofort mit den Vorbereitungen für das Ueberwintern zu beginnen, solange noch reichlich Wild zu bekommen war; auch war hier eine gute Stelle zum Ueberwintern. Das, was ich jetzt gern zuerst gethan hätte, war, die Walrosse zu schießen, die während der ersten Tage auf dem Eise gelegen hatten, doch waren sie jetzt natürlich verschwunden. Das Meer draußen wimmelte aber von ihnen; sie bellten und schnaubten Nacht und Tag. Um für eine Begegnung mit ihnen bereit zu sein, entleerten wir unsere Kajaks, damit wir bei dieser einigermaßen gefährlichen Jagd damit leichter manövriren könnten.

Während wir so beschäftigt waren, bekam Johansen zwei Bären in Sicht, eine Bärin und ihr Junges, die von Süden her am Rande des Eises entlang kamen. Unverzüglich ergriffen wir unsere Büchsen und gingen ihnen entgegen. Als sie die Küste erreichten, waren sie in Schußweite, und Johansen jagte der Mutter eine Kugel durch die Brust. Sie brüllte, biß in die Wunde, taumelte ein Paar Schritte weiter und stürzte hin; das Junge wußte nicht, was der Mutter fehlte, war um sie herum und beschnüffelte sie. Als wir uns näherten, lief es eine kleine Strecke den Abhang hinauf, kam aber bald wieder zurück und beugte sich über die Mutter, als ob es sie gegen uns verteidigen wollte. Ein Schrotschuß machte seinem Leben ein Ende. Das war ein guter Anfang für unsern Wintervorrath. Als ich nach der Hütte zurückkehrte, um die Seehundsmesser zu holen, hörte ich Geschrei in der Luft über mir. Da waren wirklich zwei Gänse, die nach Süden flogen! Mit welcher Sehnsucht blickte ich ihnen nach, als sie verschwanden, und wünschte, ihnen folgen zu können in das Land, nach dem sie jetzt ihren Flug richteten!

Nächst dem Sammeln von Nahrungsmitteln und Brennmaterial war nun das Wichtigste, eine Hütte zu bauen. Die Wände derselben auszurichten, war nicht schwer; es war eine Menge Steine und Moos vorhanden. Größere Schwierigkeit bot das Dach, und wir hatten bisjetzt noch keine Ahnung, woraus wir es herstellen sollten. Glücklicherweise fand ich einen angetriebenen gesunden Fichtenstamm, der nicht weit von unserer Höhle an den Strand geworfen war; er mußte

ein vorzügliches Firststück für das Dach unsers zukünftigen Hauses geben. Und wenn dort einer war, so konnten sich auch mehrere finden. Eine unserer ersten Arbeiten war daher, einen Ausflug an der Küste entlang zu machen und zu suchen; alles, was wir fanden, waren aber nur ein kurzes Stück verfaultes Holz, das zu nichts zu gebrauchen war, und einige Späne von einem andern Stücke. Ich kam daher auf den Gedanken, anstatt dessen Walroßhäute zum Dache zu verwenden.

Am nächsten Tage (29. August) bereiteten wir uns vor, unser Glück auf der Walroßjagd zu versuchen. Wir verspürten keine große Lust, die Thiere im Einzelkajak anzugreifen; davon hatten wir, wie ich meinte, genug, und die Aussicht, umgeworfen zu werden oder die Hauer durch den Boden des Kajaks oder in unsere Lenden dringen zu sehen, war nicht sehr verlockend. Die Kajaks wurden daher zusammengebunden. In dem Loche sitzend, stießen wir ab, auf einen großen Bullen zu, der eben draußen lag und tauchte.

Wir waren gut mit Büchsen und Harpunen ausgerüstet und meinten, die Sache sei ganz einfach. Wir gelangten unschwer in Schußweite und feuerten unsere Läufe in den Kopf des Thieres ab; es blieb einen Augenblick betäubt liegen, worauf wir nach ihm hinruderten; aber plötzlich begann es, vollständig außer sich, zu schlagen und sich im Wasser herumzuwälzen. Ich schrie, wir müßten zurückrudern, allein es war zu spät; das Walroß kam unter die Kajaks, und wir erhielten bei seinen gewaltsamen Bewegungen von unterhalb mehrere Stöße, ehe es ganz untertauchte. Bald darauf kam es wieder nach oben, und sein Pusten erscholl weithin; das Blut strömte ihm aus Maul und Nase und färbte das Wasser rundherum. Unverzüglich ruderten wir hin und jagten ihm eine neue Salve in den Kopf. Wieder tauchte es unter, während wir uns vorsichtig zurückzogen, um einen Angriff von unten zu vermeiden. Bald erschien es wieder oben, und wir ruderten aufs neue näher heran. Dieses Manöver wiederholte sich, und jedesmal, wenn es an die Oberfläche kam, erhielt es wenigstens eine Kugel in den Kopf. Das Blut floß jetzt in Strömen, und das Thier wurde immer matter. Aber da es uns stets das Gesicht zuwandte, so war es schwierig, ihm eine tödliche Wunde hinter dem Ohr beizubringen.

Während eines dieser Manöver wollte ich mein Gewehr in der Eile in das an Deck liegende Futteral stecken, um näher hinanzurudern, vergaß aber, daß der Hahn gespannt war; auf einmal ging es los. Ich erschrak nicht wenig, da ich glaubte, die Kugel sei durch den Boden des Bootes gedrungen, und befühlte meine Beine. Sie waren jedoch unverletzt, und als ich auch das Wasser nicht einströmen hörte, beruhigte ich mich wieder. Die Kugel war durch das Verdeck gedrungen und durch die Seite gerade über der Wasserlinie wieder hinausgegangen. Wir hatten jetzt aber genug von diesem Sport; das Walroß holte keuchend Athem, und gerade als wir wieder heranpaddelten, wandte es den Kopf ein wenig und erhielt zwei Kugeln hinter das Ohr. Nun lag es still, und wir ruderten hin, um die Harpune zu werfen. Allein ehe wir nahe genug waren, sank es unter und verschwand. Es war ein trauriges Ende der Geschichte; insgesamt hatten wir neun Patronen nutzlos verschwendet und ruderten daher schweigsam und nicht wenig niedergeschlagen wieder ans Land. An diesem Tage versuchten wir keine Walrosse mehr von den Kajaks aus zu jagen; jedoch sahen wir jetzt eins, welches in geringer Entfernung aufs Küsteneis gekommen war. Vielleicht können wir es an Stelle des entkommenen erlegen. Es dauerte nicht lange, dann kam ein zweites neben dem ersten herauf. Nachdem ich eine Sonnenhöhe genommen und ihnen Zeit gelassen hatte, sich zu sammeln, machten wir uns auf. Sie hatten längere Zeit gebellt und einen fürchterlichen Lärm gemacht, jetzt lagen sie arglos und schliefen, während wir uns vorsichtig zu ihnen hinschlichen, ich voran, Johansen mir dicht auf den Fersen. Ich näherte mich erst dem Kopfe des nächsten Thieres, das mit dem Rücken uns zugekehrt lag. Da es den Kopf ziemlich tief hinabgezogen hatte, war es schwer, nach einer verwundbaren Stelle zu zielen, und ich ging daher hinten herum nach dem Kopfe des andern. Die Thiere lagen noch immer

bewegungslos und schliefen in der Sonne. Das zweite war für einen Schuß in besserer Lage, und als ich Johansen bei dem Kopfe des erstem bereit stehen sah, schoß ich hinter den Hals. Das Thier drehte sich ein wenig herum und blieb dann todt liegen. Bei dem Knall sprang das erste Thier auf, erhielt aber in demselben Augenblicke Johansen's Kugel. Halb betäubt drehte es seinen Riesenleib gegen uns herum; im nächsten Moment hatte ich den Kugelschuß abgefeuert, traf aber, wie Johansen, zu weit nach vorn in den Kopf. Das Blut strömte aus den Nasenlöchern und dem Maule, und das Thier schnaubte und pustete, daß die Luft erzitterte. Sich auf die ungeheuern Hauer stützend, lag es jetzt still und gab Blut von sich, vollständig gleichgültig gegen uns. Trotz seines ungeheuern Körpers und seines unförmigen Aussehens, welches an einen Kobold, Riesen, Kraken und andere böse Dinge erinnert, war etwas so sanft Flehendes und Hülfloses in den runden Augen, als das Thier so dalag, daß man das koboldartige Aeußere und die eigene Noth in dem Bedauern für dasselbe vergaß. Es sah beinahe wie Mord aus. Ich machte seinem Leiden durch eine Kugel hinter das Ohr ein Ende, jedoch verfolgen die Augen mich noch jetzt; es schien das Flehen um das Leben und um die Existenz der ganzen hülflosen Walroßbrasse darin zu liegen. Allein sie ist verloren, sie hat den Menschen zum Verfolger. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, daß wir uns bei dem Gedanken an all das Fleisch und den Speck, die wir bei einer einzigen Begegnung erlangt hatten, freuten; es glich die Patronen aus, die wir bei dem andern gesunkenen Thiere verschwendet hatten.

Wir hatten die Walrosse jedoch noch nicht an Land, und es war eine langwierige Arbeit, sie abzuhäuten, zu zerlegen und heimzubringen. Das erste, was wir thaten, war, Schlitten und Messer zu holen. Da auch die Möglichkeit vorhanden war, daß das Eis losbrechen und ins Treiben gerathen würde, so hielt ich es für klug, auf den Schlitten zugleich auch die Kajaks mitzunehmen, zumal es vom Fjord her etwas zu wehen begonnen hatte. Eine glückliche Vorsichtsmaßregel! Ohne sie wäre schwer zu sagen, was aus uns geworden wäre. Während wir mit dem Abhäuten beschäftigt waren, nahm der Wind rasch zu, und war bald zum Sturme angewachsen. Landwärts von uns war die schmale Rinne, neben der die Walrosse gelegen hatten, und ich fürchtete, daß das Eis sich hier öffnen würde und wir fortreiben könnten. Ich behielt daher, während wir arbeiteten, die Rinne im Auge, um zu sehen, ob sie breiter würde; sie blieb aber unverändert, und wir arbeiteten so rasch wir konnten weiter. Als das erste Walroß halb abgehäutet war, blickte ich zufällig landwärts über das Eis und entdeckte, daß es in beträchtlicher Entfernung von uns durchgebrochen war und dasjenige Stück, auf welchem wir uns befanden, schon längere Zeit getrieben hatte. Zwischen uns und dem Ufereis stand eine schwere See, und der Wind wehte so stark, daß der Wasserstaub von den schäumenden Wogen flog. Es war keine Zeit zu verlieren. Ob wir eine größere Strecke gegen diesen Wind und Seegang würden rudern können, war mehr als zweifelhaft; doch schien das Eis bisjetzt noch keine größere Strecke getrieben zu sein, als wir würden kreuzen können, wenn wir uns beeilten. Die ungeheuern Thiere vollständig aufzugeben, konnten wir nicht über uns gewinnen, und wir schnitten daher so viel Fleisch herunter, wie wir konnten, und schleuderten es in die Kajaks. Dann schnitten wir ungefähr den vierten Theil der Haut mit dem Speck daran ab, warfen ihn obenauf und machten uns auf den Weg nach der Küste. Kaum hatten wir unsere Beute verlassen, als die Möven sich in Scharen auf die halb abgehäuteten Kadaver warfen. Beneidenswerthe Geschöpfe! Wind und Wellen und Treiben kümmerte sie nichts; sie kreischten und lärmten und dachten nur an den Schmaus, den sie hatten. Solange wir die Kadaver, während sie nach See hinaustrieben, verfolgen konnten, sahen wir, daß die Vogel sich in immer größern Scharen wie Schneewolken darum sammelten. Inzwischen strengten wir unsere Kräfte aufs äußerste an, um das feste Eis zu gewinnen; aber dieses hatte nunmehr in allen Richtungen Spalten und Rinnen bekommen. Es gelang uns, mit den Kajaks eine Strecke zurückzulegen; als ich jedoch einen breiten Kanal mit einigen losen Schollen kreuzte, trat ich auf

so schlechtes Eis, daß es unter meinem Gewichte sank und ich rasch zurückspringen mußte, um einem Bade zu entgehen. Wir versuchten es an mehrern Stellen, aber überall sank es unter uns und den Schlitten weg, sodaß uns nichts übrigblieb, als uns auf dem Wasser zu halten und an der Leeseite des Eises entlang zu fahren. Noch waren wir nicht lange gerudert, als wir bemerkten, daß es von keinem Nutzen sei, bei solchem Winde die Kajaks zusammengebunden zu halten, wir mußten einzeln rudern und die Walroßhaut mit dem Speck opfern, weil wir sie nun unmöglich mitnehmen konnten; bisjetzt lag sie quer über das Heck beider Kajaks gebreitet. Während wir mit dieser Veränderung eifrig beschäftigt waren, wurden wir, ehe wir es wahrnahmen, vom Eise umgeben und mußten die Kajaks schleunigst aufs Eis holen, um sie vor dem Zerdrücktwerden zu bewahren. Wir versuchten nun an mehrern Stellen herauszukommen, doch war das Eis in beständiger Bewegung; es mahlte rund herum wie in einer Wirbelströmung. Kaum hatten wir, wenn sich eine Gasse öffnete, die Kajaks ins Wasser gelassen, so schloß dieselbe sich gewaltsam wieder, und wir mußten die Boote in der größten Hast wieder aufs Eis heraufreißen. Mehrere Male waren sie nur um Haaresbreite der Zertrümmerung entgangen. Inzwischen hatte der Sturm stetig zugenommen, der Wasserstaub stob über uns weg, und wir trieben weiter und weiter in die See hinaus. Es war keine angenehme Lage.



Kampf gegen den Sturm.

Endlich kamen wir jedoch frei und entdeckten zu unserer Freude, daß wir unter Aufbietung aller unserer Kräfte die Kajaks gegen den Wind weiter bringen konnten. Es ruderte sich schwer und die Arme schmerzten uns, aber doch krochen wir langsam dem Lande näher. Die See war bewegt und böse, aber die Kajaks waren seetüchtige Boote; selbst meines mit dem Kugellocke bewährte sich so gut, daß ich ziemlich trocken blieb. Hin und wieder kam der Wind in solchen Stößen, daß wir das Gefühl hatten, als wolle er uns aus dem Wasser heben und umwerfen. Aber allmählich, je näher wir unter die hohen Klippen kamen, wurde es ruhiger, und endlich, nach langer, langer Zeit, erreichten wir die Küste und konnten verschlaufen. Dann ruderten wir in ruhigerem Fahrwasser am Lande entlang nach unserm Lagerplatze. Mit wahrer Befriedigung kletterten wir in dieser Nacht ans Land. Wie unbeschreiblich behaglich war es, als wir wieder bequem, wenn

auch naß, innerhalb der vier Wände unserer niedrigen Höhle lagen! Dann wurde ein tüchtiger Topf voll Fleisch gekocht, denn wir hatten einen wahren Wolfshunger. Mit Bedauern dachten wir nun an die verlorenen Walrosse, die jetzt draußen im Sturm trieben, freuten uns aber, daß wir nicht in ihrer Gesellschaft waren.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich von Johansen mit der Meldung geweckt wurde, es sei ein Bär draußen. Noch im Halbschlaf hörte ich vor der Thür ein seltsames dumpfes Grollen. Ich sprang auf, ergriff meine Büchse und kroch hinaus. Eine Bärin mit zwei großen Jungen ging am Strande hinauf; sie waren soeben dicht bei unserer Thür vorbeigekommen. Ich zielte auf die Bärin, fehlte sie aber in der Eile. Sie fuhr zusammen und blickte sich um, und als sie mir ihre Breitseite zukehrte, schoß ich ihr eine Kugel durch die Brust. Sie stieß ein fürchterliches Gebrüll aus; dann rannten sie alle drei den Strand hinab. Dort fiel die Mutter in einem Tümpel auf dem Eise nieder, während die Jungen weiter liefen, sich in die See stürzten, daß der Schaum in die Höhe spritzte, und hinauszuschwimmen begannen. Ich eilte zu der Mutter hinab, die sich vergeblich quälte und abarbeitete, um aus dem Tümpel zu gelangen. Um uns die Mühe, das schwere Thier herauszuschleppen, zu ersparen, wartete ich, bis es sich selbst auf den Rand hinaufgezogen hatte, und machte dann seinem Dasein ein Ende. Inzwischen hatten die beiden Jungen ein Eisstück erreicht, das für beide sehr enge und nur eben groß genug war, um einem derselben Platz zu bieten; da saßen sie nun balancirend und in den Wellen auf- und abtauchend. Hin und wieder fiel eins von ihnen herunter, kletterte aber immer wieder geduldig hinauf. Sie schrien unaufhörlich ganz kläglich und blickten fortwährend nach dem Lande, da sie offenbar nicht zu begreifen vermochten, weshalb die Mutter so lange auf sich warten ließ. Der Wind wehte noch immer stark und trieb sie vor sich hin und mit der Strömung rasch nach der See hinaus. Wir glaubten, sie würden schließlich ans Land schwimmen und nach der Mutter sehen; wir wollten daher warten und verbargen uns zwischen den Steinen, damit sie unsertwegen nicht zu große Angst hätten, an Land zu kommen. Noch immer hörten wir sie klagen; jedoch klang es immer entfernter, und sie wurden da draußen auf den blauen Wogen immer kleiner, bis wir sie schließlich nur noch als zwei weiße Flecken auf der dunkeln Ebene unterscheiden konnten. Da wir dessen längst müde waren, begaben wir uns zu den Kajaks. Dort hatten wir jedoch einen traurigen Anblick. Alles Walroßfleisch, das wir mit so vieler Mühe mit nach Hause gebracht hatten, lag verstreut, zerrissen am Strande, und jedes Bischen Fett und Speck, das daran zu finden gewesen, war verschwunden. Die Bären müssen hier schön gehaust haben, während wir schliefen. Eins der Kajaks, in welchem das Fleisch gewesen, war halb ins Wasser, das andere hoch hinauf zwischen die Steine geworfen worden. Die Bären waren sogar darin gewesen und hatten das Fleisch herausgeschleppt; glücklicherweise hatten die Kajaks nicht gelitten, sodaß wir den Bären wol vergeben konnten, zumal wir den Vortheil hatten, Bärenfleisch für Walroßfleisch einzutauschen.

Wir brachten dann die Kajaks zu Wasser und machten uns auf, die Jungen ans Land zu jagen. Sobald sie uns nur herankommen sahen, wurden sie unruhig, und als wir noch eine größere Strecke entfernt waren, sprang das eine schon ins Wasser. Das andere zögerte eine Weile, als ob es Angst vor dem Wasser habe, während das erste ungeduldig wartete, aber schließlich schwammen beide. Wir machten einen weiten Bogen um sie herum und begannen sie dann, einer auf jeder Seite, dem Lande zuzutreiben. Es war leicht, sie in der Richtung, in welcher wir sie haben wollten, zu scheuchen, und Johansen wußte diese einfache Methode, die Bären von einem Platze zum andern zu schaffen, nicht genug zu rühmen. Wir brauchten gar nicht stark zu rudern, um mit ihnen Schritt zu halten; wir fuhren langsam und bequem, aber sicher dem Lande zu. In der Nachbarschaft sahen wir mehrere Walrosse, doch entgingen wir glücklicherweise einem Angriff von ihnen. Vom ersten Augenblicke an sahen wir, um wie viel besser der Bär, der zuerst

das Wasser gewonnen hatte, schwamm, obwol er kleiner und dünner war; er wartete jedoch geduldig auf den andern und leistete ihm Gesellschaft. Endlich wurde aber das Tempo des letztern seinem Begleiter zu langsam; dieser griff aus nach dem Lande zu, sodaß die Entfernung zwischen beiden sich immer mehr vergrößerte. Sie blickten sich unaufhörlich ängstlich nach uns um; als der eine zurückblieb, sah er noch hilfloser als vorher nach uns hin. Während ich mich hinter dem einen Bären hermachte, hatte Johansen auf den zweiten acht, worauf wir sie ans Land bis in die Nähe unserer Höhle trieben und dort erschossen.

Wir hatten also an diesem Tage drei Bären erlegt; das war eine gute Entschädigung für unsere Walrosse, die in die See hinausgetrieben waren. Außerdem fanden wir, was nicht weniger glücklich war, das gesunkene Walroß vom Tage vorher am Rande des Ufereises treiben. Unverzüglich schleppten wir es an eine sichere Stelle in einem Einschnitt und machten es dort fest. Dies vergrößerte unsern Wintervorrath.

Es war schon spät in der Nacht, als wir uns niederlegten, nachdem wir die Bären abgehäutet, auf einen Haufen gelegt und wieder mit den Häuten bedeckt hatten, um die Möven davon abzuhalten. Wir schliefen fest, da wir den Schlaf für zwei Nächte nachzuholen hatten.

Erst am 2. September konnten wir uns ans Werk machen und unser Walroß abhäuten, das noch im Wasser lag. Dicht bei unserer Höhle war in dem Küsteneise ⁵⁹ eine Oeffnung, welche die innere Rinne zwischen dem Strande und dem Lande mit der See draußen verband. In dieser Oeffnung hatten wir das Thier festgemacht, weil wir hofften, es dort aufs Land ziehen zu können. Da das Gletschereis mit sanftem Gefälle bis ins Wasser hineinragte, schien die Arbeit dort guten Erfolg zu versprechen. Wir rundeten die Ecken des Eises ab, stellten eine Talje her, indem wir eine Leine durch ein in die Kopfhaut geschnittenes Loch zogen, verwendeten am Ende des Taus die abgebrochene Schlittenkufe als Handspeiche und schlugen als Stützpunkte für diese am Strande hinauf Kerben in das Eis. Aber wir mochten arbeiten und uns abquälen, wie wir wollten: alles, was wir erreichen konnten, war, den ungeheuern Kopf über den Rand des Eises zu bringen. Mitten in der Arbeit schrie Johansen: »Halt, sehen Sie, dort!« Ich wandte mich um. Ein großes Walroß schwamm in der Oeffnung gerade auf uns zu. Es schien es nicht eilig zu haben, sondern öffnete nur die runden Augen weit und schaute verwundert zu, was wir da machten. Ich vermuthe, daß es den Gefährten erblickt hatte und nun sehen wollte, was wir mit ihm machten. Ruhig, langsam und würdevoll kam es bis ganz an den Rand heran, wo wir standen. Glücklicherweise hatten wir unsere Gewehre bei uns; als ich mich mit dem meinigen näherte, erhob sich das Thier nur im Wasser und blickte mich lange forschend an. Ich wartete geduldig, bis es sich ein wenig drehte, und jagte ihm dann eine Kugel in den Hinterkopf. Es war eine Zeit lang betäubt, begann aber bald wieder sich zu rühren, sodaß mehrere Schüsse erforderlich waren. Während Johansen lief, um Patronen und eine Harpune zu holen, mußte ich so gut wie möglich mit dem Thiere kämpfen und es mit einem Stocke zu hindern suchen, daß es sich wieder in die Oeffnung stürzte. Endlich kam Johansen zurück, worauf ich das Walroß abthat. Wir freuten uns über unser gutes Glück, hätten aber fürs Leben gern gewußt, was das Walroß in diesem engen Kanale wollte. Diese Thiere müssen ungewöhnlich neugierig sein. Während wir zwei Tage vorher die Bären abhäuteten, kam ein Walroß mit seinem Jungen ganz dicht bis an den Rand des Eises und sah uns zu; dann tauchte es mehreremal unter, kehrte aber immer wieder zurück und schob schließlich den ganzen Vordertheil des Körpers auf das Eis hinauf, um besser sehen zu können. Das wiederholte es mehreremal und ließ sich selbst dadurch nicht vertreiben, daß ich mich ihm näherte; erst als ich mit der Büchse ganz dicht heranging, kam es plötzlich zur Besinnung und warf sich rückwärts wieder ins Wasser, wo wir es tief unten mit dem Jungen zur Seite sich entfernen sahen.

Wir hatten jetzt zwei große Walrosse mit ungeheuern Hauern in dem Kanal schwimmen. Noch einmal versuchten wir, eins derselben aufzuschleppen, allein der Versuch war ebenso erfolglos wie vorher. Endlich sahen wir ein, daß der einzige Ausweg sein würde, sie im Wasser abzuhäuten. Dies war aber weder eine leichte, noch eine angenehme Aufgabe. Als wir spät am Abend endlich eine Seite des Thieres abgehäutet hatten, war Ebbe, das Walroß lag auf dem Grunde, und es war keine Möglichkeit, es umzudrehen, wie sehr wir uns auch abmühen und ziehen mochten. Wir mußten die Flut am nächsten Tage abwarten, um an die andere Seite zu gelangen.

Während wir an diesem Tage eifrig mit den Walrossen beschäftigt waren, sahen wir plötzlich den ganzen Fjord weiß von Weißwalen, die rundherum, soweit das Auge reichte, Luftsprünge machten. Es war eine unglaublich große Zahl. Nach Verlauf einer Stunde waren sie sämtlich verschwunden; woher sie gekommen waren und wohin sie gingen, habe ich nicht entdecken können.

Während der nächsten Tage quälten wir uns damit ab, die Walrosse abzuhäuten und zu zerschneiden und dann nach einer sichern Stelle am Strande hinaufzuschaffen. Es war eine ekelhafte Arbeit, da draußen im Wasser auf den Thieren zu liegen und so tief zu schneiden, als man unter die Oberfläche des Wassers reichen konnte. Wir ließen es uns gefallen, naß zu werden, weil man mit der Zeit wieder trocken wird; schlimmer aber war, daß wir nicht vermeiden konnten, vom Kopf bis zu den Füßen mit Speck und Thran und Blut eingeschmiert zu werden. Unsern armseligen Kleidern (in denen wir noch ein weiteres Jahr stecken sollten, ehe wir sie wechseln konnten) ging es während dieser Tage schlecht. Sie nahmen so viel Thran in sich auf, daß er bis auf die Haut durchzog. Diese Beschäftigung an den Walrossen war ohne Frage die schlechteste Arbeit während der ganzen Expedition; wäre sie nicht dringend nothwendig gewesen, wir hätten die Thiere lieber liegen lassen, wo sie lagen. Allein wir brauchten Brennmaterial für den Winter, wenn wir uns auch ohne das Fleisch hätten behelfen können. Als die Arbeit endlich beendet war und wir zwei große Haufen Speck und Fleisch, dicht bedeckt von den dicken Walroßhäuten, am Lande hatten, freuten wir uns nicht wenig.

In dieser Zeit führten die Möven ein üppiges Leben von dem Ueberfluß an Abfällen, Speck, Eingeweiden und andern innern Organen. Aus allen Richtungen sammelten sich Elfenbein- und Tauchermöven in großen Scharen und unterhielten Nacht und Tag ein unaufhörliches Geschrei und Lärmen. Wenn sie so viel gefressen hatten, als sie bewältigen konnten, saßen sie meist draußen auf den Eishügeln und schnatterten zusammen. Kamen wir zum Abhäuten hinunter, so entfernten sie sich nur ein kleines Stück von den Kadavern und saßen in langen Reihen geduldig wartend auf dem Eise neben uns oder kamen, geführt von einigen kühnen Offizieren, allmählich näher. Sobald ein kleiner Fetzen Speck fiel, stürzten zwei oder drei Elfenbeinmöven darauf los und kämpften darum, oft dicht vor unsern Füßen, daß die Federn stoben. Draußen segelten Sturmvögel in ihrem stillen geisterhaften Fluge über der Oberfläche des Wassers hin und her, und am Rande der Küste bewegten sich Scharen von Stummelmöven unaufhörlich auf und nieder und schossen pfeilschnell auf die Oberfläche des Wassers hinab, sobald sich dort ein kleines Krustenthier zeigte. Wir liebten diese Vögel besonders, weil sie sich ausschließlich an Seethiere hielten und unsern Speck in Frieden ließen; sie waren auch so leicht und anmuthig. Unaufhörlich aber jagte die Raubmöve (*Stercorarius crepidatus*) am Ufer auf und nieder, und alle Augenblicke wurden wir durch einen kläglichen Nothschrei über unsern Köpfen erschreckt: es war eine Stummelmöve, die von einer Raubmöve verfolgt wurde. Wie oft haben wir die wilde Jagd da oben in der Luft mit den Augen verfolgt, bis endlich die Stummelmöve ihre Beute fallen ließ, worauf die Raubmöve hinabschoß und den Raub ergriff, bevor er noch das Wasser berührt hatte!

Beneidenswerthe Geschöpfe, die sich dort oben so frei bewegen können! Draußen im Wasser lagen tauchend und bellend oft ganze Heerden von Walrossen, und hoch in der Luft flogen die Krabbentaucher scharenweise hin und her; man hörte das Schwirren ihrer Flügel von weit her. Da war Geschrei und Leben auf allen Seiten. Bald aber sinkt die Sonne, die See schließt sich, die Vögel verschwinden einer nach dem andern nach dem Süden – die Polarnacht beginnt, und es wird hier so still, so still werden!



Walroßherde.

Mit Vergnügen machten wir uns endlich am 7. September an die Arbeit, eine Hütte zu bauen. Wir hatten in der Nachbarschaft eine gute Stelle dazu ausgewählt, und von nun an hätte man uns täglich morgens wie gewöhnliche Arbeiter mit einem Eimer Trinkwasser in der einen und der Flinte in der andern Hand hinausgehen sehen können. So gut wir konnten, brachen wir in dem Gerölle Steine los, schleppten sie zusammen, hoben den Grund aus und bauten die Mauern auf. Werkzeuge hatten wir nicht viel; was wir dazu am meisten verwendeten, waren unsere beiden Fäuste. Die abgeschnittene Schlittenkufe diente wieder als Spitzaxt, um die festgefrorenen Steine loszulösen, und wenn wir es mit den Händen nicht fertig brachten, den Grund an unserer Baustelle aufzugraben, so benutzten wir einen Schneeschuhstock mit eiserner Zwinde dazu. Aus dem Schulterblatt eines Walrosses, das an ein abgebrochenes Stück von einem Schneeschuhstock gebunden war, stellten wir uns einen Spaten und aus einem an einen Querträger des Schlittens befestigten Walroßhauer eine Hacke her. Es waren zerbrechliche Dinger zum Arbeiten; aber mit Geduld brachten wir es doch fertig, und ganz langsam erhoben sich feste Steinmauern mit Moos und Erde dazwischen. Das Wetter wurde allmählich kälter und hinderte uns nicht wenig bei der Arbeit, da der Boden, den wir auszugraben hatten, härter wurde, und die Steine, die wir losbrechen mußten, festfroren; und dann kam auch Schnee. Groß war daher unsere Ueberraschung, als wir am Morgen des 12. September aus unserer Höhle krochen und das

schönste Thauwetter fanden, mit 4° C. Wärme. Das war beinahe die höchste Temperatur, die wir auf der ganzen Expedition gehabt haben. Auf allen Seiten stürzten Bäche in schäumenden Fällen von dem Berge und dem Gletscher herab, fröhlich murmelnd den Weg zwischen den Steinen zur See hinunter nehmend. Ueberall rieselte und rauschte Wasser; wie mit einem Zauberschlage war wieder Leben in die erstarrte Natur zurückgekehrt, und die Hügel zeigten wieder überall Grün. Man konnte sich nach dem fernen Süden versetzt glauben und vergessen, daß ein langer, langer Winter vor der Thür stand. Der nächste Tag fand alles wieder geändert. Die sanften Götter des Südens, die gestern ihre letzten Kräfte angestrengt hatten, waren geflohen, die Kälte war wiedergekehrt, Schnee war gefallen und hatte alle Spuren bedeckt: nun wich der Winter nicht mehr. Auch der kleine Streifen bloßer Erde war in der Gewalt der Geister der Kälte und Dunkelheit; sie herrschten jetzt bis hinab zum Meere. Ich stand draußen und schaute mir die Gegend an. Wie öde und verlassen sah die Natur in ihrem Zauberbanne aus! Mein Blick fiel auf die Erde zu meinen Füßen. Dort unten zwischen den Steinen streckte noch der Mohn seine hübschen Blüten aus dem Schnee hervor, die letzten Strahlen der scheidenden Sonne sollten noch einmal seine gelbe Blumenkrone küssen, dann konnte er unter seine Decke schlüpfen, um den langen Winterschlaf zu halten und im Frühjahr zu neuem Leben zu erwachen. O, wer das doch auch könnte!

Nach einwöchentlicher Arbeit waren die Mauern unserer Hütte vollendet. Sie waren nicht hoch, kaum einen Meter über dem Erdboden, aber wir hatten ebenso tief in den Grund hineingegraben, sodaß die Hütte nach unserer Berechnung hoch genug werden würde, um darin aufrecht stehen zu können. Nun handelte es sich darum, das Dach herzustellen; dies war nicht so leicht. Das einzige Material, das wir zu diesem Zwecke hatten, waren der schon früher erwähnte, von uns gefundene Baumstamm und die Walroßhäute. Den Stamm, der volle 30 Centimeter dick war, konnte Johansen endlich, nachdem er einen ganzen Tag daran gearbeitet hatte, mit unserm kleinen Beil entzweihauen, und mit nicht geringerer Mühe rollten wir ihn über das Geröll auf die Ebene, wo er als Firststück auf das Dach gelegt wurde. Dann holten wir die Häute. Allein diese waren steif und an den Fleisch- und Speckhaufen festgefroren, über die sie gebreitet waren. Mit großer Mühe gelang es uns endlich, sie durch Benutzung von Keilen aus Walroßhauern, Steinen und Holz loszubringen. Der Transport dieser großen Häute auf dem langen Wege nach der Hütte war eine nicht weniger schwierige Aufgabe; durch Rollen, Tragen und Schleppen brachten wir es aber ebenfalls fertig. Das Schlimmste von allem war jedoch, die gefrorenen Häute über die Hütte auszubreiten. Mit drei halben Fellen wurden wir ziemlich gut fertig, indem es uns gelang, sie ein wenig zu biegen; aber die vierte Hälfte war ganz steif gefroren, sodaß wir ein Loch im Eise suchen und sie ins Meer versenken mußten, um sie erst aufzuthauen.



Vor unserer »Höhle«.

Es schien mir fast beängstigend, daß wir in der ganzen Zeit nichts von Bären sahen. Sie waren es, von denen wir den ganzen Winter hindurch leben mußten, und mit den sechs, die wir hatten, kamen wir nicht weit. Jedoch glaubte ich, es leicht erklären zu können, da das Buchteneis, auf welchem sie sich gern aufhalten, sich an dem Tage, als wir mit den Walrossen fast in die See hinausgetrieben waren, entfernt hatte. Ich glaubte daher, daß auch wieder Bären erscheinen würden, sobald sich jetzt wieder Eis bildete. Es war darum eine Erleichterung, als ich eines Morgens (23. September) einen Bären vor mir erblickte, gerade als ich um das Vorgebirge herumkam, um nach der zum Einweichen ins Meer versenkten Haut zu sehen. Ich stand am Ufer nahe bei der Haut. Er hatte mich nicht gesehen, und ich zog mich rasch zurück, um Johansen, der mir mit seiner Büchse folgte, vorbeizulassen, worauf ich wegrannte, um auch eine Flinte zu holen. Als ich wiederkam, lag Johansen noch auf derselben Stelle hinter einem Stein und hatte noch nicht geschossen. Es waren zwei Bären da, einer neben der Hütte, der andere am Ufer; Johansen konnte aber an den einen nicht hinangelangen, ohne daß der andere ihn sah. Nachdem ich fortgelaufen war, um meine Büchse zu holen, hatte der Bär seine Schritte nach der Hütte gelenkt; aber gerade als er sie erreichte, hatte Johansen gesehen, daß plötzlich zwei Bären rasch über den Rand der Mauer langten und nach dem ersten Bären schlugen, worauf unmittelbar nachher auch der Kopf sichtbar geworden war. Der Bursche war eifrig beschäftigt, unsere Dachhäute zu benagen, die er heruntergerissen und verbogen hatte, sodaß wir sie später ebenfalls ins Meer senken mußten, um sie wieder aufzuthauen. Der erste Bär mußte sich wieder nach dem Ufer zurückziehen, wo wir später entdeckten, daß er unsere Walroßhaut heraufgezogen und das Fett davon abgekratzt hatte. Unter Deckung einiger Eishügel rannten wir nach ihm hin. Er bemerkte uns und machte sich im Galopp davon, sodaß ich ihm nur von hinten eine Kugel durch den Körper jagen konnte. Johansen zurufend, daß er nach dem andern Bären sehen solle, setzte

ich mich in Lauf. Nach mehrstündiger Verfolgung den Fjord hinauf hatte ich ihn endlich bis unter die Gletscherwand gejagt, wo er sich zur Vertheidigung vorbereitete. Ich ging dicht an ihn heran, doch machte er brummend und zischend von der Anhöhe, auf der er stand, zweimal einen Angriff auf mich, ehe ich schließlich seinem Dasein ein Ende machen konnte. Als ich zurückkam, war Johansen schon eifrig mit dem Abhäuten des andern Bären beschäftigt. Letzterer war dadurch, daß wir den ersten angriffen, erschreckt worden und eine weite Strecke über das Eis gelaufen; dann war er wieder umgekehrt, um nach seinem Gefährten zu sehen, und war dabei von Johansen erlegt worden. Unser Wintervorrath vergrößerte sich.

Als wir uns am nächsten Tage (24. September) wieder an die Arbeit an der Hütte begaben, sahen wir eine große Heerde Walrosse draußen auf dem Eise liegen. Wir hatten mehr als genug von diesen Thieren und hatten sehr wenig Neigung für sie. Johansen meinte offen, wir brauchten sie nicht und könnten sie in Frieden lassen, ich hielt es aber für unbedachtsam, Nahrung und Brennmaterial gewissermaßen vor der Stubenthür liegen zu lassen und keinen Gebrauch davon zu machen; so brachen wir denn mit unsern Büchsen auf. Uns unter Deckung einiger Erhöhungen des Eises an die Thiere hinanzuschleichen, war nicht schwer; bald waren wir ihnen bis auf 20 Meter nahe gekommen und konnten ruhig dort liegen bleiben und sie beobachten. Worauf es ankam, war, sich ein Opfer auszuwählen und den Schuß gut anzubringen, um keine Patronen zu verschwenden. Es waren alte und junge Thiere, und da wir von den großen mehr als genug gehabt hatten, so beschlossen wir, mit den kleinsten, die wir sahen, einen Versuch zu machen; mehr als zwei brauchten wir unserer Ansicht nach nicht. Während wir lagen und darauf warteten, daß sie den Kopf wenden und uns Chancen für einen Schuß geben sollten, hatten wir gute Gelegenheit, sie zu beobachten.

Es sind merkwürdige Thiere. Als sie dort beisammenlagen, stießen sie einander unaufhörlich mit den ungeheuern Hauern in den Rücken, sowol die großen alten wie die kleinen jungen. Wenn eins von ihnen sich etwas umdrehte und seinem Nachbar zu nahe kam oder ihn störte, so erhob der letztere sich sofort mit Gegrünze und grub die Hauer in den Rücken des erstern. Es war das keineswegs eine zarte Liebkosung, vielmehr ist es gut für sie, daß sie eine so dicke Haut haben; trotzdem strömte mehreren von ihnen das Blut vom Rücken. Der andere richtete sich manchmal ebenfalls auf und erwiderte die kleine Aufmerksamkeit in derselben Weise. Bewegung im Lager entstand aber erst, wenn ein neuer Gast aus dem Meere auftauchte. Dann grunzten alle im Chor, und einer der alten Bullen, der dem Neuangekommenen am nächsten lag, gab ihm einige wohlgemeinte Stöße. Der Neuling zog sich aber vorsichtig auf das Eis hinauf, verbeugte sich respectvoll und schob sich ganz sachte zwischen die andern, die ihm dann ebenfalls so viele Stöße versetzten, als Zeit und Umstände gestatteten, worauf sie sich schließlich wieder besänftigten und ruhig lagen, bis eine neue Unterbrechung eintrat. Wir warteten vergeblich darauf, daß diejenigen Thiere, die wir ausgewählt hatten, den Kopf so weit drehen würden, daß wir gut zum Schuß kommen konnten; aber da sie verhältnißmäßig klein waren, so glaubten wir, daß eine Kugel in die Mitte der Stirn ihnen genügen würde, und brannten endlich los. Sie sprangen jedoch auf und rollten sich halb betäubt ins Wasser.



Johansen und die Walrosse.

Dann gab es aber eine Bewegung. Die ganze Heerde erhob rasch die großen, häßlichen Köpfe, glotzte uns an und stürzte sich eins nach dem andern dem Rande des Eises zu. Wir hatten schleunigst wieder geladen, und da es jetzt nicht schwer war, gut zum Schuß zu kommen, gaben wir Feuer. Da lagen zwei Thiere, ein junges und ein altes. Die meisten der übrigen tauchten unter, nur eins blieb ruhig liegen und blickte verwundert bald seine beiden todtten Gefährten, bald uns an, als wir zu jenen hingingen. Wir wußten nicht recht, was wir thun sollten; zwar meinten wir, daß die beiden dort uns mehr als genug zu thun geben würden, aber nichtsdestoweniger war es verlockend, dieses große Ungethüm, da wir doch einmal da waren, ebenfalls zu erlegen. Während Johansen mit seinem Gewehr im Anschlage stand und noch überlegte, ob er schießen solle oder nicht, benutzte ich die Gelegenheit, ihn und die Walrosse zu photographiren. Schließlich ließen wir das Thier doch unverletzt laufen; wir glaubten, es uns nicht gestatten zu können, noch weitere Patronen daran zu wenden. Mittlerweile kochte das Wasser draußen von den wüthenden Thieren, die ringsherum das Eis zertrümmerten und die Luft mit ihrem Gebrüll erfüllten. Besonders der große Bulle schien nicht geringe Lust zu haben, uns anzugreifen; er kehrte beständig zum Rande des Eises zurück, hob sich halb hinauf, grunzte und bellte uns an und betrachtete lange seine todtten Kameraden, die er offenbar mitzunehmen wünschte. Allein wir wollten keinen Schuß mehr an ihn verschwenden. Er warf sich dann zurück, um unmittelbar darauf wieder umzukehren. Allmählich entfernte sich die ganze Heerde, und wir hörten das Grunzen des großen Bullen aus immer größerer Ferne. Plötzlich erschien aber sein ungeheurer Kopf wieder über dem Eisrande in unserer Nähe; das Thier brüllte herausfordernd; dann verschwand es ebenso schnell wieder, wie es gekommen war. Dies wiederholte sich drei- oder viermal, nachdem wir es in den

Zwischenpausen weit draußen gehört hatten; endlich aber blieb er ganz fort, und wir konnten das Abhäuten in Frieden fortsetzen. Sehr leicht war dies beim kleinern Walroß, im Vergleich zu der Arbeit, an die wir gewöhnt waren. Das andere war jedoch ein großer Bursche, der sich in den Schnee eingegraben, in dem er lag, und nicht so leicht umdrehen ließ. Wir begnügten uns daher damit, nur die obere Seite vom Kopfe bis zum Schwanze abzuhäuten, und kehrten mit dem Speck und den Häuten heim. Nun glaubten wir genug Speck zu Brennmaterial für den Winter zu haben; außerdem hatten wir Ueberfluß an Häuten zur Eindeckung unserer Hütte.

Die Walrosse hielten sich noch längere Zeit in unserer Nähe auf. Alle Augenblicke vernahmen wir zwei oder drei aufeinanderfolgende heftige Stöße von unten gegen das Eis, und dann brach plötzlich mit einem Krach ein riesiger Kopf durch das Eis. Er blieb dort eine Zeit lang schnaubend und ächzend, sodaß man es weithin hören konnte, und verschwand hierauf wieder. Als wir am 25. September damit beschäftigt waren, die Häute für das Dach aus einem Wasserloche in der Nähe des Ufers zu schleppen, hörten wir seewärts desselben Krachen im Eise; dann kam ein Walroß herauf, tauchte aber gleich wieder unter. »Sehen Sie! Es wird nicht lange dauern, bis wir es in diesem Loche haben.« Die Worte waren kaum ausgesprochen, als die Haut im Wasser beiseitegeschoben wurde und ein ungeheurer Kopf mit Borsten und zwei langen Hauern vor uns in die Höhe fuhr. Er blickte uns unverwandt mit bösen Augen an; dann ein starkes Plätschern, und fort war er wieder.

Die Häute hatten sich in der See nunmehr so weit erweicht, daß wir sie über das Dach strecken konnten. Sie waren so lang, daß sie von einer Seite der Hütte über den First bis nach der andern Seite hinunterreichten. Wir streckten sie, indem wir mit Hautstreifen an beiden Enden große Steine befestigten, die sie durch ihr Gewicht über die Mauerkante reckten, wo wir dann Steine darauf thürmten. Mit Hülfe von Steinen, Moos, Hautstreifen und Schnee zur äußern Bedeckung dichteten wir die Fugen der Mauern einigermaßen. Um die Hütte bewohnbar zu machen, mußten wir im Innern Steinbänke zum Lager bauen sowie eine Thür herstellen. Diese bestand in einer Oeffnung in einer Ecke der Wand, die in einen im Erdboden ausgehobenen kurzen Gang führte, der mit Eisblöcken ungefähr in derselben Weise überdacht war wie der Eingang zu den Eskimohäusern. Der Gang war nicht so lang gemacht, als wir eigentlich beabsichtigt hatten, da der Grund für unsere Werkzeuge zu hart geworden war. Er war so niedrig, daß wir in hockender Stellung durchkriechen mußten, um in die Hütte zu gelangen. Die innere Gangöffnung war mit einem Vorhang aus Bärenfell verschlossen, das fest an die Walroßhaut des Daches genäht war; das äußere Ende war mit einem Bärenfell bedeckt, das lose über der Gangmündung lag.

Es begann jetzt, kalt zu werden, unter -20° C., und das Leben in unserer bisherigen niedrigen Höhle, wo wir keinen Platz hatten, um uns zu bewegen, gestaltete sich mehr und mehr unerträglich; auch griff der Rauch der Thranlampe unsere Augen beim Kochen an. Täglich stieg unsere Ungeduld, in unser neues Haus einzuziehen, das uns jetzt als der Gipfel der Bequemlichkeit erschien. Während des Baues wiederholten wir uns immer, wie nett und behaglich es sein würde, wenn wir erst darin seien, und malten uns gegenseitig die vielen angenehmen Stunden aus, die wir dort verbringen wollten. Natürlich waren wir eifrig bemüht, in unserm Dasein alle möglichen Lichtpunkte zu entdecken. Die Hütte war gewiß nicht groß; sie war 3,5 Meter lang und 1,8 Meter breit, und wenn man der Quere lag, so stieß man auf der einen Seite mit den Füßen und auf der andern mit dem Kopfe an. Man konnte sich jedoch ein wenig darin bewegen, und selbst ich vermochte beinahe aufrecht unter dem Dache zu stehen. Das war ein Gedanke, der uns besonders vorgeschwebt hatte. Man stelle sich nur einmal vor, was es für uns bedeutete, einen vor dem Winde geschützten Raum zu haben, in welchem man die Beine ein wenig ausstrecken konnte! Das hatten wir seit März, seit der »Fram«, nicht mehr gehabt. Es

dauerte jedoch lange, bis alles in Ordnung war, denn wir wollten nicht umziehen, ehe die Hütte nicht ganz vollendet war.

Als wir unsere letzten Walrosse abhäuteten, hatte ich mehrere Sehnen aus dem Rücken genommen, weil ich glaubte, daß sie uns bei der Anfertigung von Winterkleidern von großem Nutzen sein würden. Erst einige Tage später (26. September) fiel mir wieder ein, daß die Sehnen auf dem Eise neben den Kadavern liegen geblieben waren. Ich ging daher hin, um danach zu sehen, fand aber zu meinem Bedauern, daß die Möven und Füchse sich längst damit davongemacht hatten. Ich war jedoch etwas getröstet, als ich die Fährte eines Bären fand, der in der Nacht bei den Kadavern gewesen sein mußte. Als ich mich umsah, erblickte ich Johansen, der hinter mir hergelaufen kam und winkte und nach der See wies. Ich wandte mich nach jener Richtung und sah dort einen großen Bären, der auf- und ablief und uns beobachtete. Bald hatten wir unsere Büchsen geholt, und während Johansen in der Nähe des Landes blieb, um den Bären in Empfang zu nehmen, falls er dorthin käme, machte ich auf dem Eise einen weiten Bogen, um ihn landwärts zu treiben, wenn er erschrecken sollte. Inzwischen hatte er sich draußen neben einigen Löchern niedergelegt, vermuthlich um auf Seehunde zu lauern. Als ich mich heranschlich, sah er mich und kam anfänglich auf mich zu; dann aber überlegte er es sich anders und entfernte sich langsam und majestätisch seewärts über das neue Eis. Ich hatte keine große Lust, ihm in dieser Richtung zu folgen, und dachte daher, ich sollte einmal, wenn auch die Schußweite groß war, aus der Ferne einen Versuch machen. Die erste Kugel ging zu hoch; dann noch eine: diese traf. Der Bär sprang auf, machte mehrere Sätze und trampelte in seiner Wuth auf das Eis, bis es brach und er hineinfiel. Da lag er nun plätschernd und spritzend und durchbrach das dünne Eis durch sein Gewicht bei den Versuchen, herauszukommen. Rasch war ich neben ihm. Ich wollte jedoch keine weitere Patrone verschwenden und hegte auch die schwache Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, allein aus dem Wasser zu kommen und uns die Mühe zu sparen, ein so schweres Thier herauszuziehen. Ich rief Johansen zu, er solle mit einem Tau, Schlitten und Messern kommen; inzwischen ging ich wartend und beobachtend auf und ab. Der Bär quälte sich gewaltig ab und machte das Loch im Eise immer größer. Ein Vorderbein war verwundet, sodaß er nur das andere und die Hinterbeine gebrauchen konnte. Er faßte das Eis immer wieder und zog sich in die Höhe, aber sobald er halb oben war, gab das Eis nach, und er sank wieder hinein. Allmählich wurden seine Bewegungen immer schwächer, bis er zuletzt still lag und schnaufte.

Dann traten einige Zuckungen ein; er streckte die Beine steif aus, der Kopf sank ins Wasser, und dann wurde alles still. Während ich auf- und abschrift, hatte ich rundherum mehreremal Walrosse gehört, die mit dem Kopfe Löcher ins Eis stießen und die Köpfe durchsteckten; ich dachte mir deshalb, daß ich sie bald auch hier haben würde. In demselben Augenblick erhielt der Bär einen heftigen Stoß von unten, der ihn nach der Seite warf, und ein gewaltiger Kopf mit großen Hauern tauchte auf. Er schnaufte, blickte verächtlich auf den Bären, schaute dann mich, der ich auf dem Eise stand, eine Weile verwundert an und verschwand endlich wieder. Dies ließ mir das alte feste Eis etwas weiter landeinwärts doch als einen angenehmeren Aufenthaltsort erscheinen als das Eis hier. Meine Vermuthung, daß das Walroß keine Furcht vor einem Bären habe, war mehr als je gekräftigt worden. Endlich kam Johansen mit einem Tau. Wir warfen dem Bären eine Schlinge um den Hals und versuchten, ihn herauszuziehen, fanden jedoch bald, daß das über unsere Kräfte ging. Bei jedem Versuche zerbrachen wir nur das Eis unter dem Bären. Ihn aufzugeben, kam uns hart an; es war ein großer Bär, der ungewöhnlich fett zu sein schien; aber in dieser Weise fortzufahren, bis wir ihn an den Rand des Packeises geschleppt hätten, würde ein zu langwieriges Verfahren gewesen sein. Dadurch, daß wir eine schmale Rinne, nur so breit, um das Tau durchziehen zu können, im jungen Eis bis zum Rande eines großen Eisstückes aushieben, kamen

wir ziemlich gut aus der Verlegenheit. Nun war es leicht, den Bären unter dem Eise hierher zu schleppen, wo wir ihn herauszogen, nachdem wir ein genügend großes Loch ins Eis gebrochen hatten. Endlich hatten wir ihn abgehäutet und zerschnitten, und schwer beladen mit unserer Beute lenkten wir spät abends die Schritte heimwärts nach unserer Höhle. Als wir uns dem Strande näherten, wo die Kajaks auf einem unserer Haufen Walroßspeck und Fleisch lagen, flüsterte Johansen mir plötzlich zu: »Sehen Sie einmal dort, dort!« Ich blickte auf: drei Bären standen auf dem Haufen und zerrten an dem Speck. Es war eine Bärin mit zwei Jungen. »Zum Teufel!« erwiderte ich, »sollen wir es wieder mit Bären zu thun bekommen?« Ich war müde und hegte, die Wahrheit zu sagen, weit größere Sehnsucht nach unserm Schlafsack und einem tüchtigen Topf voll Fleisch. Im Augenblick hatten wir die Büchsen zur Hand und näherten uns vorsichtig den Bären; aber diese hatten uns in Sicht bekommen und machten sich über das Eis davon. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit sahen wir ihnen nach. Etwas später, als ich mit dem Zerlegen des Fleisches beschäftigt war und Johansen Wasser holte, hörte ich ihn pfeifen; ich blickte auf, worauf er über das Eis wies. In der Dämmerung kamen die drei Bären zurück; unser Speckhaufen war für sie zu verlockend gewesen. Ich kroch mit der Büchse hinter einige Steine in der Nähe des Haufens. Die Bären kamen heran, ohne nach rechts oder links zu sehen; als sie an mir vorbeizogen, zielte ich, so gut die Dunkelheit es mir gestattete, auf die Bärin und gab Feuer. Sie brüllte und biß sich in die Seite, und alle drei machten sich wieder über das Eis davon. Dort stürzte die Mutter nieder; die Jungen blieben erstaunt und beunruhigt neben ihr stehen, ergriffen aber die Flucht, als wir herankamen, sodaß es unmöglich war, in Schußweite zu gelangen. Sie hielten sich in achtungsvoller Entfernung und beobachteten uns, während wir die todte Bärin an Land schleppten und abhäuteten. Als wir am nächsten Morgen herauskamen, standen sie da und schnüffelten an der Haut und dem Fleisch. Allein ehe wir schußbereit waren, hatten sie uns gesehen und sich wieder davongemacht. Wir sahen jetzt, daß sie die ganze Nacht dort geblieben waren und den einige Stücke Speck enthaltenden Magen der eigenen Mutter gefressen hatten. Nachmittags kehrten sie nochmals zurück, und wieder versuchten wir vergeblich, sie zum Schuß zu bekommen.

Als wir am nächsten Morgen (Sonnabend, 28. September) aus der Höhle krochen, erblickten wir einen großen Bären, der auf unserm Speckhaufen lag und schlief. Johansen kroch unter Deckung einiger Steine nahe hinan. Als der Bär etwas lärmern hörte, hob er den Kopf und blickte sich um; in demselben Augenblicke feuerte Johansen, und die Kugel ging dem Bären durch die Kehle, gerade unterhalb des Schädels. Er stand langsam auf, blickte Johansen verächtlich an, überlegte eine kurze Weile und schritt dann ruhig, mit gemessenen Schritten davon, als ob nichts passirt sei. Bald darauf hatte er von jedem von uns ein paar Kugeln im Leibe und brach draußen auf dem dünnen Eise zusammen. Er hatte sich so vollgefressen, daß, als er dort lag, Speck, Thran und Wasser ihm aus dem Maule auf das Eis liefen, das unter seinem Gewichte allmählich zu sinken begann, bis er in einem großen Pfuhle lag. Darauf zogen wir ihn schleunigst aus Land, ehe das Eis unter ihm nachgab. Es war einer der größten Bären, die ich je gesehen habe, aber auch einer der magersten, da sich keine Spur von Fett an ihm zeigte, weder unter der Haut, noch zwischen den Eingeweiden. Er muß lange Zeit gefastet haben und ungewöhnlich hungrig gewesen sein, da er eine unglaubliche Menge von unserm Walroßspeck gefressen hatte. Und wie hatte er ihn umhergezerrt! Erst hatte er das eine Kajak heruntergeworfen, den Speck nach allen Richtungen hin umhergestreut und darauf sich das beste Fett von fast jedem einzelnen Stücke gekratzt; dann hatte er den Speck an einer andern Stelle wieder gesammelt und sich, glücklich in dem seligen Gefühle des Sattseins, darauf zum Schlafen niedergelegt, vermuthlich, um ihn beim Erwachen sofort wieder zur Hand zu haben. Vor dem Angriff auf den Speckhaufen hatte er noch ein anderes Stück geliefert, welches wir erst später entdeckten. Er hatte die beiden jungen Bären getödtet die

uns besucht hatten; wir fanden sie nicht weit entfernt mit zerschmetterten Schädeln, steif gefroren. An den Fußspuren sahen wir, daß er erst den einen, dann den andern auf das neue Eis hinaus verfolgt hatte; hierauf hatte er sie ans Land geschleppt und sie dort liegen gelassen, ohne sie weiter anzurühren. Was für Vergnügen ihm diese That gemacht haben kann, begreife ich nicht; doch muß er jene wol als Concurrenten im Kampfe um die Nahrung angesehen haben. Oder war er vielleicht ein mürrischer alter Herr, der junge Leute nicht leiden konnte? »Es ist hier jetzt so nett und ruhig«, sagte der Riese, als er das Land ausgeräumt hatte.

Unser Wintervorrath begann jetzt wirklich Vertrauen einzuflößen.

Ich glaubte jetzt mit Sicherheit annehmen zu können, daß wir uns an der Westküste von Franz-Joseph-Land befänden und in diesem Augenblicke ein wenig nördlich von dem nordwestlichsten Punkte Leigh Smith's, Kap Losley, seien, das etwas südlich von 81° nördlicher Breite liegen sollte, während unsere Beobachtung an diesem Tage uns auf ungefähr $81^{\circ} 14'$ nördlicher Breite versetzte. Eis, das auf dem Grunde festgefroren ist und daher oft wie ein Eisfundament an der Küste liegen bleibt, selbst wenn die See eisfrei ist. Durch das vom Lande kommende warme Wasser bildet sich oft zwischen diesem Eise und der Küste ein offener Kanal.

Zehntes Kapitel

In der Winterhütte

Endlich, am Abend des 28. September, zogen wir in unsere neue Hütte ein, doch war die erste Nacht für uns kalt. Bis jetzt hatten wir während der ganzen Zeit in einem Sacke geschlafen, und selbst derjenige, den wir durch Zusammennähen unserer beiden wollenen Decken hergestellt hatten, hatte ziemlich ausgereicht. Jetzt hielten wir es aber nicht länger für nothwendig, in einem Sacke zu schlafen, da wir die Hütte durch Brennen mehrerer Thranlampen so warm machen wollten, daß jeder es sehr gut auf seinem eigenen Lager mit einer wollenen Decke über sich aushalten könnte; wir hatten daher den Sack auseinandergetrennt. Lampen wurden in der Weise hergestellt, daß wir von einigen Neusilberblechen die Ränder in die Höhe bogen, diese Behälter mit zerquetschtem Speck füllten und als Docht Stücke Zeug von den Bandagen aus unserer Apotheke verwendeten. Die Lampen brannten vorzüglich und gaben auch so gutes Licht, daß es unserer Meinung nach ganz behaglich aussah; allein sie reichten weder damals noch später jemals aus, um unsere noch immer ziemlich undichte Hütte zu erwärmen, und so lagen wir denn die ganze Nacht und zitterten vor Kälte. Wir glaubten, es sei die kälteste Nacht gewesen, die wir gehabt hätten.

Am nächsten Morgen schmeckte uns das Frühstück ausgezeichnet, und es ist unglaublich, welche Mengen heißer Bärenbouillon wir genossen, um wieder etwas Wärme in unsern Körper zu bekommen.

Wir beschlossen sofort, dem Uebelstande abzuhelfen, indem wir an der Hinterwand der Hütte eine Pritsche herstellten, breit genug, um dort nebeneinander liegen zu können. Die wollenen Decken wurden wieder zusammengenäht; dann breiteten wir Bärenfelle unter uns aus, und nun fühlten wir uns so gemüthlich, als es den Umständen nach nur möglich war. Weitere Versuche, uns nachts zu trennen, machten wir nicht. Mit den rauhen, eckigen Steinen, die wir jetzt, da alles gefroren war, allein zur Verfügung hatten, eine halbwegs ebene Unterlage zu schaffen, war unmöglich; wir warfen und wendeten uns daher den ganzen Winter hin und her, um zwischen all den Höckern einen einigermaßen bequemen Platz zu finden. Es war und blieb aber hart, und stets schmerzten uns beim Liegen einige Stellen am Körper, und wir hatten sogar wunde Flecke an den Hüften. Wir schliefen aber trotz alledem. In dem einen Winkel der Hütte hatten wir einen kleinen Herd zum Kochen und Braten aufgebaut. Im Dach über uns schnitten wir ein Loch in die Walroßhaut und führten aus Bärenfell einen Rauchfang zu demselben hinauf; doch hatten wir den Herd erst kurze Zeit benutzt, als wir schon die Nothwendigkeit einsahen, einen Schornstein zu bauen, um den Wind zu verhindern, daß er von oben hineinschläge. Die Hütte war so mit Rauch

erfüllt, daß man es zuweilen nicht aushalten konnte. Die einzigen Materialien, die wir jetzt zum Bauen hatten, waren Eis und Schnee. Wir errichteten aber damit auf dem Dache einen großartigen Schornstein, der seinem Zweck entsprach und tüchtigen Zug brachte. Er war jedoch nicht recht dauerhaft, da das Loch in demselben sich beim Gebrauche beständig erweiterte und auch nicht ganz ohne Schuld war, wenn es zuweilen auf den Herd herabtropfte. Von unserm Baumaterial war aber im Ueberfluß vorhanden, und es hielt daher nicht schwer, den Schornstein zu erneuern, wenn er einer Reparatur bedurfte. Das mußte im Laufe des Winters zwei- oder dreimal geschehen. An mehr exponirten Stellen verwendeten wir Walroßfleisch, Knochen und Aehnliches zur Verstärkung.

Unsere Kocherei war so einfach wie möglich. Sie bestand darin, daß wir morgens Bärenfleisch und Bouillon kochten und abends Bärenschnitten brieten. Bei jeder Mahlzeit verzehrten wir große Mengen, jedoch wurden wir seltsamerweise dieser Nahrung niemals überdrüssig, sondern genossen sie stets mit größtem Appetit. Manchmal aßen wir auch Speck dazu oder tauchten die Fleischstücke in Thran. Oft konnte längere Zeit vergehen, in welcher wir fast nichts als Fleisch aßen und Fett kaum kosteten. Dann aber, wenn einer von uns einmal wieder Appetit hatte, fischte er sich vielleicht einige angebrannte Stücke Speck aus den Lampen oder aß von den Resten der Speckstücke, aus denen wir den Thran für die Lampe geschmolzen hatten. Wir nannten diese Reste »Gebäck« und fanden sie ungewöhnlich delicat; auch sprachen wir stets davon, wie köstlich sie sein würden, wenn wir etwas Zucker dazu hätten.

Wir besaßen noch immer einen Theil des Schlittenproviant, den wir von der »Fram« mitgenommen hatten, hatten aber beschlossen, während des Winters nichts davon zu verwenden. Diese Vorräthe wurden in ein Depot gebracht und sollten aufbewahrt werden, bis wir im Frühjahr die Reise fortsetzen könnten. Das Depot wurde mit Steinen belastet, um die Füchse zu verhindern, mit den Säcken davonzulaufen. Die Füchse waren übrigens jetzt schon unverschämt genug und stahlen all unsere fahrende Habe, deren sie habhaft werden konnten. So entdeckte ich am 10. October, daß sie sich mit einer Menge verschiedener Kleinigkeiten, die ich während des Baues der Hütte in einem andern Depot niedergelegt hatte, davongemacht hatten. Sie hatten alles gestohlen, was sie nur mitzuschleppen vermochten, wie Stücke Bambus, Stahldraht, Harpunen und Harpunenleinen, meine Sammlung von Gesteinen, Moosen u. s. w., die ich in kleinen Beuteln aus Segeltuch aufbewahrt hatte. Das Schlimmste aber war wol, daß sie sich mit einem großen Knäuel Segelgarn davongemacht hatten, das unsere Hoffnung und unser Trost gewesen war, wenn wir uns für den Winter Kleider, Schuhe und einen Schlafsack aus Bärenfellen machen mußten. Wir hatten darauf gerechnet, aus dem Segelgarn Zwirn herzustellen. Ein Glück, daß sie nicht auch den Theodoliten und unsere andern Instrumente, die ebenfalls dort standen, mitgeschleppt hatten; diese müssen ihnen zu schwer gewesen sein. Ich ärgerte mich, als ich diese Entdeckung machte, zumal es an meinem Geburtstage geschehen war, was die Sache noch ärgerlicher machte. Sie wurde auch nicht besser, als ich im Zwielficht auf dem Geröll oberhalb der Stelle, wo die Gegenstände gelegen hatten, nachforschte, um zu sehen, ob ich nicht wenigstens Spuren finden könnte, wohin jene Teufel sie geschleppt hätten, und dabei einen Fuchs traf, der in 6 Meter Entfernung von mir stehen blieb, sich niedersetzte und ein so verteufeltes, durchdringendes, unangenehmes Geheul ausstieß, daß ich mir die Ohren zuhalten mußte. Er war offenbar wieder auf dem Wege zu meinen Sachen und ärgerte sich nun darüber, daß ich ihn gestört hatte. Ich ergriff große Steine und warf damit nach ihm, worauf er eine kurze Strecke fortlief, sich dann aber am Rande des Gletschers hinsetzte und weiter heulte. Wüthend kehrte ich nach der Hütte zurück, legte mich nieder und dachte darüber nach, was wir thun könnten, um an diesen verhaßten Thieren Rache zu nehmen. Schießen konnten wir sie nicht der Patronen wegen, jedoch eine Falle aus Steinen konnten wir bauen. Wir beschlossen, dies zu thun; es wurde aber

nie etwas daraus. So viele andere Dinge nahmen uns immer in Anspruch, bis endlich Schnee das Geröll bedeckte, und es nicht mehr hell genug war, passende Steine zu suchen.

Inzwischen fuhren die Füchse fort, uns zu belästigen. Eines Tages hatten sie auch unser Thermometer, ⁶⁰ das sich stets außerhalb der Hütte befand, mit fortgeschleppt. Wir suchten lange Zeit vergebens danach, bis wir es in geringer Entfernung unter einem Schneehaufen versteckt fanden. Von der Zeit an waren wir immer so vorsichtig, nachts einen Stein darüber zu decken; allein eines Morgens fanden wir, daß die Füchse den Stein weggewälzt und sich nochmals mit dem Thermometer davongemacht hatten. Das einzige, was wir diesmal fanden, war das Futteral, das sie eine kleine Strecke entfernt fortgeworfen hatten; das Thermometer selbst haben wir nie wiedergesehen, da leider in der Nacht Schneetreiben eingetreten war, sodaß die Fährten verschwunden waren. Der Himmel mag wissen, welchen Fuchsbau es jetzt schmückt. An diesem Tage hatten wir gelernt, unser letztes Thermometer fortan in sicherer Weise zu befestigen.



Pastellskizze von Fridtjof Nansen

F.A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Bandförmiges Nordlicht: (28. Nov. 1893)

Den ganzen Winter über hielten sich die Füchse in der Nähe unserer Hütte auf. Beständig hörten wir sie an den gefrorenen Bärenhäuten und den Kadavern auf dem Dache nagen. Wir jagten sie niemals fort, leisteten uns doch diese netten Haustiere Gesellschaft. Oft lagen wir im Halbschlaf und bildeten uns ein, wir wären zu Hause und hörten die Ratten und Mäuse in der Bodenkammer

über uns ihr Unwesen treiben. Wir vernahmen, wie sie dort oben herumliefen, und eben guckten sie durch den Schornstein zu uns herab. Solange sie sich an das Fleisch hielten, gönnten wir ihnen gern etwas von unserm Ueberfluß, und richtig verspeisten sie auch das Ganze. Als sie sich aber daran machten, an unsern Speckvorrath zu gehen, wurden wir böse; damit waren wir weniger einverstanden. Wenn wir in der Dunkelheit spazieren gingen, passirte es nicht selten, daß wir das Treiben rund um uns hörten, und wir sahen die Gestalt eines Fuchses schimmern, der vielleicht ganz dicht bei uns sich niedergelassen hatte, um sich uns anzusehen. Meist waren sie weiß, doch waren auch manche Blaufüchse darunter mit schönem dunkelblauem Pelz. Einer von diesen besuchte uns oft. Wir erkannten ihn wieder an dem ausnehmend greulichen Geschrei, das er jedesmal ausstieß, wenn er auf den Gletscher kam und merkte, daß einer von uns draußen war, sodaß er sich nicht ungestört an unsern Fleischhaufen heranmachen konnte. Kaum aber warm wir in die Hütte gekrochen, so hörten wir ihn wieder auf dem Dache nagen.

Einmal wurde wirklich der Versuch gemacht, den Fuchs zu fangen. Johansen stellte eine Falle aus gefrorener Wallroßhaut zusammen, die er mit Hülfe von untergeschobenen Stäben stellte und die mit schweren Steinen gut eingedeckt wurde. Diese Falle stellte er auf dem Dache über uns auf, und dann setzten wir uns hin und lauschten gespannt auf das Zusammenklappen der Falle. Als Johansen am nächsten Morgen hinausging, war die Falle zugeschlagen, aber kein Fuchs lag darunter; im Gegentheil hatte dieser sowohl die Stellhölzer als auch den Köder herausgezerrt, das eine Holz fanden wir viel später draußen auf dem Eise. Darauf hin gab Johansen den Fang auf.

Inzwischen verging die Zeit. Die Sonne sank tiefer und tiefer, bis wir sie am 15. October zum letzten mal über den Bergen im Süden sahen; die Tage wurden rasch dunkler: *es begann unsere dritte Polarnacht.*

Wir schossen im Herbst zwei weitere Bären, einen am 8., einen am 21. October; von da an sahen wir bis zum nächsten Frühjahr keine wieder.

Als ich am Morgen des 8. November aufwachte, hörte ich draußen auf dem Schnee das Knirschen schwerer Schritte, und dann begann es, an unserm Fleisch und Speck auf dem Dache herumzuarbeiten. Ich konnte hören, daß es ein Bär war, und kroch mit meiner Büchse hinaus, vermochte aber, als ich aus dem Gange herauskam, in der Dunkelheit nichts zu sehen. Das Thier hatte mich bemerkt und war bereits verschwunden, was wir nicht allzu sehr bedauerten, da wir keine große Lust hatten, in dem Winde und bei einer Temperatur von 39° Kälte uns jetzt an das saure Werk des Abhäutens zu machen.

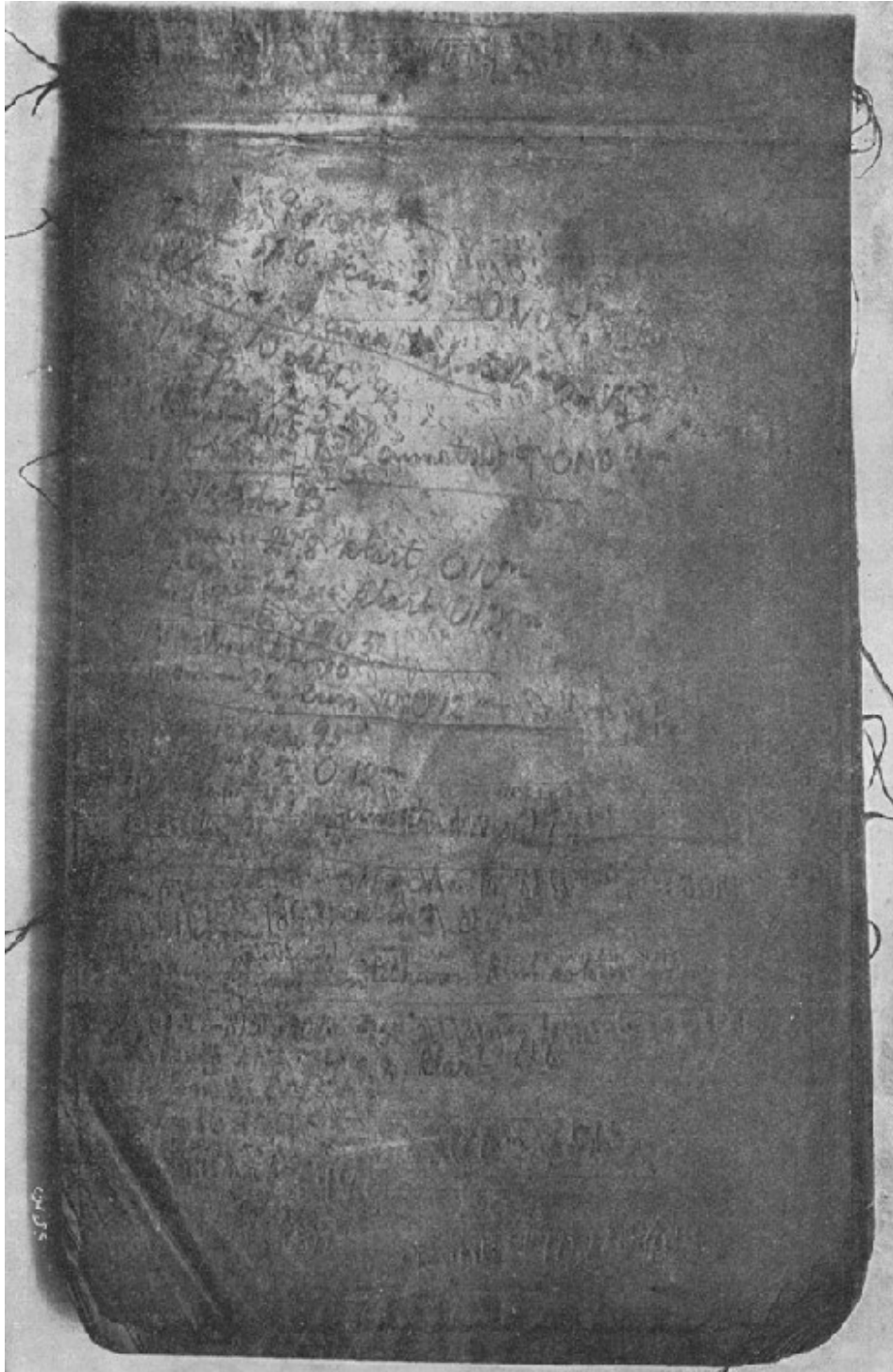
Wir hatten nicht viel Abwechslung. Unser Leben begann morgens mit Kochen und Frühstück. Dann kam vielleicht wieder ein Schläfchen, worauf wir hinauszugehen pflegten, um uns etwas Bewegung zu machen. Das letztere geschah jedoch nicht mehr als nothwendig, da unsere Kleider, die von Fett durchweicht und an vielen Stellen abgetragen und zerrissen waren, sich nicht gerade recht dazu eigneten, in ihnen im Winter in der freien Luft zu bleiben. Unsere Windkleider, die wir zum Schutze gegen den Wind über den andern hätten tragen sollen, waren so zerrissen, daß wir sie nicht benutzen konnten, und wir hatten so wenig Zwirn, um sie zu flicken, daß ich es nicht für richtig hielt, sie vor dem nächsten Frühjahr anzulegen, wenn wir uns zum Aufbruch vorbereiteten. Ich hatte darauf gerechnet, daß wir im Stande sein würden, uns Kleider aus Bärenfellen zu machen, allein es bedurfte Zeit, um die Felle von allem Speck und Fett zu reinigen, und eine noch viel langsamere Arbeit war es, sie trocken zu bekommen. Der einzige Weg hierzu war, sie unter dem Dache der Hütte auszubreiten, wo jedoch immer nur Raum für ein Fell war. Als eins fertig war, mußten wir es vor allen Dingen zu unserm Lager verwenden, da wir auf rohen, schmierigen Fellen lagen, die allmählich zu verfaulen anfangen. Als unser Lager mit

getrockneten Fellen versehen war, mußten wir daran denken, uns einen Schlafsack herzustellen, weil der aus wollenen Decken bestehende, den wir hatten, mit der Zeit zum Schlafen zu kalt wurde. Erst um Weihnachten herum gelang es uns, einen Sack aus Bärenfellen fertig zu stellen. So wurden alle Felle, die wir zubereiten konnten, verbraucht, und wir trugen immer noch die Kleider, die wir den ganzen Winter hindurch gehabt hatten.

Die Spaziergänge waren ebenfalls ein zweifelhaftes Vergnügen, weil stets Wind war, der unter der steilen Klippe scharf wehte. Wir empfanden es als eine wunderbare Wohlthat, wenn es gelegentlich einmal beinahe windstill war. In der Regel pfiff der Wind über uns und peitschte den Schnee dermaßen umher, daß alles in Nebel eingehüllt war. Zuweilen vergingen viele Tage, ohne daß wir die Nase aus dem Eingange steckten, und nur die dringende Notwendigkeit trieb uns hinaus, um Eis zum Trinkwasser oder einen Schinken oder ein Stück Bärenfleisch zum Essen oder Speck für die Lampe zu holen. Gewöhnlich brachten wir auch etwas Seeis oder, wenn eine Oeffnung oder Spalte zu finden war, etwas Seewasser für unsere Suppe mit.

Wenn wir hereinkamen und Appetit auf eine neue Mahlzeit bekommen hatten, bereiteten wir das Abendbrot, aßen so viel, bis wir satt waren, und krochen dann in den Sack, um solange wie möglich zu schlafen und die Zeit hinzubringen. Im großen und ganzen hatten wir ein sehr bequemes Leben in der Hütte. Vermittelst unserer Thranlampen konnten wir mitten im Raume die Temperatur ungefähr auf dem Gefrierpunkt halten; in der Nähe der Mauer war es jedoch beträchtlich kälter. Dort schlug sich die Feuchtigkeit in Gestalt wunderschöner Eiskristalle nieder; die Steine waren weiß, und das Licht der Lampe schimmerte von Tausenden von Krystallflächen wieder, sodaß wir in glücklichen Augenblicken träumen konnten, wir wohnten in einem Marmorschloß. Diese Pracht mußte aber theuer bezahlt werden; denn gab es einen Witterungsumschlag, oder brateten und kochten wir etwas mehr, dann liefen kleine Ströme von der Mauer in unsern Schlafsack. Jeder war eine Woche lang abwechselnd Koch, und der Dienstag, an welchem die Kochwoche des einen endete und die des andern begann, bot uns daher die einzige Abwechslung in unserm Leben und bildete einen Grenzstein, nach welchem wir unsere Zeit eintheilten. Beständig rechneten wir, wie viele Kochwochen wir noch vor uns hätten, ehe wir im Frühjahr unser Lager abbrechen könnten.

Ich hatte gehofft, in diesem Winter viel thun zu können, meine Beobachtungen und Notizen auszuarbeiten und einiges über unsere Reise zu schreiben; allein es geschah sehr wenig. Es war nicht nur das armselige, flackernde Licht der Thranlampe, das mich daran hinderte, auch nicht die unbequeme Lage, da man nur auf dem Rücken liegen oder auf den harten Steinen sitzen konnte, wobei jeder dem Druck ausgesetzte Körpertheil schmerzte: die ganze Umgebung machte einen nicht zum Arbeiten aufgelegt. Das Gehirn arbeitete nur träge, und ich hatte nie Lust, auch nur das Geringste zu schreiben. Vielleicht war es auch eine Folge der Unmöglichkeit, das Geschriebene sauber zu erhalten. Sobald man ein Stück Papier nur anfaßte, ließen die Finger einen braunen Fettfleck zurück, und wenn der Zipfel eines Kleidungsstückes darüber hin wischte, entstand ein dunkler Streifen. Unsere Tagebücher aus dieser Zeit sehen fürchterlich aus, es sind »Schmierbücher« im buchstäblichen Sinne des Wortes. O, wie sehnten wir uns nach der Zeit, in der wir wieder auf sauberm weißem Papier und mit schwarzer Tinte schreiben könnten! Oft hatte ich Mühe, die Bleistiftnotizen, die ich am Tage vorher geschrieben hatte, zu lesen, und jetzt, während ich dieses Buch schreibe, habe ich meine liebe Noth, herauszufinden, was einst auf diesen schmutzigen, dunkelbraunen Seiten gestanden hat; ich setze sie allen möglichen Beleuchtungen aus, untersuche sie mit dem Vergrößerungsglase, aber trotzdem muß ich es oft aufgeben.



Eine Tagebuchseite. October 1895.

Die Eintragungen in mein Tagebuch sind in dieser Zeit äußerst mager; es sind zuweilen Wochen, in denen nichts als die notwendigsten meteorologischen Beobachtungen nebst Bemerkungen aufgezeichnet sind. Der Hauptgrund ist, daß unser Leben so eiförmig verlief, daß es nichts gab, um darüber zu schreiben. Dieselben Gedanken kamen und gingen einen Tag wie den andern; es war in denselben nicht mehr Abwechslung als in unserer Unterhaltung. Gerade die Leere des Tagebuchs illustriert in Wirklichkeit am besten unser Leben während der neun Monate, die wir

hier zubrachten.

Mittwoch, 27. November. -23° C. Es ist windiges Wetter, der Schnee wirbelt einem um die Ohren, sowie man den Kopf aus dem Eingange heraussteckt. Alles grau in grau. Die schwarzen Steine im Schnee in der Geröllhalde weiter oben sind nur undeutlich zu erkennen, und über sich kann man gerade noch die dunkle Bergwand unterscheiden. Wohin sich aber sonst der Blick wenden mag, hinaus nach der See oder den Fjord hinauf, ist alles dieselbe bleischwere Dunkelheit; man ist von der weiten Welt abgesperrt und in sich selbst eingeschlossen. Der Wind weht in scharfen Stößen und peitscht den Schnee vor sich her, und oben unter dem Bergkamme pfeift und heult er in den Spalten und Löchern der Basaltmauern dieselbe ewige Melodie, die er durch vergangene Jahrtausende gesungen hat und durch zukünftige Jahrtausende singen wird. Und der Schnee wirbelt dahin, wie er es immer gethan im Wechsel der Zeiten, und alle Spalten und Vertiefungen füllen sich aus. Doch gelingt es dem Schnee nicht, die Steine der Geröllhalde zu bedecken; schwarz wie immer ragen sie in die Nacht hinein. Auf dem freien Platze vor der Hütte springen zwei Gestalten in der Winternacht wie Gespenster hin und her, um sich warm zu halten, und so werden sie auf dem Pfade, den sie sich ausgetreten haben, Tag für Tag auf- und niederrennen, bis der Frühling kommt.

Sonntag, 1. December. Wunderbar schönes Wetter während der letzten Tage; man kann gar nicht müde werden, draußen auf- und abzugehen, während der Mond diese ganze Eiswelt in ein Feenland verwandelt. Da liegt die Hütte noch im Schatten des Berges, der dunkeldrohend überhängt, aber das Mondlicht schwebt über Eis und Fjord und wird glitzernd von allen schneebedeckten Kämmen und Hügeln zurückgeworfen. Eine todte Schönheit, gleichwie von einem erloschenen Planeten, aufgebaut aus glänzendem weißem Marmor. So müssen die Berge dort stehen, gefroren und eiskalt; so müssen die Seen erstarrt unter der Schneedecke liegen; und wie immer zieht der Mond schweigend und langsam seine endlose Bahn durch den leblosen Raum. Und alles so still, so beängstigend still! Das große Schweigen, das eines Tages herrschen wird, wenn die Erde wieder wüst und leer ist, wenn der Fuchs nicht mehr in diesem Geröll haust, wenn der Bär nicht mehr da draußen auf dem Eise umherstreift, wenn selbst der Wind nicht mehr tost: unendliches Schweigen! In Nordlichtsflammen schwebt der Geist des Raumes über den gefrorenen Gewässern. Die Seele beugt sich vor der Majestät der Nacht und des Todes.

Montag, 2. December. Morgens. Heute höre ich, daß es wieder draußen bläst; es wird ein ungemüthlicher Spaziergang werden. Es ist bitterkalt in unsern abgetragenen, fettigen Kleidern. Wenn kein Wind weht, ist es nicht so schlimm, aber selbst wenn nur wenig Wind ist, erstarrt er einen durch und durch. Aber wird der Frühling nicht eines Tages auch hierher kommen? Ja, und über uns wölbt sich derselbe Himmel jetzt und immerdar, ebenso hoch, ebenso ruhig. Während wir zitternd vor Kälte auf- und abschreiten, blicken wir hinauf zum unendlichen Sternenzelt, und all unsere Entbehungen, all unsere Sorgen schwinden in leeres Nichts. Sternennacht, du bist erhaben schön! Aber leihest du unserm Geiste nicht zu mächtige Schwingen, größer, als wir sie meistern können? Könntest du doch das Räthsel des Daseins lösen! Wir fühlen uns als Mittelpunkt des Alls, wir kämpfen um das Leben, um die Unsterblichkeit, die der eine hier, der andere jenseits sucht. Deine stille Pracht verkündet: auf den Befehl des Ewigen trat ich ins Dasein auf einem armseligen Planeten, als winziges Glied in der endlosen Kette von Umgestaltungen; auf einen neuen Befehl werde ich wieder ausgelöscht werden. Wer wird sich dann durch eine Ewigkeit von Ewigkeiten daran erinnern, daß einmal ein Eintagswesen gelebt hat, das Schall und Licht in Fesseln schlagen konnte und kurzsichtig genug war, Jahre seines kurzen Daseins mit dem Treiben durch diese gefrorenen Meere zu verbringen? Ist denn das Ganze nichts als nur ein Feuerwerk von der Dauer eines Augenblicks? Wird die ganze

Weltgeschichte wie eine goldgeränderte dunkle Wolke in der Abendröthe sich auflösen, ohne Spur, ohne Zweck, einer Laune gleich?

Abends. Jener Fuchs spielt uns viele Streiche; was er fortbewegen kann, schleppt er weg. Einmal hatte er schon das Band durchgenagt, mit dem das Fell vor der Thür befestigt ist, und hin und wieder hören wir ihn wieder an dieser Arbeit; wir müssen hinausgehen und an das Dach des Eingangs klopfen. Heute hat er eins unserer Segel fortgeschleppt, in welchem unser Salzwassereis lag. Wir waren nicht wenig erschreckt, als wir Eis holen wollten und das Segel sammt allem fort war. Wir waren nicht im Zweifel, wer dagewesen war, konnten aber unter keinen Umständen unser kostbares Segel aufgeben, das wir auf unserer Fahrt nach Spitzbergen im Frühjahr benutzen sollten. Wir forschten daher in der Dunkelheit danach auf der Geröllhalde, auf der Ebene und nach der See hinab. Wir suchten überall, aber nichts war davon zu sehen. Wir hatten es schließlich fast aufgegeben, und Johansen war hinabgegangen, um anderes Salzwassereis zu holen, da fand er das Segel am Strande. Unsere Freude war groß. Wunderbar war aber, daß der Fuchs das große Segel, das noch dazu voll Eis war, so weit hatte tragen können. Auf dem Wege abwärts hatte sich das Segel geöffnet, worauf er nichts mehr damit hatte anfangen können. Aber was will er mit solchen Dingen? Will er in seinem Winterbau darauf liegen? Man sollte es fast meinen. Ich wünschte nur, ich könnte seinen Bau finden und das Thermometer wieder bekommen, sowie das Knäuel Segelgarn und die Harpunenleine und all die andern kostbaren Dinge, die es gestohlen hat, das Vieh!

Donnerstag, 5. December. Mir scheint, als ob es nie enden wolle. Aber nur noch etwas Geduld, dann kommt der Frühling, der schönste Frühling, den das Leben uns schenken kann! Draußen ist fürchterliches Wetter mit Schneesturm; aber um so besser ist es, hier in unserer warmen Hütte zu liegen, Braten zu speisen und dem Winde zuzuhören, wie er über uns wüthet.

Dienstag, 10. December. Es ist ein böser Wind gewesen. Johansen entdeckte heute, daß sein Kajak verschwunden war. Nach einigem Suchen fand er es mehrere hundert Meter entfernt unten in der Geröllhalde wieder; es war ziemlich stark umhergeschleudert worden. Der Wind mußte es erst über mein Kajak gehoben und dann über einen großen Stein nach dem andern geworfen haben. Es scheint, es wird zu viel des Guten, wenn sogar die Kajaks in die Höhe zu fliegen beginnen. Die Luft ist draußen über der See dunkel, der Wind hat also vermuthlich das Eis aufgebrochen und seewärts getrieben, und es gibt wieder offenes Wasser.⁶¹

In der Nacht wurde es auf einmal wundervoll ruhig, und die Luft war überraschend mild. Es war entzückend draußen; wir haben schon seit geraumer Zeit nicht mehr so lange Spaziergänge in unserm Revier gemacht. Es thut einem gut, hin und wieder einmal die Beine in Bewegung zu setzen, sonst glaube ich, würden wir in unserm Winterlager ganz steif werden. Man denke nur, ganze 12° Kälte mitten im December! Wir hätten uns beinahe in die Heimat versetzt glauben, vergessen können, daß wir uns in einem Schneelande nördlich vom 81. Grade befanden.

Donnerstag, 12. December. Zwischen 6 und 9 Uhr morgens beobachteten wir eine Anzahl Sternschnuppen, die meisten im Sternbilde der Schlange. Einige kamen gerade aus dem Großen Bären, später hauptsächlich aus dem Stier oder dem Aldebaran und den Plejaden. Mehrere derselben waren sehr hell, einige ließen einen Streifen leuchtenden Staubes hinter sich zurück. Angenehmes Wetter! Aber Nacht und Tag sind jetzt gleich dunkel. Wir wandern in der Dunkelheit auf unserm Platze ununterbrochen auf und ab. Nur der Himmel weiß, wie viele Schritte wir auf dieser Ebene noch machen werden, bis der Winter zu Ende ist. Nur schwach sieht man durch die Dunkelheit die schwarzen Klippen, die Felsengrate und die großen Steine am Strande, die der Wind immer rein fegt. Ueber uns breitet der klare, von Sternen funkelnde

Himmel seinen Frieden über die Erde aus. Fern im Westen fällt eine Sternschnuppe nach der andern, einige schwach, kaum sichtbar, andere wie römische Lichter, alle eine Botschaft von fernen Welten bringend. Tief im Süden liegt eine Wolkenbank, hin und wieder begrenzt vom Schimmer des Nordlichts, aber draußen über dem Meere ist der Himmel dunkel: dort ist die See offen. Sie zu betrachten ist ganz angenehm; man fühlt sich nicht so eingeschlossen. Es ist wie ein Bindeglied mit dem Leben, dieses dunkle Meer, die mächtige Pulsader der Welt, das Land an Land, Volk an Volk knüpft, auf dem die Civilisation siegreich über die Erde getragen wird. Im nächsten Sommer wird es uns heimwärts tragen.

Donnerstag, 19. December. -28,5° C. Es ist wieder kalt geworden und zu unangenehmes Wetter, um draußen zu sein. Aber was schadet das? Hier drinnen haben wir es gemüthlich und warm und brauchen nicht öfter hinauszugehen, als wir Lust haben. Die ganze Arbeit, die wir draußen zu thun haben, besteht darin, daß wir zwei- oder dreimal wöchentlich Süß- und Salzwassereis, hin und wieder Fleisch und Speck und ganz gelegentlich einmal ein Fell hereinholen, um es unter dem Dache zu trocknen.

Weihnachten, die Zeit der Freude, naht heran. Zu Hause ist jetzt jeder eifrig beschäftigt und weiß kaum, woher er die Zeit für alles nehmen soll; hier ist jedoch keine Geschäftigkeit, hier gilt es nur, die Zeit zu verbringen. Schlafen, schlafen! Auf dem Herde summt munter der Topf. Ich sitze und warte auf das Frühstück und starre in das flackernde Feuer, und meine Gedanken wandern weit hinaus. Was ist in Feuer und Licht für eine wundersame Kraft verborgen, daß alle erschaffenen Wesen sie suchen, von dem Urschleime im Meere bis zum herumschweifenden Menschenkinde. Unwillkürlich fesseln diese schlangenartigen feurigen Zungen das Auge; man muß ihrem Spiele folgen, als könnte man darin sein Schicksal lesen, und in buntem Zuge gleiten Erinnerungen vorüber. Was ist Entbehrung? Was die Gegenwart? Vergiß sie, vergiß dich selbst! Du hast die Macht, die Erinnerung an alles Schöne zurückzurufen und auf den Sommer zu warten ... Beim Scheine der Lampe sitzt sie am Winterabend und näht. Neben ihr steht ein kleines Mädchen mit blauen Augen und goldigem Haar und spielt mit der Puppe. Sie blickt das Kind zärtlich an und streichelt ihm das Haar, aber ihre Augen werden feucht, und dicke Thränen rollen auf ihre Arbeit ...

Johansen liegt neben mir und schläft; er lächelt im Schlafe. Armer Junge! Er wird davon träumen, daß er um die Weihnachtszeit bei seinen Lieben zu Hause sei. Aber schlafe nur weiter – schlafe und träume! Der Winter geht vorüber, und dann kommt der Frühling, der Frühling des Lebens.

Sonntag, 22. December. Ging gestern Abend lange Zeit draußen spazieren, während Johansen als Vorbereitung zum Christfeste eine gründliche Reinigung der Hütte vornahm. Sie bestand hauptsächlich darin, daß er die Asche aus dem Herde kratzte, die Knochen und Fleischabfälle sammelte und fortwarf und dann das Eis aufbrach, das mit allerlei Kehricht zu einer dicken Schicht auf dem Boden zusammengefroren war, wodurch die Hütte ziemlich niedrig geworden war.

Das Nordlicht war wunderbar. Wie oft man auch das seltsame Spiel des Lichtes sehen mag, nie wird man müde, es zu betrachten. Es ist, als ob Blick und Geist unter einem Banne ständen, sodaß man sich nicht loszureißen vermag. Es beginnt mit einem blaßgelben geisterhaften Lichtschimmer hinter dem Berge im Osten, gleich dem Widerschein einer fernen Feuersbrunst; es wird breiter, und bald ist der Himmel im Osten eine einzige glühende Feuermasse. Nun wird es wieder schwächer und sammelt sich in einem hellglänzenden Nebelgürtel, der sich nach Südwesten erstreckt, während hier und dort einige wenige glänzende Lichtnebel sichtbar sind. Mit einem mal schießen da und dort Strahlen aus dem feurigen Nebel empor, bis sie fast den

Zenith erreichen; es kommen mehr und mehr, in wilder Jagd spielen sie von Osten nach Westen über den Gürtel. Sie scheinen aus weiter, weiter Ferne immer näher heranzueilen. Aber plötzlich ergießt sich ein wahrer Strahlenschleier vom Zenith über den nördlichen Himmel, so zart und hell wie die feinsten glitzernden Silberfäden. Ist es Surtr, der Feuerriese selbst, der in seine mächtige Silberharfe greift, daß die Saiten im Widerscheine der Flammen von Muspelheim erzittern und funkeln? Ja, es sind Harfenklänge, wild hinausstürmend in die Nacht. Aber zu andern Zeiten sind es wieder sanft spielende, leise schaukelnde Silberwellen, auf denen die Träume in unbekannte Welten hinüberschweifen.

Nun ist wieder die Wintersonnenwende gekommen, und die Sonne hat ihren niedrigsten Stand erreicht; aber um Mittag können wir noch einen schwachen Schimmer von ihr über den Bergen im Süden erkennen. Jetzt beginnt sie wieder nordwärts zu steigen; Tag für Tag wird es heller werden, und die Zeit wird rascher vergehen. O, wie wohl verstehe ich jetzt die alte Sitte unserer Ahnen, mitten im Winter, wenn die Macht der winterlichen Dunkelheit gebrochen ist, ein lärmendes Opferfestmahl abzuhalten. Wir würden auch einen lärmenden Schmaus veranstalten, wenn wir nur etwas zum Schmausen hätten. Wozu bedarf es auch dessen? Wir werden in Gedanken ein stilles Fest feiern und an den Frühling denken.

Auf meinem Spaziergange blicke ich zum Jupiter da droben über dem Bergkamme hinauf, zu Jupiter, dem Heimatsterne; er lächelt auf uns herab, und ich erkenne in ihm meinen guten Schutzgeist. Werde ich allmählich abergläubisch? Dieses Leben und die Natur hier könnten einen wol abergläubisch machen; und sind es am Ende nicht fast alle Menschen, jeder in seiner Weise? Habe ich nicht festes Vertrauen auf meinen Stern und daß wir uns wiedersehen werden? Dieses Vertrauen hat mich kaum einen einzigen Tag verlassen. Der Tod kann sich, glaube ich, niemals nähern, ehe man seine Mission erfüllt hat; er kommt nie, ohne daß man das Gefühl seiner Nähe hat, – doch kann eine kaltherzige Norne vielleicht eines Tages ohne vorherige Warnung den Faden abschneiden?

Dienstag, 24. December. Heute um 2 Uhr nachmittags -24° C. Cumulus 2, Wind Ost, 7 Meter. Heute ist also Weihnachtsabend. Kalt und windig ist es draußen, kalt und zugig hier drinnen. Wie einsam es ist! Noch niemals haben wir einen solchen Weihnachtsabend gehabt.

Nun läuten zu Hause die Glocken das Christfest ein. Ich höre den Glockenklang sich vom Kirchthurm durch die Lüfte schwingen. Wie schön sie erschallen!

Jetzt werden die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet, die Kinderschar wird hereingelassen, und in Freude und Jubel tanzt sie um den Baum herum. Wenn ich wieder nach Hause komme, muß ich ein Weihnachtsfest für Kinder veranstalten. Es ist die Zeit der Freude, und zu Hause ist in jeder Hütte ein Fest.

Auch wir mit unsern ärmlichen Mitteln feiern ein Fest. Johansen hat die Hemden gewechselt, indem er das äußerste Hemd zuerst anlegte; ich habe dasselbe gethan und dann die Unterhosen gewechselt, um andere anzuziehen, die ich in warmem Wasser ausgewunden habe. Auch habe ich mich in etwas warmem Wasser gewaschen, wobei ich die abgelegten Unterhosen als Schwamm und Handtuch benutzte. Jetzt fühle ich mich als ein ganz neuer Mensch; die Kleider kleben mir nicht mehr so stark am Körper wie vorher. Dann hatten wir zum Abendessen Fiskegratin aus Fisch und Maismehl, mit Thran anstatt Butter, gebacken und gebraten (eins so trocken wie das andere), und zum Nachtisch in Thran geröstetes Brot. Morgen früh werden wir Chocolate und Brot haben.⁶²

Mittwoch, 25. December. Wir haben schönes Weihnachtswetter bekommen; fast Windstille und helles, schönes Mondlicht. Es versetzt einen in eine ganz feierliche Stimmung; es ist der Frieden

von Jahrtausenden.

Nachmittags war das Nordlicht einzig schön. Als ich um 6 Uhr ins Freie kam, war am südlichen Himmel ein heller blaßgelber Bogen. Er blieb lange Zeit fast unverändert und begann dann an seinem obern Rande hinter dem Bergkamme im Osten viel heller zu werden. Es glomm eine Zeit lang, dann schoß auf einmal das Licht an dem Bogen entlang nach Westen hin; überall stiegen Strahlen zum Zenith empor, und im nächsten Augenblick stand der ganze südliche Himmel vom Bogen bis hinauf zum Zenith in Flammen. Es flackerte und loderte, es drehte sich wie ein Wirbelwind herum (die Bewegung war die der Sonne), und die Strahlen schossen hin und her, bald roth und röthlich-violett, bald gelb, grün und blendend weiß; jetzt waren die Strahlen unten roth und oben gelb und grün, und dann war es wieder umgekehrt. Höher und höher stieg das Nordlicht; nun erschien es auch nördlich vom Zenith, einen Augenblick zeigte sich eine prachtvolle Corona, und dann wurde es dort oben zu einer einzigen wirbelnden Feuermasse: ein Wirbelstrom von rothem, gelbem und grünem Feuer, der das Auge blendete. Es war wie eine gewaltige elektrische Entladung. Darauf verbreitete es sich über den nördlichen Himmel, wo es lange Zeit blieb, aber nicht in demselben Glanze. Der Bogen im Süden, von wo es ausgegangen war, war noch immer sichtbar, verschwand aber bald. Die Bewegung der Strahlen erfolgte hauptsächlich von West nach Ost, manchmal aber auch in umgekehrter Richtung. Später loderte es mehreremal am nördlichen Himmel hell auf; ich zählte einmal bis zu sechs Parallelstreifen, jedoch erreichten sie nicht die Helligkeit der frühern.

Heute ist der erste Weihnachtsfeiertag. In der Heimat findet in den Familien das festliche Mittagmahl statt. Ich sehe die würdigen alten Familienväter glücklich lächelnd in der Thür stehen, um Kinder und Enkel willkommen zu heißen. Draußen fällt der Schnee sanft und still in großen Flocken; frisch und rothwangig stürmt das junge Volk herein, trampelt im Eingange den Schnee von den Füßen, schüttelt die Mäntel ab, hängt sie auf und kommt dann ins Wohnzimmer, wo das Feuer im Kachelofen gemüthlich und behaglich knistert; und durch die Fenster sieht man draußen die Schneeflocken fallen und die Julfestgarben bedecken. Aus der Küche kommt ein köstlicher Bratenduft, und im Speisezimmer ist ein langer Tisch gedeckt für ein solides Mittagmahl nach alter Art mit gutem altem Wein. Wie ist alles so hübsch und gemüthlich! Man könnte krank werden vor Sehnsucht nach der Heimat. Aber warte, warte, wenn der Sommer kommt ... O, der Weg zu den Sternen ist lang und beschwerlich!

Dienstag, 31. December. Auch dieses Jahr geht zu Ende. Es ist merkwürdig gewesen, aber trotz allem ziemlich gut.

Zu Hause läuten sie das alte Jahr zu Ende. Unsere Kirchenglocke ist der eisige Wind, der über Gletscher und Schneefeld pfeift und wüthend heult, wenn er den Schnee in Wolken hoch emporjagt und vom Grate des Berges dort drüben auf uns herunterfegt. Weit den Fjord hinauf sieht man die Schneewolken, von den Windstößen getrieben, über das Eis jagen, und der Schneestaub glitzert im Mondlicht. Und der Vollmond zieht ruhig und schweigsam von dem einen Jahr ins andere hinüber. Er scheint auf Gute und Böse herab und achtet nicht des Jahreswechsels, der Entbehungen, der Sehnsucht. Einsam, verlassen, Hunderte von Meilen fern von allem, was uns theuer ist; aber die Gedanken fliegen rastlos auf ihren stillen Bahnen. Wieder wendet sich ein Blatt im Buche der Ewigkeit, eine neue weiße Seite ist aufgeschlagen, und niemand weiß, was darauf geschrieben werden wird.

Mittwoch, 1. Januar 1896. -41,5° C. Das neue Jahr ist gekommen, das Jahr der Freude, der Heimkehr. Mit hellem Mondschein schied 1895, mit hellem Mondschein beginnt 1896; allein es ist bitterkalt; es waren die kältesten Tage, die wir hier bisjetzt kennen gelernt haben. Ich habe das

gestern gefühlt, als mir alle Fingerspitzen erfroren. Ich hatte geglaubt, damit im letzten Frühjahr fertig geworden zu sein.



Unsere Winterhütte (Sylvester 1895).

Freitag, 3. Januar, morgens. Es ist draußen noch immer klar und kalt; ich höre das Knallen vom Gletscher her. Er liegt dort auf dem Kamme des Berges wie ein mächtiger Eisriese, der auf uns im Schnee herabblickt; er breitet seinen Riesenkörper über das Land und dehnt seine Glieder auf allen Seiten zum Meere aus. Aber sobald es kalt wird, kälter als wir es bisher gehabt haben, windet er sich in fürchterlichen Schmerzen; Spalte auf Spalte öffnet sich in dem ungeheuern Körper, und es donnert wie von Kanonen; Himmel und Erde erzittern, und ich fühle den Boden unter mir erbeben. Man fürchtet beinahe, daß er eines Tages sich auf einen herabwälzen könnte.

63

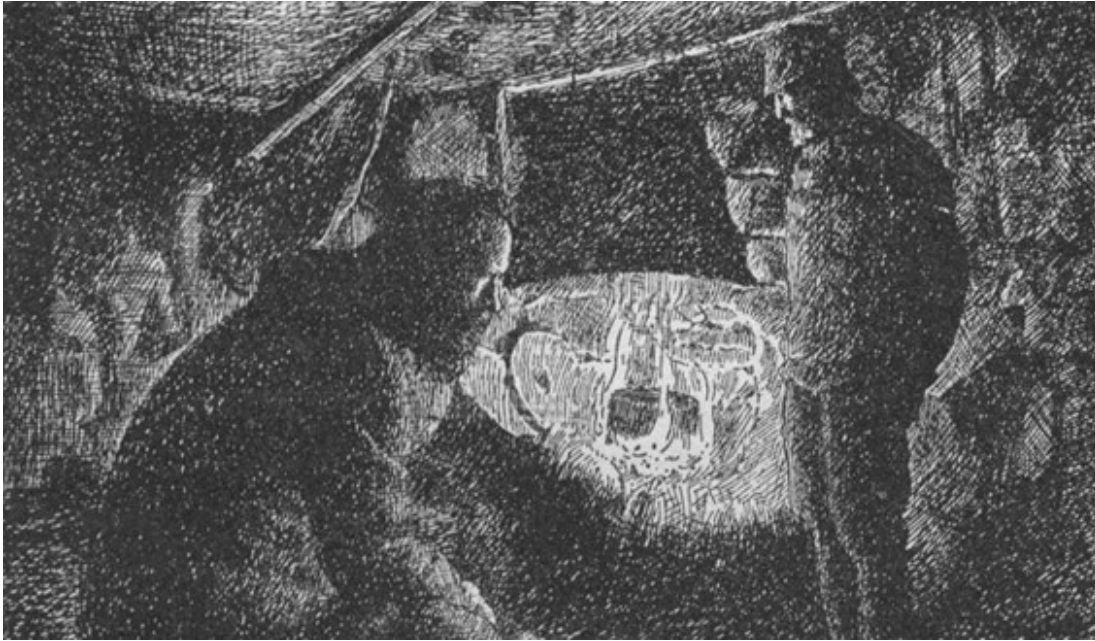
Johansen schnarcht, daß die Hütte dröhnt. Ich freue mich, daß seine Mutter ihn jetzt nicht sehen kann; sie würde ihren Jungen sicherlich bedauern, so schwarz und schmutzig und zerrissen wie er ist, mit Rußstreifen im ganzen Gesichte. Aber warte nur, warte nur! Sie wird ihn wieder haben, sicher und gesund, frisch und rosig!

Mittwoch, 8. Januar. Gestern Abend wehte der Wind den Schlitten, an welchem unser Thermometer hing, über den Abhang. Stürmisches Wetter draußen – wüthender Wind, der einem fast den Athem benimmt, wenn man den Kopf hinaussteckt. Wir liegen hier und suchen zu schlafen, die Zeit zu verschlafen. Immer können wir es aber nicht. O, diese langen, schlaflosen Nächte, wenn man sich von einer Seite auf die andere dreht, die Füße hinaufzieht, um sie ein wenig zu wärmen, und sich auf der ganzen Welt nur eins wünscht – Schlaf! Die Gedanken beschäftigen sich unermüdlich mit allem in der Heimat; aber der lange, schwere Körper sucht hier zwischen den rauhen Steinen vergebens eine erträgliche Lage zu finden. Die Zeit kriecht weiter. Heute ist Klein-Liv's Geburtstag gekommen. Heute ist sie drei Jahre alt und muß nun ein großes Mädchen sein. Armes kleines Ding! Du vermissst deinen Vater jetzt nicht; an deinem nächsten Geburtstag werde ich hoffentlich bei dir sein. Was für gute Freunde wir sein werden!

Du wirst Huckepack reiten, und ich werde dir Geschichten aus dem Norden erzählen von Bären, Füchsen, Walrossen und den andern merkwürdigen Thieren da droben im Eise. – Nein, ich ertrage es nicht, daran zu denken!

Sonnabend, 1. Februar. Hier liege ich nun am Rheumatismus danieder. Draußen wird es von Tag zu Tag heller, der Himmel über den Gletschern im Süden röthet sich mehr und mehr, bis schließlich eines Tages die Sonne über dem Bergkamme aufgehen und unsere letzte Winternacht vorüber sein wird. Der Frühling kommt! Ich habe oft gedacht, der Frühling sei traurig. Kam es daher, daß er so rasch schwand, daß er Versprechungen mit sich brachte, die der Sommer nicht erfüllte? In diesem Frühling liegt aber keine Traurigkeit; seine Versprechungen werden gehalten werden. Es wäre zu grausam, wenn es nicht geschähe!

Es ist ein merkwürdiges Dasein, den ganzen Winter hindurch in einer unterirdischen Hütte zu liegen und nichts zu haben, womit man sich beschäftigen könnte. Wie sehnten wir uns nach einem Buche! Wie angenehm schien uns das Leben an Bord der »Fram«, als wir die ganze Bibliothek hatten! Oft pflegten wir uns zu sagen, wie schön diese Lebensweise trotz allem sein würde, wenn wir nur etwas zu lesen hätten! Johansen sprach stets mit Seufzen von Heyse's Novellen; er hatte sie an Bord besonders gern gelesen und hatte die letzte angefangen, aber nicht beenden können. Den wenigen Lesestoff, den wir in unsern Navigationstabellen und im nautischen Jahrbuch fanden, hatte ich schon so viele mal gelesen, daß ich ihn beinahe auswendig kannte, alles von der norwegischen Königsfamilie, die Anweisung zur Benutzung der Rettungsapparate und zur Wiederbelebung scheinodter Ertrunkener. Und dennoch war es immerhin ein Trost, diese Bücher zu sehen; der Anblick der gedruckten Buchstaben ließ einen doch fühlen, daß trotz allem noch ein kleines bisschen vom civilisirten Menschen in uns übrig sei. Alles, worüber wir wirklich zu sprechen hatten, war schon vor langer Zeit gründlich durchgedroschen, und es gab thatsächlich nicht viel Gedanken von gemeinsamem Interesse, die wir noch nicht ausgetauscht hätten. Das Hauptvergnügen, das uns noch blieb, war, uns gegenseitig auszumalen, wie wir uns nächsten Winter zu Hause für alles das entschädigen wollten, was wir während unsers Aufenthalts hier entbehrt hatten. Wir fühlten, daß wir schließlich gelernt hätten, auf alle Güter des Lebens werth zu legen, wie Essen, Trinken, Kleidung, Schuhe, Haus, Heimat, gute Nachbarn u. s. w. Oft beschäftigten wir uns auch damit, auszurechnen, wie weit die »Fram« getrieben sein könne, und ob eine Möglichkeit vorhanden sei, daß sie vor uns nach Norwegen heimkehre. Ich glaubte mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß das Schiff bis nächsten Sommer oder Herbst in die See zwischen Spitzbergen und Grönland getrieben sein würde und daß die Wahrscheinlichkeit dafür spräche, daß sie im August oder September wieder in Norwegen sein würde. Aber ebenso gut war es auch möglich, daß sie früher im Sommer ankommen könnte, oder vielmehr, daß *wir* erst später im Herbst die Heimat erreichen würden. Das war die große Frage. Besorgt dachten wir daran, daß die »Fram« zuerst nach Hause zurückkehren könne. Was würden unsere Freunde dann von uns denken? Es würde kaum jemand die geringste Hoffnung haben, uns wiederzusehen, nicht einmal unsere Kameraden an Bord der »Fram«. Uns schien es jedoch, daß das kaum geschehen könne; wir mußten die Heimat im Juli erreichen, und es war kaum zu erwarten, daß die »Fram« so früh im Sommer schon vom Eise befreit sein würde.



Das Leben in der Winterhütte.

Aber wo befanden wir uns? Und wie groß war die Entfernung, die wir zurücklegen mußten? Ich rechnete die Beobachtungen vom Herbst und Sommer und Frühjahr immer und immer wieder nach, aber die ganze Geschichte war und blieb ein Räthsel. Es schien in der That klar, daß wir irgendwo weit im Westen, vielleicht an der Westküste von Franz-Joseph-Land, etwas nördlich vom Kap Lofley, liegen mußten, wie ich im Herbst vermuthet hatte. Aber wenn das der Fall war, was konnten denn das für Länder sein, die wir nach Norden gesehen hatten? Und was für Land war dasjenige, zu welchem wir zuerst gekommen waren? Von der ersten Inselgruppe, die ich Hvidtenland genannt hatte, bis zu der Stelle, wo wir jetzt liegen, hatten wir ungefähr sieben Längengrade passirt, dies ergaben unsere Beobachtungen mit Sicherheit. Aber wenn wir jetzt auf dem Meridian von Kap Lofley waren, dann mußten diese Inseln auf einem so weit östlichen Meridian liegen, daß er zwischen König-Oskar-Land und Kronprinz-Rudolf-Land fallen mußte, und doch waren wir sehr viel östlicher gewesen und hatten nichts von diesen Ländern gesehen. Wie war das zu erklären? Und dann hatte das von uns südwärts gesehene Land sich in südöstlicher Richtung erstreckt, ohne daß wir weiter im Osten Inseln wahrgenommen hätten. Nein, es war unmöglich, daß wir einem bekannten Lande nahe gewesen waren, wir mußten auf einer westlicher liegenden Insel sein, irgendwo in der Straße zwischen Franz-Joseph-Land und Spitzbergen, und konnten nicht anders als an das bisher so räthselhafte Gillis-Land denken. Aber dies schien ebenfalls nicht leicht zu erklären zu sein, denn es war schwer zu begreifen, daß eine so ausgedehnte Landmasse wie diese in der verhältnißmäßig schmalen Straße sollte Raum finden können, ohne dem Nordostland bei Spitzbergen so nahezukommen, daß sie von dort leicht zu sehen wäre. Ein anderer Schluß schien jedoch überhaupt nicht annehmbar zu sein. Wir hätten längst den Gedanken aufgegeben, daß unsere Uhren auch nur annähernd richtig gehen könnten, da wir in diesem Falle, wie bereits erwähnt, gerade über Payer's Wilczek-Land und seinen Dove-Gletscher gekommen sein müßten, ohne sie zu bemerken. Diese Möglichkeit war also ausgeschlossen.

Es waren aber auch noch andere Dinge, die mich in Verlegenheit brachten. Wenn wir uns auf einem Lande in der Nähe von Spitzbergen befanden, weshalb wurden dann dort niemals Rosenmöven gesehen, während wir sie hier im Norden in Scharen angetroffen hatten? Und dann

war auch noch die große Mißweisung des Kompasses. Unglücklicherweise hatte ich keine Karte der Mißweisungen mit, und konnte mich nicht erinnern, wo der Nullmeridian der Mißweisung lag, die Grenzlinie zwischen östlicher und westlicher Mißweisung. Ich meinte jedoch, daß sie irgendwo in der Nähe des Nordostlandes läge, und hier hatten wir noch eine Mißweisung von ungefähr 20°. Die ganze Sache war und blieb ein unlösliches Räthsel!

Als im Laufe des Frühjahrs das Tageslicht länger zu werden begann, machte ich eine Entdeckung, die uns noch rathloser zu machen geeignet war. An zwei Punkten, in ungefähr Südwest und West, glaubte ich am Horizont Land durchschimmern zu sehen. Dies wiederholte sich wieder und immer wieder, bis ich schließlich ganz sicher glaubte, daß es wirklich Land sei. Es mußte aber sehr weit entfernt sein, mindestens 111 Kilometer, wie ich meinte.⁶⁴ Wenn es schon für die Inseln, die wir bisjetzt gesehen hatten, schwierig war, zwischen Franz-Joseph-Land und Nordostland Platz zu finden, so war es noch viel schwieriger, für diese Landmassen neuen Raum zu schaffen. Konnte es Nordostland selbst sein? Das schien kaum glaublich. Das Land hier mußte auf ungefähr 81° oder nördlicher liegen, während Nordostland nicht viel nördlicher als bis 80° reicht. Dann mußten es Inseln sein, die dem Nordostlande wenigstens ziemlich nahe liegen, und wenn wir sie erst einmal erreicht hatten, dann konnten wir nicht mehr sehr viel weiter zu gehen haben und würden vielleicht offenes Wasser finden auf dem ganzen Wege bis zur Tromsöer Jacht, von der wir nun schon über ein Jahr phantasirt hatten und die uns heimbringen sollte.

Der Gedanke an alle die guten Dinge, die wir an Bord der Jacht finden würden, tröstete uns stets, wenn die Zeit unerträglich schwer auf uns lastete. Unser Leben war in der That nicht sehr behaglich. Wie sehnten wir uns nach einer Veränderung in der Einförmigkeit unserer täglichen Nahrung! Wenn wir nur ein wenig Zucker oder Mehlspeise zu all dem ausgezeichneten Fleisch gehabt hätten, wir hätten wie die Fürsten leben können. Unsere Gedanken weilten sehnsüchtig bei großen Schüsseln voll Kuchen; Brot und Kartoffeln gar nicht zu erwähnen. Wie wollten wir uns für die verlorene Zeit entschädigen, wenn wir wieder zurückkämen; und sobald wir an Bord des Schiffes aus Tromsö wären, sollte der Anfang gemacht werden! Ob sie wol Kartoffeln an Bord haben würden? Und ob sie wol frisches Brot hätten? Schlimmstenfalls ließe sich auch Schiffszwieback hören, wenn wir ihn mit Zucker und Butter backen könnten. Noch besser als das Essen würden freilich reine Kleider sein, die wir anlegen könnten. Und dann Bücher – an Bücher nur zu denken! Ach, die Kleider, die wir trugen, waren fürchterlich! Und wenn wir uns einen wirklich angenehmen Augenblick verschaffen wollten, dann stellten wir uns einen großen, hellen, saubern Laden vor, dessen Wände mit nichts als neuen, saubern, weichen, wollenen Anzügen behängt waren, aus denen wir uns aussuchen konnten, was wir nur wollten. Man denke: reine Hemden, Westen, Unterhosen, weiche, warme wollene Hosen, köstliche bequeme Jacken, und dann auch reine wollene Strümpfe und warme Filzpantoffeln – könnte man sich etwas Schöneres vorstellen? Und nun gar ein römisches Bad! Wir pflegten stundenlang in unserm Schlafsack nebeneinander zu sitzen und von allen diesen Dingen zu plaudern. Wir konnten es uns fast nicht vorstellen, alle die schweren fettigen Lumpen wegwerfen zu können, in denen wir gingen! Wie Leim klebten sie am ganzen Körper. Unsere Beine hatten am meisten zu leiden, da die Hosen fest an den Knien klebten, sodaß sie, wenn wir uns bewegten, an der Innenseite der Oberschenkel die Haut abschabten und abrissen, bis alles wund und blutig war. Es machte die größte Mühe, zu verhindern, daß diese Wunden allzu sehr mit Fett und Schmutz beschmiert würden, und ich mußte sie beständig mit Moos oder einem Fetzen von einer der Binden aus unserer Apotheke und ein wenig Wasser waschen, das ich in einem Becher über der Lampe erwärmte. Nie vorher habe ich so sehr eingesehen, welch großartige Erfindung Seife in Wirklichkeit ist. Wir machten allerlei Versuche, den schlimmsten Schmutz fortzuwaschen, sie waren aber alle gleich erfolglos. Wasser

übte auf diese Schmiere nicht den geringsten Einfluß aus; besser war es, sich mit Moos und Sand zu scheuern. Sand konnten wir in den Mauern unserer Hütte reichlich finden, wenn wir das Eis herunterhackten. Die beste Methode war jedoch, unsere Hände gründlich mit warmem Bärenblut und Thran einzuschmieren und mit Moos wieder abzureiben. Dann wurden sie so weiß und weich wie die zartesten Damenhände, und wir vermochten uns kaum zu denken, daß sie zu unserm eigenen Körper gehörten. Wenn von diesen Toilettegegenständen nichts zu haben war, hielten wir es für die zweitbeste Methode, die Haut mit einem Messer abzukratzen.

War es uns schon schwer, den Körper zu reinigen, so war dies bei unsern Kleidern eine reine Unmöglichkeit. Wir versuchten es auf alle mögliche Weise; wir wuschen sie sowol nach Eskimo-, als auch nach unserer eigenen Weise, aber beide nutzten nicht viel. Wir kochten unsere Hemden stundenlang im Topfe und nahmen sie wieder heraus, um zu finden, daß sie noch ebenso voll Fett waren, wie wir sie hineingelegt hatten. Dann versuchten wir den Thran herauszuwinden; das ging ein wenig besser. Das einzige, was wirklich einige Wirkung that, war aber, sie zu kochen und, solange sie noch warm waren, mit einem Messer abzukratzen.

Inzwischen ließen wir Haar und Bart vollständig wild wachsen. Allerdings hatten wir eine Schere und hätten die Haare schneiden können; allein da unser Kleidervorrath keineswegs verschwenderisch groß war, so meinten wir, es würde ein wenig wärmer sein, wenn wir alles Haar behielten, das uns über die Schultern herabzuhängen begann. Es war aber ebenso rabenschwarz wie unser Gesicht, und als wir einander im Tageslicht des Frühjahrs ansahen, fanden wir, daß unsere Zähne und das Weiße der Augen unheimlich weiß erglänzten.

Es war ein seltsames Leben, das unsere Geduld in vieler Beziehung hart auf die Probe stellte; aber gleichwol war es nicht so unerträglich, wie man annehmen könnte. Jedenfalls glaubten wir unter Erwägung aller Umstände ziemlich gut daran zu sein. Wir waren während der ganzen Zeit guten Muthes; wir blickten heiter in die Zukunft. Nach unserer Rückkehr wurde Johansen einmal gefragt, wie wir beide durch den Winter gekommen seien und es angestellt hätten, uns nicht zu überwerfen, da es doch eine schwere Prüfung für zwei Männer sei, in völliger Einsamkeit so lange miteinander zu leben. »O nein«, antwortete er, »wir haben uns nicht gezankt; das einzige war, daß ich im Schlafe die schlechte Angewohnheit habe, zu schnarchen, und dann stieß mich Nansen in den Rücken.« Ich kann nicht leugnen, daß dies der Fall gewesen ist; ich habe ihm manchen wohlgemeinten Stoß versetzt, doch schüttelte er sich dann nur und schlief ruhig weiter, um das Schnarchen in einer andern Tonart fortzusetzen.

So verging uns die Zeit. Wir thaten unser Bestes, soviel wie möglich von ihr zu verschlafen. In dieser Kunst brachten wir es zu einem so hohen Grade der Vollendung, daß wir manchmal nicht weniger als 20 Stunden im Tage schliefen. Wenn noch jemand an dem alten Irrthum festhält, daß der Skorbut dem Mangel an Bewegung zuzuschreiben ist, so möge er uns als lebende Beweise des Gegentheils ansehen; denn unsere Gesundheit war während der ganzen Zeit ausgezeichnet. Als jedoch mit dem Frühling das Licht zurückzukehren begann, überkam uns größere Lust, hinauszugehen. Außerdem war es jetzt nicht immer so kalt, und wir mußten den Schlaf etwas einschränken. Dann nahte auch die Zeit unserer Abreise heran, und wir hatten uns noch viel mit den Vorbereitungen für dieselbe zu beschäftigen.

Es war ein Minimumthermometer, das auch als Schleuderthermometer gebraucht wurde. Es wehte dort am Fuße des Berges oft sehr stark. Ein andermal wurde einer meiner Schneeschuhe, der in einem Schneehaufen neben der Hütte steckte, vom Winde vollständig abgebrochen; er war aus starkem Ahornholz. Weihnachts- und Sylvesterabend waren die einzigen Gelegenheiten, bei denen wir uns gestatteten, etwas von den Vorräthen zu verzehren, die wir für die Reise nach

Süden aufbewahrten. Dieses Knallen im Gletscher rührt von Spalten her, die in der Eismasse entstehen, sobald sie sich infolge der Kälte zusammenzieht. Neue Spalten schienen sich nur zu bilden, wenn die Temperatur tiefer sank, als sie im Laufe des vorhergegangenen Winters gewesen war; wenigstens haben wir nur dann das Dröhnen gehört. Später zeigte sich, daß die Entfernung etwa 90 Kilometer betrug.

Elftes Kapitel

Frühling und Sonne

Dienstag, 25. Februar. Angenehmes Wetter heute, um draußen zu sein; es ist gerade, als ob der Frühling beginnen wolle. Wir haben die ersten Vögel gesehen, es waren Krabbentaucher; erst eine Schar von etwa zehn, dann ein weiterer Zug von vier; sie kamen aus dem Süden dem Lande entlang, augenscheinlich durch die Straße im Südosten, und verschwanden hinter dem Bergrücken im Nordwesten von uns. Wieder einmal hörten wir ihr fröhliches Zwitschern, das ein Echo in uns wach rief. Etwas später hörten wir es nochmals, und dann schien es uns, als ob die Vögel sich auf dem Berge über uns niedergelassen hätten. Der erste Gruß vom Leben. Gesegnete Vögel, wie seid ihr willkommen!

Es war gerade wie an einem Frühlingsabend zu Hause. Der rothe Sonnenglanz verschwand allmählich mit den goldigen Wolken, und der Mond ging auf. Ich ging draußen auf und nieder und träumte, ich sei an einem Frühlingsabend in Norwegen.

Mittwoch, 26. Februar. Heute hätten wir die Sonne wieder sehen müssen, doch war der Himmel bewölkt.

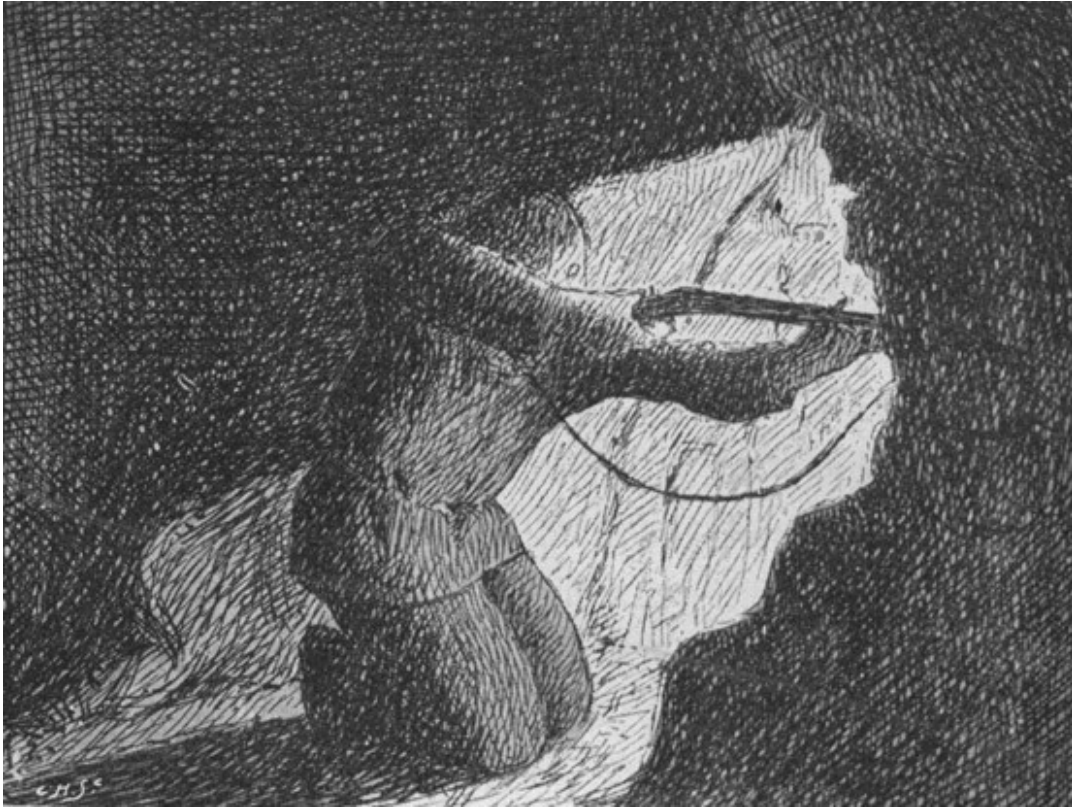
Freitag, 28. Februar. Ich habe entdeckt, daß wir aus einem Stück Segelgarn zwölf Fäden herstellen können, und fühle mich so glücklich wie ein König. Wir haben jetzt Zwirn genug, und unsere Windkleider sollen wieder geflickt werden. Wir können auch das Segeltuch der Säcke auftrennen und als Zwirn verwenden.

Sonnabend, 29. Februar. Die Sonne steht heute hoch über dem Gletscher. Wir müssen im Ernste anfangen, mit dem Thran sparsam umzugehen, wenn wir von hier fortkommen wollen, sonst bleibt zu wenig Speck für die Reise übrig.

Mittwoch, 4. März. Als Johansen heute Morgen hinausging, war der ganze Berg über uns mit Krabbentauchern bedeckt, die zwitschernd von Vorsprung zu Vorsprung flogen und überall auf dem Gletscher saßen. Als wir später hinaus kamen, waren sie verschwunden.

Freitag, 6. März. Es geht uns jetzt schlecht. Wir müssen, um Thran zu sparen, im Dunkeln schlafen und können nur einmal am Tage kochen.

Sonntag, 8. März. Schoß einen Bären. Johansen sah zehn Scharen Krabbentaucher, die heute Morgen den Sund hinaufflogen.



Johansen feuert auf den Bären.

Dienstag, 10. März. Der Bär von vorgestern war gerade im richtigen Augenblick gekommen; ein recht angenehmer Bursche!

Es ging uns recht schlecht, sowol was Speck, als was Fleisch anbetrifft, am meisten aber des Speckes wegen; wir sehnten uns nach einem Bären und meinten, es müsse jetzt etwa die Zeit sein, daß sie wiederkommen könnten. Ich hatte gerade den Sonntag Vormittag damit verbracht, meine Windhosen zu nähen und meine Komager zu flicken, um vollständig bereit zu sein, wenn ein Bär erscheinen sollte. Johansen, dessen Kochwoche es war, hatte ebenfalls ein wenig genäht: er reinigte gerade die Hütte zum Sonntag und trug Knochen und Fleischabfälle hinaus, womit er bis an den Eingang gelangt war. Kaum hatte er aber das draußen über der Oeffnung liegende Fell aufgehoben, als ich ihn Hals über Kopf wieder hereineilen und über einen Haufen Knochen stolpern und rufen hörte: »Da steht ein Bär gerade vor der Thür.« Er riß seine Büchse von der Stelle herab, wo sie unter dem Dache hing, und steckte den Kopf in den Durchgang, zog ihn aber rasch zurück und sagte: »Er steht dicht davor und will offenbar hereinkommen.«

Es gelang Johansen, eine Ecke des Felles vor der Thür zur Seite zu ziehen, um Raum für seinen Ellenbogen zum Schießen zu bekommen, was aber nicht ganz leicht war. Der Durchgang war ohnehin schmal genug, und jetzt war er auch noch voller Knochen und Fleischabfälle. Während Johansen geduckt lag, sah ich, daß er einmal das Gewehr an die Schulter hob, dann es aber wieder sinken ließ; er hatte vergessen, es zu spannen, und der Bär hatte sich ein wenig bewegt, sodaß nur Maul und Tatzen von ihm zu sehen waren. Nun aber begann er mit einer der Tatzen in dem Durchgang herumzukratzen, als ob er hereinkommen wollte, worauf Johansen meinte, er müsse Feuer geben, wenn er ihn auch nicht sähe. Er schob die Büchse hinaus, richtete den Lauf auf den obern Rand der Oeffnung, weil er glaubte, daß der Schuß dem Bären gerade durch die Brust gehen müsse, und gab Feuer. Ich hörte ein dumpfes Brüllen und das Knirschen schwerer

Tritte, die sich aufwärts dem Geröll zuwandten. Johansen hatte wieder geladen und den Kopf zur Oeffnung hinausgesteckt; er sagte, er sähe ihn dort hinaufgehen, es schiene nicht viel geworden zu sein, und stürzte hinter ihm her. Mittlerweile hatte ich mit dem Kopfe voran in dem Schlafsack gelegen und auf eine Socke Jagd gemacht, die ich nicht finden konnte. Nach langem Suchen fand ich sie endlich – auf dem Erdboden natürlich. Dann war auch ich fertig, und wohlausgerüstet mit Büchse, Patronen, Messer und Feile (zum Schärfen des Seehundsmessers) folgte ich. Ich hatte auch meine Windhosen an, die während des ganzen Winters wegen Mangel an Zwirn zum Nähen derselben unbenutzt gehangen hatten, jetzt aber, als die Temperatur nur -2° C. war, natürlich angezogen werden mußten. Ich folgte den Spuren, die westwärts und nordwärts längs der Küste führten. Nach einer Weile begegnete mir endlich Johansen, der sagte, der Bär läge weiter hin; er habe ihn schließlich eingeholt und mit einem Schuß in den Rücken abgethan. Während er umkehrte, um die Schlitten zu holen, ging ich hin, um mit dem Abhäuten anzufangen, was jedoch nicht so ganz rasch geschehen sollte. Als ich mich der Stelle näherte, wo der Bär, wie ich meinte, liegen müsse, erblickte ich den »todten« Bären, der weit voraus in ziemlich lebhaftem Tempo die Küste entlang trabte. Hin und wieder blieb er stehen, um sich nach mir umzusehen. Ich rannte auf das Eis hinauf, um, wenn möglich, auf seine andere Seite zu kommen und ihn zurückzutreiben, damit wir ihn nicht zu weit zu schleppen hätten. Nachdem ich dies einige Zeit fortgesetzt hatte und ungefähr auf gleiche Höhe mit ihm gekommen war, begann er an dem Gletscher hinauf und unter einige zerrissene Felsstücke zu klettern. Ich hatte nicht darauf gerechnet, daß ein »todter« Bär dazu im Stande sein würde. Das einzige war, ihn so bald wie möglich daran zu hindern; allein gerade als ich in Schußweite war, verschwand er hinter einem Vorsprung. Bald darauf sah ich ihn wieder, ein gutes Stück höher hinauf und ganz außer Schußweite. Er reckte den Hals, um zu sehen, ob ich ihm nachkäme. Ich stieg ihm eine Strecke nach, aber da er längs des Berges rascher lief, als ich ihm in dem tiefen Schnee folgen konnte, unter welchem außerdem Spalten verborgen waren, in die ich wiederholt bis zur Brust hineinfiel, so zog ich es vor, wieder nach dem Fjordeis hinabzuklettern. Nach einer kleinen Weile kam er unter einer senkrechten Klippe mit etwas steilem Geröll hervor, wo er vorsichtig auf dem letztern weiter zu kriechen begann. Ich befürchtete, daß er sich an einer Stelle wie diese, wo wir ihn nicht erreichen konnten, hinlegen werde, und meinte, ich müsse, obwol die Entfernung groß war, doch schießen, um zu versuchen, ihn dadurch zum Herabsteigen zu bringen. Es sah nicht danach aus, als ob er dort oben festen Halt für die Füße hätte. Unter der Klippe wehte es ordentlich, und ich sah, daß der Bär, wenn die schlimmsten Windstöße kamen, sich platt niederlegen und festklammern mußte; doch hatte er dazu nur drei Füße, da das rechte Vorderbein zerschossen war. Ich stellte mich nun an einen großen Stein am untern Rande des Gerölls, zielte gut und gab Feuer. Ich sah die Kugel gerade unter ihm in den Schnee einschlagen; getroffen oder nicht, sprang er auf und versuchte über eine Schneewehe zu setzen, glitt aber aus und überschlug sich. Ein paar mal versuchte er, sich festzuhalten, fiel aber weiter, bis er schließlich auf den Füßen stand und nun langsam wieder hinauszukriechen begann. Mittlerweile hatte ich wieder geladen; die Schußweite war jetzt geringer, und ich schoß nochmals. Er stand einen Augenblick still und glitt dann immer weiter am Abhange hinab, erst langsam, dann schneller und immer schneller, wobei er sich mehrfach überschlug. Ich glaubte, er käme gerade auf mich zu, tröstete mich jedoch mit dem Gedanken, daß der Stein, hinter welchem ich stand, recht fest war. Mich niederkauernd schob ich rasch eine neue Patrone in den Lauf. Der Bär war jetzt bei dem Geröll unten am Abhange angekommen; er war mit Steinen und Schneeklumpen zusammen in einer Reihe von Sätzen, von denen einer immer größer als der andere war, heruntergesaut. Es war ein seltsamer Anblick, diesen großen weißen Körper durch die Luft fliegen und einen Luftsprung nach dem andern thun zu sehen, als ob er ein Stück Holz gewesen wäre. Endlich machte er noch einen gewaltigen Satz und stieß darauf an einen großen Stein. Ein starker Krach, und er lag dicht neben mir; dann gingen noch

einige Zuckungen durch den Körper, und alles war vorüber.

Es war ein ungewöhnlich großes Männchen mit wunderschönem dickem Pelz, den man gern zu Hause haben möchte; das Beste aber war, daß er auch sehr fett war.

Es war so windig, daß die Windstöße einen wol umwerfen konnten, wenn man nicht darauf vorbereitet war. Bei so milder Luft aber, wie wir hatten, hatte der Wind nicht viel auf sich, und es würde keine so schwere Arbeit gewesen sein, den Bären abzuhäuten, hätte er nicht in einer Vertiefung gelegen und wäre er nicht so schwer gewesen, daß ein Mann ihn nicht bewegen konnte. Nach einer Weile kam Johansen herbei, und schließlich hatten wir ihn zerlegt und nach dem Eise hinabgeschleppt, wo wir ihn auf den Schlitten packten. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir fanden, es würde für uns zu viel sein, ihn auf einmal gegen den Wind weit zu ziehen. Wir legten daher die Hälfte in einem Haufen auf dem Eise nieder und breiteten das Fell darüber aus, mit der Absicht, sie in einem oder zwei Tagen zu holen; aber selbst auf diese Weise hatten wir Mühe genug, in der Dunkelheit gegen den Wind anzukämpfen, sodaß es schon spät am Abend war, ehe wir heimkamen. Es war lange her, seitdem wir uns so über unser Nachhausekommen sowie darüber gefreut hatten, daß wir uns in den Sack legen und frisches Fleisch und heiße Suppe zum Abendbrot verzehren konnten.

Wir lebten sechs Wochen von diesem Bären.

Als Johansen heute Morgen um sechs draußen war, glaubte er Millionen Krabbentaucher die Straße hinauffliegen zu sehen, und als wir nachmittags um zwei Uhr wieder hinaus kamen, flog unaufhörlich eine Schar nach der andern nach der See zu; es dauerte bis zum späten Nachmittage. Ich sah auch zwei Grillummen über unsern Köpfen hinfliegen; es waren die ersten, die wir gesehen haben.⁶⁵

Mittwoch, 25. März. Hinter dem Kap im Südwesten ist unverändert der dunkle Wasserhimmel zu sehen, der sich von dort fast bis zum äußersten Westen ausdehnt. Er ist während des ganzen milden Wetters bei südwestlichem Winde schon seit Anfang des Monats da gewesen. Dort scheint immer offenes Wasser zu sein, denn sobald der Himmel überzogen ist, zeigt sich in jenem Viertel auch der Widerschein des Wassers.

Donnerstag, 2. April. Als ich heute Abend um 8 Uhr (unser Morgen fiel an diesem Tage mit dem Abend zusammen) aufstand, hörten wir draußen ein Thier umherrascheln und an irgendetwas nagen. Wir beachteten es nicht sehr, weil wir glaubten, daß es ein Fuchs sei, der sich auf dem Dache in der gewöhnlichen Weise mit einem Stück Fleisch beschäftige. Wenn er auch etwas mehr Lärm zu machen schien, als wir in letzter Zeit von den Füchsen zu hören gewohnt gewesen waren, so war das Geräusch doch kaum stark genug, um von einem Bären zu kommen. Wir dachten nicht daran, daß der Schnee nicht mehr so kalt und knirschend war wie während des Winters. Als Johansen hinausging, um das Thermometer abzulesen, sah er, daß ein Bär um die Hütte herumgegangen war. Demselben hatten jedoch die Bärenkadaver offenbar nicht gefallen, und er hatte sich nicht an ihnen vorbei bis zum Walroßspeck auf dem Dache gewagt. An der Oeffnung des Einganges und dem Schornstein hatte er stark geschnüffelt und wahrscheinlich den köstlichen Geruch von gebratenem Speck und lebendem Menschenfleisch genossen. Dann hatte er eine draußen liegende Walroßhaut eine kleine Strecke fortgeschleppt und den Speck heruntergekratzt. Er war dann unsern Fußtritten von der Hütte bis zu der Stelle, wo wir Salzwasser holten, nachgegangen und darauf weiter über das Eis gewandert, bis er die dort liegenden Walroßkadaver gewittert und sich ihnen genähert hatte, als Johansen ihn in Sicht bekam. Dort hatte er sich ans Schmausen gemacht. Da meine Büchse augenblicklich nicht gebrauchsfähig war, nahm ich Johansen's Gewehr und ging allein zum Bären hin. Er war so eifrig

beschäftigt, die Kadaver zu benagen und Stücke Fleisch herunterzureißen, daß ich von hinten ganz nahe an ihn herankommen konnte, ohne daß ich mich um eine Deckung zu kümmern brauchte. Da ich wissen wollte, wie nahe ich ihm kommen könnte, ging ich weiter, und erst als ich so dicht bei ihm war, daß ich ihn mit der Mündung meiner Büchse fast berühren konnte, hörte er meine Schritte; so eifrig war er beschäftigt gewesen. Er wendete sich um, blickte mich trotzig und erstaunt an, worauf ich ihn mit einer Ladung gerade ins Gesicht begrüßte. Er warf den Kopf in die Höhe, pustete und warf Blut aus auf den Schnee, worauf er sich wieder umdrehte und davongaloppierte. Ich wollte wieder laden, allein die Patrone klemmte sich fest, sodaß ich sie nur durch Anwendung meines Messers wieder herausbekommen konnte. Während ich hiermit beschäftigt war, hatte sich der Bär besonnen, war stehen geblieben, hatte sich mir zugewandt und schnaubte wüthend, da er sich entschlossen hatte, mich anzugreifen. Dann begab er sich auf ein in der Nähe befindliches Stück Eis, stellte sich in Vertheidigungsstellung auf und streckte mir den Hals entgegen, während das Blut ihm aus Maul und Nase floß. Die Kugel war ihm durch den Kopf gegangen, ohne jedoch das Gehirn zu berühren. Endlich hatte ich eine andere Patrone in den Lauf geschoben, mußte ihm aber fünf Schüsse geben, bis ich ihn schließlich tödtete. Nach jedem Schusse stürzte er nieder, doch kam er immer wieder auf. Ich war an das Visir auf Johansen's Büchse nicht gewöhnt und schoß daher damit zu hoch. Schließlich wurde ich ärgerlich, stürzte auf ihn zu und machte ihm ein Ende.

Wir waren allmählich für die Fahrt nach Süden gut mit Speck und Fleisch ausgerüstet und beschäftigten uns jetzt eifrig mit unsern Vorbereitungen dazu. Es war noch sehr viel zu thun. Wir mußten damit anfangen, uns aus unsern wollenen Decken neue Kleider zu machen; unsere Windkleider mußten geflickt und genäht, unsere Komager gesohlt, aus Bärenfell mußten Socken und Handschuhe hergestellt werden. Dann machten wir uns aus Bärenfell auch einen leichten guten Schlafsack. Dies alles nahm Zeit in Anspruch, und wir arbeiteten daher von diesem Augenblicke an vom frühen Morgen bis spät in die Nacht fleißig mit der Nadel. Unsere Hütte war plötzlich in eine geschäftige Schneider- und Schusterwerkstatt verwandelt. Seite an Seite saßen wir auf dem Steinlager im Schlafsacke und nähten und nähten und dachten an die Heimkehr. Zwirn erhielten wir durch Auffasern des baumwollenen Segeltuches einiger Proviantssäcke.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß wir stets über die Aussichten unserer Reise sprachen. Großen Trost fanden wir in dem Feststehen des dunkeln Himmels im Südwesten, der viel offenes Wasser in dieser Richtung andeutete. Infolge dessen meinte ich, daß wir auf der Reise nach Spitzbergen gute Verwendung für unsere Kajaks haben würden. Ich erwähne dieses offene Wasser mehrmals in meinem Tagebuche. Zum Beispiel am 13. April: »Offenes Wasser vom Kap im Südwesten bis nach Norden, soweit wir sehen können.« Hiermit meine ich natürlich, daß über dem ganzen Horizont in dieser Richtung dunkle Luft war, die deutlich anzeigte, daß das Wasser dort offen war. Dies konnte uns nicht überraschen; wir mußten in der That darauf vorbereitet sein, seitdem Payer um Mitte April auf einem noch nördlichen Punkte an der Westküste vom Kronprinz-Rudolf-Land offenes Wasser gefunden hatte; gerade dies hatte mir den ganzen Winter hindurch im Sinne gelegen.

Ein Zweites, das uns an die nahe Nachbarschaft der See glauben ließ, war, daß wir täglich von Elfenbeinmöven und Eissturmvögeln, zuweilen auch von Stummelmöven besucht wurden. Die ersten Elfenbeinmöven sahen wir am 12. März; während des April wurden sowol diese immer zahlreicher, als auch die Tauchermöven (*Larus glaucus*), die auf dem Dache unserer Hütte und rundumher saßen und an den Knochen und Abfällen der Bären, die sie dort fanden, hackten und pickten.

Während des Winters hatte uns das beständige Nagen der Füchse an dem Fleische da oben

unterhalten und daran erinnert, daß wir noch nicht von allen lebenden Wesen verlassen seien.

Mit dem Eintritt des Tageslichtes verschwanden die Füchse. Sie fanden jetzt reichlich Nahrung an den Krabbentauchern oben in den Spalten der Berge und brauchten sich nicht mehr von unserm steinhart gefrorenen Bärenfleisch zu nähren. Statt dessen hatten wir jetzt das Picken der Möven; doch riefen diese nicht dieselben Täuschungen hervor, sondern waren oft, wenn sie auf dem Dache der Hütte über unsern Köpfen saßen, recht lästig und störten uns sogar im Schlafe. Wir mußten daher an das Dach klopfen oder hinausgehen, um sie zu verscheuchen, was jedoch immer nur für wenige Minuten die gewünschte Wirkung hatte.

Am 18. April, als ich mit Sonnenbeobachtungen beschäftigt war, blickte ich zufällig vom Theodoliten auf und sah zu meinem Erstaunen einen Bären mir gerade gegenüber auf dem Eise am Lande stehen. Er mußte schon längere Zeit dort gestanden und zugeschaut haben, was ich machte. Ich rannte nach der Hütte, um eine Büchse zu holen; als ich aber zurückkehrte, gab er Fersengeld, und ich hatte keine Lust, ihn zu verfolgen.

Sonntag, 19. April. Heute Morgen um 7 Uhr wurde ich durch den schweren Tritt eines Bären draußen geweckt. Ich rief Johansen, der Licht machte, während ich Beinkleider und Komager anzog und mit dem geladenen Gewehr hinauskroch. Während der Nacht war wie gewöhnlich eine große Menge Schnee über die Haut geweht, die die Hüttenöffnung bedeckte, sodaß es mir schwer wurde durchzubrechen. Indem ich mit aller Gewalt von unten mit dem Fuß dagegenstieß, gelang es mir endlich, den Schnee fortzuschlagen, sodaß ich den Kopf ins Freie stecken konnte, wo das Tageslicht nach der in der Hütte herrschenden Dunkelheit ganz blendend wirkte. Ich sah nichts, wußte aber, daß ein Bär dicht hinter der Hütte stehen mußte. Dann hörte ich ein Schnaufen und Pusten, – und fort lief das Vieh im plumpen Bärengalopp, den Abhang hinauf! Ich wußte nicht, sollte ich schießen oder nicht, da ich, die Wahrheit zu sagen, bei diesem unangenehmen Wetter nur wenig Lust zum Bärenabhäuten verspürte. Ich schickte ihm aber doch, halb aufs gerathewohl, eine Kugel nach, die natürlich fehlging, worüber ich indeß nicht böse war. Ich schoß nicht wieder; der eine Schuß genügte, ihn zu erschrecken und für den Augenblick von der Rückkehr abzuhalten. Wir brauchten ihn nicht, wenn nur er unsere Sachen in Ruhe lassen wollte! Bei der Spalte im Norden blickte er sich um und setzte dann den Weg fort. Wie gewöhnlich war er gegen den Wind gekommen und mußte uns weit im Westen auf dem Eise gewittert haben. Er hatte mehrere Zickzackgänge gemacht, war beim Eingange der Hütte gewesen, wo er seine Visitenkarte zurückgelassen hatte, und dann direct auf einen Hügel hinter uns zugegangen, wo Walroßspeck lag, auf allen Seiten von den Bärenkadavern umgeben. Die letztern hatten keine Schrecken für ihn. Er hatte das den Speck bedeckende Bärenfell eine weite Strecke fortgeschleppt, doch war es ihm glücklicherweise nicht gelungen, etwas zu fressen, ehe ich kam.

Sonntag, 3. Mai. Als Johansen heute Morgen hereinkam, sagte er, er habe draußen auf dem Eise einen Bären gesehen; er näherte sich. Etwas später ging er wieder hinaus, um nach ihm zu sehen, konnte ihn aber nicht entdecken; wahrscheinlich hatte sich dieser nach der Bai im Norden gewendet. Wir erwarteten jedoch einen Besuch von ihm, da der Wind dorthin wehte. Und richtig, als wir im Laufe des Tages beim Nähen saßen und so eifrig arbeiteten, wie wir nur konnten, vernahmen wir schwere Tritte draußen auf dem Schnee. Dann hörten sie auf, gingen ein wenig rückwärts und vorwärts, darauf wurde etwas geschleppt, und alles war wieder ruhig. Johansen schlich vorsichtig mit seiner Büchse hinaus. Als er zur Oeffnung hinausschaute und seine Augen sich von der ersten blendenden Wirkung des Tageslichts erholt hatten, sah er einen Bären, der an einem Bärenfell nagte. Eine Kugel durch den Kopf tödtete ihn auf der Stelle. Es war ein mageres kleines Thier, aber des Mitnehmens werth, weil es uns die Mühe ersparte, die Kadaver aufzuthauen, um davon Proviant für unsere Reise abzuschneiden. Steifgefroren, wie sie jetzt sind,

können wir sie draußen in der Kälte nicht entzweischneiden, sondern müssen sie in die Hütte bringen und in der Wärme erst weich werden lassen, und das kostet Zeit. In letzter Nacht waren zwei Bären hier zum Besuch gewesen, jedoch bei dem Schlitten wieder umgekehrt, der in der Moräne westlich von uns aufrecht steht, um als Gestell für unsere Thermometer zu dienen.

Als wir am Sonnabend, 9. Mai, beim Frühstücken waren, hörten wir draußen wieder Bärenritte, und da wir befürchteten, daß das Thier unsern Speck fressen würde, hatten wir kein anderes Mittel, als es zu erschießen. Nun hatten wir weit mehr Fleisch, als wir gebrauchten, und wollten daher für den Augenblick ungern weitere Patronen verwenden. Was uns aber am meisten leidthat, war der Gedanke an all die schönen Bärenfelle, die wir würden zurücklassen müssen.

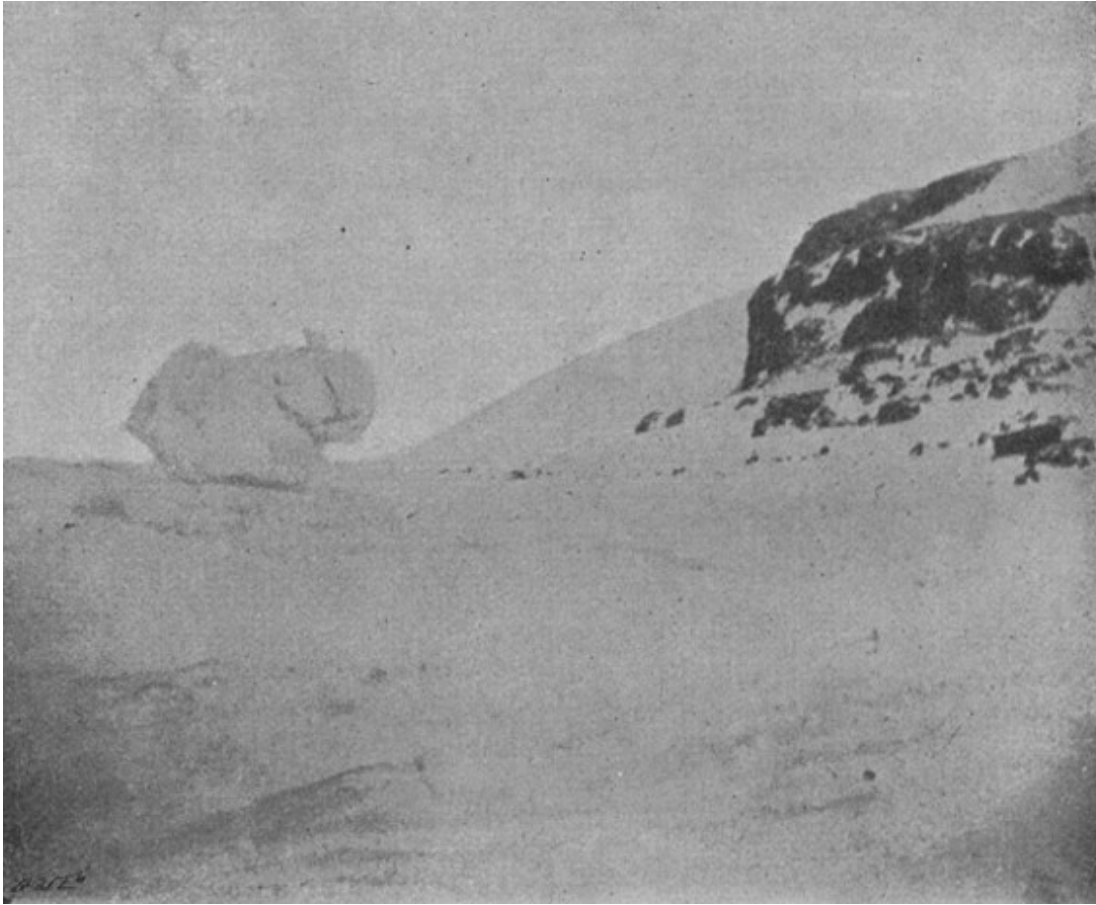
Die Zeit nahte jetzt heran, in der wir würden aufbrechen müssen, und mit fieberhaftem Eifer arbeiteten wir an den Vorbereitungen. Unsere Kleidungsstücke waren fertig.

Die Eintragung für Dienstag, 12. Mai, lautet:

»Nahm heute Abschied von meinen alten Beinkleidern. Ich war ganz traurig bei dem Gedanken an die guten Dienste, die sie mir geleistet hatten; aber sie sind jetzt so schwer von Oel und Schmutz, daß sie mehr als doppelt so schwer als ursprünglich sein müssen, und wenn man sie drückte, würde Thran herausickern.«

Es war unlegbar angenehm, die aus den Woldecken hergestellten neuen leichten, weichen Beinkleider anzuziehen, die einigermaßen fettfrei waren. Da dieses Material aber loses Gewebe war, so befürchtete ich, daß es sich nicht halten würde, bis wir Spitzbergen erreichten, und wir hatten es daher an der Innen- wie an der Außenseite mit Stücken von alten Unterbeinkleidern und einem Hemde verstärkt, um es gegen Abnutzung zu schützen.

Während ich am Sonnabend, 16. Mai, außerhalb der Hütte einige Beobachtungen vornahm, sah ich draußen auf dem Eise einen Bären mit einem ganz kleinen Jungen. Ich hatte eben vorher einen Gang dorthinaus gemacht, und sie untersuchten meine Fußspuren. Die Mutter war voran und ging auf alle Hügel hinauf, auf denen ich gewesen war, wandte sich dann um, schnüffelte, blickte nach den Spuren, stieg darauf wieder hinab und ging weiter. Das kleine Junge trabte hinterher und wiederholte genau die Bewegungen der Mutter. Endlich wurden sie dessen müde, richteten die Schritte dem Lande zu und verschwanden hinter dem Vorgebirge nördlich von uns. Als bald darauf Johansen herauskam, erzählte ich es ihm und sagte: »Ich glaube, wir werden sie bald in der Spalte dort oben sehen, da der Wind nach dieser Richtung weht.«



Auf dem Eise vor unserer Winterhütte.

Kaum hatte ich ausgesprochen, als wir, hinüberblickend, sie dort beide stehen sahen, die Häse vorstreckend, schnüffelnd und uns und die Hütte betrachtend. Wir wollten sie nicht schießen, weil wir Ueberfluß an Nahrung hatten, meinten aber, es würde amüsant sein, sie aus der Nähe zu beobachten und dann, wenn möglich, ordentlich zu erschrecken, um sie von einem Besuche bei uns während der Nacht abzuhalten, sodaß wir in Ruhe schlafen könnten. Als wir uns näherten, schnaubte die Mutter ärgerlich. Sie wandte sich mehreremal um, als ob sie gehen wollte, wobei sie das Junge voranstieß, drehte sich aber immer wieder um, um uns genauer zu betrachten. Schließlich trotteten sie langsam davon, wobei sie aber beständig zögerten und zurückblickten. Ganz langsam marschirten sie zwischen den Hügeln an den Strand hinunter. Ich rannte ihnen nach. Die Mutter ging voran, das Junge trabte genau in ihren Fußstapfen hinterher. Bald war ich ihnen nahe; die Mutter sah mich, ging schneller und suchte das Junge zu veranlassen, mitzukommen, jedoch fand ich jetzt, daß es nicht rascher laufen, als ich folgen konnte. Als die Mutter dies sah, wandte sie sich sofort um und kam rasend direct gegen mich herangestürmt. Ich blieb stehen und bereitete mich zum Schusse vor, für den Fall, daß sie mir zu nahe kommen sollte; inzwischen trottete das Junge so rasch wie möglich weiter. Die Mutter machte, wieder schnaubend und zischend, wenige Schritte vor mir halt, blickte sich dann nach dem Jungen um und trabte ihm nach, als sie sah, daß es sich eine tüchtige Strecke entfernt hatte. Ich folgte ihnen und holte das Junge wieder ein, worauf die Mutter dasselbe Manöver wiederholte. Sie schien die allergrößte Lust zu haben, mich zu Boden zu schlagen; allein dann war das Junge wieder ein wenig weiter gekommen, weshalb sie sich nicht erst mit mir aufhielt, sondern ihm nachtrottete. Das wiederholte sich mehreremal; dann begannen sie den Gletscher zu erklettern, die Mutter

voran, das Junge hinterdrein. Das letztere kam aber nicht sehr rasch vorwärts, obwol es, so gut es konnte, in den Fußstapfen der Mutter durch den tiefen Schnee weiter trottete; es erinnerte mich, als es hinaufkletterte und sich halb erschreckt, halb neugierig, fortwährend umblickte, an ein Kind in Hosen. Es war rührend anzusehen, wie die Mutter sich unaufhörlich umwandte, um es zur Eile anzutreiben, wobei sie es hin und wieder mit dem Kopfe anstieß und die ganze Zeit mich anschnaubte und anzischte, während ich ruhig unten stand und zusah. Als sie den Rücken erreicht hatten, blieb die Mutter stehen und zischte ärger als je. Nachdem sie das Junge hatte an sich vorübergehen lassen, verschwanden beide über den Gletscher, während ich mich zurückbegab, um meine Arbeit fortzusetzen.

In der letzten Zeit hatte in der Hütte eine fieberhafte Thätigkeit geherrscht. Wir waren immer ungeduldiger geworden und wollten aufbrechen; doch war noch immer viel zu thun. Jetzt empfanden wir es bitter, daß wir nicht mehr auf die Vorräthe der »Fram« zurückgreifen konnten. An Bord der »Fram« mochte das eine oder andere gefehlt haben, hier fehlte uns in der That alles. Was würden wir nicht selbst für eine einzige Kiste Hundekuchen – für uns selbst – aus dem Ueberfluß der »Fram« gegeben haben! Wo sollten wir all das finden, was wir brauchten? Für eine Schlittenreise muß man einen Vorrath von leichtem, nahrhaftem Proviant mitnehmen, der gleichzeitig eine möglichst große Mannigfaltigkeit bietet; man muß leichte und warme Kleidung, starke und praktische Schlitten haben u. s. w. Ja, wir kennen sie, diese Vorschriften des arktischen Reise-ABC. Die uns bevorstehende Reise war gewiß keine sonderlich weite; es handelte sich nur darum, Spitzbergen zu erreichen und an Bord der Jacht zu gelangen; sie war aber trotzdem lang genug, um diese Vorsichtsmaßregeln auch für uns von Bedeutung erscheinen zu lassen.

Als wir die Vorräthe, die wir zu Beginn des Winters vergraben hatten, hervorholten und die Säcke öffneten, fanden wir, daß nur noch wenige traurige Reste eines Proviants vorhanden waren, der früher einmal gut gewesen, jetzt aber größtentheils infolge der Feuchtigkeit des letzten Herbstes verschimmelt und verdorben war. Unser Mehl, unser kostbares Hafermehl, war schimmelig geworden und mußte fortgeworfen werden; die Chocolate hatte sich in der Feuchtigkeit aufgelöst und war nicht mehr vorhanden, und der Pemmikan – nun, er hatte ein seltsames Aussehen, und als wir ihn kosteten – Pfui! Er mußte ebenfalls fortgeworfen werden. Es war noch ein Quantum Fischmehl, etwas Aleuronatmehl und etwas feuchtes, halb verschimmeltes Brot übrig, das wir sorgfältig in Thran kochten, theils um es zu trocknen, weil die Feuchtigkeit durch das kochende Oel vertrieben wurde, theils um es durch die Imprägnirung mit Fett nahrhafter zu machen. Nach unserer Meinung schmeckte es köstlich, und wir bewahrten es sorgfältig für festliche Gelegenheiten und für die Zeit auf, wenn uns alle Nahrungsmittel ausgegangen sein würden. Hätten wir Bärenfleisch trocknen können, so würden wir damit sehr guten Proviant gewonnen haben, doch war das Wetter zu rau und zu kalt, sodaß die aufgehängten Fleischstreifen nur halb trocken wurden. Es war weiter nichts zu thun, als so viel zerschnittenes rohes Fleisch und Speck mitzunehmen, als wir befördern konnten. Dann füllten wir die drei Blechkannen, die Petroleum enthalten hatten, mit Thran, den wir als Brennmaterial benutzten. Zum Kochen wollten wir auf der Reise den Topf, der zum Kochapparate gehörte, benutzen, während wir in einer Schale unsers »Primus« Speck und Thran brannten. Der Proviant und das Brennmaterial bildeten keine besonders leichte Ausrüstung, aber sie hatten wenigstens den Vorzug, daß wir wahrscheinlich im Stande sein würden, das Verzehrte unterwegs wieder zu ersetzen. Hoffentlich finden wir reichlich Wild.

Eine größere Schwierigkeit für uns waren die kurzen Schlitten, da wir sie hier natürlich nicht verlängern konnten. Wenn es uns nicht gelang, auf dem ganzen Wege nach Spitzbergen offenes

Wasser zu finden, und wir gezwungen waren, sie über das unebene Treibeis zu schleppen, konnten wir uns kaum vorstellen, wie wir mit den auf den kurzen Schlitten liegenden Kajaks weiter kommen sollten, ohne daß sie auf den Hügeln und Eistrücken in Stücke geschlagen würden. Denn die Kajaks wurden nur in der Mitte getragen, beide Enden aber ragten weit über die Schlitten hinaus, und sie berührten bei der geringsten Unebenheit das Eis, sodaß Löcher in das Segeltuch gestoßen wurden. Wir mußten die Kajaks daher in der Weise schützen, daß wir Bärenfelle darunter befestigten; dann mußten wir aus dem spärlichen Holzvorrath, den wir noch besaßen, so gut es ging Lager herstellen, um sie auf den Schlitten zu befestigen. Das war keine leichte Sache, weil es hauptsächlich darauf ankam, die Lager hoch zu machen, um die Kajaks soviel wie möglich in die Höhe zu bringen und dadurch vom Eise freizuhalten. Dann mußten die Kajaks gut festgebunden werden, damit sie an ihrem Platze blieben. Wir besaßen jedoch keine Stricke zum Befestigen und mußten sie uns erst aus roher Bären- und Walroßhaut herstellen, die beide nicht gerade das allerbeste Material zu solchen Befestigungen sind. Jedoch bewältigten wir die Schwierigkeiten und erreichten, daß die Kajaks ruhig und gut lagen. Den schwersten Theil ihrer Ladung verstauten wir natürlich soviel wie möglich in der Mitte, damit die Enden durch das Gewicht nicht abbrechen.

Unsere persönliche Ausrüstung in Ordnung zu bringen, war ebenso schwierig. Das Anfertigen der neuen Kleidungsstücke nahm bei zwei so ungeschickten Schneidern lange Zeit in Anspruch; allein die Praxis machte uns allmählich flinker, und ich glaube, wir hatten allen Grund, auf die von uns gelieferte Arbeit stolz zu sein. Als wir die Kleidungsstücke endlich anlegten, sahen sie ganz stattlich aus, wenigstens dachten wir es. Wir sparten sie auf und ließen sie solange wie möglich hängen, damit sie bei unserm Aufbruch noch neu wären. Johansen hat, glaube ich, seine neue Jacke nicht eher getragen, als bis wir andere Leute trafen. Er behauptete, er müsse sie neu behalten, bis wir in Norwegen angekommen seien; er könne nicht wie ein Räuber umhergehen, wenn er wieder unter Landsleute käme. Die armseligen Ueberreste der Unterkleider, die wir besaßen, mußten selbstverständlich, bevor wir aufbrachen, gründlich gewaschen werden, damit wir uns in denselben bewegen könnten, ohne uns zu viele Löcher in die Haut zu raspeln. Das Waschen führten wir in der früher beschriebenen Weise aus.

Unsere Fußbekleidung befand sich in nichts weniger als befriedigendem Zustande. Socken konnten wir allerdings aus Bärenfell herstellen, aber das Schlimmste war, daß die Sohlen unserer Komager fast abgetragen waren. Es gelang uns jedoch, eine Art Sohlen aus Walroßhaut anzufertigen, indem wir sie bis auf die halbe Dicke abschabten und den Rest dann über der Lampe trockneten. Mit diesen Sohlen flickten wir die Komager nach Finnenart; wir besaßen eine Masse Zwirn aus Sehnen, und es gelang uns damit, unsere Komager wieder einigermaßen wasserdicht zu machen. So waren wir trotz allem, was die Kleidung betraf, ziemlich gut ausgerüstet, obwol man nicht sagen konnte, daß sie sich durch Sauberkeit auszeichnete. Um uns gegen Wind und Regen zu schützen, hatten wir noch unsere Windkleider, die wir so gut es ging geflickt und zusammengenäht hatten; aber dies dauerte fürchterlich lange, weil die ganzen Kleidungsstücke jetzt aus nichts weiter als Flickern auf Flickern bestanden und sie, sobald man an der einen Stelle ein Loch gestopft hatte, an einer andern wieder aufplatzten, wenn man sie anzog. Die Aermel waren besonders schlecht; schließlich riß ich beide Aermel meiner Jacke heraus, damit ich mich nicht mehr darüber zu ärgern brauchte, wenn ich sah, daß beständig Fetzen abrissen.

Es war auch sehr wünschenswerth für uns, einen leichtern Schlafsack zu haben. Der, den wir mitgebracht hatten, war nicht mehr vorhanden, weil wir aus den wollenen Decken Kleidungsstücke gefertigt hatten; das Einzige war also, zu versuchen, uns einen möglichst

leichten Sack aus Bärenfell herzustellen. Indem wir die dünnsten Felle aussuchten, gelang uns ein Sack, der nicht viel schwerer war als der aus Renthierfellen, den wir beim Verlassen der »Fram« mitgenommen hatten.

Eine größere Schwierigkeit war es, uns ein brauchbares Zelt zu machen. Das, welches wir gehabt hatten, kam nicht mehr in Frage. Es war während der fünfmonatigen Reise im vorigen Jahre abgenutzt und in Stücke zerrissen, und was davon übriggeblieben, dem hatten die Füchse ein Ende gemacht, da wir es im Herbst über unsern Fleisch- und Speckhaufen gebreitet hatten, um ihn vor den Möven zu schützen. Die Füchse hatten es in allen Richtungen zernagt und zerrissen und große Stücke davon weggeschleppt, die wir umhergestreut wiederfanden. Wir dachten sehr viel darüber nach, wie wir uns ein neues Zelt machen könnten; das Einzige, was uns einfiel, war, die Schlitten mit den Kajaks darauf in der Entfernung einer Mannshöhe parallel zueinander aufzustellen, dann an den offenen Seiten Schnee aufzuhäufen, bis sie geschlossen waren, obenauf unsere Schneeschuhe und Stöcke zu legen und über das Ganze unsere zusammengeschnürten beiden Segel zu breiten, sodaß sie auf den Seiten bis auf den Boden reichten. Auf diese Weise gelang es uns, einen ganz wirksamen Schutz herzustellen, bei welchem die Kajaks die Dachfirste und die Segel die Seitenwände des Zeltes bildeten. Es war bei Schneetreiben allerdings nicht ganz dicht, und wir hatten gewöhnlich ziemliche Mühe, um die Spalten und Oeffnungen mit unsern Windkleidern und andern Dingen zu verstopfen.

Den wichtigsten Theil unserer Ausrüstung bildeten jedoch unsere Feuerwaffen; diese hatten wir glücklicherweise in ziemlich gutem Zustande erhalten. Wir reinigten die Büchsen gründlich und rieben sie mit Thran ein. Auch hatten wir noch etwas Vaseline und Oel für die Schösser. Als wir unsere Munition nachzählten, fanden wir zu unserer Freude, daß wir noch ungefähr 100 Kugel- und 110 Schrotpatronen besaßen. Wir hatten also nöthigenfalls noch für mehrere weitere Winter genug.



Nach Süden!

Nansen und Johansen auf dem Heimwege im Mai 1896.

Nun da das Frühjahr fortschritt, hatten wir gute Gelegenheit, zu beobachten, wie die

Krabbentaucher in großen Scharen, und in geringerer Anzahl die Grillummen, zu gewissen unabänderlich feststehenden Tageszeiten vom Lande aus der offenen See zuflogen und zu andern Zeiten in ununterbrochenen Zügen in die von Eis geschlossenen Fjorde zu ihren Brütffelsen zurückkehrten.

Zwölftes Kapitel

Nach Süden

Am Dienstag, 19. Mai, waren wir endlich zum Aufbruch bereit. Unsere Schlitten standen beladen und befestigt. Das Letzte, was wir thaten, war, die Hütte von außen und innen zu photographiren und in derselben einen kurzen Bericht über unsere Reise zurückzulassen. Er lautete:

»Dienstag, 19. Mai 1896. Hatten uns am 22. September 1893 nördlich von Kotelnyj auf ungefähr $78^{\circ} 43'$ nördlicher Breite im Eise festgemacht. Trieben während des folgenden Jahres nordwestwärts, wie wir es erwartet hatten. Johansen und ich verließen die »Fram« am 14. März 1895 auf ungefähr $84^{\circ} 4'$ nördlicher Breite und 103° östlicher Länge,⁶⁶ um nordwärts vorzudringen. Der Befehl über den Rest der Expedition wurde Sverdrup übertragen. Fanden nordwärts kein Land. Am 8. April 1895 mußten wir auf ungefähr $86^{\circ} 14'$ nördlicher Breite und ungefähr 95° östlicher Länge umkehren, da das Eis unpassirbar geworden war. Richteten unsern Kurs auf Kap Fligely; kannten aber, da unsere Uhren stehen geblieben waren, unsere Länge nicht mit Bestimmtheit und trafen am 6. August 1895 bei vier mit Gletschern bedeckten Inseln im Norden dieser Inselkette auf ungefähr $81^{\circ} 30'$ nördlicher Breite⁶⁷ und ungefähr 7° östlich von diesem Platze ein. Erreichten diesen Ort am 26. August 1895 und hielten es für am sichersten, hier zu überwintern. Lebten von Bärenfleisch. Brachen heute südwärts auf, längs des Landes, mit der Absicht, auf dem nächsten Wege nach Spitzbergen hinüberzugelangen. Wir vermuthen, daß wir auf Gillis-Land sind.

Fridtjof Nansen .«

Dieser erste Bericht über unsere Reise wurde in eine Messingröhre gesteckt, die den Cylinder der Luftpumpe unsers »Primus« gebildet hatte. Die Röhre wurde mit einem Holzpflöck verschlossen und mit einem Draht an dem Dachbalken der Hütte befestigt.



Blick auf unsere Winterhütte.

Um 7 Uhr abends verließen wir unser Winterlager und begannen unsere Reise nach Süden. Nachdem wir den ganzen Winter über so wenig Bewegung gehabt hatten, hatten wir nicht viel Neigung zum Gehen und fanden das Weiterziehen der Schlitten mit den beladenen Kajaks schwer. Um zu Beginn nicht zu viel zu thun, aber unsere Glieder geschmeidig zu machen, bevor wir anfangen, uns ernstlich anzustrengen, gingen wir am ersten Tage nur ein paar Stunden und schlugen dann, sehr befriedigt, das Lager auf. Es war ein wunderbar glückliches Gefühl, zu wissen, daß wir endlich unterwegs waren und daß es nun thatsächlich heimwärts ging.

Auch am nächsten Tage (Mittwoch, 20. Mai) machten wir nur einen kurzen Tagemarsch. Wir steuerten auf das Vorgebirge im Südwesten von uns los, auf das wir den ganzen Winter geblickt hatten. Nach dem Himmel zu urtheilen, mußten wir auf der andern Seite dieses Kaps offenes Wasser finden. Sehr eifrig spähten wir danach aus, wie weit sich das Land jenseits dieses Punktes ausdehne. Befanden wir uns nördlich von Kap Lofley, so mußte sich das Land nach Südosten zu wenden beginnen; wenn andererseits das Land nach Südwesten gerichtet war, dann mußte es ein neues Land weiter westlich in der Nähe von Gillis-Land sein.

Am nächsten Tage (Donnerstag, 21. Mai) erreichten wir das Kap und schlugen dort unser Lager auf. Den ganzen Winter hatten wir es »Kap der Guten Hoffnung« genannt, weil wir dort andere Verhältnisse zu finden erwarteten, die unser Weiterkommen erleichtern würden. Unsere Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden. Von dem Rücken des Berges sah ich im Süden nicht weit entfernt offenes Wasser sowie zwei neue schneebedeckte Länder, ein großes vor uns in Süd 40° West (mißweisend) und ein nicht viel kleineres im Westen (Süd 85° West mißweisend). Es

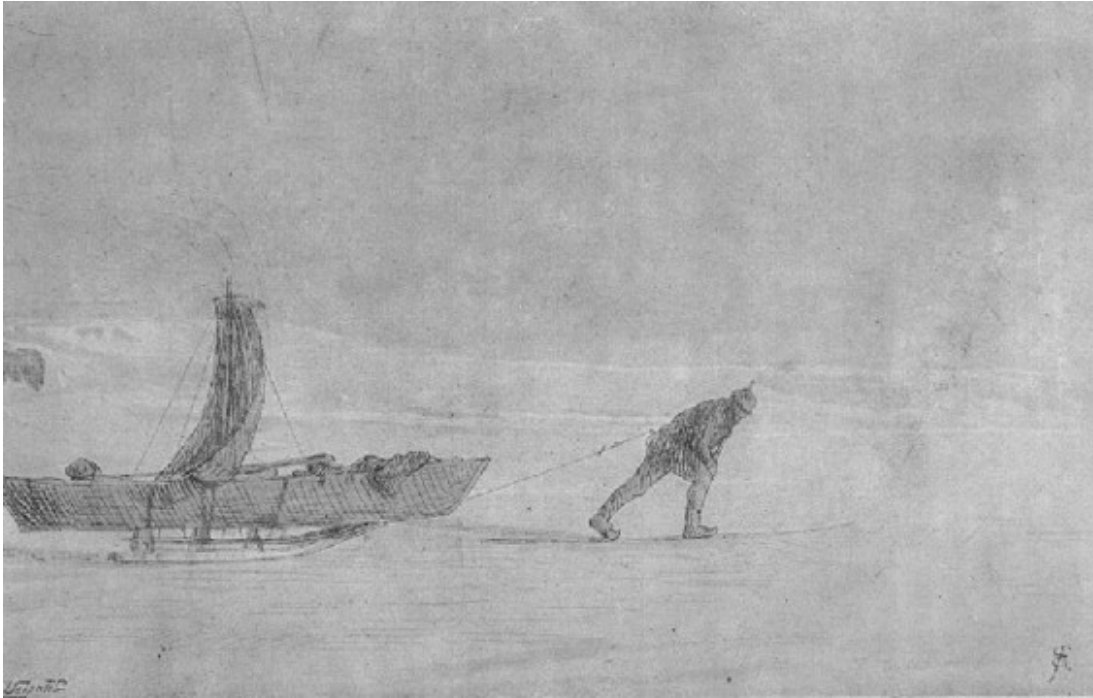
war vollständig mit Gletschern bedeckt und sah aus wie ein glattgewölbter Schild. Wie die Küste lief, konnte ich eines Vorgebirges im Süden wegen nicht deutlich sehen. Sie schien sich aber nicht nach Südosten zu wenden, sodaß wir nicht in der Nähe von Kap Lofley sein konnten.

Wir hofften, nunmehr im Stande zu sein, unsere Kajaks schon am nächsten Tage zu Wasser zu lassen und dann rasch in südwestlicher Richtung vorwärts zu kommen; allein in dieser Beziehung wurden wir enttäuscht. Am nächsten Tage herrschte ein Schneesturm, und wir mußten bleiben, wo wir waren.

Als ich morgens im Sacke lag und das Frühstück bereitete, erblickte ich plötzlich einen Bären, der in der Entfernung von ungefähr zwanzig Schritt ruhig an uns vorüberzog. Er blickte ein- oder zweimal nach uns und den Schlitten hin, konnte sich aber nicht recht erklären, was wir waren, da der Wind aus einer andern Richtung kam; da er uns nicht witterte, setzte er seinen Weg fort. Ich ließ ihn ungestört weiter gehen, wir hatten noch Lebensmittel genug.

Sonnabend, 23. Mai, war das Wetter noch immer schlecht, doch gingen wir eine kleine Strecke weiter, um den Weg zu untersuchen. Was wir entscheiden mußten, war, ob wir sofort auf das offene Wasser, das auf der andern Seite einer Insel im Westen lag, zugehen oder ob wir auf dem Küsteneis am Lande entlang nach Süden wandern wollten. Wir kamen zu einem Kap, das aus ungewöhnlich ausgeprägtem Säulen-Basalt bestand. Wir nannten es wegen seiner seltsamen Form die »Burg«. ⁶⁸ Hier sahen wir, daß das Land sich in südlicher Richtung weiter erstreckte und daß das offene Wasser in derselben Richtung lag und vom Lande nur durch einen schmalen Streifen Küsteneis getrennt war. Da letzteres voll Spalten zu sein schien, beschlossen wir, über die Insel im Westen zu gehen und uns so rasch wie möglich einzuschiffen. Wir kehrten daher wieder um und machten alles bereit.

Unsere Vorbereitungen bestanden zunächst und vor allen Dingen darin, daß wir die Nähte unserer Kajaks kalfaterten, indem wir geschmolzenes Stearin darübergossen und dann die Ladung so umstauten, daß wir Platz zum Sitzen bekamen. Am nächsten Tage (Sonntag, 24. Mai) zogen wir westwärts nach der Insel weiter, und da der Wind östlich war und wir Segel auf die Schlitten setzen konnten, kamen wir ziemlich schnell über das flache Eis weiter. Als wir uns aber der Insel näherten, wehte ein Sturm aus Südwesten, sodaß wir, nachdem die Schlitten mehreremal umgeschlagen waren, die Segel herunternehmen mußten. Der Himmel überzog sich, die Luft wurde nebelig; doch arbeiteten wir uns gegen den starken Wind zum Lande hinan. Es kam darauf an, es so rasch wie möglich zu erreichen, da wir offenbar schlechtes Wetter erwarten mußten.



Bei Kap M'Clintock.

Jetzt wurde das Eis trügerisch. Als wir dem Lande näher kamen, trafen wir in allen Richtungen zahlreiche Spalten, die mit einer Schneeschicht bedeckt waren, sodaß wir sie nur schwer sehen konnten. Während Johansen eifrig beschäftigt war, Segel und Mast auf dem Deck seines Kajaks festzubinden, damit der Wind sie ihm nicht entführen könnte, lief ich, so rasch ich vermochte, voran, um einen Lagerplatz zu suchen. Plötzlich sank das Eis mir unter den Füßen fort, und ich lag in einer breiten Spalte, die der Schnee mir verborgen hatte, im Wasser. Ich konnte nicht wieder herauskommen; da die Schneeschuhe an den Füßen festgeschnallt waren, war es mir nicht möglich, sie durch das Gemisch von Schnee- und Eisklumpen, die auf dieselben ins Wasser gefallen waren, hindurchzudringen. Außerdem war ich auch durch das Zuggeschirr an dem Schlitten festgemacht, sodaß ich mich nicht umdrehen konnte. Glücklicherweise hatte ich während des Falles meinen Eisstock in das Eis auf der andern Seite des Spalts gestoßen, sodaß ich mich mit seiner Hülfe und mit dem einen Arme über dem Rande des Eises halten konnte und so geduldig liegen blieb, bis Johansen nachkommen und mich herausziehen würde.

Ich war überzeugt, er mußte meinen Fall gesehen haben, konnte mich aber nicht weit genug umdrehen, um zurückzublicken. Als ich lange Zeit vergangen glaubte und fühlte, daß der Stock nachgab und das Wasser an meinem Körper immer höher heraufkroch, begann ich zu rufen, erhielt aber keine Antwort. Ich rief noch lauter um Hülfe und hörte endlich weit zurück »Halloh« schreien. Nach einer kleinen Weile, als das Wasser mir schon bis zur Brust reichte und es nicht mehr lange dauern konnte, bis ich ganz darunter gewesen wäre, kam Johansen herbei und zog mich heraus. Er war so sehr mit seinem Schlitten beschäftigt gewesen, daß er nicht eher bemerkt hatte, daß ich im Wasser lag, als bis ich zum letzten mal gerufen hatte. Diese Erfahrung hatte zur Folge, daß ich vorsichtiger wurde und in Zukunft nicht mit fest angelegten Schneeschuhen auf solch gefährliches Eis ging. Unter Beobachtung von etwas mehr Vorsicht erreichten wir endlich das Land und fanden einen Lagerplatz, wo etwas Schutz vor dem Winde vorhanden war. Zu unserer Überraschung entdeckten wir eine Anzahl Walrosse, die, eine Schar hinter der andern, am Ufer entlang an den Spalten lagen. Wir schenkten ihnen jedoch für den Augenblick keine

Beachtung; wir glaubten noch genügenden Vorrath an Lebensmitteln und Speck zu haben, von denen wir zehren konnten.

Während der folgenden Tage wüthete ein Sturm, sodaß wir nicht weiter konnten. Die Eintragung für Dienstag, 26. Mai, lautet:

»Gestern und heute haben wir wegen schlechten Wetters unter der Gletscherwand an der Nordseite dieser Insel gelegen. Der Schnee ist so naß, daß es schwierig sein würde, irgendwohin zu gelangen; es steht jedoch zu hoffen, daß die offene Straße draußen nicht weit entfernt ist und wir rasch weiter kommen, wenn der Sturm erst einmal nachläßt. Wir werden dann diese lange Verzögerung nachholen.«

Allein unser Aufenthalt sollte länger dauern, als wir gedacht hatten. Am Donnerstag, 28. Mai, sagt das Tagebuch:

»Wir waren gestern auf der Insel und sahen offenes Meer im Süden, liegen aber, wie vorher, des schlechten Wetters wegen still. Ich verlegte nur unsern Zeltplatz ein wenig, der Spalten wegen; das Eis drohte, sich gerade unter uns zu öffnen. Es sind hier sehr viele Walrosse; gehen wir über das Eis, so folgen uns die Burschen und kommen in den Spalten neben uns in die Höhe. Wir hören sie oft sich weiter bewegen, grunzen oder unter unsern Füßen ans Eis schlagen.«

An jenem Tage nahm der Sturm jedoch, so weit ab, daß wir südwärts längs der Ostküste der Insel weiter ziehen konnten. Unterwegs passirten wir einen großen offenen Teich im Ufereise zwischen der Insel und dem Lande. Es mußte hier flach sein, da eine starke Strömung ging, die wahrscheinlich die Ursache war, daß der Teich sich offen hielt. In der Nähe trafen wir zwei oder drei Heerden Walrosse auf dem Eise liegend. Ueber die Walrosse schreibe ich abends:

»Ich ging zu einer etwa neun Stück zählenden Heerde, um sie zu photographiren. Hinter einem kleinen Hügel kam ich ungesehen dicht an sie heran; in dem Augenblicke aber, als ich mich erhob, nicht mehr als sechs Meter von ihnen entfernt, stürzte sich ein Weibchen mit ihrem Jungen durch ein in der Nähe befindliches Loch ins Wasser. Die Uebrigen konnte ich, soviel ich auch schrie, nicht veranlassen, sich zu rühren. Nunmehr kam Johansen zu mir, aber obwol er mit Schnee- und Eisstücken nach ihnen warf, wollten sie sich doch nicht bewegen; sie stießen nur ihre Hauer in die Eisstücke und schnüffelten daran, während ich weiter photographirte. Als ich dicht an sie heranging, erhoben sich endlich die meisten und watschelten dem Loche zu, in welches eins sich hineinstürzte, während die andern halt machten und beruhigt weiter schliefen. Bald darauf kam auch das zuerst verschwundene wieder zurück und kroch auf das Eis. Die beiden, die mir am nächsten lagen, hatten sich überhaupt nicht gerührt. Sie hoben ein- oder zweimal den Kopf, blickten mich verächtlich an, während ich drei Schritte von ihnen entfernt stand, senkten dann die Köpfe und schliefen wieder weiter. Sie rührten sich kaum, als ich sie mit meinem Eisstock in die Schnauze stach, sodaß ich eine ziemlich gute Photographie von ihnen erhalten konnte. Ich glaubte nun genug Aufnahmen zu haben, gab aber, bevor ich mich entfernte, dem mir am nächsten liegenden zum Abschied mit dem Stock noch einen Stoß an die Schnauze. Das Thier richtete sich gerade auf, grunzte unzufrieden, blickte mich mit den großen, runden Augen verwundert an und begann dann, sich rasch am Hinterkopf zu kratzen – ich bekam eine weitere Aufnahme –, worauf es sich wieder beruhigt niederlegte. Als wir weiter gingen, ließen sie sich sofort alle wieder nieder und lagen wie unbewegliche Fleischberge. Als wir endlich um das Vorgebirge herum waren, verloren wir sie aus Sicht.«



Walrosse.

»Das Tier richtete sich gerade auf, grunzte unzufrieden« ...

Nochmals hatten wir Schneesturm und lagen jetzt des schlechten Wetters wegen an der Südseite der Insel.

Freitag, 29. Mai. Liegen des schlechten Wetters wegen still.

Sonnabend, 30. Mai. Liegen des schlechten Wetters wegen still; verstopfen das Zelt gegen das Schneetreiben, während der Wind um uns herum saust und erst eine und dann die andere Seite erfaßt. Nur mit genauer Noth konnten wir uns während dieser Zeit einigermaßen trocken halten, da der Schnee auf allen Seiten durch die Ritzen auf uns und unsern Sack getrieben wurde und im Schmelzen alles durchnäßte.

Montag, 1. Juni. Gestern wurde es endlich etwas ruhiger und klärte sich auf, sodaß wir abends hellen Sonnenschein hatten. Wir freuten uns bei dem Gedanken, weiter zu kommen, machten die Kajaks und alles Uebrige zum Aufbruch fertig und krochen in den Sack, um heute in der Frühe, wie wir hofften, zu einem schönen Tage aufzustehen. Das Einzige, was die Sache etwas zweifelhaft machte, war, daß das Barometer zu steigen aufgehört hatte und thatsächlich schon wieder um 1 Millimeter gefallen war. Nachts begann der Sturm aufs neue; dasselbe Schneetreiben, nur mit dem Unterschiede, daß der Wind jetzt mit der Sonne herumgeht, sodaß es damit bald ein Ende nehmen muß. Es beginnt jetzt des Guten zu viel zu werden. Ich fürchte jetzt ernstlich, daß die »Fram« vor uns nach Hause zurückkehren wird. Gestern machte ich einen Gang ins Land hinein. Ich sah zahlreiche Spuren von Gänsen und an einer Stelle einige weiße Schalen, die unzweifelhaft von einem Gänseei waren. Wir nannten die Insel daher »Gänse-Insel«. ⁶⁹

Dienstag, 2. Juni. Lagen gestern Abend noch immer still, des schlechten Wetters wegen, und heute war es windiger denn je. Aber jetzt, gegen Abend, hat es ein wenig nachzulassen begonnen, bei aufklarendem Himmel und hin und wieder Sonnenschein, sodaß hoffentlich eine tatsächliche Wendung zum Bessern eintreten wird. Wir liegen hier in einer Vertiefung im Schnee, werden immer nasser und denken daran, daß es schon Juni ist und zu Hause alles herrlich aussieht,

während wir noch nicht weiter als bis hierher gekommen sind. Aber nun kann es nicht mehr lange dauern, bis wir dort sind. O, es ist zu schlimm, daran zu denken! Wenn ich nur über die »Fram« Gewißheit hätte! Wenn sie vor uns eintrifft, was werden die Armen thun, die auf uns warten!

Am Mittwoch, 3. Juni, zogen wir endlich weiter; doch hatte der Westwind jetzt das Eis landeinwärts getrieben, sodaß zur Fahrt nach Süden keine offene See mehr vorhanden war und uns nichts anderes übrigblieb, als auf dem Lande über das Eis zu marschiren. Der Wind kam jedoch aus Norden, sodaß wir ein Segel auf den Schlitten aufziehen konnten und auf diese Weise ziemlich schnell weiter kamen.

Wir sahen noch mehrere Walrosse auf dem Eise, auch befanden sich einige im Wasser, die beständig den Kopf aus den Spalten hervorsteckten und uns nachgrunzten. Das Eis, welches wir hier überschritten, war merkwürdig dünn und schlecht und wurde, als wir weiter südlich kamen, noch schlechter. Es war von dem daraufliegenden schweren Schnee so niedergedrückt, daß überall, wohin wir uns auch wandten, Wasser unter dem Schnee war. Da es weiter nach Süden noch schlimmer aussah, mußten wir uns so rasch wie möglich dem Lande zuwenden. Mit unsern Schneeschuhen hielten wir uns aber ziemlich gut auf dem Schnee, obgleich oft Schlitten und Schneeschuhe bis in das Wasser sanken und stecken blieben, worauf es keine geringe Mühe kostete, alles wieder wohlbehalten auf festeres Eis zu bringen. Endlich gelangten wir jedoch unter eine hohe senkrechte Basaltwand,⁷⁰ die von Alken schwärmte. Es war das erste mal, daß wir diese Vögel in größerer Zahl sahen; bisjetzt hatten wir sie nur vereinzelt zu einem oder zweien bemerkt. Wir hielten dies für ein Zeichen, daß wir uns bekanntern Gegenden näherten. Längs der Klippe nach Südosten war ein kleinerer felsiger Hügel, wo Scharen von Eissturmvögeln zu brüten schienen.

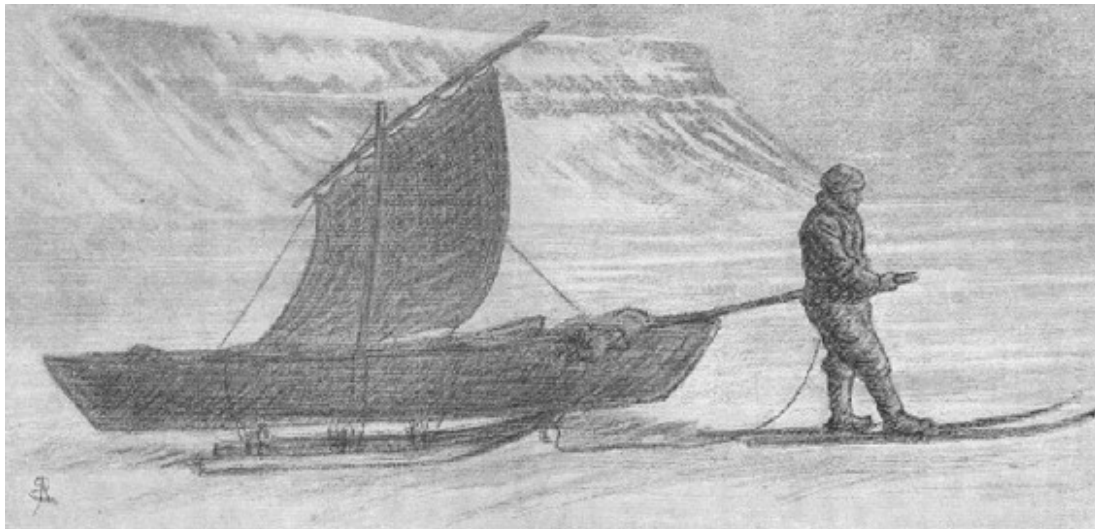
Unser Vorrath an Lebensmitteln wurde jetzt sehr knapp; wir hatten auf den Besuch des einen oder andern Bären gehofft, aber nun, da wir sie brauchten, blieben sie natürlich weg. Wir nahmen uns daher vor, Vögel zu schießen. Allein die Alke flogen zu hoch, und alles, was wir bekamen, waren ein paar Eissturmvögel. Als wir gerade eine Heerde Walrosse passirten, beschlossen wir deshalb, etwas von dieser sonst verschmähten Kost mitzunehmen, und schossen eins, das auf der Stelle todt liegen blieb. Bei dem Knall erhoben die andern die Köpfe ein wenig, um sie gleich wieder fallen zu lassen und weiter zu schlafen. Daran, unsere Beute abzuhäuten, während alle die andern Thiere rundherum lagen, war nicht zu denken; wir mußten letztere auf die eine oder andere Weise ins Wasser treiben. Wir gingen an sie heran, schrien und brüllten, aber sie blickten uns nur träge an und rührten sich nicht. Dann stießen wir sie mit den Schneeschuhstöcken; sie wurden ärgerlich und stießen die Hauer ins Eis, daß die Späne flogen, aber noch immer wollten sie sich nicht bewegen. Endlich trieben wir durch fortwährendes Stoßen und Schlagen die ganze Heerde ins Wasser. Dies ging aber nicht rasch: in stattlicher Procession zogen sie sich zurück und schleppten sich langsam, eins hinter dem andern, zum Rande des Wassers. Hier blickten sie sich wieder nach uns um, grunzten unzufrieden und stürzten sich dann eins um das andere ins Wasser. Während wir ihren Gefährten zerschnitten, kamen sie in der Spalte neben uns beständig wieder herauf und krochen halb auf das Eis, als wenn sie von uns Aufklärung über unser Thun verlangten.

Nachdem wir uns mit so viel Fleisch und Speck, als wir für den Augenblick nöthig zu haben glaubten, sowie mit einem Quantum Blut versehen hatten, schlugen wir ganz in der Nähe das Zelt auf und kochten uns eine tüchtige Portion Blutbrei, der aus einer wunderlichen Mischung von Blut, Fischmehl, Maismehl und Speck bestand.

Am andern Tage (4. Juni) hatten wir noch immer guten Wind und segelten daher fröhlich mit

dem Schlitten die ganze Nacht durch. Als wir zu dem Vorgebirge südlich von uns gelangten, kamen wir an offenes Wasser, das hier direct bis an den Rand des mit Gletschereis bedeckten Landes reichte. Sofort hatten wir unsere Kajaks zu Wasser zu bringen und an der Gletscherwand entlang weiter zu fahren, zum ersten mal in diesem Jahre auf offenem Meer. Es war ein eigenartiges Gefühl, wieder einmal die Paddeln zu gebrauchen und das Wasser überall von Vögeln, Alken, Krabbentauchern und Stummelmöven, belebt zu sehen. Das Land war mit Gletschern bedeckt, aus denen Basalt nur an einigen Stellen hervorragte.

Auch Moränen waren dort an mehrern Stellen auf den Gletschern. Nicht wenig überrascht waren wir, als wir nach einer kurzen Fahrt eine Schar Eiderenten auf dem Wasser sahen. Etwas später bemerkten wir zwei Gänse am Lande sitzen und glaubten uns wieder ganz in civilisirte Gegenden versetzt. Nach mehrstündigem Paddeln wurde unser Weiterkommen nach Süden durch Küsteneis gehindert, während das offene Wasser sich in rechtweisend westlicher Richtung dem Lande zu ausdehnte, das wir vorher schon in dieser Richtung gesehen hatten, das jetzt aber vom Nebel verhüllt wurde.



Fahrt mit Segelschlitten bei Kap Richthofen.

Wir waren sehr im Zweifel, welchen Weg wir wählen sollten, ob wir die Fahrt westwärts auf dem offenen Wasser fortsetzen sollten, das uns in die Nähe von Spitzbergen bringen mußte – oder ob wir es verlassen und wieder zur Schlittenfahrt über das glatte Eis nach Süden greifen sollten. Obwol die Luft unsichtig war und wir nicht weit sehen konnten, fühlten wir uns doch überzeugt, daß wir auf dem Wege über das Eis endlich offenes Wasser an der Südseite der Inseln, zwischen denen wir uns befanden, treffen würden. Vielleicht konnten wir dort eine kürzere Route nach Spitzbergen finden. Inzwischen war der Morgen (5. Juni) ziemlich weit vorgeschritten, und hoch befriedigt, daß wir so weit nach Süden gekommen waren, errichteten wir das Lager.⁷¹

Da es am nächsten Tage (Sonnabend, 6. Juni) noch so dunstig war, daß wir von unserer Umgebung nicht mehr als vorher sehen konnten, und da starker Nordwind wehte, der uns beim Kreuzen der offenen See nach westwärts unbequem gewesen wäre, beschlossen wir, über das Küsteneis nach Süden zu gehen. Wieder waren wir im Stande, das Segel auf unsern Schlitten zu gebrauchen und wir kamen besser als je weiter. Oft ging es ohne jede Anstrengung; wir brauchten nur, jeder vor seinem Schlitten auf den Schneeschuhen stehend, den Steuerstock (ein Bambusrohr, das fest an dem Steven des Kajak befestigt war) festzuhalten und uns vom Winde weiter treiben zu lassen. Während der Windstöße flogen wir oft wie eine Feder dahin, zu andern

Zeiten mußten wir ein wenig ziehen. Wir machten gute Fortschritte und setzten die Fahrt bis tief in die Nacht hinein fort, da wir den Wind soviel wie möglich ausnutzen wollten. Wir liefen quer über die breite Straße, die wir vor uns gehabt hatten, und hielten nicht eher an, als bis wir das Lager neben einer Insel auf der Südseite aufschlagen konnten.

Am nächsten Abend (Sonntag, 7. Juni) setzten wir den Weg noch immer südwärts vor demselben nördlichen Winde fort und konnten tüchtig segeln. Wir hatten gehofft, bevor wir wieder das Zelt aufschlugen, das Land erreichen zu können, jedoch war dasselbe weiter entfernt, als wir geglaubt hatten, und endlich mußten wir, als der Morgen (Montag, 8. Juni) schon weit vorgeschritten war, bei dem wüthenden Sturme mitten auf dem Eise halt machen. Für diesen Tag finde ich folgende Eintragung in meinem Tagebuche: »Entdecken fortwährend neue Inseln oder Länder nach Süden zu. Jenseits, im Westen von uns, ist ein großes Schneeland, das sich eine weite Strecke nach Süden auszudehnen scheint.«

Dies Schneeland erschien uns äußerst geheimnißvoll; wir hatten noch nicht einen einzigen dunkeln Flecken darauf entdeckt, überall nur Schnee und Eis. Von seiner Ausdehnung konnten wir uns keinen klaren Begriff machen, da wir nur hin und wieder einen Schimmer davon gesehen hatten, wenn der Nebel sich etwas gehoben hatte. Es schien ganz niedrig zu sein; doch meinten wir, daß es von größerer Ausdehnung sein müsse als alle Länder, an denen wir bisher entlang gekommen waren. Nach Osten hin fanden wir auf dem ganzen Wege Insel auf Insel, Sunde und Fjorde. Wir nahmen alles auf, so gut wir konnten. Doch half uns das nichts, um herauszufinden, wo wir waren; es schien nur eine Menge kleiner Inseln zu sein, während sich hin und wieder zwischen ihnen der Blick auf das öffnete, was wir für den Ocean im Osten hielten.

Das Eis, auf welchem wir jetzt fuhren, war merkwürdig verschieden von demjenigen, welches wir weiter nach Norden, in der Nähe unserer Winterhütte, gehabt hatten; es war beträchtlich dünner und mit sehr dickem Schnee bedeckt, sodaß es in keinem guten Zustande zum Fahren war. Als daher am folgenden Tage (Dienstag, 9. Juni) der Schnee an unsern Schneeschuhen und den Schlittenkufen sich zu ballen begann, liefen beide sehr schwer. Allein der Wind war noch günstig, und wir segelten trotz alledem gut weiter. Während wir so mit voller Geschwindigkeit vor dem Winde fliegend das Land fast erreicht hatten, sank Johansen mit seinem Schlitten plötzlich ein, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich und seine Sachen gegen den Wind wieder auf das feste Eis zu bringen. Während ich dahinstürmte, bemerkte ich, daß der Schnee vor mir ein verdächtig wässeriges Aussehen hatte und meine Schneeschuhe einzusinken begannen; doch hatte ich glücklicherweise noch Zeit genug, anzuhalten, ehe ein weiterer Unfall passirte. Wir mußten die Segel herunternehmen und einen weiten Umweg nach Westen machen, ehe wir unsere Segelfahrt fortsetzen konnten. Auch am nächsten Tage ballte sich der Schnee, doch hatte der Wind aufgefrischt, und wir segelten besser als je. Da das Land im Osten ⁷² sich nach Südosten zu wenden schien, steuerten wir nach dem südlichsten Punkte eines Landes südwestlich von uns. ⁷³ Es fing an, immer aufregender zu werden. Wir dachten, wir müßten an diesem Tage ungefähr 22 Kilometer gemacht haben, und rechneten aus, daß wir auf 80° 8' nördlicher Breite sein müßten; aber noch immer hatten wir Land im Süden. Wenn dasselbe sich so weit in dieser Richtung ausdehnte, dann war es sicher, daß wir nicht auf Franz-Joseph-Land sein konnten (woran ich noch immer glaubte); bei dieser dunstigen Luft vermochten wir jedoch nicht weit zu sehen. Und dann war es merkwürdig, daß die Küste im Osten in östlicher Richtung zu verlaufen begann. Ich glaubte, es könnte vielleicht mit Leigh Smith's Karte vom Markham-Sund übereinstimmen. In diesem Falle mußten wir südwärts durch eine Straße gekommen sein, die weder er, noch Payer gesehen haben konnte, und waren also trotz allem nicht so weit aus unserer Länge. Aber nein! Auf unserer Reise nach Süden konnten wir unmöglich quer über Payer's

Dove-Gletscher und seine verschiedenen Inseln und Länder gekommen sein, ohne sie gesehen zu haben. Es muß noch ein Land weiter westlich von hier zwischen Franz-Joseph-Land und Spitzbergen geben; Payer's Karte konnte nicht ganz falsch sein. Ich wollte das Land im Südwesten erreichen, mußte aber auf dem Eise Rast machen; es war zu weit entfernt.

Unser Proviant wird knapp; wir haben noch ein wenig Fleisch für einen weitem Tag, aber hier ist kein lebendes Wesen zu sehen, kein Seehund auf dem Eise, nirgends offenes Wasser. Wie lange soll das noch so weiter gehen? Wenn wir nicht bald wieder die offene See erreichen, wo vielleicht Wild zu erlegen ist, dann kann die Sache sehr unangenehm werden.

Dienstag, 16. Juni. Die letzten Tage sind so ereignißvoll gewesen, daß keine Zeit zum Schreiben war. Ich muß es an diesem schönen Morgen, während die Sonne unter das Zelt guckt, thun, um die Zeit wieder einzuholen.

Draußen liegt die blaue, glänzende See, und man kann sich hier an einem Junimorgen nach Hause versetzt glauben.

Am Freitag, 12. Juni, waren wir um 4 Uhr morgens mit den Segeln auf den Schlitten wieder aufgebrochen. Es hatte gefroren, und der Schnee war daher wieder in besserm Zustande. Nachts war es sehr windig gewesen, sodaß wir auf ein gutes Tagewerk hofften. Am Abend vorher hatte es sich so aufgeklärt, daß wir endlich deutlich das Land rundherum sehen konnten. Die Inseln im Osten waren ostwärts verschwunden, und wir hatten ihnen am Tage vorher Lebewohl gesagt. Wir sahen jetzt auch, daß sich in dem Lande im Westen ⁷⁴ eine breite Straße befand und daß es ein zusammenhängendes Land war, wie wir auch angenommen hatten. Das nördlich von der Straße liegende Land war jetzt so weit entfernt, daß ich es nur eben noch sehen konnte. Inzwischen hatte der Wind sehr nachgelassen; auch das Eis wurde immer unebener – wir waren offenbar an das Treibeis gekommen, wo die Arbeit viel schwerer war, als wir erwartet hatten. An der Luft sahen wir, daß im Süden offenes Wasser sein müsse, und als wir weiter gingen, hörten wir zu unserer Freude das Geräusch der Brandung. Um 6 Uhr morgens hielten wir an, um ein wenig zu rasten, und als ich dann auf einen Hügel stieg, um eine Beobachtung zur Längenbestimmung zu bekommen, sah ich das Wasser nicht weit entfernt. Von einem höhern Stück Gletschereis konnten wir es noch besser sehen. Es dehnte sich nach dem Vorgebirge im Südwesten aus. Obgleich der Wind jetzt etwas westlicher geworden war, hofften wir doch im Stande zu sein, am Rande des Eises entlang zu segeln, und beschlossen, uns auf dem kürzesten Wege dem Wasser zuzuwenden. Rasch waren wir am Rande des Eises, wo wir endlich das blaue Wasser vor uns ausgebreitet liegen sahen.

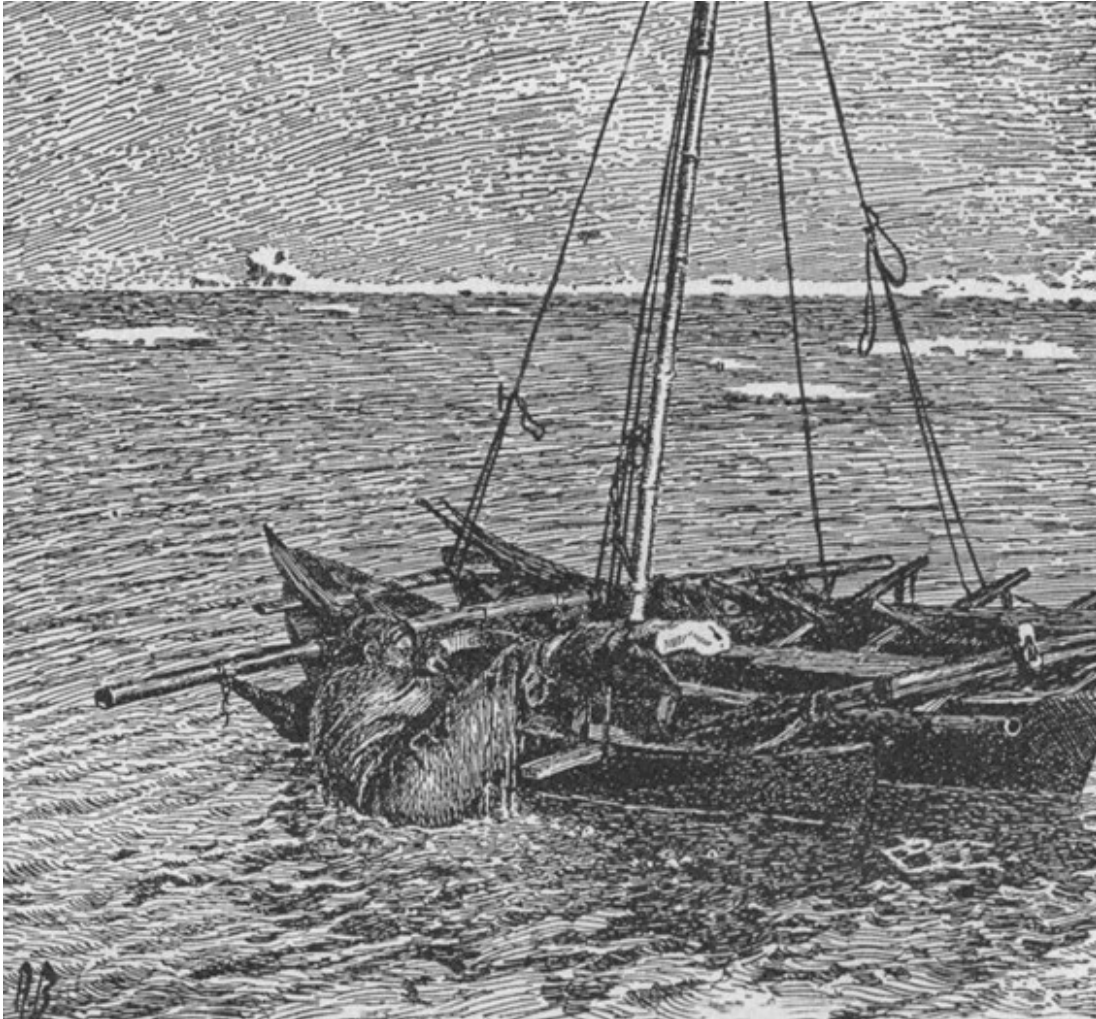
Bald hatten wir die Kajaks zusammengebunden und das Segel gesetzt, dann stachen wir in See. Unsere Hoffnungen wurden nicht getäuscht, wir segelten den ganzen Tag schön weiter. Zeitweilig war der Wind so stark, daß wir das Wasser durchschnitten und die Wellen unangenehm über die Kajaks spülten; aber wir kamen vorwärts und mußten es uns gefallen lassen, etwas naß zu werden. Bald passirten wir die Spitze, nach welcher wir gesteuert hatten, ⁷⁵ und dort sahen wir, daß das Land westwärts verlief, daß der Rand des ununterbrochenen Ufereises sich in derselben Richtung erstreckte und daß wir offenes Wasser vor uns hatten. Frohen Muthes segelten wir westwärts, dem Rande des Eises entlang. Endlich also waren wir im Süden des Landes, in welchem wir so lange umhergewandert waren und wo wir einen langen Winter zugebracht hatten. Es überraschte mich mehr denn je, daß diese Südküste trotz allem sehr wohl mit Leigh Smith's Karte von Franz-Joseph-Land und dem sein Winterquartier umgebenden Lande übereinstimmte, aber dann erinnerte ich mich an Payer's Karte und verwarf den Gedanken wieder.

Abends liefen wir an den Rand des Eises, um die Beine ein wenig zu strecken; sie waren von dem Sitzen im Kajak während des ganzen Tages steif geworden, und wir wollten auch gern etwas Aussicht über das Wasser im Westen haben. Als wir gelandet waren, trat die Frage an uns heran, wie wir unsere kostbaren Fahrzeuge festmachen sollten. »Nehmen wir eine der Brassens«, sagte Johansen, der auf dem Eise stand. »Ist sie auch stark genug?« »Ja«, erwiderte er, »ich habe sie während der ganzen Zeit als Fall an meinem Schlittensegel benutzt.« »Nun gut, es bedarf nicht viel, um diese leichten Kajaks zu halten«, sagte ich, ein wenig beschämt darüber, daß ich so ängstlich gewesen war, und vertäute sie mit dem Fall, einem Streifen roher Walroßhaut.

Wir waren schon eine ganze Weile auf dem Eise gewesen und in der Nähe der Kajaks auf- und abspaziert; der Wind war beträchtlich flauer geworden und schien mehr nach Westen herumgegangen zu sein, sodaß es zweifelhaft geworden war, ob wir ihn noch länger würden brauchen können. Wir stiegen deshalb auf einen nahen Hügel, um dies genauer festzustellen. Als wir dort oben standen, schrie Johansen plötzlich: »Halt, dort treiben die Kajaks!« Wir rannten so schnell wir konnten hinab. Sie waren aber schon eine kleine Strecke fort und trieben rasch davon; die Fangleine war abgerissen. »Hier meine Uhr!« sagte ich zu Johansen und gab sie ihm; und so rasch wie möglich warf ich einige Kleidungsstücke ab, um besser schwimmen zu können. Alles abzulegen wagte ich nicht, weil ich sonst leicht einen Krampf hätte bekommen können. Ich sprang ins Wasser; aber der Wind wehte vom Eise ab, und die leichten Kajaks mit der hohen Takelung boten ihm guten Halt. Sie waren schon ziemlich weit draußen und trieben schnell. Das Wasser war eiskalt. Es war eine schwere Arbeit, in den Kleidern zu schwimmen, und die Kajaks trieben weiter und weiter, oft schneller, als ich schwimmen konnte. Es schien mir daher mehr als zweifelhaft, ob ich sie würde einholen können. Aber dort trieb unsere ganze Hoffnung! Alles, was wir besaßen, befand sich an Bord, wir hatten nicht einmal ein Messer bei uns. Ob ich einen Krampf bekam und untersank, oder ob ich ohne die Kajaks umkehrte, würde ziemlich auf dasselbe hinausgekommen sein, und so strengte ich mich bis zum Äußersten an. Als ich müde wurde, drehte ich mich um und schwamm auf dem Rücken; da sah ich, daß Johansen ruhelos auf dem Eise auf- und abwanderte. Armer Junge! Er hatte keine Ruhe, und es war ihm schrecklich, daß er nicht im Stande war, irgendetwas zu thun. Er hatte nicht viel Hoffnung, daß ich sie erreichen würde; aber es würde die Sachlage auch nicht im geringsten verbessern, wenn er sich ebenfalls ins Wasser würfe. Später sagte er mir, es seien die schlimmsten Augenblicke gewesen, die er je durchlebt habe. Als ich mich aber wieder umdrehte und sah, daß ich den Kajaks näher gekommen war, stieg mir der Muth wieder, und ich verdoppelte meine Anstrengungen. Allmählich fühlte ich, daß mir die Glieder doch steif wurden und sie alles Gefühl verloren. Ich wußte, daß ich in kurzer Zeit nicht mehr im Stande sein würde, sie zu bewegen. Aber jetzt war es nicht mehr weit; wenn ich es nur noch ein wenig länger aushalten könnte, würden wir gerettet sein – und ich schwamm weiter. Immer schwächer wurden die Schläge, aber die Entfernung wurde auch immer kürzer, und ich begann zu glauben, daß ich die Kajaks doch erreichen würde. Endlich konnte ich die Hand nach dem Schneeschuh ausstrecken, der quer über den Hecks lag; ich ergriff ihn, zog mich bis an den Rand des Kajaks, und hielt uns für gerettet.

Ich versuchte, mich hinaufzuziehen, aber der ganze Körper war mir von der Kälte so steif, daß dies eine Unmöglichkeit war. Einen Augenblick dachte ich, daß es trotz allem zu spät sei; ich sollte so weit kommen, aber nicht ins Boot gelangen. Nach einer Weile gelang es mir jedoch, ein Bein auf den Rand des Schlittens, der an Deck lag, zu schwingen und auf diese Weise mich hinaufzuarbeiten. Da saß ich nun, aber so steif vor Kälte, daß mir das Paddeln schwer wurde. Leicht war es durchaus nicht, die zusammengebundenen Kajaks zu rudern. Die Kajaks voneinander zu lösen, hatte ich keine Zeit; bevor ich damit fertig geworden wäre, würde ich ganz steif vor Kälte geworden sein. Ich mußte mich warm zu halten suchen, indem ich so stark ruderte,

wie ich nur konnte; gegen den Wind ging es nur sehr langsam der Eiskante zu. Die Kälte hatte meinen ganzen Körper jeden Gefühls beraubt; aber wenn die Windstöße kamen, schienen sie, wie ich da in meinem dünnen, nassen wollenen Hemde stand, direct durch mich hindurchzugehen. Ich zitterte, die Zähne klapperten mir, und ich war fast überall erstarrt; ich konnte aber das Ruder noch immer gebrauchen und würde schon warm werden, wenn ich auf das Eis zurückkäme. Nahe vor dem Buge trieben zwei Alke; der Gedanke, Alke zum Abendessen zu haben, war zu verlockend, und dazu hatten wir jetzt Mangel an Lebensmitteln. Ich ergriff mein Gewehr und erlegte sie mit einem Schusse. Johansen sagte mir nachher, er sei über den Schuß erschrocken gewesen und habe gedacht, es sei ein Unglück passirt; er habe nicht begreifen können, was ich da draußen mache; als er mich aber rudern und zwei Vögel aufgreifen gesehen, habe er gedacht, ich hätte den Verstand verloren. Endlich gelang es mir, den Rand des Eises zu erreichen; doch hatte mich die Strömung eine weite Strecke von unserm Landungsplatze abgetrieben. Johansen kam am Eisrande entlang und sprang in das Kajak an meine Seite, worauf wir bald an unsern alten Platz zurückgekehrt waren. Ich war ziemlich erschöpft und konnte kaum ans Land kriechen; ich vermochte mich fast nicht aufrecht zu halten, und während ich zitternd und bebend dastand, mußte mir Johansen die nassen Kleider aus- und die wenigen trockenen Sachen, die ich noch in Reserve hatte, anziehen und den Schlafsack auf dem Eise ausbreiten. Ich wickelte mich ordentlich in ihn ein, und Johansen deckte mich mit dem Segel, und was er sonst finden konnte, zu, um die Kälte abzuhalten. Da lag ich nun lange Zeit zitternd, bis die Wärme allmählich in den Körper zurückkehrte. Während Johansen das Zelt aufschlug und das aus meinen beiden Alken bestehende Abendessen bereitete, schlief ich sanft ein; er ließ mich ruhig schlafen, und als ich aufwachte, war das Essen schon längere Zeit fertig und kochte über dem Feuer. Die Alke und eine heiße Suppe hatten bald die letzten Nachwehen meiner Schwimmtour verwischt.



Gerettet!.

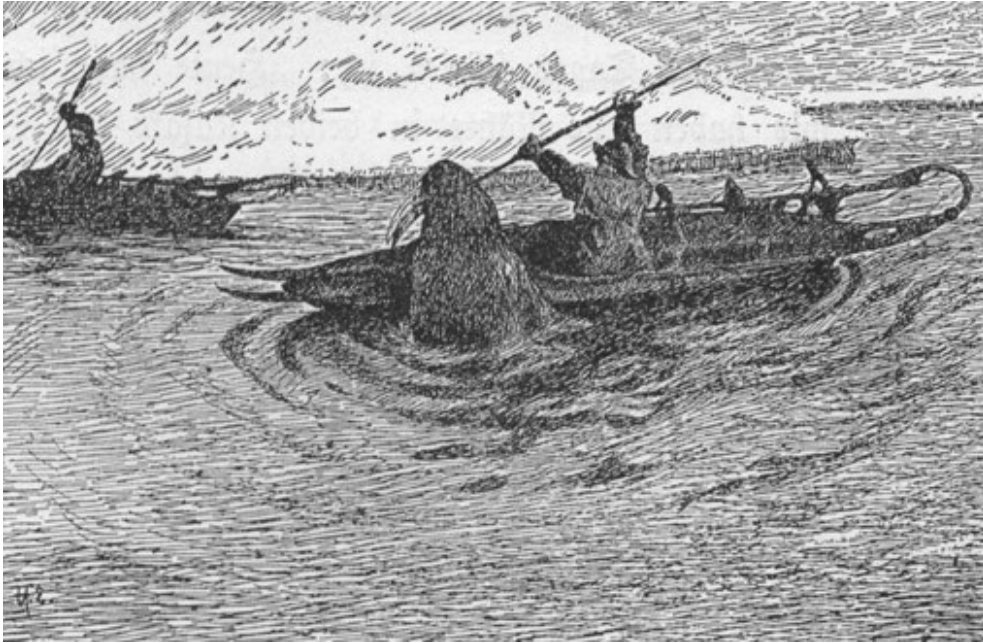
Da die Gezeitenströmung hier stark und kein Wind zum Segeln war, mußten wir den Flutwechsel abwarten, um den Strom nicht gegen uns zu haben, sodaß es spät am nächsten Abend war, als wir die Reise fortsetzen konnten. Wir ruderten und kamen gut weiter, bis wir gegen Morgen (14. Juni) mehrere große Walroßherden auf dem Eise trafen. Unser Fleischvorrath war bis auf einige Alke, die wir geschossen hatten, erschöpft, und wir hatten auch nicht viel Speckstücke mehr. Lieber hätten wir zwar einen Bären gehabt; aber da wir in letzter Zeit keinen gesehen hatten, so war es vielleicht am besten, uns hier zu versorgen. Wir landeten daher und gingen direct auf eine hinter einem Hügel liegende Herde los. Wir zogen junge Thiere, von denen mehrere da waren, vor, weil mit ihnen viel leichter umzugehen ist. Ich schoß erst ein ganz kleines, dann ein zweites. Die ausgewachsenen Thiere schrakten bei dem ersten Schuß auf und blickten sich um; beim zweiten Schuß begann die ganze Herde ins Wasser zu gehen. Die Mütter wollten jedoch ihre todtten Jungen nicht zurücklassen. Die eine schnüffelte an ihrem Jungen herum und stieß es und wußte offenbar nicht, was ihm fehle; sie sah nur das Blut aus dem Kopfe spritzen. Es schrie und jammerte wie ein Mensch. Endlich, als die Herde hineinzuspringen begann, schob die Mutter das Junge vor sich her dem Wasser zu. Ich fürchtete nunmehr, daß mir meine Beute verloren gehen würde, und rannte hin, um sie zu retten. Aber die Mutter war mir zu schnell; sie faßte das Junge mit einer der Vorderfinnen und verschwand wie der Blitz mit ihm in die Tiefe. Die andere Mutter machte es ebenso. Ich wußte kaum, wie es so rasch geschehen konnte, und blieb am

Rande stehen und blickte ihnen nach. Ich glaubte, die Jungen müßten wieder an die Oberfläche kommen, doch war nichts zu sehen; sie waren für immer verschwunden, die Mütter mußten sie weit mit fortgenommen haben. Dann begab ich mich zu einer andern Heerde, bei welcher ebenfalls Junge waren, und schoß eins; aber durch Schaden klug gemacht, erschöß ich auch die Mutter. Es war ein rührender Anblick, als sie sich, ehe sie getroffen war, über ihr todes Junges warf, und selbst im Tode hielt sie es noch mit der Vorderfinne fest. Nunmehr hatten wir Speck und Fleisch genug für lange Zeit, und zwar köstliches Fleisch, da junges Walroßfleisch wie Hammelkeule schmeckt. Hierzu kam noch ein Dutzend Alke, sodaß unsere Vorrathskammer jetzt mit Lebensmitteln tüchtig ausgerüstet war. Und wenn wir mehr brauchten, war das Wasser voll von Alken und sonstiger Nahrung, sodaß wir keinen Mangel zu befürchten hatten.

Es gab hier unzählige Walrosse. Die Heerden, die auf dem Eise gelegen hatten und jetzt verschwunden waren, waren groß, jedoch lagen noch viel mehr im Wasser draußen. Es schien auf jeder Seite von großen und kleinen Thieren zu kochen, und wenn ich ihre Zahl auf wenigstens 300 schätze, so ist das gewiß nicht zu hoch gegriffen.

Um 1½ Uhr am nächsten Morgen (Montag, 15. Juni) setzten wir bei schönem, windstillem Wetter die Reise fort. Da es auf allen Seiten von Walroßheerden wimmelte, hatten wir keine große Lust, allein zu rudern, und banden eine Strecke weit die Kajaks zusammen, weil wir wußten, wie aufdringlich diese Burschen sein konnten. Am Tage vorher waren sie ziemlich nahe gekommen, neben meinem Kajak emporgetaucht und waren uns mehreremal weite Strecken dicht gefolgt, ohne uns jedoch irgendwie Schaden zuzufügen. Ich neigte zu der Ansicht, daß es Neugier sei und daß sie nicht wirklich gefährlich seien; aber Johansen war nicht so fest davon überzeugt. Er meinte, wir hätten Beweise vom Gegentheil, und erklärte, daß Vorsicht jedenfalls nichts schaden könnte. Den ganzen Tag sahen wir Heerden, die uns oft weit folgten und sich um die Kajaks drängten. Wir hielten uns nahe am Rande des Eises und liefen, wenn uns eins zu nahe kam, wenn möglich auf einen Eisfuß.⁷⁶ Auch blieben wir nahe beisammen oder nebeneinander. Wir ruderten an einer großen, auf dem Eise liegenden Heerde vorbei und hörten sie noch in weiter Entfernung wie Kühe brüllen.

Wir glitten rasch an der Küste entlang, doch hing leider Nebel darüber, sodaß es oft unmöglich war, zu bestimmen, ob zwischen den dunkeln Flecken, die wir noch eben erkennen konnten, Sunde oder Gletscher waren. Ich hätte sehr gern ein wenig mehr von dem Lande gesehen. Mein Argwohn, daß wir uns in der Nachbarschaft des Winterquartiers von Leigh Smith befänden, war stärker als je geworden. Unsere Breite, sowie die Richtung der Küstenlinie und die Lage der Inseln und Straßen schienen viel zu gut übereinzustimmen, als daß sie die Möglichkeit des Gedankens zuließen, es könnte noch eine weitere Gruppe solcher Inseln auf der kurzen Strecke zwischen Franz-Joseph-Land und Spitzbergen liegen. Ein solcher Fall würde doch zu merkwürdig sein. Außerdem hatten wir fern im Westen einen Schimmer von Land gesehen, welches jedenfalls nicht weit von Nordostland liegen konnte. Allein Payer's Karte von dem Lande nördlich davon? Johansen behauptete mit gutem Grund, daß Payer unmöglich solche Fehler gemacht haben könne, wie wir in diesem Falle anzunehmen gezwungen wären.



In Lebensgefahr.

Gegen Morgen ruderten wir eine Zeit lang, ohne weiter Walrosse zu sehen, und fühlten uns daher sicherer. In demselben Augenblicke bemerkten wir aber einen vereinsamten Bullen umherschwimmen und etwas vor uns auftauchen. Johansen, der zur Zeit vor mir war, lief auf einen Eisfuß, und obwol ich das wirklich für allzu weit getriebene Vorsicht hielt, war ich doch auf dem Punkte, seinem Beispiel zu folgen. Ich war jedoch noch nicht soweit gekommen, als das Walroß plötzlich neben mir in die Höhe schoß, sich auf den Rand des Kajaks warf, mit der einen Vorderfinne noch weiter über das Deck faßte und, während es mich zu kentern suchte, mit den Hauern einen Stoß nach dem Kajak zu führen drohte. Ich hielt mich so fest wie möglich, um nicht ins Wasser geworfen zu werden, und schlug mit dem Ruder so stark ich konnte nach dem Kopfe des Thieres, das das Kajak nochmals erfaßte und mich so weit überkippte, daß das Deck beinahe unter Wasser war. Dann ließ es los und richtete sich gerade in die Höhe. Ich griff nach meiner Büchse. Allein in demselben Augenblicke drehte es sich um und verschwand so rasch, wie es gekommen war. Die ganze Geschichte spielte sich in einem Augenblicke ab, und ich wollte gerade zu Johansen sagen, wir könnten uns glücklich schätzen, aus diesem Abenteuer so glücklich davongekommen zu sein, als ich bemerkte, daß mir die Beine naß wurden. Ich horchte, und hörte nunmehr das Wasser unter mir ins Kajak sickern. Umdrehen und es auf den Eisfuß setzen, war das Werk eines Augenblicks; allein dort sank ich auch schon. Es handelte sich nun darum, heraus und auf das Eis zu gelangen, da das Kajak sich inzwischen immer mehr füllte. Der obere Rand des Eises war hoch und locker; doch gelang es mir hinaufzukommen, worauf Johansen das sinkende Kajak so weit nach Steuerbord überkippte, daß das Leck aus dem Wasser kam und wir es nach einer Stelle bringen konnten, wo das Eis niedrig genug war, um das Boot aufschleppen zu können. Alles, was ich besaß, schwamm gründlich durchgeweicht im Innern umher. Was ich am meisten bedauerte, war, daß das Wasser in den photographischen Apparat gedrungen war und vielleicht meine kostbaren photographischen Aufnahmen ruinirt hatte.

So liegen wir hier nun mit allen unsern irdischen Gütern, die zum Trocknen ausgebreitet sind, und mit einem Kajak, das geflickt werden muß, ehe wir wieder einem Walroß begegnen können. Es ist ein tüchtiger Riß, den das Thier gemacht hat, wenigstens 15 Centimeter lang; ein Glück, daß es nicht schlimmer geworden ist. Wie leicht hätte es mich mit seinen Hauern am

Oberschenkel verwunden können! Und es würde mir schlecht ergangen sein, wenn wir weiter draußen und nicht gerade an einem so günstigen Platze am Eisrande gelegen hätten, wo ein Eisfuß war. Der Schlafsack war tiefend naß; wir rangen ihn so gut wie möglich aus, kehrten das Haar nach außen und verbrachten eine vorzügliche Nacht darin.

Am Abend desselben Tages schrieb ich: »Heute habe ich mein Kajak geflickt; wir haben alle Nähte in beiden Kajaks mit Stearin überholt, sodaß wir nunmehr hoffen, in ganz dichten Booten die Reise fortsetzen zu können. Draußen liegen die Walrosse, starren uns mit den großen, runden Augen an, grunzen und schnauben und klettern hin und wieder am Eisrande hinauf, als ob sie uns fortreiben wollten.«

Das war ein Schreibfehler, es sollte 102° östlicher Länge heißen. Die Inseln liegen in Wirklichkeit nördlicher. Jackson hatte es *Kap M'Clintock* genannt. Jackson, der sie im Frühjahr 1895 sah, hatte sie *Mary-Elizabeth-Insel* genannt. Jackson's *Kap Fisher*. Es war an der Südseite von Jackson's *Kap Richthofen*, des nördlichsten Punktes, den Jackson *vorher im selben Frühjahr erreicht hatte!* Es erwies sich später als die *Hooker-Insel*. Es war die *Northbrook-Insel*. Die Straße zwischen der Northbrook- und der Bruce-Insel auf der einen und Peter-Head auf Alexandra-Land auf der andern Seite. Kap Barents. Der Eisfuß ist der Theil der Scholle, der oft unter der Wasseroberfläche ins Wasser hinausragt; er entsteht dadurch, daß das im Sommer wärmere Oberflächenwasser des Meeres das Eis an der Oberfläche wegschmilzt.]

Dreizehntes Kapitel

Die Begegnung

Dienstag, 23. Juni.

Do I sleep? do I dream?
Do I wonder and doubt?
Are things what they seem?
Or are visions about?

Was ist geschehen? Ich kann es noch immer kaum fassen. Wie unerschöpflich sind die Wechselfälle dieses Wanderlebens! Vor einigen Tagen im Wasser um das liebe Leben kämpfend, von Walrossen angegriffen; das Leben eines Wilden führend, das ich nun schon seit länger als einem Jahre ertragen habe mit der Gewißheit, eine weite Reise vor uns zu haben über Eis und Meer, durch unbekannte Regionen, ehe wir andern menschlichen Wesen begegnen, eine Reise voll Wechselfälle, voll Enttäuschungen, an die wir so gewöhnt sind – und jetzt ein Leben des civilisirten Europäers, umgeben von allem, was die Civilisation an Luxus und Wohlleben bietet; im Ueberfluß Wasser, Seife, Handtücher, saubere, weiche Wollkleider, Bücher und alles, nach dem wir während all der langen Monate geseufzt haben! –

Es war kurz nach Mittag, als ich am 17. Juni aufstand, um das Frühstück zu bereiten. Ich war nach dem Rande der See hinabgegangen, um Wasser zu holen, hatte Feuer angemacht, das Fleisch zerschnitten und in den Topf gelegt und bereits einen Schuh ausgezogen, um wieder in den Sack zu kriechen, als ich bemerkte, daß der Nebel über dem Lande seit dem vorhergehenden Tage sich etwas gehoben hatte. Ich dachte, es sei das Beste, die Gelegenheit zu benutzen und Umschau zu halten, zog daher den Schuh wieder an und begab mich auf den Hügel neben uns.

Vom Lande her kam eine sanfte Brise, die von den Bergen neben uns einen verwirrenden Lärm von Tausenden von Vogelstimmen herübertrug. Während ich auf diese Laute des Lebens horchte und die Scharen der über mir hin- und herfliegenden Alke beobachtete, während mein Auge der Küstenlinie folgte, auf den dunkeln, nackten Bergwänden ruhte und über die Eisebenen und Gletscher eines Landes glitt, das, wie ich glaubte, noch von keines Menschen Blick geschaut, noch von keines Menschen Fuß betreten war, das in arktischer Majestät hinter seinem Nebelmantel ruhte: *da schlug plötzlich ein Laut an mein Ohr, der dem Bellen eines Hundes so*

ähnlich war, daß ich auffuhr. Es waren nur ein paar Belllaute, aber es konnte nichts anderes sein. Ich strengte das Gehör an, vernahm aber nichts mehr, als nur den alten brodelnden Lärm der Tausende von Vögeln. Ich mußte mich doch geirrt haben; es waren wol nur Vögel, die ich gehört hatte, und wieder glitt mein Blick zu den Straßen und Inseln im Westen. Dann kam das Bellen nochmals: erst einzelne Laute, dann ein richtiges Gebell; es war ein rauheres und ein dünneres Bellen; daran war nicht länger zu zweifeln. In diesem Augenblicke fiel mir ein, daß ich am Tage vorher zwei Knalle gehört hatte, die ich erst für Schüsse gehalten, die ich mir aber dann als Geräusch im Eise erklärt hatte. Ich rief Johansen zu, daß ich im Lande Hunde bellen hörte. Johansen sprang aus dem Sacke, in welchem er geschlafen hatte, und eilte aus dem Zelt. »Hunde?« Er wollte es nicht sofort glauben, sondern mußte selbst herauskommen und mit eigenen Ohren hören, während ich das Frühstück bereitete.

Er glaubte ein- oder zweimal etwas zu hören, was als Hundegebell gelten konnte. Dann ging es aber in dem Geräusch der Vögel unter, und mit Berücksichtigung aller Umstände meinte er, das, was er gehört habe, sei doch nichts anderes als Vogelstimmen gewesen. Ich sagte ihm, er möge glauben, was er wolle, jedenfalls würde ich mich so rasch wie möglich aufmachen. Ungeduldig stürzte ich das Frühstück hinunter. Ich hatte den letzten Rest Maismehl in die Suppe geschüttet, in dem sichern Gefühl, abends Mehlspeisen genug zu haben. Während wir aßen, erörterten wir die Frage, wer es sein könne, unsere Landsleute oder Engländer. Wenn es die englische Expedition war, die man bei unserer Abreise nach Franz-Joseph-Land geplant hatte, was sollten wir dann machen?

»O, wir brauchen nur einen oder zwei Tage bei ihnen zu bleiben«, sagte Johansen, »und müssen dann nach Spitzbergen weiter gehen, sonst wird es zu lange dauern, bis wir nach Hause kommen.«

Ueber diesen Punkt waren wir einig; wir wollten aber dafür sorgen, daß wir von ihnen gute Lebensmittel für die Reise bekämen. Während ich voranging, sollte Johansen zurückbleiben, um nach den Kajaks zu sehen, damit wir nicht Gefahr liefen, daß sie mit dem Eise forttrieben.

Ich holte meine Schneeschuhe, Fernrohr und Büchse hervor und war fertig. Ehe ich mich aufmachte, begab ich mich nochmals auf den Hügel, um zu lauschen und nach einem Wege über das unebene Eis landeinwärts auszuschaun. Es war kein Geräusch wie Hundegebell zu hören, nur das schrille Geschrei von Alken und Krabbentauchern und das Gekreisch der Stummelmöven. Ob es doch diese waren, die ich gehört hatte? Zweifelnd machte ich mich auf den Weg. Dann sah ich vor mir frische Fährten eines Thieres. Es konnten kaum Fährten eines Fuchses sein, denn dann müßten die Füchse hier größer sein, als ich sie je gesehen hatte. Aber Hunde? Konnte ein Hund in der Nacht nur wenige hundert Schritt von uns entfernt gewesen sein, ohne zu bellen oder ohne daß wir es bemerkt hätten? Das schien kaum wahrscheinlich zu sein. Was aber sonst? Ein Wolf? Ich ging weiter, voll wunderlicher Gedanken, zwischen Gewißheit und Zweifel schwankend. Sollten hier all unsere Mühen, all unsere Schwierigkeiten, Entbehrungen und Leiden enden? Es schien unglaublich, und doch – aus dem Nebellande des Zweifels begann endlich Gewißheit aufzudämmern.

Wieder traf der Laut eines bellenden Hundes mein Ohr, deutlicher als je vorher; ich sah immer mehr Fährten, die nur von Hunden herrühren konnten. Dazwischen befanden sich auch Fuchsfährten, aber wie klein sahen sie aus! Dann verging lange Zeit, und es war nichts weiter zu hören als der Lärm der Vögel. Wieder kam mir der Zweifel, ob nicht doch alles ein Traum sei. Dann aber fielen mir die Hundefährten ein; sie waren jedenfalls keine Täuschung. Wenn hier aber Menschen waren, dann konnten wir uns kaum auf Gillis-Land oder auf einem andern neuen

Lande befinden, wie wir den ganzen Winter geglaubt hatten. Wir mußten doch an der Südseite von Franz-Joseph-Land sein, und der Verdacht, der mir einige Tage vorher gekommen war, mußte berechtigt sein, daß wir nämlich durch einen unbekanntes Sund zwischen der Hooker- und der Northbrook-Insel hinausgerathen sein müßten und uns jetzt auf der Höhe der letztern befänden, trotz der Unmöglichkeit, unsere Position mit der Karte Payer's in Einklang zu bringen.

Mit seltsam gemischten Gefühlen setzte ich den Weg durch die zahlreichen Hügel und Unebenheiten landeinwärts fort. Plötzlich glaubte ich den Ruf einer menschlichen Stimme zu hören, einer fremden Stimme, der ersten in drei Jahren. Wie mir das Herz klopfte, wie mir das Blut zum Kopfe schoß, als ich auf einen Hügel hinaufkroch und mit der ganzen Kraft meiner Lungen schrie! Hinter dieser einen menschlichen Stimme inmitten der Eiswüste, dieser einzigen Botschaft vom Leben, standen die Heimat und alles, was die Heimat für mich umfaßte; weiter sah ich nichts, als ich mir einen Weg zwischen den Schollen und Eisrücken bahnte, so rasch mich meine Schneeschuhe tragen konnten. Bald hörte ich wieder rufen und sah von einem Rücken herab eine dunkle Gestalt, die landeinwärts zwischen den Hügeln sich bewegte. *Es war ein Hund; aber weiter entfernt kam noch eine Gestalt, und das war ein Mensch.* Wer war es? War es Jackson oder einer seiner Gefährten, oder war es vielleicht ein Landsmann? Rasch näherten wir uns einander; ich schwenkte den Hut, er that dasselbe. Ich hörte ihn zu dem Hunde sprechen und horchte. Es war englisch, und als ich näher kam, glaubte ich Jackson zu erkennen, den ich meiner Erinnerung nach einmal gesehen hatte.



Begegnung mit Jackson.

Ich zog den Hut, wir reichten uns die Hände mit einem herzlichen »Wie geht es Ihnen?« Ueber uns ein Nebeldach, das die Welt rundherum ausschloß, zu unsern Füßen das holperige, treibende Packeis und im Hintergrunde ein Schimmer von Land, alles Eis, Gletscher und Nebel. Auf der einen Seite der civilisirte Europäer in einem carrirten englischen Anzuge und hohen Gummistiefeln, ordentlich rasirt, frisirt und den Duft parfümirter Seife verbreitend, den die

geschärften Sinne des Wilden gleich bemerkten, auf der andern Seite der Wilde, bekleidet mit schmierigen Lumpen, schmutzig von Thran und Ruß, mit langem, ungekämmtem Haar und zottigem Bart, schwarz von Rauch, mit einem Gesicht, in welchem die natürliche Farbe unmöglich zu erkennen war durch die dicke Schicht von Fett und Ruß, die die Bemühungen eines ganzen Winters mit warmem Wasser, Moos, Lumpen und schließlich mit einem Messer vergeblich zu entfernen versucht hatten. Kein Mensch konnte vermuthen, wer der Wilde war, oder woher er kam.

Jackson: »Freue mich riesig, Sie zu sehen.«

»Danke, ich gleichfalls.«

»Haben Sie ein Schiff hier?«

»Nein, mein Schiff ist nicht hier.«

»Wie viele sind Sie?«

»Ich habe nur einen Gefährten draußen am Eisrand.«

Während wir sprachen, hatten wir begonnen, dem Lande weiter zuzuschreiten. Ich nahm als feststehend an, daß er mich erkannt hatte oder sich wenigstens denken könne, wer unter diesem wilden Aeußern verborgen sei, da ich nicht glaubte, daß ein vollkommen Fremder so herzlich aufgenommen werden würde. Plötzlich blieb er stehen, blickte mir voll ins Gesicht und sagte rasch:

»Sind Sie nicht Nansen?«

»Ja, das bin ich.«

»By Jove, es freut mich, Sie zu sehen?«

Darauf ergriff er meine Hand und schüttelte sie nochmals, während sein ganzes Gesicht ein einziges lächelndes Willkommen bildete und die Freude über dies unerwartete Zusammentreffen ihm aus den dunkeln Augen strahlte.

»Woher sind Sie jetzt gekommen?« fragte er.

»Ich verließ die »Fram« auf 84° nördlicher Breite, nachdem wir zwei Jahre getrieben waren, und habe den Breitengrad von 86° 15' erreicht, wo wir umkehren und uns nach Franz-Joseph-Land wenden mußten. Wir waren jedoch gezwungen, den Winter über irgendwo im Norden von hier zuzubringen, und sind jetzt auf dem Wege nach Spitzbergen.«

»Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben eine tüchtige Reise gemacht, und es freut mich ungemein, daß ich der Erste bin, der Ihnen zu Ihrer Rückkehr gratuliren kann.«

Noch einmal ergriff er meine Hand und schüttelte sie herzlich. Wärmer hätte ich nicht bewillkommnet werden können; dieses Händeschütteln war mehr als bloße Förmlichkeit. In seiner gastfreien englischen Weise sagte er sofort, er habe »eine Menge Platz« für uns und erwarte jeden Tag sein Schiff. Wie ich später fand, meinte er mit dieser »Menge Platz«, daß in seiner Hütte noch ein paar Quadratfuß übrig waren, die nachts von ihm und seinen Schlafgefährten nicht benutzt wurden. Aber Raum im Herzen macht Raum im Hause, und an dem erstern fehlte es nicht. Sobald ich zu Worte kommen konnte, fragte ich, wie es zu Hause ginge, und er konnte mir die willkommene Mittheilung machen, daß meine Frau und mein Kind, als er vor zwei Jahren abgefahren sei, sich in allerbesten Gesundheit befunden hätten. Dann kamen Norwegen und die norwegische Politik an die Reihe, doch war ihm davon nichts bekannt, was ich

als ein Zeichen auffaßte, daß auch darin alles in Ordnung sein müsse. Er fragte dann, ob wir nicht sofort hinausgehen und Johansen und unsere Habe holen sollten. Ich meinte jedoch, unsere Kajaks würden zu schwer sein, um sie allein über das zusammengeschobene Eis zu schleppen; wenn er Leute genug habe, sei es sicherlich besser, sie hinzuschicken. Um Johansen von unserer Begegnung in Kenntniß zu setzten, feuerten wir jeder zwei Schüsse ab. Bald darauf begegneten uns mehrere Leute: der Zweite im Commando Herr Armitage, der Chemiker und Photograph Herr Child und der Arzt Dr. Koetlitz. Als sie näher kamen, machte ihnen Jackson ein Zeichen und sagte ihnen, wer ich sei, worauf ich nochmals herzlich willkommen geheißen wurde. Dann begegneten wir noch andern: dem Botaniker Herrn Fisher, Herrn Burgeß und dem Finländer Blomqvist (dessen richtiger Name Melenius war). Fisher hat mir später erzählt, er habe sofort gedacht, daß ich es sein müsse, als er einen Mann draußen auf dem Eise gesehen habe; dann aber, als er mir begegnet sei, habe er diesen Gedanken wieder aufgegeben, da ich ihm als blond geschildert worden sei, während hier ein dunkler Mann mit schwarzem Bart und Haar erschien. Als alle versammelt waren, theilte Jackson ihnen mit, daß ich 86° 15' nördlicher Breite erreicht hätte, worauf mir von sieben kräftigen Kehlen ein dreifaches englisches Hurrah gebracht wurde, das zwischen den Hügeln widerhallte. Jackson schickte sofort seine Leute ab, um Schlitten zu holen und zu Johansen hinauszugehen, während wir dem Hause zuwanderten, das ich jetzt am Lande sehen zu können glaubte. Jackson erzählte mir nun, daß er für mich Briefe von zu Hause habe, die er im vorigen und in diesem Frühjahr, als er nordwärts gegangen sei, mitgenommen habe, für den Fall, daß wir uns begegnen sollten. Wir fanden jetzt, daß er im März in ziemlich geringer Entfernung südlich von unserer Winterhütte ⁷⁷ gewesen sein mußte, dort aber zum Umkehren gezwungen worden war, weil er durch offenes Wasser aufgehalten wurde, dasselbe, über welchem wir den ganzen Winter hindurch die dunkle Luft gesehen hatten. Erst als wir den Gebäuden schon ganz nahe gekommen waren, erkundigte er sich eingehender nach der »Fram« und unserer Drift, worauf ich ihm unsere Geschichte kurz erzählte.

Später sagte er mir, daß er von dem Augenblicke unserer Begegnung an geglaubt habe, daß das Schiff zertrümmert worden sei und wir beiden die einzigen Ueberlebenden von der Expedition seien. Er hatte in meinen Zügen einen traurigen Ausdruck wahrzunehmen geglaubt, als er zum ersten mal nach dem Schiffe fragte, und hatte den Gegenstand deshalb nicht wieder berühren mögen. In der That hatte er sogar seine Leute insgeheim gewarnt, zu fragen. Erst infolge einer zufälligen Bemerkung von mir hatte er seinen Irrthum erkannt; dann erst hatte er sich genauer nach der »Fram« und nach den Uebrigen erkundigt.

Wir trafen bei dem Gebäude ein, einer niedrigen russischen Holzhütte auf einer flachen Terrasse, einer alten, 16 Meter über dem Meere gelegenen Strandlinie unter einem Berge. Es war von einem Stalle und vier runden, zeltartigen Gebäuden umgeben, in welchen Vorräthe aufbewahrt wurden. Wir betraten inmitten dieser öden, winterlichen Umgebung ein behagliches, warmes Nest, dessen Dach und Wände mit grünem Tuch bekleidet waren. An den Wänden befanden sich überall Photographien, Radirungen, Lichtdrucke und Regale mit Büchern und Instrumenten; unter dem Dache waren Kleidungsstücke und Schuhe zum Trocknen aufgehängt, und aus dem Ofen in der Mitte des behaglichen Raumes sandten uns die Flammen eines Kohlenfeuers ein warmes, gastfreies Willkommen entgegen.



Nansen bei Eintreffen auf Kap Flora.

Ein seltsames Gefühl überkam mich, als ich mich in dieser ungewohnten Umgebung auf einen bequemen Stuhl setzte. Mit einem Schlage hatte das wechselvolle Schicksal jede Verantwortlichkeit, alle Schwierigkeiten aus meinen Gedanken, die während dreier langer Jahre damit bedrückt gewesen waren, fortgefegt. Hier war ich inmitten des Eises in einem sichern Hafener, und die sehnstüchtigen Wünsche dreier Jahre wurden von dem goldenen Sonnenschein des dämmernden Tages eingeschläfert. Meine Pflicht war erfüllt, meine Aufgabe beendet; jetzt

konnte ich ruhen, ruhen und warten. Aber die »Fram«! ...



Elmwood, Jackson's Station aus Kap Flora.

Eine sorgfältig zugelöthete Blechbüchse wurde mir übergeben: sie enthielt zwei Jahre alte Briefe aus Norwegen. Meine Hände zitterten, mein Herz klopfte, als ich sie öffnete; es waren Nachrichten aus der Heimat, nur gute Nachrichten. Eine wunderbare milde Ruhe senkte sich auf meinen Geist herab.

Allmählich erfuhr ich, was im ersten Jahre nach unserer Abreise in der Welt vorgegangen war.

Dann wurde das Mittagessen serviert. Wie nett war es doch, wieder Brot, Butter; Milch, Zucker, Kaffee und alles andere zu haben, ohne das wir uns ein Jahr lang beholfen und nach dem wir uns doch so gesehnt hatten. Der Höhepunkt der Behaglichkeit wurde aber erreicht, als ich alle die schmutzigen Lumpen abwerfen, ein warmes Bad nehmen und mich von so viel Schmutz befreien konnte, als auf einmal möglich war. Dann wurden vom Kopf bis zu den Füßen weiche Kleider angelegt, das lange Haar geschnitten und der zottige Bart rasirt, und der Europäer kam nach und nach wieder zum Vorschein. Wie angenehm und behaglich, die Kleider anlegen zu können, ohne sich schmierig zu machen, besonders aber, umhergehen zu können, ohne fühlen zu müssen, wie sie bei jeder Bewegung am Körper festklebten!

Es dauerte nicht lange, bis Johansen und die andern mit den Kajaks und unsern Sachen folgten. Johansen erzählte mir, wie die warmherzigen Engländer ihn und die norwegische Flagge mit einem kräftigen Hurrah begrüßt hätten, als sie herangekommen seien und die Flagge neben einem schmutzigen wollenen Hemde an einem Bambusstock hätten wehen sehen, den er auf meine Anweisung aufgerichtet hatte, damit ich den Weg zu ihm zurückfinden könnte. Auf dem Wege hierher hatten sie ihm nicht gestattet, die Schlitten zu berühren; er mußte als Passagier daneben

schreiten. Wie er sagte, sei das von all den Arten, wie wir über das Treibeis gewandert seien, die bequemste gewesen!



Johansen bei Eintreffen aus Kap Flora.

Sein Empfang in der Hütte war kaum weniger herzlich als der meine, und bald machte er dieselbe Umwandlung durch, der ich mich unterzogen hatte.

Ich erkenne meinen Gefährten der langen Winternacht jetzt gar nicht wieder und suche

vergeblich nach Spuren von dem Zigeuner, der an jener öden Küste am Fuße des steilen Gerölls und der dunkeln Basaltwand vor der niedrigen unterirdischen Hütte auf- und abgewandert ist. Der schwarze, rußige Höhlenmensch ist verschwunden; an seiner Stelle sitzt ein wohlgenährter europäischer Großkaufmann auf einem bequemen Stuhl, raucht eine kurze Pfeife oder eine Cigarre und hat ein Buch vor sich, aus dem er nach Kräften Englisch zu lernen sich bemüht.



Johansen nach der Verwandlung.

Es ist überraschend, daß wir, seitdem wir die »Fram« verlassen haben, beide beträchtlich an Gewicht zugenommen haben. Als ich hier ankam, wog ich ungefähr 92 Kilogramm oder fast 10 Kilogramm mehr als beim Verlassen der »Fram«, während Johansen 75 Kilogramm wiegt und 6

Kilogramm zugenommen hat. Das ist die Folge davon, daß man sich einen Winter hindurch im arktischen Klima von nichts als Bärenfleisch und Fett genährt hat. Es stimmt aber nicht ganz mit den frühern Erfahrungen; unsere Trägheit muß das also zu Stande gebracht haben.

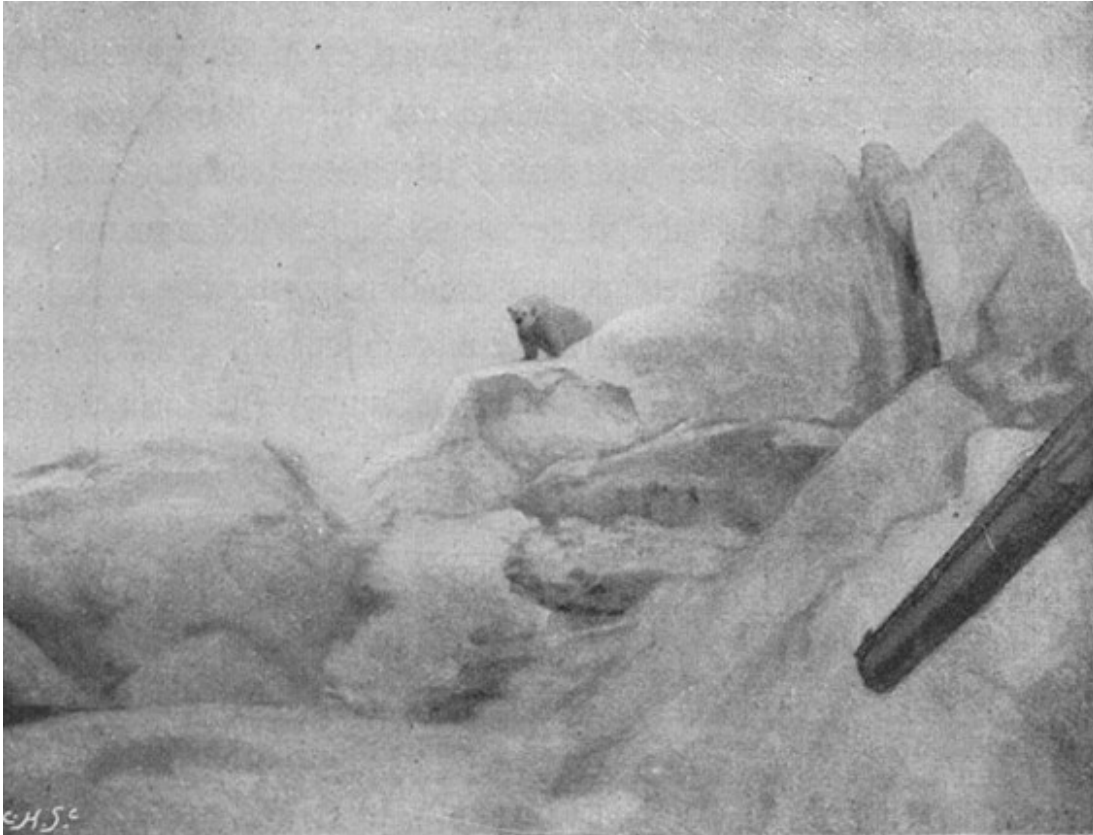
Hier leben wir nun in Frieden und Ruhe und warten auf das Schiff aus der Heimat und auf das, was die Zukunft uns bringen wird, während alles geschieht, um uns die Entbehrungen des Winters vergessen zu machen. Wir hätten kaum in bessere Hände fallen können, und es ist unmöglich, die unvergleichliche Gastfreundschaft und Freundlichkeit, die wir hier von allen Seiten erfahren, und die Behaglichkeit zu beschreiben, die wir fühlen. Sind es die Entbehrungen eines Jahres und der Mangel an menschlicher Gesellschaft, sind es die gemeinsamen Interessen, die uns in diesen öden Regionen so zu diesen Leuten hinziehen? Ich weiß es nicht; aber wir werden des Plauderns nie müde, und es kommt mir vor, als hätten wir einander Jahre gekannt, anstatt daß wir vor einigen Tagen uns zum ersten mal begegnet sind.

Mittwoch, 24. Juni. Es sind jetzt drei Jahre, seitdem wir die Heimat verlassen haben. Als wir heute beim Mittagstische saßen, stürzte Hayward, der Koch, mit der Nachricht herein, es sei ein Bär draußen. Wir begaben uns hinaus, Jackson mit seiner Camera, ich mit meiner Büchse. Wir bemerkten den Kopf des Bären über dem Rande des Ufers; er schnüffelte in der Richtung nach der Hütte in die Luft, während ein paar Hunde sich in respectvoller Entfernung hielten und bellten. Als wir uns näherten, kam er über den Rand gerade auf uns zu, blieb dort stehen, zeigte die Zähne und zischte, drehte sich dann herum und schritt langsam wieder hinunter nach dem Strande. Um ihn etwas aufzuhalten, damit Jackson noch hinzukommen und ihn photographiren könne, schickte ich ihm eine Kugel durch den Hinterkörper, gerade als er über dem Uferrande verschwand. Das half, und eine Kugel in die linke Schulter noch mehr. Von einigen Hunden umgeben, hielt der Bär jetzt Stand. Die Hunde wurden nun kühner, während ein paar Kugeln aus Jackson's Revolver in die Schnauze das Thier ganz wüthend machten. Er sprang zuerst auf den Hund »Misère« los, ergriff ihn im Genick und schleuderte ihn eine tüchtige Strecke über das Eis fort; dann sprang er gegen den andern Hund, ergriff ihn bei einer Pfote und zerriß ihm eine Zehe. Darauf fand er eine alte Blechbüchse, biß sie platt zusammen und schleuderte sie fort. Der Bär war rasend vor Wuth; eine Kugel hinter das Ohr beendete seine Leiden; es war ein Weibchen mit Milch in den Brüsten; doch fand sich kein Fötus, und auch Junge waren in der Nähe nicht zu sehen.



Der verwundete Bär.

Sonntag, 5. Juli. Als Jackson und der Doctor heute Abend zur Alkenjagd auf dem Berge waren, begannen die Hunde fürchterlichen Lärm zu machen, namentlich der draußen vor der Thür angekettete Bärenhund »Nimrod« heulte und winselte verdächtig. Armitage ging hinaus, kam aber nach einer kleinen Weile wieder zurück und fragte mich, ob ich Lust hätte, einen Bären zu schießen. Ich begleitete ihn mit Büchse und Camera. Der Bär war nach einem kleinen Hügel auf dem Eise südlich von dem Hause geflüchtet und hatte sich der Länge lang auf demselben hingestreckt, während »Misère« und ein paar junge Hunde in geringer Entfernung von ihm herumstanden und unaufhörlich bellten. Als wir erschienen, floh der Bär über das Eis davon; die Schußweite war groß, allein trotzdem sandten wir einige Schüsse hinterher, in der Meinung, daß sie ihn in seinem Laufe vielleicht aufhalten könnten. Mit einer meiner Kugeln hatte ich das Glück, ihn am Hinterkörper zu treffen, worauf er wieder nach einem Eishügel floh. Hier konnte ich ihm näher kommen. Er war offenbar in großer Wuth und zeigte mir, als ich zu dem Hügel kam, auf dem er stand, die Zähne, zischte mich an und machte wiederholt Anstalt, sich von oben auf mich herabzustürzen. Infolge dessen machte ich schnell anstatt des photographischen Apparats meine Büchse bereit. Er kratzte den losen Schnee unter den Füßen fort, um einen bessern Stand für den Sprung zu erhalten, den er jedoch nicht unternahm; ich vertauschte daher die Büchse gegen meine Camera. Inzwischen war Jackson mit seinem Apparat auf der andern Seite herangekommen; als wir dann so viele Aufnahmen gemacht hatten, als wir haben wollten, schossen wir den Bären todt. Es war ein ungewöhnlich großes Weibchen.



Ein Besucher. (Momentphotographie.)

Eine der ersten Aufgaben, nachdem wir zur Station Jackson's gekommen waren, war natürlich eine genaue Vergleichung unserer Uhren mit Jackson's Chronometer; auch war Herr Armitage so freundlich, sorgfältige Zeitbeobachtungen für mich vorzunehmen. Es zeigte sich nunmehr, *daß wir doch nicht sehr weit von der Richtigkeit gewesen sind. Wir hatten unsere Uhren um ungefähr 26 Minuten falsch gestellt, was in der Länge einen Unterschied von $6\frac{1}{2}^{\circ}$ ausmacht.* Eine längere Begleichung, die Armitage vornahm, zeigte auch, daß der Gangverlust unserer Uhren fast genau so war, wie wir ihn angenommen hatten. Mit Hülfe dieser Auskunft war ich jetzt im Stande, unsere Längenbeobachtungen ziemlich genau auszurechnen; und eine der ersten Arbeiten, an welche ich mich hier machte, nun uns wieder Papier, Schreib- und Zeichenmaterialien sowie alles das zugänglich war, nach dem wir uns während des Winters so oft gesehnt hatten, bestand darin, eine Kartenskizze von Franz-Joseph-Land zu entwerfen, wie es nach unsern Beobachtungen meiner Ansicht nach sein mußte. Herr Jackson gestattete mir freundlichst, seine Karte des von ihm erforschten Theiles des Landes zu benutzen. Dadurch wurde mir die Arbeit erspart, meine astronomischen Beobachtungen und Peilungen für diesen Theil auszurechnen. Ferner habe ich Herrn Jackson meinen Dank auch für die Hülfe abzustatten, die er mir in jeder möglichen Weise mit Navigationstabellen, nautischem Jahrbuch ⁷⁸ und aller Art Zeichenmaterial geleistet hat.

Unter Vergleichung der Karten von Payer, Leigh Smith und Jackson mit meinen Beobachtungen habe ich die diesem Bande beigefügte »Vorläufige Kartenskizze der als Franz-Joseph-Land bekannten Inselgruppe« entworfen. Ich habe Payer's und Jackson's Karten an diejenigen Stellen abgeändert, wo meine Beobachtungen wesentlich von den ihrigen abweichen. Ich erhebe keinen Anspruch darauf, mehr als eine *vorläufige* Skizze zu geben, da ich nicht einmal Zeit gehabt habe, meine eigenen Beobachtungen ordentlich auszurechnen. Wenn dies geschehen ist und mir alles Material Payer's zugänglich ist, dann läßt sich ohne Zweifel eine erheblich vertrauenswürdigere

Karte herstellen. Die einzige Bedeutung, die ich für meine Skizze in Anspruch nehme, ist, daß sie in roher Weise zeigt, *daß das, was bisher Franz-Joseph-Land genannt worden ist, in unzählige kleine Inseln ohne eine zusammenhängende, ausgedehnte Landmasse zertheilt ist.* Vieles von Payer's Karte stimmt, wie ich fand, gut mit unsern Beobachtungen überein; allein das Räthsel, über welches wir den ganzen Winter nachgegrübelt hatten, blieb noch immer ungelöst. Wo war der Rawlinson-Sund, wo der Dove-Gletscher, wo war der ganze nördliche Theil von Wilczek-Land? Wo waren die Inseln, die Payer Braun-Insel, Hoffmann-Insel und Freeden-Insel genannt hatte? Die letztere könnte ohne Zweifel mit der südlichsten Insel von Hvidtenland identificirt werden, die Hoffmann-Insel kann vielleicht auch gefunden werden, allein die andern waren vollständig verschwunden. Ich habe anfänglich viel darüber nachgedacht, wie ein solcher Irrthum in die Karte eines Mannes wie Payer hatte kommen können, eines Mannes, der als Topograph so große Erfahrungen hat und dessen Karten sonst den Stempel großer Genauigkeit und Sorgfalt an sich tragen, eines Mannes, dessen Tüchtigkeit als Polarreisender ich stets bewundert habe. Ich habe seinen Reisebericht geprüft und gefunden, daß er ausdrücklich erwähnt, er habe in der Zeit, als er an dem Dove-Gletscher entlang fuhr, sehr viel Nebel gehabt, der das Land voraus vollständig verborgen habe. Aber eines Tages (es war am 7. April 1874) sagt er:⁷⁹:

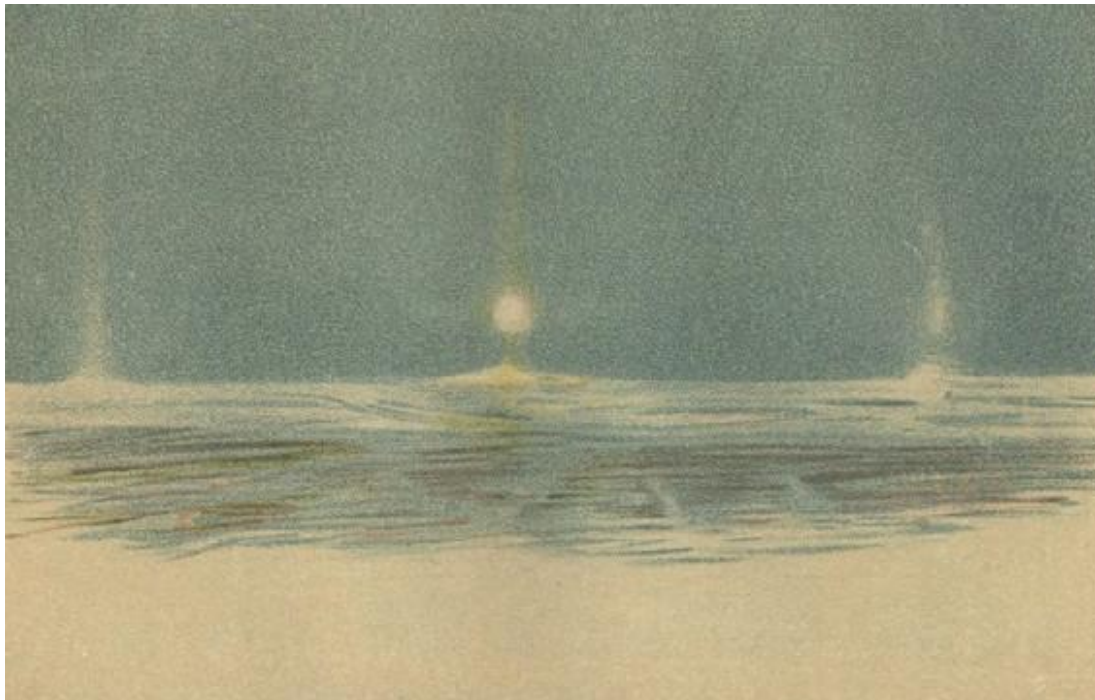
»Es hatte in dieser Breite den Anschein, als höre das Wilczek-Land plötzlich auf; doch als die Sonne die treibenden Nebel verzehrte, sahen wir die glänzende Hochfläche seiner ungeheuern Gletscher (Dove-Gletscher) in einem fast ununterbrochenen Weiß zu uns herüberstarren. Nach Nordost hin ließ sich das Land nur bis Kap Budapest in nebelgrauer Ferne verfolgen. Dieser Anblick allein war es, welcher dem Totaleindruck des Landes, das heißt, dem topographischen Charakter Spitzbergens widersprach; denn Gletscher ungewöhnlicher Größe setzen ein ausgedehntes Hinterland voraus.«

Ich habe über diese Schilderung oft nachgedacht, kann aber in Payer's Werk keine andere Lösung finden, die Licht in dieses Geheimniß brächte. Obwol es danach scheinen würde, daß sie an jenem Tage klares Wetter gehabt haben, müssen nichtsdestoweniger über Hvidtenland Nebelbänke gelegen haben, die es nach Süden mit Wilczek-Land verbanden und sich auch nordwärts in der Richtung nach Kronprinz-Rudolf-Land ausdehnten. Die von der Sonne beschienenen Nebelbänke müssen dermaßen geglitzert haben, daß man sie für Gletscher an einer fortlaufenden Küste gehalten hat. Ich kann diesen Irrthum um so leichter begreifen, als ich selbst auf dem Punkte gestanden habe, in ihn zu verfallen. Wie früher erwähnt, würden wir, wenn das Wetter am Abend des 11. Juni 1896 sich nicht aufgeklärt und uns in den Stand gesetzt hätte, die Straße zwischen der Insel Northbrook und Peter-Head (Alexandra-Land) zu unterscheiden, unter dem Eindruck geblieben sein, hier zusammenhängendes Land zu haben, und würden es bei der Zeichnung der Karte dieser Gegend auch als solches dargestellt haben.

Jackson und ich haben oft über die Benennung der Länder, die wir erforscht hatten, gesprochen. Ich fragte ihn, ob er etwas dagegen habe, wenn ich das Land, auf dem ich überwintert hatte, als ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit für die uns von ihm bewiesene Gastfreundschaft »Frederick-Jackson-Insel« benennen würde. Wir hatten die Entdeckung gemacht, daß diese Insel durch Straßen von dem Lande weiter nördlich getrennt war, welches Payer Karl-Alexander-Land genannt hatte. Im übrigen habe ich mich enthalten, einer von den Oertlichkeiten, die Jackson vor mir gesehen hatte, Namen zu geben.

Das Land um Kap Flora erwies sich in geologischer Beziehung als höchst interessant, und so oft die Zeit es mir erlaubte, untersuchte ich es entweder allein oder häufiger noch in Gesellschaft von Dr. Koetlitz, des Arztes und Geologen der englischen Expedition. Wir haben miteinander

manchen interessanten Ausflug an den steilen Geröllhalden hinauf und hinunter gemacht, um Versteinerungen zu suchen, die wir an einzelnen Plätzen in großer Zahl fanden. Vom Strande bis zur Höhe von etwa 160 oder 200 Meter bestand der Boden aus weichem Thon, vermischt mit Knollen von rothbraunem thonigem Sandstein; in den Knollen fanden sich die Versteinerungen reichlich. Diese bestanden im wesentlichen aus Ammoniten und Belemniten und bewiesen, daß die ganze Schicht aus der mesozoischen Zeit (Jura) stamme. An mehreren Stellen hatte Dr. Koetlitz dünne Braunkohlenschichten im Thon gefunden, auch war versteinertes Holz vielfach zu beobachten. Ueber dem Thon lag der Basalt 200–230 Meter mächtig.



Pastellskizze von Fridtjof Nansen. *Mondring*.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig. (22. Nov. 1893.)

Durch den Mond geht die vertikale Lichtachse mit einem abgeflachten, stark hervortretendem Lichtfeld, wo sie den Horizont trifft. Eine Andeutung der horizontalen Lichtachse ist beim Monde vorhanden. Auf beiden Seiten sind Theile des Mondrings mit Nebenmonden sichtbar.

Es war unleugbar ein schroffer Uebergang, als wir direct nach unserm langen unthätigen Leben im Winterlager uns wieder mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten. In dem Botaniker der Expedition, Herrn Harry Fisher, fand ich einen Mann voll des wärmsten Interesses für die Fauna und Flora der Polargegenden. Seine Untersuchungen des Thier- und insbesondere des Pflanzenlebens dieser Gegend sowol zur See wie zu Lande werden sicherlich unsere Kenntnisse von ihren biologischen Verhältnissen in werthvollster Weise vergrößern.



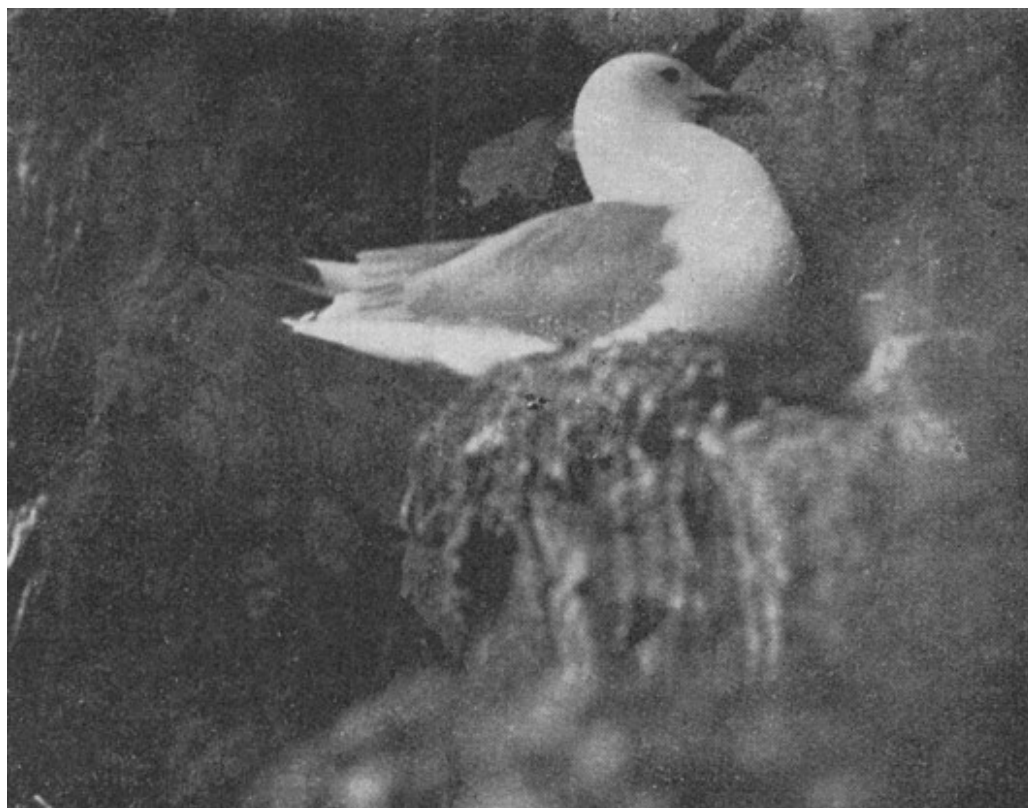
Dr. Koethlitz beim Burgfelsen, einem verwitterten Basaltblock auf Kap Flora.

Aber es standen auch noch andere Zerstreungen zur Verfügung. Wenn mir der Kopf von der ungewohnten Arbeit müde wurde, konnte ich mich mit Jackson nach dem obern Ende der Geröllhalde begeben, um Alke zu schießen, die sich in Schwärmen an den Basaltmauern aufhielten. Sie nisteten zu Hunderten und Aberhunderten auf den Absätzen und Rändern über uns; an andern Stellen brüteten die Stummelmöven auf ihren Nestern.

Es war ein erquickendes Bild voll Leben und Bewegung. Wenn wir dort oben in der Höhe von 160 Meter standen und weithinaus über die See blickten, flogen die Alke in Schwärmen über unsern Köpfen hin und her; ab und zu erlegten wir einen oder zwei beim Vorbeifliegen. Jedesmal, wenn ein Schuß fiel, widerhallte es donnernd aus allen Felsspalten, und Tausende von Vögeln flatterten mit betäubendem Lärm von den Abhängen herab. Es sah aus, als ob ein Windstoß eine große Staubwolke von dem Rande oben herabgefegt habe. Allmählich kehrten die Thiere aber zu ihren Nestern zurück, wobei viele unsern Flinten zum Opfer fielen. Jackson hatte hier eine vortreffliche Vorrathskammer und machte reichlichen Gebrauch davon. Fast jeden Tag war er oben unter den Klippen, und gebratene Alke bildeten ein tägliches Gericht auf dem Mittagstische. Im Herbst wurden große Vorräthe davon angesammelt, um den Winter hindurch genug zu haben. Zu andern Zeiten pflegten Jackson und Blomqvist hinaufzugehen und Eier zu sammeln; sie schleppten eine Leiter mit, mit deren Hülfe Jackson an den senkrechten Klippen emporkletterte. Diese Eierjagd behagte uns weniger; sie sah zwischen den Basaltklippen, wo die losen Steine beständig unter den Füßen wegglitten, so tollkühn aus, daß ich mich darauf nicht einließ. Fern sei es jedoch von mir, zu leugnen, daß die Eier eine köstliche Speise bildeten, mochten wir sie weich gekocht zum Frühstück oder als Eierkuchen zum Mittagessen genießen.

Es war merkwürdig, wie ungewandt ich beim Klettern an steilen Stellen war. Ich entsinne mich noch sehr wohl des ersten Ganges mit Jackson das Geröll hinauf. Ich mußte alle hundert Schritt

anhalten und Athem schöpfen, bevor ich weiter konnte. Ohne Zweifel war das eine Folge des langen Stillliegens; vielleicht war ich auch während des Winters in unserm Lager etwas blutarm geworden. Aber es war nicht bloß dies; schon die Höhe und Steilheit verursachten mir Unbehagen, es wurde mir fast schwindelig, und ich hatte große Mühe, wieder herunterzukommen, wobei ich es vorzog, mich, wo es möglich war, niederzusetzen und hinunterzurutschen. Nach einer Weile ging es vorüber und hatte ich mich wieder mehr an die Höhen gewöhnt; ich wurde auch weniger kurzathmig und konnte schließlich wieder fast wie ein normaler Mensch klettern. –



Stummelmöve im Nest.

Inzwischen vergingen die Tage, und wir sahen noch immer nichts von dem englischen Schiffe. Johansen und ich wurden allmählich ein wenig ungeduldig. Wir erörterten die Möglichkeit, daß das Schiff sich vielleicht nicht den Weg durch das Eis bahnen könne und daß wir doch noch überwintern müßten. Der Gedanke war nicht besonders verlockend für uns, so nahe der Heimat zu sein und sie doch nicht erreichen zu können. Wir bedauerten, daß wir nicht sofort nach Spitzbergen weiter aufgebrochen seien; vielleicht hätten wir um diese Zeit dann schon die vielbesprochene Jacht erreicht. Weshalb waren wir eigentlich hier geblieben? Das war doch leicht zu erklären. Die Leute waren so freundlich und gastfrei gegen uns, daß es mehr als spartanisch gewesen wäre, hätten wir ihrer Liebenswürdigkeit widerstehen wollen. Und dann hatten wir vor unserer Ankunft sehr viel durchgemacht, und hier war ein warmes, behagliches Nest, wo wir nichts zu thun hatten, als uns hineinzusetzen und zu warten. Warten ist jedoch nicht immer die leichteste Aufgabe, und wir begannen ernstlich daran zu denken, uns wieder auf den Weg nach Spitzbergen zu machen. Aber hatten wir nicht schon zu lange gezögert? Es war jetzt Mitte Juli, und wenn wir wahrscheinlich auch rasch genug vorwärts kommen würden, so konnten wir doch auf unerwartete Hindernisse stoßen und vielleicht einen Monat oder noch mehr brauchen, um die

Gewässer zu erreichen, in denen wir ein Schiff zu treffen hoffen durften. Das würde uns bis in die Mitte, vielleicht bis an das Ende des August bringen, um welche Zeit die Jachten schon begonnen haben würden, die Heimreise anzutreten. Wenn wir nicht sofort ein Schiff anträfen, würde es, nachdem wir erst einmal in den September gekommen wären, schwer sein, eins zu erreichen, und dann würden wir uns trotz allem auf einen weitem Winter gefaßt machen müssen. Nein, am besten war es, hier zu bleiben, da alle Aussicht vorhanden war, daß das Schiff erscheinen würde. Die beste Zeit zum Befahren dieser Gewässer ist der August und Anfang September, weil dann gewöhnlich das offene Wasser am ausgedehntesten ist. Darauf müssen wir vertrauen und im übrigen die Zeit ruhig ihren Gang gehen lassen.

Außer uns gab es noch andere, die ungeduldig auf das Schiff warteten: auch vier Mitglieder der englischen Expedition sollten nach zweijähriger Abwesenheit nach Hause zurückkehren.

Montag, 20. Juli. Wir werden wegen der Ankunft des Schiffes immer ungeduldiger, jedoch ist das Eis hier noch immer ziemlich dick. Jackson sagt, das Schiff hätte schon um die Mitte Juni hier sein sollen, und meint, es wäre schon mehrfach genügend offenes Wasser gewesen, um durchzukommen; ich hege darüber jedoch Zweifel. Obwol hier, selbst aus der Höhe von 160 Meter, nur wenig und zerstreutes Eis sichtbar ist, ist vielleicht weiter südlich mehr Eis und versperrt den Weg.

Eines Tages waren Jackson und der Doctor auf den Gipfel des Berges gestiegen; auch von diesem Punkte aus war sehr wenig Eis im Süden zu sehen; indeß überzeugt mich das um nichts mehr. Nach meiner Ansicht beweisen alle Erfahrungen, daß noch viel Eis nach Süden hin im Meere sein muß. Wenn Jackson sagt, daß die »Windward« im vorigen Jahre schon im Juli habe durchkommen können, ohne daß sie das Eis nur zu berühren brauchte, und hinzufügt, daß auch damals von hier kein Eis zu sehen gewesen sei, so finde ich durchaus nicht, daß das entscheidend ist. Wie gern täuscht sich der Mensch!



Die englische Niederlassung auf Kap Flora.

Während der letzten Tage ist wieder mehr Eis von Osten hereingetrieben. Ich sehne mich danach, fortzukommen. Hier den ganzen Winter eingeschlossen zu werden! Dann haben wir Unrecht gethan, hier zu bleiben. Weshalb haben wir nicht die Reise nach Spitzbergen fortgesetzt? Wir würden jetzt wol zu Hause sein. Das Auge schweift hinaus über die unbegrenzte weiße Ebene. Nicht ein einziger Streifen dunkeln Wassers – Eis! Eis! –, ausgeschlossen von der Welt, von dem pulsirenden Leben, dem Leben, das wir schon so nahe glaubten!

Tief unten am Horizont ein blauer Wolkenstreifen. In weiter, weiter Ferne, jenseits des Eises ist offenes Wasser, und dort auf den langen rollenden Wogen des großen Oceans schaukelt sich vielleicht das Schiff, das uns zu den vertrauten Küsten tragen, das uns Nachrichten aus der Heimat und von unsern Lieben bringen soll.

Träume, träume von Heimat, von Schönheit! Verirrter Vogel, hier zwischen Eis und Schnee wirst du dies alles vergeblich suchen, Träume den goldenen Traum des kommenden Wiedersehens!

Dienstag, 21. Juli. Haben endlich guten Wind aus Norden erhalten, der das Eis in die See hinaustreibt. Heute Abend ist nichts als offenes Meer zu sehen; jetzt ist vielleicht Hoffnung, daß wir das Schiff bald erblicken.

Mittwoch, 22. Juli. Fortwährende Veränderungen, fortwährende Enttäuschungen. Gestern war die Hoffnung stark, heute hat der Wind sich nach Südost gedreht und das Eis wieder hereingetrieben. Wir müssen vielleicht noch lange Zeit warten.

Er hatte Kap Richthofen, etwa 65 Kilometer südlich von uns, erreicht. Wir hatten kein nautisches Jahrbuch für 1896 und hatten bis dahin dasjenige für das vorhergehende Jahr benutzt. Payer, Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition in den Jahren 1872-74, S. 306.

Vierzehntes Kapitel

In die Heimat

Sonntag, 26. Juli. *Endlich ist das Schiff gekommen!* Heute Morgen wurde ich dadurch geweckt, daß ich fühlte, wie mich jemand an den Beinen zog. Es war Jackson, der mir freudestrahlenden Gesichtes mittheilte, die »Windward« sei da. Ich sprang auf und blickte aus dem Fenster; da war das Schiff gerade draußen am Eisrande; es dampfte langsam herein, um einen Platz zum Vertäuen zu suchen. Wundervoll, wieder ein Schiff zu sehen! Wie hoch die Takelung erscheint! Und der Rumpf, er gleicht einer Insel! An Bord gab es Nachrichten aus der großen Welt weit da draußen.

Es herrschte allgemeine Bewegung. Jeder war aufgestanden und schaute leicht gekleidet aus dem Fenster. Jackson und Blomqvist stürzten, sobald sie sich in die Kleider geworfen hatten, davon. Da ich augenblicklich kaum etwas an Bord zu thun gehabt hätte, begab ich mich wieder zu Bett. Es dauerte aber nicht lange, als Blomqvist keuchend zurückkehrte; Jackson war so aufmerksam, ihn zu schicken und mir mitzutheilen, daß zu Hause alles wohl sei und daß man von der »Fram« nichts gehört habe. Das war das erste, wonach Jackson gefragt hatte. Das Herz wurde mir so leicht wie eine Feder.

Als ich mich dem Schiffe näherte, wurde ich von der ganzen Mannschaft, die sich an Deck versammelt hatte, mit brausenden Hurrahs begrüßt und von dem ausgezeichneten Führer der »Windward«, Kapitän Brown, sowie von Dr. Bruce und Herrn Wilton, die beide bei Jackson überwintern wollten, und von der ganzen Schiffsbesatzung in herzlicher Weise aufgenommen. Wir begaben uns in die geräumige, behagliche Kajüte, wo wir gierig den Neuigkeiten aller Art lauschten, während ein ausgezeichnetes Frühstück mit frischen Kartoffeln und andern köstlichen Dingen den Gaumen hinabglitt, der weniger bedurft hätte, um befriedigt zu sein.

Es gab in der That merkwürdige Neuigkeiten. Eine der ersten war, daß man jetzt Leute durch mehrere Zoll dicke Thüren photographiren könne. Ich gestehe, ich spitzte die Ohren bei dieser Nachricht. Daß man eine im Körper sitzende Kugel photographiren könne, war auch wunderbar, aber nichts gegen das. Und dann erfuhren wir, daß die Japaner die Chinesen geschlagen hätten, und noch vieles andere. Nicht am wenigsten bemerkenswerth war nach unserer Meinung das Interesse, das die ganze Welt jetzt an den arktischen Regionen zu nehmen schien. Spitzbergen war ein Land für Touristen geworden; eine norwegische Dampfgesellschaft (Vesteraalen) hatte einen regelmäßigen Passagierdienst dorthin eingerichtet,⁸⁰ es war dort ein Hotel erbaut, und es gab ein Postamt und Spitzbergen-Briefmarken! Und ferner erfuhren wir, daß Andrée dort auf guten Wind warte, um in einem Ballon über den Pol zu fahren.

Hätten wir den Weg nach Spitzbergen fortgesetzt, würden wir also mitten in alles dies hineingerathen sein. Wir würden ein Hotel und Touristen vorgefunden haben und in einem comfortabeln modernen Dampfer heimgebracht worden sein, ganz anders als mit der Walfischfängerjacht, von der wir den ganzen Winter und auch schon das Jahr vorher gesprochen hatten. Die Menschen pflegen es für amüsan zu halten, sich selbst zu sehen, und ich bilde keine Ausnahme von der Regel. Ich würde viel darum gegeben haben, hätte ich beobachten können, wie wir in unserm ungewaschenen und unverfälschten Naturzustand, so wie wir aus unserm Winterlager kamen, mitten in eine Schar englischer Touristen, männlicher und weiblicher, gerathen wären! Ich bezweifle, daß es dort viel Umarmen und Händeschütteln gegeben hätte, bezweifle aber nicht, daß sehr viel durch Ventilationslöcher und andere Gucklöcher, wo solche zu finden gewesen wären, geguckt worden wäre.

Die »Windward« war am 9. Juni von London und am 25. Juni von Vardö abgegangen und hatte ungefähr drei Wochen mit dem Eise gekämpft, um zu uns zu gelangen. Sie hatte vier Renthier für Jackson mitgebracht, aber keine Pferde, wie dieser erwartet hatte.⁸¹ Ein Renthier war während der Reise verendet. Einige Schafe hatte sie auch mit.

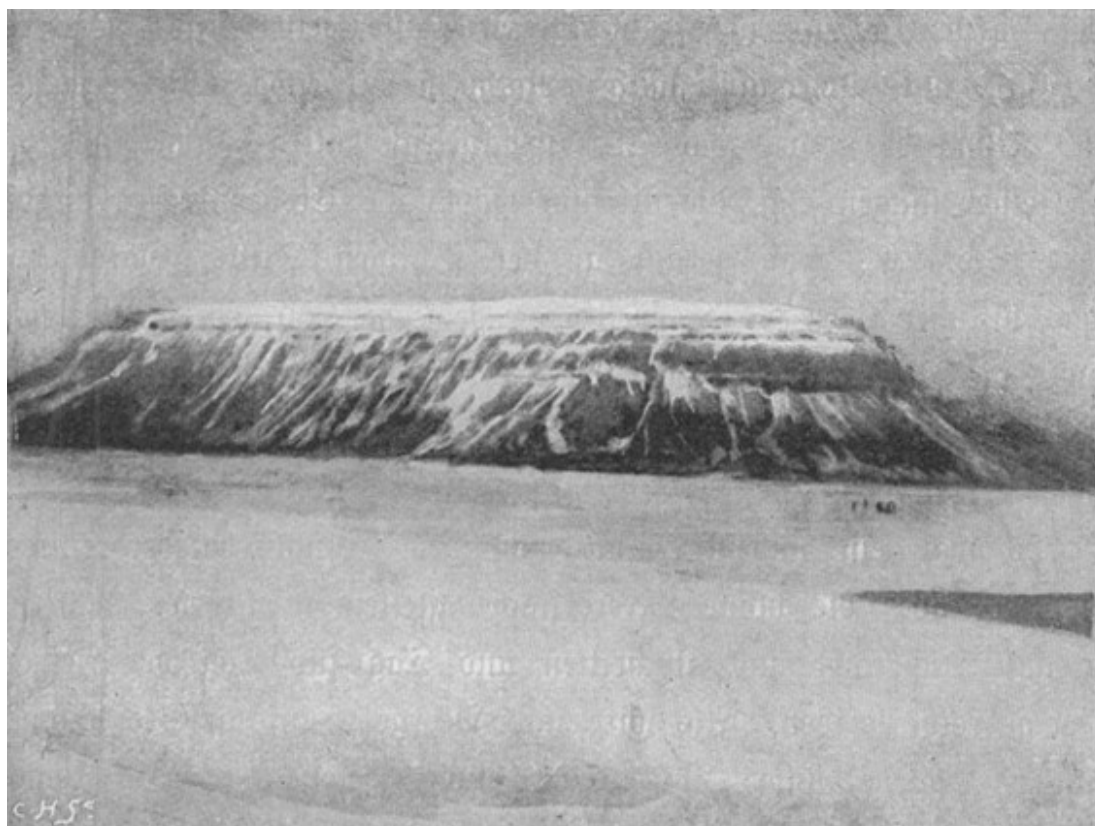
Jeder half jetzt eifrig, die »Windward« zu entladen und die Proviantvorräthe, Kohlen, Renthiermoos und andere Sachen, die das Schiff für die Expedition mitgebracht hatte, an Land zu schaffen. Sowol die Schiffsmannschaft, als auch die Mitglieder der englischen Expedition beteiligten sich an dieser Arbeit, die rasch fortschritt. Bald war eine gute Straße auf dem holperigen Eise hergestellt, und nun wurde Ladung auf Ladung mit den Schlitten an Land gefahren. In weniger als einer Woche war Kapitän Brown zur Rückkehr fertig und wartete nur noch auf Jackson's Briefe und Telegramme für die Heimat. Das dauerte noch ein paar Tage, dann war alles bereit. Inzwischen hatte sich jedoch ein Sturm von der See her erhoben; die Vertäuungen der »Windward« am Rande des Eises hatten nachgegeben, das Schiff war ins Treiben gerathen und hatte weiter landwärts einen Hafen aufsuchen müssen, wo es aber so seicht war, daß der Dampfer nur 30 bis 60 Centimeter Wasser unter dem Kiel hatte. Mittlerweile trieb der Wind das Eis herein, das schiffbare Wasser schloß sich draußen rundherum, und die Schollen kamen beständig näher. Eine Zeit lang sah die Situation nichts weniger als angenehm aus; glücklicherweise erreichte das Eis aber das Schiff nicht, sodaß es dem entging, aus dem Wasser herausgehoben zu werden. Nach einem dadurch entstandenen Aufenthalt von ein paar Tagen kam das Schiff wieder frei.

Ein fieberhafter Eifer bemächtigte sich der kleinen Kolonie. Die Heimkehrenden mußten sich für die Reise fertig machen und die Zurückbleibenden ihre Briefe und sonstigen Sachen an Bord bringen. Das war jedoch schwierig genug. Außerhalb des Randes des Ufereises hatte sich eine Menge loses Eis zusammengeschoben, sodaß es dem Schiffe nicht leicht wurde, sich zu bewegen; ungeduldig wartete das Schiff und ließ unaufhörlich seine Dampfpeife ertönen. Endlich waren die Zurückbleibenden an Land gegangen und wir, die wir heimkehrten, sämmtlich an Bord; es waren von der englischen Expedition die Herren Fisher, Child, Burgeß, der Finländer Blomqvist, außerdem Johansen und ich.

Als die Sonne durch die Wolken über Kap Flora brach, schwenkten wir die Hüte und sandten als Lebewohl ein letztes Hurrah den sechs Männern zu, die wie ein kleiner dunkler Fleck auf einer Scholle in der großen Eiswüste aussahen. Unter vollen Segeln und Dampf traten wir bei günstigem Winde am 7. August die Fahrt nach Süden über die wogende Meeresfläche an.

Das Glück begünstigte uns. Auf der Reise nach Norden hatte die »Windward« viel und schwer mit dem Eise zu kämpfen, ehe sie sich endlich durchgearbeitet hatte und das Land erreichte.

Auch jetzt trafen wir eine Menge Eis, doch war dasselbe lose und verhältnißmäßig leicht zu passiren. Nur an ein paar Stellen wurden wir angehalten und mußten uns mit der Maschine einen Weg hindurchbahnen. Doch das Schiff befand sich in guten Händen. Kapitän Brown wußte aus seiner langen Erfahrung als Walfischfänger mit größern Schwierigkeiten fertig zu werden, als das dünne Eis war, das wir hier trafen – das einzige Eis, das man in diesem Meere findet. Solange ein bisschen Eis in der Nähe war, saß er vom Morgen bis zum Abend in der Tonne. Er ließ sich nur wenig Zeit zum Schlafen; es kam ihm darauf an, wie er mir oft sagte, uns nach Hause zu bringen, bevor die »Fram« ankäme, da er sehr gut begreifen könne, welcher Schlag es für unsere Lieben und die uns Nahestehenden sein würde, wenn die »Fram« vor uns heimkehrte. Dank ihm hatten wir eine kurze und angenehme Heimreise. Ich kann nicht an diese Tage denken, an die rührende Aufmerksamkeit, die uns von allen an Bord, vom Kapitän bis zu den Matrosen, erwiesen wurde – an den kleinen Steward zum Beispiel, wenn er den Kopf durch die Kajütsthür steckte, um zu fragen, ob er uns etwas besorgen könne, oder wenn er mich morgens mit seinem muntern Gesang weckte –, ohne das Gefühl unaussprechlichen Wohlbehagens und Glückes zu empfinden.



Kap Flora. Letzter Blick auf Franz-Joseph-Land.

Mehr und mehr näherten wir uns der Heimat; wir konnten die Tage und Stunden zählen, die noch vergehen würden, bis wir einen norwegischen Hafen erreichen, bis wir wieder in Verbindung mit der Welt treten würden.

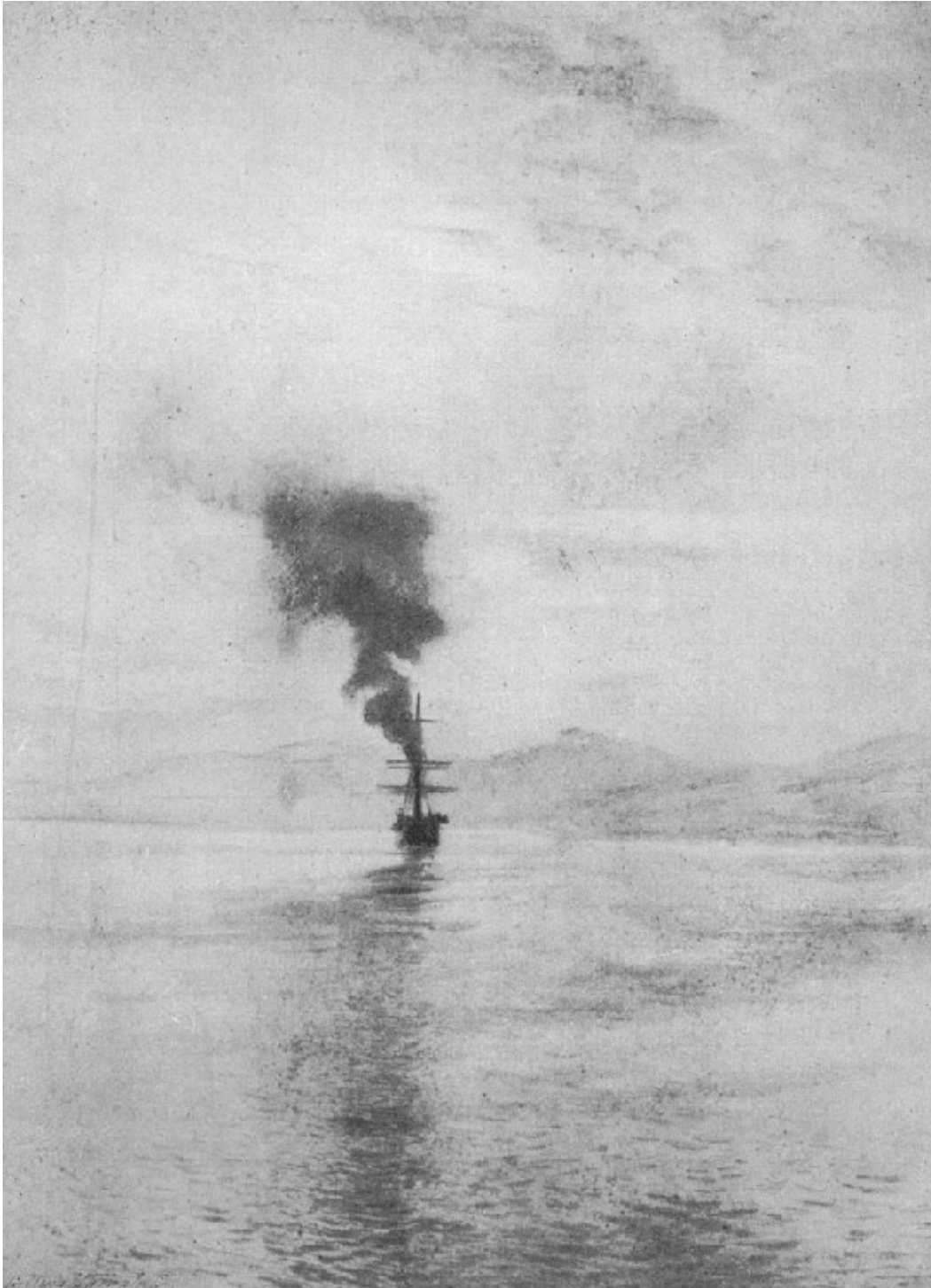
Nach den Erfahrungen, die Kapitän Brown auf der Fahrt nach Norden gemacht hatte, war er zu dem Schlusse gekommen, daß er am leichtesten aus dem Eise herauskommen würde, wenn er erst in südöstlicher Richtung nach Nowaja Semlja steuerte, was nach seiner Meinung der nächste Weg zum offenen Wasser sein müsse. Das erwies sich auch als ganz richtig. Nachdem wir etwa 220 Seemeilen (410 Kilometer) durch das Eis zurückgelegt hatten, kamen wir am Ende einer langen Bai, die sich nordwärts ins Eis erstreckte, an die offene See. Es war gerade an der

richtigen Stelle; wären wir etwas östlicher oder etwas westlicher gewesen, wir hätten vielleicht ebenso viele Wochen mit Umhertreiben im Eise verbringen können, als wir jetzt Tage darin zubrachten. Endlich sahen wir wieder den blauen Ocean vor uns und setzten den Kurs direct auf Vardö.

Es war ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, wieder einmal die Blicke über die blaue Meeresfläche gleiten zu lassen, während wir auf Deck auf- und absritten und Tag für Tag der Heimat näher gebracht wurden. Als wir eines Morgens auf die See hinausschauten, wurde unser Blick durch etwas gefesselt. Was konnte das dort am fernen Horizont sein?

Wir eilten auf die Brücke und sahen durch das Glas. Das erste Segelschiff! Man stelle sich vor, wieder in Gewässern zu sein, wo andere Menschen hin- und herfahren! Allein es war zu weit entfernt, wir konnten nicht zu ihm. Dann sahen wir mehr Schiffe; im Laufe des Tages waren es noch vier große Ungethüme. Später am Abend (am 12. August) sah ich tief unten am Horizont etwas Dunkles voraus. Was war es? Ich sah es über dem Steuerbordbug, wo es sich niedrig und gleichmäßig nach Süden ausdehnte. Wieder und wieder sah ich hin. *Es war Land, es war Norwegen!*

Ich stand wie versteinert und starrte immer wieder in die Nacht hinaus nach dieser dunkeln Linie, und eine Furcht begann meine Brust zu durchzittern. Was für Nachrichten warteten dort meiner?



In der Heimat.

Als ich am nächsten Morgen an Deck kam, waren wir dicht beim Lande. Es war eine kahle, nackte Küste, an die wir gelangt waren, kaum einladender als das Land, das wir im Nebel des Eismeers hinter uns gelassen hatten – aber es war Norwegen!

Der Kapitän hatte sich während der Nacht in der Küste geirrt und war zu weit nördlich gekommen, und wir sollten daher noch einige Mühe haben, um gegen Wind und See hinabzukreuzen, ehe wir Vardö erreichten. Wir passirten mehrere Schiffe und grüßten sie mit der

Flagge. Wir passirten den Zollkutter, der längsseits legte, aber die Beamten hatten nichts bei uns zu thun und kamen nicht an Bord.

Dann kamen die Lootsen, Vater und Sohn. Sie begrüßten Brown, waren aber nicht darauf vorbereitet, einen Landsmann an Bord eines englischen Schiffes zu treffen. Sie waren etwas überrascht, als sie mich norwegisch sprechen hörten, schenkten dem aber nicht viel Beachtung.

Als jedoch Brown sie fragte, ob sie wüßten, wer ich sei, blickte der alte Lootse mich nochmals an, und es stahl sich wie der Schimmer einer fernen Erinnerung über sein Gesicht. Und als von den Lippen des braven Brown der Name Nansen fiel, als er den Alten bei den Schultern faßte und ihn vor Freude, ihm eine solche Nachricht mittheilen zu können, schüttelte, da trat ein Ausdruck in das wettergehärtete Gesicht des alten Lootsen, eine Mischung von Freude und starrem Staunen, die nicht zu beschreiben war. Er ergriff meine Hand und hieß mich als zum Leben zurückgekehrt willkommen; die Leute hier in der Heimat hätten mich längst ins Grab gelegt. Und dann folgten Fragen nach Neuigkeiten von der Expedition und Neuigkeiten von zu Hause. Von der »Fram« hatte man noch nichts gehört, und es fiel mir eine Last vom Herzen, als ich erfuhr, daß denen in der Heimat diese Sorge erspart geblieben war.

Dann glitt die »Windward« still und unbeobachtet mit wehender Flagge in den Hafen von *Vardö*. Ehe noch der Anker gefallen war, war ich mit Johansen im Boot auf dem Wege nach der Telegraphenstation.

Auf der Landungsbrücke erkannte uns niemand, und das einzige Wesen, das den zurückgekehrten Wanderern einige Beachtung schenkte, war eine intelligente Kuh, die mitten in einer engen Straße stehen blieb und uns erstaunt anstarrte, als wir an ihr vorbeizukommen versuchten. Diese Kuh hatte etwas so angenehm Sommerliches an sich, daß ich sie hätte umarmen mögen. Ich fühlte, daß ich jetzt wirklich in Norwegen war.

Nun kamen wir zur Telegraphenstation; dort legte ich ein mächtiges Bündel auf den Tisch und sagte, es seien Telegramme, die ich gern so rasch wie möglich abgeschickt haben möchte. Es waren ihrer beinahe hundert, darunter ein oder zwei ziemlich lange, jedes von ein paar tausend Worten.

Der Chef des Telegraphenamts blickte mich forschend an und machte dann ruhig das Bündel auf; als sein Blick aber auf die Unterschrift des obersten Telegrammes fiel, veränderte sich plötzlich sein Gesicht, er drehte sich kurz herum und ging zu der Telegraphistin, die am Tische saß. Als er wieder zurück- und auf mich zukam, strahlte sein Gesicht und er hieß mich herzlich willkommen. Die Telegramme sollten so rasch wie möglich expedirt werden, sagte er, aber es würde mehrerer Tage und Nächte bedürfen, um sie alle zu bewältigen. Und dann begann der Apparat zu klappern und zu klappern und in das Land, in die Welt hinein die Nachricht zu schicken, *daß zwei Mitglieder der Norwegischen Polarexpedition wohlbehalten und gesund zurückgekehrt seien und daß ich die »Fram« im Laufe des Herbstes zurückerwarte.*

Ich bedauerte die vier jungen Damen im Telegraphenamts zu *Vardö*. Sie hatten während der nächsten Tage schwere Arbeit. Nicht nur mußten alle meine Telegramme expedirt werden, es strömten auch Hunderte von auswärts herbei, sowol an uns, wie an die Leute in der Stadt, mit der Bitte um Nachrichten über uns.

Meine ersten Telegramme gingen an meine Frau, an Johansen's Mutter, an die Angehörigen der andern Kameraden, an den König und an die norwegische Regierung. Das letztere lautete:

»Staatsminister Hagerup.

»Ich habe das Vergnügen, Ihnen und der norwegischen Regierung mitzutheilen, daß die Expedition ihren Plan ausgeführt, das unbekannte Polarmeer im Norden der Neusibirischen Inseln durchquert und das Gebiet nördlich von Franz-Joseph-Land bis nach 86° 14' nördlicher Breite erforscht hat. Nördlich von 82° wurde kein Land gesehen.

»Lieutenant Johansen und ich verließen die «Fram» und die übrigen Mitglieder der Expedition am 14. März 1895 auf 84° nördlicher Breite und 102° 27' östlicher Länge. Wir gingen nordwärts, um das Meer nördlich vom Kurse der «Fram» zu erforschen, und kamen dann südwärts nach Franz-Joseph-Land, von wo die «Windward» uns jetzt hierher gebracht hat.

»Erwarte die «Fram» in diesem Jahre zurück.

Fridtjof Nansen.«

Als ich das Telegraphenamt verließ, sagte mir der Vorsteher, mein Freund Professor Mohn sei in der Stadt und wohne, wie er gehört habe, im Hotel. Mohn, ein Mann, der so eng mit der Expedition verknüpft war, war also der erste Freund, dem ich begegnen sollte!

Noch während wir unsere Telegramme aufgaben, hatte die Kunde von unserer Ankunft in der Stadt ruchbar zu werden begonnen, und die Leute sammelten sich allmählich in Scharen, um die beiden Weitgereisten zu sehen, die durch die Straßen nach dem Hotel schritten. Ich stürmte hinein und fragte nach Mohn. Er sei auf seinem Zimmer, Nummer so und so, sagte man mir, halte aber seine Mittagsruhe. Was kümmerte ich mich in diesem Augenblicke um Mittagsruhe! Ich donnerte an die Thür und riß sie auf.

Da lag Mohn auf dem Sofa, lesend, seine lange Pfeife im Munde. Er sprang auf und starrte wie ein Wahnsinniger unverwandt die auf der Schwelle stehende lange Gestalt an; die Pfeife fiel zu Boden, sein Gesicht zuckte und dann stieß er hervor:

»Kann es wahr sein? Ist es Fridtjof Nansen?«

Er war gewiß um sich selbst in Angst, in Angst, ein Gespenst gesehen zu haben; aber als er meine wohlbekannte Stimme hörte, traten ihm die Thränen in die Augen:

»Gott sei Dank, daß Sie noch am Leben sind!« rief er, und er warf sich in meine Arme. Dann kam Johansen an die Reihe.

Es war ein Freudenjubiläum, und zahllos waren die Fragen, die auf beiden Seiten gestellt und beantwortet wurden. Es regnete Fragen ohne allen Zusammenhang, wie uns eins nach dem andern in den Kopf kam, und fast ohne Bedeutung. Alles schien so unglaublich, und lange Zeit verging, ehe wir uns nur genügend gesammelt hatten, um uns zu setzen, und ehe ich ihm in etwas zusammenhängenderer Weise erzählen konnte, was wir im Laufe dieser drei Jahre erlebt hatten.

Aber wo war die »Fram«? Hatten wir sie verlassen? Wo waren die andern? War etwas Schlimmes geschehen? Diese Fragen sprudelte er in seiner Besorgniß athemlos hervor, und es war ohne Zweifel die allerschwerste Aufgabe für ihn, zu begreifen, daß nichts Schlimmes geschehen war und daß wir trotzdem unser prachtvolles Schiff verlassen hatten. Ganz allmählich wurde ihm auch dies begreiflich, und dann herrschte eitel Freude, und sofort erschienen Champagner und Cigarren auf der Bildfläche.

Noch ein anderer Bekannter aus dem Süden wohnte im Hotel; er kam herein, um Mohn zu sprechen, wollte sich aber sofort zurückziehen, als er sah, daß Besuch da war. Dann aber zögerte

er, starrte uns an, entdeckte, wer die Besucher waren, und blieb wie angenagelt stehen; darauf tranken wir alle auf das Wohl der Expedition und Norwegens.

Es war klar, wir mußten den Abend dort bleiben; den ganzen Nachmittag saßen wir und plauderten und plauderten ohne Unterlaß. Aber inzwischen hatte die ganze Stadt die Namen der neu angekommenen Gäste erfahren, und als wir aus dem Fenster sahen, war die Straße voll von Menschen, und von allen Flaggenstangen in der Stadt und von allen Masten im Hafen wehte die norwegische Flagge im Abendsonnenschein. – Und dann kamen die Telegramme hereingeströmt, und alle brachten gute Nachrichten. Nun waren alle unsere Sorgen zu Ende.

Nur die »Fram« fehlte noch. Aber darüber waren wir beruhigt, sie würde bald kommen. Das Erste, was wir zu thun hatten, nun wir wieder auf norwegischem Boden waren und uns ein wenig umschauen konnten, war, unsere Garderobe zu vervollständigen. Es war jedoch jetzt nicht leicht, einen Gang durch die Straßen zu machen: traten wir in einen Laden, so war er bald von Leuten überfüllt.

So verbrachten wir einige unvergeßliche Tage in Vardö, wo wir verschwenderische und von Herzen kommende Gastfreundschaft genossen. Hier sagten wir auch der »Windward« Lebewohl, die vor uns nach Hammerfest fuhr.

Am 18. August trafen Johansen und ich in Hammerfest ein. Unterwegs hatten die Leute uns überall mit Blumen und Flaggen begrüßt, und als wir nun in den Hafen einsegelten, prangte die nördlichste Stadt Norwegens von der See bis hinauf zur höchsten Bergspitze im Festgewande, und Tausende von Leuten erwarteten uns.

Zu meiner Ueberraschung traf ich hier auch meinen alten Freund Sir George Baden-Powell, dessen prächtige Jacht »Otaria« im Hafen lag. Er war soeben von einer erfolgreichen wissenschaftlichen Expedition nach Nowaja Semlja zurückgekehrt, wo er mit mehreren englischen Astronomen zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 9. August gewesen war. Mit englischer Gastfreiheit stellte er mir seine Jacht zur Verfügung, und ich nahm seine edelmüthige Einladung sehr gern an.

Sir George Baden-Powell war einer der Letzten gewesen, die ich in England gesprochen hatte. Als wir uns trennten – es war im Herbst 1892 – fragte er mich, wo man nach uns suchen müsse, wenn wir zu lange fortblieben. Ich antwortete ihm, es würde wenig nützen, nach uns zu suchen; es hieße eine Nadel in einem Heuschaber suchen. Er sagte, ich dürfe nicht denken, daß die Leute sich begnügen würden, stillzusitzen und nichts zu thun. In England, dessen sei er gewiß, würde jedenfalls etwas geschehen; wohin sollte man also gehen?

»Nun«, erwiderte ich, »ich kann mir kaum eine andere Oertlichkeit denken als Franz-Joseph-Land. Denn wenn die »Fram« zu Grunde geht oder wenn wir das Schiff zu verlassen gezwungen sind, so müssen wir auf diesem Wege herauskommen. Wenn die »Fram« aber nicht untergeht und die Drift so ist, wie ich glaube, dann werden wir die offene See zwischen Spitzbergen und Grönland erreichen.«

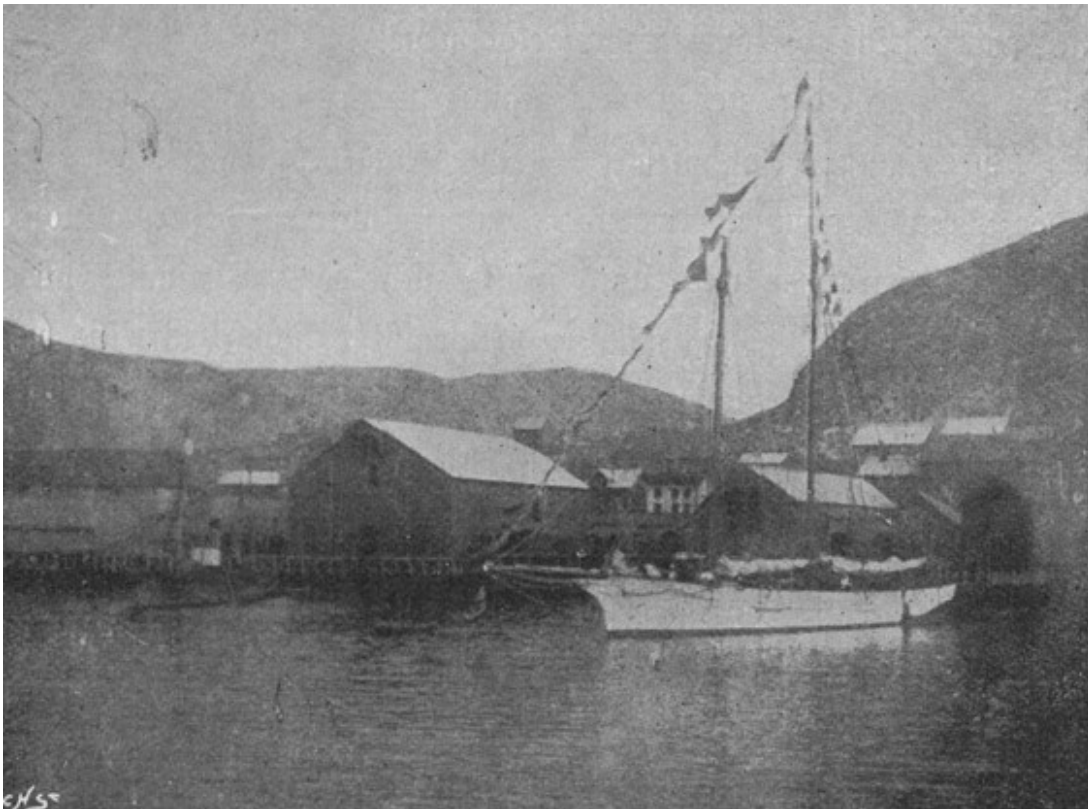
Sir George hielt jetzt die Zeit für gekommen nach uns zu suchen, und da er für den Augenblick nichts weiter thun konnte, beabsichtigte er, nach Ausführung seiner Expedition nach Nowaja Semlja an dem Rande des Eises entlang zu fahren, um zu sehen, ob er keine Nachrichten über uns einziehen könne. Da erschienen wir gerade im richtigen Augenblicke in Hammerfest!

Abends kamen meine Frau und mein Secretär Christofersen an. Nachdem wir einem glänzenden Feste beigewohnt hatten, das die Stadt Hammerfest uns zu Ehren gegeben hatte, bezogen wir unser Quartier an Bord der »Otaria«, wo uns die Tage unmerklich verliefen.

Glückwunschtelegramme und Zeichen des Wohlwollens und der herzlichen Theilnahme strömten ununterbrochen aus allen Theilen der Welt ein. –

Aber die »Fram«? Ich hatte so stolz telegraphirt, daß ich sie im Laufe des Jahres zurückerwarte, aber weshalb war sie nicht schon angekommen? Ich begann mehr und mehr darüber nachzudenken. Aber je mehr ich alle Aussichten und Möglichkeiten berechnete, um so mehr kam ich zu dem Ergebniß, daß sie um diese Zeit bereits aus dem Eise heraus sein müsse, wenn ihr nichts Schlimmes passirt war. Es war auffällig, daß sie nicht schon hier war, und mit Grauen dachte ich daran, daß, wenn der Herbst vorübergehen sollte, ohne Nachrichten von ihr zu bringen, der nächste Winter und Sommer nichts weniger als angenehm sein würden.

Gerade als ich am Morgen des 20. August aufgestanden war, klopfte Sir George an meine Thür und sagte, es sei ein Mann da, der darauf bestehe, mich zu sprechen. Ich antwortete, ich sei noch nicht angekleidet, würde aber sofort kommen. Das macht nichts, erwiderte er, ich solle nur kommen, wie ich sei. Ich wunderte mich nicht wenig, daß es so pressiren sollte, und fragte, was es denn gäbe.



Ankunft in Hammerfest. Baden-Powell's »Otaria«.

Er entgegnete, er wisse es nicht, es sei aber offenbar etwas Dringendes. Nichtsdestoweniger zog ich meine Kleider an und begab mich dann nach dem Salon.

Dort stand ein Herr mit einer Depesche in der Hand, stellte sich mir als Chef des Telegraphenamts vor und sagte, er habe mir ein Telegramm zu übergeben, welches, wie er glaube, mich interessiren würde; er sei deshalb selbst damit gekommen. Etwas, das mich interessiren würde? Es gab nur noch eins in der Welt, das mich wirklich interessiren konnte. Mit zitternden Händen riß ich das Telegramm auf:

»Skjävö, 20. August 1896, 9 Uhr vormittags.

»Doctor Nansen.

»»Fram« heute in gutem Zustande angekommen. Alles wohl an Bord. Gehe sofort nach Tromsö. Willkommen in der Heimat!

Otto Sverdrup.«

Mir war, als sollte ich ersticken, und alles, was ich sagen konnte, war: »Die »Fram« ist angekommen!«

Sir George, der neben mir stand, machte vor Freuden einen großen Luftsprung, Johansen's Gesicht strahlte, Christofersen war von der Freude ganz überwältigt, und in unserer Mitte stand der Chef des Telegraphenamts und freute sich der Wirkung, die er hervorgerufen hatte. Im nächsten Augenblick schoß ich in meine Kabine, um meiner Frau zuzurufen: »Die »Fram« ist angekommen!« Schneller als sonst war sie draußen.

Aber ich konnte es noch immer nicht glauben; es schien mir wie ein Feenmärchen. Ich las die Depesche wieder und immer wieder, ehe ich mich überzeugen konnte, daß nicht alles ein Traum war.

Da gab's ein Jubiliren an Bord und im ganzen Hafen und in der Stadt. Von der »Windward«, die gerade die Anker lichtete, um nach Tromsö zu fahren, hörten wir brausende Hurrahs für die »Fram« und für die norwegische Flagge. Wir hatten beabsichtigt, am selben Nachmittag nach Tromsö abzufahren, kamen jetzt aber überein, so rasch wie möglich in See zu gehen und den Versuch zu machen, die »Fram« in Skjærvö einzuholen, das gerade auf unserm Wege lag. Ich versuchte, das Schiff durch ein Telegramm an Sverdrup aufzuhalten, doch traf dasselbe zu spät ein.

An diesem Morgen ging es beim Frühstück lebhaft zu. Johansen und ich sprachen davon, wie unglaublich es erscheine, daß wir bald unsern Kameraden die Hände wieder drücken sollten. Sir George war fast außer sich vor Freude; alle Augenblicke sprang er von seinem Stuhle auf, klopfte auf den Tisch und rief: »Die »Fram« ist angekommen! Die »Fram« ist wirklich angekommen!« Lady Baden-Powell war im stillen glücklich; sie freute sich über unsere Freude.

Am nächsten Tage liefen wir in den Hafen von Tromsö ein, und dort lag die »Fram«, stark und breit und wettergebräunt. Es war ein wundersames Gefühl, die hohe Takelung, den Rumpf, die beide uns so wohlbekannt waren, wieder zu erblicken. Als wir das Schiff zuletzt gesehen hatten, war es halb im Eise begraben; jetzt schwamm es frei und stolz auf der blauen See, in norwegischen Gewässern. Wir glitten längsseit der »Fram«. Die Mannschaft der »Otaria« begrüßte das wackere Schiff mit drei englischen Hurrahs, und von der »Fram« antwortete ein neunmaliges norwegisches Hurrah. Dann ließen wir die Anker fallen, und im nächsten Augenblick kam die prächtige Mannschaft der »Fram« an Bord der »Otaria«.

Das Wiedersehen, das jetzt folgte, werde ich nicht zu beschreiben versuchen. Ich möchte wissen, ob einer von uns mehr fühlte, als das Eine: nun sind wir wieder alle beisammen, nun sind wir wieder in Norwegen und haben unsere Aufgabe erfüllt!

Dann machten wir uns miteinander längs der norwegischen Küste auf den Weg nach Süden. Zuerst kam der von der Regierung gecharterte Schlepper »Haalogaland«, dann die »Fram«, schwer und langsam, aber um so sicherer, und zuletzt die elegante »Otaria«, an deren Bord meine Frau und ich uns befanden; sie sollte uns nach Drontheim bringen. Welch ein beglückendes Gefühl war es, jetzt endlich in Ruhe und Frieden zu sitzen und zuzusehen, wie andere die

Führung übernahmen und den Weg aufsuchten!

Überall, wo wir vorüberkamen, schlug uns das Herz des norwegischen Volkes entgegen, von den Dampfern, die mit festtäglich gekleideten Städtern gefüllt waren, wie von dem ärmsten Fischerboot, das einsam zwischen den Schären lag. Es schien, als ob die alte Mutter Norwegen stolz auf uns sei, als ob sie uns in fester, heißer Umarmung an sich drücke und uns danke für das, was wir gethan hatten. Und was war dies denn? Wir hatten nur unsere Pflicht gethan, wir hatten die Aufgabe erfüllt, die wir übernommen hatten; wir waren es, die ihr Dank schuldeten für das Recht, unter ihrer Flagge zu segeln.

Ich erinnere mich eines Morgens.

Es war in Brönösund – es war noch grau und frostig –, als ich damit geweckt wurde, es seien viele Leute da, die uns zu begrüßen wünschten. Noch halb im Schlafe, kam ich auf Deck. Ich schaute auf den Sund hinaus, der gedrängt voller Boote war. Wir waren mit langsamer Fahrt hindurchgefahren, doch vergrößerte die vorauf befindliche »Haalogaland« jetzt ihre Schnelligkeit ein wenig, und auch wir fuhren etwas rascher.

Ein Fischer quälte sich in seinem Boote mit Rudern ab, um auf gleicher Höhe mit uns zu bleiben, was keine leichte Arbeit war; dann rief er zu mir herauf:

»Sie wollen wol keine Fische kaufen, oder?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Vielleicht können Sie mir sagen, wo Nansen ist? Ist er wol an Bord der »Fram«?«

»Nein, ich glaube, er ist an Bord dieses Schiffes«, war die Antwort.

»O, ich möchte gern wissen, ob ich nicht an Bord kommen könnte. Ich möchte ihn gar zu gern sehen.«

»Das kann kaum geschehen, fürchte ich; man hat keine Zeit, jetzt anzuhalten.«

»Das ist schade. Ich möchte den Mann selbst so gern sehen.«

Er ruderte weiter; es wurde ihm immer schwerer, mit uns auf gleicher Höhe zu bleiben, doch starrte er unverwandt mich an, der ich mich lächelnd über die Reihing lehnte, während Christofersen neben mir stand und lachte.

»Da Sie den Mann so dringend zu sehen wünschen, kann ich Ihnen sagen, daß Sie ihn jetzt sehen«, sagte ich.

»Ach nein! Ach nein! Hab' ich's mir doch gleich gedacht! Willkommen wieder in der Heimat!«

Und dann ließ der Fischer die Ruder fallen, stand im Boote auf und nahm die Mütze ab. –

Als wir während des prachtvollen Morgens weiter fuhren und auf der eleganten englischen Lustjacht saßen und die arme, aber schöne Küste sich wieder im Sonnenlichte ausdehnen sahen, fühlte ich voll, wie nahe dieses Land und dieses Volk meinem Herzen standen. Wenn wir auch nur einen einzigen Sonnenstrahl auf sein Leben haben fallen lassen, dann waren diese drei Jahre nicht umsonst!

Norwegen, mein geliebtes Land,
Du zaubrisch' Land, du Stern im Norden!
Ein schöner Land ist keinem Volk geworden.
Wie herrlich bist du jetzt im Frühling gar!

Wie zwitschert da so froh der Vögel Schar,
Wie spiegelt sich die Sonne in den Bächen,
Die schäumend aus den dunkeln Bergen brechen.
Fast ist es mir wehmüth'ge Freude,
Wenn ich für dich, Norwegen, leide.

Ich fühlte, welches Leben, welche Kraft in diesem Volke pulsiren, ich sah wie eine Vision seine große, reiche Zukunft, wenn einst alle seine verschlossenen Kräfte sich lösen und frei sein werden.

Jetzt sind wir zum Leben zurückgekehrt, das sich voll Licht und Hoffnung vor uns ausdehnt. –

Dann kamen die Abende, da die Sonne weit draußen in die blaue See sank, und die klare Melancholie des Herbstes über der Wasserfläche lag. Es war zu schön, um daran zu glauben. Es überfiel mich ein Gefühl der Angst, allein der Schattenriß einer Frauengestalt, der sich vom glühenden Abendhimmel abhob, gab mir Ruhe und Sicherheit wieder.

So kamen wir längs der norwegischen Küste von Stadt zu Stadt, von Fest zu Fest. Es war am 9. September, als die »Fram« den Fjord von Christiania hinaufdampfte und einen Empfang erhielt, um die sie ein Fürst hätte beneiden können. Die alten ehrwürdigen Kriegsschiffe »Nordstjernen« und »Elida«, die neue elegante »Valkyrie« und flinke kleine Torpedoboote führten uns auf dem Wege; Dampfer, schwarz von Menschen, schwärmten rundherum. Hoch und niedrig flatterten Flaggen; Kanonendonner, Hurrahs erdröhnten, Taschentücher und Hüte wurden geschwenkt, überall gab es strahlende Gesichter: der ganze Fjord war ein einziges riesenhaftes Willkommen!

Dort lag im Sonnenschein die Heimat, dort der wohlbekannte Strand, und auf dem Hausdache glänzte und glitzerte es von Sonnenschein. Dann wieder Dampfer hinter Dampfer, Zurufe auf Zurufe; mit dem Hut in der Hand verbeugten wir uns, als Hurrah auf Hurrah erscholl.

Die ganze Bucht von Pepperviken war eine einzige Masse von Booten und Leuten und Flaggen und wehenden Wimpeln. Dann donnerten von jedem Kriegsschiffe dreizehn Schüsse, und das alte Fort Akershus folgte mit seinen dreizehn dröhnenden Salven, daß es von den Hügeln ringsum widerhallte. –

Abends stand ich draußen am Strande des Fjords. Der Lärm nach dem Feste war verhallt, die Fichtenwälder ringsum lagen schweigend und dunkel. Auf der Felsenklippe draußen rauchten noch die letzten glimmenden Kohlen eines uns zum Willkommen angezündeten Freudenfeuers, und zu meinen Füßen plätscherte und flüsterte die See: »*Jetzt bist du zu Hause.*« Der tiefe Frieden des Herbstabends senkte sich wohlthuend auf den ermüdeten Geist.

Ich mußte mich jenes regenschweren Junimorgens erinnern, als ich diesen Strand zum letzten mal betreten hatte. Mehr als drei Jahre sind vorübergegangen; wir haben gekämpft, wir haben gesäet, aber jetzt ist die Erntezeit gekommen. Es schluchzte und weinte in mir vor Freude und Dankbarkeit.

Das Eis und die langen Mondnächte dort oben im Norden mit all ihrer Qual erschienen mir wie ein ferner Traum, aus einer andern Welt: ein Traum, der aufgestiegen und dahingeschwunden war. Aber welchen werth hätte das Leben ohne seine Träume? –

Ich ließ mir nicht träumen, daß Sverdrup ein Jahr später Befehlshaber des Dampfers dieser Gesellschaft sein würde! Jackson hatte mehrere russische Pferde mitgenommen, die er mit den Hunden zusammen bei den Schlittenexpeditionen verwendet hatte. Bei unserer Ankunft war nur noch eins von den Pferden am Leben.

Erstes Kapitel

*Von
Kapitän Otto Sverdrup.*

Vom 15. März bis 22. Juni 1895

Schon am 26. Februar hatte Dr. Nansen der Mannschaft offiziell mitgeteilt, daß ich der Befehlshaber und Premierlieutenant Scott-Hansen der Zweite im Kommando der Expedition sein sollte. Vor seinem endgültigen Aufbruche am 14. März hatte er mir einen Brief mit einer Reihe von Instructionen eingehändigt, die schon früher in diesem Werke mitgeteilt worden sind.

Am Donnerstag, 14. März, um 11½ Uhr vormittags verließen Dr. Nansen und Johansen die »Fram« und traten ihre Schlittenreise an. Wir grüßten sie zum Abschied noch mit Flagge, Wimpel und Kanonensalut. Scott-Hansen, Hendriksen und Pettersen begleiteten sie bis zum ersten Lagerplatz, etwa 13 Kilometer vom Schiffe, und kehrten am nächsten Tage um 2½ Uhr nachmittags zurück.

Am Morgen hatten sie geholfen, die Hunde anzuschirren und vor die drei Schlitten zu spannen. In dem Gespann des letzten Schlittens befanden sich »Barnet« und »Pan«, die während der ganzen Zeit Todfeinde gewesen waren.⁸² Sie begannen wieder, sich zu beißen, und Hendriksen mußte »Barnet« eine tüchtige Tracht Prügel verabreichen, um ihn von dem andern zu trennen. Infolge dieses Kampfes war das letzte Gespann beim Aufbruch etwas zurück.

Die andern Hunde zogen inzwischen mit aller Kraft, und als die Prügelscene vorüber war und die Friedensstörer plötzlich zu ziehen begannen, schoß der Schlitten schneller dahin, als Johansen erwartet hatte, sodaß er zurückblieb und auf den Schneeschuhen tüchtig ausschreiten mußte. Scott-Hansen und die andern verfolgten die Schlitten mit den Augen, bis sie auf der endlosen Eisebene wie kleine schwarze Punkte in weiter, weiter Ferne aussahen. Nach einem letzten langen traurigen Blicke nach den beiden, die sie vielleicht niemals wiedersehen würden, legten sie die Schneeschuhe an und machten sich auf den Rückweg.

Zur Zeit des Aufbruchs der Schlittenexpedition lag die »Fram«, ungefähr nach Südost zu Ost gerichtet, auf 84° 4' nördlicher Breite und 102° östlicher Länge. Die Lage war kurz folgende: Das Schiff war mit einer leichten Neigung nach Steuerbord in ungefähr 8 Meter dickem Eise eingeschlossen und hatte also eine über einen Meter starke Eisschicht unter dem Kiel. An

Backbord lag gegen die Schiffsseite hoch aufgethürmt ein Eisrücken, welcher sich der ganzen Länge des Schiffes entlang von Südsüdost nach Nordnordwest ausdehnte, hinten bis ungefähr zur Höhe der Rehling des Halbdecks hinaufreichte und ostwärts ein wenig von dem Schiffe abwich. In der Entfernung von ungefähr 150 Meter nach Nordwesten erstreckte sich in der Richtung von Süden nach Norden ein langer, ziemlich breiter Eishügel, der sogenannte Große Hügel, der stellenweise bis zu 7 Meter hoch war. Mitten zwischen der »Fram« und dem Großen Hügel befand sich eine neu gebildete offene Rinne von ungefähr 50 Meter Breite, während quer vor dem Buge in der Entfernung von 50 Meter eine alte Rinne war, die durch die Eispressungen geschlossen worden war, sich im Laufe des Frühjahrs aber wieder öffnete.

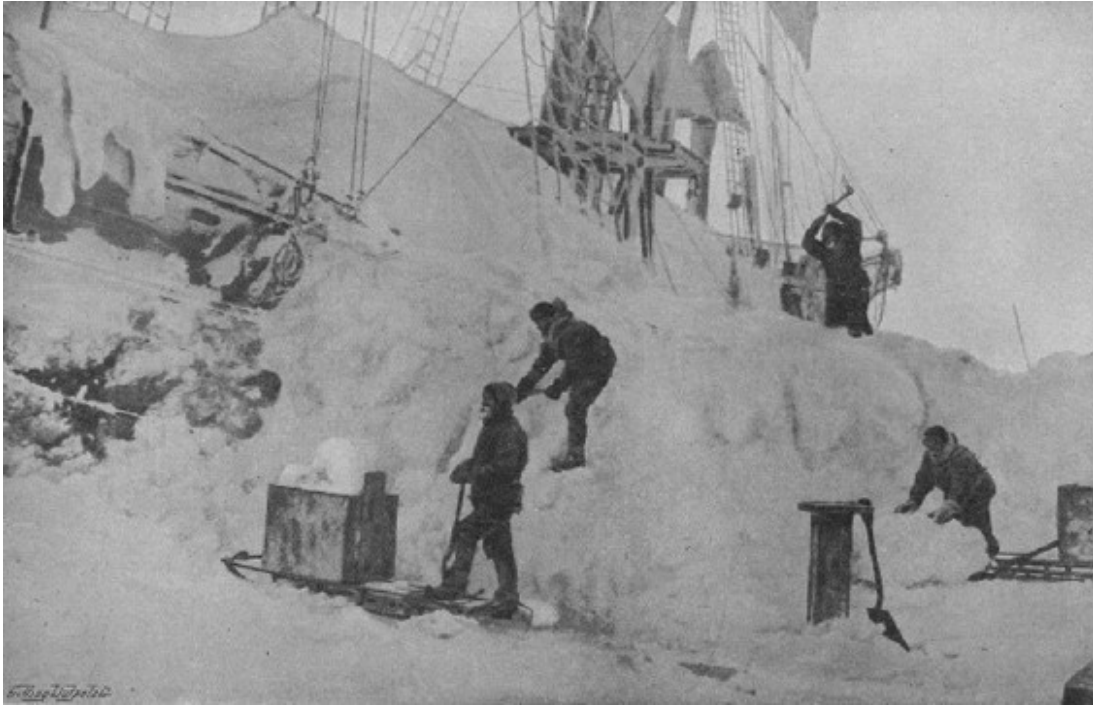
Auf dem Großen Hügel, der durch die heftige Eispressung am 27. Januar 1894 gebildet worden war, hatten wir unser Depot eingerichtet, und zwar an der dem Schiffe zugewandten Seite. Das Depot bestand aus aufgestapelten Blechkisten mit Proviant und sonstigen Bedarfsgegenständen und bildete sechs oder sieben kleine Hügel, die mit Segeltuch bedeckt waren. Außerdem waren hier unsere Schneeschuhe und Schlitten untergebracht. Auf halbem Wege zwischen dem Schiffe und dem Großen Hügel lag das Petroleumboot, das etwas weiter auf das Eis hinausgeschleppt werden mußte, als sich die neue Rinne gerade unter ihm geöffnet hatte. Endlich war noch unsere Schmiede dort. Sie befand sich an Backbord in ungefähr 30 Meter Entfernung etwas achterlicher als dwars vom Heck und war in die abfallende Seite des vorstehend erwähnten Eisrückens hineingebaut. Das Dach bestand aus einer Anzahl Spieren, auf welche Eisblöcke aufgethürmt worden waren. Darüber war eine Schicht Schnee geworfen worden, worauf das Ganze zusammengefroren war, sodaß es eine compacte Masse bildete. Als Thür diente eine Persenning.



Die Schmiede auf dem Eise.

Die erste und wichtigste Arbeit, an welche wir Hand zu legen hatten, war die Entfernung eines Theils des hohen Eisrückens an der Backbordseite, da ich befürchtete, daß, wenn die Eispressung anhalten sollte, das Schiff, anstatt aufwärts, hinab gedrückt werden würde, solange ein so hoher Eisrücken sich gegen die ganze Backbordseite stützte. Die Arbeit wurde am 19. März von der ganzen Mannschaft in Angriff genommen. Wir hatten fünf Schlitten mit je einem Kasten darauf, und an jedem Schlitten arbeiteten zwei Mann. Es waren gleichzeitig zwei Abtheilungen mit je

einem Schlitten vorn und zwei Abteilungen hinten, die sich einander entgegenarbeiteten, während eine fünfte Abtheilung von zwei Mann und einem Schlitten einen Durchgang von 4 Meter Breite direct bis an die Mitte des Schiffes aushieb. Die Eisschicht, die auf diese Weise längs der ganzen Schiffsseite entfernt wurde, erreichte doppelte Mannshöhe, ausgenommen in der mittlern Passage, wo das Eis schon früher bis zur Tiefe von ungefähr 3 Meter entfernt worden war, theils im Hinblick auf einen möglichen Eisdruck gegen diesen niedrigsten Theil des Rumpfes, theils um die Treppe freizulegen, über welche die Hunde auf das Schiff oder von demselben liefen.



Die »Fram« wird ausgegraben (März 1895).

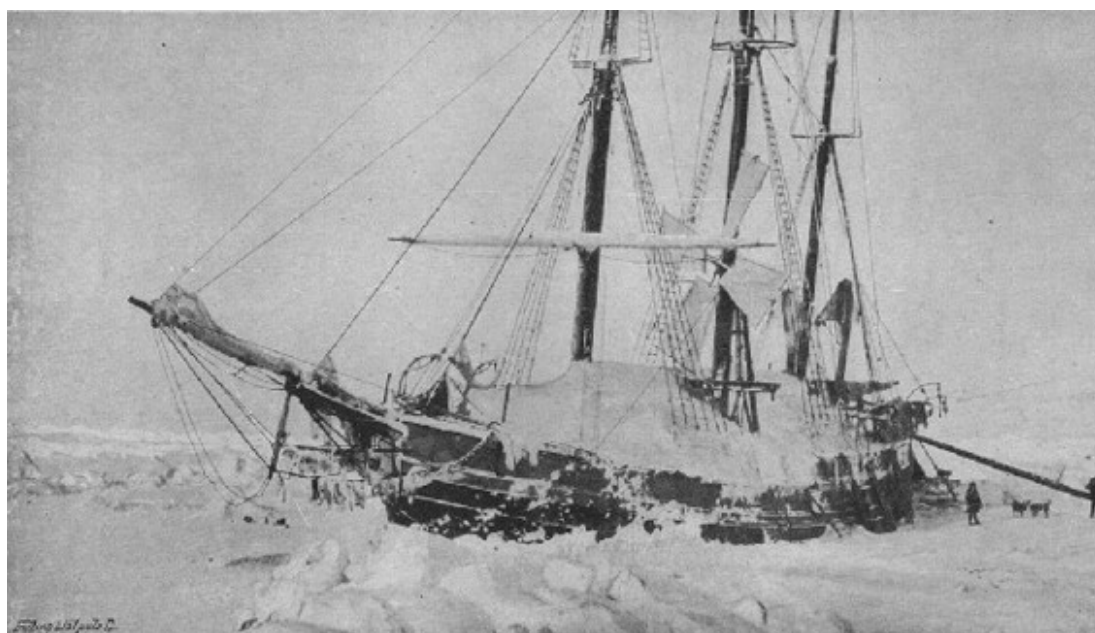
Das Fortschaffen des Eises begann am 19. März und war am 27. beendet. Der ganze Eisrücken an Backbord war dann bis zu solcher Tiefe entfernt, daß $2\frac{1}{2}$ Planken von der Eishaut des Schiffes freilagen. Während dieser Arbeit war das Wetter ziemlich kalt und die Temperatur bis auf -38° und -40° C. gesunken. Jedoch ging alles gut und erfolgreich von statten, mit der einen Ausnahme, daß Scott-Hansen das Unglück hatte, sich die eine große Zehe zu erfrieren.

Der Doctor und ich arbeiteten an demselben Schlitten. Mein Tagebuch bemerkt: »Er hatte mich immer im Verdacht, schlechter Laune zu sein, und ich ihn.« Thatsache ist, daß ich die Gewohnheit habe, nicht gern zu plaudern, wenn ich eifrig mit einer Arbeit beschäftigt bin, während bei dem Doctor das Gegentheil der Fall ist. Als ich nach meiner Gewohnheit Stillschweigen beobachtete, glaubte der Doctor, ich sei schlechter Laune, und ebenso dachte ich, daß er schmolle, als er sich des Plauderns enthielt. Das Mißverständniß klärte sich jedoch auf, und wir lachten herzlich darüber.

Da die Abreise Dr. Nansen's und Johansen's Gelegenheit zu einer passenderen Neuvertheilung der Quartiere bot, so zog ich in Nansen's Kabine, die wie die meine auf der Steuerbordseite lag. Steuermann Jacobsen, der bislang mit vier Mann von der Mannschaft in der großen Kabine an Backbord einquartiert gewesen war, erhielt meine Kabine zugewiesen, und in der Steuerbordkabine, wo vier Mann geschlafen hatten, blieben nur noch drei. Auch der Arbeitsraum erhielt seine frühere Ehre und Würde wieder. Dort waren im Laufe des Jahres die Glascylinder

des Theerölofens zerbrochen worden; Amundsen ersetzte sie jetzt durch Essen aus Blech und brachte dünne Marienglasplatten über den Gucklöchern an. Nachdem der Ofen auf diese Weise reparirt worden war, wurde der Arbeitsraum zum belebtesten und behaglichsten Aufenthaltsorte im ganzen Schiffe. Nach Beendigung der verschiedenen Arbeiten beim Umstellen und Inordnungbringen der Sachen an Bord und im Depot war unsere nächste Sorge, uns hinten einen bequemen und passenden Zugang zum Schiffe durch die Herstellung eines tüchtigen Steges zu sichern, der aus zwei Spieren bestand, zwischen welche Bretter von Packkisten genagelt waren, an denen ein Tau als Geländer befestigt war.

Nachdem dies geschehen war, machten wir uns an die langen und mannichfachen Vorbereitungen für eine Schlittenreise nach Süden, für den (thatsächlich von keinem von uns als wahrscheinlich betrachteten) Fall, daß wir gezwungen sein sollten, die »Fram« zu verlassen. Wir bauten Schlitten und Kajaks, nähten Säcke für die Vorräthe, wählten den Proviant und andere nothwendige Dinge aus und wogen sie ab u. s. w. Diese Arbeit hielt uns lange in Thätigkeit.



Vom Eispanzer befreit (Ende März 1895).

Wir mußten uns auch mit mehr Schneeschuhen versorgen, da wir nur spärlich versehen waren. Gute starke Schneeschuhe *müssen* wir haben, mindestens ein Paar für jeden Mann. Aber woher sollten wir das Material dazu nehmen? An Bord ist kein Holz mehr zu finden, das sich zur Anfertigung von Schneeschuhen eignete. Allerdings hatten wir noch ein großes Stück Eichenholz zur Verfügung, allein es fehlte uns an einem geeigneten Werkzeug, um es zu spalten, da wir es mit den kleinen Sägen, die wir hatten, nicht zu zerschneiden vermochten. In unserer Verlegenheit nahmen wir unsere Zuflucht zu der Eissäge. Amundsen verwandelte sie, indem er sie in anderer Weise feilte, in eine Brettsäge; Bentsen fertigte Handgriffe hierzu an, und sobald sie fertig war, begannen Mogstad und Hendriksen den eichenen Balken in Stücke zu sägen. Anfänglich ging die Arbeit nur langsam von statten, da der größte Theil der Zeit von dem Feilen und Schärfen der Säge in Anspruch genommen wurde, allein allmählich ging es besser, und am 6. April war der Balken zur Anfertigung von Schneeschuhen in sechs Paar gute Bretter zerschnitten, die zeitweilig zum Trocknen in den Salon gelegt wurden. Da ich canadische Schneeschuhe für besser halte als norwegische, wenn es sich darum handelt, schwer beladene Schlitten über eine so rauhe und unebene Fläche zu schleppen, wie sie das Polareis bietet, so wies ich Mogstad an, zehn Paar

canadische Schneeschuhe aus Ahornholz herzustellen, von dem wir ein Quantum an Bord hatten. Anstatt des Netzwerkes aus Renthierhaut spannten wir Segeltuch über die Rahmen; es thut dieselben Dienste, während es den Vortheil hat, daß es sich leichter repariren läßt. Mit den Schneeschuhen, die wir besaßen, unternahmen wir häufig Ausflüge, insbesondere Scott-Hansen und ich. Auf einer dieser Touren, auf welcher auch Amundsen, Nordahl und Pettersen uns begleiteten, trafen wir 6 Kilometer westlich vom Schiffe einen großen Eishügel, den wir wegen seiner Ähnlichkeit mit der Insel Lovunden, unweit der Küste von Helgeland, »Lovunden« nannten. Der Hügel hatte sehr schöne Abhänge zum Schneeschuhlaufen, und wir übten es dort nach Herzenslust.

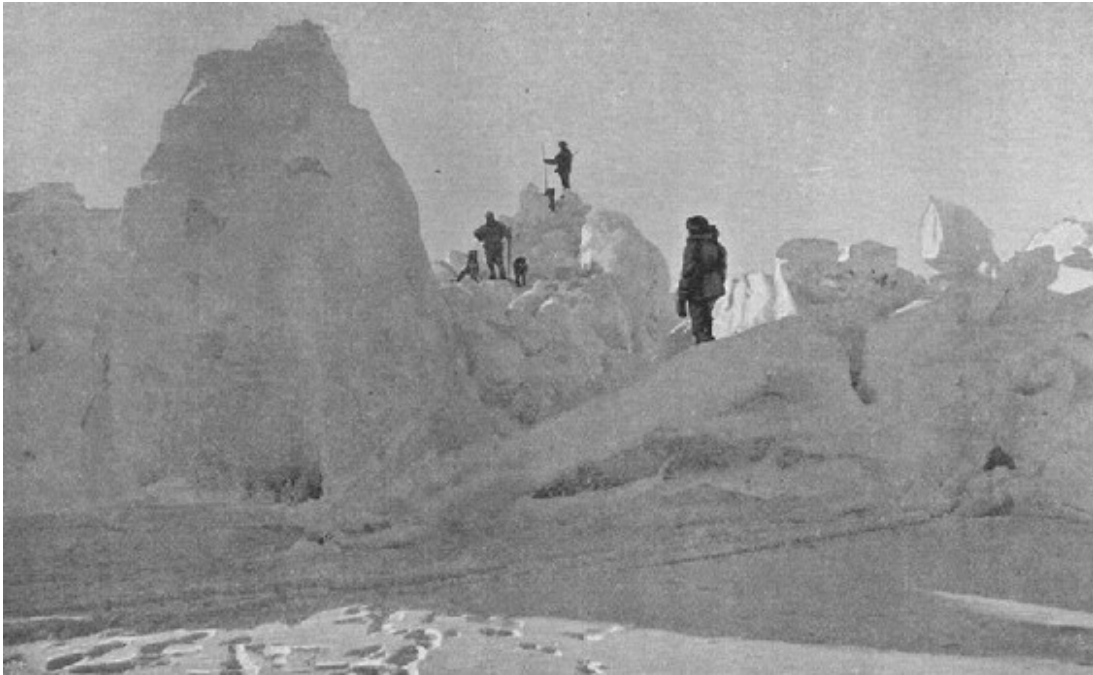


Pettersen und Blessing auf einem Eishügel.

Am 1. Mai hatten wir die für den täglichen Gebrauch bestimmten Schneeschuhe vollendet, und ich ertheilte Befehl, daß hinfort täglich, wenn das Wetter gut sei, von der ganzen Mannschaft Schneeschuhfahrten von 11 bis 1 Uhr gemacht werden sollten. Diese Schneeschuhläufe waren nach jedermanns Geschmack und zugleich nothwendig, nicht nur, weil sie lebhaftere Bewegung in der frischen Luft boten, sondern auch um denjenigen, die weniger an Schneeschuhe gewöhnt waren, einen genügenden Grad von Sicherheit zu geben für den Fall, daß wir die »Fram« verlassen mußten.

Während wir mit der Entfernung des Eisrückens beschäftigt waren, war fortwährend viel Unruhe im Eise. Zwanzig Meter vom Schiffe hatte sich eine neue Rinne parallel mit der alten zwischen uns und dem Depot gebildet; außerdem hatte sich nach allen Richtungen eine Anzahl größerer und kleinerer Spalten geöffnet. Etwas später, in der Zeit vom 11. April bis zum 9. Mai, traten meist beträchtliche Störungen im Eise mit mehrern heftigen Pressungen in den Rinnen um das Schiff herum ein. Am Abend des erstgenannten Tages hatten Scott-Hansen und ich eine Schneeschuhfahrt nach Nordosten längs der neuen Rinne zwischen dem Schiffe und dem Depot unternommen. Auf dem Rückwege trat in der Rinne Eispressung ein, und wir hatten Gelegenheit,

eine Pressung mit anzusehen, wie ich sie in gleicher Weise noch niemals erlebt hatte. Erst war da ein ganz schmaler Kanal, der parallel mit der Hauptrinne lief, die mit ungefähr 2/3 Meter dickem Eis bedeckt war. Darauf öffnete sich jenseits der ersten und parallel mit ihr laufend eine größere Rinne. Während der dann folgenden Eispressung krachten die Ränder mit solcher Heftigkeit gegeneinander, daß sie das Eis mit Gewalt nach unten drängten, sodaß wir es oft 5½-7 Meter tief unter Wasser sahen. Neugefrorenes Seeeis ist merkwürdig elastisch und biegt sich in staunenswerthem Grade, ohne zu brechen. An einer andern Stelle sahen wir, wie das neue Eis sich, ohne zu brechen, in großen wellenförmigen Erhöhungen gebogen hatte.



Aufgetürmtes Eis in der Nähe der »Fram«.

Am 5. Mai wurde die breite Rinne hinter dem Schiffe durch Eisdruck zusammengeschoben, und an ihrer Stelle bildete sich an Backbord, ungefähr 100 Meter vom Schiffe und nahezu parallel mit demselben, eine Spalte in dem Eise. Das Schiff befand sich also in einer andern Lage, insofern als die »Fram« nicht mehr mit einem einzigen soliden, zusammenhängenden Eisfeld in Verbindung stand und von demselben abhing, sondern durch mehr oder weniger offene Rinnen getrennt und an einer großen Scholle befestigt war, die täglich abnahm, sobald sich neue Spalten bildeten.

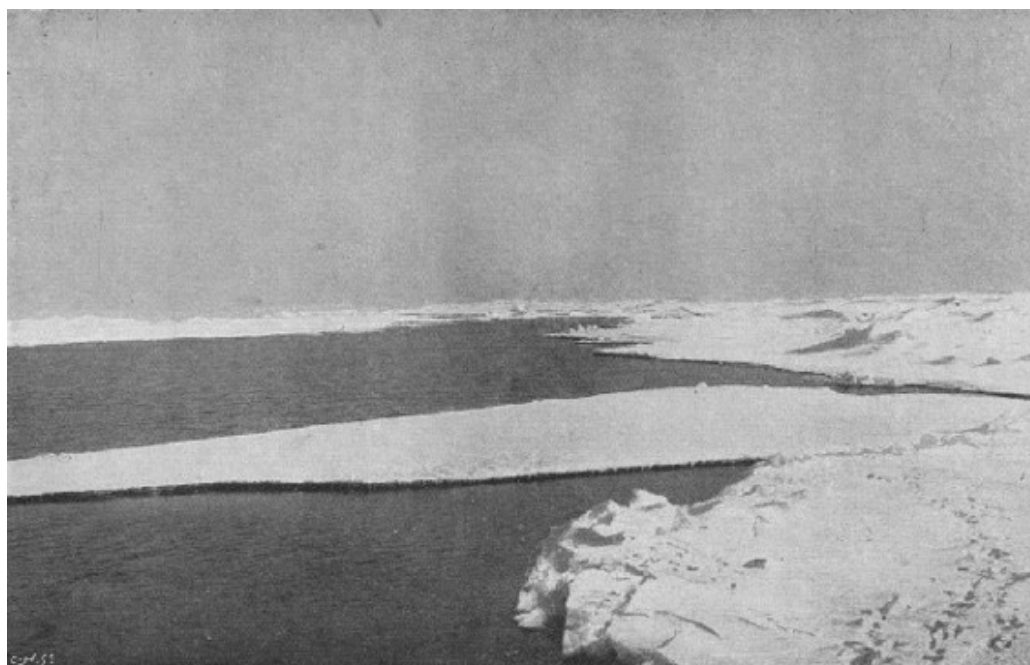
Die Hauptrinne hinter dem Schiffe fuhr während der zweiten Hälfte des April fort, sich mehr zu öffnen, und war am 29. sehr breit geworden. Sie dehnte sich nordwärts aus, soweit das Auge reichte, und zeichnete sich außerdem durch den dunkeln Widerschein aus, der darüber zu schweben schien. Sie erreichte wahrscheinlich ihre größte Breite am 1. Mai, als Scott-Hansen und ich sie maßen und fanden, daß sie dicht hinter dem Heck des Schiffes 900 und etwas weiter nördlich über 1432 Meter breit war. Wäre die »Fram« damals frei gewesen, so würde ich in der Rinne soweit als möglich nach Norden gegangen sein. Es war jedoch hieran nicht zu denken angesichts der Art und Weise, wie das Schiff vom Eise in die Höhe gehoben und mit Mauern umgeben worden war.

Schon am 2. Mai schloß sich die Hauptrinne wieder. Der Steuermann, Nordahl und Amundsen, die sich zufällig auf einer Schneeschuhfahrt längs der Rinne nach Süden befanden, waren Augenzeugen der Eispressung, die sie als einen großartigen Anblick beschrieben. Der frische

südöstliche Wind hatte dem Eise beträchtlichen Antrieb gegeben, und als die Ränder des Eises sich mit erheblicher Geschwindigkeit und Wucht einander näherten, kamen zuerst zwei große vorstehende Zungen mit donnerartigem Krach miteinander in Collision; sie wurden im nächsten Augenblicke zu einem Hügel von ungefähr 7 Meter Höhe emporgeschoben, um bald darauf wieder zusammenzustürzen und mit gleicher Plötzlichkeit unter dem Rande des Eises zu verschwinden. Wo das Eis nicht in die Luft emporgedrängt wurde, pflegte ein Rand über oder unter den andern geschoben zu werden, während alle vorstehenden Zungen und Eisblöcke zu Tausenden von Bruchstücken zermalmt wurden, welche alle kleinen Ritzen, die von der vorhin so mächtigen Oeffnung übriggeblieben waren, ziemlich gleichmäßig füllten.

Unsere Drift nach Norden war während des ersten Monats fast gleich Null. Beispielsweise waren wir bis zum 19. April nicht mehr als 4 Breitenminuten (ungefähr $7\frac{1}{2}$ Kilometer) weiter nach Norden gekommen. Ebenso trieben wir in derselben Zeit höchstens etwa 77 Kilometer nach Westen. Später machten wir bessere Fortschritte, aber jedenfalls bei weitem nicht so große wie im Jahre 1894. Am 23. Mai trug ich Folgendes ins Journal ein:

»Wir sind alle sehr neugierig darauf, zu sehen, was das Ergebniß unserer Drift im Frühjahr sein wird. Wenn wir bis zum Sommer oder Herbst nur 60° östlicher Länge zu erreichen vermöchten, dann glaube ich, daß wir sicher darauf rechnen können, im Herbst 1896 heimzukehren. Die Frühjahrsdrift ist in diesem Jahre beträchtlich weniger stark als im vorigen, wird aber vielleicht bis später in den Sommer hinein dauern. Wenn wir in diesem Jahre während der Zeit vom 16. Mai bis 16. Juni ebenso weit treiben sollten wie im vorigen Jahre, so würden wir 68° östlicher Länge erreichen; es wird jedoch nicht möglich sein, diese Länge so früh zu erreichen. Möglicherweise gelingt es uns auch in diesem Jahre, der starken Rückdrift im Sommer zu entgehen und statt dessen etwas vorwärts zu kommen; dies wird für uns um so besser sein. Das Eis ist nicht so stark durch Rinnen zerstückelt, als es voriges Jahr um diese Zeit war. Allerdings sind auch jetzt viele da, aber im vorigen Jahre konnten wir wegen der Rinnen uns überhaupt kaum darauf bewegen. Jetzt haben wir große Eisflächen vor uns, in denen kaum irgendwelche Oeffnungen zu finden sind.«



Rinne im Eise bei der »Fram« (Mai 1895).

Um die Drift des Eises zu beobachten, stellten wir eine Art Logleine von 2-300 Meter Länge her, an deren Ende ein kegelförmiger offener Beutel aus lose gewebtem Stoff befestigt war, in welchem wir kleine Thiere fangen konnten. Unmittelbar über dem Beutel war ein Stück Blei an der Leine angebracht, sodaß ersterer selbst frei im Wasser nachschleppen konnte. Das Log wurde durch ein ziemlich weites Loch im Eise hinabgelassen, das während der kalten Jahreszeit offen zu halten eine höchst schwierige Aufgabe war. Mehrere Male am Tage wurde die Leine untersucht und der Driftwinkel gemessen. Für diese Messung hatten wir einen mit einem Bleiloth versehenen Quadranten construirt. Hin und wieder pflegten wir die Logleine einzuholen, um zu sehen, ob sie noch in Ordnung sei, und zu sammeln, was der Beutel an kleinen Thieren oder sonstiger Beute enthalten mochte. In der Regel war der Inhalt unbedeutend und bestand nur aus einigen wenigen Exemplaren niedriger Organismen.

Ende Mai war die Frühjahrsdrift vorüber. Der Wind ging nach Südwest, West und Nordwest herum, und die Rückdrift oder Sommerdrift setzte ein, die jedoch nicht von langer Dauer war, da wir am 8. Juni wieder östlichen Wind mit guter Drift nach Westen hatten, sodaß wir am 22. auf $84^{\circ} 31,7'$ nördlicher Breite und $80^{\circ} 58'$ östlicher Länge waren; während der letzten Tage des Juni und des größten Theils des Juli war die Drift noch besser.

Ein Umstand, der die Einförmigkeit unserer Drift im Eise während des Winters und Frühjahrs 1895 noch vermehrte, war die große Seltenheit thierischen Lebens in diesem Theile des Polarmeeres. Wiederholt sahen wir lange Zeit hindurch nicht ein einziges lebendes Wesen; selbst die doch so weit umherschweifenden Eisbären ließen sich nicht sehen. Mit allgemeiner Freude wurde daher am Nachmittage des 7. Mai das Erscheinen eines kleinen Seehundes in einer neu geöffneten Rinne dicht bei dem Schiffe begrüßt. Es war der erste Seehund, den wir seit März erblickt hatten. Später sahen wir in den offenen Rinnen oft Seehunde derselben Art, doch waren sie sehr scheu, und es gelang uns erst spät im Sommer, einen zu tödten, der so klein war, daß wir ihn bei *einer* Mahlzeit vollständig verzehrten.

Am 14. Mai erzählte uns Pettersen, er habe einen weißen Vogel, seiner Meinung nach eine Elfenbeinmöve, nach Westen fliegen sehen. Am 22. sah Mogstad eine Schneeammer, die das Schiff umkreiste; von da ab wurden die Frühjahrsboten immer zahlreicher.

Unsere Jagdbeute blieb jedoch sehr spärlich. Erst am 10. Juni erlegten wir das erste Wild, indem es dem Doctor gelang, einen Eissturmvogel und eine Stummelmöve zu schießen. Allerdings ließ er diesen Heldenthaten verschiedene Fehlschüsse als Einleitung vorgehen, aber schließlich brachte er es doch fertig, die Vögel zu treffen und »Ende gut, alles gut«. Was den Eissturmvogel anlangt, war es eine aufregende Jagd, da der Vogel nur flügelahm geschossen war und in der offenen Rinne Zuflucht gesucht hatte. Pettersen war der erste, der sich hinter ihm her machte, gefolgt von Amundsen, dem Doctor, Scott-Hansen und der ganzen Hundemeute, bis es ihnen schließlich gelang, ihn zu bekommen.

Von da ab kam es täglich vor, daß wir Vögel ganz nahe sahen; um sie und auch Seehunde besser erlegen zu können, vertäuten wir unser Seehundsboot in der offenen Rinne. Das Boot war ausgerüstet mit Segel und Ballast, der aus einigen Eisenstücken von der Windmühle bestand, die wir hatten herunternehmen müssen. Schon am ersten Abend, nachdem das Boot zu Wasser gebracht worden war, unternahmen Scott-Hansen, Hendriksen und Bentsen eine Segelpartie in der Rinne, welche Gelegenheit die Hunde benutzten, sich eine ordentliche Bewegung zu machen. Sie hatten es sich in den Kopf gesetzt, dem Boote, wie es auf- und niederkreuzte, dem Rande der Rinne entlang zu folgen; es war eine schwere Arbeit für sie, sich immer neben dem Boote zu halten, da sie viele Umwege um die kleinern Rinnen und Buchten im Eise machen mußten und,

wenn sie endlich keuchend und mit weit aus dem Halse heraushängender Zunge sich dem Boote genähert hatten, dieselbe Strecke nochmals zurücklegen mußten, wenn letzteres dann gerade wendete.

Am 20. Juni schossen der Doctor und ich je eine Grillumme. Wir sahen auch einige Krabbentaucher, jedoch gingen die Hunde auf den Sport, den sie als eine willkommene Unterbrechung der anhaltenden drückenden Einsamkeit und Einförmigkeit betrachteten, so eifrig ein, daß sie uns voranstürmten und die Vögel verjagten, ehe wir zum Schuß kommen konnten.

Wie gesagt, hatten wir die Mühle herunternehmen müssen. Eines schönen Tages war die Welle unter dem obern Triebrod gebrochen und mußte entfernt und zur Reparatur nach der Schmiede gebracht werden. Pettersen schweißte sie zusammen, und am 9. Mai war die Mühle wieder in gutem Gebrauchszustand. Allein sie schliff sich sehr rasch ab, hauptsächlich in dem Räderwerk, sodaß sie nach der ersten oder zweiten Juniwoche fast unbrauchbar war. Wir rissen sie daher ab und verstaute alle Holz- und Gußeisentheile auf dem Eishügel an Backbord, mit Ausnahme einiger Stücke harten Holzes, die wir an Bord behielten und zur Anfertigung von Schlittenkufen und andern Dingen sehr brauchbar fanden.

Das Wetter war durch den ganzen März, April und Mai gut, mit schwachen östlichen Brisen oder Windstillen und in der Regel klarer Luft. Ein- oder zweimal drehte sich der Wind nach Süden oder Westen, jedoch waren diese Veränderungen stets nur von kurzer Dauer. Das beständige Wetter wurde uns schließlich geradezu zur Qual, da es zur Erhöhung der Langweiligkeit und Monotonie unserer Umgebung in hohem Maße beitrug und einen deprimirenden Einfluß auf unsere Stimmung ausübte. Gegen Ende Mai besserte es sich etwas, als wir eine Zeit lang eine frische westliche Brise hatten. Allerdings war dies conträrer Wind, aber es war doch eine kleine Abwechslung. Am 8. Juni drehte sich der Wind wieder nach Osten und nahm nunmehr an Stärke zu, sodaß wir am Sonntag, 9. Juni, einen halben Sturm aus Ostsüdost mit der Geschwindigkeit von 10,6 Meter in der Secunde hatten, den stärksten günstigen Wind, den wir seit langer Zeit gehabt hatten.

Es war erstaunlich, welche Veränderung ein einziger Tag mit gutem Wind in der Stimmung aller an Bord herbeiführte. Wer sich vorher träumerisch und theilnahmslos umherbewegt hatte, erwachte zu neuem Muth und Unternehmungsggeist. Jedes Gesicht strahlte von Befriedigung. Vorher bestand unsere tägliche Unterhaltung aus dem einsilbigen »Ja« und »Nein«; jetzt waren wir vom Morgen bis zum Abend voller Scherz, und überall hörte man Lachen und Singen und lebhaftes Geplauder. Und mit der Stimmung stieg auch unsere Hoffnung auf eine günstige Drift. Die Karte wurde immer wieder herausgeholt, und die Prophezeiungen pflegten zuversichtlich genug zu sein. »Wenn der Wind sich längere Zeit in dieser Richtung hält, werden wir an dem und dem Tage an dem und dem Orte sein. Es ist so klar wie Tageslicht, daß wir im Herbst 1896 zu Hause sein werden. Sehen Sie nur, wie wir bisjetzt hinaufgetrieben sind, und je weiter wir westlich kommen, desto schneller wird es gehen« u. s. w.

Die Kälte, die um Mitte März nicht über -40° C. betrug, hielt sich während des April stetig auf -30° und -25° C., nahm aber im Mai in verhältnißmäßig raschem Tempo ab, sodaß das Thermometer um die Mitte des Monats -14° und im letzten Theile nur -6° C. verzeichnete. Am 3. Juni – bis dahin der wärmste Tag – hatte sich in der Nähe des Schiffes ein großer Wassertümpel gebildet, obwol die höchste Temperatur an diesem Tage -2° betrug und der Himmel überzogen war.⁸³

Am 5. Juni stand das Thermometer zum ersten mal über dem Gefrierpunkt, nämlich auf $+0,2^{\circ}$ C. Dann fiel es wieder einige Tage und ging bis auf -6° C. hinab, stieg aber am 11. aufs neue bis auf

ungefähr +2° C. u. s. w.

Die atmosphärischen Niederschläge während der erwähnten Periode waren höchst unbedeutend; nur hin und wieder sehr leichter Schneefall. Der 6. Juni bildete jedoch eine Ausnahme. Der Wind, der mehrere Tage aus Süden und Westen geweht hatte, ging während der Nacht nach Nordwesten herum und drehte sich am nächsten Morgen um 8 Uhr nach Nord, wobei eine frische Brise mit ausnahmsweise starkem Schneefall wehte.

In der Nacht zum 2. April sahen wir zum ersten mal die Mitternachtssonne. –

Eine der wissenschaftlichen Aufgaben der Expedition war die Untersuchung der Tiefe des Polarmeeres. Unsere Leinen, die schwach waren und sich für diesen Zweck nicht besonders eigneten, waren bald durch Reibung, Oxydation u. s. w. so abgenutzt, daß wir gezwungen waren, sie nicht nur mit der größten Vorsicht zu benutzen, sondern auch die Zahl der Lothungen viel mehr zu beschränken, als wünschenswerth war. Manchmal passirte es auch, daß die Leine während des Einholens brach, sodaß ein tüchtiges Stück von ihr verloren ging.

Die erste Lothung nach der Abreise Dr. Nansen's und Johansen's wurde am 23. April vorgenommen. Wir glaubten, in *einem* Zuge bis auf 3000 Meter auslaufen lassen zu können. Allein da die Leine bei 1900 Meter schlaff zu werden begann, so meinten wir, den Grund erreicht zu haben, und holten die Leine wieder ein. Als es sich dann aber zeigte, daß die Leine den Grund nicht erreicht hatte, ließen wir jetzt 3000 Meter aus, verloren dabei aber etwa 900 Meter Leine. Darauf hin nahm ich an, daß wir bei 2100 Meter den Grund berührt hätten, und ließ daher die Leine bis zu dieser Tiefe auslaufen, ohne aber Grund zu bekommen. Am nächsten Tage lotheten wir aufs neue bei Tiefen von 2100, 2300, 2500 und 3000 Meter, stets aber, ohne Grund zu erreichen. Am dritten Tage, 25. April, lotheten wir zuerst auf 3000 und dann auf 3200 Meter, ohne Grund zu finden. Da die Stahlleine zu kurz war, mußten wir sie mit einer Hanfleine verlängern und reichten nun bis auf 3400 Meter hinab. Beim Einholen merkten wir, daß die Leine brach, und fanden, daß wir außer 200 Meter Hanfleine ungefähr 500 Meter Stahlleine verloren hatten. Wir stellten das Lothen dann bis zum 22. Juli ein, weil die Hanfleinen so stark abgenutzt waren, daß wir sie bis zum Eintritt mildern Wetters nicht zu benutzen wagten. –

Wind und Wetter waren natürlich ein Lieblingsthema an Bord der »Fram«, namentlich in Verbindung mit unserer Drift. Wie es sich gehörte, hatten wir in der Person Pettersen's einen Wetterpropheten an Bord. Seine Specialität war die Vorhersagung günstigen Windes, und in dieser Beziehung war er unermüdlich, obwol seine Prophezeiungen sich keineswegs immer erfüllten. Aber er spielte sich auch in andern Beziehungen als Prophet auf, und nichts schien ihm mehr Vergnügen zu machen als das Angebot einer Wette mit ihm über seine Vorhersagungen. Gewann er, so strahlte er Tage lang in einem fort von guter Laune; wenn er aber verlor, wußte er sowol seine Vorhersagung als auch das Resultat meist in so orakelhaftes Dunkel zu hüllen, daß beide Parteien recht zu haben schienen. Zu zeiten war er, wie bereits angedeutet, unglücklich, und dann wurde er unbarmherzig gehänselt; zu andern Zeiten hatte er aber eine erstaunliche Reihe von Glücksfällen, worauf seine Courage dermaßen zu wachsen schien, daß er alles zu prophezeien und auf alles zu wetten bereit war.

Unter seinen großen Unglücksfällen befand sich eine am 4. Mai mit dem Steuermann abgeschlossene Wette, daß wir gegen Ende October Land in Sicht haben würden. Und am 24. Mai schloß er mit Nordahl eine Wette ab, daß wir am Abend des 27. Mai auf 80° östlicher Länge sein würden. Es braucht wol nicht gesagt zu werden, daß wir alle wünschten, seine unglaublichen Prophezeiungen möchten sich als wahr erweisen. Aber leider, das Wunder geschah nicht, denn erst am 27. Juni passirte die »Fram« den 80. Längengrad.

Während des letzten Theiles des Mai begannen Sonne und Frühjahrswetter in solchem Maße auf die um das Schiff liegende Schneeschicht einzuwirken, daß sich vorn auf dem Eise ein richtiger kleiner Teich von Schneewasser bildete. Da der Schnee besonders dort, aber auch längs der ganzen Seite des Schiffes voller Ruß, Abfälle und Mist aus den Hundeställen war, so befürchteten wir, daß ein schädlicher oder doch unangenehmer Geruch entstehen könnte und außerdem, wenn sich wie im vorigen Jahre ein Teich um das Schiff bilden sollte, sein Wasser zu unrein sein würde, um es zum Abspülen zu benutzen. Ich ließ daher alle Mann ans Werk gehen, den Schnee von der Steuerbordseite fortzuschaffen, eine Arbeit, die ungefähr zwei Tage in Anspruch nahm.

Der beginnende Frühling gab uns jetzt längere Zeit Beschäftigung mit verschiedenen Arbeiten sowol an Bord wie auf dem Eise. Eins der ersten Dinge, die geschehen mußten, war, unser Depot zur Sicherheit an Bord zu bringen, da sich jetzt häufiger Rinnen und Spalten im Eise bildeten und einige der Waaren im Depot keine Feuchtigkeit vertragen konnten.

Die Wirkung der Sonnenstrahlen auf das Zeltdach wurde bald so stark, daß der Schnee unter den Booten und auf den Davits zu schmelzen begann. Schnee und Eis mußten daher gänzlich entfernt und fortgekratzt werden, nicht nur unter dem Zeltdach, sondern auch unter den Booten, auf dem Deckshause, in dem Durchgange an Steuerbord und in den Räumen und wo es sonst nöthig war. Im Hinterraum war jetzt viel mehr Eis als im vorigen Winter, wahrscheinlich weil wir in diesem Winter den Salon viel wärmer gehalten hatten als früher.

Im Salon, in der Bibliothek und den Kabinen nahmen wir eine gründliche Frühjahrsreinigung vor, die sehr nothwendig war, weil Decken, Wände und alle Mobiliar- und Ausrüstungsgegenstände im Laufe der langen Polarnacht sich mit einer aus Ruß, Fett, Rauch und andern Ingredienzien bestehenden dicken isabellfarbigen Schmutzkruste bedeckt hatten.

Ich selbst nahm die Reinigung der Bilder im Salon und in meiner eigenen Kabine vor, da diese allmählich dieselbe dunkle Grundfarbe angenommen hatten wie ihre Umgebung, und im ganzen ziemlich räthselhaft aussahen. Mit Hülfe von viel Arbeit und Anwendung von reichlich Seife und Wasser gelang es mir, ihnen einigermaßen zu ihrer frühern Schönheit zu verhelfen.

Am Pfingstvorabend, 1. Juni, hatten wir unsere Generalreinigung beendet, sodaß wir ein wirklich behagliches Pfingstfest mit Buttersuppe zum Abendessen und einigen Extradelicatessen zum Nachtschiff feiern konnten.

Nach Pfingsten beschäftigten wir uns wieder mit Verschiedenem, was die Jahreszeit sowie die Möglichkeit, daß die »Fram« im Laufe des Sommers flott werden könnte, mit sich brachte. Auf dem Großen Hügel lagen noch viele Gegenstände, die, wie ich glaubte, vorläufig dort bleiben konnten, wie z. B. der größere Theil des Hundefutters. Die Kisten, die dasselbe enthielten, waren in vier Haufen aufgestapelt, sodaß sie ein abfallendes Dach bildeten, auf welchem das Wasser bequem ablaufen konnte, zumal ich das Ganze mit Persenningen überdeckt hatte. Das Großboot an der Backbordseite, das ich bis zum Winter auf dem Eise zu belassen beabsichtigte, wurde an einer sichern Stelle, etwa 50 Meter vom Schiffe, niedergelegt und mit Segeln, Takelung, Rudern und voller Ausrüstung versehen, um für jeden Nothfall bereit zu sein.



Wasserrinne hinter der »Fram« (Juni 1895).

Das Abkratzen des Eises in den Räumen und auf dem Halbdeck wurde am 12. Juni beendet. Wir versuchten auch, hinten das Dampfrohr (das Rohr für das Spülwasser) aus dem Eise loszuhauen, mußten den Versuch aber aufgeben. Das eine Ende des Rohres hatte schon seit vorigem Jahr auf dem Eise geruht und war jetzt so tief eingefroren, daß wir es nicht freimachen konnten. Wir schlugen rundherum ein über ein Meter tiefes Loch, das sich jedoch rasch mit Wasser füllte, sodaß wir es der Sommerhitze überlassen mußten, das Rohr los zu thauen.

Im Maschinenraum hatte sich bis dahin so viel Wasser angesammelt, daß wir beträchtliche Mengen – gewiß 600 Liter täglich – ausschöpfen konnten. Anfänglich glaubten wir, das Wasser sei durch das Aufthauen des an Bord befindlichen Eises entstanden, später zeigte sich jedoch, daß es hauptsächlich von lecken Stellen herrührte, die wahrscheinlich dadurch entstanden waren, daß das Eis, welches sich in den verschiedenen Schichten der Eishaut bildete, die Beplankung etwas auseinandergetrieben hatte.

Der Gesundheitszustand blieb ausgezeichnet, und der Doctor hatte in seiner Eigenschaft als Arzt thatsächlich nichts zu thun. Was »Unfälle« anlangte, so kamen nur einige wenige unbedeutendster Art vor, wie eine erfrorene große Zehe, hin und wieder eine geringe Hautabschürfung, ein- oder zweimal ein schlimmes Auge; das war alles. Wir führten aber auch ein sehr regelmäßiges Leben, in welchem die Tagesstunden in geeigneter Weise zwischen Arbeit, Bewegung und Ruhe vertheilt waren. Wir schliefen gut und aßen tüchtig und waren daher sehr wenig bekümmert darüber, daß wir beim Wiegen am 7. Mai fanden, daß wir an Gewicht verloren hatten. Die Abnahme war jedoch nicht bedeutend; das Gesamtgewicht der ganzen Gesellschaft betrug kaum $3\frac{1}{2}$ Kilogramm weniger als einen Monat vorher.

Eine Krankheit gab es jedoch, an welcher wir litten, eine ansteckende, wenn sie auch nicht gefährlicher Natur war. Es wurde an Bord der »Fram«, wenn man will, zur Modekrankheit, sich den Kopf rasiren zu lassen; es sollte ein untrügliches Mittel sein, um einen üppigen Haarwuchs hervorzubringen. Juell brachte es auf, und dann wurde es eine regelrechte Manie, indem die Uebrigen seinem Beispiele folgten, mit Ausnahme von mir und einem oder zwei andern. Als vorsichtiger General wartete ich erst eine Weile, um zu sehen, ob die erwartete Ernte auf den

geschorenen Köpfen meiner Kameraden sprießen würde. Als aber das Haar nicht stärker als vorher wuchs, zog ich ein mir vom Doctor verschriebenes Mittel vor, nämlich den Kopf täglich mit weicher Seife zu waschen und dann mit einer Salbe einzureiben. Um diese Behandlung jedoch wirksamer zu machen und die Salbe in die Kopfhaut gelangen zu lassen, folgte ich doch noch dem Beispiel der andern und ließ mir den Kopf ebenfalls mehreremal rasiren. Persönlich glaube ich nicht, daß das Verfahren etwas genützt hat, allein Pettersen war anderer Ansicht. »Hol' mich der Teufel«, sagte er am nächsten Tage, nachdem mir das Haar geschnitten war, »wenn der Kapitän nach dieser Kur nicht einige frische starke Borsten auf seiner Platte bekommen hat.«

Der »Siebzehnte Mai« brachte uns das schönste Wetter. Klarer, heller Himmel, blendender Sonnenschein, 10-12° Kälte und fast vollständige Windstille. Die Sonne, die zu dieser Zeit des Jahres niemals untergeht, stand schon hoch am Himmel, als wir um 8 Uhr morgens durch einen Kanonenschuß und Festmusik auf dem Harmonium erweckt wurden. Wir schlüpfen rascher als gewöhnlich in die Kleider, frühstückten hastig und bereiteten uns in lebhaftester Erwartung auf das Kommende vor, da das »Festcomité« am Tage vorher sehr geschäftig gewesen war. Pünktlich um 11 Uhr versammelten sich die verschiedenen Corporationen mit ihren Flaggen und Insignien und wurden an ihren Platz in dem großen Festzuge gewiesen. Ich marschierte mit der norwegischen Flagge an der Spitze; dann kam Scott-Hansen mit dem Wimpel der »Fram«, darauf folgte Mogstad mit dem Banner der meteorologischen Abtheilung, reich bedeckt mit »Cyclonen-Centren« und »Aussichten auf schönes Wetter«. Er saß auf einer mit einem Bärenfell bedeckten Kiste, die auf einem von sieben Hunden gezogenen Schlitten stand; das Banner wehte hinter ihm an einer als Mast aufgetakelten Stange. Amundsen war Nummer 4 und trug ein Demonstrations-Banner zu Gunsten der »Reinen Flagge«, ihm folgte sein Schildknappe Nordahl auf Schneeschuhen, einen Speer in der Hand und eine Büchse auf dem Rücken. Seine Flagge zeigte auf rothem Grunde das Bild eines alten norwegischen Kriegers, der seinen Speer über dem Knie zerbricht, mit der Inschrift: »Vorwärts! Vorwärts! (Fram! Fram!) ihr Norweger! Eure eigene Flagge in Eurem eigenen Lande! Was wir thun, thun wir für Norwegen!« Als fünfter in dem Festzuge kam der Steuermann mit dem norwegischen Wappen auf rothem Grunde; Sechster war Pettersen mit der Flagge der Mechaniker-Abtheilung, und zuletzt kam das »Musikcorps«, dargestellt von Bentsen mit einer Handharmonika. Dem Festzuge folgte das Publikum in Festtagskleidern, nämlich der Doctor, Juell und Hendriksen in malerischer Unordnung.

Mit wehenden Bannern und unter den Klängen der Musik nahm der Festzug seinen Weg um die Ecke der »Universität« (die »Fram«), durch die »Karl-Johann-Straße«, die »Kirchenstraße« (eine von Scott-Hansen für diese Gelegenheit angelegte Straße über die Rinne vor dem Großen Hügel) hinab, bei »Engebret« (das Depot auf dem Eise) vorbei und schwenkte dann herum nach dem »Festungs-Platz«, ⁸⁴dem Gipfel des Großen Hügels, wo der Zug halt machte und die Flaggen aufgepflanzt wurden.

Dort forderte ich zu einem Hoch zu Ehren der festlichen Gelegenheit auf, worauf die dichtgedrängte Menge ein neunmaliges donnerndes Hurrah erschallen ließ.

Genau um 12 Uhr wurde aus unsern großen Buggeschützen der officielle Salut für den Siebzehnten Mai abgefeuert. Dann kam ein prächtiges Festmahl; der Doctor hatte eine Flasche Liqueur gestiftet, und jeder Mann bekam außerdem eine Flasche echten Kronen-Malzextract aus der »Königlichen Brauerei« in Kopenhagen.

Als der Braten servirt war, brachte Scott-Hansen das Wohl unserer Lieben zu Hause und unserer zwei abwesenden Gefährten aus, die, wie er hoffe, die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, erfüllen und wohlbehalten in die Heimat zurückkehren würden. Dieser Toast wurde von einem

Salut von zwei Schüssen begleitet.

Um 4 Uhr nachmittags wurde das große »Volksfest« auf dem Eise abgehalten. Der Festplatz war hübsch mit Flaggen und Emblemen geschmückt, und das Programm bot eine reiche Auswahl von Unterhaltungen dar. Da waren Seiltanz, Gymnastik, Schießen nach laufenden Hasen und viele andere Nummern. Das Publikum war durchgängig in hoher Feststimmung und spendete den Künstlern für ihre Leistungen nach Kräften Beifall. Nach dem Abendessen, das an Vortrefflichkeit kaum hinter dem Mittagessen zurückblieb, versammelten wir uns im Salon um eine dampfende Punschbowle. Der Doctor brachte unter lautem Beifall ein Hoch auf das Festcomité aus und ich eines auf die »Fram«. Später blieben wir in fröhlichster, kameradschaftlichster Stimmung noch bis tief in die Nacht hinein beisammen.

Der kleine »Barnet«, der nur 17, 7 Kilogramm wog und einer der kleinsten Hunde war, war ein richtiger Raufbold und meist der Angreifer. Als der Doctor und ich am 18. April nach einem passenden Stück Eis zur Bestimmung des specifischen Gewichts desselben suchten, fanden wir einen bemerkenswerthen Wassertropfen unter der vorspringenden Ecke eines durch Eispressung hoch hinaufgeschobenen großen Eisblocks. Er hing dort im Schatten und zitterte in der frischen Brise, obwol das Thermometer ungefähr 23° Kälte zeigte. »Der muß sehr salzig sein«, sagte ich und kostete ihn. Pfui, er war in der That salzig, furchtbar salzig, gleich der stärksten Salzlake. Alles in Christiania wohlbekannte Lokalitäten. Engebret ist ein Restaurant.

Zweites Kapitel

Vom 22. Juni bis 15. August 1895.

Mit dem Fortschreiten des Frühjahrs nahmen die Störungen im Eise zu, und es bildeten sich in allen Richtungen neue Rinnen und Tümpel. Gleichzeitig trat auch täglich eine Zunahme der Zahl der Seethiere und Vögel um uns herum ein.

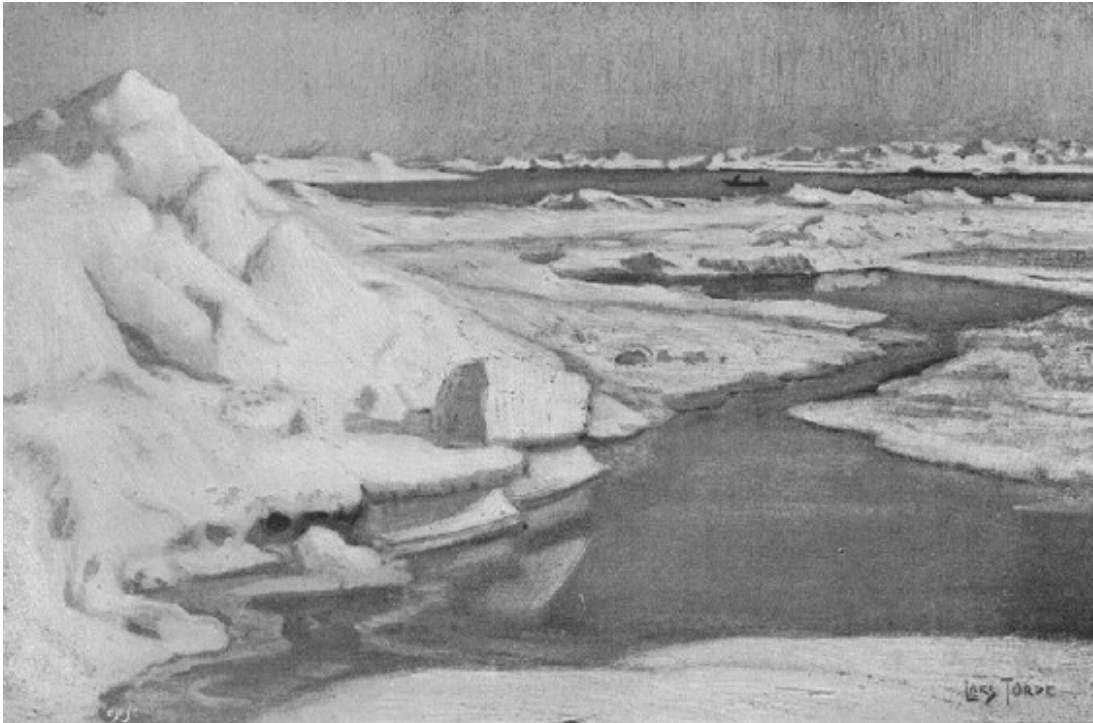
In der Nacht zum 22. Juni wurde ich durch die Wache geweckt, die mir meldete, es seien Wale in der Rinne an der Steuerbordseite. Jeder eilte an Deck, wo wir sieben oder acht weibliche Narwale sahen, die in der nahe bei uns befindlichen Rinne ihre Luftsprünge machten. Wir gaben einige Schüsse auf sie ab, die jedoch keine Wirkung auszuüben schienen. Im Laufe des Tages fuhr ich ihnen mit dem Seehundsboot nach, ohne jedoch in Schußweite zu gelangen. Um die Jagd mit Erfolg ausüben zu können, wenn sie, wie wir hofften, uns in Zukunft nochmals einen Besuch abstatten sollten, bereiteten wir zwei Harpunenblasen und einen eichenen Anker vor, die wir am Ende der Harpunenleine befestigten. Sollte der harpunierte Walfisch sich als zu stark für uns erweisen, dann wollten wir den Anker und die Blasen auswerfen; vielleicht würden wir dann, wenn das Schicksal nicht gegen uns wäre, erfolgreich sein.

Wir wünschten sehr dringend, den neuen Apparat zu probiren, und hielten daher scharfen Ausguck nach Walen. Gelegentlich sahen wir einen oder zwei in der Rinne, jedoch verschwanden sie so rasch wieder, daß uns keine Zeit blieb, sie zu verfolgen. Am Abend des 2. Juli hatten wir Aussicht auf eine großartige Jagd. Die Rinne wimmelte von Walen, und wir machten uns rasch zur Verfolgung auf. Allein auch diesmal waren sie so scheu, daß wir nicht an sie herankommen konnten. Einer blieb noch eine Zeit lang in einer kleinen Rinne, die so schmal war, daß man hinüberwerfen konnte. Wir versuchten, uns am Rande entlang hinzuschleichen, aber sobald wir bis auf kurze Entfernung an den Wal gelangt waren, bekam er Wind von uns und schwamm in den großen Kanal hinaus, wo er blieb, sich umhertummelte, sich vier bis fünf Minuten auf den Rücken drehte, den Kopf über Wasser haltend und tüchtig blasend; er verhöhnte uns offenbar. Als wir uns endlich mühsam nach der großen Rinne zurückgearbeitet hatten in der Absicht, ihn bei seinen Vorstellungen etwas zu unterstützen – klatsch, war er weg.

Einige Tage später erhielten wir nochmals den Besuch von einer Bande dieser Schauspieler in einer andern Rinne, die sich ganz nahe bei dem Schiffe neu gebildet hatte. Drei von ihnen hatten lange, schwere Stoßzähne, die sie bald hoch über Wasser zeigten, bald dazu benutzten, ihre Freundinnen auf dem Rücken zu kratzen. Wir rüsteten uns sofort mit Büchsen und Harpunen aus und rannten, so schnell die Beine uns tragen wollten, nach der Rinne hinab; allein noch ehe wir hinkamen, hatten die Thiere die Flucht ergriffen. Es nützte nichts, zu versuchen, in Schußweite dieser scheuen Geschöpfe zu kommen. Wir ließen sie daher fortan meist unbehelligt.

Im Frühjahr 1896 waren wir jedoch einmal nahe daran, einen Narwal zu fangen. Ich war auf die Vogeljagd gegangen und gerade eifrig damit beschäftigt, die geschossenen Vögel aus dem Boote zu nehmen, als plötzlich in der Rinne nahe bei unserm gewöhnlichen Landungsplatze, wo die Harpune mit der Leine zum sofortigen Gebrauch bereit lag, ein Narwal erschien. Ich ergriff rasch

die Harpune, jedoch war die aufgeschossene Leine zu kurz, und nachdem ich sie in Ordnung gebracht hatte, tauchte der Wal unter Wasser, gerade als ich ihn zu harpunieren bereit war.



Wasserrinne bei der »Fram« (24. Juni 1895).

Zu dieser Zeit erschien gelegentlich auch ein großer bärtiger Seehund (*Phoca barbata*; wir verfolgten ihn manchmal, aber ohne Erfolg; er war zu scheu.

Auf der Vogeljagd hatten wir mehr Glück, und schon am 7. Juni schossen wir so viele Grilllumen, Möven, Eissturmvögel und Krabbentaucher, daß wir an diesem Tage unsere erste Mahlzeit von frischem Fleisch in diesem Jahre halten konnten. Das Fleisch dieser Vögel wird in der Regel nicht sehr hoch geschätzt; wir aßen es jedoch mit wahren Wolfshunger und fanden, daß es einen ausgezeichneten Geschmack hatte, besser als das zarteste junge Schneehuhn.

Eines Tages erschienen drei Möven und ließen sich in einiger Entfernung vom Schiffe nieder. Pettersen schoß zweimal nach ihnen, fehlte die Vögel, die aber ruhig auf dem Schnee sitzen blieben und ihn mit hochgespannter Bewunderung betrachteten. Endlich flogen sie davon, begleitet von verschiedenen Segenssprüchen des Jägers, der über sein Unglück, wie er es nannte, erbost war. Die Augenzeugen des Bombardements hatten eine andere Ansicht von dem »Unglück«, und es regneten zahlreiche Scherze auf den armen Burschen herab, als er mit leerer Hand zurückkehrte.

Pettersen wurde jedoch bald ein eifriger Jäger und erklärte, eins der ersten Dinge, welche er nach der Rückkehr thun werde, sei, sich eine Vogelflinte zu kaufen. Er schien als Schütze einiges Talent zu haben, obwol er schwerlich, ehe er an Bord der »Fram« gekommen war, jemals einen Schuß abgefeuert hatte. Wie alle Anfänger mußte er sich eine hübsche Zahl von Fehlschüssen gefallen lassen, ehe er so weit war, daß er das Ziel traf. Allein Uebung macht den Meister, und eines Tages errang er sich als Schütze unsere Achtung, als er thatsächlich einen Vogel im Fluge schoß. Dann aber folgten eine Zeit lang wieder »Unglücksfälle«, sodaß er das Vertrauen auf seine Fähigkeit, das Vogelwild im Fluge zu tödten, verlor und sich für seine Geschicklichkeit weniger hochgesteckte Ziele suchte. Erst lange nachher kam die wirkliche Ursache vieler seiner

schlechten Schüsse ans Licht. Ein Schelm, der geglaubt hatte, Pettersen richte zu viel Unheil unter dem Wild an, hatte in der Stille seine Patronen umgeladen, sodaß Pettersen während der ganzen Zeit mit Salz anstatt mit Blei geschossen hatte; das machte natürlich einen kleinen Unterschied.

Außer den genannten Thieren scheinen auch grönländische Haifische auf diesen Breiten vorzukommen. Als Hendriksen eines Tages den Speck von einigen Bärenhäuten entfernen wollte, die er vor ungefähr einer Woche draußen in dem Kanal ins Wasser gehängt hatte, fand er, daß die beiden kleinsten Felle fast vollständig aufgezehrt waren, sodaß nur einige wenige Fetzen übrig waren. Es konnte kaum ein anderes Thier gewesen sein als der grönländische Hai, der uns diesen Streich gespielt hatte. Wir hingen einen großen Haken mit einem Stück Speck aus und versuchten einen von diesen Dieben zu fangen; es nutzte uns aber nichts.

Zu Anfang August waren der Steuermann und Mogstad eines Tages draußen auf dem Eise, um nach dem Kiel des Petroleumboots zu suchen, der dort vergessen worden war. Sie sagten, sie hätten frische Spuren von einem Bären gefunden, der um den Großen Hügel herumgetrottet sei. Es war jetzt schon fast ein Jahr her, seitdem wir zuletzt einen Bären in der Nachbarschaft gehabt hatten, und wir waren daher in sehr gehobener Stimmung über die Aussicht auf eine willkommene Aenderung in unserm Menu. Lange Zeit jedoch hatten wir nichts als nur die Aussicht. Allerdings sah Mogstad bei dem Großen Hügel einen Bären, allein, da derselbe schon zu weit weg war, um mit ihm anzubinden, und auch rasch weiter lief, so wurde er nicht verfolgt. Es verfloß noch ein halbes Jahr, ehe uns wieder ein Bär einen Besuch abstattete, – es geschah dies erst am 28. Februar 1896.

Wie bemerkt, hatte die »Fram« seit der ersten Maiwoche in einer großen Eisscholle eingebettet gelegen, die täglich an Ausdehnung abnahm. In allen Richtungen bildeten sich Risse und entstanden neue Rinnen, oft, um sich schon nach wenigen Stunden wieder zu schließen. Wenn die Ränder des Eises mit fürchterlicher Gewalt gegeneinanderkrachten, wurden alle vorspringenden Spitzen abgebrochen und kleinere Schollen gebildet, die über- und unterinandergeschoben oder zu großen oder kleinen Hügeln aufgethürmt wurden. Diese stürzten, wenn der Druck aufhörte, wieder zusammen und brachen bei ihrem Falle große Schollen ab. Infolge dieser wiederholten Störungen nahmen die Risse in unserer Scholle beständig zu, insbesondere nach einer sehr heftigen Eispressung am 14. Juli, als sich Spalten und Rinnen quer durch die alte Eiskette an Backbord, sowie ganz nahe an der Seite des Schiffes bildeten, sodaß es eine Zeit lang aussah, als ob die »Fram« bald ins Wasser hinabgleiten würde. Für den Augenblick blieb das Schiff zwar in seinem alten Lager, jedoch drehte es sich während all dieser Störungen im Eise häufig nach verschiedenen Richtungen. Der Große Hügel, der seine Entfernung von dem Schiffe beständig vergrößerte, trieb ebenfalls sehr unregelmäßig, sodaß er einmal etwas ab, einmal gerade voraus war.



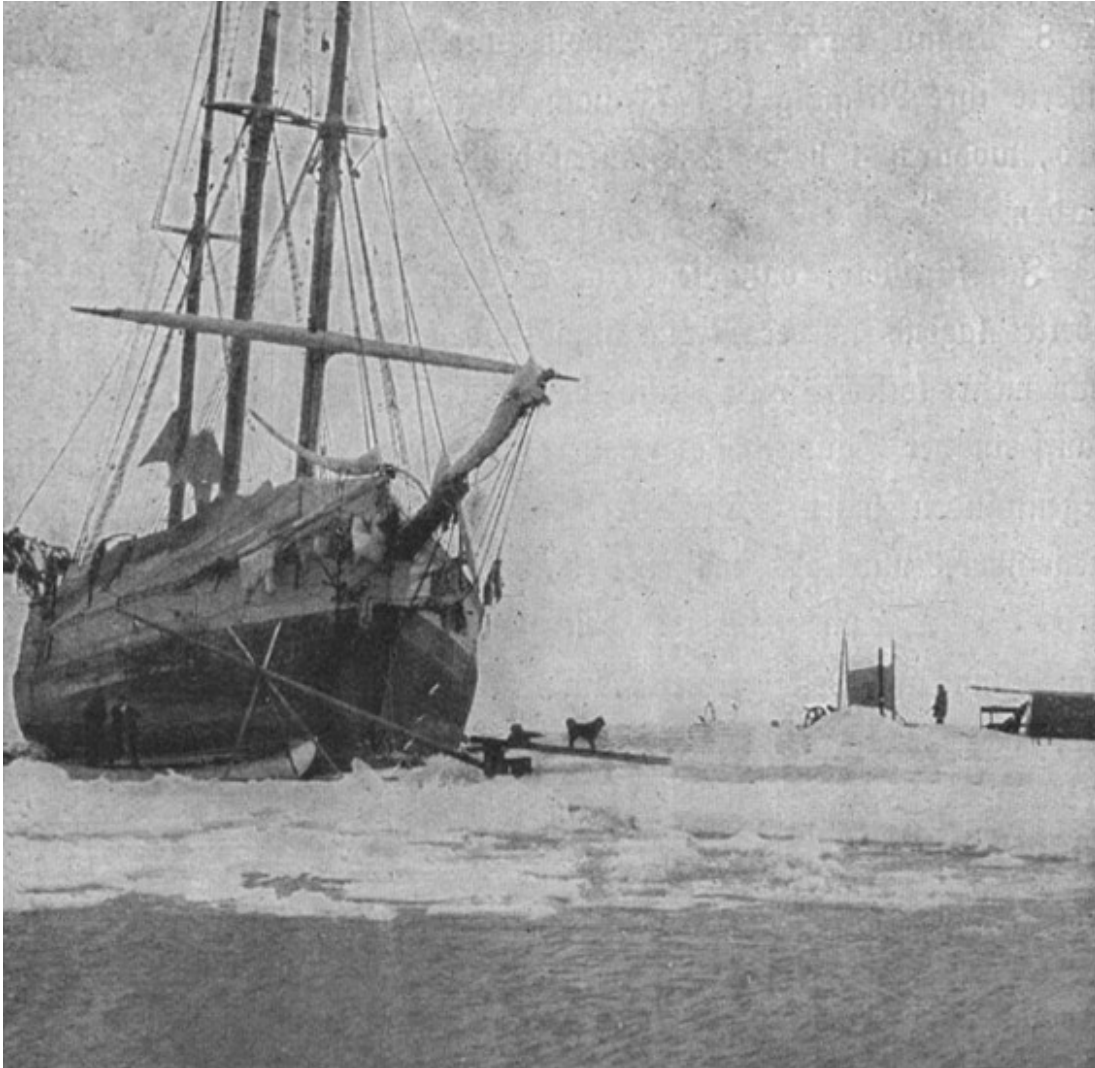
Aussicht vom Großen Hügel über das Treibeis; im Vordergrund das Depot (Sommer 1895).

Am 27. Juli trat eine Pressung im Eise ein, wie wir sie, seitdem wir festgerathen waren, noch nicht erlebt hatten. In jeder Richtung bildeten sich weite Rinnen, und die Scholle, auf welcher die Schmiede sich befand, drehte sich beständig wie in einem Wirbelstrom herum, sodaß wir jeden Augenblick befürchteten, die ganze Werkstatt zu verlieren. Scott-Hansen und Bentsen, die bei der frischen Brise gerade eine Segelfahrt machen wollten, unternahmen es, die Schmiede mit allem Zubehör auf die Scholle zu schaffen, auf welcher wir lagen. Sie nahmen noch zwei Mann zur Hülfe mit, und es gelang ihnen mit vieler Mühe, die Sachen zu bergen. Zur selben Zeit zeigte sich eine heftige Störung im Wasser um das Schiff herum. Die »Fram« drehte sich mit der Scholle, sodaß der Bug bald West $\frac{1}{2}$ Süden anstatt Nordost anlag. Alle Mann waren eifrig beschäftigt, die Gegenstände, die wir auf die Schollen gebracht hatten, auf das Schiff zurückzuschaffen. Es glückte auch, obwol es keine unbedeutende Arbeit und infolge der starken Brise und der heftigen Bewegung der Schollen und Eisblöcke nicht ohne Gefahr für die Boote war. Die Scholle mit den Trümmern der Schmiede wurde in derselben Richtung wie der Große Hügel langsam fortgeführt und diente uns noch längere Zeit als eine Art Bake.



Rinne hinter der »Fram« (Juli 1895).

Sie sah in der Ferne wie eine solche aus, da sie auf der Spitze gleichsam mit einer schwarzen Kappe gekrönt war, einem großen eisernen Topfe, der dort das Unterste zu oberst lag. Den Kessel hatte ursprünglich Trontheim gekauft; er war in Chabarowa zugleich mit den Hunden an Bord gekommen und von jenem auf der Reise durch Sibirien zum Kochen des Futters für die Hunde gebraucht worden. Wir pflegten Speck und anderes Hundefutter darin aufzubewahren. Im Laufe seiner langen Dienstzeit hatte der Rost Löcher in den Boden gefressen; wir hatten den Topf daher kassirt und auf den Eisrücken in der Nähe der Schmiede geworfen. Er treibt vielleicht noch heute als Bake im Polarmeer umher, wenn er nicht vielleicht von einer Eskimofrau an der Ostküste von Grönland gefunden und in Besitz genommen worden ist.



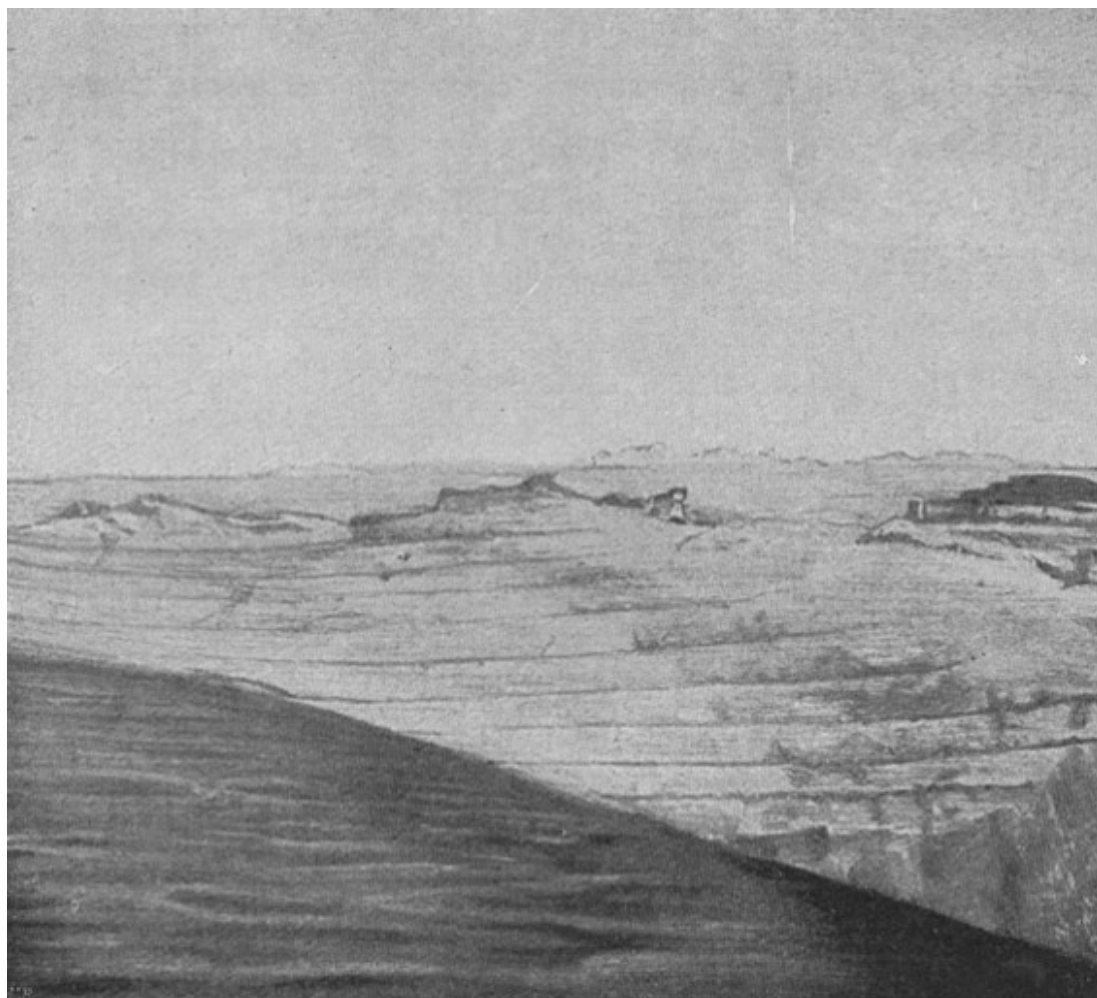
Die »Fram« im Juli 1895.

Als die Sonne und das milde Wetter ihren Einfluß auf die Oberfläche des Eises und den Schnee ausübten, hob das Schiff sich täglich höher aus seinem Lager, sodaß am 23. Juli an der Backbordseite $3\frac{1}{2}$ Planken von der aus Greenheart bestehenden Eishaut und an der Steuerbordseite 10 Planken freilagen. Am Abend des 8. August barst unsere Scholle an Backbord, und die »Fram« änderte ihre Neigung von 7° nach Backbord auf $1\frac{1}{2}^\circ$ nach Steuerbord, wodurch 4 bzw. 2 Planken der Eishaut und 11 Bugeisen frei wurden.

Ich fürchtete, daß die kleine Scholle, auf welcher wir jetzt eingebettet lagen, in der Rinne hinabtreiben könnte, falls das Eis sich noch mehr lockern sollte, und befahl daher dem Steuermann, das Schiff an der Hauptscholle zu vertäuen, wo noch viele von unsern Gegenständen lagen. Der Befehl wurde jedoch nicht schnell genug ausgeführt, und als ich eine halbe Stunde später an Deck kam, trieb die »Fram« bereits den Kanal hinab. Sofort wurden alle Mann an Deck gerufen, und mit vereinten Kräften gelang es uns, das Schiff wieder an die Scholle zu holen und sicher zu vertäuen.

Da wir die »Fram« gern vollständig aus dem Eisbett, in welchem sie so lange gelegen hatte, befreien wollten, beschloß ich, den Versuch zu machen, das Schiff loszusprengen. Am nächsten Tage, 9. August, zündeten wir daher um $7\frac{1}{2}$ Uhr abends eine Mine von ungefähr 3 Kilogramm

Schießpulver an, die wir 3 Meter vom Achtersteven unter der Scholle angebracht hatten. Als die Mine explodirte, erhielt das Schiff einen heftigen Stoß, jedoch blieb das Eis anscheinend unzerbrochen. Nunmehr entspann sich eine lebhaftere Erörterung über das Sprengen. Die Mehrheit war der Ansicht, daß die Mine nicht kräftig genug gewesen sei; einer behauptete sogar, daß mindestens 20 Kilogramm Pulver hätten verwendet werden müssen, ein anderer fand, man müsse gute Miene zum bösen Spiel machen u.s.w. Aber als wir noch in der Debatte waren, barst die Scholle plötzlich. Aus den Oeffnungen kamen große Eisklumpen unter dem Schiffe herauf, die »Fram« erhielt am Heck einen starken Stoß von unten, hob sich vorn, begann schwer zu rollen, als ob sie die Eisfesseln abschütteln wollte, und sprang dann unter starkem Klatschen hinaus ins Wasser. Dabei hatte sie so viel Fahrt, daß eine der Bugtrossen riß; im übrigen ging der Stapellauf so glatt von statten, wie kein Schiffbauer ihn sich hätte besser wünschen können. Wir vertäuten das Heck an dem Rande des festen Eises mit Eisankern, die wir zu diesem Zwecke kürzlich geschmiedet hatten.



Bett der »Fram« mit dem Abdruck der Schiffswände.

Scott-Hansen und Pettersen waren jedoch sehr nahe daran gewesen, ein kaltes Bad zu nehmen. Nachdem sie die Mine unter der Scholle angebracht hatten, legten sie sich mit dem Prahm dahinter, um die Zündschnur einzuholen. Als die Scholle barst, die »Fram« ins Wasser setzte und der Rest der Scholle, sobald er von seiner Last im Gewicht von 600 Tonnen frei wurde, kenterte, befanden sich die beiden im Boot gerade inmitten des gefährlichen Wirbelstromes von

Wasserwogen und Eisstücken in keiner angenehmen Lage; ihre Gesichter, namentlich dasjenige Pettersen's, als das Boot mit ihnen in dem Hexenkessel herumtanzte, mögen sehenswerth gewesen sein.

Das Schiff hatte jetzt eine leichte Neigung nach Steuerbord ($\frac{3}{4}^\circ$) und trieb beträchtlich leichter als vorher auf dem Wasser, da an Steuerbord 3 Eichenplanken, an Backbord noch etwas mehr und vorn 9 Bugeisen frei lagen. Soweit wir sehen konnten, hatte das Schiff keinerlei Schaden gelitten, weder durch die vielen, gelegentlich heftigen Eispressungen, denen es ausgesetzt gewesen war, noch durch seinen Ablauf.

Der einzige Fehler am Schiffe war, daß es noch immer ein wenig leckte, sodaß wir häufig die Pumpen in Thätigkeit setzen mußten. Eine kurze Zeit war es in der That beinahe dicht, was uns glauben ließ, daß das Leck über der Wasserlinie sein müsse, doch fanden wir bald, daß wir uns in dieser Beziehung irren mußten, da das Schiff später mehr Wasser als je vorher zu ziehen begann.

Im übrigen lag das Schiff jetzt sehr gut, mit der Backbordseite an einem ebenen, ziemlich niedrigen Eisrande und einer offenen Rinne an Steuerbord. Letztere schloß sich bald; jedoch blieb noch eine schmale Oeffnung von ungefähr 200 Meter Länge und 120 Meter Breite. Ich wünschte nur, daß der Winter bald kommen möchte, damit wir in dieser günstigen Lage sicher einfröhen. Es war jedoch noch zu früh im Jahre dazu, auch waren noch zu viel Pressungen im Eise, um das zu gestatten. Wir mußten noch manchen Kampf durchmachen, ehe die »Fram« sich in ihrem letzten Winterhafen festlegte.

Unsere Drift war in der zweiten Hälfte des Juni und während des größern Theils des Juli im ganzen befriedigend. Ich theile die folgenden Beobachtungen darüber mit:

Datum Breite Länge Windrichtung Juni 22. $84^\circ 32' 80^\circ 58'$ N. Juni 27. $84^\circ 44' 79^\circ 35'$ N. z. O. Juni 29. $84^\circ 33' 79^\circ 50'$ ONO. Juli 5. $84^\circ 48' 75^\circ 3'$ SO. Juli 7. $84^\circ 48' 74^\circ 7'$ WSW. Juli 12. $84^\circ 41' 76^\circ 20'$ WSW. Juli 22. $84^\circ 36' 72^\circ 56'$ NNW. Juli 27. $84^\circ 29' 73^\circ 49'$ SW. z. S. Juli 31. $84^\circ 27' 76^\circ 10'$ SW. August 8. $84^\circ 38' 77^\circ 36'$ NW. August 22. $84^\circ 9' 78^\circ 47'$ SW. August 25. $84^\circ 17' 79^\circ 2'$ O. z. N. September 2. $84^\circ 47' 77^\circ 17'$ SO. September 6. $84^\circ 43' 79^\circ 52'$ SW.

Wie aus dieser Zusammenstellung ersichtlich ist, kamen in der Driftrichtung nur verhältnißmäßig geringe Abweichungen nach Süden und Norden vor, während diejenigen nach Osten und Westen viel größer waren.

Vom 22. bis zum 29. Juni ging es rasch westwärts, dann im Anfang Juli wieder eine Strecke zurück, darauf ein paar Tage wieder schnell nach Westen, worauf eine rasche Rückdrift bis zum 12. Juli kam. Von diesem Tage bis zum 22. Juli trieben wir wieder tüchtig nach Westen, bis $72^\circ 56'$; von da ab herrschte aber die Rückdrift vor, die uns am 6. September auf $79^\circ 52'$ brachte oder ungefähr dieselbe Länge, von der wir am 29. Juni ausgegangen waren!

Während dieser Periode war das Wetter im ganzen schön und mild. Gelegentlich hatten wir etwas Schneetreiben und nassen Schnee, was uns drinnen zu bleiben zwang. Jedoch ärgerte uns das schlechte Wetter nicht sehr; im Gegentheil, wir warteten eifrig auf Veränderungen, namentlich wenn sie in uns die Hoffnung auf eine tüchtige Drift nach Westen und die Aussicht, bald aus unserm Gefängniß herauszukommen, wieder belebten. Man darf das jedoch nicht so verstehen, als ob wir uns davor fürchteten, vor unserer Heimkehr noch einen weitem Winter im Eise zuzubringen. Wir hatten Proviant genug und was sonst noch nöthig war, um durch weitere zwei oder drei Polarnächte zu kommen, wenn dies nothwendig werden sollte, und wir hatten ein Schiff, zu dem wir im Hinblick auf die vielen Proben, denen es schon unterworfen worden war, das vollste Vertrauen besaßen. Wir waren sämmtlich wohl und gesund und hatten gelernt, uns

immer näher aneinander anzuschließen.

Was Nansen und Johansen betraf, so hegte kaum einer von uns ernstliche Befürchtungen; so gefährlich ihre Reise auch war, besorgten wir doch nicht, daß sie den Mühseligkeiten unterwegs unterliegen und verhindert sein würden, Franz-Joseph-Land zu erreichen und, ehe das Jahr zu Ende war, nach Norwegen zurückzukehren. Im Gegentheil, wir freuten uns bei dem Gedanken, daß sie bald zu Hause sein und unsern Lieben erzählen würden, daß bei uns alles in Ordnung sei und alle Aussichten auf unsere Heimkehr im Herbst 1896 vorhanden seien. Es ist jedoch kein Wunder, daß wir ungeduldig wurden und daß Geist und Körper litten, wenn die Drift nur langsam war oder anhaltende Gegenwinde und die Rückdrift es höchst unwahrscheinlich machten, daß wir die Heimat zu der von uns erwarteten Zeit erreichen könnten.

Ferner war der wichtigste Theil unserer Mission bis zu einem gewissen Grade erfüllt. Es war keine Aussicht vorhanden, daß die Drift uns viel weiter nördlich bringen würde, als wir jetzt waren, und was zur Erforschung der Gegenden im Norden geschehen könnte, würde von Nansen und Johansen gethan werden. Unser Zweck war daher, den Instructionen von Dr. Nansen gemäß offenes Wasser und die Heimat auf dem kürzesten Wege und in der sichersten Weise zu erreichen, wobei wir aber alles in unserer Macht Stehende thun sollten, um die bestmöglichen wissenschaftlichen Resultate mit nach Hause zu bringen. Diese Resultate hatten wir, nach unsern Erfahrungen bis zu diesem Punkte zu urtheilen, beinahe schon so gut wie erzielt, indem wir nämlich, während wir nach Westen trieben, festgestellt hatten, daß das Polarmeer seinen Charakter, dieselben Tiefen, dieselben Eisverhältnisse und dieselben Strömungen fast unverändert beibehielt. Keine Inseln, Felsen, Untiefen und noch weniger ein Festland schienen in der Nähe unsers oft unregelmäßigen Kurses zu sein; wohin man blickte, überall dieselbe einförmige und öde, mehr oder weniger zerrissene Eisfläche, die uns festhält und mit sich führt, wir mögen wollen oder nicht. Unsere wissenschaftlichen Beobachtungen wurden ununterbrochen so regelmäßig und genau wie möglich fortgesetzt und umfaßten außer den gewöhnlichen meteorologischen Aufzeichnungen, Lothungen, das Messen der Stärke des Eises, Bestimmung der Länge und Breite, das Messen der Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen, die Bestimmung des Salzgehalts, das Sammeln von Proben der Meeresfauna, magnetische und elektrische Beobachtungen u. s. w.



Scott-Hansen. Nordahl.

Bewegliche meteorologische Station.

Mit dem Steigen der Temperatur wurde die Oberfläche des Schnees täglich schlechter, sodaß sie sich nur selten zu Schneeschuhfahrten eignete; selbst auf Schneereifen war es sehr schwer weiter zu kommen, da der Schnee so weich war, daß wir fast bis an die Knie einsanken. Hin und wieder, selbst noch im Juli, war die Oberfläche einen Tag tauglich, und wir benutzten diese Gelegenheiten zu kurzen Jagd- und ähnlichen Ausflügen. Dann wurde die Schneefläche aber

wieder so schlecht wie je, und als ich eines Tages auf das Eis hinaus mußte, um eine angeschossene Möve zu holen, war der Schnee so weich, daß ich oft bis zur Brust einsank. Ehe ich den Vogel erreichen konnte, kam die ganze Meute Hunde herangeschossen, bekam ihn zu fassen und tödtete ihn. Einer der Hunde nahm den Vogel ins Maul, und nun entspann sich ein wilder Wettlauf zwischen ihm und den andern. Endlich kehrte die Meute wieder nach der Rinne im Eise zurück, ich paßte die Gelegenheit ab und riß ihnen den Vogel fort. Die Beute war ziemlich theuer zu stehen gekommen, da ich von der Quälerei durch den bodenlosen Schneesumpf vollständig erschöpft und durch und durch naß war.



Schlittenwerkstatt auf dem Eise.

Unsere Hauptbeschäftigung war noch immer die Arbeit an den Schlitten und Kajaks. Die Schlitten, die von dem Großen Hügel, wo sie den ganzen Winter gelegen hatten, sämmtlich an Bord gebracht waren, wurden reparirt und mit Kufen versehen. Am 16. Juli befanden sich alle, acht Hand- und zwei Hundeschlitten, in gutem Zustande.

Die Kajaks, an denen wir lange Zeit gearbeitet hatten, waren ungefähr um dieselbe Zeit vollendet. Wir hatten jetzt insgesamt fünf Doppelkajaks und ein Einzelkajak; das letztere hatte ich angefertigt, es wog 16 Kilogramm. Sämmtliche Kajaks wurden in der offenen Rinne probirt und erwiesen sich als fest und wasserdicht. Sowol sie als auch die Schlitten wurden an den Davits aufgehißt, um sie im Falle der Noth jeden Augenblick herablassen zu können.

Das Petroleumboot, das uns in seinem jetzigen Zustande von keinem Nutzen war, wurde von dem Großen Hügel herbeigebracht und auseinandergenommen. Es war aus ausgesuchtem Ulmenholz gebaut; ein paar Planken davon wurden sofort als Kufen für diejenigen Schlitten verwendet, die wegen Mangel an Material noch nicht damit ausgerüstet waren.

Auch die Apotheke, die gleichfalls in dem Depot auf dem Großen Hügel gelegen hatte, wurde herbeigeht und in einem der Großboote verstaut, das wir auf den Eisrücken ganz nahe dem Schiffe gesetzt hatten. Der Inhalt hatte keinen Schaden genommen, und trotz des Frostes war nichts gesprungen, obwol sich in der Kiste mehrere Arzneien befanden, die nicht mehr als 10 Procent Alkohol enthielten.

Auch mit der Auswahl und dem Abwiegen des Proviantes und der Vorräthe für elf Mann und eine siebenzigtägige Schlittenreise sowie für einen sechsmonatigen Aufenthalt auf dem Eise waren wir beschäftigt. Welcher Art und von welchem Gewicht dieser Proviant war, ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

Schlittenproviant für 11 Mann auf siebenzig Tage

Kilogramm Cadbury-Chocolade, 5 Kisten à 24 Kilogramm 120 Fleisch-Chocolade 12½
Weizenbrot, 16 Kisten à 22 Kilogramm 352 Dänische Butter, 12 Büchsen à 14 Kilogramm 168
Citronensafttafeln 1 Waage's Fischmehl 25 Viking-Kartoffeln, 3 Büchsen à 13 Kilogramm 39
Knorr'sche Erbsensuppe 2½ Knorr'sche Linsensuppe 2½ Knorr'sche Bohnensuppe 3½ Bovril, 2
Kisten 52 Vril-Speise, 1 Kiste 24 Hafermehl, 1 Kiste 40 Molkenpulver, 1 Kiste 25 Aleuronatbrot,
5 Kisten à 25 Kilogramm 125 Pemmikan, 6 Kisten 170 Pemmikan 7 Säcke 296 Leber, 1 Sack
51 _____ Gesamtgewicht: Kilogramm 1519 Außerdem Salz, Pfeffer und Senf.

Proviant für 11 Mann für einen sechsmonatigen Aufenthalt auf dem Eise.

Kilogramm Gebratenes und gekochtes Fleisch, 14 Kisten à 36 Kilogramm 504 Gehackte
Fleischstücke, 3 Kisten à 24 Kilogramm 72 Corned Beef, 3 Kisten à 42 Kilogramm 126
Gepreßter Schinken, 3 Kisten à 42 Kilogramm 126 Büchsen-Hammelfleisch, 17 Dosen à 3
Kilogramm 51 Brot, 37 Kisten 925 Knorr'sche Suppen, diverse, 2 Kisten à 28½ Kilogramm 57
Gemüse: weißer Kohl; getrocknete Suppenkräuter; getrocknete 30 Mehlzucker, 3 Kisten à 20
Kilogramm 60 Hafermehl, 4 Kisten à 40 Kilogramm 160 Grütze, 4 Kisten à 40 Kilogramm 160
Preiselbeeren, 2 Kisten à 5 Kilogramm 10 Margarine, 20 Töpfe à 14 Kilogramm 280
Frühstücks-Zunge, 1 Kiste 10 Dänische Butter, 2 Kisten 168 Stearinlichter, 5 Kisten 100
Conservirte Fische, 1 Kiste 11 Maccaroni, 1 Kiste 25 Viking-Kartoffeln, 4 Kisten 104 Waage's
Fischmehl, 2 Kisten 100 Frame-Food-Gelée, 1 Topf 95 Marmelade, 1 Topf 27
Citronensaft-Gelée, 1 Topf 27 Cadbury-Chocolade, 3 Kisten 72 Milchhaltiger Cacao, 1 Kiste 9
Milch, 10 Kisten à 48 Dosen 240 Thee, 1 Kiste 10 Englischer Pemmikan, 13 Kisten 378
Dänischer Pemmikan, 1 Kiste 34 Getrockneter Leberteig, 3 Kisten 102 Vril-Speise, 5 Kisten 104
Außerdem 2 Kisten Salz, 1 Kiste Senf und 1 Kiste Pfeffer.

Als alle Vorräthe vorbereitet und verpackt waren, wurden sie provisorisch an bestimmten festen Stellen auf dem Vorderdeck unter dem Zeltdach verstaut. Ich wollte sie erst später im Jahre oder dann, wenn die Umstände es erforderlich machten, auf das Eis bringen lassen.

An Kohlen hatten wir noch Ueberfluß, ungefähr 100 Tonnen; nach meiner Berechnung würden 20 Tonnen ungefähr für den Verbrauch von sechs Monaten auf dem Eise ausreichen. Wir füllten daher Bütten, Fässer und Säcke mit diesem Quantum und schafften sie auf das Eis, desgleichen auch 700 Kilogramm Kartoffeln in Blechkisten, etwa 200 Liter Petroleum, 350 Liter Gasöl und 150 Liter Theeröl.

Da das Schiff noch immer tief beladen war, wollte ich es soviel wie möglich erleichtern, sofern dies bewerkstelligt werden konnte, ohne irgendwelche von den Vorräthen, die ausgeladen werden mußten, einer Gefahr auszusetzen. Nachdem die abgenutzte Windmühle fortgenommen worden war, hatten wir natürlich auch keine Verwendung mehr für die Batterie und die Dynamomaschine. Wir zerlegten daher den ganzen Apparat in Stücke und packten ihn mit den Lampen, Kugeln und allem sonstigen Zubehör ein. Dasselbe geschah mit dem Petroleummotor. Auch das Göpelwerk wurde auseinandergenommen und nebst einer Partie schwerer Gegenstände

auf das Eis gebracht. Das eine Großboot war schon früher ausgesetzt worden; jetzt nahmen wir auch das andere aus den Davits und schafften es nach dem Großen Hügel hinauf. Als dieser aber kurze Zeit darauf eine tüchtige Strecke von uns forttrieb, holten wir das Boot mit allem Uebrigen, was sonst noch auf dem Hügel lag, zurück und schafften es nach der großen Scholle, an welcher wir vertäut lagen – unserm »Gut«, wie wir sie zu nennen pflegten. Oben auf den Davits bis hinter zum Halbdeck stellten wir aus Planken eine Plattform her, wo die Schlitten, Kajaks und andere Gegenstände während des Winters aufbewahrt werden sollten.



Reinigung der Accumulatorbatterie vor dem Verpacken.

Am 22. Juli setzten wir unsere Tiefseelothungen fort und nahmen an diesem Tage zwei derselben vor, die eine bis auf 2500 Meter, die andere bis auf 3000 Meter, ohne in beiden Fällen Grund zu bekommen. Um ganz sicher zu sein, daß die Leine auch untersank, ließen wir sie sehr langsam auslaufen, sodaß wir $2\frac{1}{4}$ Stunden brauchten, um die Tiefe von 3000 Meter zu erreichen. Am 23. lotheten wir wieder zweimal, das erste mal bis 3400 Meter, ohne Grund zu finden, beim zweiten mal bekamen wir in 3800 Meter Grund. Es dauerte $2\frac{1}{2}$ Stunden, um die Leine bis zur letztern Tiefe hinabzulassen. Endlich nahmen wir am 24. Juli wieder eine Lothung von 3600 Meter vor, ohne Grund zu finden, und schlossen daher auf eine Tiefe von 3700-3800 Meter.

Am 7. Juli ruderte der Doctor mit dem Prahm hinaus, um Algen zu suchen, kam aber mit leeren Händen zurück. In diesem Sommer waren merkwürdig wenig Algen zu finden, auch schien nicht soviel thierisches Leben im Wasser zu sein als im vorigen Jahre.

Drittes Kapitel

Vom 15. August bis 31. December 1895.

Nachdem die »Fram« frei geworden war, hatte sie einige Tage eine sehr gute Lage in dem Teiche; in der Nacht des 14. August trieb aber ein hoher Eisblock in der Rinne herab, die sich jetzt ein wenig erweitert hatte, und klemmte sich zwischen der Schiffsseite und dem äußern Rande des Teiches fest, sodaß dieser jetzt vollständig gesperrt war. Da wir diesen unbequemen und gefährlichen Koloß nicht gern so nahe an unserer Seite haben wollten, im Falle, daß wir den ganzen Herbst und Winter an derselben Stelle bleiben sollten, beschloßen wir, ihn wegzusprengen. Scott-Hansen und Nordahl nahmen dies sofort in die Hand und führten das Werk nach mehrtägiger Arbeit aus.

Am Sonnabend, 17. August, trat nachmittags plötzlich eine ziemlich starke Eispresung um uns herum ein. Im Laufe weniger Minuten wurde die »Fram« mit dem Heck 60 und mit dem Bug 40 Centimeter in die Höhe gehoben. Ohne Geräusch und ohne sich im mindesten überzulegen, wurde das schwere Schiff rasch und leicht, als ob es eine Feder gewesen wäre, höher gehoben, ein Schauspiel, das ebenso eindrucksvoll war, als es beruhigend wirkte.

Am nächsten Tage lockerte sich das Eis wieder etwas, und das Schiff wurde aufs neue flott. So blieb es bis zum Morgen des 21. August, als eine neue starke Eispresung begann. Das Schiff befand sich jetzt in einer sehr schlechten Lage, mit einem hohen Hügel auf jeder Seite, welche es in einer Länge von 9 Meter einklemmten und 20-25 Centimeter in die Höhe schraubten. Doch hörte die Pressung schon nach ungefähr einer halben Stunde auf, worauf die »Fram« wieder in ihre alte Lage zurücksank.

Sobald sich Anzeichen von Eispresung zeigten, versuchten wir stets, das Schiff soweit wie möglich von dem bedrohten Punkte fortzuziehen, was uns gelegentlich gelang. Allein bei dem stürmischen Wetter mit südlichen Winden, das um diese Zeit herrschte, war es oft ganz unmöglich, das Schiff in Bewegung zu bringen, da es mit seiner schweren Takelung und dem hohen Zeltdach vorn dem Winde eine zu große Fläche bot. Unsere vereinten Kräfte waren oft nicht im Stande, das Schiff nur um einen Centimeter zu bewegen, und beständig brachen die Eisanker, Vertäuungen und Verholtrossen.

Am 22. August gelang es uns endlich, das Schiff ein wenig weiter zu verholen, sodaß wir hoffen konnten, dem Eisdruck zu entgehen, wenn das Eis wieder zu pressen beginnen sollte. Als es bald nachher lockerer und auch zerstückelter wurde als vorher, machten wir nochmals den Versuch, das Schiff etwas weiter zu holen. Jedoch mußten wir ihn bald aufgeben, weil zwischen den beiden großen Schollen nicht Raum genug war. Wir lagen nun bis zum 2. September an derselben Stelle, während beständig ein halber Sturm aus Südwest mit hin und wieder starkem Regen wehte. Am Abend des 30. August hatten wir eine schwere Regenböe, die die Eisbedeckung der Takelung löste und einen fürchterlichen Spektakel verursachte, wenn die Eisstücke klappernd auf das Deck, das Deckshaus und das Zeltdach herunterstürzten.

Unser »Gut« wurde um diese Zeit von Wind, Regen, Eisdruck und andern ähnlichen wackern

Arbeitern gründlich gepflügt, geeeggt und drainirt. Dann kam die langweilige Arbeit, die Gegenstände aus dem Schiffe zu schaffen, was das Zerschneiden und Parcelliren fast des ganzen »Gutes« nöthig machte, sodaß, was für uns frei blieb, knapp und beschränkt genug war.

Das auf diese Weise verkleinerte »Gut« bildete jetzt eine annähernd länglich-viereckige Scholle mit der längern Seite von Ost nach West, rings von mehr oder weniger offenen Spalten und Rinnen umgeben. Die »Fram« lag an der Nordseite in der Nähe der Nordostspitze mit dem Bug nach Westen vertäut. Unmittelbar hinter dem Schiffe, von der Spitze nur durch eine schmale Rinne getrennt, lag eine große Scholle, auf welcher außer andern Dingen ein Theil unsers Kohlenvorraths lagerte. In weiter Ferne nach Westen trieb noch immer der Große Hügel.

Während die übrigen Seiten des »Gutes« ungefähr geradlinig waren, bildete die Ostseite einen concaven Bogen oder eine Bai, die ein ausgezeichnetes Winterlager für die »Fram« bot. Jedoch war keine Möglichkeit vorhanden, das Schiff dort hineinzubringen, solange der Kanal zwischen dem »Gut« und der Scholle nach Osten hin geschlossen blieb. Am Nachmittage des 2. September lockerte sich das Eis endlich so viel, daß wir einen Versuch machen konnten. Mit Hülfe unsers Geschirrs gelang es uns, die »Fram« eine Schiffslänge nach Osten zu holen; doch war es unmöglich, sie für den Augenblick noch weiter zu bringen, da das neue Eis bereits ziemlich dick (die Temperatur war nachts -5° C.) und auch schon ziemlich stark zusammengeschoben war. Es nutzte auch nichts, die Eissäge in Gang zu setzen und einen Kanal zu schneiden, da das Schlammeis so tief war, daß wir die Bruchstücke nicht zur Seite oder untereinander schieben konnten.

Am nächsten Tage begann ein halber Sturm aus Südosten mit Regen, doch nahm der Wind um 6 Uhr ab und ging nach Süden herum, und um 8 Uhr fing das Eis um die Rinne herum an, sich ziemlich stark zu lockern. Da wir jetzt mehr Platz hatten, machten wir beim Hauen eines Weges durch das neue Eis gute Fortschritte, und bis Mittag hatten wir die »Fram« in die Bai geholt und im Winterhafen vertäut, von dem wir alle hofften, daß es der letzte sein möchte.

Als Nansen und Johansen aufbrachen, hatten sie uns sieben Hunde zurückgelassen, die Hündin »Sussi« und die sechs jüngsten Hunde: »Kobben«, »Snadden«, »Bella«, »Skvint«, »Axel« und »Boris«. Am 25. April brachte »Sussi« 12 Junge zur Welt. Wir hatten auf Deck einen behaglichen kleinen Stall für sie hergestellt und ihn mit Renthierfellen ausgefüttert. Pettersen kam morgens herunter und erzählte uns, »Sussi« laufe winselnd und heulend umher, weshalb Mogstad und ich hinaufgingen und sie in den Stall einschlossen, wo sie sofort ein Junges zur Welt brachte. Als der Nachmittag kam und wir sahen, daß unsere Gemeinde immer mehr Bürger bekam, befürchteten wir, daß die Mutter nicht im Stande sein würde, den Wurf warm zu halten, und brachten daher die ganze Familie in den Salon. Sämmtliche Junge waren groß und hübsch, die meisten ganz weiß; sie sahen aus, als ob sie richtige kleine »Bjelkier« werden würden, wie die Samojeden die weißen Hunde nennen. Sie wuchsen und gediehen als Kajütspassagiere ausgezeichnet und wurden von jedem verzogen; nachdem sie einen Monat ihr Heim im Salon gehabt hatten, brachten wir sie nach dem erwähnten Stall auf Deck. Als sie ein paar Wochen dort gewesen waren, schien es, als ob sie plötzlich zu wachsen aufhörten, obgleich sie beständig mit rohem Bärenfleisch, Milch und den Fleischabfällen von unserer Tafel gefüttert wurden. In der zweiten Augustwoche verendeten zwei der Jungen an Krämpfen. Ein drittes gelang es dem Doctor mittelst warmer Bäder und sorgsamer Pflege zu retten. Gegen Ende des Monats wurde wieder eins von den Jungen von Krämpfen ergriffen und verendete, obwol es ebenfalls mit warmen Bädern behandelt wurde und behaglich untergebracht gewesen war, erst im Salon und dann im Arbeitsraum.

Als im Anfang September die häufigen Regengüsse es im Stalle und auf Deck sehr feucht und unbehaglich machten, bauten wir draußen auf dem Eise einen Hundestall mit einer Persenning als Dach und einem Fußboden aus Planken, auf denen reichlich Späne ausgestreut waren. Während des Baues ließen wir die ganze Hundemeute auf das Eis hinaus. Allein nachdem sie etwa eine halbe Stunde umhergespielt hatten, bekamen die Jungen eins nach dem andern Krämpfe; diese Anfälle gingen jedoch schnell vorüber. Wir überschütteten die Hunde mit Seifenwasser und brachten sie dann in ihrem neuen Heim unter.

Als die Jungen älter wurden, mußten wir sie scharf beobachten, wenn wir sie auf das Eis hinausließen. Sie spielten und tummelten sich in solch unbändiger Freude umher, daß es oft vorkam, daß der eine oder andere von ihnen ins Wasser fiel und von dem derzeitigen »Hundevogt«, oder wer sonst gerade zur Hand sein mochte, mit Mühe wieder herausgefischt werden mußte. Außerdem gewannen sie auch bald Geschmack an längern Excursionen und folgten unsern Spuren weithin über das Eis.

Eines Tages waren der Doctor und ich hinausgegangen, um photographische Aufnahmen zu machen. In der Entfernung von etwa einem Kilometer von dem Schiffe trafen wir auf einen großen Süßwasserteich, auf dessen einladendem, spiegelglattem Eise wir eine kurze Rast hielten. Während wir gemächlich lagen und plauderten, sahen wir »Kobben« uns nachkommen. Sobald er uns erblickte, blieb er stehen und wunderte sich, was für merkwürdige Geschöpfe wir sein könnten. Als wir aber auf allen Vieren zu ihm hinzukriechen begannen, fand »Kobben« aus, wozu er die Beine habe. Er machte sich auf den Rückweg und rannte, als ob es sein Leben gälte; und selbst als wir zum Schiffe zurückkamen und mehrere der andern jungen Hunde uns entgegenliefen und uns erkannten, war das arme Geschöpf noch von so panikartiger Furcht ergriffen, daß es eine ganze Weile dauerte, ehe es uns nahe zu kommen wagte.

Am 28. September verloren wir wieder einen der jungen Hunde; er wurde von Krämpfen befallen und lag den ganzen Tag winselnd und heulend umher. Im Laufe des Abends wurde er an der einen Seite gelähmt, und da keine Hoffnung war, ihn zu retten, so machten wir seinen Leiden ein Ende. Es war traurig anzusehen, wie die hübschen kleinen Thiere litten, wenn die Krämpfe sich einstellten.

Am 9. October bekam »Skvint« Junge. Aber da das junge Thier sie in der so kalten Jahreszeit nicht hätte großziehen können, ließen wir ihr versuchsweise nur ein Junges; die übrigen wurden sofort getödtet. Eine Woche darauf warf »Sussi« zum zweiten mal, zwei Hunde und neun Hündinnen. Wir ließen ihr die beiden männlichen und ein weibliches Junges.

Es erwies sich nicht als rathsam, die beiden Mütter mit ihren Familien in demselben Stalle zu halten. Wenn eine von ihnen einen Augenblick hinauslief, nahm die andere sofort alle Jungen unter ihre Obhut, und es entstand eine allgemeine Beißerei, sobald die erstere wiederkam und ihr Eigenthum zurückverlangte. Aehnliches mußte ohne Zweifel auch in einer Nacht mit »Skvint« passirt sein, die Mogstad morgens vor der Thür des Stalles liegend und so fest an das Eis gefroren fand, daß es uns sehr viel Mühe kostete, sie wieder los zu bekommen. Sie muß eine nichts weniger als angenehme Nacht gehabt haben – das Thermometer war bis auf -33° C. gefallen gewesen; der Schweif war an eins der Hinterbeine festgefroren, sodaß wir den Hund in den Salon hinab nehmen mußten, um ihn wieder aufzuthauen. Um solchen Mißgeschicken vorzubeugen, ließ ich ihr eine getrennte Villa bauen, wo sie mit ihrem Kinde in Frieden leben konnte.

Als Mogstad eines Abends die jungen Hunde für die Nacht unterbrachte, fehlten zwei von ihnen. Hendriksen und ich machten uns sofort mit Laternen und Büchsen auf, um nach ihnen zu suchen. Wir glaubten, es sei ein Bär in der Nähe, da wir schon früher am Tage auf dem Eise östlich vom

Schiffe viel Gebell gehört hatten; jedoch konnten wir keine Fährte finden. Nach dem Abendessen gingen wir zu Fünf, alle mit Laternen, nochmals auf die Suche. Nachdem wir eine Stunde lang an den Rinnen entlang und zwischen den Eistrücken gesucht hatten, fanden wir die Thiere endlich an der andern Seite einer neuen Rinne. Obwol das junge Eis auf derselben stark genug war, um sie zu tragen, waren sie, nachdem sie ins Wasser gefallen waren, so furchtsam, daß sie nicht zu uns herüberzukommen wagten und wir einen weiten Umweg machen mußten, um sie zu holen.

Um Mitte December nahmen wir die jüngsten der jungen Hunde an Bord, da sie jetzt groß geworden waren und reißaus nahmen, wenn man sie nicht sehr sorgfältig bewachte. Das Fallreep wurde bei Nacht offen gelassen, sodaß die Mütter vom Eise zu ihnen kommen konnten, wenn sie wollten.

Was das Temperament anlangte, so bestand zwischen der Generation Hunde, die wir ursprünglich an Bord genommen hatten, und denen, die wir jetzt besaßen, ein großer Unterschied. Während die erstern große Kämpfer waren und einander beständig befehdeten, oft bis zum Tode, waren die letztern äußerst ruhig und wohlerzogen, aber wild und wüthend genug, wenn es auf die Verfolgung eines Bären ging. Hin und wieder entstand ein kleiner Streit unter ihnen. »Axel« war der schlimmste von allen. Kurz vor Weihnachten machte er plötzlich einen wüthenden Angriff auf den harmlosen »Kobben«, gegen den er einen Groll hegte. Er bekam aber mehrere mal zum Abendbrot ein Tauende zu kosten, und das verbesserte seine Manieren ganz erstaunlich.

Während der ersten Hälfte September war das Wetter ziemlich unbeständig, mit vorherrschend westlichen und südwestlichen Winden, ziemlich viel Regen und Schnee und häufigen Störungen im Eise. Die Kälte bei Nacht, die manchmal -10° oder -11° C. erreichte, machte das junge Eis bald stark genug, um einen Mann zu tragen, ausgenommen am Heck des Schiffes, wo aller Schmutz über Bord geworfen wurde. Hier war das Eis sehr stark zerstückelt und bildete dicken Schlamm, der überfrozen war, aber so dünn, daß er kein größeres Gewicht trug. Daher kam es, daß drei Mann an einem Tage, einer nach dem andern, an derselben verrätherischen Stelle eine Taufe erhielten.

Der erste war Pettersen. Er sollte um das Heck herumgehen, um nach der an der Backbordseite des Schiffes hängenden Logleine zu sehen; allein noch ehe er so weit kam, brach er durch das Eis. Kurz nachher passirte Nordahl dasselbe, und eine halbe Stunde später war Bentsen an der Reihe, hineinzufallen. Er gerieth bis über den Kopf ins Wasser, tauchte aber sofort wie ein Kork wieder auf und kletterte, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, wacker auf den Rand des Eises hinauf. Die Beobachtung der Logleine mußte verschoben werden, bis an Bord großes Wechseln und Trocknen der Kleider stattgefunden hatte.

Am 15. September lockerte sich das Eis so sehr, daß zwischen uns und dem Großen Hügel ein richtiger kleiner See lag. Am nächsten Tage war das Eis noch immer so unruhig, daß wir ernstlich daran denken mußten, die Gegenstände, die wir dort noch liegen hatten, zurückzuholen. Gegen Mittag unternahm ich einen Gang nach dem Hügel hinüber, um einen geeigneten Transportweg zu suchen, und entdeckte auch einen ganz ausgezeichneten. Aber als ich einige Stunden später mit Leuten und Schlitten aufbrach, um die Sachen zu holen, hatten sich um das »Gut« so viele Rinnen geöffnet, daß wir den Versuch für diesen Tag aufgeben mußten. Während des ganzen September und bis weit in den October hinein waren fast immer Pressungen im Eise. Es bildeten sich auf allen Seiten neue Rinnen, darunter einige nahe beim Schiffe. Unser Winterhafen erwies sich als ausgezeichnet. In der Bai, wo die »Fram« vertäut lag, zeigte sich nur sehr wenig Bewegung, dank dem neuen Eise, das wir hier um uns herum hatten und dessen Druck nur ganz unbedeutend war. Rasch war es zertrümmert und die Bruchstücke über- und

untereinandergeschoben, während die beiden festen Spitzen der Bai die Hauptangriffe auszuhalten hatten. Ein- oder zweimal schien es, als ob die »Fram« wieder flott werden würde, ehe der Winter sie endgültig in seine Eisfesseln schlug. Am 25. October lockerte sich das Eis in der uns am nächsten liegenden Rinne so sehr, daß das Schiff vom Heck bis zu den Fockrüsten frei lag; allein bald darauf schob sich das Eis wieder zusammen, sodaß das Schiff aufs neue fest eingefroren war. Der stärkste Eisdruck fand am 26. und 27. October statt, doch wurde das Schiff nicht sehr heftig angegriffen. Die Eispressungen sind jedoch im Winter noch unangenehmer wegen des betäubenden Lärms, den sie machen, wenn das Eis gegen die Schiffsseite geworfen wird. Ganz anders ist es im Sommer, wenn das Eis zäher und elastischer ist und die Pressung ruhig vor sich geht.

Nach dem 1. November trat eine ruhigere Periode ein; die Pressungen hörten fast vollständig auf, die Kälte nahm zu, der Wind blieb östlich, und wir trieben während des Restes des Jahres in stetigem Tempo nach Norden und Westen.

Während des Herbstes hatte die Drift unsere Geduld auf eine schwere Probe gestellt. Infolge der vorherrschenden westlichen Winde setzte sie stetig nach Osten, und vergeblich blickten wir Tag für Tag nach einer Veränderung aus. Das Einzige, was unsere Stimmung aufrecht erhielt, war die Kenntniß, daß, wenn wir rückwärts gingen, dies nur langsam, manchmal nur sehr langsam war. Selbst mehrere Tage anhaltender westlicher Wind brachte uns nicht so weit nach Osten, daß nicht ein oder zwei Tage günstiger Wind es uns ermöglicht hätten, das, was wir verloren hatten, mehr als einzuholen.

Der 22. September war der zweite Jahrestag unsers Einfrierens, und dieses Ereigniß wurde abends mit einer kleinen Festlichkeit gefeiert. Wir hatten allen Grund, mit der Drift des zweiten Jahres zufrieden zu sein, da wir beinahe doppelt so weit vorwärts gekommen waren wie im ersten Jahre, und wenn das so anhielt, dann konnte kaum ein Zweifel sein, daß wir im Herbst 1896 aus dem Eise frei kommen würden.

Wie man aus der nachstehenden Tabelle ersehen wird, brachte der 22. September uns noch eine bemerkenswerthe Wendung zum Bessern. An diesem Tage setzte die Winterdrift allen Ernstes ein, die dann ohne Unterbrechung während des Restes des Jahres anhielt. sodaß wir an diesem Tage bis zur zweiten Woche im Januar von $82^{\circ} 5'$ nach $41^{\circ} 41'$ östlicher Länge getrieben sind, $3\frac{1}{2}$ Kilometer täglich.

Datum Breite Länge Windrichtung
6. September 1895 $84^{\circ} 43' 79^{\circ} 52'$ SW.
11. September 1895 $84^{\circ} 59' 78^{\circ} 15'$ O.
22. September 1895 $85^{\circ} 2' 82^{\circ} 5'$ Windstille.
9. October 1895 $85^{\circ} 4' 79^{\circ} 30'$ O.
19. October 1895 $85^{\circ} 45' 78^{\circ} 21'$ O. z. N.
25. October 1895 $85^{\circ} 46' 73^{\circ} 25'$ NO.
30. October 1895 $85^{\circ} 46' 70^{\circ} 50'$ NNW.
8. November 1895 $85^{\circ} 41' 65^{\circ} 2'$ O.
15. November 1895 $85^{\circ} 55,5' 66^{\circ} 31'$ ONO.
25. November 1895 $85^{\circ} 47,5' 62^{\circ} 56'$ NO. z. N.
1. December 1895 $85^{\circ} 28' 58^{\circ} 45'$ O.
7. December 1895 $85^{\circ} 26' 54^{\circ} 40'$ NO.
14. December 1895 $85^{\circ} 24' 50^{\circ} 2'$ Windstille.
21. December 1895 $85^{\circ} 15' 47^{\circ} 56'$ NO.
28. December 1895 $85^{\circ} 24' 48^{\circ} 22'$ NW.
9. Januar 1896 $84^{\circ} 57' 41^{\circ} 41'$ N.

Am 11. October holten wir die Logleine ein und schlugen gerade hinter dem Heck ein neues Loch dafür ins Eis. Bis dahin hatte das Log nur 100 Meter Leine gehabt; jetzt gaben wir ihm 300 Meter.

Nach Mitte September nahm die Kälte stetig zu, wie die folgenden Beobachtungen zeigen.

Datum Minimum-Temperatur
18. September 1895 $-12,5^{\circ}$ C.
26. September 1895 $-24,0^{\circ}$ " 19. October 1895 $-30,0^{\circ}$ "
5. November 1895 $-32,2^{\circ}$ " 9. November 1895 $-38,3^{\circ}$ " 22. November

1895 -43,6° " 31. December 1895 -44,6° "

Das Wetter war während der letzten drei Monate des Jahres 1895 in der Regel schön mit klarer Luft und leichten Winden; nur hin und wieder (z. B. am 29. October und am 11., 26. und 27. November) frischte der Wind bis zu einem halben Sturme auf mit einer Geschwindigkeit bis zu 15 Meter in der Secunde.

Anfang September fanden wir, daß die »Fram« immer mehr Wasser zog, sodaß wir jeden Tag eine tüchtige Arbeit hatten, das Schiff auszupumpen und auszuschöpfen. Vom 23. an nahm das Leck jedoch stetig ab, und in der zweiten Octoberwoche war der Maschinenraum ganz wasserdicht. Das Schiff leckte indeß im Hauptraum noch ein wenig; allein auch hier hörte das Lecken bald auf, nachdem das Wasser in den Schiffsseiten gefroren war. Im übrigen benutzten wir unsere Zeit zu allerlei Arbeiten im Schiffe, indem wir das Eis im Raume abschlugen und entfernten, verschiedene Gegenstände reinigten, in Ordnung brachten u. s. w.

Erst am 23. September gestattete der Zustand des Eises, unsere Absicht auszuführen, die Gegenstände von unserm Großen Hügel zurückzuholen. Die Bahn war an diesem Tage für die Schlitten mit Neusilberkufen ausgezeichnet, wohingegen hölzerne Kufen ziemlich schwer glitten. Wir hatten außerdem auch hier und dort einige Verbesserungen des Weges vorgenommen, sodaß der Transport der Sachen leicht und schnell von statten ging. Insgesamt brachten wir 36 Kisten mit Hundekuchen und vier Kannen Petroleum nach dem Schiffe zurück. Am nächsten Tage holten wir, was zurückgeblieben war, und stapelten alles in der Nähe des Schiffes auf dem Eise auf.

Am 16. September begaben sich Scott-Hansen und Nordahl an die Vorbereitungen zum Baue eines geeigneten Hauses für ihre magnetischen Beobachtungen. Ihr Baumaterial bestand aus großen Blöcken neuen Eises, die sie auf Schlitten stapelten und mit Hülfe der Hunde nach der von ihnen ausgesuchten Baustelle fuhren. Abgesehen von einer oder zwei Versuchsfahrten, die Scott-Hansen vorher mit den Hunden gemacht hatte, war dies das erste mal, daß sie als Zugthiere verwendet wurden. Sie zogen gut, und die Fahrt ging ausgezeichnet. Das Haus wurde aus behauenen Eisblöcken gebaut, die nach innen etwas schräg abfallend übereinander aufgestellt waren, sodaß es nach der Vollendung einen compacten runden Eisdom bildete, einem finnischen Zelte nicht unähnlich. Ein bedeckter Gang aus Eis mit einer hölzernen Fallthür führte in das Haus hinein.

Als das Observatorium vollendet war, gab Scott-Hansen einen Einzugschmaus, zu welcher Gelegenheit das Haus prächtig decorirt worden war. Es war mit einem Sofa und mit Lehnstühlen möblirt, die mit Bären- und Renthierfellen bedeckt waren. Das Fundament, auf welchem die magnetischen Instrumente aufgestellt werden sollten, war mit einer Flagge geschmückt, und eine Eisscholle diente als Tisch. Auf der letztern stand eine Lampe mit rothem Schirm, und an den Wänden war eine Anzahl rother Papierlaternen angebracht. Die Wirkung war eine sehr festliche, und in der gehobensten Stimmung saßen wir in dem Raume beisammen. Unser liebenswürdiger Wirth richtete an jeden einige humoristische Worte. Pettersen sprach den Wunsch aus, daß dies die letzte Eishütte sein möge, die Scott-Hansen auf dieser Reise baue, und daß wir alle im nächsten Herbst um diese Zeit zu Hause und um nichts schlimmer daran sein möchten als jetzt. Pettersen's frische, ungekünstelte kleine Ansprache wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen.

Im übrigen hatte Pettersen um diese Zeit gerade ein neues Amt angetreten, indem er vom 10. September ab die ganze Verwaltung von Juell's früherer Domäne übernommen hatte, ein Departement, dem er sein ganzes Herz zuwandte und in welchem seine Leistungen jeden aufs

vollständigste befriedigten. Die einzige Abtheilung der Kochkunst, mit der er nichts zu thun haben wollte, war das Backen der Weihnachtskuchen, für die Juell selbst zu sorgen hatte, als ihre Zeit herankam.

Als der Winter einsetzte, bauten wir uns auch eine neue Schmiede an Stelle derjenigen, die am 27. Juli weggetrieben war. Sie wurde auf dem Eisrücken hergestellt, wo die Boote und ein Theil der Vorräthe von dem Großen Hügel aufbewahrt wurden. Ihre Einrichtung war ungefähr die gleiche wie bei der frühern Schmiede. Wir hatten erst in dem Eisrücken eine Höhle von genügender Größe gemacht und sie dann mit Eisblöcken und Schnee überdacht.

Als das Jahr dahinschwand und die Winternacht bevorstand, verließen uns nacheinander alle Seethiere und Zugvögel, die sich während des Sommers um uns herum getummelt und unsere Sehnsucht erweckt hatten. Sie machten sich nach dem Süden davon, zu Sonnenschein und Licht und gastfreundlichem Küsten, während wir noch einen weitem Winter hier in Eis und Dunkelheit liegen sollten. Am 6. September sahen wir die letzten Narwale in den Rinnen um das Schiff ihre Luftsprünge machen, und einige Tage später verabschiedete sich die letzte Schar Raubmöven. In diesen Breiten bewegt sich die Sonne rasch vom ersten Tage an, an dem sie im Süden über den Horizont blickt, bis zu der Zeit, in der sie den ganzen Tag und die ganze Nacht den Himmel umkreist; noch schneller scheinen ihre Bewegungen aber zu sein, wenn sie im Herbst auf ihrer abwärts führenden Bahn ist. Ehe man weiß, woran man ist, ist sie verschwunden, und aufs neue umfängt einen die schwer lastende Dunkelheit der arktischen Nacht.

Am 12. September hätten wir die Mitternachtssonne zum letzten male sehen müssen, wenn es klar gewesen wäre; und schon am 8. October erblickten wir um Mittag den letzten Schimmer des Sonnenrandes. Auf diese Weise geriethen wir auf ungefähr 85° nördlicher Breite in die längste arktische Nacht, die menschliche Wesen bisjetzt durchlebt haben. Fortan gab es nichts, das für einen Augenblick Tageslicht genannt werden konnte, und um den 26. October war kaum noch ein Unterschied zwischen Tag und Nacht bemerkbar.

So oft es die Zeit gestattete und die Oberfläche nur irgendwie günstig war, schweiften wir, entweder einzeln oder zu mehreren, auf Schneeschuhen in der Nachbarschaft des Schiffes umher. Als wir am Morgen des 7. October alle auf Schneeschuhen unterwegs waren, fand der Steuermann einen angetriebenen Baumstamm von etwa 2 Meter Länge und 16 Centimeter Stärke; an dem Stamme war noch ein Stück Wurzel. Nachmittags fuhren der Steuermann und ich mit einem Handschlitten hin und holten den Stamm. Er war ohne Zweifel in einem der sibirischen Wälder gewachsen und von der Flut oder der Strömung eines Flusses fortgerissen und in die See hinausgeführt worden, um von dem Treibeis hierher getragen zu werden.

Außer den Schneeschuhläufen unternahmen wir häufig auch Spaziergänge auf dem Eise, und am 20. November gab ich Befehl, daß jeder sich täglich zwei Stunden Bewegung in frischer Luft machen solle. Ich selbst war ein sehr großer Freund dieser Wanderungen, die Seele und Körper erfrischen, und ging oft vier, fünf Stunden täglich auf dem Eise hin und her, in der Regel zwei Stunden morgens und zwei Stunden nachmittags.

Am 8. October stellten Scott-Hansen und Mogstad eine Probe an im Ziehen der Schlitten mit 115 Kilogramm Fracht. Sie brachen um 9½ Uhr morgens auf und kehrten um 5 Uhr nachmittags zurück, nachdem sie sich etwa 6 Kilometer vom Schiffe entfernt und ziemlich schwieriges Terrain passirt hatten.

Wir glaubten in der That nicht, daß die »Fram« auch nur die geringste Gefahr liefe, bei Eispressungen zerdrückt zu werden; es war dies aber möglich oder wenigstens denkbar, wir hatten also auf alle Fälle die Pflicht, darauf vorbereitet zu sein. Demgemäß wandten wir viel

Arbeit und Sorgfalt auf, um uns gegen eine etwaige Ueberraschung zu sichern.

Gegen Ende October legten wir auf dem Eise ein neues Depot an, das aus Proviant für sechs Monate, sowie einer vollen Ausrüstung von Schlitten, Kajaks, Schneeschuhen u. s. w. bestand. Der Proviant wurde auf fünf verschiedene Haufen vertheilt, die so aufgestapelt wurden, daß die Kisten in jedem Haufen einen Bogen bildeten. Bei einer solchen Verstaung konnten nie mehr als zwei Kisten verloren gehen, selbst wenn das Schlimmste eintreten und das Eis gerade unter einem Haufen sich spalten sollte. Der Proviant bestand, wie man aus der S. 417 mitgetheilten Liste ersehen hat, zum Theil aus Pemmikan, einem sehr nahrhaften Nahrungsmittel, das einen ausgezeichneten Labskaus gibt. Aus 200 Gramm Pemmikan, 100 Gramm Brot und 120 Gramm Kartoffeln läßt sich eine sehr reichliche Portion schmackhaften Labskaus herstellen.

Am 28. November passirten wir den 60. Längengrad und feierten diese Gelegenheit durch ein Fest. Der Salon war mit Flaggen decorirt, und es wurde ein ziemlich üppiges Mittagsmahl servirt mit Kaffee hinterher, während dem Abendessen Früchte und andere gute Dinge als Nachtisch folgten. Dieser Längengrad, in dessen Nähe Kap Fligely auf Franz-Joseph-Land liegt und der durch Chabarowa geht, wo wir vor 2¼ Jahren den letzten schwachen Spuren der Civilisation Lebewohl gesagt hatten, gab uns das Gefühl, als ob wir uns wieder der Welt und dem Leben näherten.

Viertes Kapitel

Vom 1. Januar bis 17. Mai 1896.

Der Neujahrstag brachte uns schönes, klares Wetter, Mondschein und ungefähr -43° C. Das Eis verhielt sich etwa einen Monat lang merkwürdig ruhig, doch begann am 4. Februar die Pressung wieder. Sie war nicht von langer Dauer, machte aber großen Lärm; das Eis rund um uns herum toste und kreischte, als ob ein fürchterlicher Sturm wehe. Ich machte einen Gang auf das Eis, um, wenn möglich, die Eispressung aus der Nähe zu betrachten, konnte aber nichts sehen. Am nächsten Tage streiften wir wieder auf dem Eise umher und fanden ungefähr 2 Kilometer vom Schiffe entfernt eine verhältnißmäßig neue Rinne und einen neuen großen Eistrücken. Es war mir jedoch unmöglich, eine umfassende Beobachtung der Eisverhältnisse anzustellen, da es selbst um Mittag noch immer zu dunkel war. Die Schneefläche war hart und gut, aber die überhängenden Ränder der Schneewehen waren so trügerisch, daß wir hin und wieder Hals über Kopf hinstürzten.

Am 7. Februar unternahmen Scott-Hansen, Hendriksen, Amundsen und ich eine Schneeschuhfahrt nach Norden. Je weiter wir nach Norden kamen, um so zerstückelter und unebener wurde das Eis, und schließlich mußten wir umkehren, als wir an eine neue breite Rinne kamen. Im Laufe des Morgens hatte sich im Südwesten eine dunkle Wolkenbank angesammelt, und der Nebel wurde so dick, daß es nicht leicht war, den Weg zum Schiffe zurückzufinden. Endlich hörten wir die Stimme »Sussi's«, und von dem Gipfel eines Eistrückens, den wir erstiegen hatten, sahen wir, eine kurze Strecke entfernt, die Tonne und die große Stenge der »Fram« über dem Nebel emporragen. So nahe wir uns dem Schiffe auch befanden, war es doch nicht so leicht, wieder an Bord zu gelangen. Wir wurden durch eine große Rinne aufgehalten, die sich während unserer Abwesenheit gerade hinter dem Schiffe gebildet hatte, und mußten ihr eine weite Strecke entlang nach Westen folgen, ehe wir hinüberkommen konnten. Die an Bord Gebliebenen erzählten, bei der Bildung der Rinne habe das Schiff einen starken Stoß bekommen, ganz ähnlich wie der, den wir bei der Lossprengung der »Fram« im August gefühlt hatten. Nachts um 12½ Uhr nahmen wir wieder einen Stoß im Eise wahr. Als wir auf Deck kamen, fanden wir, daß das Eis etwa 30 Meter hinter dem Schiffe parallel mit der großen Rinne geborsten war. Der Spalt führte an der Seite des nächsten Großbootes entlang und gerade durch einen der Kohlenhaufen. Oben auf dem Haufen stand eine Tonne, die verloren gewesen wäre, wenn der Riß sich nicht gerade vor derselben in einem ungefähr rechten Winkel getheilt hätte; beide Abtheilungen gingen durch die äußern Ränder des Haufens und vereinigten sich dann wieder. Auf der in dieser Weise gebildeten Insel trieben die Tonne und einige Kohlensäcke in der Rinne umher. Es gelang uns aber bald, die Insel an das feste Eis anzuhaken und die Kohlen sämmtlich zu bergen, mit Ausnahme eines Sackes im Gewicht von etwa 50 Kilogramm, der in die Tiefe sank. Um ganz sicher zu gehen, gab ich Befehl, das Depot einmal während jeder Wache und, wenn die Eispressung wieder begänne, öfter zu inspiciren.

Am 13. Februar unternahmen Hendriksen, Amundsen und ich eine Expedition nach Süden, um den Zustand des Eises in dieser Richtung zu untersuchen. Wir fanden, daß es auch dort sehr

uneben und voll von verhältnißmäßig neuen Rinnen war. Die Rinne hinter dem Schiffe erweiterte sich im Laufe des Vormittags und entwickelte solche Massen von Nebel, daß wir das Schiff bald aus Sicht verloren. Am nächsten Tage öffnete sie sich noch mehr, und am 16. zeigte sich sehr starke Eispressung in derselben. Das Eis zitterte und brüllte wie ein mächtiger Wasserfall und zersplitterte sich an der Oberfläche in kleine horizontale Schichten. Der Eisdruck wiederholte sich fast jeden Tag, und längere Zeit hindurch entstanden beständig neue Spalten und Rinnen. Dann aber blieb das Eis bis zum 10. April verhältnißmäßig ruhig. In der Nacht des 15. war der Druck in der Rinne an Backbord sehr stark, sodaß wir die Logleine mit dem Sack heraufholen und den Lothapparat nach einer andern Stelle bringen mußten. In derselben Nacht spaltete sich das Eis unter zwei Proviantdepots, sodaß wir sie näher an das Schiff heran verlegten.

Am Morgen des 21. April wurden wir durch eine heftige Pressung hinter dem Heck des Schiffes erweckt. Nordahl kam mit der Botschaft zu mir, das Eis drohe über das Schiff hinwegzustürzen. Wir fanden, daß eine ungeheuere Scholle über den Rand des Eises hinter dem Schiffe geschraubt worden war und ungehindert weiter glitt, bis sie direct gegen das Heck lief. Allein die »Fram« hatte dergleichen Stöße schon früher ausgehalten und behauptete auch diesmal wieder den Platz. Das Eis zersplitterte sich am starken Steven und lag nun zertrümmert auf beiden Seiten des Schiffes in gleicher Höhe mit dem Rande des Halbdecks, bis zu den Besanwanten. Das Schiff lag jetzt beinahe frei in seinem Lager, während das Eis rundherum zu einer Menge kleiner Schollen zertrümmert war. Da diese von den schweren Treibeisschollen niedergepreßt wurden, so war es ein hartes Stück Arbeit, um das Schiff herumzukommen, da man jeden Augenblick Gefahr lief, in den Eisschlamm zu stürzen.

Spät am Nachmittage des 13. Mai begann die Rinne zwischen der Schmiede und dem Schiffe sich sehr stark zu erweitern, sodaß sie nach ein paar Stunden 80 Meter breit geworden war. Von der Tonne aus sah ich im Südosten eine Rinne, die sich, soweit ich beobachten konnte, nach Süden ausdehnte, während die Rinne hinter uns sich, so weit der Blick reichte, nach Nordosten erstreckte. Ich fuhr mit dem Prahm hin, um eine nach dem Kanal im Südosten führende Durchfahrt zu suchen, allein ohne Erfolg. Nach dem Abendessen machte ich mich nochmals nach Süden auf, konnte aber keine Durchfahrt entdecken. Um 10 Uhr abends stieg ich wieder zur Tonne hinauf und sah nun, daß die Rinne sich beträchtlich erweitert hatte und mit dunkler Luft darüber so weit nach Süden lief, als der Blick reichte.

Scott-Hansen und ich überlegten, was geschehen sollte. Obwol ich mir unter diesen Umständen nicht viel Gutes versprach, beschlossen wir doch, einen Versuch zu machen, das Schiff frei zu sprengen. Wir kamen überein, gerade hinter dem Schiffe einige Minen zu probiren, und ließen alle Mann sofort ans Werk gehen. Zunächst feuerten wir sechs Pulverminen ungefähr an derselben Stelle ab, jedoch ohne größeres Resultat; dann machten wir einen erfolglosen Versuch mit Schießbaumwolle. Um 3 Uhr morgens stellten wir die Arbeit vorläufig ein, da das Eis so dick war, daß der Bohrer nicht hindurch reichte, und der Eisschlamm so tief war, daß man die Schollen unmöglich fortschieben konnte. Am nächsten Morgen um 8 Uhr legten wir zwei neue Minen, welche Scott-Hansen und Nordahl während der Nacht vorbereitet hatten, die aber beide nicht losgehen wollten. Eine oder zwei der Minen, die im Laufe des Tages abgefeuert waren, hatten zwar etwas Wirkung gehabt, doch war diese so gering, daß es nicht der Mühe werth war, die Arbeiten fortzusetzen. Wir mußten daher auf günstigere Eisverhältnisse warten.

Das Wetter war während der beiden ersten Wochen des Januar beständig und gut, bei klarer Luft und -40° bis -50° C. Der kälteste Tag war der 15. Januar, an welchem das Thermometer -50° bis -52° C. zeigte. In den beiden letzten Wochen des Januar war die Temperatur beträchtlich höher, jedoch fiel sie im Februar wieder, bis sie am 13. etwa -48° war, worauf sie während des Restes

des Februar wieder bis ungefähr -35° C. ging. Am 5. März registrierte das Thermometer wieder -40° C.; von da an stieg die Temperatur aber rasch. So war sie am 12. März -12° C., am 27. -6° C., selbstverständlich mit einigen kälteren Tagen dazwischen. Der April war durchgängig ziemlich kalt, ungefähr -25° C.; der kälteste Tag der 13. mit -34° C. Die erste Maiwoche war ebenfalls ziemlich kalt, -20° bis -25° C. die zweite etwas milder, etwa -14° C., und am 21. Mai stieg das Thermometer zum ersten mal in diesem Jahre über den Gefrierpunkt, indem das Maximum-Thermometer bei der Abendablesung $+0,9^{\circ}$ C. registrierte.

Während des Winters zeichneten sich einige Tage durch sehr große und plötzliche Temperaturänderungen aus. Ein Beispiel davon war der Freitag, 21. Februar. Morgens war es bewölkt bei steifer Brise aus Südost. Am Nachmittage sprang der Wind plötzlich nach Südwest um und flaute bis zur Geschwindigkeit von 4,4 Meter ab, während die Temperatur von -7° C. am Morgen auf -25° C. kurz vor der Veränderung des Windes herabsank, um dann um 8 Uhr abends plötzlich wieder auf $-6,2^{\circ}$ C. zu steigen.

Ins Tagebuch habe ich über diesen Tag Folgendes eingetragen:

»Heute Abend schritt ich auf Deck auf und ab, und ehe ich mich hinunterbegab, schaute ich noch nach hinten auf das Eis. Als ich den Kopf aus dem Zelte steckte, fühlte ich einen so warmen Luftstrom, daß mein erster Gedanke war, es müsse irgendwo an Bord Feuer sein. Bald entdeckte ich jedoch, daß die Lufttemperatur so stark gestiegen war, seitdem ich das letzte mal unter freiem Himmel gewesen war. Scott-Hansen und ich gingen später hinauf und brachten ein Thermometer im Schiffszelt an, wo es noch -19° C. zeigte, während ein anderes draußen auf -6° C. stand. Wir gingen einige Zeit auf und ab und athmeten in vollen Zügen die warme Luft ein. Es war über alle Beschreibung angenehm, sich die Wangen von dem milden Winde umspielen zu lassen. Ja, es ist ein großer Unterschied zwischen dem Leben in einer solchen Temperatur und dem täglichen Einathmen einer Luft von 40° bis 50° unter dem Gefrierpunkt. Was mich persönlich anbetrifft, so belästigt es mich nicht sehr stark, doch klagen viele darüber, daß sie tief in der Brust Schmerz fühlen. Ich finde nur, daß mir, wenn ich viel in Bewegung gewesen bin, der Mund wie ausgedörrt ist.«

Am nächsten Tage, 22. Februar, wehte es anfänglich aus Südsüdost, doch ging der Wind später zu einem halben Sturm aus Westen mit einer Geschwindigkeit von 17 Meter in der Secunde über. Das Barometer zeigte den niedrigsten Stand, den wir bis dahin auf der Reise gehabt hatten, 723,6 Millimeter. Es war solches Schneetreiben, daß man vom Schiffe aus nicht zwei Meter weit sehen konnte; das Thermometerhaus auf dem Eise war in wenigen Minuten so mit treibendem Schnee bepackt, daß es unmöglich war, die Instrumente abzulesen. Unten im Salon war es nicht sehr behaglich, da wir keinen Zug machen konnten. Wir versuchten mehreremal erfolglos, im Ofen Feuer anzuzünden, mußten es aber wieder löschen, um nicht im Rauch zu ersticken. In der Sonntagnacht nahm der Wind ab, jedoch wehte am Montag und Dienstag wieder ein halber Sturm mit Schneetreiben bei fast -28° C. Erst am Mittwoch Nachmittag besserte sich das Wetter ernstlich; es klarte auf, und der Wind flaute bis auf 6 Meter ab, sodaß wir und die Hunde aufs Eis hinaus konnten, um uns ein wenig Bewegung zu machen. Die Hunde hatten morgens aus den Ställen heraus gewollt, aber selbst sie fanden das Wetter zu schlecht und schlichen wieder hinein.

Wir hatten ziemlich viel Tage mit solch rauhem Wetter, nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer; in der Regel dauerte das schlechte Wetter aber nur einen Tag und brachte uns keine große Unbequemlichkeit. Im Gegentheil, wir hatten gar nichts gegen etwas schlechtes Wetter einzuwenden, namentlich wenn es von einer frischen Brise begleitet war, die das Eis rasch nach Westen treiben konnte. Was uns am meisten interessierte, war natürlich die Drift und alles, was

damit zusammenhing. Unsere Stimmung war bei schlechtem Wetter oft viel besser als an hellen, klaren Tagen mit nur leichter Brise oder Windstille und herrlichem Nordlicht bei Nacht.

Mit der Drift hatten wir allen Grund sehr zufrieden zu sein, namentlich im Januar und in der ersten Februarwoche. Während dieser Zeit trieben wir den ganzen Weg vom 48. bis zum 25. östlichen Längengrade, während unsere Breite sich stetig auf ungefähr $84^{\circ} 50'$ hielt. Unsere beste Drift war vom 28. Januar bis zum 3. Februar, während beständig eine steife Brise aus Osten wehte, die am Sonntag, 2. Februar, bis auf 18–21,6 Meter in der Secunde und während der Böen noch mehr zunahm. Das war aber der einzige wirkliche Sturm während unserer ganzen Reise. Am Sonnabend, 1. Februar, passirten wir die Länge von Vardö und feierten dieses Ereigniß abends mit einem kleinen Feste. Am 15. Februar waren wir auf $84^{\circ} 20'$ nördlicher Breite und $23^{\circ} 28'$ östlicher Länge; dann trieben wir eine Strecke zurück, sodaß wir uns am 29. Februar auf 27° östlicher Länge befanden. Später war die Drift nach Westen nur sehr langsam, um so besser aber nach Süden, sodaß wir am 16. Mai auf $83^{\circ} 45'$ nördlicher Breite und $12^{\circ} 50'$ östlicher Länge waren.

Die Drift bot Gelegenheit zu vielen Wetten, namentlich wenn sie gut und die Stimmung dementsprechend eine gehobene war. Als gegen Ende Januar die Leine eines Tages zeigte, daß wir in der richtigen Richtung lebhaft weiter trieben, sagte Hendriksen: »Wir haben bisjetzt noch niemals gewettet, Kapitän, wie wär's, wenn wir jetzt wetteten, wie weit südlich wir gekommen sind.« »Gut«, erwiderte ich, und wir wetteten demgemäß um eine Ration Lachs, ich, daß wir nicht südlicher als $84^{\circ} 40'$ oder zwischen $40'$ und $41'$, und er, daß wir zwischen $36'$ und $37'$ seien. Scott-Hansen nahm dann eine Beobachtung und fand, daß Hendriksen verloren hatte: wir waren auf $84^{\circ} 40,2'$.

Seitdem der letzte Zugvogel uns verlassen, hatten wir bis zum 28. Februar kein einziges lebendes Wesen mehr gesehen. Nicht einmal ein Bär war uns auf unsern vielen Streifzügen auf dem Eise zu Gesicht gekommen.

Um 6 Uhr morgens stürzte Pettersen in die Kajüte und sagte mir, er habe zwei Bären in der Nähe des Schiffes gesehen. Ich eilte an Deck, doch war es noch so dunkel, daß ich sie nicht sofort erkennen konnte, obwol Pettersen ihre Richtung anzeigte. Endlich sah ich sie langsam auf das Schiff zutragen; in ungefähr 150 Meter Entfernung machten sie halt. Ich versuchte, auf sie zu zielen, doch war es noch immer zu dunkel, um des Schusses sicher zu sein, und ich wartete daher ein wenig, in der Hoffnung, daß sie näher kommen würden. Sie blieben eine Zeit lang stehen und starrten nach dem Schiffe, drehten sich dann aber um und schlichen davon.

Ich fragte Pettersen, ob er nichts zu braten hätte, das recht gut und stark röche und die Bären zurücklocken würde. Er sann einen Augenblick nach, rannte dann die Treppe hinab und kam mit einer Pfanne voll gebratener Butter und Zwiebeln zurück. »Hol mich der Henker, wenn ich nicht etwas Duftendes für sie habe«, sagte er und hob rasch die Pfanne zur Rehling empor.

Die Bären waren längst aus Sicht. Es war kalt, vielleicht -35° , und ich eilte daher hinab, um meinen Pelzrock anzuziehen; allein bevor ich das gethan hatte, kam Bentsen hinter mir her und rief, ich sollte mich beeilen, die Bären kämen zurück. Wir stürzten »mit voller Fahrt« auf Deck, und nun waren die Thiere gut in Schußweite, ungefähr 100 Meter entfernt. Ich kauerte hinter der Rehling nieder, zielte gut, aber die Büchse versagte. Die Bären waren ein wenig erschrocken und schienen den Rückzug zu überlegen. Rasch spannte ich nochmals die Büchse und schoß auf den größten. Er stürzte mit fürchterlichem Gebrüll kopfüber zu Boden. Dann schoß ich nach dem zweiten, der erst einen hübschen Luftsprung machte, ehe er fiel. Nunmehr rafften sich beide wieder auf und machten einige Schritte vorwärts, worauf sie nochmals zu Boden stürzten. Ich gab

jedem von ihnen eine der beiden mir noch verbliebenen Kugeln; doch genügte selbst dies noch nicht für diese zählebigen Thiere.

Pettersen nahm großes Interesse an dem Sport. Ohne jede Waffe lief er über den Steg und nach den Bären hin, bis er plötzlich Skrupel bekam und Bentsen zurief, ihm zu folgen. Bentsen, der ebenfalls keine Waffe hatte, war natürlich nicht sehr bereit, den verwundeten Bären nachzulaufen. Nachdem ich mir einige weitere Patronen geholt hatte, traf ich Pettersen auf halbem Wege zwischen den Bären und der »Fram«. Die Thiere krochen jetzt an einem Eisrücken entlang. Ich blieb in etwa 30 Schritt Entfernung stehen, mußte nun aber vor allen Dingen erst Pettersen fortrufen, der in seinem Eifer mir vorangeeilt war und gerade in der Schußlinie stand. Endlich hatte das große Bärenweibchen die Todeswunde erhalten, worauf ich an dem Eisrücken entlang rannte, um zu sehen, wo der andere Bär geblieben sei. Plötzlich tauchte sein Kopf über dem Rücken auf, und ich sandte ihm sofort einen Schuß durch den Hals dicht unter dem Kopfe.

Dann wurden alle Mann herbeigerufen, und es herrschte große Freude. Der Mund wässerte uns bei dem Gedanken an das köstliche frische Fleisch, das uns lange Zeit gut schmecken sollte. Es waren ungefähr 16 Monate, seitdem wir den letzten Bären geschossen, und 14 Monate, seitdem wir kein frisches Fleisch gegessen hatten, außer ein- oder zweimal ein Gericht Seehund oder Vögel. Wir segneten Pettersen's duftende Bratpfanne. Die Bären wurden zerschnitten und in Schnitten, Pasteten, Braten u. s. w. verwandelt, und selbst die Knochen wurden aufbewahrt, um Suppe davon zu kochen. Die Rippenstücke waren am schmackhaftesten. Wir aßen sie zu Mittag, und alle waren wir der Ansicht, daß ein Bärenlendenbraten ein herrliches Gericht sei. Dementsprechend verzehrten wir alle sehr große Portionen mit dem von Herzen kommenden Wunsche, daß Bären uns bald wieder einen Besuch abstatten möchten.

Von da an war Pettersen so erpicht auf die Bärenjagd, daß er früh und spät davon sprach. Eines Tages setzte er es sich in den Kopf, daß während der Nacht Bären kommen müßten, und er glaubte so fest an seine Prophezeiung, daß er alle möglichen Vorbereitungen für die Nacht traf und Bentsen veranlaßte, ihm Bundesgenossenschaft zu leisten. Bentsen hatte die Morgenwache und sollte ihn wecken, sobald die Bären erscheinen würden.

Ein lustiger Bursche, der unter allen Umständen Pettersen auf der Bärenjagd sehen wollte, hatte vorsichtshalber an Bentsen's Büchse eine kleine Glocke gehängt, sodaß er es hören konnte, wenn sie aufbrachen. Allein leider erschien kein Bär. Pettersen hatte sich aber so fest vorgenommen, einen Bären zu schießen, daß ich ihm versprechen mußte, ihn seinerzeit einen Schuß abgeben zu lassen, wenn ich selbst in der Nähe sei und eine Patrone bereit habe, für den Fall, daß das Undenkbare eintreten und Pettersen fehlen sollte, ein Unglück, welches er schwer verwinden würde.

Am Sonntag, 8. März, hatten wir ein weiteres Beispiel eines plötzlichen Temperaturwechsels, ähnlich dem am 21. Februar. Am Morgen war es wolkig mit frischer Brise aus Ostnordost, allein um 3 Uhr nachmittags flaute der Wind ab und um 6 Uhr ging er in eine leichte Südsüdost-Brise über. Zur selben Zeit stieg die Temperatur von -26° C. auf -8° C., und es war abends sehr angenehm, auf dem Halbdeck umherzuspazieren und die milde Luft einzuathmen.

Am 4. März sahen wir die Sonne zum ersten mal. Sie hätte schon am Tage vorher sichtbar sein sollen, doch war es zu bewölkt. Als Ersatz dafür hatten wir jetzt einen doppelten Festtag, da wir nicht nur die Wiederkehr der Sonne, sondern auch Nordahl's Geburtstag feiern konnten.

Am 14. März war es ein Jahr, seitdem Nansen und Johansen ihre lange Reise über das Eis angetreten hatten. Der Tag wurde durch ein besseres Mittagmahl mit Kaffee und abends mit einer Punschbowle gefeiert.

Neben den üblichen wissenschaftlichen Beobachtungen, die wir ohne erwähnenswerthe Unterbrechungen fortsetzten, nahmen wir während des Winters auch Lothungen vor, erreichten jedoch mit einer 3000 Meter langen Leine keinen Grund.

Am 13. April nahmen Scott-Hansen und ich eine Beobachtung mit dem Theodoliten und Nordahl eine solche mit dem Sextanten und dem natürlichen Horizont vor. Nach dem Theodoliten war die Breite $84^{\circ} 11,5'$, nach dem Sextanten $84^{\circ} 13'$.

Wir hatten vorher festgestellt, daß zwischen dem künstlichen und dem natürlichen Horizont eine Differenz von ungefähr zwei Minuten war. Bei Benutzung des natürlichen Horizonts erhält man, selbst wenn keine Luftspiegelung vorhanden ist, eine höhere Breite, jedoch wird die Abweichung unter günstigen Umständen selten mehr als zwei Minuten betragen. Wenn aber viel Luftspiegelung vorhanden ist, wird es fast zur Unmöglichkeit, ein einigermaßen richtiges Resultat zu erhalten. Bei Beobachtungen im Treibeise muß man daher in der Regel den künstlichen Horizont oder den Theodoliten gebrauchen, wenn man ein sehr genaues Resultat zu erzielen wünscht.

Allmählich wurden die Tage gegen das Frühjahr hin länger, und es bildeten sich mehr Spalten und Rinnen um das Schiff. Es war daher Zeit, an die Vorbereitungen zu denken, um die »Fram« vorwärts zu drängen, sobald sich genügend große Oeffnungen im Eise zeigen sollten. Die auf dem Eise gelagerten Gegenstände waren im Laufe des Winters oft von einer Stelle zur andern geschafft worden, doch war das von wenig Nutzen mehr, als das Eis zerstückelter wurde. Um die Mitte April nahmen wir daher das Winterdepot an Bord und verstauten es im Hauptraum, auch schafften wir die Säcke aus dem Kohlendepot wieder an Bord zurück, während die Tonnen und Fässer, sowie die Hundekuchen, Kajaks und Schlitten vorläufig noch auf dem Eise gelassen wurden. Die Sonne war um diese Zeit schon so stark geworden, daß der Schnee am 19. April auf dem Zelt fortzuschmelzen begann; längs der Schiffsseite war er schon seit mehreren Tagen im Schmelzen begriffen.

Der erste Frühlingsbote, den wir in diesem Jahre sahen, war eine Schneeammer, die sich am Abend des 25. April einstellte. Sie nahm dauernd Aufenthalt in einem der Seehundsboote, wo sie mit Grütze und kleinen Speiseresten gefüttert und bald sehr zahm wurde. Sie schenkte uns mehrere Tage ihre Gegenwart und flog dann weiter.



Scott-Hansen. Nordahl.
Eine Sonnenhöhe im Sommer.

Die »Fram« war ihr offenbar eine willkommene Raststätte gewesen, wo sie sich gesättigt und für den Rest der Reise neue Kräfte gesammelt hatte. Am 3. Mai wurden wir wieder von einer Schneeammer besucht, und ein paar Tage später nochmals von zweien. Ich denke mir, daß es unser früherer Gast war, der inzwischen die Gattin gefunden hatte und nun mit ihr zurückkehrte, um uns zu besuchen und uns für die Gastfreundschaft zu danken. Sie blieben etwa eine Stunde bei uns und thaten ihr Bestes, uns durch ihr Zwitschern zu erfreuen; als die Hunde sie aber nicht in Ruhe lassen wollten und sie überall verfolgten, flogen sie endlich davon und kehrten nicht wieder.

Nach den ersten Tagen des Mai entfernten wir das provisorische Deck, das wir über die Davits gelegt hatten, klärten das Hauptdeck auf und nahmen die Seehunds- und die Großboote wieder an Bord. Auch der Landsteg wurde entfernt und durch eine Leiter ersetzt. Dann nahmen wir den Rest des Kohlenlagers, den Hundeproviand und die Schlitten, überhaupt alles, was noch auf dem Eise lag, an Bord. Was uns nun noch zu thun blieb, war, die Maschine bereit zu machen, um Dampf zu erzeugen, und damit begannen wir am 18. Mai.

Die Hunde entwickelten sich in den Ställen auf dem Eise trotz der anhaltenden, starken Kälte

sehr gut, und wir hatten sehr wenig Mühe mit ihnen. Jedoch wurden einige der größern Hunde nach dem ersten Monat des neuen Jahres so wild gegen die kleinern, daß wir zwei der schlimmsten Tyrannen an Bord nehmen und eine Zeit lang eingeschlossen halten mußten.

Wo sie Gelegenheit dazu hatten, stifteten sie viel Unheil an. Beispielsweise begannen sie eines Tages die Kajaks anzunagen, die wir auf dem größten der Hundeställe liegen hatten; wir merkten ihr Thun jedoch früh genug, ehe sie ernstlichen Schaden angerichtet hatten, und entfernten den Schnee rund um den Stall, sodaß sie nicht mehr hinaufklettern und das Vergnügen fortsetzen konnten.

Am 10. Februar warf eins der Jungen »Sussi's« wieder Junge. Wir nahmen die Mutter an Bord und legten sie in eine große Kiste mit Hobelspänen. Wir ließen sie nur eins von den fünf Jungen behalten; zwei wurden sofort getötet, eins war todtgeboren, und das erstgeborene war von der Mutter, der Kannibalin, gefressen worden!

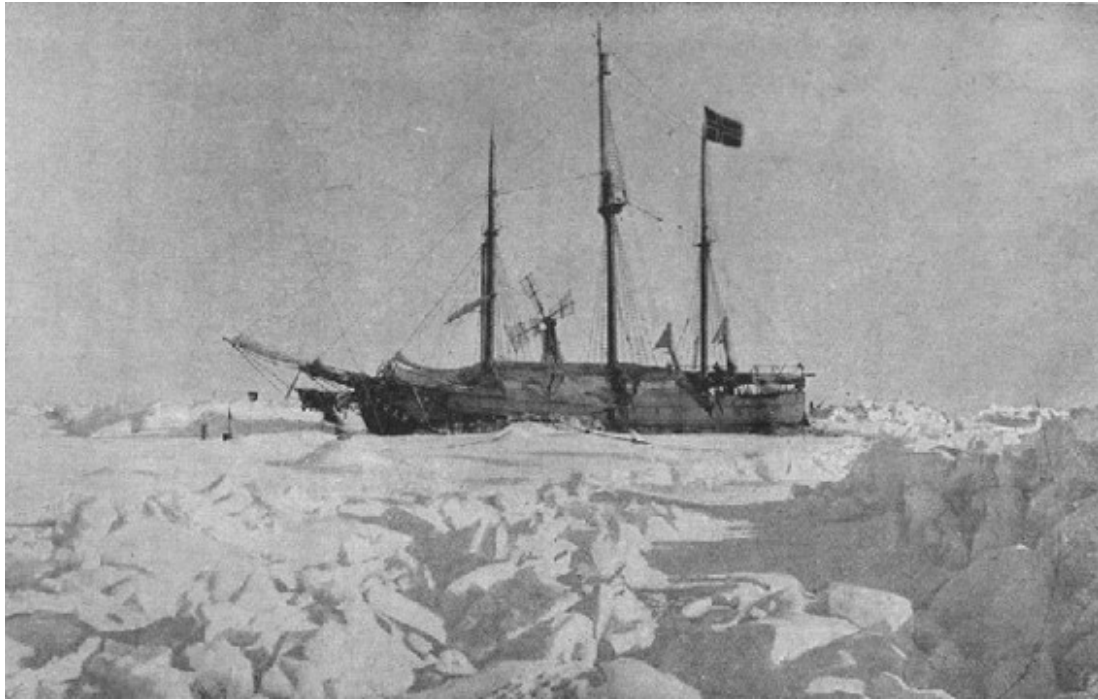
Einige Tage später bekam auch »Kara« Junge. Sie war die einzige unter den Hunden, die mütterliche Gefühle zeigte. Es war geradezu rührend, ihr zuzusehen, und es that uns leid, daß wir ihr die Jungen fortnehmen mußten; allein wir waren gezwungen, sie zu entfernen, nicht nur weil es unmöglich gewesen wäre, sie zu dieser Jahreszeit aufzuziehen, sondern auch, weil die Mutter selbst noch jung und zart und sehr klein war.



Ein fideler Photograph.

Zu Anfang März wurden die October-Jungen den ganzen Tag hinausgelassen, und am 5. März brachten wir sie mit den ältern Hunden zusammen unter der Kappe der vordern Raumtreppe unter. Abends wurde der Lukendeckel aufgelegt, und wenn sich während der Nacht das Loch am Rande des Eises mit Schnee füllte, wurde es dagegen in dem Kasten so warm, daß der Reiffrost und das Eis schmolzen und alle Hunde naß wurden. Die jungen Thiere froren, wenn sie morgens

herausgelassen wurden, fürchterlich, sodaß wir sie in den Salon hinüberbringen mußten, bis sie wieder trocken geworden waren.



Sicherer Hafen: Die »Fram« im Eise.

Fünftes Kapitel

Vom 17. Mai bis 21. August 1896

Am 17. Mai 1896 befand sich die »Fram« auf ungefähr 83° 45' nördlicher Breite und 12° 50' östlicher Länge. Wir feierten den Tag wieder mit einer Flaggenprocession wie am letzten Siebzehnten Mai. Mogstad saß auf den Bärenfellen im Schlitten und fuhr, das Musikcorps (d. h. Bentsen) zur Seite, mit einem Gespann von sieben Hunden. Gerade als wir den Festzug für den Marsch über das Eis ordneten, erschienen plötzlich vier weibliche Narwale, und unmittelbar darauf sahen wir in der Rinne querab vom Schiff einen Seehund – ein belebender Anblick, den wir als ein gutes Omen für den kommenden Sommer auffaßten.

Der Große Hügel, der im vorigen Jahre am 17. Mai der Schauplatz unsers fröhlichen Treibens gewesen war, war jetzt so weit entfernt und der Rinne und des höckerigen Eises wegen so schwer zu erreichen, daß wir die Festlichkeiten im Freien auf die Flaggenprocession beschränkten. Der Festzug nahm seinen Weg südwärts, bei der Thermometerhütte vorbei, nach der Rinne, dann diese entlang nach Norden und darauf zum Schiffe zurück, wo er sich auflöste, jedoch nicht eher, als bis er photographirt worden war.

Nachdem um 12 Uhr ein Salut abgefeuert war, setzten wir uns zu einem vorzüglichen Mittagsmahle nieder, mit echtem »*Château la Fram*, 1896er Ernte«. ⁸⁵ Die Tafel war mit großem Geschmack gedeckt, und bei jedem Couvert lag eine elegante Papierserviette mit dem Namen »Fram« in einer Ecke und der folgenden Inschrift:

Der Siebzehnte Mai! Er erinnert uns an
Alles das, was die Väter gethan;
Er tröstet und stärkt und ermuthigt den Mann
Und beweist, daß sein Wille kein Wahn,
Daß – das Recht ihm zur Seit' – er entfalten kann
Das Banner auf siegreicher Bahn.

Während des Mahles wurden Reden gehalten zu Ehren des Tages, Norwegens, Nansen's und Johansen's u. s. w.

In den nächsten Tagen nach dem 17. Mai waren wir beschäftigt, die Maschine nebst Zubehör zum Betrieb fertig und die Ruderbrunnen und den Schraubentunnel frei zu machen. Zuerst versuchten wir, das Wasser in den Kessel durch einen Schlauch zu pumpen, den wir draußen durch ein Loch im Eis hinabgelassen hatten; die Kälte war jedoch noch so stark, daß das Wasser in der Pumpe gefror. Wir waren daher gezwungen, das Wasser in Eimern herbeizutragen und in den Kessel zu gießen, und zwar vermittelt eines Segeltuchschlauches, der für diese Gelegenheit angefertigt war und vom Kessel bis zur Luke über dem Maschinenraum führte. Amundsen dachte anfänglich, er hätte den Bodenhahn frei bekommen, sodaß er das Wasser direct in den Kessel laufen lassen könne; es zeigte sich jedoch bald, daß die Arbeit nur sehr langsam von statten ging, solange noch Eis um den Hahn war. Später hißten wir den Schornstein auf und zündeten die Feuer an, und am Nachmittage des 19. Mai war zum ersten male, seitdem wir im Herbste 1893

ins Eis gekommen waren, wieder Dampf auf. Dann hackten wir so viel wie möglich von dem Eise im Schraubentunnel weg und führten einen Dampfschlauch hinein. Das war sehr wirksam. Wir versuchten auch, den Dampf zum Fortschmelzen des Eises in der Schraubennabe um den Schaft zu verwenden, jedoch anscheinend ohne Erfolg. Wasser für den Kessel konnten wir leicht bekommen, indem wir den Wasserbehälter an Deck mit Eis füllten und dieses mit Dampf schmolzen.

Nach dem Abendessen begaben wir uns in den Maschinenraum, um zu versuchen, den Schaft zu drehen, und schließlich gelang es uns, ihm eine Dreiviertelsdrehung zu geben. Das war ein Sieg, und wir waren sämtlich voll befriedigt von unserm Tagewerk.

Am folgenden Tage schmolzen wir mittels Dampfes das Eis in dem Ruderbrunnen, und 1½ Uhr nachmittags begann Amundsen die Maschine zu »bewegen«. Von dem Ruderpfosten oder Rahmen trieben einige große Stücke Eis herab; wir fischten sie auf, und alles war in Ordnung. Amundsen ließ die Maschine eine Zeit lang arbeiten, während wir andern dabeistanden, um mit eigenen Augen das Wunder zu sehen und uns davon zu überzeugen, daß er sie wirklich zum Drehen gebracht habe.

Es war für uns geradezu ein Ereigniß. Es erfüllte uns mit neuem Muth und der Hoffnung, daß wir bald aus unserer langen Gefangenschaft befreit werden würden, mochte der Weg auch noch so lang und beschwerlich sein. Die »Fram« war nicht mehr ein hülfloser Ball, der von der Laune des Treibeises hin- und hergeworfen wurde. Nun war unser wackeres Schiff nach seinem jahrelangen Winterschlaf zu neuem Leben erwacht, und wir freuten uns, die ersten Pulsschläge seines stark zitternden Herzens zu fühlen. Es war, als ob die »Fram« uns verstände und sagen wollte: »Vorwärts! Südwärts! Heimwärts!«

Der Zustand des Eises um das Schiff war jedoch noch immer lange nicht so günstig, daß wir Aussicht hatten, schon jetzt herauszukommen. Zwar begannen sich Anzeichen des Frühlings zu zeigen, die Temperatur stieg und der Schnee verschwand rasch, aber wir blieben noch immer auf derselben Breite, auf der wir schon seit Monaten gelegen hatten, auf ungefähr 84°. Von der Tonne aus konnten wir thatsächlich eine große Rinne sehen, die sich südwärts ausdehnte, so weit das Auge reichte, aber durch den über 200 Meter breiten Eisgürtel zu dringen, der uns davon trennte, war unmöglich, solange das dicke Packeis sich nicht etwas lockerte. Wir machten daher keinen Versuch, das Schiff freizusprennen, sondern widmeten unsere Zeit verschiedenen Arbeiten an Bord, thaten, was bis dahin ungeschehen geblieben war, brachten das Dampfspill in Ordnung, untersuchten alles Tauwerk u. s. w.

In das Loch im Eise, welches für das Herablassen der Logleine immer offen gehalten wurde, hatten wir die Köpfe der beiden Bären versenkt, damit die Flohkrebse das Fleisch für uns herunterfressen möchten, eine Arbeit, die sie gewöhnlich rasch und wirksam ausführen. Als eines Tages ein Schwarm Flohkrebse um die Bärenköpfe versammelt war, fing Scott-Hansen eine Menge davon mit dem Sacknetz und ließ sie zum Abendessen kochen, in der Absicht, uns einen regelrechten Schmaus zu bereiten. Allein wir wurden bitter enttäuscht. An den jammervollen Thieren war auch nicht ein Theilchen Fleisch, nichts als Schale und Leere. Wenn wir ein paar Dutzend davon auf einmal in den Mund steckten, schmeckten sie ungefähr wie Garneelen. Ich fürchte, wir würden bald in unangenehmer Weise an Gewicht abgenommen haben, wenn wir nur auf solche Kost beschränkt worden wären.

In den spätern Tagen des Mai hellten sich die Aussichten auf, da der Wind sich zu einem halben Sturm aus Osten und Norden gestaltete. Das Eis begann langsam nach Südwesten zu treiben und fuhr gleichzeitig fort, sich zu lockern, sodaß wir am 29. Mai nach Süden ziemlich viel offenes

Wasser sehen konnten, mit dunkelm Himmel darüber, so weit das Auge reichte.

Nachdem ich mehrfach dazu aufgefordert worden war, beschloß ich einen Versuch zu machen, das Schiff loszusprengen. Um 1 Uhr nachmittags zündeten wir eine Mine von 50 Kilogramm Schießpulver an, die erstaunlich gute Wirkung that, indem sie schwere Eismassen abbrach und mit Gewalt in die Rinne hinaustrieb. Unsere Hoffnung belebte sich wieder, da es wirklich schien, daß eine weitere solche Sprengung das Schiff vollständig befreien würde. Unmittelbar nach dem Mittagessen machten wir uns ans Werk, um 30 Meter hinter dem Heck eine neue große Mine zu legen. Es machte uns eine unglaubliche Arbeit, ein Loch im Eise herzustellen und die Ladung in die Tiefe zu bringen. Erst bohrten wir ein Loch, das wir anfänglich mit kleinen Ladungen Pulver, später mit Schießbaumwolle zu erweitern suchten; allein es half nichts. Darauf nahmen wir zu Lanzen, Eisäxten, Dampf, kurz allen möglichen Mitteln unsere Zuflucht, aber alles vergeblich. Das Eis war jedoch durch die vielen Ladungen, die wir an derselben Stelle zur Explosion gebracht hatten, in allen Richtungen so geborsten, daß wir annahmen, eine große Mine in dem Loche für die Logleine würde die ganze Masse auseinandersprengen. Da das Eis an dieser Stelle dünner war, senkten wir die Mine bis zur Tiefe von zehn Meter hinab. Sie explodirte mit fürchterlicher Wirkung und schleuderte eine mächtige Wassersäule bis zum Mars der »Fram« hinauf. Die Säule bestand aber nicht allein aus Wasser, sondern enthielt auch eine Menge Eisstücke, die rundherum in größerer Entfernung herunterprasselten. Ein Stück von über 50 Kilogramm fiel direct durch das Zelt auf die Back; andere Stücke flogen über das Schiff und fielen an der Steuerbordseite nieder. Scott-Hansen und Hendriksen, die auf dem Eise neben der zum Abfeuern benutzten elektrischen Batterie standen, hatten sich bei der Explosion der Mine in keiner angenehmen Lage befunden. Als der Stoß erfolgte, nahmen sie natürlich Reißaus, so schnell ihre Beine sie tragen wollten, jedoch kamen sie nicht rasch genug fort, um den tiefen Schnee zu erreichen. Unbarmherzig regneten die Eisstücke ihnen auf den Rücken herab. Mit sehr großer Mühe legten und entzündeten wir noch zwei große sowie einige kleinere Pulverminen, aber ohne bedeutende Wirkung. Dann begannen wir Löcher zu zwei Minen für Schießbaumwolle zu bohren, die gleichzeitig abgefeuert werden sollten. Allein als wir bis zur Tiefe von 2½ Bohrerlängen gekommen waren, brach der eine Bohrer, und wir mußten, ehe wir die Arbeit fortsetzen konnten, erst den andern Bohrer schärfen, da dieser ausgeschliffen war. Um 12 Uhr nachts stellten wir die Arbeit ein, nachdem wir seit dem Morgen ununterbrochen daran thätig gewesen waren. Am nächsten Morgen um 6 Uhr setzten wir das Bohren fort. Das Eis war aber so hart und so schwer zu bearbeiten, daß wir, während vier Mann den Bohrer handhabten, einen kleinen Bock mit einer Talje aufrichten mußten, um den Bohrer jedesmal, wenn er sich vollgesetzt hatte, herauszuheben. Das Eis war so dick, daß wir vier Bohrerlängen (ungefähr 6 Meter) brauchten, um durchzukommen. Nunmehr wurde die eine von den Schießbaumwolle-Ladungen in das Loch hinabgelassen, während die andere mittels einer langen Stange unter dem Rande einer alten Rinne angebracht wurde. Beide Minen wurden gleichzeitig entzündet, jedoch explodirte nur eine; als wir dann die Drähte verbunden hatten, ging auch die andere los. Aber das Resultat entsprach gar nicht unsern Erwartungen. Es scheint, daß für die großen Minen, die da, wo das Eis dünn war, bis zur Tiefe von 20 Meter versenkt waren, der Widerstand doch zu groß war.

Wir hörten nunmehr mit dem Sprengen auf, bis das Eis sich am 2. Juni längs der alten Rinne in der Nähe des Schiffes während der Nacht geöffnet hatte. Zunächst entzündeten wir gerade hinter dem Schiffe eine Mine mit Schießbaumwolle, die das Eis bis dicht ans Heck zertrümmerte. Dann bohrten wir ungefähr 5 Meter vom Schiffe entfernt ein Loch und luden es mit 10 Prismen zu je 330 Gramm Schießbaumwolle (gleich etwa 13 Kilogramm gewöhnlichem Schießpulver); aber da ich es für zu gefährlich hielt, eine Mine von solcher Stärke so nahe am Schiffe zur Explosion zu

bringen, entzündeten wir vorher eine kleinere Ladung von 5 Kilogramm Schießpulver, um die Wirkung zu sehen. Da diese unbedeutend war, wurde die große Mine abgefeuert.

Sie brachte in der That Leben! Das Schiff erhielt einen solchen Stoß, daß im Salon eins der Bilder und eine Flinte zu Boden fielen und in meiner Kabine die Uhr von der Wand geschleudert wurde. Offenbar wurde der Stoß im Maschinenraum ebenso stark gefühlt, da Amundsen eine Flasche und ein Lampencylinder zertrümmert wurden. Auf dem Eise verursachte die Explosion so gute Wirkung, daß das Schiff mit einem Schlage sich fast losbrach und nur noch vorn und hinten etwas festhing. Mit ein wenig Arbeit hätten wir es noch am selben Abend ganz frei machen können, doch ließ ich es so liegen, um die Mühe des Vertäuens zu sparen. Anstatt dessen hatten wir nach dem Abendessen einen kleinen Extraschmaus, da wir der Ansicht waren, nach einem solch guten Tagewerke wol eine Belohnung verdient zu haben.

Am nächsten Morgen sprengten wir das Eis fort, das unsern Bug hielt, während ich selbst eine Spitzhacke nahm und das Eis wegzuhacken begann, welches das Heck noch festhielt. Kaum war ich vier oder fünf Minuten mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen, als das Schiff plötzlich überholte, am Heck ein wenig tiefer sank und sich von dem Rande des Eises fortbewegte, sodaß die Trossen straff wurden. Es lag jetzt mit dem Bug ungefähr 15 Centimeter höher als im Herbste, als es einfro. Die »Fram« war also frei und bereit, sich ihren Weg durch das Eis zu bahnen, sobald die Umstände dies gestatteten. Noch waren wir jedoch nicht im Stande, uns zu bewegen.

Schon im Monat Mai hatten wir in den offenen Rinnen Anzeichen von Walen und Seehunden bemerkt, und gelegentlich hatte sich auch ein Vogel gezeigt. Während der Monate Juni und Juli war noch mehr thierisches Leben um uns herum, sodaß wir bald nach Herzenslust auf die Jagd gehen konnten. Im Laufe des Sommers schossen wir nicht nur eine Anzahl Eissturmvögel, Grilllumen, Raubmöven, Alken und Krabbentaucher, sondern auch ein paar Eiderenten sowie ein paar breitschnäbelige Strandläufer. Wir schossen auch eine Anzahl kleinerer Seehunde, bekamen aber nur sechs davon; die übrigen versanken so rasch, daß wir sie nicht rechtzeitig erreichen konnten. Selbstverständlich hießen wir jede Gelegenheit zu einem Jagdausflug willkommen, besonders wenn es sich um einen Bären handelte. Ein solcher erzeugte uns nicht oft die Ehre, und die Aufregung und das Interesse waren daher um so größer, wenn sein Erscheinen angekündigt wurde. Dann pflegten die Jungens lebhaft zu werden und schleunigst einen passenden Empfang für den Besucher vorzubereiten. Insgesamt tödteten wir im Laufe des Sommers 16 oder 17 ausgewachsene Bären und einen jungen, den wir lebendig fingen, aber später ebenfalls tödten mußten, weil er an Bord fürchterlichen Lärm machte.

Als Hendriksen eines Abends zu Anfang Juni auf dem Wege nach dem Beobachtungshause war, um die Instrumente abzulesen, kam plötzlich ein Bär auf ihn los. Ehe er sich an seine wissenschaftliche Arbeit begab, war er vorsichtshalber erst auf die Brücke gestiegen und hatte Umschau gehalten, ob die Luft rein sei, hatte aber nichts Verdächtiges wahrgenommen. Als er sich aber dem Beobachtungshause näherte, hatte er plötzlich ganz nahe bei sich ein zischendes Geräusch gehört und einen Bären erblickt, der, die Zähne flitschend, auf einem Eistrücken stand und ihn anstarrte. Natürlich fühlte sich Hendriksen, unbewaffnet wie er war, nichts weniger als behaglich. Zuerst überlegte er, ob er sich in würdevoller Weise zurückziehen oder ob er so schnell wie er konnte ausreißen sollte. Beide Parteien waren gleich weit vom Schiffe entfernt, und wenn der Bär schlimme Absichten hatte, so war es vielleicht rathsam, unverzüglich die Flucht zu ergreifen, ehe er näher herankäme. Peder rannte also so rasch er konnte davon, ohne sicher zu wissen, ob der Bär ihm auf den Fersen sei; er erreichte aber wohlbehalten das Schiff und ergriff seine Büchse, die auf Deck bereit stand. Allein ehe er wieder auf das Eis kam, hatten

die Hunde den Bären gewittert und ihn sofort angegriffen. Der Bär sprang zuerst auf das Beobachtungshaus, jedoch folgten ihm die Hunde, worauf er wieder herunterschoß, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß Hendriksen keine Zeit zum Feuern hatte. Der Bär rannte dann nach der nächsten Rinne, wo er den Hunden wie dem Jäger aus Sicht kam. In seinem Eifer sprang »Garm« auf einige in dem dicken Eisschlamm der Rinne treibende Eisstücke und saß dort heulend, da er sich nicht getraute, wieder zurückzuspringen. Ich hörte das Jammern und bekam ihn bald von der Tonne aus in Sicht, worauf Scott-Hansen und ich uns aufmachten und ihn befreiten.

Einige Tage später hörten wir Nordahl etwa um 10 Uhr vormittags »ein Bär!« rufen, worauf alle eiligst mit ihren Büchsen an Deck stürzten. Allein die Hunde hatten einen Vorsprung vor uns und hatten die Bären bereits in die Flucht gejagt. Mogstad bemerkte jedoch von der Tonne aus, daß die Hunde sie an einer kleinen Rinne, wo sie ins Wasser gegangen waren, eingeholt hatten, und kam herunter, um mir Bescheid zu sagen. Er und ich brachen zur Verfolgung auf; das Eis war in gutem Zustande, und wir kamen rasch vorwärts. Aber da wir den Wind von der Seite hatten, dauerte es geraume Zeit, ehe wir das Gebell der Hunde hören konnten, um uns von demselben leiten zu lassen. Endlich erblickte ich einen der Hunde hinter einem kleinen Rücken, und bald sah ich mehrere und zuletzt auch die Bären. Sie saßen beide auf einer Scholle in der Rinne, mit dem Rücken an einen großen Eisblock gelehnt. Zwei von den Hunden waren auf die Scholle nachgesprungen, während die übrigen rund um die Rinne Wache hielten. Die Hunde hatten ihre Rolle gut gespielt, indem sie die Bären so scharf bewacht hatten, daß es uns keine Mühe machte, diese zu erlegen. Beide fielen sofort um; da sie sich aber noch etwas bewegten, gaben wir ihnen, um ganz sicher zu sein, noch einen letzten Schuß.

Da lagen sie nun. Allein zu ihnen hinüberzukommen, war nicht leicht. Endlich glückte es uns, nachdem wir um die Rinne herumgegangen waren, von der andern Seite auf die Scholle zu gelangen, wo die Entfernung von dem festen Eise geringer war und kleine Schollen eine Art Brücke gebildet hatten. Wir weideten die Bären aus und suchten dann die Kadaver über die Schollen zu schleppen. Dies führten wir in der Weise aus, daß wir den Bären eine laufende Schlinge um das Maul warfen und sie durch das Wasser bis an den Rand des Eises zogen, wo wir einige Schollen unter die Kadaver schoben und sie dann mit vereinten Kräften heraufzogen. Auf dem Rückwege nach dem Schiffe begegneten uns Nordahl, Pettersen, Bentsen, Hendriksen und der Steuermann, die aus dem Knallen der Büchsen geschlossen hatten, daß etwas zu holen sei, und uns mit Schlitten und Geschirren für die Hunde entgegengekommen waren. Die Schlitten wurden zusammengebunden, ein Bär auf jeden derselben gelegt und neun Hunde davorgespannt, ein Mann setzte sich rittlings auf jeden Bären, worauf es mit solcher Schnelligkeit fortging, daß wir andern laufen mußten, um Schritt mit ihnen zu halten.

In der Nacht zum 24. Juni erhielten wir wieder Besuch von zwei Bären. Nordahl entdeckte sie, als er um 12 Uhr nach dem Beobachtungshause ging; er rannte rasch zurück und rief diejenigen, die sich noch nicht zum Schlafen niedergelegt hatten. Als sie aber auf das Eis stürzten, wurden sie sofort von den Bären gesehen, die darauf verschwanden.

Drei Tage später trottete eine Bärin mit einem Jungen um Mittag auf das Schiff zu. Wir verbrannten etwas Speck, um sie anzulocken, jedoch war sie sehr vorsichtig, und es dauerte geraume Zeit, bis sie auf 200–300 Meter nahekam. Dann aber konnte der Steuermann sich nicht mehr beherrschen und gab Feuer; auch wir andern sandten ihr zu gleicher Zeit einige Kugeln zu, und nach ein paar Schritten stürzte sie nieder. Da eine breite Rinne zwischen den Bären und dem Schiffe war, nahmen einige von uns den Prahm und ruderten nach der Stelle hinüber. Das arme Junge war ein prächtiger kleiner Bursche mit fast völlig weißem Pelz und dunkler Schnauze; es war ungefähr von der Größe eines unserer kleinsten Hunde. Als sie herbeikamen, saß es auf dem

Körper der Mutter, verhielt sich ganz still und schien die Sache für den Augenblick ganz ruhig aufzufassen. Hendriksen warf ihm eine Schlinge um den Hals, und es folgte, als die Mutter nach der Rinne geschleppt wurde, willig nach und setzte sich wieder auf ihren Rücken, während sie hinübergeschleppt wurde. Als es aber bei der Ankunft am Schiffe von der Mutter getrennt und an Bord gebracht werden sollte, wurde die Geschichte ganz anders. Es leistete mit aller Macht Widerstand und raste vor Wuth. Als wir es unter der Kajütskappe an Bord losließen, wurde es noch schlimmer; es that wie besessen, biß, zerrte, brummte und heulte in wilder Wuth wie ein richtiger Teufel und hörte nur so lange damit auf, als es mit dem Verschlingen der ihm zugeworfenen Fleischstücke beschäftigt war. Niemals habe ich bei einem Geschöpf eine solche Bereinigung der wildesten Eigenschaften reißender Thiere gesehen wie bei diesem kleinen Ungethüm. Und doch war es noch ganz jung! Abends gab ich Befehl, uns von diesem unangenehmen Passagier zu befreien, worauf Mogstad mit einem wohlgezielten Beilhieße sein Leben endete.

Einige Wochen lang sahen wir dann keine Bären, bis wir in der Nacht des 12. Juli von dreien besucht wurden, von denen einer nach hitziger Verfolgung von Scott-Hansen, dem Steuermann, Nordahl und Bentsen getödtet wurde. Auch diesmal thaten die Hunde gute Dienste. Die beiden andern Bären schlichen sich beim ersten Schusse davon und kamen im Nebel außer Sicht.

Am Abend des 18. Juli schossen Mogstad und ich einen Bären, den wir ohne »Bella's« Schlaueit und Schnelligkeit schwerlich bekommen haben würden. Anfänglich griffen die Hunde den Bären ein- oder zweimal an, nach kurzem Widerstande sprang er aber ins Wasser und kreuzte zwei breite Rinnen, die zu umgehen den Hunden lange Zeit kostete. Er war gerade im Begriff, sich in eine dritte Oeffnung zu stürzen, als »Bella«, die inzwischen herumgelaufen war, ihn keine 10 Meter vor dem Rande stellte. Mogstad feuerte aus einer Entfernung von 200–300 Meter und hatte das Glück, ihn in den Kopf zu treffen und zu Fall zu bringen, worauf der Bär einige schwache Versuche machte, sich der Hunde zu erwehren. Ich sandte ihm darauf eine Kugel hinter die Schulter, und als er auch dann noch nicht ganz todt war, gab Mogstad ihm den Fangschuß.

Am 20. Juli schoß der Steuermann einen großen Bären, der über eine Rinne geschwommen war, und den letzten Bären tödteten wir am Abend des 6. August, aber in so schwieriger Lage, daß wir das Fleisch zurücklassen mußten und nur mit knapper Noth das Fell an Bord bringen konnten.

Was die Vogeljagd anlangt, waren wir ebenfalls ziemlich glücklich. Beispielsweise schossen Scott-Hansen und ich eines Abends 9 Krabbentaucher, 1 Stummel- und 1 Raubmöve, am nächsten Tage weitere 21 Krabbentaucher und 2 Grilllumen. Hendriksen erbeutete an einem Tage 18 Krabbentaucher und 1 Grilllumme; und später, als einige Tage Ueberfluß an Wild war, erlegten wir im Laufe weniger Stunden sogar 30–40 Vögel.

Dieses Jagdleben hatte nicht nur einen wohlthätigen Einfluß auf unsere Stimmung, die gelegentlich etwas gedrückt war, sondern machte uns auch Appetit, der manchmal ganz riesig war. Als wir uns am Ende des Monats wogen, stellte sich heraus, daß, während vorher einige von uns an Gewicht verloren hatten, wir diesmal gleichmäßig zugenommen hatten, seitdem Alkenbrust, gebratene Lumen, gedämpfte Möven, Mövensuppe und – last, not least – Bärenrippen unsere tägliche Kost geworden waren.

Wir brauchten aber thatsächlich alle Ermuthigungen und das gute Leben, welche die Jagd uns verschaffte. Der Zustand des Eises war alles andere als tröstlich, und die Aussichten, daß wir im Laufe dieses Jahres herauskommen würden, wurden mit jedem Tage geringer.

Während der ersten Tage nach der Befreiung der »Fram« war das Eis verhältnißmäßig ruhig; am 8. und 9. Juni aber hatten wir einige schlimme Pressungen, namentlich am letztern Tage, an

welchem das Achterende des Schiffes etwa 2 Meter in die Höhe geschraubt wurde, sodaß der Ruderbrunnen vollständig aus dem Wasser kam, während der Bug etwa 60 Centimeter gehoben war und das Schiff 4° Neigung nach Backbord hatte. Auch am 10. und 11. Juni war der Eisdruck stark, besonders in der Nacht von 11½ Uhr bis 3 oder 4 Uhr.

Endlich lockerte sich das Eis am Morgen des 12. Juni, sodaß Aussicht vorhanden war, das Schiff eine Strecke weit vorausholen zu können. Da der Eisschlamm noch immer sehr dick war, hielten wir es nicht für möglich, uns ohne Hülfe des Dampfspills weiter zu ziehen, und ich gab daher Befehl, die Feuer unter dem Kessel anzuzünden. Allein noch ehe Dampf auf war, öffnete sich der Kanal so weit, daß es uns gelang, das Schiff mit Leinen durch die schmalste Durchfahrt zu ziehen.

Als Dampf auf war, dampften wir durch den Teich, wo ich einen guten Liegeplatz für das Schiff gefunden hatte. Da das Ruder noch nicht eingehängt war, mußte ich das Schiff, um es zu drehen, manchmal etwas zurückgehen lassen. Dort blieben wir, bis sich das Eis am 14. Juni etwas lockerte, und da wir in südsüdwestlicher Richtung eine Oeffnung sahen, beschlossen wir, ihr zuzusteuern. Wir machten daher Feuer unter dem Kessel, hängten das Ruder ein und steuerten mit voller Fahrt nach einem schmalen Kanal, der nach jener Oeffnung führte. Ein- über das anderemal trieben wir das Schiff in die Spalte hinein, aber immer vergebens: die Ränder wollten sich nicht um Haaresbreite rühren. Ich ließ die Maschine eine Zeit lang mit voller Kraft arbeiten, um den Riß zu forciren, wobei ich gelegentlich die Lage des Ruders änderte. Dieses Manöver hatte zum Theil Erfolg, da wir das Schiff bis zu den Fockwanten in die Spalte hineinbrachten. Dies war aber auch alles, was wir thun konnten. Die Oeffnung begann sich wieder zu schließen, und wir mußten nach dem frühern Platze zurückkehren und das Schiff dort wieder vertäuen. Das war um so ärgerlicher, als der ganze Kanal nur ungefähr drei Viertel Schiffslängen lang war.

Wir blieben dort, bis sich das Eis am Abend des 27. Juni so lockerte, daß ich einen neuen Versuch zu machen beschloß. Wir machten Dampf auf und begannen um 11½ Uhr abends das Eis zu forciren. Die Arbeit schritt in dem schweren Eise nur langsam vorwärts, und um 2 Uhr mußten wir das Schiff vertäuen, nachdem wir etwa 4 Kilometer nach Südost zu Ost zurückgelegt hatten. Diesmal probirten wir es mit der Compound-Maschine, und zwar mit gutem Erfolge. Sie machte 160 Umdrehungen in der Minute, aber der Kohlenverbrauch war natürlich entsprechend größer, fast doppelt so groß wie gewöhnlich. Wir blieben dort ungefähr eine Woche, bis das Eis am 3. Juli sich genügend öffnete, sodaß wir etwa 6 Kilometer durch einen nach Südsüdwest laufenden Kanal vorwärts kommen konnten. Während der Nacht vom 6. zum 7. Juli machten wir einen weitem Versuch, das Eis zu forciren, hatten aber erst ungefähr 2 Kilometer zurückgelegt, als wir wieder vertäuen mußten.

Der damals vorherrschende südliche Wind hielt das Eis dicht zusammengepackt, und von einer Drift war fast nicht zu reden. Andererseits war seit Mitte Juni ziemlich viel Strömung gewesen, je nachdem die Gezeiten gesetzt hatten. Wir konnten jedoch nicht wahrnehmen, daß der Strom wirklich nach einer bestimmten Richtung setzte; manchmal zeigte die Leine innerhalb eines Tages nach allen Richtungen des Kompasses. Die Strömung war jedoch sehr stark und trieb gelegentlich die Eisschollen in den Rinnen derart in die Runde, daß dem Zuschauer dabei ganz schwindelig zu Muthe wurde. Das Schiff erhielt von den tanzenden Schollen und Eisblöcken oft so heftige Stöße, daß lose Gegenstände herabfielen und die ganze Takelung erschüttert wurde.

Das Meer blieb anhaltend sehr tief. Beispielsweise konnten wir am 6. Juli bei 3000 Meter keinen Grund bekommen, während wir zwei Tage später – wir befanden uns damals auf ungefähr 83° 2' nördlicher Breite – bei nochmaligem Lothen mit 3400 Meter Grund erreichten.

Am 10. Juli gelang es uns, das Schiff zwei oder drei kurze Strecken in einem Zuge weiter zu holen, jedoch war dies eine langsame und schwierige Arbeit: das Eis war schlecht, und der Gegenwind hinderte uns sehr stark. Aber wenn die Fortschritte auch nur langsam waren, so waren es doch Fortschritte, und ich gab daher Befehl, das Schiff weiter zu holen, so oft sich eine Gelegenheit bieten sollte, etwas nach Süden zu kommen.

Aber während wir uns in dieser Weise kurze Strecken weiter quälten, enthüllte uns die Beobachtung vom 13. Juli die Thatsache, daß wir in Wirklichkeit eine beträchtliche Entfernung zurückgetrieben und wieder nach $83^{\circ} 12'$ nördlicher Breite gekommen waren. Es mochte sinnlos erscheinen, das Vorwärtsdringen unter diesen Umständen fortzusetzen; allein so düster die Aussichten auch waren, wir versuchten doch, die Hoffnung aufrecht zu halten, und waren stets bereit, die erste Gelegenheit, die sich uns bieten sollte, zu benutzen.

Spät am Abend des 17. Juli begann das Eis sich so stark zu lockern, daß wir Dampf zu machen beschlossen. Zwar schloß es sich sofort wieder, aber trotzdem behielten wir Dampf auf. Und wir wurden auch nicht enttäuscht! Denn um 1 Uhr morgens öffnete sich das Wasser so weit, daß wir vorausdampfen und 6 Kilometer in südlicher Richtung machen konnten. Im Verlaufe des Morgens wurden wir durch eine ungeheure, sich meilenweit ausdehnende Scholle aufgehalten, sodaß wir festmachen mußten. Den ganzen folgenden Tag blieben wir dort. Um Mitternacht lockerte sich das Eis ziemlich stark, doch war der Nebel so dicht, daß wir nichts sehen konnten. Am 19. endlich hatten wir einen unsern Wünschen entsprechenden, ausgezeichneten Fortgang. Nachdem wir vormittags, als der Nebel sich etwas gehoben hatte, aufgebrochen waren, legten wir von 12 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends ungefähr 40 Kilometer zurück. Durch diesen Glücksfall wurde unsere Stimmung wunderbar belebt; sie stieg noch mehr, als wir am folgenden Tage trotz des Nebels und obwol wir dreimal halten machen müssen, von $83^{\circ} 14'$ am Morgen bis $82^{\circ} 52'$ um Mittag und $82^{\circ} 39'$ um Mitternacht vordrangen. Vom 20. bis 27. Juli machten wir fortgesetzt gute Fortschritte. Um Mitternacht am letztgenannten Tage hatten wir $81^{\circ} 32'$ nördlicher Breite erreicht.

Vom 27. Juli bis zum 2. August war es eine langsame und ermüdende Arbeit. Bis zum 2. August waren wir nicht über $81^{\circ} 26'$ nördlicher Breite hinausgekommen, und gleichzeitig waren wir eine Strecke nach Osten getrieben, bis $13^{\circ} 41'$ östlicher Länge.

Am Montag, 3. August, machten wir etwa 4 Kilometer nach Südwest, mußten dann aber in Wasser, das unmöglich zu passiren war, bis zum 8. liegen bleiben, worauf das Eis sich um das Schiff so lockerte, daß wir um 9 Uhr vormittags wieder weiter gehen konnten. Jedoch hatten wir nur erst ungefähr 11 Kilometer gemacht, als wir durch eine lange schmale Straße aufgehalten wurden. Wir versuchten, mit gewöhnlichem Pulver und später mit Schießbaumwolle zu sprengen, und dampften ein- über das anderemal mit voller Fahrgeschwindigkeit gegen die die Straße versperrenden kleinen Schollen; allein alles ohne Wirkung. In der Regel sind diese Schollen nicht so klein und unschuldig, wie sie aussehen. Sie bestehen gewöhnlich aus den Bruchstücken der alten, dicken und sehr zähen Eistrücken, die zertrümmert worden sind. Wenn die Stücke frei werden, sinken sie tief unter die Oberfläche des Wassers, sodaß nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Theil von ihnen sichtbar bleibt, während die unter Wasser liegenden Theile sehr groß sein können.

Eine Scholle von dieser Art blockirte die Durchfahrt vor uns. Das Eis war so zäh, daß der Versuch, es mit dem Vorderstevan des Schiffes zu zerbrechen, nutzlos war, obwol wir wiederholt mit voller Fahrt dagegen anrannten. Wir sahen deutlich, wie sich das zähe alte Eis bei dem Stoß bog und hob, ohne zu brechen. Das Sprengen dieser Schollen war oft unausführbar, weil sie von

solcher Dicke waren, daß es uns unmöglich war, die Minen unter ihnen anzubringen. Und selbst wenn es uns gelang, eine dieser Schollen zu sprengen, so gewannen wir damit wenig oder nichts, da die Rinne zu schmal war, um die Stücke hinter uns fortzutreiben zu lassen, die andererseits zu schwer und zu dick waren, um sie unter den festen Rand des Packeises zu zwängen.

Gelegentlich kam es vor, daß altes, dickes Eis plötzlich in einem Kanal oder einer Oeffnung, in welche wir hineinzufahren im Begriffe standen, aus der Tiefe des Wassers emporschoß und die Passage vor uns versperrte. In einem solchen Falle erhielt die »Fram« einen Stoß in die Rippen, dem ein anderes Schiff schwerlich widerstanden haben würde.

Als wir durch einen offenen Kanal kamen, sah ich von der Tonne aus das eine Ende einer unter Wasser befindlichen Scholle über dem Rande des Packeises erscheinen und gab sofort Befehl, frei davon zu steuern, um sie zu passiren. Allein gerade in demselben Augenblicke, als wir frei davon zu sein glaubten, kam die Scholle los und schoß mit so gewaltiger Wucht an die Oberfläche, daß der Gischt hoch in die Luft flog. Die Scholle traf die »Fram« mit solcher Gewalt bei den Steuerbord-Fockwanten, daß das Schiff schwer überholte und beinahe 10 Striche von seinem Kurse abwich, bis es gegen einige kleine Schollen anrannte. Als das Ungethüm von einer Scholle aus der Tiefe heraufkam, brachte es eine ungeheure Wassermasse mit empor und schleuderte sie wie einen brüllenden Wasserfall in die offene Rinne.

Aehnliches passirte, wenn wir gelegentlich einen treibenden Eishügel berührten, der gerade im Begriff stand, infolge des raschern Schmelzens des Eises unter der Wasserlinie umzufallen. Der leichteste Stoß genügte dann, den Hügel zu heftigem Umschlagen zu bringen, sodaß die See rund um uns so bewegt wie bei einem Sturme war.

Am 9. August arbeiteten wir den ganzen Tag, um den Kanal frei zu machen, kamen aber damit nur unbedeutend weiter. Am 10. setzten wir die Arbeit fort, und im Laufe des Vormittags gelang es uns endlich, durchzukommen. Während des übrigen Tages machten wir auch noch einige Fortschritte nach Süden, bis das Eis unpassirbar wurde und wir um 10 Uhr abends festzumachen gezwungen waren, nachdem wir ungefähr 4 Kilometer zurückgelegt hatten.

Nebels wegen waren wir nicht im Stande, eine Beobachtung zu machen, bis wir am 9. feststellten, daß wir uns auf $81^{\circ} 48'$ nördlicher Breite befanden. Es war dies unsere letzte Breitenbeobachtung im Treibeise.

Am Dienstag, 11. August, setzten wir unter schwerer Arbeit beim Entfernen von Schollen und Schlammeis, die uns oft den Weg versperrten, die Fahrt nach Südosten fort. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr abends mußten wir in einer schmalen Straße vertäuen, bis wir im Laufe der Nacht die Hindernisse beseitigt hatten und nach Südwesten weiter fahren konnten. Das Vorwärtskommen war jedoch langsam, und am Morgen des 12. August wurden wir durch eine sehr häßliche Scholle aufgehalten. Wir versuchten, sie fortzusprengen, allein während wir noch mit dieser Arbeit beschäftigt waren, schloß das Eis sich rasch zusammen, sodaß das Schiff zwischen zwei großen Schollen gefangen lag. Nach Verlauf von ein paar Stunden lockerte sich das Eis wieder in südwestlicher Richtung, und wir dampften nunmehr in verhältnißmäßig guten Kanälen, bis um $12\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags eine Scholle unserm weitem Fortkommen ein Ende machte. Wir hatten an diesem Vormittage ungefähr 18 Kilometer in etwa 5 Stunden zurückgelegt. Nunmehr zeigte sich etwas dünneres Eis, und von der Tonne aus sahen wir, als der Nebel sich einige Augenblicke etwas hob, sowol östlich als westlich von uns mehrere große Kanäle, die in südlicher Richtung liefen. Außerdem nahmen wir eine Zunahme der Vögel und kleinen Seehunde wahr und bemerkten gelegentlich auch einen bärtigen Seehund, alles Beweise, daß wir uns nicht mehr sehr weit von offenem Wasser befinden konnten.

Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags wurden wir von den uns eingeschlossen haltenden Eisschollen frei, und um 5½ Uhr nachmittags dampften wir in südöstlicher Richtung durch stetig sich besserndes Eis weiter. Dieses wurde jetzt merkbar dünn und spröde, sodaß wir die kleinern Schollen forcieren konnten. Von 5½ Uhr nachmittags bis Mitternacht waren wir ungefähr 30 Kilometer weiter gekommen; während der letzten Wache ließen wir wieder die Compound-Maschine arbeiten.

Nach Mitternacht, am 13. August, steuerten wir Südwest, dann Süd und Südost, während das Eis fortgesetzt lockerer wurde. Um 3 Uhr bekamen wir in Südsüdost eine dunkle Wasserfläche in Sicht, und um 3¾ Uhr steuerten wir durch die letzten Eisschollen ins offene Wasser hinaus. ⁸⁶

Wir waren frei! Hinter uns lagen drei Jahre voll Arbeit und Mühe, mit ihrer Last von trüben Gedanken während der langen Nächte, vor uns lag das Leben, das Wiedersehen aller, die uns teuer waren. Nur noch einige wenige Tage!

Ein Chaos widerstreitender Gefühle bemächtigte sich eines jeden von uns. Eine Zeit lang schien es, als könnten wir unsern Augen nicht trauen, als sei das tiefblaue wogende Wasser vor dem Bug eine Illusion, ein Traum. Wir befanden uns noch ein gutes Stück oberhalb des 80. Breitengrades, und nur in sehr günstigen Sommern dehnt sich das eisfreie Wasser so weit nach Norden aus. Waren wir vielleicht in einem großen offenen Teich? Hatten wir noch einen breiten Eisgürtel zu passiren?

Nein, es war Wirklichkeit! Auf allen Seiten um uns herum war freies, unbegrenztes Meer, und ein entzückendes Gefühl war es, als die »Fram« in der ersten schwachen Dünung leicht stampfte.

Wir bezeugten unserm besiegten Feinde zum Schluß unsere Achtung, indem wir einen donnernden Salut zum Abschied abfeuerten. Noch einen Blick nach den letzten schwachen Umrissen der Eishügel und Schollen, dann verbarg sie der Nebel unserm Auge.

Wir setzten den Kurs jetzt mißweisend Südsüdost, da der Nebel noch immer so dick war, daß wir keine Beobachtungen anstellen konnten. Unser Plan war, zuerst die Rothe Bai auf Spitzbergen anzusteuern, um das Land zu begrüßen, und von dort der Westküste nach Süden zu folgen, bis wir einen passenden Ankerplatz fänden, wo wir Wasser einnehmen, die Steinkohlen aus dem Raum in die Bunker schaffen und überhaupt die »Fram« in gehörige Ordnung für die Heimreise bringen könnten.

Als der Nebel sich um 7 Uhr morgens ein wenig hob, bekamen wir an Backbord ein Segelschiff in Sicht und richteten den Kurs darauf, um es anzusprechen und, wenn möglich, Nachrichten von Dr. Nansen und Johansen zu erhalten. In ungefähr einer Stunde waren wir ihm ganz nahe. Es lag beigedreht und schien uns nicht eher zu sehen, als bis wir nahe bei ihm waren. Der Steuermann stürzte hinab, um zu melden, daß ein Schiffsungethüm im Nebel gerade auf sie zusteure. Bald war das Deck von Leuten angefüllt, und gerade als der Kapitän den Kopf aus der Kajüte steckte, passirte die »Fram« an der Luvseite des andern Schiffes, das wir im Vorbeilaufen mit einem Salut aus unserer Steuerbordkanone begrüßten. Dann drehten wir hinter seinem Heck herum und feuerten einen zweiten Salut an der Leeseite ab, worauf die »Feindseligkeiten« eingestellt wurden. Unzweifelhaft war es eine bündige Art und Weise, uns unsern Landsleuten anzukündigen, die dort so friedfertig lagen, im Morgennebel umhertrieben und wahrscheinlich mehr an Seehunde und Walfische dachten als an die »Fram«. Allein hoffentlich werden Kapitän Botolfsen und seine Mannschaft uns unsere überschwengliche Freude bei dieser unserer ersten Begegnung mit menschlichen Wesen nach drei langen Jahren verzeihen.

Das Schiff war die Galeote »Söstrene« (»Die Schwestern«) aus Tromsø. Die erste Frage, die wir

hinüberriefen, als wir längsseits vorbeifuhren, war: »Sind Nansen und Johansen angekommen?« Wir hatten ein dröhnendes »Ja« zu hören gehofft und waren bereit, die Antwort mit einem donnernden Hurrah und einem Salut zu begrüßen. Allein die Erwiderung, die wir erhielten, war kurz und traurig »Nein«.

Kapitän Botolfsen und einige aus seiner Mannschaft kamen zu uns an Bord und mußten ein regelrechtes Kreuzfeuer von Fragen jeder nur denkbaren Art bestehen. Einer solchen Prüfung sind sie gewiß noch niemals unterzogen worden und werden sie wahrscheinlich auch niemals wieder unterworfen werden.

Unter den vielen Neuigkeiten, die wir erfuhren, war auch die, daß der schwedische Luftschiffer Oberingenieur Andrée auf der Dänen-Insel angekommen sei und von dort mit einem Ballon aufsteigen wolle, um den Nordpol zu entdecken.

Botolfsen fuhr als Passagier mit uns, ließ sein Schiff unter dem Befehl des Steuermanns und begleitete uns nach Tromsø. Gegen Mittag nahmen wir den Kurs nach der Rothen Bai wieder auf, mit der Absicht, von dort nach der Dänen-Insel zu dampfen und Herrn Andrée zu besuchen. Gegen Mitternacht bekamen wir Land voraus in Sicht, das wir für das Kap unmittelbar westlich von der Rothen Bai hielten. Es war *1041 Tage* her, seitdem wir zuletzt Land gesehen hatten!

Wir blieben an diesem Punkte längere Zeit liegen und warteten, daß der Nebel genügend aufklaren sollte, damit wir die Landmarken finden könnten. Da es aber nicht klar wurde, dampften wir unter häufigem Lothen langsam westwärts, und befanden uns dann bald, wie wir es erwartet hatten, im Norwegischen Sund, wo wir nach weiterer Fahrt um 9½ Uhr vormittags unweit des Holländischen Kaps ankerten. Nunmehr hob sich der Nebel, und bald sahen wir den Dampfer »Virgo« von der Andrée'schen Expedition, sowie das Ballongebäude am Lande.

Durch das Fernrohr konnten wir bemerken, daß man unsere Ankunft beobachtet hatte, und bald kamen Herr Andrée, die übrigen Mitglieder der Expedition, sowie Kapitän Zachau von der »Virgo« mit einer Dampfbarkasse an Bord.

Auch diese Herren konnten uns keine Nachrichten von dem Schicksale unserer Gefährten geben. Unsere Stimmung wurde noch gedrückter als vorher. Wir hatten zuversichtlich erwartet, daß Nansen und Johansen vor uns die Heimat erreichen würden; nun schien es, als ob wir zuerst ankommen sollten.

Wir hegten jedoch keine ernstlichen Befürchtungen wegen ihrer Sicherheit, namentlich als wir erfuhren, daß die Jackson'sche Expedition zwei Winter auf Franz-Joseph-Land zugebracht habe. Höchst wahrscheinlich war, daß Dr. Nansen und Johansen früher oder später mit dieser Expedition zusammentreffen würden; vielleicht warteten sie auch nur auf eine Gelegenheit, um nach Hause zu kommen. Waren sie aber Jackson nicht begegnet, dann mußte offenbar etwas nicht in Ordnung sein, und in diesem Falle brauchten sie Hülfe, und zwar so bald wie möglich.

Unser Plan war rasch fertig. Wir wollten nach Hause eilen, um in Tromsø zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Im Falle, daß auch dort nichts zu erfahren war, wollten wir unsere Kohlenvorräthe ergänzen – etwas anderes brauchten wir nicht – und sofort nach Franz-Joseph-Land fahren, um nach ihnen zu suchen und, wie wir hofften, die unaussprechliche Freude zu erleben, sie unserm erwartungsvollen Vaterlande in unserer eigenen getreuen »Fram« heimzubringen.

Unser Aufenthalt auf der Dänen-Insel wurde infolgedessen so kurz wie möglich. Wir statteten der »Virgo« Besuche ab, besahen den Ballon, der jetzt zur Auffahrt bereit war, sobald günstiger Wind sie gestattete, und erhielten Gegenbesuche von unsern liebenswürdigen schwedischen

Freunden. Im Laufe der Nacht beendeten wir das Wassereinnehmen und das Umstauen der Steinkohlen. Das Schiff war seefertig, und um 3 Uhr morgens am 15. August dampfte die »Fram« unter Dampf und Segel durch die Smeerenberg-Bai nach See hinaus.

Auf der Ueberfahrt hatten wir gutes Wetter und günstige, oft frische Brise, sodaß das Schiff tüchtige Geschwindigkeit entwickelte, bis zu 18 Kilometer in der Stunde.

Am 19. um 9 Uhr morgens sahen wir die ersten blauen Kämmen unserer heimatlichen Berge. Um Mittag sichteten wir Lögö und um 8 Uhr abends die Nordspitze von Loppen. Dann steuerten wir in den Kvenanger-Fjord hinein und ankerten um 2 Uhr am Morgen des 20. August unweit Skjävö.

Sobald der Anker gefallen war, rief ich den Doctor und Scott-Hansen, die beide mit mir an Land gehen wollten. Allein da sie mir bei ihrer Toilette zu langsam waren, so bat ich Bentsen, mich mit dem Prahm an Land zu setzen, und stand bald vor der Telegraphenstation. Hier suchte ich die Leute lebendig zu machen, indem ich mit geballten Fäusten erst an die eine, dann an eine andere Thür donnerte, jedoch lange Zeit vergeblich. Endlich steckte im zweiten Stock ein Mann den Kopf aus dem Fenster, um zu sehen, welcher Nachtschwärmer solchen Spektakel mache. Es war der Chef des Telegraphenamts selbst. Er beschreibt den nächtlichen Vorfall in einem Briefe an eine in Christiania erscheinende Zeitung in der folgenden scherzhaften Weise:

»Es waren nichts weniger als freundschaftliche Gefühle und Absichten, mit denen ich um etwa 2½ Uhr morgens aufstand, um nachzusehen, welche Canaille es war, die so lebhaft an meine Hausthür trommelte. Ziemlich leicht bekleidet steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus und schrie: »Zum Donnerwetter! Was ist denn los? Solchen Teufelslärm zur Schlafenszeit zu machen!«

»Ein Mann in grauem Anzug, mit einem langen Barte, trat heran. Es war an seiner Erscheinung etwas, das mich sofort auf den Gedanken brachte, daß ich meinem Mißvergnügen über das Gewecktwerden etwas zu voreilig freien Lauf gelassen hätte, und ich fühlte mich etwas beschämt, als er pffiffig bemerkte: »Ja, das ist wahr; aber trotzdem muß ich Sie bitten, die Thür zu öffnen. Ich komme von der »Fram«!« Sofort ging mir ein Licht auf, wer das sein könnte. Es konnte niemand anders sein als Sverdrup. »Ich komme sofort, Kapitän«, antwortete ich, warf mich in die notwendigsten Kleider und stürzte hinunter, um ihn hereinzulassen.

»Er war keineswegs ärgerlich über das lange Warten oder die unfreundlichen Worte, mit denen ich ihn empfangen hatte, als er nach der langen, ruhmreichen Expedition hier zuerst sein Heimatland wieder betrat. Er zeigte sich vielmehr sehr freundlich und liebenswürdig, als ich ihn um Entschuldigung bat wegen der Unhöflichkeit, mit der ich ihm begegnet war. Im innersten Herzen sprach ich sogar eine noch wärmere Entschuldigung aus, als ich in der ersten Verwirrung herausgestammelt hatte.

»Als Sverdrup Platz genommen hatte, war natürlich die erste Frage nach dem Wege, auf welchem er gekommen sei. Sie seien soeben von der Küste von Spitzbergen gekommen. Am 13. August seien sie in offenes Wasser gelangt, wo sie fast unmittelbar darauf mit Kapitän Botolfsen aus Tromsö zusammengetroffen seien, der dort mit seinem Walfischfängerschiffe gelegen habe. Sie hätten ihn mitgebracht. Dann hätten sie Andrée besucht, der gerade im Begriff gewesen sei, zusammenzupacken und heimzukehren, und seien von dort hierher gekommen. Sie hätten zuerst von Botolfsen und dann von Andrée, der die neuesten Nachrichten aus Norwegen hätte haben müssen, erfahren, daß man nichts von Nansen wisse, den sie zu Hause anzutreffen gehofft hätten; ihre Freude über die Aussicht, bald die Heimat zu erreichen, sei durch diese Nachricht beträchtlich gedämpft worden.

»»O, aber ich kann Ihnen gute Nachricht von Nansen geben«, sagte ich. »Er ist am 13. August in Vardö angekommen und befindet sich jetzt in Hammerfest. Wahrscheinlich fährt er heute mit einer englischen Jacht nach Tromsö ab.«

»»Nansen ist angekommen?«

»In einer Aufregung, wie sie dieser Mann selten zeigt, sprang die kräftige Gestalt auf und verschwand aus der Thür mit dem Rufe: »Das muß ich sofort den andern sagen!«

»Einen Augenblick später kehrte er in Begleitung von Scott-Hansen, Messing, Mogstad und Bentsen zurück, die sämtlich ganz wild vor Freude über diese neueste Nachricht waren, die allem die Krone aufsetzte und es ihnen gestattete, ihrem Jubel darüber, nach ihrer langen und schwerlichen Abwesenheit wieder im Heimatlande zu sein, vollen Ausdruck zu geben, während das ungewisse Schicksal ihres Führers und ihres Kameraden sie sonst gedämpft haben würde. Und wie sie sich freuten! »Ist' es wahr? Ist Nansen angekommen?« wurde auf allen Seiten wiederholt. »Was für ein Tag das ist, welche Freude! Und welch seltsames Zusammentreffen, daß Nansen an demselben Tage angekommen ist, an welchem wir vom Eise frei geworden und heimwärts gesteuert sind!« Und, zitternd vor Erregung, wünschten sie einander Glück, diese kräftigen Jungen.

»Früh am Morgen hörte man plötzlich einen zweimaligen donnernden Knall von der »Fram«, gefolgt von dem brausenden Hurrah der Mannschaft zu Ehren ihrer abwesenden Gefährten. Die noch in tiefem Schlafe liegenden Einwohner des Ortes waren höchlich überrascht und sprangen rasch aus den Betten, und als ihnen nach und nach der Gedanke kam, daß es nur die »Fram« sein könne, ließen sie nicht lange auf sich warten und kamen herbei, um sich das Schiff anzusehen.

»Als die Fram-Leute hier ankerten, wehte ihnen vom Lande der Duft des neu gemähten Heues zu, der ihnen herrlich vorkam. Die grünen Wiesen mit ihrer dürftigen Flora, die wenigen, von Wind und Wetter unbarmherzig verkrüppelten zwerghaften Bäume erschienen ihnen so reizend, daß unsere armselige Insel in ihren Augen ein wahres Eden war. Heute wollten sie sich einmal ordentlich im Grase herumwälzen!

»Im übrigen lächelte Mutter Natur und zeigte sich in so festlichem Kleide, wie man es so spät im Jahre in diesen nördlichen Breiten nur erwarten konnte. Der Fjord war so ruhig, als ob er mit der leisesten Bewegung die Stille zu unterbrechen fürchtete, welche das auf seiner glatten Fläche ruhende, erprobte, wettergebräunte, wackere Schiff jetzt umgab.

»Sie sprachen alle ganz enthusiastisch von ihrem Schiffe. Ich glaube nicht, daß sich ein Mann an Bord befindet, der die »Fram« nicht liebte. Sverdrup erklärte: »Ein festeres und schöneres Schiff ist niemals gebaut worden und ist in der ganzen Welt nicht zu finden!« –

Auf dem Wege nach dem Fjord begegneten mir fünf meiner Gefährten. Nordahl eilte mit der frohen Botschaft sofort an Bord, während wir übrigen uns bei dem Telegraphenverwalter bei einer Tasse Kaffee niederließen, die köstlich schmeckte. Ein besserer Willkommen hätte uns nicht werden können. Allein es endigte nicht mit dem Kaffee bei dem Telegraphenverwalter. Bald knallten in den Häusern des Kaufmanns und des Bürgermeisters die Champagnerpfropfen, während der Telegraphenverwalter Botschaft über Botschaft hinaussandte und unsere Ankunft Dr. Nansen, Sr. Majestät dem König, der norwegischen Regierung und den Angehörigen und Freunden meldete. –

Um 10 Uhr vormittags lichteten wir den Anker und fuhren weiter, um in Tromsö mit Nansen und Johansen zusammenzutreffen, die nördlich von Skjårvö passirt und südwärts gedampft waren. Auf der Höhe von Ulfstinden trafen wir den Dampfer »Kong Halfdan«, der uns von Tromsö mit

600 Passagieren an Bord entgegengefahren war. Wir nahmen sein Anerbieten, uns ins Schlepptau zu nehmen, an, und um 8½ Uhr abends lief die »Fram«, begleitet von Hunderten von beflaggten Booten, in den Hafen von Tromsø ein, wo sie mit Jubel und herzlichen Willkommensrufen empfangen wurde.

Am nächsten Tage, 21. August, um 4 Uhr nachmittags, traf Sir George Baden-Powell's Dampfjacht »Otaria« mit Dr. Nansen und Johansen an Bord ein.

Nach einer Trennung von 17 Monaten war unsere Schar wieder vollzählig, und die Norwegische Polarexpedition war wieder vereinigt.

Dieser Rothwein war für diese Gelegenheit hergestellt und bestand aus dem Saft getrockneter Preiselbeeren und Moltebeeren mit einem kleinen Zusatz von Spiritus. Man machte mir sehr viele Complimente wegen dieses Getränkes, das ich auch bei fernern Gelegenheiten serviren ließ. In 28tägiger Arbeit beim Forciren dieses mehr oder weniger dichten Packeises hatten wir eine Entfernung von 340 Kilometer zurückgelegt.

Schlußwort

Von
Fridtjof Nansen.

Welche Ausbeute hat die Norwegische Polarexpedition gebracht? Die Beantwortung dieser Frage konnte man hier wol mit Recht erwarten. Das gesammte Material an wissenschaftlichen Beobachtungen ist jedoch so verschiedenartig und so umfangreich, daß noch lange Zeit erforderlich sein wird, ehe es von Fachmännern ganz ausgearbeitet werden kann, und bevor dieses geschehen ist, kann man die Tragweite der Ausbeute in keiner Weise überblicken. Es ist daher nothwendig, diese Resultate in besondern wissenschaftlichen Publikationen zu veröffentlichen. Ich werde jedoch, bevor ich diesen Bericht abschließe, auf einige der wichtigern Punkte hinzuweisen versuchen.

1. Geographische Entdeckungen

Die Entdeckung neuer Länder war nicht der Zweck der Expedition; sie war vielmehr darauf berechnet, mit dem Eise zu treiben und so weit als möglich vom Lande abzuhalten, da dieses der Drift leicht hindernd in den Weg treten konnte. Nichtsdestoweniger darf man wol sagen, daß sie unsere Kenntniß der Vertheilung von Land und Meer in den dem Pole zunächstgelegenen Gebieten in nicht geringem Grade bereichert hat.

Die unleugbar wichtigste unserer geographischen Entdeckungen war das tiefe Polarmeer selbst. Wie schon bei Entwicklung des Plans der Expedition erwähnt worden ist, hatte man dieses Meer bisher in der Regel für seicht gehalten. In der Discussion der Geographischen Gesellschaft in London vor unserer Abreise wurde mir gegenüber betont, daß man beinahe überall am Nordpol Land zu finden erwarten müsse. Soweit man das Meer bisher untersucht hatte, war es überall seicht. Südlich von Franz-Joseph-Land und Spitzbergen hatte die Tiefe bis zu 160 Faden (300 Meter) betragen, während nördlich von der sibirischen Küste nur eine Tiefe von nicht mehr als 40 (75 Meter), höchstens 80 Faden (150 Meter) festgestellt worden war. Außerdem hatten die Expeditionen, die in diesem Meere nach Norden hin vorgedrungen waren, dort stets neues Land entdeckt. Die österreichisch-ungarische Tegetthoff-Expedition hatte während ihrer Drift Franz-Joseph-Land, die Jeannette-Expedition die Henrietta-Insel, die Jeannette-Insel und Bennett-Land entdeckt. Auch ich glaubte, daß das Polarbecken im ganzen seicht sei, wenn ich auch die Möglichkeit hervorhob, daß sich quer durch das unbekannte Polarbecken eine tiefere Rinne hinziehen und die große, zwischen Spitzbergen und Grönland gelegene, bis zu 4800 Meter betragende Tiefe mit dem von der »Jeannette« befahrenen Gebiete verbinden könnte. Eine solche

Rinne haben wir thatsächlich gefunden, da das Meer unter 79° nördlicher Breite im Norden der Neusibirischen Inseln plötzlich tiefer wurde und bis auf 3500 und 3800 Meter sank, und diese Tiefe während der ganzen nordwestlichen und westlichen Drift der »Fram« bis nördlich von Spitzbergen beibehielt. Ich glaube, daß es nicht allein eine schmale Rinne sein kann, sondern daß das Polarbecken zum größern Theile eine Tiefsee ist, die nach Norden und Osten hin die Fortsetzung der Tiefsee des Nordatlantischen Oceans bildet. Wieweit diese Tiefsee sich nach Osten hin erstreckt, davon können wir uns eine begründete Ansicht nicht bilden; wir wissen nur, daß sie bis nördlich von den Neusibirischen Inseln reicht; aber es ist wol wahrscheinlich, daß sie sich auch weiter nach Osten hinzieht; die »Jeannette« fand ja auch, daß die Tiefe jedesmal zunahm, wenn sie nach Norden oder Nordosten trieb.

Was für Schlüsse kann man nun annehmbarerweise über die Vertheilung von Land und Meer in den noch unbekanntem Theilen des Polarmeeres ziehen? Ich glaube, wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß diesseits des Pols nur wenig oder gar kein Land liegen kann; und zwar aus mehreren Gründen. Schon die Annahme, daß ein so tiefes Meer auf eine so weite Strecke bloß eine schmale Rinne sein sollte, ist an und für sich unwahrscheinlich; es muß sich sicherlich noch ein gutes Stück von unserer Route aus nach Norden erstrecken. Ferner sahen wir in keiner Richtung Anzeichen von Land. Während unserer Schlittenfahrt nach Norden schien das Eis mit großer Geschwindigkeit, ja mit größerer, als wir es weiter südlich gefunden haben, zu treiben. In den Rinnen war große Bewegung, und wir selbst wurden öfter ziemlich schnell in verschiedenen Richtungen weiter getrieben, so schnell sogar, daß es bisweilen aussah, als wären wir Wind und Wogen hilflos preisgegeben. Derartige Eismassen könnten sich kaum mit so großer Freiheit bewegen, wenn es Land von einiger Größe in der Nähe gäbe, denn dieses würde der Drift unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Es muß auch bemerkt werden, daß sowol bei der Drift der »Fram«, als auch bei unserer Schlittenfahrt das Fortkommen besonders leicht war; sobald uns der Wind nach Norden oder Nordwesten trieb, daß es dagegen langsam ging, wenn wir nach Südost zurückgetrieben wurden. Unsere meteorologischen Beobachtungen werden uns vermuthlich einen Fingerzeig geben können, ob es gegen Norden größere Ländermassen gibt oder nicht, denn der Verlauf der Isothermen und die Vertheilung des Luftdrucks, die Windrichtungen, der Einfluß der verschiedenen Winde auf die Temperatur u. s. w. müssen uns etwas darüber sagen, wenn dies alles zusammengestellt wird. Augenblicklich kann ich nichts weiter sagen, als daß es auf mich den Eindruck gemacht hat, daß auch diese Verhältnisse durchaus nicht eine nördlich von uns befindliche Ländermasse anzeigten. Der in meinen Augen entscheidende Beweis für eine größere Ausdehnung des Polarmeeres im Norden unserer Route sind indessen die Eismassen, die mit verhältnißmäßig großer Geschwindigkeit beständig nach Süden an der grönländischen Ostküste entlang bis zum Kap Farewell und über dieses hinaus treiben. Eisfelder von einer solchen Ausdehnung müssen aus einer größern Wasserfläche kommen als jene, durch welche wir trieben.

Hätte die »Fram«, anstatt sich auf dem 83. Breitengrade aus dem Eise herauszuarbeiten, hoch im Norden ihre Drift fortgesetzt, so würde sie unzweifelhaft von dem Polarstrom mit diesem Eise an der grönländischen Küste entlang nach Süden geführt worden sein. Nach der Richtung der ganzen Drift ist es jedoch nicht wahrscheinlich, daß die »Fram« dicht an die Küste gekommen wäre; zwischen ihr und der letztern wäre sicher ein breiter Gürtel geblieben, und das diesen ausfüllende Eis muß selbstverständlich aus einem nördlich von unserer Route gelegenen Theile des Polarmeeres, der eine doppelt so große Ausdehnung haben wird, herkommen. Betrachten wir das Verhältniß zwischen der Fläche des Polarmeeres selbst und seinen Eismassen einerseits und dem ostgrönländischen Polarstrom mit seinem beständigen Mitführen von Eis andererseits, so liegt es sehr nahe, dieses Verhältniß mit demjenigen zwischen einem großen, ausgedehnten

Inlandeise und seiner Mündung in einen engen Eisfjord, wie wir es z. B. in Grönland finden, zu vergleichen. In dem innern Polarbecken, in dem die »Fram« trieb, hat das Eis, ebenso wie in dem Innern des Inlandeises, eine sehr langsame Bewegung. Je mehr es sich jedoch der Mündung nähert, desto mehr nimmt die Bewegung mit der Abnahme der Breite des Eisstromes zu; das Eis strömt mit immer größer werdender Geschwindigkeit nach Süden, bis es schließlich an das offene Meer gelangt, wo es von Wind und Seegang losgebrochen wird und in dem warmen Wasser schmilzt. Es ist dies ebenso, wie die Ausläufer des Inlandeises durch die Thäler und vereisten Buchten hinaus in die wärmern Luftschichten fließen, wo sie geschmolzen werden, dann ins Meer münden, dort losgebrochen werden und als Eisberge forttreiben. Eine gewisse Breite eines Eisgürtels im ostgrönländischen Polarstrom dürfte folglich einem mehrmals breitem und ausgedehntern Theile des bekannten oder unbekanntem Polarmeeres entsprechen.

Deshalb glaube ich, daß wir mit Sicherheit von der Annahme ausgehen können, daß wir es diesseits des Pols mit einem ausgedehnten eisbedeckten Meere zu thun haben. Jenseits des Pols hingegen ist die Möglichkeit, Land antreffen zu können, wol vorhanden. Es ist kaum anzunehmen, daß man gegenwärtig schon die Nordgrenze des arktisch-amerikanischen Archipels, sowie Grönlands und seiner Inseln erreicht haben sollte; wir müssen vielmehr erwarten, daß wir dort auch nördlich von der jetzigen Grenze des Bekannten noch Inseln finden werden.

Während die »Fram« an der Nordwestküste von Sibirien entlang fuhr, machten wir einige mehr zufällige Entdeckungen, die, obwol von geringerer Wichtigkeit, doch von geographischem Interesse sein können. Wie im 4. Kapitel des 1. Bands erzählt ist, fanden wir dort viele neue Inseln, und die ganze Küstenlinie scheint bedeutend mehr zerrissen und eingeschnitten zu sein, als man bisher geglaubt hat. Schon im Karischen Meere fanden wir eine neue Insel, die Sverdrup-Insel, und weiter an der Küste entlang die Scott-Hansen-Inseln, die Clements-Markham-Inseln, die Ringnes-Inseln, die Mohn-Inseln und die General-Tillo-Inseln, sowie noch einige auf der Westseite der Halbinsel Tscheljuskin, wie die Fearnley-Inseln und die Axel-Heiberg-Inseln. Im Norden der von Nordenskiöld besuchten Taimyr-Insel fanden wir eine größere Inselgruppe, die in nördlicher und nordöstlicher Richtung eine ziemliche Ausdehnung zu haben schien, und der wir den Namen Nordenskiöld-Inseln gegeben hatten. Im Süden von Nordenskiöld's Taimyr-Sund hatten wir im Colin-Archer-Hafen geankert. Auch dort fanden wir verschiedene Inseln, und das Land war, soweit wir es untersuchen konnten, durch Buchten und Meerengen zertheilt. Hier war die einzige Stelle an diesem Theile der Küste, wo wir an das Festland selbst herankamen. Aber wo wir uns ihm weiter im Südwesten genähert hatten, machte es auf uns stets wieder den Eindruck eines von zahlreichen Fjords zerschnittenen Landes. Die Vorstellungen, die ich mir nach den ältern Karten von dem zwischen der Dickson-Insel und der Taimyr-Bucht liegenden Theile Sibiriens gemacht hatte, haben sich daher wesentlich verändert. Statt der einfachen Küstenlinie mit flachen Buchten scheinen wir es hier mit einer echten Fjordküste und einer recht deutlich ausgebildeten Schärenkette, vor der draußen im Meere noch zahlreiche größere und kleinere Inseln liegen, zu thun zu haben.

Ehe wir die Geographie der sibirischen Küste verlassen, muß noch erwähnt werden, daß die Taimyr-Bucht an der König-Oskar-Halbinsel auf die Hälfte ihrer frühern Breite eingeschränkt worden ist.

2. Geographie und Geologie von Franz-Joseph-Land

Schon die Drift der »Fram« hat, wie bemerkt, bewiesen, daß im Norden von Franz-Joseph-Land eine ausgedehnte Tiefsee ist und daß dieses Land sich nicht nach Norden gegen den Pol hinzieht, wie früher von verschiedenen Seiten behauptet worden war. In meinem Reiseplane hatte ich betont, daß Franz-Joseph-Land kein geeigneter Ausgangspunkt für eine Polarexpedition sei, falls man zu Lande nach dem Pole vorzudringen beabsichtige, denn ich hielt es »für eine Inselgruppe, deren verschiedene Inseln tiefe Sunde trennen, und es ist nicht anzunehmen, daß sich dort größeres, zusammenhängendes Land findet«. Unsere Entdeckungen auf der von mir und Johansen unternommenen Schlittenreise können diese Ansicht nur bestätigen. Wirft man einen Blick auf die diesem Bande beigegebene Kartenskizze von Franz-Joseph-Land, so wird man sicherlich den Eindruck erhalten, daß es eine Gruppe von theilweise sehr kleinen Inseln ist. Payer's Wilczek-Land, das die Phantasie so in Erregung versetzte, ist zu einer kleinen Insel zusammengeschrumpft, und sein Zichy-Land hat sich in eine Reihe kleiner Inseln aufgelöst, an deren Westseite wir ein ausgedehntes Meer sehen. Das Einzige, bei dem vielleicht noch von einiger Größe die Rede sein kann, ist Leigh Smith's Alexandra-Land, das sich noch immer in die unbekannte, nebelige Ferne hineinverliert, aber es kann ebenfalls nichts Bedeutendes sein.

??? abbildung hier

Wieweit die Inselgruppe sich nach Norden erstreckt, läßt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen, aber sehr weit kann es unserer Erfahrung nach keinesfalls sein. Allerdings sah Payer von seinem nördlichsten Punkte Petermann-Land und König-Oskar-Land; aber daß das erstere eine große Ausdehnung haben kann, ist nicht anzunehmen, jedenfalls kann dies nicht nach Osten hin sein, da wir es sonst hätten sehen müssen, als wir auf unserm Wege nach Süden in geringer Entfernung östlich daran vorbeikamen. Daß es nicht groß ist, geht auch daraus hervor, daß das Eis ziemlich ungehindert nach Westen zu treiben schien, als wir auf seiner Breite waren. Daß auch König-Oskar-Land nicht groß ist, glaube ich daraus schließen zu können, daß im Laufe des Winters und des Frühlings südliche und südöstliche Winde das Eis beständig und mit großer Leichtigkeit vom Lande ab nach Norden trieben und das Wasser im Westen der Frederick-Jackson-Insel und der südlich davon gelegenen Inseln offen hielten.⁸⁷ Hätte im Norden oder Nordwesten eine größere zusammenhängende Ländermasse gelegen, so würde diese der Drift dieses Eises nothwendigerweise Hindernisse in den Weg gelegt haben. König-Oskar-Land kann deshalb schwerlich etwas anderes sein als eine kleinere Insel.⁸⁸

Am schwersten ist es vielleicht, sich eine Ansicht über die Ausdehnung der Inselgruppe nach Osten hin zu bilden. Nach dem, was wir auf der Reise von Hvidtenland nach Westen hin sahen, schien die Ostküste des Wilczek-Landes in südöstlicher Richtung weiter zu ziehen, und weiter nach Osten sahen wir kein Land mehr. Dagegen schien der dunkle Himmel, den wir auf unserer Schlittenreise über das Treibeis östlich von Hvidtenland in den Tagen, ehe wir dieses erreichten, im Süden vor uns sahen, auf ziemlich offenes Wasser in dieser Richtung zu deuten. Aber dies schließt ja nicht aus, daß weiter nach Osten hin Inseln liegen können, es kann sogar wahrscheinlich erscheinen, wenn wir nach unsern Erfahrungen im Juni und Juli 1895 im »Sehnsuchtslager« urtheilen dürfen, da wir ja trotz anhaltender starker nördlicher Winde ungefähr auf 82° 5' nördlicher Breite und zwischen 64° und 65° östlicher Länge stillliegen blieben, ohne nach Süden zu treiben. Dies war um so ausfallender, als das Eis sich in andern Richtungen recht willig vor dem Winde bewegte. Es könnte dieses darauf hindeuten, daß im Süden vor uns Land oder eine Inselreihe gelegen hat, die sich wie eine Querwand in ostwestlicher

Richtung hingezogen und der Eisdrift den Weg versperrt hat.

Nach Westen hin, glaube ich, erstreckt sich Franz-Joseph-Land viel weiter, als wir bisjetzt wissen. Auf der Nordseite von Alexandra-Land sahen weder Jackson noch wir das Westende der Inselreihe; die große, offene Rinne am Lande entlang, die sich ein gutes Stück in dieser Richtung hinzuziehen schien, deutete auf Land hin. Auf der Südseite des Alexandra-Landes hat Leigh Smith ebensowenig wie Jackson die Westgrenze des Landes gesehen. Es würde interessant sein, das noch unbekannte Gebiet, das hier nach dem Nordostlande und Spitzbergen zu noch übriggeblieben ist, zu untersuchen. Johansen und ich würden es durchzogen haben, wenn wir nicht Jackson und seine Leute getroffen hätten. Hoffentlich gelingt es diesen, diese Aufgabe zu lösen.



Aquarellskizze von Fridtjof Nansen.
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.
Heraufziehendes Unwetter an der Eiskante.
(14. Sept. 1893.)

In Anknüpfung an diese Bemerkungen über die Geographie von Franz-Joseph-Land führe ich die wichtigern Züge seines geologischen Aufbaues an.

Soweit unsere Untersuchungen reichten, scheint die Inselgruppe zum wesentlichen Theile vulkanischen Ursprungs zu sein und aus Basalten zu bestehen. Im nördlichen Theile reichen diese und andere Plagioklas-Pyroxen-Gesteine bis ganz an das Ufer. Dies war am Kap Fisher im 81° nördlicher Breite der Fall, wo der Basalt mit einer beinahe lothrechten Felswand in die See hinabfiel. Ebenso erreichte er das Ufer bei Kap M'Clintock, bei unserer Winterhütte, am Strande der Frederick-Jackson-Insel, bei dem Vorgebirge mit Säulenbasalt, wo wir die Nacht vom 25. auf den 26. August 1895 zubrachten, beim Kap Clements-Markham, beim Kap Felder und auf der Torup-Insel. Dasselbe schien auch, soweit ich sehen konnte, auf der Südseite des Kronprinz-Rudolf-Landes der Fall zu sein. Ich spähte dort im Norden überall vergebens nach sedimentären Schichten, deren Versteinerungen über das geologische Alter des Landes Aufklärung hätten geben können. Nur bei Kap Heiland fand ich eine Bodenerhebung von losem,

verwittertem Thonschiefer, aber keine Versteinerungen.

[??? Bilder hier F1: S. die Abbildung II, 225.] [F2: S. die Abbildung II, 211.] [F3: S. die Abbildungen II, 208 und 209.] [F4: Vgl. II, 220.]

Auf der Südseite der Inselgruppe, bei Kap Flora und in dessen Umgebung, reichte der Basalt jedoch nicht an die See hinunter. Hier erhob sich vom Ufer aus eine Thonformation bis zu einer Höhe von 160-200 Meter,⁸⁹ und auf dieser lag der Basalt in einer Mächtigkeit von 160-200 Meter, wenn nicht mehr. Nach dem, was Dr. Koetlitz, der Geolog der Jackson-Expedition, mir mittheilte, scheinen auf den andern Inseln westlich von der Northbrook-Insel ähnliche Verhältnisse vorzuliegen. Da der Basalt also hier auf der Südseite an mehreren Stellen erst in größerer Höhe gefunden wird, während er sich weiter nördlich überall bis an die See zu erstrecken scheint, sieht es beinahe so aus, als fielen die Formationen der Inselgruppe, sowol die Thonablagerung wie die Basaltdecke, nach Norden ein, wo der Basalt vielleicht auch durchgehends an Mächtigkeit zunimmt.

Die Structur des Basalts ist an den verschiedenen Stellen der Inseln ziemlich verschieden.⁹⁰ Gewöhnlich hat er eine ausgeprägt porphyrische Structur und unterscheidet sich dadurch von vielen typischen Basalten, da er mehreren Melaphyren ähnlicher ist. Die basaltischen Laven haben in sehr großer Ausdehnung Mandelsteinstructur, und die Hohlräume sind mit Zeolithen (besonders Analcim) und Kalkspat angefüllt. An andern Stellen, wie bei Kap M'Clintock, war der Basalt bei Diabasstructur sehr grobkörnig ausgebildet und scheint mit den auf Spitzbergen, besonders in der Gegend des Storfjord und auf Edge-Inland (Stans-Vorland) als Intrusivmassen gefundenen Diabasen oder Basalten in nahem Zusammenhange zu stehen. Diese Basalte sind sowol auf Spitzbergen wie auf Franz-Joseph-Land ausgeprägt arm an Olivin und enthalten verhältnißmäßig wenig Eisenerz, und es ist wahrscheinlich, daß diese beiden Inselgruppen ein zusammenhängendes Eruptionsfeld bilden.

Unsere Untersuchungen auf Franz-Joseph-Land reichen nicht aus, um zu bestimmen, wann diese ausgebreiteten Basaltmassen hervorgebrochen sind, ob es in der Juraperiode selbst geschehen, oder ob sie nicht, wie eher zu erwarten ist, jünger sind und aus der Tertiärperiode stammen, während welcher so große Basaltausbrüche an mehreren Stellen der Erdoberfläche stattfanden. Daß sie jedenfalls nicht vor der spätern Jurazeit entstanden sind, kann man mit Sicherheit behaupten, da die gewaltige Thonablagerung, auf der sie ruhen, aus dieser Periode ist. In dem obersten Theile dieses Jura-Thons fanden wir zwischen den Thonschichten einzelne dünne, horizontale Basaltbänke.

Dies könnte darauf hinzudeuten scheinen, daß jedenfalls ein Theil des Basalts hervorgebrochen ist, bevor die Thonablagerung ihren Abschluß gefunden hatte; aber die Möglichkeit, daß diese Basaltbänke intrusiv sind, ist ebenfalls nicht ausgeschlossen, und zur sichern Bestimmung fand sich keine Gelegenheit. Was dafür sprechen könnte, ist, daß es mir nicht gelang, eine von ihnen eine längere Strecke weit zu verfolgen. Andererseits aber war der Thon, in dem die Bänke auftraten, so weich und plastisch, daß es mir schwer wird, zu begreifen, wie Intrusivmassen sich darin in so regelmäßigen, horizontalen, kaum einen Meter mächtigen Schichten, wie es hier der Fall war, hätten ausbreiten können. Man könnte es sich wohl denken, wenn die Thonschichten, in denen sie liegen, sandhaltiger und folglich weniger zusammenhängend als die darunter und darüber liegenden Schichten wären.

Für die Altersbestimmung des Basalts scheint wichtiger zu sein, daß dort, wie weiter unten angeführt werden soll, nördlich von Kap Flora an einer Stelle Pflanzenversteinerungen aus dem obern Jura auf dem Basalt liegend gefunden wurden. Die Sache hat indeß insofern einen Haken,

als der Thonsandstein mit den Pflanzenversteinerungen in so unregelmäßiger Weise austrat, daß es noch nicht als entschieden angesehen werden kann, ob er noch in ungestörter Lage und an seiner ursprünglichen Stelle war. Ferner lag der Fundort nicht viel höher, jedenfalls nicht mehr als ungefähr 30 Meter über der Höhe, welche die Oberfläche der unter den Basaltmassen liegenden gewaltigen Thonformation selbst an der Südseite des Kap Flora hatte, und ich war nicht im Stande, dort, weder in entsprechender Höhe noch anderswo, eine Spur von einer Versteinerungen enthaltenden Schicht zu entdecken. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß eine Intrusivmasse diese Pflanzenversteinerungen aus ihrer ursprünglichen Lage emporgehoben hat.

Doch wie es sich auch damit verhalte, jedenfalls können wir mit Sicherheit sagen, daß Franz-Joseph-Land im ganzen betrachtet eine Bildung ist, die nicht älter als die Juraperiode sein kann; es ist also, geologisch gesprochen, von verhältnißmäßig jungem Alter. Die flachen Basaltdecken, die sich auf allen Inseln, zum Theil sogar in einigermaßen gleicher Höhe ausbreiten, scheinen uns noch davon zu erzählen, daß hier einst eine größere, zusammenhängende Ländermasse gewesen, die im Laufe der Zeit – unter dem Einflusse der verschiedenen Kräfte, die am Lande zehren, wie: Frost, Feuchtigkeit, Schnee, Gletscher und Meer – zerstückelt und zerstört worden und theilweise unter der Oberfläche des Meeres verschwunden ist; vielleicht sind auch Verwerfungen vorgekommen und einzelne Theile in die Tiefe gesunken, wovon nun nur noch die durch Fjorde und Sunde getrennten, zerstreuten Inseln und Inselchen als Ueberreste zurückgeblieben sind.

Die Formation, auf welcher der Basalt bei Kap Flora liegt, stammt, wie schon angegeben, aus der Juraperiode. Vom Ufer an bis zu einer Höhe von 160-200 Meter hinauf bestand sie in ihrer ganzen Masse aus weichem, graublauem Thon, der mit zahlreichen größern und kleinern Knollen von rothbraunem Thonsandstein untermischt war. Es gab dort viele Versteinerungen, die sich vorzugsweise in diesen Knollen fanden, aber auch lose im Thon lagen. Sie bestanden hauptsächlich aus Ammoniten und Belemniten, welche zeigten, daß diese Ablagerung aus ungefähr derselben Zeit des obern Juras stammt wie der sogenannte Oxford-Clay (Oxfordthon). Dr. Pompetcky, der jetzt die Versteinerungen zur Untersuchung bekommen hat, hat die Formation als zur Lamberti-Zone des russischen Juras gehörig erkannt. Diese Entdeckung ist insofern ganz interessant, als sie uns zeigt, daß das große Meer, das sich während des spätern Theils der Juraperiode über große Gebiete von Europa, ganz Rußland und Sibirien, über Alaska, die arktisch-amerikanische Inselgruppe und die Ostküste von Grönland erstreckte und bis nach Indien und Abessinien reichte, sich auch ganz nach Norden bis Franz-Joseph-Land und Spitzbergen ausgedehnt hat. Es ist die größte Ausdehnung des Meeres während der ganzen mesozoischen Zeit und bis auf unsere Tage gewesen, und überall hat dieses Meer gewaltige Ablagerungen hinterlassen, die dort oben im Norden von den Basaltmassen vor Zerstörung bewahrt worden sind.⁹¹

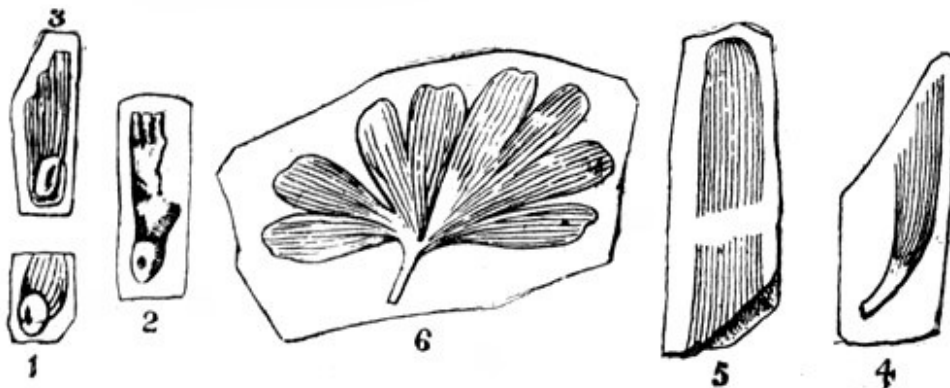
Während unsers Aufenthalts auf Kap Flora fanden Jackson und Dr. Koetlitz eines Tages auf einem kleinen Bergkamme, der aus dem im Norden der Station gelegenen Gletscher hervorragte, zahlreiche Pflanzenversteinerungen. Es ist dies der Fund, von dem ich schon oben (S. 352) gesprochen habe. Ein paar Tage später, am 17. Juli, begaben Dr. Koetlitz und ich uns wieder dorthin. Der Berggipfel bestand ganz aus stellenweise typisch säulenförmigem Basalt und erhob sich mitten im Gletscher bis zu einer Höhe, die ich auf 200-230 Meter über dem Meeresspiegel schätzte; die Höhe genau zu messen, war uns leider keine Zeit geblieben. An zwei Stellen lagen hier in einer den Basalt bedeckenden Schicht eine Menge Sandsteinfragmente. Beinahe in jedem dieser Bruchstücke fand man Abdrücke, meist von Coniferennadeln, aber auch von kleinen

Farnblättern. Wir sammelten von diesen Schätzen so viel, als wir tragen konnten, und kehrten abends schwer beladen und höchst befriedigt heim. Einige Tage später gelangte Johansen auf einem Schneeschuhausfluge zufällig, ohne es zu wissen, an denselben Ort und sammelte dort ebenfalls Versteinerungen, die er mir brachte.

Nach meiner Rückkehr in die Heimat hat Professor Nathorst diese Sammlung von Pflanzenversteinerungen untersucht, und es scheint, daß Jackson und Dr. Koetlitz hier einen äußerst interessanten Fund gemacht haben.

Professor Nathorst schreibt mir darüber vorläufig:

»Trotz ihres sehr fragmentarischen Zustandes sind die Pflanzenversteinerungen, die Sie mitgebracht haben, von großem Interesse, da sie uns den ersten Einblick in die Pflanzenwelt in Regionen nördlich vom 80. Breitengrade während des letzten Theils der jurassischen Periode gewähren. Am gewöhnlichsten sind die Blätter einer Fichte (Pinus), die der in den jurassischen Schichten von Spitzbergen, Ostsibirien und Japan gefundenen Pinus Nordenskiöldi Heer ähnlich ist, aber wahrscheinlich einer andern Art angehört. Es kommen auch schmalere Blätter von einer andern Art vor, sowie männliche Blüten und Bruchstücke eines Fichtenzapfens⁹² mit mehrern Samen (Fig. 1-3), von denen einer (Fig. 1) an Pinus Maakiana Heer aus dem sibirischen Jura erinnert. Unter den Resten anderer Coniferen sind Blätter einer breitblättrigen Taxites zu erwähnen, die Taxites gramineus Heer ähnelt, die besonders im Jura von Spitzbergen und Sibirien gefunden wird; sie besitzt Blätter von ungefähr derselben Größe wie der gegenwärtig in China und Japan vorkommende Cephalotaxus Fortunei. Interessant ist es, auch Ueberreste von der Gattung Feildenia (Fig. 4 und 5) zu finden, die bisjetzt nur in den Polarregionen gefunden worden ist. Sie wurde zuerst 1868 von Nordenskiöld in den Tertiärschichten bei Kap Staratschin auf Spitzbergen entdeckt und von Heer unter dem Namen Torellia beschrieben; später hat Feilden sie während der englischen Polarexpedition von 1875-76 in den Tertiärschichten der Discovery-Bai auf Grinnell-Land gefunden, und Heer hat dann den Gattungsnamen in Feildenia umgewandelt, weil Torellia bereits als Name einer Muschel in Gebrauch ist. Seitdem habe ich 1882 diese Art in den obern Juraschichten von Spitzbergen gefunden. Die Blätter erinnern an die der Unterabtheilung Nageia der recenten Gattung Podocarpus.



Pflanzenversteinerungen von Kap Flora.

»Die schönsten Exemplare der ganzen Sammlung sind die Blätter einer kleinen Ginkgo, von denen eins vollständig ist (Fig. 6). Diese 1-3 Früchte von Pinus-Arten. 4 und 5 Blatttheile von Feildenia. 6 Blatt von Ginkgo polaris.

Gattung, mit pflaumenartigen Früchten und mit Blättern, die, ungleich denen anderer Coniferen, eine wirkliche Blattscheide besitzen, wird gegenwärtig nur in Japan in einer einzigen Art gefunden, kam aber in frühern Zeiten in zahlreichen Formen und in vielen Gegenden vor. Während der Jurazeit gedieh sie namentlich in Ostsibirien; sie ist auch auf Spitzbergen, in Ostgrönland (am Scoresby-Sund) und an vielen Orten in Europa u. s. w. gefunden worden. Während der Kreide- und der Tertiärzeit kam sie noch immer auf 70° nördlicher Breite an der Westküste von Grönland vor. Das hier dargestellte Blatt gehört einer neuen Art an, die *Gingko polaris* genannt werden könnte und sehr nahe mit *Gingko flabellata* Heer aus dem Jura von Sibirien verwandt sein muß. Sie hat eine gewisse Habitusähnlichkeit mit *Gingko digitata* Lindl. et Hutton, besonders wie diese im braunen Jura von England und Spitzbergen gefunden wird; jedoch sind ihre Blätter beträchtlich kleiner. Neben dieser Art mögen auch noch eine oder zwei andere in dieser Sammlung vorkommen, sowie Theile der Blätter der zur *Gingko*-Familie gehörenden Gattung *Czekanowskia*, deren Blätter schmal und Fichtennadeln ähnlich sind.

»Farne sind sehr spärlich vertreten. Die vorhandenen Fragmente gehören vier verschiedenen Typen an, doch können die Arten kaum bestimmt werden. Ein Bruchstück gehört zu der in Juraschichten gewöhnlichen *Cladophlebis*, ein anderes läßt auf *Thyrsopteris* schließen, die im Jura von Ostsibirien und England gefunden wird, ein drittes einer kleinen, kaum bestimmbareren *Sphenopteris* an. Der vierte endlich scheint einem *Asplenium* (*petruschinense*) nahe verwandt, welches in den Juraschichten von Sibirien gefunden wurde und von Heer beschrieben ist. Das Exemplar ist dadurch merkwürdig, daß die Epidermiszellen des Blattes in dem Gestein deutliche Abdrücke zurückgelassen haben.

»Mit ihrem Reichthum an Coniferennadeln, ihrer Armuth an Farnen und dem Fehlen oder dem seltenen Vorkommen von Cycadeen hat die Flora von Franz-Joseph-Land ungefähr denselben Grundcharakter wie die Flora des obern Jura von Spitzbergen, obwol die Arten verschieden sind. Wie die Flora von Spitzbergen deutet sie kein besonders günstiges Klima an, wenn auch der Unterschied zwischen jetzt und damals ungeheuer ist. Die Ablagerungen müssen wahrscheinlich in der Nachbarschaft eines Coniferenwaldes erfolgt sein. Soweit das Material ein Urtheil gestattet, scheint die Flora eher dem obern (weißen) Jura als dem mittlern (braunen) Jura anzugehören.«

Ein hervortretender Zug der Geologie von Franz-Joseph-Land ist seine Gletscherdecke. Wirft man einen Blick auf die Karte, auf der die nicht von Gletschern bedeckten Stellen mit dunkelbrauner Farbe bezeichnet sind, so sieht man, wie verschwindend klein diese im Vergleich zu den ausgedehnten Schnee- und Eismassen sind. Einen noch stärkern Eindruck davon wird man vielleicht durch die Skizze S. 203 dieses Bandes erhalten.

Von den meisten größern Gletschern, die wir bisjetzt auf der nördlichen Halbkugel kennen, unterscheiden sich, soweit wir sehen konnten, die Gletscher dieser Inseln dadurch, daß sie nicht die typischen, sich bewegenden Gletscher bilden, die sich in enge, genau begrenzte Eisfjorde hineinbewegen, wie wir sie auf Grönland und in kleinerm Maßstabe auch auf Spitzbergen und Nowaja Semlja finden. Auf Franz-Joseph-Land breiten sich die Gletscher meistens wie gleichmäßig gewölbte Schilde ganz über das Land, auf dem sie liegen, aus und fallen gewöhnlich auf allen Seiten mit gleichförmigen Gehängen in die See. Sie lassen sich nicht von den Thälern und den Unebenheiten des sie tragenden Gebirges zur Bildung schmalerer, scharf abgegrenzter, sich bewegender Gletscher zwingen, sondern begraben den Gebirgsstock so vollständig unter sich, daß man bei der gewölbten Oberfläche des Gletschers gar nichts oder nur sehr wenig von

der ursprünglichen Form des Untergrundes wahrnehmen kann.⁹³

Dieses Verhältniß trat auf den ersten kleinen Inseln, die wir antrafen (Hvidtenland), besonders hervor und war hier außerordentlich typisch ausgebildet; aber wir fanden es mehr oder weniger auf beinahe allen Inseln wieder.

Der Grund dieser Verschiedenheit liegt wol darin, daß die Oberfläche der Basaltinseln von Franz-Joseph-Land wahrscheinlich viel weniger uneben ist als die Gebirge der andern genannten Stellen.

Dazu kommt, daß die Schneegrenze hier viel tiefer hinabgeht und die Masse der Eisdecke auf diesen kleinen Inseln im Verhältniß zu dem Lande, auf dem sie ruht, viel gewaltiger ist. Demzufolge gleichen die Gletscher dort oben mehr dem antarktischen Inlandeise als sonst irgendwelche bekannte Gletscher der nördlichen Halbkugel (die Gletscher des Nordostlandes vielleicht ausgenommen), und diese Inseln, wie z. B. Hvidtenland, zeigen uns im kleinen die Verhältnisse, die unserer Meinung nach auf dem antarktischen Continent herrschen müssen. Statt der begrenzten sich bewegenden Gletscher, die sonst den Abfluß der innern Gletschermasse bilden, fällt hier sozusagen die ganze Eisdecke selbst an allen Ufern der Inseln gleichmäßig in die See hinein. Deshalb ähnelt die Eisbergbildung zum Theil auch weniger der grönländischen und mehr der antarktischen, wenn wir uns diese auf einen so kleinen Maßstab reducirt denken können. Mit den grönländischen Gletschern verglichen haben diese in die See fallenden Gletscher eine äußerst langsame Bewegung und eine verhältnißmäßig ebene Oberfläche und bilden große flache Eisberge oder schwimmende Gletscherfelder, die allerdings nicht hoch sind – diejenigen, welche wir von dieser Art sahen, erhoben sich höchstens 5 bis 7 Meter über das Wasser –, aber in ihrer Form große Ähnlichkeit mit den flachen, in Schichten getheilten antarktischen Eisbergen haben müssen und den aus den grönländischen Eisfjorden kommenden gar nicht gleichen. Die Behauptung, daß auf Franz-Joseph-Land Eisberge von bedeutender Höhe gefunden worden seien, was man als Beweis für das Vorhandensein einer großen zusammenhängenden Ländermasse angeführt hat, stimmt mit unsern Erfahrungen nicht überein. Den höchsten Eisberg, den wir gesehen haben, noch dazu einer mit spitzem Gipfel, schätzten wir auf höchstens 20 Meter über dem Meeresspiegel, alle übrigen waren bedeutend niedriger.

Der Neigung dieser Gletscher, sich über die verhältnißmäßig flachen Basaltinseln auszubreiten, ohne typische Gletscher zu bilden, ist es auch wol zunächst zuzuschreiben, daß man an den Ufern der Inseln viel weniger Spuren von Schrammung sieht, als man es in einem solchen mit Gletschereis bedeckten Lande eigentlich erwarten müßte. An seiner einzigen Stelle fanden wir größere Moränen; auf der Houen-Insel war die größte, wenn es wirklich eine gewesen ist. Nur an einigen Punkten, wie bei Kap Richthofen, fanden wir am Rande der Gletscher kleine Moränen. Am Strande lagen allerdings genug Steine und Felsblöcke umher, aber man konnte von keinem einzigen mit Gewißheit behaupten, daß ihn der Gletscher mitgeführt habe, und die allermeisten waren von den Bergen heruntergefallen. Auch sahen wir nicht eine einzige vom Gletscher geglättete und geschliffene Bergfläche mit Merkmalen frischer Schrammung; doch mag dies auch darin seinen Grund haben, daß der Basalt in dem strengen Klima leicht verwittert. Im ganzen scheint auf die Form und das Aussehen der meisten Felswände und des am Strande anstehenden Gesteins die Verwitterung mehr Einfluß gehabt zu haben als die Abtragung durch den Gletscher. Die Felsen am Ufer sahen eigentlich alle gleich aus. Sie fielen steil ab und bildeten stark zerklüftete und zerrissene Wände, an deren Fuße gewaltige Trümmerhalden aus herabgefallenen Steinen lagen, und ganz unten fanden sich oft noch eine oder mehrere Strandlinien oder Terrassen.

Diese alten Wasserstandszeichen, die eine vor verhältnißmäßig kurzer Zeit eingetretene Veränderung des Meeresspiegels anzeigen, fanden wir an den Küsten dieser Inseln an vielen Punkten. Sie fielen uns schon auf, als wir im Herbste 1895 an die Inselgruppe kamen. Auf der Torup-Insel waren über dem jetzigen Strande zwei sehr deutlich ausgeprägte Strandlinien in verschiedenen Höhen. Auf einer Strandterrasse, die gegen 6 Meter über dem Meere lag, wohnten wir den Winter über; aber bei unserer Winterhütte sah man noch mehrere andere Terrassen, von denen zwei besonders hervortraten und deren höchste wol 16 Meter über dem Wasser war. Auf der Northbrook-Insel fand ich Gelegenheit, die Höhe der Strandlinien genau zu messen. Ich habe schon oben S. 342 erwähnt, daß Jackson's Station auf einer Terrasse oder Strandlinie lag, die zwischen 14 und 16 Meter hoch war; doch sowol über wie unter dieser gab es noch mehrere andere. So fand ich denn auch, daß Leigh Smith, der ebenfalls auf diesem Kap überwintert hatte, auf einer niedrigeren, nur 6 Meter über dem Meere liegenden Strandlinie gewohnt hatte. An einer andern Stelle fand ich eine 26 Meter hohe Terrasse, die höchste, die ich gesehen habe.

Jackson hatte an verschiedenen Stellen bei Kap Flora Walfischskelette gefunden. Beispielsweise lag in der Nähe seiner Hütte in der Höhe von 16 Meter der Schädel eines Bartenwals, einer *Balaena*, möglicherweise eines Grönland-Wals (*Balaena, mysticetus*). An einer Stelle weiter nördlich fanden sich Theile eines Skeletts, wahrscheinlich von derselben Art; der Unterkiefer war 6 Meter lang. Die Knochen lagen jedoch in einer Höhe von nicht mehr als 3 Meter über dem gegenwärtigen Meeresspiegel. Ich fand auch andere Anzeichen davon, daß das Meer in verhältnißmäßig neuerer Zeit über diesen niedrigen Strandterrassen gestanden haben muß. Letztere waren z. B. an vielen Stellen mit Muschelschalen (*Mya truncata*, *saxicava* u. a.) besät. Dieses Land ist also ähnlichen Niveauveränderungen unterworfen gewesen, wie sie in andern nördlichen Ländern stattgefunden haben, und von denen ich, wie bereits erwähnt, Anzeichen auch an der Nordküste von Asien beobachtet habe.

3. Geologische Untersuchungen an der sibirischen Küste

Was wir an der sibirischen Küste an geologischen Untersuchungen vornehmen konnten, war selbstverständlich nur unbedeutend, da unsere Besuche dort am Lande nur zufällig und kurz waren. Nirgends haben wir anstehende, unveränderte sedimentäre Schiefer gefunden. In der Regel bestand das anstehende Gestein aus krystallinischem Schiefer und Granit, worunter ein besonders charakteristischer weißer Muskovitgranit sich befand. An dem nordöstlichen Ende der Tscheljuskin-Halbinsel gab es sehr dichten, der schwedischen Hällefrinta ähnlichen Quarzit.

Von größerer Wichtigkeit waren die Spuren einer Eiszeit, die ich an mehreren Punkten der sibirischen Nordküste zu finden glaubte.

Schon die aus Kies und kleinen Steinen bestehende hügelige Ebene von Jalmal erinnerte mich an die norddeutschen Ebenen und brachte mich auf den Gedanken an eine ausgedehnte Grundmoräne. Es waren dort viele runde Bodenvertiefungen und Gewässer, die an die Seen Norddeutschlands erinnern konnten.

Wir fanden auf dieser Ebene keine größern erratischen Blöcke, und unsere Untersuchungen waren überhaupt so flüchtiger Natur, daß ich mir über den glacialen Ursprung des Landes noch

keine feste Ansicht bilden kann. Weiter nach Norden fand ich indeß deutliche Glacialspuren. Am Strande einer der Kjellman-Inseln, der Renthier-Insel, entdeckte ich Schrammungsspuren, die nur durch Gletscher hervorgerufen sein konnten. Allerdings kann auch das Treibeis die Küsten schrammen, aber diese Schrammung ist natürlich eine oberflächliche, und die Kritzer haben eine weniger gleichmäßige Richtung.

Die Rillen, die ich dort fand, waren deutlich ausgeprägt und liefen Parallel miteinander. Ein paar tiefere Rinnen waren besonders markiert. Daß sie in dem Theile des Ufers, der bei niedrigem Wasser trocken liegt, allein noch sichtbar waren, ist leicht erklärlich, denn das hier aus Glimmerschiefer bestehende Gestein verwittert in diesem strengen Klima schnell; es war vom Froste zersprengt und kreuz und quer zerrissen, und alle nicht von der See bedeckten und dadurch vor der Verwitterung bewahrten Schrammungsspuren werden durchgehend verschwunden sein.

Ueberall, wo wir hier im Norden ans Land kamen, war der Boden mit größern und kleinern Steinen bedeckt. An einzelnen Stellen waren sie von derselben Art wie das dort anstehende Gestein; an andern fand ich große Blöcke, die mit dem Boden, auf dem sie lagen, nichts gemein halten. Den Charakter einer ganz typischen Moränenlandschaft hatte das Land auf der Westseite der Halbinsel Tscheljuskin an der von-Toll-Bucht, wo ich eines Tags (8. September 1893) zur Renthierjagd ans Land gegangen war.

Dort war eine sehr hügelige Thonebene, die mit vielen erratischen Blöcken verschiedener Gesteinsarten bestreut war, welche wol schwerlich anders als durch Gletscher hierhergekommen sein können.⁹⁴ Das ganze Land hatte ebenfalls entschieden das Aussehen einer Grundmoräne. Daß ich an einzelnen Stellen am Ufer und an den Bachbetten Anzeichen von Schichtenbildung fand, kann kaum als Einwand erhoben werden, da wir zum Beispiel im südlichen Norwegen ja viele unzweifelhafte Moränen mit ausgesprochener Schichtenbildung kennen. Dies beweist mir, daß die Moräne sich unter Wasser gebildet hat.

Man könnte annehmen, daß diese glacialen Ueberreste von localen Gletscherbildungen herrühren; doch stellt man sie mit dem zusammen, was Baron Toll fast gleichzeitig mit uns weiter östlich auf den Neusibirischen Inseln und im Anabara-Lande gefunden, wo er interessante Ueberreste einer Eiszeit nachgewiesen hat, dann können sie wol für die Wahrscheinlichkeit der Annahme sprechen, daß der ganze nördliche Theil von Sibirien unter einer Eisdecke begraben gewesen, wie sie einst auch das nördliche Europa bedeckt hat. Die allgemeine Annahme, daß Sibirien keine Eiszeit besessen habe, scheint also nicht länger begründet zu sein.

Ich habe schon vorher erwähnt, daß das nordwestliche Sibirien wahrscheinlich ein Fjordland mit davorliegenden Schären ist. Auch dies kann für eine sibirische Eiszeit sprechen, denn überall, wo wir sonst auf Erden derartige Fjordküsten finden – in Norwegen, an der Westküste von Kanada und Alaska und in Patagonien – lassen sich auch sichere Spuren einer ehemaligen Gletscherdecke nachweisen.

4. Der Meeresgrund

Der Boden des Polarmeeres ist größtentheils mit grauem Thon bedeckt. Nach einer vorläufigen mikroskopischen Untersuchung der beim Lothen gewonnenen Proben unterscheidet sich dieser

Thon von dem meisten Grundschlamm, der in den übrigen Meeren der Erde gefunden wird, dadurch, daß in ihm die Schalen von Seethieren und andere organische Beimengungen beinahe gänzlich fehlen. Bei der Säurenprobe stellte sich auch heraus, daß der Schlamm außerordentlich arm an Kalk ist und hauptsächlich aus mineralischen Bestandtheilen zusammengesetzt zu sein scheint. Zu genaueren Untersuchungen hat bis jetzt noch die Zeit gefehlt. Bei der Norwegischen Eismeer-Expedition war festgestellt worden, daß der Grundschlamm des nördlichen Theils des Atlantischen Oceans und des Nördlichen Eismeeres größtentheils aus einem ähnlichen grauen Thone besteht, der an thierischen Ueberresten ebenfalls verhältnißmäßig arm, wenn auch reicher als der von uns gefundene ist. Es scheint, als wenn jetzt eine Ablagerung sedimentärer Schichten, die außerordentlich arm an Fossilien sind, in dem ganzen Polarmeere vor sich gehe. Dies läßt sich wol dadurch erklären, daß das Flußwasser, besonders das der sibirischen Flüsse, so große Mengen seines Schlammes in das Polarbecken trägt, daß der Niederschlag am Grunde verhältnißmäßig groß ist und die Ablagerungen des relativ spärlichen Thierlebens im Wasser, damit verglichen, beinahe verschwinden.

5. Die Eisdrift im Polarmeere

Der Plan der Expedition war, wie in der Einleitung angegeben, auf die Voraussetzung gegründet, daß eine Strömung oder eine ständige Eisdrift quer durch das Polarbecken von dem Meere nördlich von Sibirien und der Bering-Straße nach dem Meere zwischen Grönland und Spitzbergen gehe. Mit diesem Eise sollte die »Fram« treiben. Die Reise hat gezeigt, daß die Voraussetzung im wesentlichen richtig war, und sie hat uns in den Stand gesetzt, uns ein ziemlich vollständiges Bild von der Art, in der das Eis über diese Meeresfläche geführt wird, zu machen.

Was mir vor allem die Ueberzeugung gab, daß eine solche Eisdrift beständig vor sich gehen müsse und daß sie zu einer Expedition benutzt werden könne, war das sibirische Treibholz, das jährlich an der grönländischen Küste angeschwemmt wird, und der Schlamm, der sich auf dem an der Ostküste von Grönland entlang schwimmenden Treibeise stets findet. Auf unserer Fahrt fanden wir denn auch, sogar hoch im Norden, dieselben Zeugen der Herkunft des Eises wieder; selbst auf 86° war Schlamm auf dem Eise, und auch Treibholzstämmen fanden sich. Am 20. April 1895 fanden wir auf 85½° nördlicher Breite einen im Eise festgefrorenen Baumstamm; den breiten Jahresringen nach zu urtheilen schien er in einem verhältnißmäßig milden Klima gewachsen zu sein. Er stammte wahrscheinlich aus dem Innern Sibiriens und war nun auf dem Wege zu den grönländischen Eskimos. In der Nähe der »Fram« fanden wir ebenfalls oft Treibholzstücke. Sverdrup fand einmal im April 1896 einen halbvermoderten Stamm, der im Eise festgefroren war. Als er sich einen Monat später wieder nach diesem Stamme umsah, fand er zu seiner Verwunderung, daß derselbe mitten durchgebrochen und eine ziemliche Strecke weit fortgeschleppt worden war. Wahrscheinlich hatte sich ein Bär den Spaß gemacht, seine Kräfte daran zu probiren.

Aber was ist es, was dieses Eis über das Meer treibt? In erster Linie sind es die Winde. Da diese vorherrschend von der sibirischen Seite nach dem nördlichen Atlantischen Ocean hinübergehen, müssen sie im Laufe der Zeit das Eis in dieser Richtung fortführen. Aber die Winde sind zu ungleichmäßige Kräfte, und die Drift würde dann ebenfalls nicht beständig werden; bald würde

es Stillstand, bald Gegendrift geben, von der Abdrift nach den Seiten hin gar nicht zu sprechen. Doch durchgehends stellte es sich heraus, daß unsere Drift mit größerer Schnelligkeit vor sich ging, sobald die Winde uns in der Richtung unsers Zieles weiter führten. Wehte der Wind in entgegengesetzter Richtung und wollte uns nach Südost zurücktreiben, dann setzten sich die Eismassen dahin gewöhnlich nur schwer in Bewegung, und es war, als hielte sie etwas zurück. Da die vorherrschenden Winde mit den Jahreszeiten zu wechseln pflegen, gab es in unserer Drift auch gewisse längere Perioden. Am günstigsten ging es im Winter und Frühling, die zweite Hälfte des Sommers aber war in der Regel ungünstig. Sobald wir den ersten Herbst im Eise stecken blieben, befanden wir uns auch in einer ungünstigen Periode und wurden nach den Neusibirischen Inseln zurückgetrieben – es hatte den Anschein, als ginge alles verkehrt.

Im Winter vom November an und im Frühling machten wir ziemlich gute Fortschritte, aber von Mitte Juni 1894 bis in den Herbst hinein ging es wieder den Krebsgang. Darauf folgte ein neuer Winter (1894-95) und Frühling (bis Ende Juni) mit einem guten Vorstoße. Der zweite Theil des Sommers (Juli, August und September) 1895 war wieder ungünstig; aber der darauffolgende Herbst und Winter brachten die »Fram« weit nach Norden, bis beinahe auf 86° , und nach Westen bis ungefähr auf 25° östlicher Länge. Dann kamen die letzten Tage des Februars und der März mit Stillstand, bis das Eis im April und in den folgenden Monaten wieder nach Südwesten und Süden trieb und die »Fram« sich endlich weit nördlich von 83° aus dem Eise losmachte.

Nicht nur die Winde scheinen Einfluß auf die Eisdrift zu haben; diese hat überhaupt, wie schon bemerkt, die Neigung, sich in einer bestimmten Hauptrichtung fortzubewegen. Bisweilen meinte ich auch im Wasser unter dem Eise eine schwache Strömung, die beinahe denselben Weg ging, nachweisen zu können. Ich glaube nicht, daß die Eisdrift ganz mit der vorherrschenden Windrichtung zusammenfällt. Auf mich machte es den Eindruck, als ginge sie ein wenig nördlicher als diese; aber etwas Bestimmteres wird darüber nicht eher gesagt werden können, als bis das ganze Material durchgearbeitet und zusammengestellt sein wird.

Infolge der beständigen Drift wird in dem Theile des Polarmeeres, den wir durchfuhren, das Eis nicht alt. Ich habe äußerst selten Eis gesehen, das ich auf ein Alter von 4 bis 5 Jahren schätzen konnte, und ich glaube, daß 5 bis 6 Jahre in der Regel die längste Zeit ist, welche die Eisschollen brauchen, um von den Küsten in der Gegend der Bering-Straße bis in das Meer im Osten von Grönland zu gelangen. Die Hauptmasse des hier ankommenden Eises ist jedoch noch nicht so alt, es hat sich zum großen Theile erst unterwegs in den beständig zwischen den ältern Eisschollen entstehenden Oeffnungen und Rinnen gebildet.

Man wird sehen, daß dieses Eis immerfort in Bewegung ist und auf der ganzen großen Meeresfläche, die die Gegend um den Pol herum bedeckt, kein einziger fester Punkt zu finden ist. Die Winde und die Strömungen treiben das Eis dieses ganzen weiten Meeres nach den in den Atlantischen Ocean führenden Oeffnungen, hauptsächlich nach dem großen »Schlunde« zwischen Spitzbergen und Grönland, aber auch nach den schmalern Meerengen zwischen Grönland und dem arktisch-amerikanischen Archipel. Auf dieser Seite thürmt es sich aber wol größtentheils auf und unterbricht dabei seine Wanderung nach den südlichen Gewässern, wodurch die Eisdrift hier sich sehr verlangsamt. Der schwere, unbewegliche Eismantel, mit dem so manche Polarfahrer unsern Pol so gern haben zudecken wollen, ist verschwunden. Statt dessen haben wir die ewig wandernden Eisfelder als ein Glied in dem großen Kreislaufe des Meeres.

6. Bildung, Wachsthum und Zusammenpressung des Eises

Ueber den Charakter, die Bildung und das Gefrieren dieses Eises, die darin herrschende Temperaturvertheilung u. s. w. hat die Reise mancherlei Aufklärung gebracht. Ich werde hier ein paar Züge anführen. Sobald sich Eis bildet und solange es noch ziemlich dünn ist, nimmt es sehr schnell zu; doch je dicker es wird, desto langsamer wächst es an, da ja der Wärmeverlust durch Ausstrahlung von der Oberfläche dann immer schwerer bis zur Unterseite des Eises dringt. Das Eis, welches sich im ersten Herbst, im October und November 1893, in den offenen Stellen bildete, hatte im April 1894 eine Dicke von 2,31 Meter erreicht, fuhr aber auch den ganzen Sommer hindurch fort, zuzunehmen. Am 9. Juni betrug die Dicke schon 2,58 Meter, obgleich die Sonnenstrahlen schon ziemlich viel von der Oberfläche des Eises abgeschmolzen hatten. Am 20. Juni war die Dicke dieselbe, das Schmelzen von oben her war nun aber so bedeutend, daß überall große Süßwasserpflützen auf dem Eise standen. Im Juli war es ungefähr ebenso, bis sich am 10. Juli unten plötzlich noch eine neue Schicht gebildet hatte, wodurch es, trotzdem nun von der Oberfläche täglich mehrere Centimeter abschmolzen, im ganzen 2,76 Meter dick wurde. Diese Bildung neuen Eises auf der Unterseite war der Schicht von Süßwasser zuzuschreiben, die durch das Schmelzen der Eisoberfläche entstanden war und nun auf dem kalten Salzwasser lag, dessen Temperatur bedeutend unter dem Gefrierpunkte des Süßwassers war. Dieses Süßwasser wurde dadurch also so stark von unten abgekühlt, daß sich in der ungefähr 2,5 Meter betragenden Tiefe, wo sich Süß- und Salzwasser schieden, eine dicke Schicht Süßwassereis bildete, das sich den ganzen Sommer über hielt. Die Gesamtdicke der alten Eisscholle mit der neuen Schicht verminderte sich allmählich und betrug im September nur noch 2 Meter. Im October fing das Wachsthum langsam wieder an, am 10. November war das Eis 2,08 Meter, am 11. December 2,11 Meter dick, und in diesem Verhältnisse nahm es den ganzen Winter über zu. Am 6. Februar war es 2,59 Meter dick. Das Anwachsen des Eises fuhr auch den Frühling hindurch fort; am 11. Mai 1895 betrug die Dicke 3 Meter und am 30. Mai 3,08 Meter, also auch nicht viel mehr. Man sieht also, daß das Anwachsen des Eises beim Gefrieren gar nicht so schnell vor sich geht. Die Eisscholle, an der wir im folgenden Winter Messungen vornahmen und die am 4. November 1895 schon 3,36 Meter dick war, nahm im Laufe des Winters fortwährend zu und erreichte am 4. Mai 1896 eine Dicke von 3,975 Meter, was ja allerdings beträchtlich ist, wenn es sich für ein Schiff darum handelt, das Eis zu durchbrechen, aber doch im Vergleich mit der Dicke des paläokrystischen Eises in dem Meere im Norden von Grinnell-Land Grant-Land oder auch von Grönland nicht sehr bedeutend genannt werden kann.

Seine größte Mächtigkeit erreicht das Eis bei der beständigen Zusammenstauung und der Schichtung während der Pressungen; die dabei entstehenden schweren Eishügel und Klumpen vereinen sich durch Zusammenfrieren und können sich lange halten. Auf unserer Reise hatten wir die beste Gelegenheit, über die Bildung dieses zusammengepreßten Eises Beobachtungen anzustellen.

Wie man schon bei mehrern frühern Expeditionen gefunden hat, zeigte es sich auch diesmal, daß die Eispressungen in nicht geringem Maße mit Ebbe und Flut zusammenhängen. Dies war besonders am äußern Rande des Polarbeckens der Fall, wo man mehr in der Nähe des offenen Wassers war. Während des Herbstes 1893 preßte sich das Eis nach der Springflut gewöhnlich so regelmäßig zusammen, daß wir den Zeitpunkt dafür im voraus angeben konnten. Wir hatten jeden Monat zwei Perioden, die eine, mit den stärksten Pressungen, beim Neumond und die andere beim Vollmond. In diesen Zeiten wechselte die Eisbewegung gewöhnlich jeden Tag zweimal

zwischen starkem Zusammenpressen und allmählichem Ablassen des Druckes ab. Ebenso regelmäßige Pressungen zur Flutzeit traf die »Fram« im letzten Frühling und Sommer (1896) an, als sie in das Meer im Norden von Spitzbergen gekommen war. In der einen Woche im Juni war die Zusammenpressung so stark, daß das Schiff jeden Tag zweimal still und ruhig bis zu 3 Meter aus dem Wasser gehoben wurde.

Im innern Polarbecken waren die Pressungen nicht so regelmäßig, besonders im Winter nicht, was vorzugsweise dem Winde zuzuschreiben war. Dies pflegte sich deutlich zu zeigen, wenn es z. B. längere Zeit aus Südost geweht hatte, das Eis ordentlich nach Nordwesten hin ins Treiben gerathen war und der Wind dann plötzlich umsprang und das Eis nach einer andern Richtung hin weiter führen wollte. Dann leistete dieses mit seiner Trägheit Widerstand, und es entstanden oft gewaltige Pressungen, da die Hauptmasse von hinten pressend nachrückte, während die vorn befindlichen Eismassen sich entweder gestaut hatten oder sich auf die Hauptmasse zu bewegten. Sprang dann der Wind wieder nach Südosten um, so hörten die Pressungen mit einem mal vollständig auf. Einer solchen »Windpressung« war die »Fram« um Neujahr 1895 ausgesetzt gewesen.

Es ist behauptet worden, daß die Pressungen durch die Ausdehnung des Eises beim Gefrieren und seine Zusammenziehung und Ausdehnung bei Temperaturveränderungen verursacht würde. Dergleichen Behauptungen sind nicht aufrecht zu erhalten. Schon allein die Thatsache, daß Pressungen auch im Sommer stattfinden, wenn das Eis im Schmelzen begriffen ist, muß Verdacht erwecken; außerdem aber ist es ein einfaches Rechenexempel, wieviel die Gesamtausdehnung des Eises höchstens betragen kann, und dies ist, mit den beständig stattfindenden Zusammenpressungen verglichen, verschwindend wenig.

Bei der Bewegung, die theils die Gezeiten, theils die Winde im Eise hervorrufen, entstehen in diesem Risse und Rinnen, die oft mehr oder minder quer zur Bewegungsrichtung laufen, und wenn dann plötzlich die Pressungen eintreten, beginnen die Ränder des Eises an diesen Rissen und Rinnen entlang sich gegeneinander zu pressen; die Eisschollen schieben sich theils untereinander, theils thürmen sie sich in langen Kämmen auf, deren Hauptrichtung gewöhnlich quer zur Bewegungsrichtung steht, und in dem Maße, wie die letztere wechselt, wird die ganze Eisfläche allmählich in ein Netz von kreuzenden Rinnen und Eistrücken getheilt, das oft schwer zu passiren ist, wie Johansen und ich während unserer Fahrt im Jahre 1895 erfahren haben.

7. Temperatur des Meerwassers

Während der ganzen Drift der »Fram« wurde die Temperatur des Meerwassers in den verschiedenen Tiefen untersucht. Das Wasser, das mit dem ostgrönländischen Polarstrome sich von Norden her in den Atlantischen Ocean ergießt, ist von der Oberfläche bis in die Tiefe sehr kalt, und dadurch wird der größte Theil der nordatlantischen Tiefsee mit kaltem Eismeerwasser, das eine Temperatur von -1 bis -1,5° C. hat, angefüllt. Es wäre daher eigentlich zu erwarten, daß man im Polarbecken eine ähnliche, von der Oberfläche bis zum Grunde gleichmäßige Temperatur finden müßte.

Ich hatte allerdings schon vorher daran gezweifelt, daß dies sich genau so verhielte, da ich ja von

der Voraussetzung ausgehen mußte, daß der Golfstrom sich an mehreren Stellen in dieses Becken ergießt, und ein solcher Strom ja nicht ohne Einfluß auf die Temperatur bleiben konnte. Groß war jedoch meine Verwunderung, als ich bereits so weit östlich in dem Meere im Norden der Neusibirischen Inseln unzweifelhafte Zeichen von dem Vorhandensein eines solchen wärmern Stromes fand. An der Oberfläche ist das Wasser im ganzen Polarbecken sehr kalt und steht ungefähr auf dem Gefrierpunkte des Salzwassers, $-1,5^{\circ}$ bis $-1,6^{\circ}$ C. Unterhalb dieser Schicht, in einer Tiefe von 80 bis 100 Meter, begann die Temperatur zu steigen und betrug manchmal in einer Tiefe von 300 Meter $+0,5^{\circ}$, ja selbst $+0,8^{\circ}$. Ging man tiefer, so schwankte sie ein wenig, blieb aber doch bis auf 4-500 Meter ziemlich auf demselben Punkte stehen, um dann nach der Tiefe zu wieder langsam zu sinken, ohne jedoch irgendwo die niedrige Temperatur des Oberflächenwassers zu erreichen. Die größte Kälte war gewöhnlich $-0,76^{\circ}$ bei 2800-2900 Meter Tiefe. Nach dem Grunde zu stieg die Temperatur dann wieder ganz langsam. So verhielt es sich ziemlich überall in dem ganzen von uns untersuchten Meere, und die im ersten Bande, Seite 371 angegebene Temperaturfolge gibt ein gutes Bild von der Vertheilung der Temperatur in den verschiedenen Tiefen. Mancherlei mag bei dieser Vertheilung überraschend erscheinen, wie unter anderm das Steigen, das wir von 3000 Meter an nach dem Meeresgrunde zu fanden. Ein solches Steigen ist, soviel ich weiß, im Meere sonst nirgends gefunden worden; aber es kann vielleicht auch den Grund haben, daß wir bessere Instrumente besaßen und mehr Gelegenheit hatten, uns ihrer zu bedienen, als die meisten Expeditionen bisjetzt gehabt haben, und wie man sieht, handelt es sich hier auch nicht um große Temperaturänderungen, die $0,1^{\circ}$ C. nicht viel übersteigen. Vorläufig kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß sich hier in der Nähe des Meeresgrundes die Erdwärme geltend macht und die untersten Wasserschichten schwach erwärmt.

Die Entdeckung des verhältnißmäßig warmen Wassers im Polarbecken unter dem kalten Wasser der Oberfläche ist wichtig. Dieses wärmere Wasser ist schwerer und salzhaltiger als das darüberliegende kalte. Jenes gleicht in der Zusammensetzung dem Wasser des Atlantischen Oceans, während das kalte dem sogenannten Eismeerwasser ähnelt, das der ostgrönländische Polarstrom aus dem Polarmeere nach Süden führt. Diese Verhältnisse gewähren uns einen ziemlich klaren Einblick in den Haushalt des ganzen Meeres dort im Norden. Das Becken wird durch das von Süden zuströmende warme, salzhaltige Wasser hauptsächlich vom Atlantischen Ocean aus beständig gefüllt. Schon die norwegische Expedition zur Erforschung der nördlichen Meere hat das Vorhandensein eines solchen wärmern Stromes, eines Armes des Golfstroms, der auf der Meeresoberfläche an der Westküste von Spitzbergen nach Norden geht, nachgewiesen. Wenn dieses schwere, warme Wasser in das eigentliche Polarbecken kommt, sinkt es unter dem kalten, aber leichtern Eismeerwasser in die Tiefe hinab. Dieses Wasser ist hauptsächlich deshalb leichter oder weniger salzhaltig, weil es mit dem Süßwasser vieler großer Flüsse, besonders dem der sich ins Polarmeer ergießenden sibirischen Flüsse, vermischt ist. Das wärmere Wasser kühlt sich auf seinem Kreislaufe dort oben im Polarbecken nach und nach ab, vermischt sich auch wol mit dem süßern und strömt dann wieder als kaltes, weniger salzhaltiges Wasser aus dem Polarmeere heraus, um die Tiefen des nördlichen Atlantischen Oceans zu füllen, wodurch dieser am Meeresgrunde kälter wird, als das den Pol selbst umgebende Meer es ist.

Es ist einleuchtend, daß diese beständige Einströmung wärmern Wassers in das Polarbecken, so langsam sie auch vor sich geht, doch das Anwachsen des Eises beim Gefrieren in gewissem Grade hemmen muß. Diesem Einflüsse wird indeß dadurch entgegengewirkt, daß auf der Oberfläche eine 80-100 Meter dicke kalte, leichtere Schicht ruht, die abkühlen kann, ohne dadurch schwerer als das darunterliegende wärmere Wasser zu werden, und die das Eis in seiner Bildung gegen Erwärmung von dorthier beschützt. Ein wesentlicher Grund, weshalb das Eis in

dem von uns befahrenen Theile des Polarmeeres nicht noch dicker wird, ist, daß ihm dazu keine Zeit bleibt; die Drift von Osten nach Westen läßt es, wie wir gesehen haben, nicht sonderlich alt werden, bis sie es nach Süden in wärmere Himmelsstriche führt, und die Eisbildung muß im Norden unablässig von neuem beginnen. Auf der amerikanisch-grönländischen Seite des Polarmeeres, wo, wie oben angegeben, keine besonders schnelle Drift oder Eisabfuhr stattfindet, verhält es sich vielleicht anders. Dort packt sich das Eis am Lande auf und bleibt dort vielleicht jahrelang liegen, um Winter für Winter theils durch Gefrieren auf der Unterseite, theils durch Anhäufung von Schnee auf der Oberfläche an Dicke zuzunehmen. Und dieses alte Eis ist vermuthlich das, welchem man den Namen paläokrystisches Eis gegeben hat.

Doch wenn nun auch alle Eisausfuhr aus dem übrigen Theile des Polarmeeres, sowie jegliche Zuströmung warmen Wassers dorthin aufhörte, wenn z. B. der Meeresgrund sich 600 Meter höbe, sodaß sich von Schottland über die Färöer und Island bis Grönland eine Landbrücke bildete und das Eismeer und der Atlantische Ocean wieder getrennt würden, wie sie es einst gewesen sein sollen – was würde dann geschehen? Wenn kein warmer Strom mehr in das Eismeer fließen, kein Eis es mehr verlassen kann, müßte es dann bis auf den Grund gefrieren? Wir kennen nicht alle Factoren so zur Genüge, daß wir eine endgültige Antwort darauf geben könnten, und es kann wol zweifelhaft sein, ob dies eintreffen würde; aber so viel ist jedenfalls gewiß, daß dann eine viel gewaltigere Eisdecke auf dem abgesperrten Polarmeere ruhen würde als die verhältnißmäßig dünne Eisschicht, die jetzt dort oben in ständiger Bewegung ist. Dann würden wir das paläokrystische Eis sich über das ganze Meer ausbreiten sehen und wirklich den schweren, unbeweglichen Eismantel besitzen, den in unsern Tagen so viele verkehrterweise über die Gegenden um den Pol herum haben decken wollen. Und welchen Einfluß würde dies auf die Vertheilung des Klimas der nördlichen Halbkugel haben? Es ist klar, daß die mittlere Jahrestemperatur des Polarmeeres sinken müßte, wenn ihm von Süden her kein warmes Wasser mehr zugeführt werden würde; das Klima im Norden müßte kälter werden, während der Atlantische Ocean hingegen, den die Landbrücke vor dem Eise und den kältern Strömen beschützte und der den nördlichen Meeren keine Wärme mehr abzugeben brauchte, wärmer werden müßte. Die mittlere Jahrestemperatur seiner südlichern Striche würde also steigen und das südliche, zum Theil auch das mittlere Europa ein wärmeres Klima erhalten. Der Unterschied des Klimas zwischen den Gegenden im Norden und denen im Süden der Landbrücke würde also bedeutend größer sein, als es jetzt der Fall ist. Ob dies aber genügt, eine Eiszeit herbeizuführen, ist eine andere Frage. Der allgemeinen Meinung nach sollte ein Sinken der mittlern Jahrestemperatur Nordeuropas um höchstens 4 bis 6° C. hinreichend sein, um dort eine neue Eiszeit hervorzurufen, und es scheint nicht unmöglich, daß eine solche Absperrung eine so große Veränderung verursachen könnte. Aber diese Frage wird durch eine Menge anderer Dinge complicirter gemacht, und ich werde hier nicht näher darauf eingehen.

Doch wenn man, statt das Eismeer durch eine solche Landbrücke abzuschließen, es noch mehr öffnete, als es bisjetzt der Fall ist, sodaß ihm aus den südlichern Meeren größere warme Wassermengen zuströmen könnten, wenn wir uns z. B. die Bering-Straße viel breiter und tiefer dächten und wenn der warme japanische Strom, der Kuro-Siwo, durch sie nach Norden flösse – was würde dann die Folge sein? Dies müßte doch nothwendig die Eismengen dort oben vermindern; die dünne Eisdecke würde noch dünner werden, und noch mehr offenes Wasser würde entstehen. Und könnte man sich damit gleichzeitig noch vorstellen, daß die Süßwasserzuströmung sich ebenfalls verminderte, die sibirischen Flüsse z. B. ihren Lauf veränderten und sich in andere Meere ergössen, so würde das Polarmeer nicht mehr mit einer solchen kalten Süßwasserschicht bedeckt sein, worin die Eisbildung, wie wir jetzt sehen, so leicht vor sich geht, die wärmern Wassermassen würden näher an die Oberfläche kommen und die

Eisbildung noch weiter gehemmt werden. Die Folge davon würde vielleicht sein, daß große Strecken des Polarmeeres beinahe das ganze Jahr hindurch offen wären. Dies würde wieder ein Steigen der mittlern Jahrestemperatur der nördlichen Gegenden verursachen und den Unterschied des Klimas zwischen dem Norden und dem Süden mehr als jetzt ausgleichen. Diese Veränderungen werden jedoch nicht ausreichend sein, um sich daraus das gemäßigte und theilweise subtropische Klima zu erklären, das während früherer Erdperioden in einem großen Theile der arktischen Länder, z. B. auf Grönland, Spitzbergen und den Neusibirischen Inseln geherrscht hat.

Ich werde hier auf die Erörterung dieser heikeln, umstrittenen Fragen nicht weiter eingehen; es beweist vielleicht genugsam, daß bei Untersuchungen wie den unserigen sich oft ein Guckloch in der Nebelwand öffnet, durch das der Blick zum Verständniß anderer Zeiten und anderer Verhältnisse zu dringen vermag, sowie zum Verständniß des Wechsels der Zeiten auf der Oberfläche der Erde, während sie auf ihrer Bahn im Weltenraume dahingeschwebt ist. Aber mehr Licht müssen wir haben; laßt uns die Verhältnisse in den noch unbekanntem Theilen der Polargegenden kennen lernen, und wir werden es haben.

8. Meteorologie

Es wird einige Zeit dauern, bis unsere meteorologischen Beobachtungen, die sich über einen Zeitraum von drei Jahren erstrecken und deshalb einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Witterungsverhältnisse liefern, ausgearbeitet sein werden. Unsere Beobachtungen scheinen, ebenso wie die, welche wir auf unserm Zuge über das grönländische Inlandeis machten, keine meteorologischen Überraschungen zu bieten. Die Temperaturen vertheilen sich über diesem Meere anscheinend beinahe ganz so, wie man es im voraus erwarten konnte, und wenn ich bei der Entwicklung meines Planes behauptet habe, daß man in dem unbekanntem Polarmeere die Wintertemperatur wahrscheinlich höher finden würde, als sie es z.B. in Sibirien ist, so hat sich auch dieses als richtig erwiesen. Das Meer scheint sich hier geltend zu machen, und unsere niedrigste Temperatur ($-52,6^{\circ}$ C.) ist ja verglichen mit den in Werchojansk in Sibirien beobachteten Temperaturen, die bis -68° C. betragen, gar nicht so niedrig.

Das Wetter war im Innern des Polarmeeres im Winter außerordentlich klar, und oft war lange Zeit hindurch kaum ein Wölkchen am Himmel zu sehen. Nur im Sommer, wenn es viele offene Rinnen gab und der schmelzende Schnee Teiche auf den Eisschollen schuf, bildeten sich oft Nebel. Im ganzen herrscht in dieser Atmosphäre sehr viel Gleichgewicht, und die Winde waren nicht besonders stark und näherten sich selten dem, was wir Sturm nennen. Schon Winde von 12 bis 13 Meter Geschwindigkeit in der Secunde waren außergewöhnlich, und nur ein paar vereinzelte male erhoben sie sich bis zu 15 und 16 Meter. Dies trat besonders in dem östlichen Theile des Meeres hervor. Je mehr man nach Westen kommt und sich dem offenen Meere nähert, desto unruhiger wird die Luft. Die Winde sind dort häufiger und treten mit größerer Heftigkeit auf. Zwischen dem Klima im Norden während der Drift der »Fram« und dem während unserer Ueberwinterung auf Franz-Joseph-Land ist ein in die Augen fallender Unterschied. Hatte dort oben im Norden in der langen Winternacht eigenthümliche Ruhe und merkwürdiges Gleichgewicht mit klarem Himmel und unbedeutenden Niederschlägen geherrscht, so war es hier

auf Franz-Joseph-Land gerade das Gegentheil. Der Himmel war oft ganz bedeckt, der Schnee wirbelte und Stürme sausten unablässig über uns hin. Ja, es ging so weit, daß uns der Wind, wie schon erzählt, eines Tages Johansen's Kajak entführen wollte und wir es in der Dunkelheit beinahe eingebüßt hätten; ein andermal zog er mit meinem Schlitten ab; bei einer dritten Gelegenheit brach er einen Schneeschuh, der neben der Hütte im Schnee stak, mitten entzwei, und obgleich ja die Durchschnittstemperatur auf Franz-Joseph-Land bedeutend milder ist, als wir sie oben im Polarmeere hatten, sehnten wir uns doch bisweilen nach der Stille und dem Frieden dort im Norden zurück.

Nachstehend folgen Listen über die mittlere Monatstemperatur während unserer Schlittenfahrt und der Drift der »Fram«.

Monat Mittel Maximum Minimum März (16.–31.) 1895 -38,4 -23,0 -46,0 April 1895 -28,9 -19,0 -37,0 Mai 1895 -11,9 -2,0 -24,0 Juni 1895 -1,0 + 3,5 -13,0 Juli 1895 + 0,2 + 2,5 -2,0 August 1895 -1,6 + 2,0 -7,0 September 1895 -6,5 + 5,0 -20,0 October 1895 -18,2 -9,0 -25,0 November 1895 -24,8 -12,0 -37,0 December 1895 -24,9 -11,0 -38,5 Januar 1896 -25,4 -7,0 -43,5 Februar 1896 -23,3 -1,0 -40,0 März 1896 -12,3 -1,0 -34,0 April 1896 -13,5 -3,0 -26,5 Mai 1896 -7,9 + 6,0 -24,0 Juni (1.–16.) 1896 -1,6 + 4,0 -5,0

Mittlere Monatstemperaturen während der Schlittenreise Nansen's und Johansen's.

Perioden mit Temperaturen unter -40°.

Januar Februar März 1895 19–24 1896 1–3
11–12 19–20

Mittlere Monatstemperaturen (°C.) während der Drift der »Fram«.

Januar Februar März April Mai Juni Juli August September Oktober November Dezember
1893 -1,63 -18,45 -24,25 -29,25 1894 -35,77 -35,60 -37,25 -21,15 -10,10 -1,52 +
0,25 -1,0 -8,27 -22,55 -30,80 -34,95 1895 -33,36 -36,80 -34,82 -28,70 -12,09 -2,20 -0,27 -2,56
-9,48 -21,18 -30,90 -32,99 1896 -37,42 -34,69 -18,75 -18,11 -10,82 -1,74 -0,09 +
1,10 Fortlaufende Temperaturperioden von unter -40° C.

Januar Februar März November December 1894 11-12
14-15
27-29 3-7
11-19
23-24 5-15
17-19
25-26 14-15 8-10
17-18
30. Dec.–1. Januar 1895 14-18
23-26 9-10
13-16
18-22 19-23
26-28 20-23 7-8 1896 29. Dec.–18. Jan. 4-9
11-20 4-5 Mittlere Tagestemperaturen (° C.) in diesen Perioden, berechnet aus ½
(8^hpm).

1894 -38,20

-39,50
 -40,35 -44,69
 -41,90
 -39,25 -44,20
 -43,20
 -40,10 -41,35 -40,40
 -38,50
 -41,50 1895 -40,58
 -43,46 -40,85
 -41,70
 -41,25 -39,90
 -38,70 -40,65 -36,70 1886 -43,22 -40,64
 -41,76 -37,65 9. Nordlicht

Wir hatten in den langen, dunkeln Polarnächten außerordentlich gute Gelegenheit zur Beobachtung der Nordlichter. Sie traten außerordentlich häufig auf; ich glaube, daß im Winter dort oben eigentlich kein einziger Tag ohne Anzeichen von Nordlichtern verging, falls es klar genug dazu war. Es schienen ebenso viele am Nordhimmel wie am Südhimmel zu sein. Die Häufigkeit der Nordlichter ist eigentlich überraschend, da der ganze Weg der »Fram« sehr viel nördlicher gelegen war als die Zone, in der sie der allgemeinen Ansicht nach am häufigsten vorkommen. Dieses Gebiet größter Häufigkeit umgibt den Pol, wie bekannt, in einem ovalen Ringe, dessen Längachse sich ungefähr von der Südspitze Grönlands bis zu einem Punkte zwischen der Bering-Straße und den Neusibirischen Inseln hinzieht und welcher auf der amerikanischen Seite bedeutend weiter (ungefähr bis 60° nördlicher Breite) nach Süden geht als auf der asiatischen. Im Norden oder innerhalb dieser Zone liegen sowol der geographische als auch der magnetische Nordpol. Nach unsern Erfahrungen ist es mir, als müsse dieser Maximumgürtel in dem von uns durchfahrenen Theile des Polarmeeres viel weiter nach Norden gehen, als man es hätte erwarten sollen. Folglich kann der Nordlichtpol, d. h. das Centrum oder der Pol des Maximumgürtels, nicht, wie man geglaubt hat, auf 80° nördlicher Breite im Norden des Smith-Sund liegen, sondern muß sich weiter südlich in der Gegend des magnetischen Pols befinden. Zu einer Erklärung des Nordlichts können unsere Beobachtungen jedoch ebenso wenig ausreichen wie die anderer Expeditionen. Einzelne Umstände lenken den Gedanken auf die Kathodenstrahlen hin, und die von Stipendiat *Kr. Birkeland* aufgestellte Erklärung, daß es solche sind, wie sie die Sonne aussendet, die dann von der Erde als Magnet angezogen werden und die Erdatmosphäre in den ihre Pole umgebenden Zonen treffen, scheint mir viel für sich zu haben.

10. Lufterlektricität, Erdmagnetismus, Schwerkraft

Ueber die Lufterlektricität stellten wir einige Beobachtungen an. Sie schien jedoch sehr

ungleichmäßig und war zu Zeiten bedeutend größer, als man sie bisher von den Polarregionen gewöhnlich angenommen hat, während es bisweilen auch wieder schwer war, Elektrizität nachzuweisen. Lieutenant Scott-Hansen hat in den drei Jahren, die wir dort oben zubrachten, eine lange werthvolle Reihe magnetischer Beobachtungen angestellt. Dieses große Material wird, wenn es erst verarbeitet ist, hoffentlich werthvolle Beiträge zum Verständniß dieser schwierigen Materie liefern. Scott-Hansen hat auch Pendelbeobachtungen zur Schwerebestimmung angestellt. Doch hätte man sie auf festem Lande ausführen müssen, um damit ein ganz genaues Resultat erzielen zu können. Sie mußten nun freilich an Bord gemacht werden; aber schon allein die Thatsache, daß sie auf einem tiefen Meere vorgenommen wurden, verleiht ihnen ein besonderes Interesse, da zum ersten mal solche Beobachtungen stattgefunden haben.

11. Thier- und Pflanzenleben

Selbst in den höchsten Breiten fand sich im Meere thierisches Leben, meistens Krustenthiere (Copepoden und Amphipoden). Es wird auch am Pol noch so sein, wenn auch die Menge des Lebens im Wasser mit der größern nördlichen Breite abnimmt und im Vergleich mit der in südlichen Meeren enthaltenen nur gering ist.

Merkwürdig ist, daß selbst nördlich von $84\frac{1}{2}^{\circ}$ nördlicher Breite von der »Fram« aus Scharen von Narwalen gesehen wurden, die also in diesem Meer genügend Nahrung finden müssen. Im Sommer zeigten sich auch oft Seehunde, und im ersten Winter traf ich mitten im Meere im Norden der Neusibirischen Inseln sogar ein Walroß. Was dieses Thier da zu thun hatte, ist mir noch ein Räthsel. Bären wurden noch nördlich von 84° in der Nähe der »Fram« geschossen, und Fuchsspuren entdeckten Johansen und ich auf etwa 85° nördlicher Breite. Selbst das Säugethierleben geht also auf unserer Erdkugel sehr weit nach Norden hinauf, und es ist doch wol wahrscheinlich, daß es sich bis zum Pol selbst erstrecken kann.

Vögel nahmen wir in jedem Sommer wahr; sie streichen auf ihrer Sommerwanderung gewiß über die ganze Fläche des ausgedehnten Polarmeeres hin. Diejenigen, welche wir am höchsten im Norden sahen, waren hauptsächlich Elfenbeinmöven (*Larus eburneus*), Stummelmöven (*Rissa tridactyla*), Eissturmvögel (*Procellaria glacialis*) und bisweilen auch Lummen (*Uria mantei*), Raubmöven (*Stercorarius crepidatus*), Tauchermöven (*Larus glaucus*) Schneeammern (*Plectrophanes nivalis*), Krabbentaucher (*Mergulus alle*) u. a. m.

Eine ganz interessante Entdeckung machten wir, als wir auf der Nordseite von Franz-Joseph-Land bei Hvidtenland die seltene, räthselhafte Rosenmöve (*Rhodosthetia rosea*) in großer Menge antrafen. Wir sahen hier ausgewachsene und junge Vögel durcheinander, und sie waren so häufig, daß ich keinen Zweifel mehr darüber haben kann, daß sich ihre Brutplätze in der Nähe befunden haben. Leider erlaubte uns unsere Zeit nicht, dies näher zu untersuchen. Bei der »Fram« schossen wir auch einjährige Junge dieser Mövenart mit bisher unbekanntem Gefieder. In dem Plane dieser Expedition ⁹⁵ sprach ich auch über diesen Vogel, der von allen am ausschließlichen der Polarregion angehört und so ungemein selten in bekannten Gegenden gesehen wird, und meinte damals, daß er auf den Inseln oder dem Lande der unbekanntem Polargegenden zu Hause sein müsse, da er, soviel man weiß, nicht in bekannten Ländern brütet. Ich war zu der Annahme geneigt, daß die Brutplätze irgendwo im Meere nördlich von Ostsibirien

und der Bering-Straße lägen. Damals ahnte ich noch nicht, daß ich den Aufenthalt der Vögel schon auf der Nordostseite von Franz-Joseph-Land finden würde.

Ich will hier auch des Pflanzen- und Thierlebens, das ich in den Pfützen auf dem Treibeise fand, als einer recht interessanten Erscheinung des Lebens in den Polarregionen erwähnen.

In jedem Sommer, sobald die Sonne den Schnee auf dem Eise aufgethaut und das Schneewasser sich in Pfützen auf seiner Oberfläche angesammelt hat, beginnen sich am Boden dieser kleinen Teiche kleine braune Flecke zu zeigen, die beinahe wie Moderflecke aussehen. Sie werden allmählich immer größer und schmelzen, indem sie die Sonnenwärme absorbiren, runde Löcher im Eise aus. Diese Löcher sind bisweilen mehrere Zoll tief und mehr oder weniger mit dem braunen Schlamme angefüllt. Unter dem Mikroskop sieht man, daß dieser hauptsächlich aus kleinen, mikroskopischen Pflanzen, Diatomeen und einzelnen Algen, besteht. Doch dazwischen lebt ein Gewimmel von andern mikroskopischen Organismen, Infusorien und Flagellaten, ja, ich entdeckte sogar Bacterien, sodaß also auch diese Gegenden nicht ganz frei davon sind.

Ich möchte glauben, daß sich überall im Polarmeere eine ähnliche Flora und Fauna auf dem Eise finden. Das, was ich fand, stammt vermuthlich aus Sibirien und wird Jahr für Jahr nach dem grönländischen Meere hinübergetrieben; in andern Meerestheilen wird man aber wol andere, anderswoher stammende Formen finden, und ein eingehenderes Studium derselben wird vielleicht werthvolle Aufklärungen über die Wanderungen des Eises geben.

*

Die im Eise zugebrachten drei Jahre sind durch eine werthvolle Summe von Beobachtungen auf verschiedenen Gebieten belohnt worden. Man kann sagen, daß das Polarproblem jetzt wirklich gelöst ist, denn die Reise hat den Schleier, der über der großen unbekanntenen Region um den Pol ruhte, zum großen Theile gelüftet, und wir sind in Stand gesetzt worden, uns von diesem Theile unserer Erde, der bisher der Phantasie preisgegeben war, ein einigermaßen klares, nüchternes Bild zu machen. Erhalten wir nun auch in nächster Zukunft eine Ansicht aus der Vogelperspektive der Polgegend vom Luftballon aus, so werden wir das Wesentlichste kennen.

Aber hierbei dürfen wir nicht stehen bleiben, denn noch mahnen uns viele Räthsel dort oben im Norden zur Arbeit; noch ist dort vieles zu erforschen, vieles, was nur jahrelange Beobachtungen erreichen können.

Was für Fingerzeige geben nun unsere Erfahrungen für die künftigen Untersuchungsmethoden?

Zuvörderst glaube ich, daß die Reise den vollgültigen Beweis für die Zweckmäßigkeit der von uns benutzten Reismethode geliefert hat. Daß man ein brauchbares Schiff bauen kann, das die Eispressungen, denen es auf einer Drift mit dem Eise durch diese Regionen ausgesetzt sein wird, auszuhalten im Stande ist, ist nun wol sicher, und ebenso, daß man auf die Weise, wie wir es thaten, das Polarmeere mit ziemlicher Sicherheit befahren kann, wenn man nur die genügenden Vorbereitungen getroffen hat.

Gefahren kann man wol begegnen, aber auch nicht größern, als man bei jeder andern Art zu reisen wol ausgesetzt sein könnte, und dann bietet eine Drift wie die unsere so große Vortheile, daß diese Reiseart auch in der Zukunft benutzt werden sollte und es wol werden wird. Ein Schiff, das wie die »Fram« dahintreibt, bildet ja in Wirklichkeit ein schwimmendes Observatorium erster Klasse, das die vorzüglichste Gelegenheit zu jeder Art wissenschaftlicher Untersuchungen bietet. Es bedarf eines solchen jahrelangen Aufenthalts in diesen Regionen, um so vollständiges Material zu sammeln, daß wir einen vollen Einblick in die physischen Verhältnisse dieses Gebietes erhalten können. Auf Grund unserer Erfahrungen würde man sich noch zweckmäßiger

einrichten können, als wir es gethan haben. Man könnte an Bord Laboratorien mit sich führen, in denen sich selbst die feinsten wissenschaftlichen Untersuchungen vornehmen ließen.

Am liebsten sähe ich, daß eine neue derartige Expedition in den uns noch unbekanntem Theil des Polarmeeres eindringe. Könnte sie durch die Bering-Straße nach Norden oder Nordosten in das Eis hineingehen, so würde sie, glaube ich, ein gutes Stück nördlich von unserer Route quer durch das Polarbecken getrieben werden und uns, wenn sie einst wieder in offenes Wasser diesseits des Poles gelangt, eine einzig dastehende Summe des kostbarsten wissenschaftlichen Materials, eine Summe für die menschliche Forschung nothwendiger Beobachtungen mitbringen. Eine solche Drift jedoch würde länger als die unsere dauern und meiner Meinung nach fünf Jahre in Anspruch nehmen, und mancher wird vielleicht den Einwand erheben, daß trotz alledem die Theilnehmer Gefahren ausgesetzt sein könnten, da ja von vielen Seiten behauptet worden ist, daß die Gesundheit bei einem mehrjährigen Aufenthalte in jenen Himmelsstrichen leiden müsse. Dem kann ich nicht beipflichten.

Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, daß die arktischen Gebiete ein außergewöhnlich gesunder Aufenthaltsort sind. In den fünfzehn Monaten, die Johansen und ich zu unserer Reise von der »Fram« bis zur Begegnung mit Jackson brauchten, hatte ich 10 Kilogramm zugenommen, obwol unsere Kost in dieser Zeit nicht viel Abwechslung bot. Dies deutet doch nicht darauf hin, daß ein solches Leben den Körper schwächt. Als ich nach Norwegen zurückkehrte, war ich so wohlbeleibt, wie ich mich nicht erinnern kann, je gewesen zu sein.

Auch an Bord der »Fram« war das Leben, meiner Erfahrung nach, gesund. Ich habe stets gefunden, daß die Theilnehmer der Expedition sich wohlbefanden, und die an Bord gemachten physiologischen Untersuchungen scheinen dies auch zu bestätigen. Wenn jene Untersuchungen erst ausgearbeitet sind, werden sie die während unserer Reise herrschenden hygienischen Verhältnisse beleuchten und ein werthvolles Material zur Richtschnur für zukünftige Expeditionen ergeben.

Die bisher bei arktischen Expeditionen am allermeisten gefürchtete Krankheit, der Skorbut, braucht nicht mehr aufzutreten, da es sicherlich leicht ist, genügende Vorsichtsmaßregeln dagegen zu treffen. Bei dem Studium der darüber vorliegenden Literatur ist Professor *Torup* zu dem Schlusse gelangt, daß die wahrscheinlichste Ursache des Skorbut eine Vergiftung ist, indem sich bei einer eigenartigen langsamen Zersetzung ungenügend conservirten, z. B. eingesalzenen Fleisches und Fisches, den Ptomainen ähnliche Giftstoffe bilden, die bei ständigem Genuß diese Krankheit hervorrufen. Bei unserer Ausrüstung wurde denn auch hierauf besonders Rücksicht genommen, und alle Untersuchungen und Erfahrungen, die ich auf der Reise zu machen Gelegenheit hatte, haben diese Ansicht nicht widerlegt, sondern sie eher noch bestätigt. Doch wenn dies so ist, dann ist es auch eine einfache Sache, dem Skorbut zu entgehen; man braucht nur dafür zu sorgen, daß wirklich gut conservirte Nahrungsmittel mitgenommen werden.

Wenn dann zweitens gesagt worden ist, daß das einförmige, abgesonderte Leben unter den außergewöhnlichen Verhältnissen auf das Gemüth einwirken, daß es Melancholie und andere Geisteskrankheiten hervorrufen müsse, liegt die Antwort nahe, daß das Leben, das Johansen und ich in unserm dritten Jahre dort oben im Norden führten und das zum großen Theile in unserer Winterhütte verlief, in vieler Hinsicht abgesonderter und extremern Verhältnissen unterworfen war, als die meisten Expeditionen sie gehabt haben, und doch haben wir keinen Anflug von Melancholie oder einem andern Gemüthsleiden gespürt.

Was unsere Reise uns endlich in Bezug auf die Untersuchungsweise in den Polarregionen noch gelehrt hat, ist vielleicht, daß man auch mit kleinen Mitteln Verschiedenes erreichen kann.

Wenn man dem uns von den Eskimos gegebenen Fingerzeige folgt und mit Kajaks, Schlitten und Hunden vordringt, ist man im Stande, in Gebiete, die bisher als sehr schwer zugänglich galten, einzudringen und dort bedeutende Entfernungen zurückzulegen. Auf diese Weise läßt sich das Treibeis, selbst wenn es in der Drift begriffen ist, noch in großer Entfernung vom Lande befahren, und ich glaube, daß dieses eine der Methoden wäre, nach welcher die zwischen dem arktisch-amerikanischen Archipel und dem Pol gelegene große Region erforscht werden müßte. Hier harren viele wichtige Fragen ihrer Lösung. Auch diese Region muß vom Menschen betreten werden.

In Nacht und Eis – Dritter Band

Von

An der heimatlichen Küste entlang.

Es war im Grunde der reine Zufall, daß ich mit unter die Framleute kam, denn mein Name war nicht unter den unzähligen Bewerbern zu finden, die um diese Ehre angehalten hatten.

Und doch hatte ich lange den glühendsten Wunsch danach mit mir herumgetragen. Nansen's hohes Führergeschick verlieh der Fahrt schon im voraus Glanz und bürgte dafür, daß die Männer, die an Bord der »Fram« die Expedition mitmachen durften, großen Thaten entgegengingen. Daß Otto Sverdrup das Schiff führen sollte, vergrößerte die Lust zur Fahrt nur noch mehr. Und nach allem, was über die »Fram« selbst geredet und geschrieben worden war, wußte ich, daß, wenn das Meer je ein Schiff getragen hat, das sich im Eise dort oben in den fernen unbekanntem Gewässern würde halten können, es die »Fram« sein mußte.

Wie gesagt, der Gedanke daran reizte und lockte mich, aber dennoch gewann ich es nicht über mich, den entscheidenden Schritt zu thun und mich zu melden.

Es war eines schönen Nachmittags. Die »Fram« war in den Hafen von Christiania gekommen und in die mechanische Werkstatt von Aker geschleppt worden, wo sie ihr geräumiges Innere mit all den tausend zur Fahrt nöthigen Dingen an Proviant und Geräthschaften anfüllen ließ.

Müßig schlenderte ich am Quai entlang und kam so auch dahin, wo die »Fram« lag.

Das Deck war ein wüstes Durcheinander von Kisten aller Art und der verschiedensten Größen, und unten im Großraume arbeitete ein Mann im Schweiß seines Angesichts daran, das eine Ding hier, das andere dort auf die beste Weise zu verstauen.

Es war mir klar, den Mann mußte ich kennen, obschon er so vornübergebeugt stand, daß ich sein Gesicht nicht deutlich sehen konnte.

In diesem Augenblick richtete er sich auf, und nun konnte ich ihn sehen.

»Aber, lieber Freund, bist du's denn wirklich?« fragte ich. Es war nämlich mein guter alter Kamerad Hjalmar Johansen.

»Natürlich bin ich es, ganz gewiß!« rief er lächelnd zu mir herauf, indem er sich mit dem Aermel den Schweiß von seinem heitern Gesichte wischte.

»Komm' doch auch mit uns, mein Junge«, sagte er. »Einen wie dich kann Nansen gerade brauchen.«

Nun ja, wir sind alle Menschen und als solche wol auch für ein bischen Schmeichelei empfänglich. Und ich leugne durchaus nicht, daß die Worte, einen wie mich könne Nansen gerade brauchen, mich doch ein wenig an der Stelle kitzelten, wo die Eitelkeit sitzt.

Und Lust dazu hatte ich ja lange gehabt, das habe ich auch schon erzählt – eine Lust, die wie ein glimmendes Feuer in mir gelegen und nun bei Johansen's Worten in helle Flammen ausbrach.

Der Gedanke an alles, dem ich den Rücken kehren mußte, an die mannichfachen Bande des Familienlebens, an den Schmerz, meiner Frau, den Kindern und allem, was mir daheim theuer war, Lebewohl sagen zu müssen, um sie – wenn es das Unglück wollte – nie wieder zu sehen, dieser Gedanke hatte mich bisher immer zurückgehalten, und niemand wird mich deshalb wol tadeln.

Doch in jenem Augenblick waren alle diese Zweifel wie ausgelöscht aus meinem Bewußtsein. Konnte Nansen mich brauchen, so sollte er mich auch haben!

Inzwischen war Johansen aus dem Raume heraufgekommen und hatte sich fertig gemacht, an Land zu gehen. Er trat zu mir hin und legte den Arm um meine Schultern.

»Höre, Freund«, sagte er, »ich werde vorerst mit Nansen reden, und dann fährst du heute Nachmittag gegen 5 Uhr selbst zu ihm hinaus. Du triffst ihn um diese Zeit zu Hause, und die Sache wird dann gleich entschieden.«

Nun, ich sagte überhaupt nicht mehr nein. Ich fuhr nach Lysaker hinaus, wo Nansen wohnte, und traf ihn auch richtig zu Hause. Nansen empfing mich sehr freundlich. Als ich mein Anliegen vorgebracht hatte, begann er, sich nach allerlei Einzelheiten zu erkundigen, die ich ihm alle zu seiner Zufriedenheit beantworten konnte. Wir kamen vorläufig überein, daß ich bis Tromsö mitfahren und an Bord der »Fram« die elektrische Beleuchtung einrichten sollte. Unterwegs würden wir uns endgültig entscheiden können, ob ich ganz mitfahren sollte, was ja dann auch geschah. Ich selbst war schon von Anfang darauf vorbereitet, die ganze Reise mitzumachen.

Alle, die zur Mannschaft der »Fram« gehörten, hatten sich so verheuern müssen, daß sie sich verpflichteten, sich ohne Murren jeder vorkommenden Arbeit zu unterziehen, wenn sie auch zunächst bei einer ihrer bisherigen Beschäftigung entsprechenden Thätigkeit verwandt werden sollten. Hierzu mußten wir uns kontraktlich verpflichten, und bis auf einen einzigen Ausnahmefall hat sich auch nie einer darüber beschwert.

Als langjähriger Elektrotechniker hatte ich an Bord hauptsächlich die Dynamomaschine und die elektrische Beleuchtung zu beaufsichtigen. Dies hinderte jedoch nicht, daß ich auch, wenn es sich gerade traf, bei Arbeiten angestellt wurde, mit denen ich bisher nicht vertraut gewesen war. Ich mußte zum Beispiel als Heizer, Koch, Bäcker und Matrose Dienste thun und fungirte später als

Scott-Hansen's Gehülfe bei den meteorologischen Beobachtungen und Messungen, eine Arbeit, die bald mein größtes Interesse erregte.

Meine Verabredung mit Nansen war also getroffen. Er drückte mir beim Abschied freundlich die Hand und stellte mich Sverdrup vor, der gerade bei ihm war. Ich kam in heiterster Stimmung wieder in der Stadt an und eilte nach Hause, um meiner Frau und den Kindern den großen Entschluß mitzuteilen.

Daß diese darüber nicht mit ebenso großer Begeisterung erfüllt waren wie ich, wird niemand unbegreiflich finden. Trotzdem stieß ich nicht auf ernstlichen Widerstand. Und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, würde es in meinem Entschlusse keine Aenderung mehr bewirkt haben.

In den darauf folgenden Tagen wurde an Bord der »Fram« eine Thätigkeit sondergleichen entwickelt.

Es war ein wahres Chaos an Bord, ein wüstes Durcheinander aller möglichen Dinge, sodaß einem schon bei dem Gedanken, wie und wo für alles Platz geschaffen werden sollte, beinahe schwindlig wurde. Und das will ich mir gleich zu sagen erlauben: es ist sicherlich nicht die geringste der großen Eigenschaften, die Nansen's Führergenie bilden, daß er diese ganze tausendfältige Ausrüstung durchdacht und von allem, was die Expedition möglicherweise hätte gebrauchen können, auch beinahe kein einziges Ding vergessen oder nicht beachtet hat.

Alle übrigen Theilnehmer der Expedition, sowol die wissenschaftlich gebildeten als auch die andern, waren nun an Bord eingetroffen, nur Kapitän Sverdrup fehlte noch. Die meisten von uns wurden bald gute Freunde, was natürlich nicht wenig dazu beitrug, allseitig den Muth und die Zuversicht zu heben. Wir mußten ja alle einsehen, daß ein einziges Element an Bord, das den Keim feindlicher Gesinnungen in sich barg, hinreichen würde, um Verwirrung und verhängnißvolle Zersplitterung in unser kleines Gemeinwesen zu bringen.

Nach mehrtägiger angestrenzter Arbeit waren wir endlich zur Abreise fertig. Es war am Vorabend des Johannistages 1893. Die »Fram« war nach dem Hafen von Piperviken hinausgewarpt worden und spiegelte dort ihre hohen Masten in der stillen Flut. Auf den Höhen, Inseln und Holmen ringsumher loderten die Johannisfeuer dem längsten Tage des Jahres und dem schönen Sommer zu Ehren, der jetzt in seiner vollen, reichen Pracht stand und dem wir Lebewohl zu sagen im Begriffe waren.

Wir hatten alle unsere Familien, Verwandten und Freunde bei uns an Bord, um noch ein letztes mal mit ihnen zusammen zu sein, bevor wir die Anker lichteten. Wer wollte leugnen, daß wir alle in tiefbewegter Stimmung waren? Und daß unsere Stimme bebte und unsere Augen sich mit Thränen füllten, als wir unsern Lieben beim letzten »Lebewohl und auf glückliches Wiedersehen« die Hand reichten: dies einzugestehen ist gewiß auch keine Schande!

Der Abend, die helle Johannisnacht vergingen, der Morgen kam: mit ihm der Tag unserer Abreise.

Johannistag 1893.

Er machte seinem Namen gerade keine Ehre. Kalt und trübe brach er an, als sehe er unserm Vorhaben mürrischen Auges zu.

Aber dafür waren die Menschen um so herzlicher! Als die »Fram« mittags um 1 Uhr Dampf aufgemacht und die Anker gelichtet hatte, waren die Festungsberge und die Quäie schwarz von Menschen. Draußen im Hafen wimmelte es von Kuttern, Segel- und Ruderbooten. Und wie wurden wir mit Hurrah begrüßt, wie schwenkte die Jugend ihre Mützen, und wie winkten die Damen mit ihren Taschentüchern! Es erwärmte uns bis ins Herz hinein, als wir sahen, daß diese vielen Tausende von Herzen für uns schlügen, als wir hörten, wie stolz sie auf uns waren, sowol um ihrer selbst wie um der alten Mutter Norwegen willen! Kein besserer Stärkungstrunk konnte uns in dem Abschiedsbecher gereicht werden, als die so trostvolle Gewißheit, daß sie alle an uns glaubten – vielleicht nicht alle an unsere Fähigkeit, das große Vorhaben durchzuführen, aber doch alle an unsere Ausdauer und an unsern redlichen Willen.

Unter donnernden Hurrahrufen und Salutschüssen glitt die »Fram« langsam an der Hoved-Insel vorbei. Bald sahen wir Christiania nur noch gleich einem blauen Nebelstreifen in der Ferne verschwinden.

Am 27. Juni erhob sich abends ein richtiger Sturm aus Westnordwest, sodaß unser gutes Schiff bald genügend Gelegenheit erhielt, seine Seetüchtigkeit zu beweisen, und wir selbst unsere größere oder geringere Standhaftigkeit dem »Opfer« fordernden Meeresherrn gegenüber zeigen konnten. Da ich selbst gewissermaßen ein alter Seemann und als solcher längst gegen alle derartigen Forderungen abgehärtet war, ist es ja gerade nicht sehr zu rühmen, daß ich mich seiner bösen Angriffe erwehren konnte. Aber auch die »Landratten« unter uns hielten sich im ganzen genommen recht gut.

Die »Fram« erwies sich als ein gutes Schiff, war aber zu schwer belastet und mußte eine Sturzsee nach der andern über sich ergehen lassen. Um sie zu erleichtern, sahen wir uns also genöthigt, einen Theil unserer aus Planken und einer Menge leerer Theerölfässer bestehenden Deckslast über Bord zu werfen. Dies half dem Uebelstand sofort recht gut ab, aber der Sturm war so überwältigend, daß wir, nachdem wir die ganze Nacht in Bewegung gewesen waren, uns um etwa 8 Uhr morgens entschließen mußten, einen Hafen aufzusuchen. Gegen 6 Uhr nachmittags kamen wir endlich in Ekersund an, wo schon einige den Küstenverkehr vermittelnde Dampfer in Nothhafen gegangen waren. Gegen Morgen legte sich der Sturm, weshalb wir, von den Ekersundern aufs freundlichste begrüßt, wieder in See stachen und unsern Kurs direkt auf Bergen hielten.

In der alten Hansastadt herrschte festliches Leben und Begeisterung, Sang und Klang, von dem Augenblicke unserer Ankunft bis zur Stunde unserer Weiterreise. Die Leute wußten einfach nicht, was sie uns alles Gutes anthun sollten. Es hätte uns wirklich zu Kopf steigen können.

Am 5. Juli erreichten wir Beian, wo wir der Verabredung gemäß Kapitän Sverdrup antrafen und noch einen Theil des Proviantes einnahmen. Hier kam auch Professor Brögger an Bord, um uns bis Tromsö zu begleiten.

Dort kamen wir am 12. Juli an und warfen im Hafen Anker. Das Wetter war schneidend kalt; bisweilen gab es ein Schneetreiben, als wären wir in der Weihnachtszeit – ein hübscher, kleiner Vorgeschmack von dem, welchem wir bald immer mehr entgegengingen.

In Tromsö versahen wir uns mit etwas getrocknetem Renthierfleisch. Außer Professor Brögger verließ uns hier noch ein anderer Mann, den wir alle in der kurzen Zeit, die wir mit ihm zusammen verlebte, aufrichtig lieben gelernt hatten. Es war Kapitän Gjertsen, der nächst Nansen

und Sverdrup die »Fram« von uns allen am besten kannte, da er von dem Tage ab, an dem ihr Kiel gestreckt worden war, ihren Bau und ihre Einrichtung genau verfolgt hatte.

Wir schüttelten ihm beim Abschied alle warm die Hand, viele von uns mit Thränen in den Augen, denn er war uns aufrichtig theuer geworden. Statt seiner kam Bentsen an Bord. Er sollte uns bis Nowaja Semlja begleiten und dachte selbst noch nicht im entferntesten daran, daß er im Ernst weiter mitthun würde.

Mit Kapitän Gjertsen verließ uns noch ein anderer guter Freund, Christiansen Trana, von Nansen's Grönland-Fahrt her bekannt, ein außerordentlich gewandter, prächtiger Mensch; es war wirklich schade, daß Nansen diesmal nicht mit ihm einig werden konnte.

Von den wärmsten Glückwünschen der Bevölkerung begleitet sagten wir am 14. Juli nachmittags 2 Uhr Tromsø Lebewohl. Das Wetter war noch immer kalt; es wehte frisch aus Nordwesten, und die See ging hoch. Die Last der »Fram« war verkehrt gestaut worden, und das Schiff schlingerte deshalb entsetzlich. Ja, manchmal war das Schwanken so heftig, daß man sich kaum in der Kojen festhalten konnte und an Schlaf gar nicht zu denken war. Wir gingen in den Kjölle-Fjord hinein, um die Last umzustauen und das Vorschiff leichter zu machen, eine Arbeit, die im Laufe von zwei Tagen durch Leute vom Lande ausgeführt wurde – Leute, die wir übrigens auf die curiose Weise bekamen, daß wir sie sozusagen aus der Kirche holten (es war nämlich ein Predigtsonntag). Draußen herrschte ein entsetzliches Unwetter; die Gebirgskessel waren bis tief hinunter voll Schnee, und wir mußten wollene Handschuhe anziehen, wenn wir auf Deck etwas zu thun hatten. Wahrhaftig, ein angenehmes Sommerwetter!

Erst am 17. Juli klärte es sich auf, und wir stachen nun wieder in See mit dem Kurs auf Vardö, wo wir am Abend des nächsten Tages gegen 10 Uhr ankamen. Hier wartete unser eine Ueberraschung, und schöner hätte Mutter Norwegen ihren Söhnen das letzte Lebewohl nicht sagen können, als die Bewohner von Vardö es thaten.

Unsere Ankunft hatte sich um volle zwei Tage verspätet. Aber treulich hatten die Waräger von Vardö Tag und Nacht Wacht gehalten. Wir waren deshalb ebenso erstaunt wie gerührt, als wir in der späten Abendstunde an der Mole anliefen und, statt, wie wir es erwartet hatten, eine Stadt in ihrem Schlafe zu finden, von einer wimmelnden Menschenmenge empfangen wurden mit einem Musikcorps an der Spitze, das kräftig und taktfest »Ja, wir lieben dieses Land!« anstimmte.

Die gemüthvolle Innigkeit dieses einfachen Liedes hat uns alle vielleicht nie so ergriffen und gestärkt wie in jener späten Abendstunde, als es uns so überraschend entgegentönte. Und wie an den andern Orten konnte auch hier die Bevölkerung sich nicht genug thun in Bezeugungen ihrer Sympathie.

Wir lagen hier ein paar Tage. Es war der letzte norwegische Hafen, den wir anliefen. Deshalb hatten die Taucher hier den Boden der »Fram« von Muscheln, Tang und andern die Fahrt hemmenden Unreinlichkeiten zu befreien. Und die ganze Zeit über hielt uns die Stadt mit Freudenfesten in Athem – ja, sie setzte unsertwegen beinahe Himmel und Erde in Bewegung.

Am 21. Juli morgens 4 Uhr lichteten wir endlich die Anker und dampften bei klarem, stillem Wetter aus dem Fjord hinaus.

So wollte Mutter Norwegen selbst uns noch einmal ihr freundlichstes Gesicht zeigen und uns als letzte Erinnerung das Bild des hellen Sommermorgens des Nordlandes mit auf den Weg geben, mit den Gebirgen und Fjorden, mit den Inseln und Schären, die in seine seltsamen rothglühenden Farben getaucht waren.

Dank dir, Mutter Norwegen! Von uns allen an Bord hat sicherlich keiner das Bild vergessen, das unserm Blicke nach und nach am Horizont entschwand.

Zweites Kapitel.

Nach Norden.

Vardö und seine freundlichen Bewohner werden stets in meiner Erinnerung haften, außer den vielen gemeinschaftlichen Erlebnissen auch durch eine kleine Episode, in der ich selbst die Hauptrolle spielte. Es hätte eigentlich eine recht ernste Geschichte werden können, aber glücklicherweise endete sie mit einem herzlichen Gelächter.

Während wir vor Anker lagen und die »Fram« von außen am Schiffsboden abgekratzt wurde, kam natürlich eine Menge Besucher an Bord, die Lust hatten, das »Wunderthier« von innen zu besehen und sich von seiner Haltbarkeit zu überzeugen. So kamen denn auch zwei Damen, zwei wirklich niedliche junge Damen, und fragten, ob sie das Schiff besehen dürften.

»Ja gewiß, bitte, treten Sie näher!«

Ob sie auch in den Salon hineingucken dürften?

»Ja, natürlich! Bitte, meine Damen!«

Und ich machte als höflicher Cavalier ein Paar Schritte rückwärts nach der Salonthür, öffnete sie, sagte: »Bitte sehr«, trat selbst noch einen Schritt zurück – einen verhängnißvollen Schritt –, fiel, pardautz, durch eine offenstehende Luke und verschwand zum unaussprechlichen Erstaunen der Damen in der Tiefe. Wenn irgendwo, so könnte man hier in des Wortes verwegenster Bedeutung von »einem Verschwinden wie eine Pflaume im Rum«¹ sprechen.

Nun wohl! Meine Rolle als »Orpheus in der Unterwelt« hätte, wie gesagt, auch ein Ende mit Schrecken nehmen können. Denn es war eine recht respectable Höhe zum Hinunterfallen – und besonders so unerwartet zu fallen –, und der Raum dort unten war mit allen möglichen Gegenständen vollgestaut, mit denen der menschliche Corpus seiner Construction nach eigentlich nicht auf heftige Weise in Berührung kommen darf. Aber glücklicherweise waren dort einige Treibriemen, die das Aergste abhielten, und ich kam, von einigen Beulen und Hautabschürfungen abgesehen, mit dem bloßen Schrecken davon.

Natürlich war ich nachher die Zielscheibe des Spottes und der Witze der andern, so geht es ja immer in dieser bösen Welt! Aber ich hielt sie mir nach Kräften vom Leibe und meinte, ich sei an Bord der »Fram« doch der Einzige, der ihr auf den Grund gegangen sei. Aber trotzdem dauerte es recht lange, ehe sie aufhörten, zu sticheln und von meinem »tiefen Falle« zu reden.

Bei der Abreise von Norwegen bestand die Besatzung der »Fram« aus 14 Mann mit Einschluß

von Dr. Nansen's Secretär, des Journalisten Christofersen, der uns nach Chabarowa begleiten sollte, um von dort mit der Jacht, die beauftragt war, uns dorthin noch einen Kohlenvorrath zu bringen, wieder nach Hause zu fahren.

Ogleich es vielleicht überflüssig sein dürfte, will ich doch der Genauigkeit wegen hier die Namen aller eigentlichen Mitglieder der Expedition nennen. Sie bestand außer Dr. Nansen und Kapitän Sverdrup aus Folgenden: Premierlieutenant Sigurd Scott-Hansen als Leiter der meteorologischen, astronomischen und magnetischen Beobachtungen; cand. med. Henrik Blessing als Arzt und Botaniker; Theodor Jacobsen als Steuermann, und Anton Amundsen als erster Maschinist. Dann kamen Anton Juell als Proviantverwalter und Koch; der Schwede Lars Petterson (nicht Pettersen)² als zweiter Maschinist; der Reservelieutenant Hjalmar Johansen anfangs als Heizer und später als meteorologischer Assistent; Peder Hendriken als Harpunierer; meine Wenigkeit hauptsächlich als Elektrotechniker; Ivar Mogstad als »alles Mögliche«, und schließlich Bernt Bentsen in seiner Eigenschaft als erfahrener Eismeerschiffer.

Endlich aber darf ich nicht vergessen, unsern treuen vierfüßigen Theilnehmer an der Expedition, Nansen's Hund »Kvik«, zu nennen.

»Kvik« hieß das Thier, und quick, flink, war es auch. Es stammte entschieden von der Rasse der grönländischen Hunde ab und war Nansen in Kopenhagen geschenkt worden. Es wurde der Hündin anfangs schwer, sich an die Wechselfälle des Seelebens zu gewöhnen, und wenn das Schiff auf den blauen Wogen schaukelte, war sie gar nicht damit zufrieden, daß es in dieser Welt beständig auf und nieder geht. Aber sie war klug und gelehrig, und es dauerte gar nicht lange, bis sie ebensowol die Situation beherrschte, wie ihre Aufgabe verstand, laut zu verkünden: »Unbefugten ist der Zutritt nicht gestattet«. Sie fing bald an, hierin beinahe zu »preußisch« zu werden, und als wir auf unserer Küstenfahrt in den verschiedenen Häfen anlegten, mußten wir sie sogar anbinden, natürlich unter lautem, tiefempörtem Protest ihrerseits.

Am Nachmittag des 21. Juli verschwand der letzte bläuliche Schimmer der norwegischen Gebirge unter dem Horizonte. Wir standen alle an der Rehling und sahen ihrem Entschwinden voll eigenthümlicher Bewegung zu. Das Wetter war schön, nur hin und wieder ein wenig neblig. Schon hier fingen wir an, die Temperatur des Wassers in verschiedenen Tiefen zu messen. Am 25., um 10 Uhr vormittags, konnten wir von der Ausgucktonne auf dem Großmaste durch das Fernrohr Land erblicken. Der Wind wurde gegen Abend zu einer starken Kuhlte, die die »Fram« jetzt aber mit verhältnißmäßiger Ruhe über sich ergehen ließ. Das Land, das wir erblickt hatten, war die Küste von Nowaja Semlja, und wir richteten unsern Kurs nun nach Osten durch die Jugor'sche Straße auf Chabarowa zu.

Zwei Tage darauf stießen wir auf das erste Eis und erlitten dadurch ziemliche Verspätung. Nachdem wir vergeblich versucht hatten, zwischen den Schollen hindurchzukreuzen, blieb uns nichts weiter übrig, als uns in Geduld zu fassen. Wir vertrieben uns inzwischen die Zeit damit, von der Rehling aus auf Seehunde zu schießen, machten aber selbstverständlich keine Beute.

Erst am nächsten Tag konnten wir weit in der Ferne offenes Wasser erblicken. Wir heizten also tüchtig an und versuchten, uns hindurch zu zwängen. Nun ja, es ging allerdings, aber natürlich nicht schnell, und wir brauchten den ganzen Tag und die Nacht dazu, ehe wir wieder in offenes Fahrwasser kamen.

Endlich, am nächsten Abend, gingen wir in Chabarowa vor Anker und machten die Bekanntschaft der Bewohner des nördlichsten europäischen Sibiriens, sowol die der eigentlichen Eingeborenen, der Samojeden, wie die der vielen russischen Kaufleute, welche mit den erstern einen weitverzweigten, sehr einträglichen Tauschhandel treiben.

Hier erwartete uns Trontheim mit 35 Hunden, welche der sich für die Fram-Expedition so lebhaft interessirende russische Baron von Toll aus dem Innern des Landes hierher gesandt hatte. Volle sechs Monate war Trontheim mit seiner Hundekarawane unterwegs gewesen, war ungefähr einen Monat früher als wir eingetroffen und hatte hier ein Lager aufgeschlagen, um unsere Ankunft zu erwarten. Als wir ankamen, wehte die norwegische Flagge über seinem Lager.

Nun sollten wir diese ganze Hundekolonie an Bord bringen; dies war aber eine mühselig Arbeit. Ihre Majestät »Kvik« war ebenso verblüfft, wie beleidigt, als ihr diese uncivilisirte Bande auf den Hals geschickt wurde, und zog sich vornehm von dem Vorderdeck, ihrer bisherigen Residenz, nach dem ersten Platz zurück, ließ sich auch durchaus nicht herab, die Neuangekommenen zu begrüßen, sondern betrachtete sie mit überlegener Verachtung als das, was sie wirklich waren, nämlich als »Pöbelpack« und »gemeinen Mob«.

Diese abweisende Haltung beobachtete sie während der ganzen Reise, und es war merkwürdig genug, daß, wenn auch die sibirischen Hunde, das »Pack«, sich untereinander noch so sehr rauften – und raufen thaten sie früh und spät und zwar so, daß es eine Art hatte –, sie sich doch von »Kvik« stets in ehrfurchtsvoller Entfernung hielten und sich nie erlaubten, sie anzufallen.

Während wir hier auf die Jacht warteten, die uns Kohlenvorrath bringen sollte, benutzte ich die Zeit, um von der Tonne eine elektrische Signalleitung nach dem Maschinenraume anzulegen und die elektrischen Batterien für den Gebrauch in Stand zu setzen. Während ich mit einigen andern hiermit beschäftigt war, nahmen ein paar der übrigen Kameraden wieder eine Kesselreinigung vor. Außerdem mußte ja auch immer jemand auf die Hunde passen, fürwahr nicht die leichteste Aufgabe, die einem mehr als genug zu schaffen machte. In dieser Zeit wurde Tag und Nacht, Sonntag wie Werktag gearbeitet, sodaß wir wirklich sehr angestrengt wurden.

Der ganze Juli war vergangen, und da wir auch am 2. August noch nichts von der Kohlenjacht sahen, entschloß sich Nansen, nicht länger auf sie zu warten und sich mit dem vorhandenen Kohlenvorrathe zu begnügen. Infolge dessen wurden am nächsten Morgen alle Mann früh aus den Federn geholt und beim Kohlenschaukeln sowie beim Trimmen der Kohlen von dem Großraum nach den Kohlenbunkern angestellt. Es ging im Handumdrehen, als hätte keiner von uns im Leben je etwas anderes gethan. Wir waren schon mittags um 12 Uhr fertig. Ich heizte den Kessel an, und gegen 4 Uhr hatten wir Dampf auf.

Nun mußten wir nicht nur dem gutmüthigen Trontheim die Hand zum Abschied drücken, sondern auch Nansen's Secretär Christofersen Lebewohl sagen und ihm unsern Dank aussprechen für all die angenehmen Tage, die er uns durch sein aufrichtiges, geselliges Wesen und seinen heitern Sinn bereitet hatte. Durch ihn sandten wir unsern Lieben daheim die letzten Grüße und Nachrichten, die letzten, bevor wir im Ernst den Kurs nach den unbekanntem, von Menschen bisher noch nicht durchkreuzten Gewässern und Eisfeldern des Polarmeeres richteten.

Um 12 Uhr nachts lichteten wir die Anker und steuerten langsam aus der Jugor'schen Straße, dem Thore des Karischen Meeres, hinaus. Nansen selbst fuhr mit Scott-Hansen im Petroleumboote voraus, um das Fahrwasser zu untersuchen.

Um in Hinsicht auf die nicht eingetroffene Kohlenzufuhr mit dieser für uns so kostbaren Waare so sparsam wie möglich umzugehen, begannen wir zum ersten mal mit der Theerölheizung. Wir fanden diese Methode jedoch nicht gerade zweckmäßig, und es wurde beschlossen, nur im alleräußersten Nothfalle wieder dazu zu greifen.

Es vergingen nun Tage und Wochen, in denen wir alle einem Barometer glichen, worin die Laune das Quecksilber und die Fortschritte der »Fram« der Luftdruck waren, und man konnte so genau

wie von einem Zifferblatt uns vom Gesichte »den Barometerstand ablesen«.

Laßt mich deshalb, um meine Leser nicht durch unnöthige Wiederholungen zu ermüden, hier nur kurz erzählen, wie unsere Reise sich vom Verlassen Chabarowas bis zu unserm ersten Winterhafen gestaltete.

Schon am 6. August mußten wir an der Eiskante anlegen, kamen aber in derselben Nacht wieder los und steuerten mit vollem Dampf auf das Jalmal-Land zu, wobei wir uns der Segel und des Dampfes bedienten. Am 15. passirten wir die Mündung des Ob und entdeckten am 18. auf 74° 40' nördlicher Breite und 80° östlicher Länge eine neue, auf der Karte bisher noch nicht angegebene Insel, die nach Kapitän Sverdrup getauft wurde, weil er sie zuerst erblickt hatte. Dann wurde die Reise ein Paar Tage an der Küste entlang fortgesetzt, ohne daß wir Eis sahen oder Hindernisse antrafen. Erst am 28. stießen wir gegen die Eiskante und mußten uns wieder in Geduld fassen.

Das Wetter war die ganze Zeit über unfreundlich, Regen und Schneegestöber wechselten unaufhörlich ab. Nicht allein unsere eigene Laune litt unter dem trüben, feuchtkalten Himmel, auch die Hunde wurden so davon angegriffen, daß zwei starben. Besonders der eine dieser – »Melchi« war sein Name – that uns sehr leid. Er war so treu und gesellig und war unser aller Liebling gewesen.

Am 4. September befanden wir uns vor den Taimyr-Inseln, wo Johansen, Juell und ich Ordre erhielten, Nansen auf einer Expedition zur Untersuchung der Eis- und Tiefenverhältnisse zu begleiten, da anzunehmen war, daß wir auf diese Weise an dem Eisgürtel, der uns im Wege war, vorbeikämen.

Es war ein trübseliger Ausflug. Wir zogen vormittags 9 Uhr in starkem Schneetreiben zu Boot von der »Fram« aus und mußten abwechselnd rudern und uns mit Stangen weiterschieben, manchmal das Boot sogar über die Eisschollen ziehen. Es galt, soweit wie möglich nach Norden vorzudringen.

Als Proviant hatten wir Brot, getrocknetes Renthierfleisch und Kaffee mitgenommen, in der Eile aber die Butter vergessen, und da wir weder Holz hatten, noch solches fanden, blieb auch der gepriesene Kaffee, dessen wir so sehr bedurft hätten, ein schönes Phantasiegebilde, das leider weder die trockenen Brotscheiben verdaulicher, noch den durch Mark und Bein dringenden eiskalten Schnee wärmer machen konnte.

War der Hinweg anstrengend gewesen, so wurde die Heimfahrt es nur noch mehr. Denn jetzt hatten wir außer den Eishindernissen auch noch Wind und Strömung gegen uns. Und obendrein frische der Wind noch zu einer so steifen Kuhlte auf, daß wir alle unsere Kräfte aufbieten mußten, um überhaupt vorwärts kommen zu können. Nansen war dafür, daß wir auf einer der Inseln übernachteten, aber ein Staatsrath wurde abgehalten und darin beschlossen, daß wir weiter rudern und nicht eher nachlassen sollten, als bis wir das feste Deck unsrer theuern »Fram« wieder unter den Füßen hatten.

Nach einem gewaltigen Ringen mit allen bösen Mächten des Eismeers gelangten wir morgens um 2 ½ Uhr gesund und glücklich wieder bei der »Fram« an. Doch ein fünfzehn- bis sechzehnständiges Rudern solcher Art ist wahrhaftig kein Spaziergang in der Karl-Johann-Promenade in Christiania, und deshalb war es auch ein unbeschreiblicher Genuß, nach den erduldeten Strapazen etwas Ordentliches zu essen zu bekommen, heißen Kaffee zu trinken und dann in die Koje zu gehen, um sich einem wohlverdienten Schlafe hinzugeben.

Die starke Brise hatte aber auch etwas Gutes für uns gebracht. Sie hatte das Eis aufgebrochen,

sodaß wir am 6. nachmittags wieder die Anker lichten und aus der Inselgruppe hinausgehen konnten. Dann fuhren wir eine Weile mit tadelloser Geschwindigkeit an der sibirischen Küste entlang.

Das Wetter mußte man für diese Jahreszeit so hoch im Norden wirklich ganz leidlich nennen. Hin und wieder stießen wir freilich auf Eis, aber es war doch nicht so schlimm, daß die »Fram« mit ihrem starken Bug es nicht mit Hülfe einigen Kreuzens hätte überwinden können.

Am 9. September passirten wir Kap Vega und den Morgen darauf Kap Tscheljuskin. Das Barometer unserer Laune stieg in diesen Tagen so enorm, daß wir uns vor lauter Munterkeit fast nicht zu lassen wußten, und das letzte Ereigniß, die Anpeilung von Kap Tscheljuskin, wurde sogar mit einem Grog gefeiert, für uns ein riesiger Luxus.

Schon am 18. passirten wir die Neusibirischen Inseln und konnten hoffen, Sannikoff-Land im Laufe der nächsten Tage zu Gesicht zu bekommen. Am 20. hatten wir uns dem 78. Grade nördlicher Breite genähert und stießen gleichzeitig wieder auf die feste Eiskante.

Hier sandten wir eine Flaschenpost ab, allerdings ohne sonderliche Hoffnung, daß sie je civilisirte Gegenden erreichen würde. Wir schrieben kurze Notizen über die Fahrt und unser eigenes Befinden nieder und steckten sie in festverkorkte, gut versiegelte leere Flaschen, die dann ins Meer geworfen wurden. Scott-Hansen und ich fungirten dabei als Postmeister.

Aber da lag immer noch die Eiskante und versperrte uns den Weg. Der Wind war nördlich, das Wetter gut, und wir kreuzten mehrere Tage am Eisrande entlang, um womöglich irgendeine Oeffnung zu entdecken, durch die wir uns hätten weiter nach Norden zwängen können. Aber nein, der Eisgott wollte uns auch nicht eine einzige Thürritze öffnen. Dafür waren wir aber schon am 24. auf allen Seiten von festem Eise umschlossen und erblickten, soweit das Auge reichte, nirgends offenes Wasser. Sollten wir wirklich schon hier in unserm ersten Winterquartier angekommen sein?

Ja, so war es auch! Am 25. September lagen wir fest vertäut im Eise und begannen, unsere Vorbereitungen für die bevorstehende lange Winternacht zu treffen.

Dies sind, kurz zusammengefaßt, die Meilensteine dieses Theils unserer Reise, des ersten Sommers.

Jedesmal, wenn uns das Eis am Weiterkommen hinderte und die »Fram« auf dieser zwei Monate langen Fahrt längs der sibirischen Küste unthätig still liegen mußte, benutzten wir jede wirkliche oder sich unserer Meinung nach bietende Gelegenheit, durch Jagdausflüge oder dergleichen Abwechslung in die Einförmigkeit des Schiffslebens zu bringen, wenn wir die Zeit nicht zur Kesselreinigung und andern großen Scheuerfesten benutzten. So fuhr Nansen, als wir bei den Kjellman-Inseln lagen, mit sieben Mann ans Land, um dort Bären und Renthier zu jagen. Drei von ihnen kehrten am Tage darauf mit der Nachricht zurück, daß sie zwei Eisbären und zwei Renthier geschossen hätten; wir mußten nun die Anker lichten und näher ans Land heranfahren, damit sie die Jagdbeute an Bord bringen könnten.

Wir gingen so nahe, als die Tiefe es gestattete, und erblickten gegen 6 Uhr das Boot mit den Jägern. Sie hatten den Seegang und die Strömung gegen sich. Wir warfen eine Rettungsboje an einem langen Taue aus, damit der Wind sie zu ihnen hintriebe, und endlich gelang es ihnen auch, sie zu ergreifen. Bis auf die Haut durchnäßt, hungrig und ausgefroren, kamen sie nach großer Anstrengung und vielen Strapazen wieder an Bord.

Doch nun galt es, das Wild zu bergen; sie hatten nämlich die beiden Renthier nicht mitnehmen

können. Am andern Morgen um 8 Uhr bat mich Sverdrup daher, ihn ans Land zu begleiten, wo wir einerseits das erlegte Wild abholen, andererseits aber weitere Renthier und einen Eisbären, der sich am Strande gezeigt hatte, aufspüren wollten.

Ich, der noch nie eine so vornehme Jagd mitgemacht hatte, nahm das Anerbieten natürlich mit Freuden an, und gegen 10 Uhr zogen wir – Sverdrup, Scott-Hansen, Bentsen und ich – mit Flinten, Geräthschaften und Proviant wohl ausgerüstet auf unser Abenteuer aus. Wir trugen Anzüge und Stiefel von Seehundfell und sahen, als wir an Land gingen, wie echte Samojuden aus.

In Betreff der Jagdbeute mußten wir freilich mit langer Nase abziehen. Wir durchquerten die ganze Insel, aber es ließen sich weder Renthier noch Eisbären sehen, und wir mußten uns damit begnügen, eine praktische Lösung der Frage zu suchen, wie die Beute des vorigen Tages, die beiden Renthier, an Bord zu transportiren sei.

Vor dem ersten der Thiere, auf das wir stießen, wurde diese Frage mit großem Ernste discutirt; denn die Sache war wirklich keineswegs so einfach, wie sie vielleicht Fernstehenden erscheinen möchte. Das große Thier nach dem Boote tragen? Ja, auf andere Weise ging es nicht; aber woher sollten wir eine Tragbahre nehmen? Denn anders ließ es sich ja von uns unmöglich so weit schleppen.

Hier war guter Rath theuer. Wir mußten das Thier entweder zerlegen, oder einer von uns mußte es allein tragen.

Nach langer Berathung wurden wir einig, daß Bentsen sich zu einer Art lebender Tragbahre hergeben sollte. Er legte sich der Länge lang auf die Erde, mit dem Rücken gegen das Renthier; dann wurden sie beide miteinander ordentlich »copulirt«, worauf wir dem neuen »Ehepaare« mit vereinten Kräften wieder auf die Beine halfen. Bentsen marschirte, rechts von Sverdrup, links von mir gestützt, unter großer Heiterkeit mit seiner Ehehälfte auf dem Rücken tapfer darauf los. Aber der Weg führte über Steingeröll und Moorgrund, und nach ungefähr 20 Minuten wurde die Bürde Bentsen trotz seiner Bärenstarke denn doch zu schwer.

Nun mußten wir das Renthier zerlegen, worauf wir beide, Bentsen und ich, je eine Hälfte nach dem Boote trugen. Die andern Theilnehmer dieser Expedition suchten indessen das andere Renthier auf und behandelten es auf dieselbe Weise. Obwol es noch eine ordentliche Anstrengung kostete, erreichten wir doch endlich mit unserer Last das Boot und brachten sie darin unter. Auch dies geschah mit gar nicht geringer Mühe, da das Boot erst in tieferes Wasser gebracht werden mußte, denn sonst hätte es mit seinem so erheblich vermehrten Ballast auf dem Grunde festgesessen. Wir mußten bis zu den Hüften im Wasser waten, sodaß es uns ins Gesicht spritzte, und nachher wieder angestrengt gegen Wind und Strömung anrudern, ehe wir wieder an Bord anlangten, wo wir die Kleider wechseln und unsere Strapazen über einer Tasse heißen Kaffees und einem Pfeifchen vergessen konnten.

Wir sahen auch später nichts von dem Eisbären, der am Morgen trügerische Hoffnungen in uns erweckt hatte.

Erst als wir das Winterlager bezogen hatten, dann aber schon am nämlichen Tage, 25. September, machte uns der König des Polareises den ersten eigentlichen Besuch; er verzog sich aber sofort, ehe wir uns ihm auf Schußweite nähern konnten, sodaß diesmal auch nichts aus dem Jagdvergnügen wurde.

Im Norwegischen ein Wortspiel: *rum*, der Rum und der Schiffsraum. Petterson hatte Nansen gesagt, er sei von *norwegischen* Eltern in Schweden geboren. Dies verhält sich jedoch nicht so; er

mußte uns – nachdem ihm verschiedentlich sehr zugesetzt worden war – schließlich bekennen, daß auch seine Eltern Schweden seien.

Drittes Kapitel.

In der Drift.

Ich sehe, meinen Lesern schwebt die Frage auf den Lippen: Wie hat es euch, die ihr nun die lange Winternacht gemeinsam verbringen solltet, bisher behagt, miteinander stets in so naher Berührung zu leben, wie die Verhältnisse an Bord der »Fram« es nothwendigerweise mit sich brachten? Und wie war Nansen, wird man mich fragen, wie Sverdrup und wie die andern?

Auf die erste Frage kann ich nur antworten, daß der Verkehr zwischen uns, den Gemeinen, bisher den Stempel einer so guten Kameradschaft getragen hat, wie man es sich nur wünschen konnte. Und gute Kameraden blieben wir, das darf ich sagen, auch während der langen drei Jahre, wenn auch der Gesprächsstoff, nachdem Monate und Jahre dahingegangen, aufs äußerste erschöpft war und wir einander so genau kannten, daß es beinahe langweilig wurde. Infolge dessen nahm das Zusammenleben nach und nach unvermerkt ein anderes, oft recht seltsames Gepräge an, worauf ich später zurückkommen werde.

Der Salon im Achter war der Mittelpunkt, in dem wir uns alle versammelten. Um ihn herum lagen die einzelnen Kabinen, die Nansen's ganz vorn links und Sverdrup's Kabine rechts, der erstern gerade gegenüber. Hinter Nansen's Kabine lag die von Blessing, dieser gegenüber die Scott-Hansen's. Und dann kamen im Hintergrunde des Salons in der Breite zwei größere Kabinen, von denen die eine für Amundsen, Johansen, Juell und Petterson, die andere ursprünglich für Mogstad, Jacobsen, Hendriksen und mich bestimmt war. Doch als noch Bentsen hinzugekommen war, mußte für ihn bei uns Platz geschaffen werden, und da wurde es doch recht eng. Räume für Bälle und große Feste hatten wir nicht, aber von solchen Lustbarkeiten konnte an Bord eines solchen Schiffes ja überhaupt keine Rede sein.

Ich darf übrigens wol aussprechen, daß ich fest davon überzeugt bin, die lange, trübe Winternacht, die sich uns allen so kalt und drückend düster aufs Gemüth legte, hätte nicht eine so bezwingende Macht über uns erlangt, wenn wir ein wenig mehr Licht und Raum an Bord gehabt hätten.

Ob die Veränderungen, die für die bevorstehende Expedition Sverdrup's auf der »Fram« vorgenommen werden sollen, auf Grund dieser Erfahrungen für nöthig befunden worden sind, weiß ich nicht, halte es aber nicht für unwahrscheinlich.

Ja, wir Kameraden sind in der That miteinander gut ausgekommen. Man kann vielleicht sogar mit Fackeln und Laternen nach einem gleichen Beispiel suchen. Natürlich kam es zwischen uns hin und wieder zu einer kleinen Reibung; anders wäre es ja auch nicht möglich, solange wir

Menschen sind und nicht mit Engelsflügeln umherstiegen, aber nie drängte sich etwas zwischen uns, das uns im Ernst entzweien konnte.

Und dann will ich noch eins sagen: daß wir alle von Anfang an fest an den glücklichen Verlauf der Expedition glaubten, uns darüber freuten, an einem solchen Unternehmen theilnehmen zu dürfen, und daß wir stolz darauf waren, unter so vielen Hunderten von Bewerbern die Auserwählten zu sein.

Derjenige, der uns eines nicht so ganz geringen Theils unsers Frohsinns und unsers Vertrauens auf die Zukunft an Bord berauben sollte, war unglücklicherweise *Dr. Nansen* selbst. Er vergaß sich uns allen gegenüber einmal, nur ein einziges mal. Aber dies ließ auf lange Zeit einen Stachel zurück.

Und die Ursache des ganzen Spektakels war – eine Flasche Bier, die er nicht finden konnte! Wenn je, so kann man hier das englische »*Much ado about nothing*« (Viel Lärm um nichts) anführen.

Es war ungefähr einen Tag nach unserer Abreise von Vardö. Nansen war, aus irgendeinem uns unbekanntem Grunde, nicht bei Laune. Da begab es sich denn, daß er Flaschenbier, das er aus einer Kiste nahm, wegstauen wollte. Dabei verschwand ihm plötzlich eine Flasche sozusagen unter den Händen – wo sie geblieben, ist nie aufgeklärt worden.³

Sei es, daß ihn seine üble Laune dazu veranlaßte oder daß noch ein anderer Grund vorlag, genug, Nansen fuhr auf und warf mit allen möglichen Beschuldigungen um sich.

Ich stand in diesem Augenblick gerade oben im Windfange des Maschinenraums, und da diese Aeußerungen ebenso gut auf mich wie auf sonst jemand gemünzt sein konnten, fragte ich:

»Sagen Sie mir, Nansen, glauben Sie, daß ich oder sonst einer aus dem Maschinenraume das Bier genommen hat?«

»Nein!« antwortete Nansen kurz.

Ich ging wieder zu meiner Heizerarbeit hinunter. Ich mußte glauben, wie es auch anzunehmen war, daß das Ganze nur ein augenblicklicher Ausbruch schlechter Laune gewesen sei.

Man kann sich daher unser aller Erstaunen denken, als eine Weile darauf die ganze Mannschaft auf das Achterdeck befohlen wurde, weil Nansen uns etwas mitzutheilen habe, und als wir dort sehr bald erfuhren, daß wieder die verschwundene Bierflasche auf dem Tapet war. Das kann ich sagen, selten sind Leute so gründlich nach Noten ausgescholten worden, wie es uns bei dieser Gelegenheit ging.

Und hätte er nur, nachdem er sich beruhigt, sein Versehen wieder gut gemacht! Aber dies that er unglücklicherweise nicht.

Doch, endlich einmal! Als wir an jenem unvergeßlichen Tage im März 1895 auf dem Achterdeck der »Fram« versammelt waren, um Nansen und Johansen, die beide allein in das Polareis hinauszogen, das letzte Lebewohl zu sagen, da dankte Nansen uns mit warmen Worten für unsere Treue und sagte, daß es keine bessern Männer gebe, und da bat er uns, ihm zu verzeihen, wenn er bisweilen vielleicht hitzig gewesen sei und heftige Worte gebraucht habe, denn im Ernst habe er es nie so gemeint.

In diesem Augenblick war alles, was uns hätte scheiden können, in unserm Herzen ausgelöscht. Leider erst dann, als wir auf andere Weise voneinander scheiden mußten. Doch besser spät als niemals. Ihn, zu dessen Führeigenschaften wir alle mit so grenzenloser Bewunderung

aufblickten, wollten wir doch auch als Persönlichkeit gern wirklich liebhaben können. Und darum war es sehr schade – und gerade deshalb habe ich hier dabei verweilt! –, daß jener obenerwähnte Auftritt einen Schatten auf unser sonst so ausgezeichnetes Zusammenarbeiten werfen mußte.

Nansen war sonst in seinem ganzen Wesen einfach und offen. Gab es etwas auszuführen, sei es groß oder klein, so war er zwar ernst und zugeknöpft, ja beinahe barsch, solange die Arbeit nicht fertig war. Nachher aber war er die Gutmüthigkeit und die Munterkeit selbst. Er gehörte zu den Menschen, deren Lächeln erheitert und erwärmt.

Kapitän Sverdrup war seinem Temperament nach Nansen's directer Gegensatz. Stets ernst bewegte er sich zwischen uns. Selten sah man ein Lächeln auf seinen Lippen, und ihn lachen zu hören – das, glaube ich, hat wol keiner von uns erlebt. Aber deshalb darf man nicht glauben, daß er verdrießlich gewesen wäre oder ein mürrisches Gesicht gezeigt hätte. Im Gegentheil, er war immer freundlich, ertheilte Befehle, fragte und antwortete in seiner sich stets gleichbleibenden stillen Weise. Ist er auch nicht wie Nansen einer von denen, die einen in Begeisterung mit sich fortreißen können, so erweckt er dafür Zutrauen und Sicherheit wie kein Zweiter.

Und diese große, unwandelbare Eigenschaft Sverdrup's trat immer mehr hervor, je weiter die Zeit vorschritt und je schwerer die Einsamkeit des Polareises auf uns andern lastete. An ihm war keine sichtbare Veränderung zu bemerken. Darin lag mehr Aufmunterung und ein größerer Sporn zur Ausdauer für uns alle, als uns vielleicht selbst bewußt wurde.

Doch zurück zu meiner Erzählung.

Wir machten uns jetzt im Ernst an die Vorbereitungen für die Ueberwinterung. Alle möglichen Geräthe wurden in Stand gesetzt, geputzt und fein gemacht, nach bestimmten Regeln geordnet und jedes an seinen Platz gestellt, sodaß man es im Handumdrehen hervorholen konnte. Dann hielten wir ein Generalscheuerfest auf dem Schiffe und an unserm Leibe.

Während unser eigenes Reinigungsfest vor sich ging, wurden wir von Dr. Blessing gewogen und nicht zu leicht befunden. Er entnahm auch jedem einzelnen eine Probe Blut und konnte das vergnügliche Factum constatiren, daß wir uns alle des besten körperlichen Befindens erfreuten. Das Blut war sogar noch »besser« als das uns beim letzten Wägen abgezapfte, wenn es auch infolge des herannahenden winterlichen Dunkels ein wenig heller war.

Am 29. September, einige Tage nachdem wir uns im Winterlager festgelegt hatten, war Dr. Blessing's Geburtstag. Da wir jetzt viel überflüssige Zeit zur Verfügung hatten, konnten wir dem Tage die größte Aufmerksamkeit zuwenden. Es wurde zu Ehren des Geburtstagskinds ein Galadiner gegeben, und den Abend verbrachten wir mit fröhlicher Unterhaltung, Gesang und Musik. Ja, einige wagten sogar ein Tänzchen.

Wir lagen jetzt im Eise festgefroren, und damit begann auch die von Nansen vorherberechnete Eisdrift der »Fram«. Was die Ursachen derselben betrifft, glaube ich nicht, mich mit den von Nansen aufgestellten Theorien vollständig einverstanden erklären zu können. Ich komme später wieder darauf zurück und werde dann in aller Bescheidenheit die Ansicht darlegen, zu der ich selbst gekommen bin.

Anfangs ging es mit der Drift sehr gut. Wir trieben mit dem Eise so schnell nach Norden, daß wir uns am 1. October schon auf 79° nördlicher Breite befanden. Die Temperatur war -6° C.

Die armen Hunde, die in der ganzen Zeit seit unserer Abreise von Chabarowa deutlich an den Tag gelegt hatten, daß ihnen das eingeschlossene Leben an Bord nicht behagte, wurden nun frei

gelassen und durften sich nach Herzenslust auf dem Eise herumtummeln.

Da zeigte es sich denn augenblicklich, daß sie hier die für ihre Natur besonders geeigneten »lokalen Verhältnisse« fanden, die sie so lange und so schwer entbehrt hatten. Das war eine Jagd hin und her, eine wilde Lustigkeit sondergleichen! Es war beinahe rührend, ihre Freude zu sehen. Wenn wir selbst auf das Eis kamen, stürmte uns die ganze Schar schweifwedelnd unter lautem Freudengebell entgegen; sie sprangen an uns hinauf und wußten nicht, wie sie ihren stürmischen Gefühlen deutlich genug Ausdruck verleihen sollten. In der Nacht mußten sie wieder an Bord, in das Gefängniß, zurück, aber doch nur, um dort zu schlafen.

Jetzt erbaute auch Scott-Hansen sein »Königlich Norwegisches Observatorium« auf dem Eise in Gestalt eines Zeltens. Es wurde ungefähr 1000 Meter vom Schiffe aufgeschlagen. Um die Stative und die Tische festzumachen, begoß er die Füße mit Wasser, das dann gefror.

Am 2. October, als Scott-Hansen, Blessing und Johansen gerade mit dem Zelte beschäftigt waren, ertönte auf einmal der Ruf: »Ein Bär!«, und richtig, da kam wirklich ein gewaltiger Petz angezottelt und steuerte direct auf das Zelt los. Er heftete seine Blicke »liebevoll« auf Blessing und Johansen, die beide neben dem Zelte standen, der eine mit einer Axt, der andere mit einer Stange in der Faust. Schon bereiteten sie sich darauf vor, mit diesen Waffen den Kampf mit der Bestie aufzunehmen, als Nansen vom Schiffe aus auf ihre kritische Lage aufmerksam geworden war und eine Kugel aus seiner sichern Flinte dem Kriege ein Ende machte, noch ehe er begonnen. Es war ein prächtiges Thier, aber sehr abgemagert. Alles, was sich in seinem leeren Wanste befand, war ein Stück Packpapier, auf dem der Name einer Firma aus Christiania und deren Fabrikmarke, ein Hängeschloß, aufgedruckt war.

Meine Hauptbeschäftigung in dieser Zeit war das Kochen, und oft mußte ich mir wahrhaftig ordentlich den Kopf zerbrechen, um ein Menü zu erdenken, das auf der ganzen Linie Beifall finden würde.

Die Kälte nahm mittlerweile schnell zu. Da von einem Weiterkommen mit Dampf und Segel nicht mehr die Rede sein konnte, wurde das Steuer aufgenommen, damit es in den Eispressungen nicht zerbräche.

Auch sonst richteten wir uns für den Winter ein. Unsere bisherigen Anzüge und unser Bettzeug genügten jetzt nicht mehr. Wir kleideten uns wie Esau vom Kopf bis zur Zehe in Felle und sahen in dieser Gewandung so wunderlich aus, daß wir einander anfänglich gar nicht erkennen konnten.

Ich habe früher schon von unsern Hunden erzählt und von ihrer stürmischen Freude darüber, daß sie sich frei auf dem Eise tummeln durften. Doch auch dort lief es mit ihnen nicht immer glatt ab. Ehe man sich dessen versah, kam es zwischen ihnen zu wilden Raufereien und mörderischen Treffen, und es war oft eine recht anstrengende Arbeit, die Streitenden auseinanderzubringen.

Bei diesen Tournieren waren »Barrabas« und »Pan« beinahe immer die Anführer. Sie waren stets geschworene Feinde gewesen. »Barrabas« sollte, wie die Rede ging, der Stammvater der ganzen Schar sein; er war ein prachtvolles Thier und blieb meistens Sieger, aber bei der letzten Rauferei erhielt er die allerschönsten Bisse. Er und »Pan« waren beide gute Zughunde, aber »Pan« war jünger und ebenso stark und wollte es seinem Stammvater in allen Fertigkeiten zuvorthun, was dieser augenscheinlich nicht leiden konnte. An Bord herrschte über »Pan« nur eine Meinung, die, daß er, natürlich nach »Kvik«, unser bester Hund und außerdem liebenswürdig und gehorsam sei.

Als die Hunde sich eines Tages unten auf dem Eise tummelten, begann dieses sich so zu theilen, daß auf jeder treibenden Eisscholle einige waren. Ich mußte augenblicklich mit dem Boote hinaus, um sie wieder zu holen und an Bord zu bringen; aber dies war beinahe eine Arbeit wie

»des Königs Hasen hüten«, wovon uns das Märchen erzählt. Ich mußte eine ordentliche Treibjagd anstellen, um ihrer habhaft zu werden, und wenn ich einen im Boote hatte und auf die Scholle sprang, um nach einem andern zu greifen, war der eben Eingefangene schon wieder auf dem Eise, bis ich mit dem zweiten zurückkehrte.

Das Ende vom Liede war, daß ich an Bord mußte, um mir Beistand zum Sammeln der Bande zu erbitten.

Da uns an Bord allerlei Winterarbeit sehr in Anspruch genommen hatte, waren die Hunde in dieser Zeit mehr als sonst sich selbst überlassen worden, und nun, da wir sie alle sammelten, sahen wir die Folgen davon. Bei ihren Raufereien waren drei ziemlich schwer verwundet worden, so schwer, daß wir die Aermsten verbinden und pflegen mußten. Doch nicht genug damit, sie hatten auch einen von ihnen umgebracht und ihm obendrein das Blut ausgesogen; es war ein Hund mit dem traurigen Namen »Hiob«.

Armer »Hiob«, sein Wesen entsprach seinem Namen. Er war ein wunderliches Thier; ja, ich glaube fast, ich habe noch nie etwas so Schwermüthiges, Niedergeschlagenes und Unterdrücktes gesehen. Von seiner Ankunft an Bord an suchte er stets nach einem Schlupfwinkel, in dem er sich vor den andern verstecken konnte. Er kniff den Schwanz beständig zwischen die Beine und kam nicht einmal zur Futtervertheilung aus seinem Loche heraus. Auch draußen auf dem Eise suchte er die Einsamkeit und ging den andern soweit wie möglich aus dem Wege. Diesmal aber mußte es ihm nicht geglückt sein, und da hatten sie sich wahrscheinlich gemeinschaftlich auf ihn gestürzt und ihn zerrissen.

Am 9. October sollten wir zum ersten mal kennen lernen, was eine Eispressung hier oben in diesen Gewässern bedeutet. Die »Fram« erfuhr einen solchen Druck, daß die beiden Stahldrahttrossen, mit denen wir sie mit Hülfe von zwei Eisankern vertäut hatten, mitten durchrissen.

Das Schiff hob sich sofort um zwei Fuß: der erste deutliche Beweis, daß es den Berechnungen entsprach, nach denen sein Rumpf construiert worden war. Daß die Stimmung an Bord sich mindestens zu derselben Höhe wie der Schiffsrumpf erhob, brauche ich wol nicht erst zu versichern. Denn gerade dies sollte uns ja auf der ganzen Reise unsere Sicherheit geben. Und was unser schönes Schiff hier versprach, das hat es nachher auch redlich gehalten. Die Begebenheit wurde natürlich mit einem Extrafeste und Toasten auf die »Fram« und unser geliebtes Norwegen gefeiert.

Was für eine seltsame, unheimliche, aber in ihrer Majestät auch mächtig ergreifende Stille herrschte in dieser Eiswüste, sobald wir uns von unserm Schiffe mit seinem bischen Leben und Lärm eine Strecke entfernt hatten! Das Einzige, was das Schweigen unterbrach, war das klagende, melancholische Heulen des Windes, der über die Eisfelder hinstrich. An Bord hörten wir ihn Tag und Nacht im Takelwerk heulen, klappern, kreischen und pfeifen, sodaß wir uns bald an die Musik gewöhnten und kaum mehr darauf achteten.

Doch wenn eine Eispressung kam, dann ging es aus einer andern Tonart. Als wir die Pressungen zum ersten mal hörten, fuhr es uns geradezu durch Mark und Bein, und im Anfang – bevor wir uns auch an diese Musik gewöhnt hatten – konnten wir kein Auge zuthun, solange sie dauerte. Es machte den Eindruck, als seien in der bisher so todenstillen Eiswüste auf einmal Tausende von fürchterlichen, übernatürlichen Wesen lebendig geworden – es läßt sich dies mit Worten nicht ausdrücken! – und manchmal, immer wenn das Eis barst, hörte es sich genau so an, als würden mehrere Batterien Krupp'scher Kanonen auf einmal abgefeuert. Vor diesem Höllenconcert hatten sogar die Hunde Angst, wie man deutlich hören und sehen konnte. Sie stießen ein lautes

Klagegeheul aus und bebten am ganzen Leibe wie Espenlaub; entschieden hatten sie die feste Ueberzeugung, daß ihnen irgendeine fürchterliche Gefahr drohe.

Die heftigen Pressungen rissen das Eis um uns her auf, sodaß die »Fram« plötzlich in einer Rinne lag, die nach allen Seiten viele Meter breit war. Aber auch dieser war nicht zu trauen; den einen Augenblick konnten wir darin rudern und segeln, im nächsten hatte sie sich schon wieder geschlossen. Wir mußten deshalb in größter Hast das Beobachtungszelt und die Instrumente wieder an Bord bringen, nachdem wir eben erst mit vieler Mühe draußen auf dem Eise alles so vortrefflich eingerichtet hatten.

Am 10. war Nansen's Geburtstag – sein erster an Bord der »Fram« –, weshalb wir ihn auch nach Gebühr zu feiern gedacht hatten. Aber Nansen war gerade in diesen Tagen durchaus nicht wohl; es lag ihm etwas in den Gliedern, wie man zu sagen pflegt, vielleicht eine kleine Influenza als letzte Erinnerung an die Civilisation, der wir den Rücken gekehrt hatten. Trotzdem gab es, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ein wenig Extratractament, im übrigen aber wurde der Tag »im Stillen gefeiert«, wie es in den Hofberichten heißt.

Am 13. schloß sich das Eis wieder zusammen, und die Hunde wurden wieder auf das Eis hinuntergelassen. Am Abend des nächsten Tages – wir saßen gerade, die einen plaudernd, die andern Karten spielend, gemächlich im Salon beisammen – hörten wir die Hunde ein fürchterliches Concert anstimmen. Scott-Hansen ging hinauf und kam bald mit der Nachricht wieder, daß gewiß Bären draußen seien.

Wir, alle wie ein Mann, mit unsern Gewehren auf Deck. Draußen auf dem Eise gewahrten wir einen Schatten, den wir für einen Meister Petz hielten; wir mußten aber die größte Vorsicht beobachten, um nicht in der Dunkelheit statt seiner die Hunde zu treffen. Als wir endlich ohne dieses Risiko schießen konnten, knallten unsere Büchsen alle auf einmal, und bald darauf fanden wir den Bären mausetodt. Es war ein einjähriges Männchen, mit dem wir nach allen Regeln der Kunst umsprangen, nachdem es an Bord gebracht worden war.

Am Tage darauf, einem Sonntag, fanden wir im Schnee die Spuren einer kleinen Bärenfamilie. Nansen, Sverdrup, Blessing, Mogstad, Hendriksen, Bentsen und ich zogen sofort mit allem zur Jagd Gehörigen, darunter fünfzehn Hunden, aus und machten uns daran, die Spuren zu verfolgen.

Bald fanden wir auch Blutstropfen, die uns zeigten, daß wir auf der rechten Fährte waren. Und wir brauchten auch nicht weit zu gehen, als wir in der Entfernung einen Bären gewahrten, der sich mühsam, den Unterkörper nachziehend, fortschleppte. Wir holten ihn rasch ein und machten seinen Leiden schnell ein Ende. Das erlegte Thier war ein Junges vom letzten Wurfe, woraus wir den naheliegenden Schluß ziehen konnten, daß die Mutter ebenfalls in der Nähe sein mußte. Verschiedene Umstände bewirkten jedoch, daß diese Jagd eingestellt wurde.

Bis zum 26. October ging an Bord alles seinen gewöhnlichen Gang. Ich besorgte die Arbeiten bei der Beleuchtungsanlage und der Windmühle und war außerdem noch, sobald ich Zeit fand, in der Küche thätig. Die Windmühle war eine prächtige Einrichtung. Hätten wir sie nicht gehabt, so hätten wir die ganze lange Winternacht in unheimlicher, von einer matten Petroleumlampe nur spärlich erhellter Finsterniß zubringen müssen. Doch wenn die Mühle im Gange war, strahlte unser Salon im schönsten, schneeweißen elektrischen Lichte ebenso hell wie der Salon im »Grand Hotel« zu Christiania, und es ist kaum zu glauben, wie das den Sinn belebte! In den Kabinen war aus verschiedenen Gründen schon seit längerer Zeit kein Licht gestattet, was den Aufenthalt dort natürlich nicht besonders anziehend machte.

In der Küche, ja! Essen wollten sie natürlich alle haben, aber der sein, der es zubereitet – das war

doch etwas anderes. Es waren nicht viele da, die Lust zum Kochen hatten, und deshalb war es auch keinem als Hauptbeschäftigung übertragen worden.

Der 26. October war ein sehr bedeutungsvoller Tag: der Geburtstag der »Fram«. Und da sie unsere Erwartungen durchaus nicht getäuscht, sondern sie in reichstem Maße erfüllt hatte, war es nicht mehr als schuldige Dankbarkeit, daß wir ein Fest veranstalteten. Es fing mit einem Preisschießen draußen auf dem Eise an.

Zwei Fahnenstangen mit der norwegischen Flagge wurden dort angebracht und eine Schußbahn von 100 Meter abgesteckt. Dorthin begaben wir uns alle, außer Amundsen, der nicht mitwollte. Nun ging es los; wir merkten aber bald, daß es hier nicht so war wie auf dem Grasholm in Christiania. Wir mußten wahrhaftig flink zielen, wenn wir nicht wollten, daß unsere Finger an dem Hahne und dem Laufe festfroren. Es herrschte nämlich an jenem Tage eine milde Temperatur von -24°. Du liebe Zeit, wir mußten uns später noch an viel stärkern Pfeffer gewöhnen, aber vorläufig fanden wir diese Temperatur hinreichend kühl.

Das Schießen verlief nichtsdestoweniger ausgezeichnet; die Treffsicherheit war durchgehends sehr respektabel, und wir erhielten alle einen Preis, sogar Amundsen, der doch gar nicht mitgeschossen hatte. Alle Preise waren von einer scherzhaften Devise begleitet. Dann folgte ein Festmahl mit Kaffee und am Abend Musik und gesellige Zusammenkunft, wobei große Verschwendung mit Reden getrieben wurde.

Aber der 26. October war auch in anderer Hinsicht für uns ein bedeutungsvoller Tag: wir sahen heute die Sonne zum letzten mal in diesem Jahre, um sie dann mehrere Monate hindurch nicht wieder zu erblicken. Nun erst sollte sich zeigen, ob wir im Stande waren, auszuhalten und – zusammenzuhalten, wenn die schwere, niederdrückende Finsterniß der Polarnacht mit ihrer ewigen Einförmigkeit uns in ihren schwarzen Mantel hüllte.

Mit seltsamen, wehmüthigen Gefühlen sahen wir den letzten Strahl der feurigen runden Kugel, dieser Licht- und Lebenspenderin, unter dem Horizonte verschwinden und auf mehrere Monate in der Tiefe versinken, und, zu einer Gruppe an der Schiffsseite versammelt, schauten wir alle stumm und ergriffen ihrem Verschwinden zu.

Am nächsten Tage waren wir gegen 8½ Uhr abends Augenzeugen einer recht merkwürdigen Naturerscheinung am östlichen Himmel. Auf einmal flammte dort ein bläuliches Licht auf, stärker als Tausende von Bogenlampen, ja, so stark, daß unsere Augen davon beinahe geblendet wurden. Dann erlosch die Flamme ebenso plötzlich und hinterließ nur einen matten wagerechten Streifen, der sich von Osten nach Westen zog und allmählich auch verschwand.

Am 3. November sank die Temperatur bis auf -33° C. Trotzdem dachten wir noch nicht daran, den Ofen im Salon zu heizen, sondern versuchten, die Kälte, den vielen Reif und die Feuchtigkeit, die den Aufenthalt dort immer unbehaglicher zu machen begannen, uns mit der Wärme vom Leibe zu halten, die von den Lampen und Petroleumapparaten, von denen wir so viele wie möglich anzündeten, ausstrahlte.

So sollte denn unser Winterleben im Ernst beginnen.

Ob nicht die zunächstliegende Erklärung, daß er sich verzählt haben muß, die richtige ist, und seine Erbitterung über die vermeintliche »Mauserei« durch eine Selbsttäuschung veranlaßt worden war?]

Viertes Kapitel.

Das Winterlager.

Hier liegen wir also, aber glücklicherweise nicht ganz still und unbeweglich. Wir treiben nämlich und treiben im ganzen recht flott. Ja, es gibt vielleicht sogar Leute, die gelegentlich von uns behaupten werden, wir seien richtige »Herumtreiber« und »Nachtschwärmer«. Aber das hören wir ganz gern, denn unter den jetzigen Verhältnissen kann uns wirklich kein Ausspruch größere Freude machen – das heißt, wenn das »Herumtreiben« den rechten Weg geht: vorwärts und nicht rückwärts!

Was für ein seltsames Leben! Hier liegen wir dreizehn Mann in dieser Eiswüste, so ganz allein, so vollständig auf uns selbst und auf einander angewiesen, wie es sich überhaupt nur denken läßt.

Wo ist die civilisirte Welt? Sie erscheint uns so weit, weit fort, daß sie für uns gewissermaßen gar nicht mehr vorhanden ist. Jedenfalls habe ich so manches mal rein vergessen, daß etwas dergleichen überhaupt existirt.

So müssen wir denn gleichsam eine Welt für uns selber bilden, ein winzig kleines Bruchstück Civilisation, das, wie aus einer gewaltigen Kanone geschossen, irgendwo draußen in der Welteinöde niedergefallen ist, ein im Verhältniß nicht größeres Stück als die Bruchstücke zersprengter Weltkugeln, die als Meteorsteine aus den Himmelsregionen auf unsern sündhaften Erdenkloß fallen.

Hier liegen wir, liegen hier mit der Gewißheit, daß nun sechs Wintermonate durchlebt werden müssen und drei davon ganz ohne Sonne, sogar ohne einen Lichtstreifen am Horizont.

Um uns herum die Nacht und das Eis des erstarrten Polarmeers, Eis und Nacht! Ueber uns ein Himmel, manchmal bedrückend niedrig und grau mit schweren, dahinjagenden Wolkenmassen, dann aber wieder majestätisch hoch und gewölbt, wie eine Kuppel von dunkelblauer Seide, durchwebt mit funkelnden Sternen, dem flammenden, wildspielenden Nordlicht und einem Mondscheine, der klar und wie bläulichweiße Perlmutter erglänzend die ganze ungeheure Landschaft in einem Lichte badet, wie man es auf der Erde wol schwerlich irgendwo herrlicher sehen kann.

Ach ja, unsere Welt hier oben ist auch schön; ihre Schönheit ist groß und gewaltig und ermahnt zur Andacht.

Ja, ihr könnt es glauben, es ist wunderlich, eine kleine Welt für sich selbst bilden zu müssen, eine Welt, worin das, was den meisten von euch Menschen als alltägliches Bedürfniß erscheint, für

uns nur noch eine Sage aus alten Zeiten ist.

Wir lächeln manchmal bei dem Gedanken an all das, was wir verlassen haben, und was man, wie wir sehen, im Grunde sehr gut entbehren kann. Glücklicherweise ist keiner von uns verwöhnt, und auch keiner hat sich melancholischen Grübeleien hingegeben über Dinge, die zu betrauern gar keinen Zweck hat. Unsere Gedanken gehen beständig mit der »Fram« vorwärts; schweifen sie einmal nach Süden zurück, so geschieht es nur, um bei den Lieben in der Heimat zu weilen und darauf doppelt inbrünstig den Gedanken an sie mit der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Expedition zu verbinden. Wir wollen, wenn wir einst wieder den Kurs nach der Heimat richten, dies mit wirklicher Freude, aufrichtigem Stolz und dem Bewußtsein thun, daß wir nach Hause kommen wie Leute, die in jedem Falle ihre Pflicht erfüllt haben. Ich darf wol sagen, daß alle an Bord hierin einig sind. Und dieses Gefühl ist es, das neben den persönlichen und engern Freundschaftsbanden uns alle am meisten verbindet.

Den besten, ja absolut unfehlbaren Beweis dafür, daß ich in dieser Charakteristik von uns, als Ganzes betrachtet, recht habe, liefern wir selbst ganz unfreiwillig, sobald es mit der Drift nicht recht vorwärts geht. Geht diese ihren vorschrittmäßigen Weg nach Norden und entfernt uns also immer mehr von Norwegen und der Civilisation und zwar mit genügender Geschwindigkeit, dann sind wir in der allerbesten Stimmung! Dann geht jede Arbeit wie von selbst, und wir verkehren so freundlich und liebenswürdig miteinander, daß wir beinahe gar nicht wissen, was wir uns gegenseitig alles zu Liebe thun sollen. Aber ist es umgekehrt, sieht es einen oder zwei Tage mit unsern Fortschritten böß aus oder gehen wir geradezu den Krebsgang, – du meine Güte, wie sind wir dann mürrisch und verdrießlich! Ja, wir machen Gesichter, als hätten wir in einen essigsauern Apfel gebissen, sodaß man sich uns beinahe gar nicht mehr zu nähern wagt! Und dann kommt es auch wol vor, daß gegenseitig ziemlich schwer verdauliche Reden und Complimente fallen, von denen wir, wenn Wind und Wetter sich ändern, vergessen, daß wir sie je gesagt.

Doch woher wußten wir stets so genau, welchen Weg wir gingen? Es wurden wie früher Beobachtungen und Ortsbestimmungen gemacht, wenn nicht jeden Tag, so doch jeden zweiten, wenn der Himmel nicht mit dichten Wolken bedeckt war. Sie wurden jedoch nur bei Gelegenheit ausgerechnet, und das genügte unserer in Bezug auf die Drift kaum zu stillenden Neugierde natürlich durchaus nicht.

Aber wenn man keinen Taback hat, raucht man ein anderes Kraut! Wie die alten Griechen ihr Orakel hatten, das sie bei jeder wichtigen Gelegenheit um Rath fragten, so besaßen auch wir das unsere. Und dieses hatte obendrein den Vortheil, zuverlässiger zu sein als jenes, wenn die Weltgeschichte nicht lügt. Aber dieses Orakel wurde auch nur um die Drift befragt, und als wir seine Antworten im Laufe der Zeit richtig deuten gelernt hatten, konnte man sich darauf beinahe ebenso sicher verlassen wie auf die beste astronomische Beobachtung.

Dieses unser Orakel hieß »Lina«. Man darf aber nicht glauben, daß die »Lina« ein Frauenzimmer ist, das über einer Erdspalte auf einem Dreifuße sitzt und allerlei Räubergeschichten zusammenlügt wie jene alte Griechin. Nein, sie war einfach eine gutnorwegische Hanfleine mit einem Netze dran. Diese Leine wurde in einem Loch im Eise oder in einer Rinne bis auf 2–300 Meter Tiefe auslaufen gelassen, und die Stellung, die sie im Wasser einnahm, war die Antwort des Orakels. An ihrer Stellung konnten wir sehen, ob und wohin wir trieben, und allmählich lernten wir auch daraus die Geschwindigkeit der Drift ungefähr berechnen.

Ja, selbst wenn es still war, unterrichtete uns die Leine oft, aus welcher Richtung der Wind bald wehen würde, da dieser auf dem Eise seine Wirkung ja schon in der Ferne geltend machte, ehe er bei uns ankam. Bisweilen war die Richtung der Leine der des Windes gerade entgegengesetzt.

Daraus sahen wir, daß er weiter draußen in anderer Richtung wehte. Zuletzt wurden wir, wie gesagt, so vertraut mit dem, was die Leine – oder »Lina«, wie sie getauft worden und stets genannt wurde – verkündete, daß wir, wenn wir sie uns zwischen zwei ausgerechneten Beobachtungen ansahen, schließen konnten, wieviel Kilometer wir in der Zwischenzeit hier- oder dorthin trieben. Und dies geschah, wie schon gesagt, so genau, daß unsere Berechnung oft beinahe auf den Punkt mit dem Resultate der astronomischen Beobachtungen übereinstimmte.

Wie sovieler andere größere und kleinere Entdeckungen war auch »Lina« gewissermaßen einem Zufalle zu verdanken. Es war an einem Tage im Herbste 1893, nicht lange, nachdem wir festgefroren waren, als ich einen Sack mit Fleisch, das zum Auswässern in eine Rinne in der Nähe des Schiffes gehängt war, heraufziehen sollte.

Was zum Kukuk war das? Nicht allein wimmelte der ganze Sack von kleinen braunrothen Thieren, auch das ganze Fleischstück war damit wie besät. Die gierigen Schlingel hatten sich sogar richtige Kanäle und Gänge in das Fleisch hineingegraben und es sich drinnen ganz gemüthlich gemacht.

»Pfui«, dachte ich, »das ist doch geradezu widerlich!« Ich sagte dies auch zu Nansen, der in einiger Entfernung von mir auf dem Eise mit irgendetwas beschäftigt war. Ich meinte, das Fleisch sei ungenießbar geworden und müsse dieser Einwanderung wegen fortgeworfen werden, aber Nansen war anderer Meinung.

Er trat zu mir hin, betrachtete das Gesindel, nahm sich eine Fingerspitze voll, steckte sie in den Mund und sagte:

»Dies ist etwas Gutes, Nordahl! Nehmen Sie das Fleisch nur und kochen Sie es, wie es ist, denn es ist wirklich gute, kräftige Nahrung! Das ist hübsch! Da sehen wir nun, daß wir hier oben nicht so leicht verhungern werden. Geben Sie mir eine Tasse von dem, was im Sacke liegt, damit ich etwas zu essen und auch zu untersuchen habe.«

Später erklärte er, daß an den Thieren allerdings weiter kein Geschmack gewesen und der Nährwerth auch nicht sehr groß sei. Doch unter den verschiedenen Aufgaben der Fram-Expedition war die Untersuchung des Meeresgrundes und der Thierwelt des Wassers keine der geringsten. Deshalb war dieser Fang vom wissenschaftlichen Standpunkte aus sehr interessant, und von diesem Tage an wurde die obenerwähnte Leine mit dem Netze ausgehängt, um darin diese oder andere Kriebsthiere und Infusorien zu fangen.

Die Leine wurde 100 bis 200 Meter abgelassen, und dabei entdeckten wir denn bald, daß sie auch als eine Art Log Dienste leistete. Nach und nach, in dem Maße als wir ihre Runen deuten lernten, wurde sie unsere eigene liebe, ich hätte beinahe gesagt, angebetete »Lina«, zu der wir früh und spät wallfahrteten, um zu hören, was sie uns zu erzählen hatte.

»Hast du Lina heute gesehen?« oder »Was sagt Lina heute?« – »Nein, sagt Lina das?« Solche Fragen kreuzten einander unaufhörlich den ganzen Tag, und Hendriksen, dem das verantwortungsvolle Amt als »Lina's Kindermädchen« übertragen war, hatte manch liebes mal guten Grund, die Geduld zu verlieren, da er beinahe von der ganzen Besatzung in einem fort gefragt wurde.

Ueberdies war die Leine an und für sich ein vielseitiges Werkzeug, das heißt, sie wurde zu vielen verschiedenen Dingen benutzt. Sollte die Meerestiefe gemessen oder die Beschaffenheit des Meeresgrundes untersucht werden, so wurde sie oft in einer Länge von 1000 bis 1500 Meter ausgelassen und der Schwere wegen am untern Ende mit einem gewaltigen Eisengewichte, sowie mit einem eisernen Rohre versehen, in welchem Grus und Schlamm zu späterer

wissenschaftlicher Untersuchung vom Boden des Meeres heraufgeholt wurden; das Rohr war daher mit einem selbstschließenden Mechanismus versehen.

Dieselbe Leine wurde ferner zur Messung der Temperatur und des Salzgehalts des Wassers benutzt. Dies geschah mit Hilfe von Thermometern und Wassersammlern, die in gewissen Abständen an der Leine befestigt waren. Sowol die Thermometer wie die Wassersammler waren so eingerichtet, daß sie in Bügeln hingen, die bei einem kräftigen Ruck an der Leine umschlugen. Die Wassersammler schlossen sich dabei automatisch, und in den Thermometern wurde infolge dessen die Quecksilbersäule abgerissen, wenn das Instrument hinreichend lange im Wasser gewesen war. Dann wurde die Leine wieder eingeholt und die Temperatur der verschiedenen Tiefen mit absoluter Sicherheit von jedem der Thermometer abgelesen.

Alle diese mehr wissenschaftlichen Operationen hatten natürlich auch für uns »Gemeine« Interesse. Aber am liebsten war es uns doch, wenn die Leine ihre Dienste in den obenerwähnten Anwendungen gethan und dann wieder mit dem Netze ausgehängt und zur einfachen »Lina« wurde! Das blieb uns das Liebste in der ganzen Zeit, alle die langen drei Jahre hindurch, die wir dort oben im Polarmeere lagen, während Winter und Frühling, Sommer und Herbst einander ablösten. Und noch bis auf diesen Tag, nachdem wir wohlbehalten in »die Welt« zurückgekommen sind, spukt »Lina« in unserer Erinnerung, und noch heute haben wir sie lieb und ist sie uns theuer wie die Erinnerung an einen treuen Freund, an einen, zu dem man in Augenblicken des Kummers mit der festen Ueberzeugung gegangen ist, daß, wenn überhaupt irgendwo Ermuthigung und Trost zu finden, es dort der Fall sein müßte.

Was in aller Welt konntet ihr denn eigentlich zu thun haben, oder gerade heraus gesagt, womit schlugt ihr die Zeit todt, während ihr unthätig im Eise liegen mußtet und ganz allein auf das angewiesen wart, was Wind und Wetter für euch zu thun für gut hielten? So werden vielleicht viele fragen.

Und die Anschauung kann ja auch wirklich als natürlich erscheinen, daß es an Bord eines stillliegenden Schiffes, wie das unsere, wenig oder gar nichts zu thun gebe.

Glücklicherweise war dem jedoch nicht so. Etwas war stets zu thun, bald dies, bald das. Und selbst wenn, sowol das eine, wie das andere wirklich für den Augenblick nicht so dringende Eile hatte, wurden wir doch dabei angestellt oder wir machten uns unaufgefordert ans Werk, von dem Tätigkeitsdrange getrieben, der gesunde, kräftige Menschen stets beseelt.

Aus der Thätigkeit des täglichen Lebens an Bord mag hier einiges angeführt werden.

Eines Tages sollte z. B. die Drehbank aus dem Maschinenraum in den Vorraum hinuntergebracht und dort aufgestellt werden. Das gab gleich einigen von uns zu thun. Oder Nansen und Sverdrup brachten am Tiefseelothapparat die Grundzange in Ordnung. Ein andermal hatten Nansen und Bentsen die Grundzange aufgezoogen und mußten den Schlamm in einer Wasserkufe auswaschen, um alles, was der Brei an lebenden Wesen enthielt, sammeln zu können.

Ich selbst hatte meistens genug Arbeit durch das elektrische Licht, das Ingangbringen der Windmühle, das Laden der Accumulatoren, das Füllen der Zellen mit Wasser und das Ordnen, Reinigen und Aufräumen des Raumes, in dem die Dynamomaschine war.

In früher Morgenstunde könnt ihr Sverdrup nähen und sticken und wie den fleißigsten Schneidergesellen mit Nadel und Faden hantieren sehen. Ihr seht ihn auch an einem Paar solider Holzschuhe arbeiten, einer Fußbekleidung, die wir uns hinterher alle anschafften und mit der wir außerordentlich zufrieden waren. Hiervon später mehr.

Dr. Blessing thut, als wären wir Patienten, nimmt Blutproben und befühl uns den Puls. Ich selbst muß neben meiner Hauptarbeit Amundsen im Maschinenraum helfen, die Maschinentheile recht sorgfältig auseinanderzunehmen und sie darauf alle wieder ordentlich zusammzusetzen. Auf Deck wird ein Theil des Tauwerks abgeschnitten, und das Loshacken und Aufthauen des Eises in den Ventilen und Rohren macht beständig Arbeit.

Trotz der Kälte von einigen 20 Grad, zu der wir (abwärts!) avancirt sind, ist der Ofen des Salons bisher noch nicht geheizt worden. Die Luft ist dort, ebenso wie in den Kabinen, nichts weniger als warm und behaglich. Sie ist eisig, feuchtkalt und rauh, und an den Wänden rinnt, von der Decke herab tropft Eiswasser.

Alle diese überschüssige Feuchtigkeit abzuleiten, müht sich unser Freund Jacobsen beständig ab. Er ist jedoch ein erfinderischer Kopf in diesem Punkte wie in so manchen andern. Er stellt einen Apparat aus langen drellirten Baumwollfäden und Holzleisten zusammen, mit deren Hülfe das Wasser fortgeleitet wird.

Wie man sieht, herrscht an Bord dieses verschwindend kleinen Punktes in der großen Oede des Polarmeers Leben und Thätigkeit genug. Und die Stunden, die nicht der Pflichtarbeit geopfert werden, verwenden wir zu etwas anderm. Blessing und Mogstad z. B. sind im Revolverschießen gewaltige Rivalen um den Titel »Champion of the Northpole«.

Eines Tages sollte entschieden werden, wer ein Recht auf diesen Titel hatte und wer nicht. Ich hatte die Ehre, zum Präsidenten des Schiedsgerichts ernannt zu werden. Der Wettkampf fand auf dem Eise statt. Blessing blieb Sieger, und Mogstad war genöthigt, sich für überwunden zu erklären, worüber er sich nachher beständig Sticheleien gefallen lassen mußte.

Natürlich wurden auch specielle Vergnügungen arrangirt. So sollten wir am Sonntag den 5. November einen großen Wettlauf abhalten. Eine 500 Meter lange Bahn wurde auf dem Eise abgesteckt und Fahnenstangen an den beiden Enden aufgerichtet. Juell, der gerade die Küchenwoche hatte, backte dreizehn Kuchen von verschiedener Größe, die als Preise vertheilt werden sollten. Das Wetter war freilich die ganze Woche ziemlich kalt, aber sonst ganz beständig gewesen, und wir freuten uns daher alle auf das Fest am Sonntag.

Aber Prosit! Der Sonntag brachte uns eine Eispressung, die uns das ganze Vergnügen verdarb. Wir fanden am Morgen die ganze abgesteckte Bahn als ein Chaos von Eistrümmern vor, und so gewaltsam war die Bewegung im Eise, daß wir nicht einmal die aufgerichteten Fahnenstangen rechtzeitig an Bord bringen konnten. Dort, wo wir mit so vieler Mühe und so großen Erwartungen die nördlichste aller Wettlaufbahnen eingerichtet hatten, gähnten nun Spalten und Risse, die sich unaufhörlich öffneten und schlossen.

Der Wettlauf mußte also aus zwingenden Gründen aufgeschoben werden. Nun waren aber doch die Preise da! Sie waren weder von Gold, noch von Silber, sondern aus einem Material, das zwar nicht Motten und Rost, aber doch Schimmel und Feuchtigkeit »verzehren« konnten. Wir zogen es daher vor, sie lieber selbst vorher zu verzehren, weshalb wir sie noch am selben Abend beim gemüthlichen Abendessen verlostten.

Das Verlosungssystem kam übrigens auch sonst stets zur Anwendung, sobald es sich um Delikatessen wie Pudding und dergleichen handelte. Einer machte davon so viele Stücke, wie wir Mann waren, und ein anderer mußte mit abgewandtem Gesichte »blind« entscheiden, wer dieses Stück haben sollte und wer jenes.

Unsere Mahlzeiten nahmen wir genau zur bestimmten Stunde ein, und auch dann wurde darin keine Aenderung vorgenommen, als beständig Nacht herrschte. Der eigentliche Tag sollte für uns

ebenfalls Tag sein und die Nacht auch Nacht.

Um 8 Uhr morgens aßen wir unser Frühstück. Es bestand aus Chocolate, Butterbrot, mehreren Sorten Käse und allerlei kaltem Aufschnitt. Das Mittagessen gab es um 1 Uhr; wir hatten dazu stets eine reichliche Auswahl von Gerichten, zum Beispiel Bouillon, Fisch-Pudding, Renthierbraten, Birnengrütze, die alle zusammen zu einer einzigen Mahlzeit gehörten. Um 7 Uhr wurde Abendbrot gegessen. Die Bewirthung war dabei ungefähr dieselbe wie beim Frühstück, nur wurde abends statt der Chocolate Thee getrunken.

Dann blieben uns die Stunden nach dem Abendessen und vor dem Schlafengehen. Wie brachtet ihr sie hin? Wurden sie euch nicht bisweilen recht lang? O, nicht doch, wenigstens nicht in diesem ersten Jahre. Nachher trat ja mit der Zeit in vielem eine Veränderung ein und zum Theil auch wol hierin.

Mehrern von uns war das Kartenspiel natürlich ein angenehmer Zeitvertreib für die Abendstunden. Wir bildeten zwei Partien, an jedem Tischende eine. Hier wurde Whist und Boston, dort Manage gespielt. Das letztere Spiel erfreute sich keines besondern Ansehens, weshalb die Theilnehmer daran zum Spielen nur alte Karten bekamen. Als freilich im Laufe der Zeit in alle Kartenspiele, eines nach dem andern, »Löcher gegriffen« worden und sie theilweise ganz zerrissen waren, verwischte sich auch der Unterschied zwischen »alten« und »neuen« Karten beinahe ganz, und von denen, welche wir wieder mit nach Hause brachten, hätte eine, wenn auch nicht kräftige, so doch jedenfalls fette Suppe gekocht werden können.

Die Spieler am Whist- und Boston-Ende waren ursprünglich Scott-Hansen, Messing, Johansen und ich. Nansen, Bentsen und Mogstad, bisweilen auch Sverdrup und Juell, traten hin und wieder als Gäste ein. Später, nachdem Nansen und Johansen uns verlassen hatten, trat Bentsen an Stelle des letztern fest ein, und Mogstad nahm Nansen's Platz als Gast ein.

Die Mariage-Partien bestanden von Anfang an aus Juell und Bentsen, sowie aus Petterson und Hendriksen oder Heika, wie er an Bord stets genannt wurde.

Sverdrup betheiligte sich ziemlich oft an dieser Mariage, Jacobsen ab und zu wol auch, Amundsen hingegen niemals. Dieser verbrachte den ganzen Abend entweder schreibend oder »denkend«. Jacobsen legte sich gern in seine Kojen und las, während er seine Pfeife rauchte.

Die Whist- und Boston-Partien wurden zu einer vollständig clubartigen Institution. Es wurde über den Verlauf der Spiele genau Protokoll geführt und sowol ein Präsident wie ein Schriftführer gewählt, welche Ehrenämter der Reihe nach von allen Haupttheilnehmern bekleidet wurden. Das Protokoll enthält nicht nur trockene Berichte, sondern auch Aussprüche über die Spiele und – die Spieler, und zwar nicht allein in Prosa, sondern auch in Versen. Aus einem der Protokollzusätze geht leider hervor, daß wir uns mit der Zeit gelegentlich auch wol einmal dem Hazardspiele hingegen haben. Denn es steht dort Folgendes:

Wir sprechen es hier als Vermuthung aus, daß die wiederholten »Bêtes«, die heute Abend umgingen und an denen die beiden Mitglieder Bl(essing) und Joh(ansen) bedeutenden Antheil haben, sich möglicherweise durch leichtsinniges Spiel erklären lassen, das seinerseits wahrscheinlich wieder dem Ansteckungsstoffe zugeschrieben werden kann, der von dem in unserm kleinen Gemeinwesen in der letzten Zeit eingeführten verderblichen Hazardspiel, an dem die angeführten Mitglieder, wie wir wissen, theilgenommen haben, herrührt. Daß das Spiel des Mitglieds C. H(ansen) im allgemeinen leichtsinnig ist, ist in diesem Kreise eine so wohlbekanntes Sache, daß er als immun für derartigen obenerwähnten Ansteckungsstoff angesehen werden muß, und man braucht also nicht zu befürchten, daß seine Besuche in diesen obenerwähnten

Spielhöllen noch größere Waghalsigkeit in den Gang des Spieles bringen könnten.

Dies nur, damit die Verhandlungen der Sitzung auch heute Abend in optima, forma, unterzeichnet werden können.

S. Scott-Hansen, Präsident.

Das Protokoll ausgefertigt

Hjalmar Johansen, Schriftführer.

In diesen Spielprotokollen wimmelt es auch sonst von lustigen Einfällen, die Zeugniß dafür ablegen, daß wir uns sehr gut amüsirten. Ich bekomme natürlich auch meinen Antheil, z. B. in folgenden, nicht gerade übertrieben schmeichelhaften Knittelversen:

Dicht oben unter Backborddeck
Im Sack mit einem großen Fleck
Da steckt ein Körper wohlgemuth,
Der hat es ausgezeichnet gut.

Fett und dick, und kugelrund.
Schwitzt er quick. Und schläft gesund.
Der kleine Dicke heißt B. N.
Geh' zum Sack, dort kannst ihn seh'n.

Dies mag als Probe des Geistes, in dem dieses Protokoll geführt wurde, genügen – allerdings ist es eins der am wenigsten steifen Protokolle, die wir vorlegen können. Es fehlte nicht viel, daß diese Protokolle unserm großen Zeitungsunternehmen, der »Framsjaa«, auf das ich später zurückkommen werde, gewissermaßen Concurrrenz machten.

Am 7. November hatten wir einen Schneesturm aus Westnordwest, der später nach Nordwest herumging. Es war der gewaltigste Sturm, den wir bisher erlebt hatten. Dabei betrug die Temperatur – 26° C., es war also oben auf Deck nichts weniger als angenehm.

So meinten wir, aber unsere Hunde schienen anderer Ansicht zu sein. Sie tummelten sich mitten im ärgsten Sturme auf dem Eise herum und schienen sich dabei außerordentlich wohl zu fühlen. Sie dachten gar nicht daran, wieder an Bord zu kriechen und dort Schutz vor dem Unwetter zu suchen. Sie rauften sich und zerrten einander aus Leibeskräften.

In der Nacht brachten die Bestien wieder einen ihrer Kameraden, »Ulabrand«, um. Dieser Hund hatte seinen stolzen Namen daher bekommen, weil er zweimal hintereinander ins Meer gesprungen und sich gar nichts aus dem Bade gemacht hatte, obgleich an jenem Tage eine nette kleine Kälte von ungefähr 26° war. Er war groß, rothgefleckt und langhaarig; sein Verlust that uns sehr leid.

Mit einzelnen »Pausen zum Verpusten« dauerte der Sturm volle zwei Tage. Aber nichts ist so schlecht, daß es nicht etwas Gutes mit sich brächte. Die Mühle, von der ich bei Windstille gar keinen Nutzen hatte und die bei schwacher Brise recht schwer in Gang zu bringen war, arbeitete nun wie ein Riese. Ich konnte die Batterie vollständig laden, sodaß wir jetzt das prachtvollste elektrische Licht an Bord hatten. Wie uns dies belebte, davon werden sich andere wol kaum einen Begriff machen können.

Nun muß ich im Namen sämmtlicher Framleute noch ein Bekenntniß ablegen, bei dem vielleicht manche meiner Leser die Nase rümpfen und ausrufen werden: »Pfui, wie konntet ihr solche Ferkel sein!«

Mit der zunehmenden Winterkälte führten wir nämlich die Sitte ein, uns nur aller acht Tage zu waschen! Jedenfalls thaten wir es stets so selten wie möglich, da wir gar bald dahinterkamen, daß nichts Gesichtshaut und Hände so gut gegen Frost schützte wie die Fettschicht, mit der die Haut allmählich ganz überzogen wurde und die Seife und Wasser entfernt haben würden.

Die Hundehütten, die bis jetzt auf dem Vorderdeck gestanden hatten, wurden nun nach dem Achterdeck gebracht und dort um das Oberlicht herum aufgestellt. Die bissigsten Thiere erhielten je einen Stall für sich, während die übrigen gruppenweise auf zwei größere Räume vertheilt wurden.

»Kvik« hielt sich noch immer in gemessener Entfernung von dem »Pack« und bekam eine besondere Wohnung für sich im Kartenhaus. Dies geschah hauptsächlich, weil Ihre Majestät bald Allerhöchstihre Niederkunft erwartete.

Der November verlief ruhig und ohne besondere Ereignisse, und der December kam. Am 5. befanden wir uns auf 78° 50' nördlicher Breite, ein uns sehr befriedigendes Resultat, da es von einer recht schnellen beständigen Drift in der rechten Richtung zeugte.

Wir bohrten theils für die Tiefenmessungen, theils für mögliche Feuersgefahr ein tiefes, großes Loch in das Eis, durch das wir jederzeit schnell zum Wasser gelangen konnten. Dieser Brunnen machte natürlich viel Arbeit und Mühe, da er uns, ehe wir uns dessen versahen, zufror und wir ihn täglich mehrmals aufhacken mußten. Die Eispresungen zerstörten ihn ebenfalls oft, sodaß wir wiederholt einen ganz neuen Brunnen bohren mußten.

Am 12. December abends gegen 10 Uhr, als wir beim Kartenspiel saßen, hörten wir die Hunde auf einmal einen entsetzlichen Lärm machen. Da wir fürchteten, es möchte ein Bär gekommen sein, eilten wir alle auf Deck, um nachzusehen, konnten aber in der pechschwarzen Finsterniß nichts entdecken. Wir gingen wieder hinunter und legten uns schlafen, aber die Hunde fuhren noch immer mit ihrem Höllenspektakel fort. Ich hatte an jenem Abend die erste Wache und war deshalb zu wiederholten malen auf Deck, konnte aber noch immer nichts Außergewöhnliches entdecken, außer, daß einer der Hunde sich von seiner Koppel losgerissen hatte. Ich legte sie ihm wieder an.

Gegen Mitternacht wurde das Wuthgeheul der Hunde noch ärger. Um diese Zeit löste Hendriksen mich ab, und wir versuchten nun beide gemeinschaftlich, uns Gewißheit darüber zu verschaffen, was die Thiere so rebellisch machte. Aber immer noch ohne Resultat. Erst am Morgen, als die Hunde wieder auf das Eis hinuntergelassen werden sollten, entdeckten wir, daß drei von ihnen fehlten.

Es war also doch wieder ein Bär dagewesen, und zwar nicht nur in der Nähe des Schiffes; er mußte sich seine Beute an Bord selbst geholt haben.

Als Mogstad am Morgen die Hunde nach der Fütterung losgelassen hatte, sah er, daß sie, soweit er vom Schiffe aus in der Dunkelheit unterscheiden konnte, alle in wildem Eifer nach einer bestimmten Stelle auf dem Eise hinstürmten, dann aber ebenso schnell wieder zurückkamen.

Er nahm an, daß die Hunde dort einen Bären erblickt hätten, und rief deshalb zu Hendriksen, der nicht weit von ihm ebenfalls auf dem Eise stand, sie wollten sich schnell ihre Flinten von Bord holen.

Doch gerade, als sie diesen Vorsatz ausführen wollten – Mogstad voran, Hendriksen hinterdrein –, kam der Bär angelaufen und packte Hendriksen mit der Schnauze in der Seite.

Dort stand er, Aug' in Aug' mit dem König der Polarregion und ohne andere Waffe zur

Vertheidigung als eine Laterne. Aber diese benutzte er nun gegen diesen »Teufel« auf dieselbe Weise, wie Vater Luther der Ueberlieferung nach sein Tintenfaß dem wirklichen Höllenfürsten gegenüber. Er schlug dem Petz ebenso kurz entschlossen mit der Laterne auf den Schädel, und gleichzeitig begannen auch die Hunde, dem Zottelbären die Hölle heiß zu machen. Das eine in Verbindung mit dem andern bewirkte, daß der Bär Hendriksen los ließ, vielleicht aus Verwirrung, hauptsächlich aber wol, um über die Hunde herzufallen.

Hendriksen versuchte, so gut er konnte nach dem Schiffe zu retiriren, aber immer wieder stellte sich der Bär ihm in den Weg, sodaß er wieder dicht bei ihm war. Dann aber waren die Hunde auch immer gleich wieder da und machten Hendriksen dadurch Luft, daß sie den Bären so lange reizten, bis er ihnen von neuem nachsetzte. Dies wiederholte sich mehrmals; bei jedem mal aber benutzte Hendriksen die sich ihm bietende Gelegenheit, näher ans Schiff heranzukommen, bis er schließlich mit einem Satze durch die Lenzluke sprang und gerettet war; »'s war aber auch die höchste Zeit«, wie es im Liede heißt.

Inzwischen hatte Mogstad ein Gewehr erwischt, das ihm jedoch zweimal hintereinander versagte. Nun aber kam Johansen herbei und sandte dem Bären zwei Kugeln zu, die seiner Aufdringlichkeit und seinem Leben ein Ende machten.

Später, gegen Abend, fanden wir draußen auf dem Eise die Ueberreste von zweien der in der vergangenen Nacht verschwundenen Hunde. Den dritten hingegen konnten wir nirgends entdecken, bis er am Tage darauf hechtgesund und kreuzfidel wieder an Bord zurückkehrte.

Wir hatten jetzt acht von unsern Hunden eingebüßt. Doch als Ersatz hierfür schenkte uns »Kvik« in derselben Nacht nicht weniger als dreizehn hoffnungsvolle vierbeinige Weltbürger, sodaß es wirklich den Anschein hatte, als habe die vornehme Dame jeden einzelnen von uns allergnädigst mit einem Weihnachtsgeschenk zu beehren beabsichtigt.

Leider mußten wir freiwillig auf einen Theil dieser großen Freigebigkeit verzichten und fünf der Jungen tödten, damit die Mutter nicht mehr Kinder zu ernähren hatte, als sie bequem im Stande war.

Die Zeit vor Weihnachten war sonst insofern recht traurig, als der Himmel beständig bewölkt war, sodaß uns die Polarnacht mit ihrer allerdichtesten Finsterniß umgab. Weder Mond, noch Nordlicht brachten uns einige Aufheiterung. Unter solchen Verhältnissen konnten die Bären – wie die eben erzählte Begebenheit beweist – uns leicht überrumpeln, und hiergegen versuchten wir so gut wie möglich unsere Vorkehrungen zu treffen.

Deshalb machten wir eine Bärenfalle und thaten angebrannten Speck hinein, damit der Geruch möglichst stark und möglichst weit zu verspüren sei. Diese Falle stellten wir in einiger Entfernung auf dem Eise auf, aber nicht so weit fort, daß wir vom Schiffe aus nicht deutlich hätten sehen können, ob etwas bei der Falle war.

Unsere Erfindung erwies sich als sehr zweckmäßig. Allerdings ging kein Bär in die Falle, denn das Ziel der Petze war ja eigentlich das Schiff, aber sie konnten es doch nicht lassen, diese Rarität zu beschnüffeln und nachzusehen, was es denn eigentlich sei. Dadurch aber gewahrten wir sie von Bord aus so rechtzeitig, daß wir, wenn sie schließlich auf uns lossteuerten, vorbereitet waren und ihnen einen recht heißen Empfang bereiten konnten.

Einen Tag vor dem Weihnachtsabend hatten wir einen solchen Besuch. Vier von der Mannschaft standen zur Begrüßung bereit, als die Majestät kam. Hendriksen sandte ihr den ersten Salutschuß, der auch der letzte blieb. Petz fiel um und stand nicht wieder auf.

Es war unser zehnter Bär.

Fünftes Kapitel.

Weihnachts- und Neujahrsvergnügen.

Ich habe unsere Zeitung »Framsjaa« schon erwähnt. Es dürfte nun wol an der Zeit sein, daß meine Leser von diesem zweifellos nördlichsten aller Preßorgane etwas genauern Bescheid erhalten.

Im Spätherbst wurde abends einmal die Frage der Gründung einer eigenen Zeitung zur Beförderung der geistigen, socialen und politischen Interessen der Frambesatzung discutirt; ein motivirter Prospect darüber wurde vorgelegt und das nothwendige Aktienkapital zur Begründung des großen Unternehmens auf der Stelle gezeichnet. Unser Doktor Blessing wurde durch Acclamation zum Chefredacteur erwählt, während es uns andern neben ihm gestattet wurde, gleichzeitig in doppelter Eigenschaft aufzutreten, als ständige Mitarbeiter und als Abonnenten.

Die erste Nummer erschien am 10. December und begann mit folgendem »Leiter« aus der Feder der Redaction:

Indem die »Framsjaa« heute in ihrer ersten und hoffentlich nicht letzten Nummer erscheint, gestatten wir uns, das Blatt auf das beste zu empfehlen. Den Gegenständen, denen das Blatt seine Spalten erschließt, sind keine Grenzen gesetzt. In Versen und in Prosa kann man nach Lust und Vermögen alles zwischen Himmel und Erde behandeln und kritisiren. Das Blatt besitzt dreizehn Mitarbeiter, die hoffentlich alle zum Aufblühen der Zeitung beitragen. Die Zahl der Abonnenten beträgt dreizehn, und in dreizehn Exemplaren kann das Blatt auch immer erscheinen, wenn dreizehn Menschen es nur über sich vermögen, sich jeder eine Abschrift davon zu nehmen. Auch Illustrationen werden mit offenen Armen aufgenommen, sei es nun, daß sie von einem erklärenden Text begleitet sind, oder daß ihre Vorzüglichkeit einen solchen überflüssig macht. Es wird gebeten, jedem eingesandten Beitrage der Sicherheit halber einen Beutel voll Ausrufe- und Fragezeichen beizufügen, welche die Redaction dann nach bestem Wissen und Gewissen über die am meisten exponirten Punkte zu vertheilen versuchen wird. – Die Anonymität wird bei der Redaction ebensogut gewahrt werden wie in Sankt Peter's wohlverschlossenem Kasten. Das Blatt wird so oft erscheinen, als es sich bezahlt macht und als es kann.

Indem wir die übliche empfehlende Einführung schließen, sprechen wir die Hoffnung aus, daß alle nach Kräften dazu beitragen möchten, daß die »Framsjaa« unbegreiflich und unablässig wiedergeboren werde.

Hochachtungsvoll *Die Redaction.*

Dann folgt unter den Beiträgen zur ersten Nummer des Blattes folgendes Gedicht:

»Framsjaa« getauft du bist,
Blessing dein Redacteur ist.
Wir vertrauen auf Leute von Geist und Kraft:
Sonst kein Erfolg, keine Führerschaft.
Wir wünschen, du möchtest glücklich werden
Und prächtig gedeihen allhier auf Erden!

Das Sprichwort »Neue Besen kehren gut« bewahrheitete sich auch bei der »Framsjaa«. Die Zeitung wurde namentlich im Anfang mit riesigem allgemeinem Interesse aufgenommen. Es liefen reichlich Beiträge ein, und diese waren oft bei all ihrer Anspruchslosigkeit amüsant und inhaltsreich, wenn auch die meisten weder mit einem strengem kritischen Maßstabe gemessen werden durften, noch auch in dieser Absicht geschrieben waren.

Der Gesundheitszustand des Kindes mußte infolge dessen im ersten Lebensjahre für außerordentlich gut erklärt werden. Doch niemand darf sich länger strecken, als die Decke reicht, und dies war vielleicht unser Fehler. Wir verschleuderten gleich mit vollen Händen, was wir zu geben hatten. Aber unter Verhältnissen wie die unsern, wo das geistige Leben wenig oder gar keine Anregung von außen her erhalten konnte, war es ganz natürlich, daß wir auf diese Weise ziemlich bald unsern Stoff erschöpft haben mußten. Schon bevor Nansen und Johansen uns im Frühling 1895 verließen, war der junge Weltbürger deshalb an der Schwindsucht eines stillen, schmerzlosen Todes verblichen.

Doch war der Lebenslauf der »Framsjaa« auch nicht lang, so hat sie doch in dieser Zeit viel Gutes gewirkt. Sie verschaffte uns manchen heitern, angenehmen Augenblick, verjagte oft traurige, niedergedrückte Stimmungen und ließ uns gleichzeitig einen tiefern Einblick in unser Inneres thun, wodurch wir unter anderm auch lernten, wie wir uns am besten ineinander schicken konnten, eine Kenntniß, von der wir auf unserer Reise fernerhin oft Nutzen hatten.

In den auf die Geburt der »Framsjaa« folgenden Tagen hat uns auch etwas anderes, nicht minder Wichtiges in Anspruch genommen: Weihnachten stand vor der Thür.

Während wir in Gedanken unsere Lieben daheim im alten Norwegen alles zum Feste in Stand setzen sehen, während wir sie schauen, wie sie backen und braten, großes Reinemachen abhalten und sonst noch hundert Dinge zu bedenken haben, um, jedes nach seinem Vermögen, allem einen so festlichen Anstrich als nur möglich zu verleihen, darf man nicht glauben, daß wir an Bord der »Fram« nicht auch »Weihnachtsvorbereitungen« trafen.

Ja, und ob! Wir hielten großes Scheuerfest sowol auf dem Schiffe wie an uns selbst und machten im Salon und in den Kabinen rein. In der Küche ist gebacken und gebraten worden, Weihnachtsgebäck, Puddinge und Pastetchen, daß es im ganzen Schiffe nach Weihnachten geduftet hat. Und das Weihnachtsfest vor Augen, haben wir längere Zeit an unsern mittäglichen Bierrationen gespart, und dann haben wir auch unser Gehirn angestrengt, damit die Weihnachtsnummer der »Framsjaa« mit einem Inhalt, der sich sehen lassen kann, Staat machen darf.

Der Heilige Abend kam, mit ihm die anderthalbjährige Wiederkehr des Tages unserer Abfahrt von Christiania.

Diese beiden Dinge zogen unsere Gedanken mehr als je nach der Heimat hin, erweckten schmerzliches Sehnen und damit auch ein wenig Schwermuth, sodaß wir vom Morgen an ziemlich still umhergingen, kurze Fragen über das Allernothwendigste thaten und ebenso

einsilbige Antworten gaben. Aber im Laufe des Tages wurde die Stimmung lebhafter, und als nach einem wirklich guten Mittagessen die »Framsjaa« hervorgeholt und vom Redacteur laut vorgelesen wurde, fand sie in uns allen eine sehr gespannte, begeisterte Zuhörerschaft. Aus ihrem Inhalt erlaube ich mir hier einige Verse des Gedichtes »Weihnachten 1893« abzudrucken, denn ich glaube, daß dieses bei all seiner Einfachheit der an diesem Tage in uns allen herrschenden Stimmung am besten Ausdruck verleiht.

Weihnachten 1893.

Im Norden hoch in der Normannen Lande,
Da eilt gar oft vom Heimatsstrande
Ein Jüngling fort aus traurem Vaterhaus,
Denn in die Fremde zieht es ihn hinaus.
Millionen-Städt' in Süd und Nord
Sieht er von seines Schiffes Bord.
Auf andres fiel doch unser Sinn,
Uns zieht es nach dem Norden hin.
Nach unbekanntem Lande.

Doch nicht allein den, der zur Ferne eilt.
Laßt die Trennung seltsam erbeben.
Heiß klopft auch ein Herz, das daheim noch weilt
Und vermißt dich stündlich im Leben,
Und noch mehr als sonst, wenn Weihnacht naht.
Wenn Schnee bedeckt jeglichen Pfad,
Wenn jeder sein Heim auf das beste schmückt
Und manch lieber Gast das Haus beglückt. –
Vereint laßt nun unsere Wünsche erschallen:
Gesundheit und Glück unsern Lieben allen!
Geduld nur – am Pole harret unser das Glück,
Und der nächste Frühling führt uns zurück!

Um 7 Uhr abends wurde mit der Schiffsglocke das Fest eingeläutet. Es klang hier in der Einsamkeit des Polareises seltsam feierlich, beinahe wie ein aus der Ferne herübertönendes Echo aller der Hunderte von Glocken, die gerade jetzt daheim landaus landein in Haus und Hütte das Weihnachtsfest verkünden.

Wir waren in die rechte Weihnachtsstimmung gekommen, und sie verflüchtigte sich auch durchaus nicht, hob sich vielmehr noch, als nach dem sehr gemüthlichen Abendessen zwei Kisten mit Geschenken hereingebracht wurden, die Scott-Hansen's jetzige Frau, dazumal noch Fräulein Anna Fougner, und seine Mutter bei der Abreise der »Fram« mitgeschickt hatten. Jeder von uns erhielt eine oder mehrere Gaben, die unter großer Heiterkeit und Freude ausgetheilt und mit einer Dankbarkeit in Empfang genommen wurden, wie sie nicht größer sein konnte.

Aber es war auch wirklich zu hübsch von den beiden Damen, schon so lange im voraus daran zu

denken, daß auch für uns ein Weihnachtsfest kommen würde, und so viel zu thun, um es für uns zu einem fröhlichen zu machen. Wir fühlten uns dadurch auf einmal der Heimat nähergerückt. Keiner von uns wird ihnen dies je vergessen.

Der Rest des Abends verging mit Gesprächen über dies und jenes, hauptsächlich jedoch über unsere Lieben zu Hause. Wir wurden auch mit Weihnachtssüßigkeiten tractirt; jeder erhielt einen Teller voll Rosinen, Feigen, Krachmandeln, Marzipan und Cakes. Und schließlich bekamen wir an diesem Abend das erste »echte« Glas Grog seit unserer Abreise von Norwegen; wir konnten sogar wählen, ob wir Whisky oder Cognak wollten. Das Einzige, was uns die Gemüthlichkeit ein bisschen »verdunkelte«, war, daß wir infolge der Windstille auf das elektrische Licht verzichteten und uns mit Lampenlicht begnügen mußten. Es war aber trotzdem urgemüthlich, als wir an unserm warmen Grog nippten und unsere Pfeifen rauchten, und erst zwischen 3 und 4 Uhr morgens trennten wir uns.

Eine Episode von unserm ersten Heiligen Abend, die ebenso scherzhaft war, wie sie andererseits einen seltsamen Eindruck auf uns machte, muß ich noch erwähnen.

Wir waren gerade im Begriff, uns zum Abendessen niederzusetzen, alle in unsere Polartracht gekleidet, da trat durch die Salonthür ein richtiger Elegant aus der Karl-Johann-Promenade in seinem Winteranzuge ein, behandschuht, einen glänzend schwarzen Cylinder auf dem Kopfe und ein Spazierstöckchen unter dem Arme.

»Guten Tag, meine Herren«, sagte er, »ich bringe Ihnen allen Weihnachtsgrüße von zu Hause, von allen Bekannten und Lieben. Es geht ihnen allen gut, aber sie sehnen sich unbeschreiblich nach Ihnen und zählen die Tage, bis sie Sie wieder in die Arme schließen können.«

Es war Scott-Hansen, der uns diese kleine improvisirte Komödie vorspielte. Er trat die ganze Zeit über als Besuch auf, und wir forderten ihn unsererseits nach guter alter norwegischer Sitte auf, sich zu uns zu setzen, mit dem, was das Haus zu bieten vermöchte, vorlieb zu nehmen und sich ganz als unsern Gast zu betrachten.

Am Morgen darauf, am ersten Feiertage, standen wir erst gegen 10 Uhr auf und machten, sieben Mann hoch, nach dem Frühstück einen tüchtigen vierstündigen Spaziergang auf den Eisfeldern. Das Wetter war schön und still bei 38° Kälte. Gegen 3 Uhr kehrten wir mit ungeheuerm Appetit zum Mittagessen zurück, das aus Ochsenchwanzsuppe, Fischpudding mit Kartoffeln und geschmolzener Butter, Renthierbraten, Moltebeeren mit Sahne und Ringnes-Bockbier bestand.

Ich halte mich deshalb bei diesem Mittagessen besonders auf, weil in der Mitte des Tisches ein prachtvoller Baumkuchen Prangte, von dessen Spitze die norwegischen Farben wehten und der, wie aus dem unten angeführten Begleitschreiben hervorgeht, ein Geschenk des Bäckers Hansen in Christiania war. Ich hoffe, der geehrte Spender wird nichts dagegen haben, wenn ich sein Schreiben hier anführe. Es lautete:

Hochverehrter Herr Dr. Nansen und muthige Genossen auf der Fahrt!

Empfangen Sie diese Kleinigkeiten, die Sie daran erinnern sollen, daß es daheim in allen Schichten der Gesellschaft Leute gibt, die Ihrer gedenken und Ihnen von Herzen fröhliche Weihnachten, ein gutes neues Jahr und Glück und Erfolg auf Ihrer kühnen Fahrt wünschen.

Mit dem Wunsche, daß Gott Sie ans Ziel und wohlbehalten wieder nach Hause führen möge, zeichne ich mit aller Hochachtung vor unsern muthigen Männern

Ihr ergebener Schiffsbäcker

H. Hansen.

Ich brauche wol nicht zu versichern, daß diese herzlichen Worte einen tiefen Eindruck auf uns machten, und wol ebenso wenig, daß wir dem Kuchen volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die übrigen Festtage und den Rest des alten Jahres über hatten auch wir »Weihnachtsferien«. Da wurde außer dem Allernothwendigsten keine Arbeit vorgenommen, sondern wir vertrieben uns die Zeit mit Lesen – wir hatten ja eine gute Bibliothek –, mit ein wenig Karten- und Dominospiel und mit allerlei Vergnügungen im Freien, namentlich damit, mit Pfeilen nach einer Scheibe zu schießen.

Dann kam der Sylvesterabend 1893, und wir nahmen von dem alten Jahre Abschied.

Die »Framsjaa« zeugte natürlich von außergewöhnlicher dichterischer Begeisterung.

In Anbetracht der recht guten Resultate, auf die die Expedition nach dem letzten halben Jahre zurückblicken konnte, hatten wir doppelt Grund, den Tag zu feiern. Beim Mittagessen hielt Nansen eine Rede, gab uns einen Ueberblick über die bisher erreichten Resultate und sprach den Wunsch aus, daß das kommende Jahr uns verhältnißmäßig ebenso günstig sein möchte, ein Wunsch, in den wir alle von Herzen einstimmten, indem wir mit unserm Führer ein Glas auf unser liebes Norwegen leerten.

Beim Jahreswechsel um 12 Uhr sang ich »Des alten Jahres Abschied« von Tutti Frutti. Scott-Hansen trat als sterbender Greis verkleidet auf und schwankte mit unsichern Schritten aus der Thür, um gleich darauf als »Neues Jahr« in Jünglingsgestalt wiederzukommen. Auch an diesem Abend blieben wir wieder bis gegen 4 Uhr morgens beisammen und vertrieben uns die Zeit mit Gesang, Deklamation und muntern Gesprächen. –

So, wie ich es in diesem und im vorhergehenden Kapitel zu schildern versucht habe, verlief im ersten Winter unser Leben an Bord der »Fram«. Wie mangelhaft meine Beschreibung auch sein mag, hoffe ich doch, daß sie ein einigermaßen anschauliches Bild von unserm Leben und Treiben gibt, im Ernste wie im Scherze, mit seinen Sorgen wie mit seinen Lichtseiten.

Ich will diese Schilderung mit einigen Bruchstücken aus einem in der dritten Nummer der »Framsjaa« enthaltenen spaßhaften fingirten »Interview« abschließen, in dem wir fast alle miteinander in harmlos scherzhafter Weise kleine Seitenhiebe abbekommen. Das Interview gibt die Schilderung der Eindrücke eines russischen Vicegouverneurs, der an Bord gewesen ist und nun dem Redacteur der »Framsjaa« über den Besuch berichtet.

An den Redacteur der »Framsjaa«.

Kotelnyj, 2. Januar 1894.

Der Verabredung gemäß sende ich Ihnen hiermit einige Aufzeichnungen über die Eindrücke, die ich gelegentlich meines in voriger Woche an Bord der »Fram« stattgefundenen Besuchs gewonnen habe.

Mit gespannter Neugierde stieg ich die steile Kajütentreppe hinab, um die Personen, die ich bisher nur auf dem Papiere gesehen hatte, von Angesicht zu Angesicht zu erblicken.

Zuerst gelangte ich in die »Jochgasse«.⁴ Dort saß ein Mann mit langem schwarzem Bart und schnitzelte mit einem ungeheuer großen Messer an ein paar Holzleisten. Ich erkannte in ihm nach der Photographie Steuermann J(acobsen); aber meine Verwunderung war groß, als er sich als Eisenhändler, Leistenfabrikant und »Wasserelektrotechniker« vorstellte. Er hielt mir einen Vortrag darüber, wie schlimm es bei all der Feuchtigkeit in der Kabine sei. »Hier muß alles

Mögliche geschehen«, sagte er, »damit wir nicht im Wasser umkommen. Wie Sie sehen, habe ich meine Koje und die der andern jetzt durch verschiedene Vorkehrungen geschützt, aber hier ist doch noch täglich neue Verschalung und Auftrocknung nöthig. Meine elektrische Wasserleitung ist noch nicht ganz so, wie sie sein sollte.«

Hier wurde er durch den Eintritt einer andern Person unterbrochen. Es war ein untersetzter, kräftig gebauter Bursche, dessen Photographie ich jedoch nicht in der Zeitung gesehen hatte; er mußte also der Dreizehnte sein.⁵ Er trug einen Bart à la Napoleon III., weil er, wie ich später hörte, ein leidenschaftlicher Bewunderer dieses Kaisers war.

»Ja, sehen Sie, mit der Wasserleitung ist es noch so so«, sagte er, »sie muß erst noch mit Schmirgelpapier abgerieben werden.«⁶

Ich blickte vom einen zum andern. Beide waren ernst; dies mußte also etwas sein, wovon ich nichts verstand. Ich schlug daher ein anderes Thema an.

In beiden Oberkojen lag je einer und schlief. Der Kleinste lag in der längsten Koje. Ich erlaubte mir zu fragen, weshalb gerade er, der doch so klein sei, in dem größten Bette liege. »Ja, das will ich Ihnen sagen«, antwortete der Dreizehnte; »er hält sich selbst für so lang, müssen Sie wissen.«⁷

Dies schien mir eine wunderliche Rede, und ich wechselte wieder das Thema. Indem ich auf das große Messer deutete, mit dem der Leistenfabrikant arbeitete, sagte ich: »Das ist wirklich ein prachtvolles Messer.«

»O ja!« erwiderte der andere, »es ist das Taschenmesser unsers Bübleins.⁸ Er bekam es, weil er in die Räuberhöhle⁹ gegangen ist. Aber da haben wir ja das Büblein selbst«, fügte er hinzu, indem er auf eine kolossale Gestalt deutete, die die Thüröffnung verfinsterte »Sage dem fremden Herrn schön guten Tag«, sagte er dann, »und zeige, daß du in der Räuberhöhle etwas gelernt hast.«

»Ist dies denn nicht der Harpunierer P(eder Hendriken)?« fragte ich.

»Nein, dies hier ist unser Büblein«, antwortete er.

Nun schien es mir wirklich, daß ich von dieser Kabine genug haben könnte; ich sagte also Adieu und zog mich zurück.

An der Thür neben der »Jochgasse« stand auf rothem Schilde mit schwarzen Buchstaben »Räuberhöhle«. Das also war die Räuberhöhle. Ich wagte nicht hineinzugehen; ich hatte ja das Spielzeug gesehen, mit dem die unschuldigen Kleinen dort spielten, und das war mir übergenug.

Ich ging daher nach der andern Seite hinüber. Dort erblickte ich in einem Schlafsacke eine Gestalt mit schwarzem Barte, offenen Augen und Renthierhaaren in Bart und Haar.¹⁰ Diese bat mich, Platz zu nehmen. Ich sah jedoch nirgends einen Stuhl und setzte mich also auf die andere Koje. »Au, zum Teufel auch!« schrie eine Stimme, und ich fühlte, daß ich auf einem Paar Beinen saß.

»Wer ist dies?« fragte ich.

»O, ich muß wol vorstellen?«, sagte der andere, »das da ist L(ars Petterson), der zweite Maschinist.«

»Aber wie kommt es, daß man sowol hier wie dort am helllichten Tage im Bette liegt?« fragte ich.

»Es ist hier an Bord ja nicht möglich zu schlafen«, sagte er. »Länger als 14 Stunden können wir

nie schlafen. Und ist das wol für erwachsene Menschen genug Schlaf?« »Und dann sind sie hier an Bord alle so entsetzlich auf das Kartenspiel versessen«, fügte er hinzu. »Karten sind das Scheußlichste, was mir vor Augen kommen kann; sie sind das Spielzeug des Satans. Könnte ich nur alle Kartenspiele in meine Gewalt bekommen, ich würde sie ordentlich mit Schwarzöl¹¹ tränken und damit heizen.«

Ich begriff auch hiervon kein Wort und zog mich zurück, um über all das Merkwürdige, was ich gesehen und gehört hatte, nachzudenken. Meine Zeit ist knapp, Herr Redacteur, deshalb muß ich meinen Bericht für diesmal schließen. Ich soll den Mann, der zu Weihnachten Lieutenant H(ansen) hierher brachte, gar vielmals von der hübschen Anna Feodorowna¹² grüßen. Er scheint großen Eindruck auf das schöne Mädchen gemacht zu haben. Sie ist seit kurzem so traurig geworden.

Mit den ergebensten Grüßen an alle Framleute

Ihr

Iwan Skobeleff, Vicegouverneur auf Kotelnyj.

Den ganzen Januar hindurch hatten wir stilles, aber kaltes Wetter. Am 29. sank die Temperatur bis auf -48,7 °C. Da mußten wir die Waffen strecken und – den Ofen heizen; mit den Lampen und dem Primus-Apparat allein ging es nicht mehr. Alles Flüssige, sogar das Quecksilber, gefror.

Am schlimmsten war es mit dem Wasser. Wir hatten schon seit langem kein anderes als das, welches wir durch Eisschmelzen gewannen. Doch hierzu bedurften wir des Süßwassereises, welches bei dieser ewigen Finsterniß nicht so leicht zu finden war.

Am 27. hatten wir eine heftige Eispressung gehabt. Wir befanden uns da auf 79° 50' nördlicher Breite. Am 2. Februar waren wir auf 80° 10' nördlicher Breite, hatten also den 80. Grad schon überschritten. Dies war für uns eine große Begebenheit, und sie wurde denn auch mit einem Diner und Kaffee und Kuchen am Nachmittage gefeiert.

Die ärgste Finsterniß neigte sich für diesmal ihrem Ende zu. Man konnte nun schon jeden Tag am Horizonte die Morgendämmerung gewahren, mit der der Tag uns ein »Habt nur Geduld, ich komme bald« zuwinkte.

Um diese Zeit begann Nansen, der im Laufe des Winters außer der Theilnahme an der gemeinschaftlichen Arbeit an Bord und neben seinen wissenschaftlichen Studien eifrig das Photographiren mit Magnesiumlicht betrieben hatte, die Hunde zum Ziehen anzulernen. (Das Nähen der Zuggeschirre für die Hunde war auch eine der Arbeiten, die uns im Laufe des Winters in Anspruch genommen hatten.) Mit einem Gespann von acht Hunden fuhr er von nun an täglich eine Strecke; es ging auch im ganzen genommen außerordentlich gut.

Die starke Kälte hielt noch immer an. Am schwersten waren die Füße dagegen zu schützen. Doch auch gegen diese Unannehmlichkeit wußten wir Rath zu finden. Wir machten uns alle daran, uns Schuhzeug mit Holzsohlen zu verfertigen, und es zeigte sich bald, daß diese Fußbekleidung die Kälte außerordentlich gut abhielt. Da wir keine passenden Lederstücke für das Oberleder besaßen, nahmen wir dazu die beste Sorte Segeltuch und machten das neue Schuhzeug so weit, daß wir die Füße darin außerdem noch sehr warm einhüllen konnten.

Fragt man, wer uns diese Art Handwerk gelehrt hatte, so antworte ich: niemand! An Bord der »Fram« galt mehr als sonst wo das Sprichwort »Noth macht erfinderisch«. Wer irgendetwas nöthig zu haben glaubte, mußte es sich, so gut er konnte, selbst verfertigen. Es nutzte nichts, hier- oder dorthin zu gehen und zu verlangen, daß einem dies und jenes gemacht würde. Prosit!

»Mach's dir selbst!« wäre auf jeden Fall die Antwort gewesen. Und so machte man es denn selbst.

So ging es auch mit den Holzschuhen. Es war wol keiner unter uns, der von früher her in dieser Arbeit eine Spur von Uebung hatte, aber wir wurden doch damit fertig.

Ein höchst merkwürdiges Paar der neuen Fußbekleidung legte sich bei dieser Gelegenheit unser Freund Amundsen bei. Sie hätten wirklich verdient, auf eine Ausstellung geschickt zu werden. Mit Rücksicht darauf, daß seine Beschäftigung ihn hauptsächlich an den Maschinenraum fesselte, wo der Kessel seit einer Ewigkeit nicht geheizt worden war und wo eine milde Temperatur von -20° herrschte, machte er die neue Fußbekleidung nicht nur ganz außergewöhnlich groß, um sie recht gut »füttern« zu können, sondern nahm auch dreizöllige Sohlen, während unsere anderthalb Zoll dick waren, und während unsere Schäfte bis an die Waden gingen, reichten ihm seine bis an die Hüften.

Anfangs konnte er mit diesen »Gamaschen« kaum vom Fleck kommen, aber Uebung macht den Meister. Eines Tages hörten wir etwas über das Deck hinmarschiren. Es klang, als sei der Donnergott Thor in eigener Person auf einer Fußwanderung begriffen. Doch als wir genauer nachsahen, war es niemand anders als unser geliebter Maschinist mit seinen neuen Ballschuhen. Obgleich er die Sohlen unterwärts mit Leder beschlagen hatte, dröhnte es dennoch auf dem Verdeck wie ein Lastwagen mit Vorspann auf holperigem Steinpflaster. Wir waren oft über seine Erfindung verdrießlich, wenn sie unsere Nachtruhe störte, aber wir hatten auch manchen Spaß daran und sagten ihm, er solle sich doch auf diese neue Pflasterramme ein Patent nehmen, da sie als solche gewiß vorzügliche Dienste leisten würde, und dergleichen mehr. Wir hüteten uns aber wohl davor, mit seinen Schuhen in Collision zu kommen, denn Gott gnade den Hühneraugen, die ihnen in den Weg kamen, sie mußten wahrhaft schwer dafür büßen.

Am 16. Februar erblickten wir zum ersten mal seit dem 26. October eine Spiegelung der Sonne am Horizont, und am 20., meinem Hochzeitstage – weshalb ich mir als alter Seemann erlaubte, es als eine gute Vorbedeutung anzusehen –, zeigte sich die Sonne selbst zum ersten mal über dem Horizont. Sie wurde mit einem großen Schützenfeste auf dem Eise, Pfeilschießen zur Ehre des Tages, Extraspeisen und -Getränken und den fröhlichsten Hoffnungen in Betreff des kommenden Frühlings und Sommers willkommen geheißen.

»Jochgasse« war der Name der gemeinsamen Kabine an Backbord. Der Dreizehnte: Bentsen. Eine Anspielung darauf, daß Jacobsen alles ganz außerordentlich sorgfältig ausführte. Ein kleiner Hieb auf mich, weil mich die Natur nun einmal nicht größer gemacht hat, als ich bin. Das Büblein: Hendriksen's Spitzname aus ganz entgegengesetzten Gründen; er maß nämlich vom Scheitel bis zur Zehe gut 1,80 Meter. »Die Räuberhöhle« wurde Dr. Blessing's mit allen möglichen medicinischen und chirurgischen Bestecken angefüllte Kabine genannt. Amundsen. Schwarzöl war Theeröl oder nichtraffinirtes Petroleum, das unter anderm versuchsweise auch zum Heizen der Maschine benutzt wurde. Fräulein Anna Fougner, Scott-Hansen's Braut.

Sechstes Kapitel

Der erste Sommer im Eise

Das verhältnißmäßig milde Wetter, das uns die Sonne bei ihrer Wiederkehr mitgebracht hatte und das nach unserer Meinung beinahe den Charakter eines Frühlingstages, allerdings waren es -13°, zeigte, war nicht von langer Dauer.

Schon am 4. März bekamen wir nördlichen Wind, ein entsetzliches Schneegestöber und eine Kälte, die das Thermometer bis auf -44° fallen ließ. Die Stimmung an Bord war deshalb auch nicht sehr aufgeräumt, um so weniger, als »Lina«, unser Orakel, uns ebenfalls untreu zu werden schien. Sie sagte uns nämlich, daß wir mit dem Winde trieben, und dieser war Gegenwind.

Wir machten in dieser Zeit theils der Zerstreung, theils der Bewegung halber weite Touren, aber stets zu Zweien oder Mehrern, nie allein. Man konnte ja, ehe man sich dessen versah, auf einen Eisbären stoßen, und ein unter Umständen noch gefährlicherer Feind waren die Eispressungen. Dort, wo anfänglich ein guter Weg war, gähnte vielleicht, wenn man zurückkehrte, eine offene Rinne.

Es passirte mir dies zweimal. Das eine mal kam ich verhältnißmäßig leicht hinüber, aber das andere mal sah es für mich schlimmer aus. Blessing und ich hatten miteinander einen Ausflug auf Schneeschuhen gemacht, und als wir wieder nach Hause zurückwollten, standen wir plötzlich vor einer breiten Oeffnung im Eise, die gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Wir liefen eine weite Strecke daran entlang, aber kein Uebergang war zu finden. Zuletzt mußten wir uns dadurch helfen, daß wir uns aus Eisschollen eine Art Brücke bauten. Und mehr als eine »Art« Brücke war es auch nicht, denn Blessing fiel zweimal zwischen den Eisschollen ins Wasser. Das eine mal zog ich ihn wieder heraus, das andere mal kam er ohne meine Hülfe aufs Trockene.

Der unserer guten Laune arg zusetzende Gegenwind hielt bis zum 20. März an. Als er dann zu unserer Freude aufhörte, zeigte es sich, daß wir glücklicherweise nicht so weit zurückgetrieben waren, als wir gefürchtet hatten. Am Charfreitag, 23., ließ sich nämlich eine ordentliche Ortsbestimmung machen, welche ergab, daß wir uns jetzt auf 80° nördlicher Breite befanden. Daraufhin fiel uns gleich ein Stein vom Herzen, besonders da wir das ganze Osterfest hindurch andauernd südlichen Wind in Verbindung mit herrlichstem Sonnenschein hatten.

Um auch zu uns in den Salon ein wenig Sonnenschein hineinzulassen, mußten wir wieder mit den Hundehütten umziehen, da sie das Eindringen der Sonne durch das Oberlicht unmöglich machten. Sie wurden niedergerissen und wieder auf das Vorderdeck gebracht, und nun konnten wir während der Osterfeiertage bei hellem Tageslicht und Sonnenschein zu Mittag essen.

Gerade zu dieser Zeit gelang es mir, eine für mich und meine Hauptarbeit an Bord wichtige Reform durchzuführen.

Die Aufsicht über die Beleuchtungsanlage war ja, genau genommen, nicht schwer, aber doch so complicirt, daß sie die ganze Zeit eines Mannes in Anspruch nahm, wenn sie ordentlich gehandhabt werden sollte. Es war mir lange nicht möglich, hierfür bei den andern Verständniß zu finden, nicht einmal bei Nansen und Sverdrup, und mehr als einmal wurde ich von meiner Beschäftigung mit der Beleuchtungsanlage gerade dann, wenn sie am dringendsten war, abgerufen, um hier- und dorthin zu andern, weit weniger wichtigen Dingen kommandirt zu werden.

Ich wurde dessen müde und machte Vorstellungen, die jedoch zu nichts führten. »Gut«, dachte ich, » *as you like it!*« (Wie ihr wollt!), bis eines schönen Tags die Windmühle in Stücke sprang. Da wurde sofort ein anderer Ton angeschlagen, und nach einer Conferenz mit Sverdrup wurde bestimmt, daß ich vor allen Dingen die Beleuchtungsanlage zu versorgen hätte, dies nach eigenem Gutdünken thun sollte und darauf so viel Zeit verwenden könnte, als ich für nöthig erachtete.

Diese Entscheidung war kein kleiner Sieg für mich, und es ließ sich auch nicht verhehlen, daß sie bei dem einen oder andern Verstimmung hervorrief. Wir Menschen sind einmal nicht anders.

Tagtäglich freuten wir uns darüber, daß die Sonne ihre Besuche bei uns, die anfangs einer kurzen französischen Visite glichen, immer mehr verlängerte, bis wir endlich am 15. April die Mitternachtssonne über unserm Kopfe stehen sahen. Die Drift ging ebenfalls recht nett vorwärts; wir hätten sie uns natürlich noch schneller gewünscht, aber in dem alten Kinderliede heißt es ja:

Zufrieden sei mit dem, was dir gegeben,
Und Gott dafür zu danken, sei dein Streben!

und danach versuchten wir uns zu richten.

Nansen maß die Temperatur des Wassers in den verschiedenen Tiefen und untersuchte gleichzeitig die Strömung, die in der Tiefe oft eine ganz andere Richtung als an der Oberfläche hatte. Mit dem Salzgehalte verhielt es sich ebenso. Wir lotheten mehrmals vergebens, bis wir am 1. Mai in einer Tiefe von 4000 Meter Grund fanden. Durch diese Lothungen hat Nansen die von frühern Polarforschern aufgestellte Theorie eines seichten Polarbeckens vollständig umgestoßen und damit der Wissenschaft auf diesem Gebiete einen unschätzbaren Dienst geleistet.

Wir hatten in dieser Zeit den ganzen Tag prachtvolles, sonniges Wetter bei einer Temperatur von -12 bis -20°, und dieser beständige Sonnenschein übte auch sichtlich und fühlbar seine Wirkung auf das Eis um uns herum und auch an Bord aus, wo wir das Deck von Eis und Schnee reinigten und uns wieder ein trockenes gemächliches Heim herrichteten.

Wenn keine eilige Schiffsarbeit vorlag, machten wir jetzt eifrig Schneeschuhtouren und beschäftigten uns mit dem Einfahren der Hunde. Einige von uns hatten noch nie Schneeschuhe an den Füßen gehabt, aber infolge der täglichen Uebung konnten wir bald alle miteinander Ausflüge machen.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Ausflüge auf Schneeschuhen so ganz einfach waren. Viele werden vielleicht auch fragen, wie man überhaupt darauf verfallen konnte, auf ebenem Eise Schneeschuh zu laufen. Jedenfalls sind doch mit diesem »Sport« keine Schwierigkeiten verknüpft, werden sie sagen.

Mit dem Polareise verhält es sich jedoch nicht so wie mit dem Eise der Seen und Fjorde bei uns

daheim, das glatt und eben auf dem Wasser liegt. Hier oben haben die Eispressungen es mit ihren Riesenfäusten gewunden, gekrümmt und gebogen, sodaß es sich in steilen Abdachungen und jäh haushohen Abhängen erhebt oder wellenförmige, oft viele Meter tiefe grubenartige Einsenkungen bildet. Manchmal gehörten ein geübtes Auge und ein sicherer Fuß dazu, um diesen Abgründen, die sich oft ganz unerwartet gähnend vor uns öffneten, in der Eile noch zu entgehen. Denn man konnte sich bei dem blendenden Sonnenschein beinahe ebenso schwer vor ihnen in Acht nehmen wie im nächtlichen Dunkel. Und manch gutes Schneeschuhpaar, selbst an den Füßen eines geübten Läufers, brach dabei in Stücke, wenn es das Unglück so wollte.

Unsere Beobachtung vom 4. Mai zeigte, daß wir uns nun auf 80° 45' nördlicher Breite befanden. Das ganze Resultat unserer Drift seit dem 1. October des vorigen Jahres betrug noch nicht 1 ½ Grad, und es bleiben uns noch 9 ¼ Grade bis zum Pole. In Anbetracht der darüber hingegangenen Zeit war das Resultat nicht ermuthigend, und es rückte die Aussichten für die Zukunft sowohl bezüglich unsers Anlaufens der Station »Nordpol«, als auch unserer Heimkehr noch weiter ins Blaue hinaus, als sie bisher in unsern Gedanken gewesen waren. Allerdings waren wir so ausgerüstet, daß wir nach der Berechnung fünf Jahre lang aushalten konnten, aber wir fanden es doch für alle Fälle am gerathensten, auf verschiedenen Gebieten größere Sparsamkeit einzuführen.

Eins dieser Gebiete war der Verbrauch der – Zündhölzer, eines Artikels, bei dem daheim gewiß in keinem Hause irgendwie ans Sparen gedacht wird. Doch ebenso werthlos wie ein Tausendmarkschein für unsere Verhältnisse gewesen wäre, ebenso werthvoll war für uns jedes einzelne Zündholz. Ging uns diese Waare aus, so konnte das ein gefährlicher Verlust werden. Allerdings waren wir reichlich damit versehen, aber bei der Aussicht auf einen mehrjährigen Aufenthalt im Eise war es jedenfalls das Klügste, Sparsamkeit walten zu lassen.

Diese führten wir auch gründlich durch. Meine Leser können es mir glauben, an Bord der »Fram« wurden täglich bis zu 50 und mehr Pfeifen Taback mit – einem einzigen Zündholz angesteckt! Uebrigens durchaus nicht mittelst Hexerei, sondern mit Hülfe von Fidibussen, die wir zu Hunderten aus Packpapier machten, in den verschiedenen Räumen deponirten und über der Lampe anzündeten.

Am 13. Mai war der erste Pfingstfeiertag, der erste, den wir in dieser Region erlebten. Wir dachten daran, wie daheim jetzt alles grünt und blüht; an das fröhliche Gezwitscher der Vögel, an den Kukur, der vom Waldrande her ruft, an die Lerche, die hoch über den Feldern schwebt und trillert, daß es durch die Lüfte schallt, an die Hummeln und die Waldbienen, die summend von Blume zu Blume fliegen. Und wir dachten an all die fröhlichen, sonntäglich gekleideten Scharen, die in muntern Gruppen nach allen Richtungen hinziehen, um sich mit den wohlbekannten Speisekörben unter den Bäumen niederzulassen.

Doch um uns herum dehnte sich das ewige Eis und die Einsamkeit der Unendlichkeit. Und nur ein einziger Vogel, eine Möve von einer andern Art als den uns aus der Heimat bekannten, die an jenem Tage an uns vorüber flog, war unser Frühlingsbote.

Am Tage darauf, dem zweiten Pfingsttage, kam aus Nordosten ein Schneesturm, der mit unverminderter Kraft drei volle Tage anhielt. Es war fast unmöglich, sich auf Deck aufrecht zu halten; die Geschwindigkeit des Windes betrug 12 Meter in der Secunde. Von allen Stürmen, die wir bisher gehabt hatten, war es der heftigste. Was uns dabei am meisten bekümmerte, als er sich gar nicht legen zu wollen schien, war die Furcht, daß er am Ende unser ganzes großes Programm für den vor der Thür stehenden 17. Mai stören könnte, nachdem wir es mit so vieler Mühe zur würdigen Feier unsers Freiheitstages ausgearbeitet hatten.

Am Vorabend sah es noch ziemlich hoffnungslos aus, aber es ging doch besser, als wir erwartet hatten.

Am Morgen des 17. Mai weckte uns Nansen mit Harmoniumspiel. Im Handumdrehen waren wir oben auf Deck und schauten nach dem Wetter aus. Es war allerdings nicht gerade »wie bestellt«, aber doch auch nicht direct schlecht, weshalb beschlossen wurde, die vorher bestimmte Procession in Scene zu setzen.

Wir schmückten uns alle mit wirklich hübschen Brustschleifen in den norwegischen Farben, wozu rother Flanell, weißes Baumwollenband und blaues Papier verwendet wurden. Zur Ehre des Tages war ein prachtvolles, echt norwegisches Banner hergestellt worden. Es zeigte auf rothem Flanellgrund den Wiking Magnus Barfuß (Barfod), wie er den Speer seines Feindes ergreift und über dem Knie zerbricht, und trug darüber die Inschrift: »17. Mai 1894«. An den Seiten stand: »Vorwärts, vorwärts, ihr Norweger. Euere eigene Flagge in euerm eigenen Lande«, und darunter: »Was wir thun, thun wir für Norwegen.«

Mit diesem Banner eröffneten Amundsen und ich den Zug. Blessing hatte sich eine Fahne dadurch hergestellt, daß er ein wollenes Hemd auf eine Stange gehängt und die Aermel auf ein Querholz gezogen hatte. Er hatte die Buchstaben N. A. darauf gezeichnet, die »Normal-Arbeitstag« bedeuten sollten. Scott-Hansen demonstrierte zu Gunsten des »Allgemeinen Stimmrechts«. Sverdrup trug die Standarte der »Fram« mit dem Namen »Fram« in weißen Buchstaben auf rothem Grunde, und Nansen selbst schwang hoch in der Hand die an einem Speere befestigte »reine Flagge«.¹³ Hendriksen nahm seine Harpune mit der Schleppeleine auf die Schulter, Jacobsen trug eine Flinte, Mogstad kam auf einem mit zwei Hunden bespannten Schlitten, und Johansen repräsentierte das Musikcorps und marschierte mit seiner Ziehharmonika vor der Procession her.

Nach einigen von Nansen gesprochenen Worten und einem neunfachen Hurrah setzte sich der Zug unter den Klängen des Liedes »Ja, wir lieben dieses Land« in Bewegung. Erst ging es um das Schiff herum und dann nach einem großen Eishügel, der den Festungsplatz in Christiania vorstellen sollte. Mit der reinen Flagge in der Hand erklimmte Nansen die Spitze des Eishügels und hielt von dort herab eine schöne Rede über die Bedeutung des Tages, worauf die Procession wieder mit einem neunfachen Hurrah antwortete. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und ging nochmals um das Schiff herum. Dort hielt Nansen von der Kommandobrücke herab noch eine Rede, in der er namentlich bei dem Gedanken an die Heimat und unsere Lieben daheim verweilte. Von neuem erscholl ein neunfaches Hurrah, und ein Salut von sechs Schüssen donnerte von der Back in die Einöde hinaus. Es klang sehr feierlich und machte einen tiefen Eindruck auf uns.

Damit löste sich die Procession auf, und wir begaben uns zum Festessen an Bord. Die Fahnen wurden im Salon aufgepflanzt, der außerdem noch mit Wimpeln geschmückt war, und unter den Klängen des Harmoniums nahmen wir an der reichbesetzten Tafel Platz. Den Rest des Tages verbrachten wir bis spät abends mit Reden, Gesang und gemüthlichem Plaudern über unser Vaterland und unsere Lieben in der Heimat. Einige andere »Nummern« des Programms, so das Preisschießen auf dem Eise, mußten in Anbetracht des ungünstigen Wetters gestrichen werden.

Später wurde das »Magnus-Barfuß-Banner« zu unserm eigenen erhoben, indem es fernerhin keine festliche Gelegenheit gab, bei der es nicht auf dem ersten Platze aufgepflanzt worden wäre. Wir liebten unser Banner so sehr und hielten es so hoch in Ehren, daß es sogar an einer besondern Stelle aufbewahrt wurde, damit wir es gleich mitnehmen könnten, wenn wir einmal gezwungen sein würden, das Schiff Hals über Kopf zu verlassen.

Nachdem der Himmel uns längere Zeit ein verdrießliches Gesicht gezeigt hatte, sahen wir am 1. Juni die Sonne wieder, und gleichzeitig ergab eine astronomische Ortsbestimmung, daß wir uns nun auf 81° 1' nördlicher Breite befanden. Dadurch wurde »Lina's« Ausspruch, daß wir den rechten Weg trieben, bestätigt, woran einige Mißmuthige schon laut zu zweifeln begonnen hatten. Sie thaten »Lina« sehr demüthig Abbitte und erlaubten sich nie wieder, die Richtigkeit ihrer Aussagen in Zweifel zu ziehen. Das Wetter besserte sich immer mehr. Um uns herum begannen Schnee und Eis zu schmelzen, und wir hatten jetzt außerordentlich viel mit dem Fortschaffen dieser beschwerlichen Gäste sowol auf wie unter Deck zu thun. Draußen auf dem Eise bildeten sich so große Seen, daß wir nun nicht mehr nach Wasser zu suchen brauchten.

Dagegen waren die gewohnten Schneeschuhausflüge jetzt mit allerlei Schwierigkeiten verbunden. Der Schnee wurde so feucht, daß die Schneeschuhe kaum noch darauf gleiten konnten, und an vielen Stellen war der Uebergang und das Vorbeikommen mit Lebensgefahr verbunden.

Ja, der Sommer war – für unsere Verhältnisse natürlich – wirklich gekommen. Wir hatten es sogar bis auf +4° gebracht! Die »dumpfe Stubenluft« an Bord der »Fram« behagte uns nicht mehr. Wir fingen an, eine heftige Sehnsucht nach frischer Luft und den Drang nach einem bewegtern Leben zu verspüren. Und da alle Touren auf Schneeschuhen sich schließlich von selbst verboten, so machten wir uns, können meine Leser wol errathen, woran? ans – Ballschlagen auf dem Eise!

Wir verfertigten uns einen mit Renthierhaaren gestopften Lederball, der uns ausgezeichnete Dienste leistete. Kein Schulknabe kann daheim mit mehr Lust und Liebe am Spiele theilnehmen, als wir alten, langbärtigen Männer es thaten. Wir schlugen im Schweiß unsers Angesichts Ball und rannten wie besessen nach dem Ziele, um nicht getroffen zu werden, und amüsirten uns dabei wie Kinder. Nach dem ersten Versuche erregte die Idee des Ballspiels so allgemeines Interesse und fand so begeisterte Anhänger, daß es lange unser vornehmster Sport blieb.

Am 19. Juni hatten wir auf unsrer Drift Nordenskjöld's am 19. September 1868 erreichten Record geschlagen, da wir uns an diesem Tag der angestellten Beobachtung zufolge auf 81° 52' nördlicher Breite befanden.

Seit unserer Abreise aus der Heimat war beinahe ein Jahr vergangen, und wir hielten es deshalb für erforderlich, den noch vorhandenen Proviant zu revidiren, hauptsächlich um dabei alles auszusondern, was der Frost im Laufe des Winters möglicherweise beschädigt haben könnte. Es zeigte sich, daß der Proviant sich durchgehends vorzüglich gehalten hatte und für die berechnete Zeit vollauf ausreichen würde. Hierzu trug aber auch bei, daß wir auf unserer Reise Renthier und Bären geschossen und von ihrem Fleische gelebt hatten.

Von dem Bärenfleisch besaßen wir noch einen ziemlichen Vorrath; es hatte bisher in steifgefrorenem Zustande unter der Back gelegen, mußte jetzt aber vor der Sonnenwärme geschützt werden. Zu diesem Zweck legten wir uns in einem unweit des Schiffes gelegenen Eishügel einen »Eiskeller« an, in den wir unsere Fleischvorräthe brachten. Doch mußte dort natürlich stets Wache gehalten werden für den Fall, daß die Bären das Fleisch witterten und sich ein Maulvoll davon holen wollten.

Wir begannen nun, uns theils zum Spaße, theils im Ernste im Kajakrudern zu üben. Nansen hatte uns diesen Sport früher als etwas sehr Schwieriges geschildert, aber schon der erste Versuch ergab, daß wir alle mit dieser Kunst über alle Erwartung gut fertig wurden. Nansen war mit dem Resultate außerordentlich zufrieden und meinte, daß wir, die schon im Anfange so geschickt seien, keine Furcht davor zu haben brauchten, daß wir uns im Falle des Untergangs der »Fram«

nicht gut in Sicherheit bringen könnten.

Von da an übte sich täglich einer von uns im Kajakrudern. Es ging damit immer gut, und wir eigneten uns nach und nach große Fertigkeit darin an. Die Kajaks hatten wir, wie so vieles andere, uns selbst herstellen müssen.

Der eifrigste Kajakrunderer unter uns war Scott-Hansen. Er widmete diesem Sport jeden freien Augenblick. Eines Tages wollte er sich auch darin üben, mit dem Kajak zu kentern und sich dann selbst wieder aufzurichten. Für den Fall, daß er damit allein nicht fertig würde, sollte ich ihm beispringen, indem ich als Retter in der Noth mit einem am Kajak befestigten Seile in der Hand auf dem Eisrande stehen mußte. Das erste, zweite und vierte mal mußte ich ihm denn auch zu Hülfe kommen und ihn ans Land ziehen, das dritte mal aber brachte er das Kunststück ganz allein zuwege und noch dazu sehr gewandt. Das letzte mal wäre es ihm sicher ebenfalls gelungen, wenn er nicht unglücklicherweise das Ruder verloren hätte. Und muthig war es jedenfalls von ihm, daß er ganz freiwillig ein wiederholtes Bad in dem eiskalten Wasser nahm.

Unter den vielen Anzeichen, daß wir uns jetzt im Sommer befanden, entdeckten wir am 7. Juli etwas, was uns in solchem Grade in Erstaunen versetzte, daß wir anfänglich beinahe glaubten, das Opfer einer Sinnestäuschung geworden zu sein.

Draußen auf den Teichen auf dem Eise begann es – zu grünen. Bei näherer Untersuchung zeigte sich in der That, daß wir es wirklich mit Pflanzenleben zu thun hatten. Dr. Blessing, unser Botaniker, erklärte uns, daß es Algen seien, die dem Sande und dem Kiese, die an verschiedenen Stellen auf dem Eise lagen, entsprossen. Ihr Erscheinen sei darauf zurückzuführen, daß das Eis seiner Zeit in der Nähe von Land vorbeigetrieben sei und dort der Sturm Kies und Sand ins Meer und auf das Eis geweht habe; nun machten wieder Sonne und Wasser ihren Einfluß auf die vom Sande mitgeführten lebensfähigen Keime geltend.

Die Sommertage wurden übrigens auch benutzt, um die Hundeschlitten und die Boote in Stand zu setzen. Es wurde geschmiedet, beschlagen und Segel genäht. Als alles dieses fertig war, hieß es, in den großen Seen, die sich mit der Zeit auf dem Eise gebildet hatten, Segelsport treiben. Auch die Tragkraft der Boote wurde für alle Fälle untersucht.

Bei dieser Gelegenheit erlebten wir mit unsern Hunden eine ganz unerwartete Episode.

Als wir nämlich in die Boote stiegen, setzte uns die ganze Hundemeute nach. Einige sprangen sofort in ein Boot, und mit wollten sie alle; kamen sie nicht mehr rechtzeitig an, so liefen sie jämmerlich heulend und winselnd am Eisrande entlang. Die armen Thiere bildeten sich gewiß ein, daß wir sie auf immer verlassen würden. Einer von ihnen fand die Situation schließlich so bedenklich, daß er sich ohne Besinnen ins Wasser stürzte und auf das Boot zuschwamm, um uns zu begleiten. Ja sogar, als wir wieder gelandet waren und unser Fahrzeug schon auf das Eis gezogen hatten, wollte er das Boot nicht verlassen; er fürchtete offenbar, wir könnten ihn hintergehen und uns später ohne ihn aus dem Staube machen. Es war »Bjelki«, ein kleiner, artiger, lebhafter Hund, unser aller Liebling.

Ja, die Hunde! Ich habe schon früher allerlei von ihnen erzählt und kann nicht umhin, immer wieder auf sie zurückzukommen. Auch glaube ich nicht, daß unter den andern an Bord viele waren, die ihr Leben und Wesen mit so großem Interesse studirten, als ich es that. Ich bin stets ein großer Thierfreund gewesen, und hier, wo sie unsere Mithelfer und Kameraden waren, hatte ich sie, wenn möglich, noch lieber als je zuvor.

Wie klug, wie treu, wie uneigennützig und aufopfernd waren sie! Ja, manches mal mußte ich im stillen zugeben: sie sind es viel mehr als wir selbst, so sehr, daß sie uns oft beschämten. So bei

einer entsetzlichen Eispressung, die wir in der nächsten Neujahrsnacht hatten und auf die ich später zurückkommen werde. Da vergaßen wir in der Verwirrung, während wir in aller Hast unsere Sachen auf das Eis retteten, ganz der Hunde. Aber einer von ihnen, »Suggen« (die »Sau«), übernahm unaufgefordert die Wache auf dem Platze, wo wir unsere Sachen aufgestapelt hatten, und wehe dem von den andern, der es wagte, sich unsern Habseligkeiten auch nur zu nähern.

Zu andern Zeiten legten sie ihre Klugheit allerdings auf eine weniger aufopfernde Weise an den Tag, z.B. unserm Eiskeller gegenüber. Wir hatten den Zugang zu dieser Speisekammer mit schweren Eisblöcken versperrt. Aber glauben meine Leser, die Canaillen hätten dafür nicht Rath gewußt? Erst gruben sie das Eis unter dem Blocke rund herum auf, und half das nicht, so stemmten sie sich alle mit dem Hintertheile gegen den Block und schoben mit vereinten Kräften so lange, bis der Verschuß aus dem Wege geschafft war.

Ein andermal brachten sie, soweit wir beobachten konnten, nach einer gemeinsamen Berathung, einen ihrer Kameraden um, der den recht hübschen Namen »der Menschenfresser« trug. Diesen Namen hatte ihm seinerzeit Trontheim gegeben und ihn uns dabei als ein boshafte, menschenfeindliches Thier geschildert, das man erst kennen mußte, bevor man sich ihm näherte. Der Hund sei aber sehr kräftig, und es wäre also gut, ihn mitzunehmen. Er machte denn auch seinem blutdürstigen Namen alle Ehre und fiel beständig über die andern Hunde her. Doch eines Nachts, als alle Hunde draußen auf dem Eise waren, wurde er von ihnen in geschlossenem Trupp angefallen und so übel zugerichtet, daß er trotz der sorgfältigsten Behandlung am Tage darauf seinen Wunden erlag. –

Anfälle übler Laune kamen bei uns allen miteinander sogar in der hellen Sommerszeit vor. Ich hielt sie mir dadurch einigermaßen vom Leibe, daß ich stets in irgendeiner Beschäftigung ein Heilmittel dagegen suchte. Schon bei der Abreise begann ich meine Tagebücher zu führen und beschäftigte mich auch sonst noch mit allerlei Schreibereien. Ich lernte Deutsch, wobei Blessing mein Lehrer war, und jetzt, zu Ende des eben geschilderten Sommers, hatte ich schon über hundert Bände der Schiffsbibliothek durchgelesen. Dazu kamen dann die gewöhnlichen Arbeiten, unsere Zerstreungen im Freien und unsere Kartenspielabende. Eins ist gewiß: diejenigen, welche sich nicht nach solchen Beschäftigungen umsahen, waren auch die ersten, deren Humor Schaden litt und die sowol für sich selbst, wie für die andern unangenehm wurden. Im Sommer merkte man es ja nicht so sehr, desto mehr aber, als die Herbstnebel und die Winternacht sich wieder über uns zu legen begannen.

Ende August, als die Mitternachtssonne uns für diesmal verlassen hatte, war es auch mit den Zeichen des Sommers bald vorbei. Wir bekamen Schneegestöber und 6-7° Kälte.

Leider brachte uns der Rückblick auf den verflossenen Sommer im Grunde nur Enttäuschungen, indem die am 31. August angestellte Beobachtung uns die wenig erfreuliche Thatsache offenbarte, daß wir, die am 17. Mai auf 81° 12' nördlicher Breite gewesen, uns nun auf 81° 6' befanden. Doch darum darf man den Muth noch nicht verlieren. Den Kopf obenbehalten, mein Junge!

D.h. ohne das Symbol der Verbindung Norwegens mit Schweden.

Siebentes Kapitel.

Die zweite Winternacht und ein Entschluß.

Das Eis beginnt zuzufrieren und fahrbar zu werden. Dies ist ja soweit gut, aber gleichzeitig auch ein sicheres Zeichen dafür, daß die Finsterniß sich wieder nähert.

Noch eine lange Winternacht hier oben in dieser Eiswüste zu verleben, vielleicht sogar noch mehrere, halten wir dies aus? Besitzen wir alle die moralische Kraft, die Willensenergie, die neben einem gesunden, starken Körper hierzu die erste, hauptsächlichste Bedingung ist? Sobald erst ein Wille oder ein paar anfangen zu brechen, laufen die andern Gefahr, davon angesteckt zu werden. Das Gemüthsleiden ist eine ansteckende Krankheit, besonders in einer Umgebung wie diese, wo das Grauen der unendlichen Einsamkeit den Menschen oft wie eine feuchtkalte, unsichtbare Riesenhand an der Kehle packt, sodaß man wie vor plötzlicher Angst ersticken zu müssen glaubt.

Deshalb kommt es jetzt mehr denn je, und je weiter die Zeit fortschreitet, immer mehr darauf an, sich selbst aufrecht zu erhalten, um dadurch auch auf die andern einzuwirken. Eins fällt uns schon jetzt auf, etwas, was gefährlich werden kann, wenn es hier fruchtbaren Boden findet: wir sind entsetzlich empfindlich geworden, leicht reizbar, wie man zu sagen pflegt.

Zeigt »Lina« einige Tage den falschen Weg an, so müssen wir jedes Wort, das wir miteinander sprechen, auf die Goldwage legen. Dann ist es, wie wir ausfindig gemacht haben, das Klügste, lieber ganz stillzuschweigen und die Gabe der Rede nur zu den allernothwendigsten Mittheilungen und dem Bescheidgeben über dies oder jenes zu gebrauchen. Andererseits aber können dreizehn so stumme Männer gerade auch nicht zur Hebung der Stimmung beitragen.

Wir befanden uns jetzt also in den letzten Tagen des Monats August und mit der Kälte konnten wir auch die Besuche der Eisbären erwarten. Wir überzeugten uns deshalb davon, ob auch alle unsere Gewehre in brauchbarem Zustande seien, und dies war klug, denn schon in der Nacht zum 28. gerieth ein Bär in unser Fahrwasser.

Gerade als Johansen oben die Wache bezog, erblickte er ungefähr 500 Meter vom Schiffe einen Bären. Er weckte Blessing. Als beide wieder auf Deck kamen, war die Bestie so nahe herangekommen, daß sie sie in Schußweite hatten. Sie schickten ihr zwei Kugeln zu, die sie eines stillen, wenn auch plötzlichen Todes entschlafen machten. Für uns alle war es eine angenehme Abwechslung in unserm einförmigen Leben, daß wir nun den Bären abziehen und zerlegen mußten, und nicht minder, daß wir obendrein noch frisches Bärenfleisch mittags als Braten bekamen. Nachdem wir nun so lange von Conserven gelebt hatten, war dies ein wirklicher

Leckerbissen.

Die Hunde ließen wir andauernd auf dem Eise, wo es ihnen sehr viel besser gefiel als an Bord. Doch theils der Kälte wegen, theils, weil wir noch weitem Bärenbesuch erwarten konnten, bauten wir ihnen Schneehütten, worin sie allerdings nachts wärmer lagen, aber auch die wildesten Raufereien veranstalteten, weil wir sie dort nicht anbinden konnten.

Ende September waren wir schon wieder mitten im Winter mit Eis, Schnee und 20° Kälte. Auf Grund der Erfahrungen des letzten Winters hatten wir im Laufe des Sommers neue Vorkehrungen getroffen, um uns an Bord besser gegen Frost und Schneetreiben schützen zu können. Wir hatten also ein Schneeseil über dem ganzen Schiffe ausgespannt und schützten dadurch sowohl uns selbst bei unserer Arbeit auf Deck, wie auch die armen Hunde, die sich im Winter dort aufhielten. Ferner hatten wir unsern Vorrath an Schlitten, Schneeschuhen, Kajaks und Fellanzügen verstärkt.

Bart und Haare ließen wir beim Herannahen des Winters absichtlich wild wachsen. Und als wir nun nach Verlauf einiger Zeit mit Holzsohlenstiefeln oder Komagern an den Füßen, grauen Kniehosen, mit einem Renntierpelze, der mit einem Riemen über den Hüften zusammengeschnürt war, mit einer Katzenfellkapuze auf dem Kopfe, einem Bärenspieß in der Hand, einem großen Messer an der Seite, dem Revolver im Gürtel oder der Büchse auf der Schulter einherstolzten, während Haare und Bart zottig herabhingen, würde unter dieser Außenhaut niemand so leicht etwas anders als einen Wilden des Polargebiets, am allerwenigsten aber einen civilisirten Menschen geahnt haben. Wir hätten daheim sicherlich brillante Geschäfte gemacht, wenn wir uns in diesem Anzüge im Tivoli hätten sehen lassen, von einer Tournée durch Europa und Amerika gar nicht zu reden. Barnum würde uns mit offenen Armen und noch offenerer Börse aufgenommen haben.

Jetzt begannen wir auch, die Hunde einzufahren, und machten bei dieser Gelegenheit eine Erfahrung, aus der wir später Nutzen zogen. Das Unangenehmste war dabei, daß ich es war, der das Lehrgeld bezahlen mußte. Es ging dies so zu.

Ich zog eines Tages allein mit einem Gespann von vier Hunden aus. Mit einem mal kam jedoch der ganze Rest der Hundegesellschaft hinterdrein, stürmte an mir vorüber und – übernahm die Führung, wie man es sportmäßig ausdrückt. Das war aber eine schöne Führung! Bald ging es nach Osten, bald nach Westen, und da diejenigen, die nichts zu ziehen hatten, wie die wilde Jagd dahinsauerten und meine Hunde nicht hinter ihnen zurückbleiben wollten, so kann man sich lebhaft vorstellen, welche eine Fahrt es für mich wurde. Mit Windeseile, daß es mir nur so um die Ohren sauste und pfiiff, wurde ich fortgerissen, ohne Widerstand leisten zu können. Und wäre die Eisfläche wenigstens noch glatt und eben gewesen, aber sie war an vielen Stellen geradezu scheußlich holperig und uneben, und ich hatte alle Mühe, die Hunde wenigstens so weit im Zaume zu halten, daß ich nicht selbst auf das Eis geschleudert wurde. Ich hatte mir einen losen Sitz auf dem Schlitten angebracht, den ich natürlich verlor, ohne daß davon die Rede sein konnte, anzuhalten und ihn wiederzuholen. Wo er lag, mußte ich ihn liegen lassen und weiter fahren, wohin das Hundegesindel wollte.

Von nun an war meine eigene Lage im Schlitten äußerst reich an Abwechslung; bald lag ich auf dem Rücken, bald auf dem Bauch. Ich fuhr nach Norden ab und kehrte nach zweistündiger Fahrt von Süden her zurück und konnte obendrein noch froh sein, daß ich mit heiler Haut davongekommen war.

Indeß hatte ich für die Zukunft die auch für die andern vortheilhafte Erfahrung geerntet, daß solche »Führung« nichts taugt. Von diesem Tage an nahmen wir bei den vielen Ausfahrten, die wir machten, stets einen oder mehrere Schneeschuhläufer als »Führer« mit.

Am 21. October ergaben die Beobachtungen, daß wir den 82. Grad passirt hatten. Dies war ja ein recht befriedigendes Resultat, das in hohem Grade zur Hebung der Stimmung beitrug, und da infolge des längere Zeit andauernden bewölkten Wetters es hauptsächlich »Lina« gewesen war, die uns offenbarte, daß wir in der rechten Richtung trieben, so wurde bei dem zu Ehren des Tages abgehaltenen Feste eine wohlverdiente, mit Beifall aufgenommene Rede auf sie gehalten, und wir ließen sie hochleben. In Versen wie in Prosa erklang manch hübsches, von Herzen kommendes Wort zu ihrem Lobe.

Wir merkten jetzt, daß der Winter im vollen Ernste gekommen war. Am 31. October hatten wir schon 32° Kälte, und die Räume an Bord begannen sehr kalt und ungemüthlich zu werden.

Um die Kälte wenigstens so viel abzuhalten, als in unserer Macht stand, begannen wir an der Außenseite der Kajüte und des Halbdecks Schneewände aufzuführen. Es erwies sich dies als eine glückliche Idee; es wurde an Bord den ganzen Winter hindurch selbst bei der strengsten Kälte viel wärmer, als es im vorhergehenden Winter gewesen war. Von Einheizen konnte bei uns ja nur im äußersten Nothfall die Rede sein.

Auch die Seiten des Schiffes verbarrikadirten wir auf dieselbe Weise mit soliden Mauern, die wir aus Eis, Schnee und Wasser aufbauten. Das Eis spielte dabei die Rolle der Mauersteine; die Fugen füllten wir mit Schnee aus und begossen dann unser Bauwerk mit Wasser, worauf es zu einer dichten, undurchdringlichen Masse gefror.

Ich hatte nun mit dem Ingangbringen des »Elektricitätswerks« alle Hände voll zu thun. Es galt, die Maschinen stets in Ordnung zu halten und Tag und Nacht jeden Windhauch zu benutzen, um die Maschine mit Kraft zu versehen und die Accumulatoren zu füllen, damit wir an Stelle der Sonne, die uns schon lange Lebewohl gesagt hatte, von jetzt an das schöne elektrische Licht als Ersatz und Aufmunterung hätten. Aber manchmal war es wirklich ein zweifelhaftes Vergnügen, in dem schneidenden Froste und dem bitterkalten Schnee stundenlang draußen zu sein und die Mühle zu überwachen.

Am 4. November kam eine Bärin mit zwei Jungen zu Besuch und wurde freundlich empfangen. Es war gerade unser bisheriger Vorrath an frischem Fleische fast ganz zu Ende. Eins der Jungen aßen wir vor lauter Zärtlichkeit gleich auf, schenkten den Hunden die beim Schlachten abfallenden Eingeweide und ließen den übrigen Leichen ein anständiges Begräbniß in unserer Vorrathskammer zutheil werden.

Um die Mitte dieses Monats reifte mehr und mehr Nansen's Plan, den er mit seinem Begleiter Johansen später so bewundernswerth durchgeführt hat: auf dem Eise, wenn möglich, den Pol zu erreichen und dann nach Hause zurückzukehren.

Zu dieser Zeit hatten wir nämlich wieder verschiedentlich an »Gegendrift« gelitten. Sogar die Karte unserer Drift begann jetzt im ganzen genommen ein höchst wunderliches Aussehen anzunehmen. Ich kann sie mit nichts Besserm oder Näherliegendem vergleichen als mit der Schrift eines Mannes mit zitternden Händen. Allerdings zeigte die Karte ein Fortschreiten, wenn wir den Endpunkt direct mit dem Ausgangspunkte verglichen, aber der Fortschritt war verhältnißmäßig doch gar zu gering und der Umwege waren es gar zu viele.

Hieraus zog Nansen den Schluß, daß viel längere Zeit, als er erst berechnet, darauf gehen würde, bis wir den Pol erreichen könnten, und daß es noch zweifelhaft wäre, ob wir überhaupt je dorthin kämen. Die größte Wahrscheinlichkeit spreche dafür, daß wir am Pole vorbei treiben würden. Diese Ueberlegung hatte ihn nach und nach dahin gebracht, daß er sich mit dem Plane zu beschäftigen begann, auf einer Expedition mit Hunden und Schlitten nicht durch, sondern über

das Eis nach dem Pole zu ziehen.

Als er seinen Plan reiflich durchdacht hatte, rief er eines Tages Lieutenant Johansen zu sich hinein, erklärte ihm den Plan und fragte ihn, ob er eine solche Expedition mitmachen wolle. Seine Absicht war, selbst mit nur einem Begleiter zu Anfang März des nächsten Jahres, wenn die Sonne wieder zu erwarten war, mit Hunden, Schlitten und Kajaks, sowie mit Proviant für 100 Tage auszuziehen, um womöglich den Nordpol zu erreichen, jedenfalls aber, soweit es ginge, nach Norden vorzudringen. Von dort wollten sie ihren Kurs nach Franz-Joseph-Land und von da nach Spitzbergen richten, um dort ein Schiff zu finden, mit dem sie nach Hause reisen könnten.

Johansen erklärte sich sofort bereit, mitzukommen, und von diesem Tage an wurde eifrig mit den Vorbereitungen zur Expedition begonnen. Wenn sie das Schiff verließen, sollte Sverdrup das Kommando auf der »Fram« übernehmen und Scott-Hansen der Zweite im Kommando werden. Der Letztere sollte auch die Beobachtungen leiten und ich ihm dabei als Assistent dienen. Nansen und Johansen aber gaben in Anbetracht der Expeditionsvorbereitungen sogleich ihre bisherigen Beschäftigungen an Bord auf, um sich ausschließlich jenen Arbeiten und allem, was damit in Verbindung stand, widmen zu können.

Ich weiß nicht, ob es von anderer Seite schon irgendwo zur Sprache gekommen ist, aber übergangen darf es hier keineswegs werden: daß jeder von uns unbedingt Ja gesagt haben würde, wenn Nansen sich mit der an Johansen gerichteten Frage, ob er sich an der Expedition betheiligen wolle, an ihn gewandt hätte. Ich erwähne dies nicht, um mit uns andern zu prahlen, auch nicht, um den Muth, der zu der Reise der beiden gehörte, zu schmälern. Doch so klar uns allen natürlich die vielen ungeheuern Anstrengungen und die mögliche Lebensgefahr bei diesem Zuge vor Augen standen, so fest waren wir doch alle miteinander davon überzeugt, daß sie, die uns jetzt verlassen sollten, lange vor uns wieder daheim anlangen und, wenn sie nur einigermaßen Glück hätten, dabei ganz andere Resultate erreichen würden als wir. Und in Lebensgefahr konnten wir an Bord der »Fram« Zurückbleibenden ebenso gut gerathen wie sie draußen auf dem Eise. Alle Chancen gegeneinander gehalten, sahen wir es jedoch nicht nur als eine Auszeichnung, sondern auch als eine glückliche Wahl an, daß Johansen mitging, und da er unser prächtiger guter Kamerad und einer der Besten von uns war, so gönnten wir es ihm von Herzen.

Das Erste, was in Hinsicht auf die Expedition fertig gemacht wurde, waren das Zelt und die Schlafsäcke, welche letztern aus Renthierfellen angefertigt wurden. Als dies erledigt war, zogen sie auf das Eis hinaus und schlugen in ziemlicher Entfernung vom Schiffe ein Lager auf. Dort blieben Nansen und Johansen 14 Tage, kochten sich ihr Essen und lebten wie Nomaden, um, bevor sie auszogen, zu versuchen, wie es damit ginge. Außerdem kamen sie auf diese Weise am allersichersten dahinter, womit sie sich begnügen könnten und was sie hauptsächlich brauchten, da es ja darauf ankam, bei einer solchen Fahrt nur das Allernothwendigste mitzunehmen. Am 4. December kamen wir alle einer Einladung von ihnen auf – Hafersuppe nach.

Der 12. December war ein seit langem herbeigesehnter denkwürdiger Tag, denn die Ortsbestimmung ergab $82^{\circ} 30'$, während der höchste Record, der bisher von Polarfahrern gemacht worden, $82^{\circ} 27'$ nördlicher Breite war. Es versteht sich von selbst, daß der Tag gebührendermaßen gefeiert wurde.

Die schon früher begonnenen Fahrten nahmen nun mit Rücksicht auf die Expedition ein anderes, ernsteres Gepräge an. Die Schlitten wurden so schwer beladen, wie die Hunde sie vermuthlich auf der Reise würden ziehen müssen. Es zeigte sich, daß die Hunde im Durchschnitt kräftig und willig waren; sogar die ganz jungen zogen recht schwere Lasten.

Gerade in der Weihnachtswoche bekamen wir ein entsetzliches Schneewetter, das wildeste, das

uns bis dahin je vorgekommen. Der Schnee fiel mehrere Tage hindurch so heftig und so dicht, daß es nicht gerathen war, sich auch nur drei bis vier Schritt vom Schiffe zu entfernen, wenn man nicht riskiren wollte, die »Fram« aus dem Gesichte zu verlieren und sich zu verirren. Und sich hier verirren, würde wol heißen, im Kreise herumwandern, bis man vor Müdigkeit und Kälte zusammenbrach und für immer liegen blieb. Wir hatten nämlich gerade eine Temperatur von -40°. Der Barometerstand war in diesen Tagen so niedrig, wie keiner sich erinnern konnte, je erlebt zu haben.

Bei solcher Temperatur war es nicht immer leicht, sich gegen Kälte zu schützen. Wenn wir ausgingen, mußten wir das Gesicht mit einer Maske bedecken. Dies half ganz gut, nur nicht unserer armen Nasenspitze. Ihr ging es geradezu schlecht, und mehr als einmal glaubten wir, daß sie uns für alle Zeiten abgefroren wäre.

Hauptsächlich des greulichen Wetters wegen wurden die Tage vor Weihnachten soviel wie möglich in den vier Pfählen zugebracht. Wir vertrieben uns die Zeit mit Lesen, Schreiben, Musik und Kartenspiel und natürlich auch mit den Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Weihnachtsfeste. Die Stimmung war trotz des schlechten Wetters recht gut, da uns »Lina's« zuverlässige Orakelstimme sagte, daß die Drift jetzt hurtig nach Norden ging.

Wir alle waren fest davon überzeugt, daß Nansen und Johansen schon lange vor uns nach Hause zurückkehren würden. Sie sollten deshalb von jedem von uns einen Brief mit nach Hause nehmen, der aber des Raumes und Gewichtes wegen so klein wie möglich sein mußte. Wir erhielten deshalb jeder einen Bogen Papier von derselben Größe, und dann blieb es uns selbst überlassen, wieviel wir auf diesem einzigen Bogen unterzubringen vermochten. Am weitesten brachte es Scott-Hansen darin. Sein Brief war ohne Lupe nicht zu lesen, aber unter dieser war er ganz deutlich.

Der Weihnachtsabend kam mit trübem, wolkschwerem Himmel heran. Draußen heulte noch immer der Sturm und pfiß und kreischte im Takelwerk und in den Wanten. Steckten wir nur die Nase aus der Kajüte, so wirbelte uns der Schnee wie rasend entgegen und peitschte unsere Gesichter wie mit Skorpionen. Es war gerade nicht das allerangenehmste Weihnachtswetter, und unter solchen Verhältnissen hatten die Gedanken doppelte Lust, nach der Heimat hinüberzuschweifen und sich die Weihnachtsfeier und den Kinderjubiläum unter dem brennenden Tannenbaume auszumalen, um dann das Gefühl der Einsamkeit durch den Gegensatz noch drückender zu machen.

Nein, fort mit diesen gefährlichen krankhaften Stimmungen und den Kopf hoch! Draußen zeigt ja »Lina« beständig den rechten Weg. Wenn wir, wie anzunehmen Grund vorhanden ist, wirklich schon den 83. Grad passirt hätten?

Diese Möglichkeit trieb Scott-Hansen und mich trotz des schauerhaften Wetters auf das Deck, um nachzusehen, ob es uns vielleicht gelingen könnte, durch einen Riß in den Wolken noch eine Beobachtung zu erhaschen. Doch erst am zweiten Feiertag waren wir so glücklich, die Gelegenheit dazu beim Schöpfe ergreifen zu können, und da fanden wir, daß wir auf 83° 22' nördlicher Breite waren.

Wir tranken deshalb nach dem Abendessen Champagner, den Messing destillirt und mit Etiketten ausgestattet hatte, auf denen »83° nördlicher Breite« stand. Außerdem gab es Taback, Cigarren und Cigaretten, Früchte und Kuchen. Der Salon war dem Weihnachtsfeste zu Ehren mit Fahnen und unserm Fram-Banner decorirt. Was die Aeußerlichkeiten betraf, war im Grunde alles geschehen, um es uns festlich zu machen, aber dem sei, wie ihm wolle, trotz der achtungswerthesten Bemühungen von allen Seiten wollte die richtige Feststimmung doch nicht

aufkommen. Dagegen ließ sich indeß nichts thun; aufrichtige Heiterkeit steht nicht auf Kommando zu Diensten.

So standen wir denn wieder vor dem Jahreswechsel. An Sylvester hielt Nansen beim Abendessen eine Rede, in der er bei den im verflossenen Jahre gewonnenen Resultaten verweilte und uns ausmalte, was wir der Wahrscheinlichkeit nach im kommenden Jahre erreichen würden. Seiner Meinung nach war alle Aussicht vorhanden, daß wir den nächsten Sylvesterabend schon in der Heimat würden feiern können. Unsers Führers eigene Zuversicht wirkte ganz natürlich auch auf uns, besonders weil uns jetzt auch der Wind längere Zeit hindurch außerordentlich günstig gewesen war. Deshalb war die ganze Stimmung am Sylvesterabend weit gemüthlicher und heiterer, als sie während des Weihnachtsfestes gewesen war.

Zunächst begann aber das neue Jahr recht gefahrdrohend. Am Tage nach Neujahr setzte nämlich eine ungewöhnlich heftige Eispressung ein. In der unmittelbaren Nähe des Schiffes bildeten sich gewaltige Rinnen und Risse im Eise, und das Beobachtungszelt, die Hundehütten und was wir sonst noch draußen auf dem Eise hatten, wurden von den sich heranwälzenden Eisblöcken bedroht. Wir mußten deshalb alles so schnell wie nur möglich an Bord retten. Die armen Hunde wären beinahe in ihren Hütten ertrunken, ehe wir sie herausholten; wir mußten im letzten Augenblick die Thüren sprengen.

Die Pressungen wurden immer heftiger und am Abend des 3. Januar 1895 wurden sie sogar so entsetzlich, daß wir nicht einmal das Schiff mehr für sicher hielten. Nun ging es an ein Flüchten aus dem Schiffe. Proviant für Menschen und Hunde, alle möglichen Geräthschaften, Bekleidungsgegenstände und andere zur Ausrüstung gehörige Dinge wurden in größter Eile vom Schiffe auf das Eis gebracht und dort angehäuft, soweit es nur irgend ging von den gefährlichsten Rinnen entfernt. Zwei Mann mußten dort Wache halten, worauf wir andern, von der Anstrengung ermüdet, zu Bett gingen, natürlich in voller Kleidung, bei offenen Thüren und stets bereit, beim ersten Winke aufzuspringen und aufs Eis zu eilen.

Die Nacht verlief jedoch verhältnißmäßig ruhig. Am nächsten Tage gingen wir alle Mann ans Nähen von Segeltuchsäcken, um darin die unentbehrlichsten Bedürfnisse mitzunehmen, falls es unabänderlich nothwendig würde, die »Fram« im Eise zurückzulassen. Als die Säcke fertig waren, wurde jedem zugetheilt, was er in dem seinen mitnehmen sollte, worauf sie alle gepackt und neben die Kojen gehängt wurden, damit ein jeder seinen Sack im Augenblick finden und damit davoneilen konnte.

Das Eis preßte sich unausgesetzt zusammen, und am 5. Januar morgens gegen 5 Uhr fingen die aufgethürmten Eisrücken an, die Rehling zu entern. Die »Fram« legte sich mit einem Ruck auf die Seite; Eishügel und Schneemassen wälzten sich über sie, sodaß es geradezu grauenerregend aussah. Glücklicherweise leistete das Schneesegel ziemlichen Widerstand, wodurch auf das eigentliche Deck nicht so viel kam. Der größte Theil des Eises blieb an der Schiffsseite liegen und drückte gegen diese, indem es sich bis hoch zu den Wanten hinauf aufthürmte.

Wir fuhren noch immer mit dem Bergen aller möglichen Dinge fort. Da aber das Schiff sich nun so gewaltig auf die Seite gelegt hatte, daß man nicht wissen konnte, was im nächsten Augenblick geschehen würde, erhielten wir den Befehl, unsere Säcke zu ergreifen und auf das Eis zu flüchten. Dies kam uns so unerwartet, daß sowol ich wie mehrere andere nicht einmal Zeit hatten, einen ordentlichen Anzug mitzunehmen. Es gab ein Knacken und ein Getöse, und Knall auf Knall folgte; wie Kanonenschüsse klang es im Schiffe, und jeden Augenblick glaubten wir, das Schiff würde mit Stumpf und Stiel zermalmt werden.

Die Hunde wurden auf dem Eise losgekoppelt und sich dort selbst überlassen. Keiner hatte Zeit,

ihnen auch nur einen Gedanken zu opfern; alle Hände waren beschäftigt, zu retten, was sich noch retten ließ, und dazu fesselte das Hereinbrechen der Eismassen über die »Fram« unsere ganze Aufmerksamkeit und alle unsere Gedanken.

Im Laufe des Tages ließ die Pressung ein wenig nach, sodaß wir uns ohne eigentliche Gefahr an Bord wagen und unsere Kleider holen konnten. Alles, was wir hatten bergen können, wurde nach einem ungefähr 500 Meter vom Schiffe entfernten Eishügel gebracht.

Bei diesem sah es so bunt aus wie in einem Dorfe nach einer größern Feuersbrunst. Proviant, Kleider, wissenschaftliche Instrumente und alle möglichen Geräthschaften, Küchengeschirr, Schlitten, Kajaks, Schneeschuhbündel und Gott weiß was noch alles lagen dort kunterbunt durcheinander. Ordnung gab es gar nicht, und was man für den Augenblick gerade haben wollte, war natürlich durchaus nicht zu finden. Mit sorgenvollen Blicken sahen wir von unserm Hügel aus auf die »Fram« hinunter, die sich in der engen Umarmung des Eises auf die Seite gelegt hatte. Wol keiner von uns hätte geglaubt, daß sie aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen würde. Die Riesen, die sie angriffen, waren zu entsetzlich in ihrer Stärke.

Sogar die Hunde begriffen, daß Gefahr im Anzuge war. Sie drängten sich um uns und folgten uns die ganze Zeit über dicht auf den Fersen. Bei dieser Gelegenheit bewies »Suggen«, wie schon erwähnt, ihr braves, aufopferndes Gemüth dadurch, daß sie unaufgefordert den Wachtposten bei unsern Sachen einnahm.

Ja, es war ein schmerzlicher, aber zugleich auch ein imponirender Anblick, als unsere stolze »Fram« mit den Eismassen kämpfte, die sich mit Donnergelolter und oft geradezu mit Wuthgeheul über sie stürzten, um sie unter sich in der Tiefe zu begraben. Und sie selbst stöhnte, schrie und seufzte während des Ringens, versuchte gleichsam, sich aufzurichten und zu entfliehen, konnte aber nicht. Indeß sie zu zermalmen, dazu waren die wilden Mächte doch nicht im Stande. Als sie schließlich ihre Wuth ganz erschöpft hatten, lag unsere theure »Fram« vollständig unversehrt da. Mit ihrer Stärke war sie den heftigsten Angriffen der Eismassen gewachsen gewesen. Es war nicht anzunehmen, daß wir es mit einer noch ärgeren Pressung als der, bei welcher sie eben ihre Kräfte erprobt hatte, zu thun bekommen könnten.

Ja, die »Fram« war ein unvergleichliches Schiff, und nun hatte sie auch noch die – Eistaufe erhalten!

Dies in Verbindung mit der am 6. Januar gemachten Beobachtung, aus der sich ergab, daß wir Lockwood's Weltrecord (83° 24') um 9 Minuten geschlagen hatten, belebte die Stimmung außerordentlich. Wir feierten den Tag und tranken ein Glas Punsch auf unser Wohl, sowie auf das der »Fram«.

Als die Pressungen sich ganz gelegt hatten, wurde wieder an Bord gezogen. Sobald dies geschehen war, machten wir uns alle mit Kraft und Eifer daran, unsere liebe »Fram« aus der schauerlichen Umarmung der Eismassen zu befreien. Wir fielen die Eis- und Schneemächte mit Spießen und Hacken an, und ein paar Stunden darauf lag das Schiff wieder so frank und frei da wie vor dem Ansturm. Doch ganz sicher davor, daß nicht eine neue Pressung von gleicher oder gar noch größerer Gewalt eintreten würde, konnten wir nicht sein. Deshalb waren wir noch einige Zeit Tag und Nacht bereit, augenblicklich zu retiriren, sobald sich etwas ereignen sollte.

Den ganzen Januar hindurch hatten wir prachtvolle Abende, die von Mondschein und spielenden Nordlichtern erhellt waren. Die letztern waren oft von geradezu berückender Pracht mit ihrem unaufhörlichen Wechsel in allen Farben des Regenbogens und dem flackernden, wilden Jagen, wobei sie bald in tiefem Karminroth, bald in blendendem Weiß oder Grün bis zum Zenith

hinaufführen, aufflammten, erloschen und sich von neuem entzündeten. Kein Maler, und wäre er der erste Künstler der Welt, wäre im Stande, auch nur eine annähernde Vorstellung von dem majestätischen Glanze und der Pracht dieses Luftschauspiels wiederzugeben.

Die unerwartete Verwirrung, die die Eispressungen verursacht hatten, brachte uns in diesen Tagen übrigens recht viel Arbeit, bis an Bord wieder Ordnung hergestellt war. Dazu kam noch die Ausrüstung für Nansen's und Johansen's Expedition, die auch schon ziemlich nahe heranrückte. Alle Hände waren in dieser Zeit unausgesetzt in geschäftiger Thätigkeit, aber in der dunkeln Polarnacht mußten die verschiedenen Arbeiten manchmal im Rückstand bleiben, umsomehr als das elektrische Licht oft streikte und wir dann auf das angewiesen waren, was wir an Lampen besaßen. Und weder mit Lampen, noch mit Petroleum waren wir besonders gut versehen.

Unsere Lampen waren von der allergewöhnlichsten Art, und was wir an Reservetheilen dazu besaßen, war nicht viel. Unsere Arbeitslampen waren zwei gewöhnliche Blechlampen, wie man sie in Haushaltungen benutzt; sie leuchteten schlecht und erloschen beim geringsten Luftzuge. Natürlich hielt uns dies bei der Arbeit nicht wenig auf, von dem vielen Aerger, den sie uns verursachten, gar nicht zu reden.

Ob die schlechte Ausrüstung in dieser Beziehung freiwillig und absichtlich war, kann ich nicht sagen – Nansen hatte ja wie begreiflich Angst vor allem, was an Bord hätte Feuersgefahr verursachen können, was sich unter anderm auch in der strengen Verordnung zeigte, in den Kabinen kein Licht zu brennen. Aber auch trotz der Lampen muß Vorsicht zu beobachten möglich sein, und ich möchte allen künftigen Polarexpeditionen rathen, an der Ausrüstung mit Lampen und Lichtern nicht zu sparen, denn dort oben im Eise keine genügende Beleuchtung zu haben, ist eine unglaublich harte Entbehrung.

Infolge der angestregten Thätigkeit ging glücklicherweise die Zeit trotz der Dunkelheit und der damit verknüpften Unannehmlichkeiten schnell dahin, und an der Drift war ebenfalls nichts auszusetzen gewesen. Die Beobachtung vom 21. Januar ergab, daß wir uns auf 83° 42' nördlicher Breite befanden. Zugleich begann der Tag am südlichen Horizont zu dämmern, und wir freuten uns wie Kinder auf die Wiederkehr der Sonne.

Nansen selbst war die ganze Zeit über durch die Prüfung der für die Expedition angefertigten Geräthschaften voll in Anspruch genommen; er mußte sich überzeugen, ob sie Fehler hatten, und mußte das Beste und Bequemste auswählen, so z. B. die Bekleidung.

Um gleich herauszufinden, was für eine Fahrt wie die bevorstehende das Beste wäre, zogen er und Johansen am 12. Februar in Wolfsfellanzügen wieder auf das Eis hinaus und übernachteten dort in ihren Renthierschlafsäcken. Es zeigte sich, daß ihre Verkleidung noch nicht genügte, und den nächsten Tag zogen sie noch meinen Anzug von Fries unter das Wolfsfellgewand und machten die Schlafsäcke am Fußende dichter. Dies half.

Es war Nansen's Wunsch, möglichst bald aufzubrechen, sobald es hier wieder Tag wurde. Die Geschäftigkeit nahm deshalb eher zu als ab, und er selbst gönnte sich weder die nöthige Ruhe beim Essen, noch den nächtlichen Schlaf. Die Zeit, die uns bei den vielen verschiedenen, bis tief in die Nacht dauernden Arbeiten übrigblieb, benutzten wir, unsere Briefe nach Hause zu Ende zu schreiben. Außer den Briefen hatte Nansen auch versprochen, von jedem von uns eine Photographie mitzunehmen, und außerdem schrieb jeder auf ein Blatt Papier eine telegraphische Depesche, die bei Nansen's und Johansen's Heimkehr an die angegebene Adresse befördert werden sollte. Denn, wie schon oben gesagt, zweifelte keiner von uns auch nur einen Augenblick, daß sie lange vor uns in Norwegen ankommen würden.

Aber wie eifrig die Ausrüstung auch betrieben wurde, konnte die Expedition doch an dem anfänglich bestimmten Zeitpunkte nicht aufbrechen. Es ging sogar noch eine ganze Woche darüber hin; immer gab es etwas, was entweder vergessen war oder noch einmal gemacht werden mußte. Denn kein Mensch hat eine Ahnung davon, an welcher unbeschreiblichen Menge Dinge man bei einer solchen Gelegenheit denken muß. Von allem muß man etwas mitnehmen, aber des Gewichts wegen darf es auch nicht mehr als das Allernothwendigste sein. Das sahen wir am besten, als die Schlitten fertig bepackt waren. Eins der letzten Dinge, die wir für nothwendig fanden, waren – Hundeschuhe, damit sich die Thiere nicht die Fußsohlen zerschnitten und wundliefen. Wir machten ihnen Schuhe aus Renthierhaut, und allein schon durch diese Arbeit verspätete sich der Aufbruch wieder um einige Tage. Schließlich wurde der 25. Februar als der letzte Zeitpunkt für die Abreise festgesetzt.

Am Abend vorher hielten wir ein Abschiedsgelage. Der Salon wurde dazu mit Fahnen und mit unserm Banner geschmückt. Viele herzliche Dankesworte für das Zusammenleben in den letzten eindreiviertel Jahren wurden gewechselt und das Abschiedslebehoch mit Wein ausgebracht, den Scott-Hansen bei dieser Gelegenheit spendirte.

Zur Abreise kam es jedoch erst am 26. gegen 2 Uhr nachmittags. Nansen hielt beim Abschiede eine Rede, in der er Sverdrup das Kommando an Bord übertrug. Er dankte uns allen dafür, was wir, jeder auf seinem Gebiete und nach seinem Vermögen, für den Erfolg der Expedition geleistet hatten, und bat uns, auch in Zukunft unser Bestes thun zu wollen. Dann wurden die Hunde vor die Schlitten gespannt, und Sverdrup, Blessing, Mogstad, Scott-Hansen und Hendriksen begleiteten die Fortziehenden auf ihrem Wege. Sie hatten sich dazu mit Proviant auf zwei Tage ausgerüstet und ein Zelt sowie Schlafsäcke mitgenommen. Es war abgemacht worden, daß sie eine Tagereise weit mitgehen sollten.

Nachdem der letzte Händedruck ausgetauscht war, setzte sich der Zug in Bewegung. Eine den Umständen nach prachtvolle Illumination, die wir aus diesem Anlaß sowol an Bord der »Fram« mit elektrischem Licht, wie auf den Eishügeln ringsum mit verschiedenen brennbaren Stoffen arrangirt hatten, erhellte den dunkeln Nachmittag in großartiger Weise. Von der Back herab donnerten vier Salutschüsse. Wir hatten die Kanonen tüchtig geladen, sodaß sie gewaltig dröhnten. Darauf folgte ein »Lebehoch!«, ein neunfaches Hurrah auf Nansen und Johansen und ein letztes Lebewohl!

Das allerletzte Lebewohl wurde es aber doch nicht. Die Expedition war an diesem Tage noch nicht weit gekommen, als man auch schon die Entdeckung machte, daß die Schlitten viel zu schwer beladen waren. Es wurde also schnell wieder umgekehrt. Nun mußten noch zwei Schlitten angefertigt werden, auf die das Uebergewicht vertheilt werden sollte. Man hatte also wieder alle Hände voll zu thun und war erst am nächsten Tage gegen 11 Uhr so weit fertig, daß die Expedition wieder aufbrechen konnte.

Als die Dunkelheit einbrach, zündeten wir auf den Eishügeln Holzstöße und auf dem Ausguck eine Bogenlampe an. Das elektrische Licht brannte stark und klar, und da es so hoch angebracht war, leuchtete es trotz der dicken Luft weithin und begleitete die Fortziehenden wie ein glänzender Abendstern – als Führer und als letzter Gruß.

Am Nachmittag des folgenden Tages kamen die Kameraden, welche die Fortziehenden begleitet hatten, müde und naß wieder heim. Schon auf dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke Weges war es ihnen klar geworden, daß Nansen und Johansen viele Hindernisse und viele und große Beschwerlichkeiten zu bekämpfen haben würden. Sie hatten aber auch die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die beiden sicherlich so weit nach Norden vordringen würden, als es

menschlicher Ausdauer und Willenskraft überhaupt möglich sein würde.

Wie sah es jetzt aber an Bord der »Fram« nach all diesen Arbeiten aus! Wie in einem großen Hause am Umzugstage. Alle möglichen Gegenstände und Geräthschaften waren bunt durcheinander geworfen, und es gab wieder von neuem Arbeit, da Ordnung geschaffen und jedes Ding wieder an seinen Platz gebracht werden mußte.

Etwas wurde uns schnell klar: daß die Ausrüstung für Nansen's und Johansen's Expedition in unsere Vorräthe an Materialien und Geräthschaften ein großes Loch gerissen hatte. Wären wir in diesem Augenblick gezwungen gewesen, unsere gute »Fram« zu verlassen, so hätte es für uns wahrscheinlich schlimm ausgesehen. Aber glücklicherweise drohte uns in dieser Beziehung jetzt gerade keine Gefahr.

Alles, was wir an Schlitten und Kajaks besessen hatten, war mitgenommen worden; von Schneeschuhen hatte jeder nur noch ein einziges Paar, und das Allerschlimmste war, daß der Holzvorrath beinahe ganz draufgegangen war, sodaß wir wirklich nicht wußten, was wir zu neuen Schneeschuhen und Schlitten nehmen sollten.

Der März kam, und am 2. fanden wir, daß wir nun auch den 84. Grad passirt hatten.

Der Tag darauf war ein Sonntag. Es war im Salon und in den Kabinen wieder aufgeräumt und gemächlich. Wir hatten die Absicht, an diesem Tage ein Fest zu veranstalten, um sowol den 84. Grad, als auch das erste Wiedererscheinen der Sonne zu feiern. Am Vormittag saßen einige von uns im Salon und besprachen gerade die Aussichten für Nansen's und Johansen's Expedition – ein Thema, um das sich in diesen Tagen ja das ganze Interesse drehte –, da kam Petterson hereingestürmt und erzählte, daß er draußen auf dem Eise Hundegebell und eine menschliche Stimme gehört habe, die seiner Meinung nach der Stimme Nansen's ähnele.

Diese Mittheilung trieb uns alle Hals über Kopf auf das Deck. Ich ergriff den Feldstecher und kletterte in die Tonne. Von hier aus sah ich sofort jenseits eines Eishügels einen Mann, der hin- und herging, als wenn er nach einem Uebergange suchte.

Nansen oder Johansen mußte es sein, darüber konnte kein Zweifel herrschen, aber welcher von ihnen? Und die Ursache der Rückkehr? Sollte der eine verunglückt sein, da der andere allein zurückkam? Wir eilten dem Herankommenden inzwischen so schnell wie möglich entgegen, schon allein um, wenn nöthig, dem andern Hülfe leisten zu können.

Der Heimkehrende war Nansen selbst. Er kam mit acht Hunden und einem beladenen Schlitten. Wir erhielten sogleich die freudige Nachricht, daß Johansen nichts zugestoßen war. Seine Wiederkehr war durch die in den verflossenen Tagen gemachte Erfahrung veranlaßt worden, daß die Kälte noch zu streng war, sie zu viel Schlitten hatten und ihr Gepäck noch immer zu schwer war. Weil es aus diesem Grunde mit dem Marsch der übrigen Karawane über das unebene Eis zu langsam ging, hatte sich Nansen mit seinen acht Hunden vorausbegeben, um schneller das Schiff erreichen und Johansen Entsatz bringen zu können. Dieser sollte inzwischen mit den übrigen Hunden still liegen bleiben und ihn erwarten.

Die Zeit war schon zu weit vorgeschritten, als daß an diesem Tage noch etwas zu diesem Zwecke hätte unternommen werden können, weshalb es bis zum nächsten Morgen aufgeschoben wurde. Aber mit dem Gedanken, daß, während wir hier an Bord ein Fest feierten, unser lieber Kamerad allein, ohne andere Gesellschaft als eine Schar freßgieriger Hunde, draußen auf dem Eise bleiben sollte, konnten wir uns denn doch nicht recht befreunden. Deshalb baten Scott-Hansen und ich um Erlaubniß, uns beide zu ihm begeben und ihm den Abend und die Nacht hindurch Gesellschaft leisten zu dürfen, bis die andern den Tag darauf nachkämen. Damit wir es uns

draußen gemütlich machen könnten, nahmen wir Pfeifen, Taback und Spiritus zu einem Schlummergrog mit und machten uns mit denselben Hunden, mit denen Nansen gekommen war, auf den Weg.

Da die Hunde ihren eigenen, noch ganz frischen Spuren folgten, war der Weg sehr leicht zu finden, und früher, als wir es nach Nansen's Beschreibung erwartet hatten, erblickten wir das Zelt, um so früher, als Johansen nicht still liegen geblieben war, sondern gedacht hatte: »Die Reise, die ich heute mache, spare ich mir morgen.« Sobald unsere Schlittenhunde ihre Kameraden erblickten, eilten sie in so wildem Laufe dahin, daß wir in vollem Galop vor Johansen's Zelt eintrafen. Er hatte gerade das Lager aufgeschlagen und das Zelt aufgestellt, als wir ankamen. Auf beiden Seiten gab es ein freudiges Wiedersehen, und er dankte uns gerührt für diesen Beweis kameradschaftlicher Aufmerksamkeit.

Ich will dieses Kapitel mit einer kurzen Schilderung des abendlichen und nächtlichen Aufenthalts draußen auf dem Polareise bei unserm Freunde Johansen abschließen, weil wir dadurch einen ziemlich guten Eindruck von einigen der Widerwärtigkeiten erhalten haben, in die eine solche Schlittenexpedition sich mit Geduld finden muß.

Abends sollte, nachdem wir drinnen im Zelt ausgepackt hatten, Chocolate gekocht werden. Scott-Hansen holte Süßwassereis, und ich sollte den »Primus« anzünden. Das war jedoch leichter gesagt als gethan, denn als ich Petroleum in den Behälter gießen wollte, stellte sich heraus, daß das Erdöl durch und durch gefroren war. Wir mußten nun die Kanne so lange zwischen den Händen wärmen, bis das Petroleum so weit aufthaute, daß es etwas flüssig war. Dies war eine langweilige, kalte Arbeit; nur hin und wieder kam das Oel in dicken Tropfen aus der Kanne, und wir mußten einander ablösen, damit wir nicht die Finger erfroren. Wie Johansen damit allein hätte fertig werden können, ist mir unbegreiflich. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er hätte schlafen gehen müssen, ohne etwas Warmes in den Leib bekommen zu haben.

Endlich gewannen wir mit vereinten Anstrengungen doch so viel Oel für den »Primus«, daß er brannte. Der Kessel wurde aufgesetzt, Eis und Chocolate in Stücke gehackt und hineingeworfen. Das ganze Zelt hatte sich bald so mit Dampf und Rauch vom Apparat gefüllt, daß wir einander gar nicht mehr sehen konnten und nur noch unsere Stimmen hörten.

Während wir darauf warteten, bis es im Kessel kochte, vertrieben wir uns die Zeit mit munterm Geplauder, als plötzlich einer von uns entdeckte, daß der Fußboden des Zeltes braun wurde. O weh! Der Kessel hatte im Boden ein Loch, und sowie die schöne Mischung von Eis und Chocolate schmolz, lief sie aus. Wir retteten, was sich retten ließ; es blieb nur gerade so viel, daß jeder von uns einen kleinen Schluck bekam. Dazu hartes Brot und steifgefrorene Butter, die wie ein Pistolenschuß zwischen den Zähnen knallte, wenn wir davon abbissen. Aber die gute Laune wurde dadurch nicht gestört, und als wir nachher Grogwasser kochen wollten und keinen Kessel mehr zur Verfügung hatten, wußten wir doch Rath und nahmen einen Blechdeckel dazu. Es erforderte lange Zeit, da wir den Proceß mehrere male wiederholen mußten, und wir erhielten auf diese Weise viele, aber kleine Gläser Grog, die von ebenso vielen Reden begleitet wurden.

Dann sagten wir uns »Gute Nacht!« Scott-Hansen und Johansen krochen in den doppelten Schlafsack und ich in den einfachen. Und so sollten wir denn bei 40° Kälte schlafen. Doch mit dem Schläfe war es, was wenigstens mich betrifft, nur »soso, lala«. Ich war augenscheinlich noch nicht daran gewöhnt; schloß ich die Klappe des Sackes, so glaubte ich ersticken zu müssen, und öffnete ich sie, so schnitt mir die Kälte durch Mark und Bein. Ich fiel höchstens hin und wieder in eine Art Halbschlaf.

Am nächsten Morgen, als wir gegen 9 Uhr aus unsern Säcken krochen, hatten wir dieselbe Mühe

wie am Abend vorher, ehe wir etwas Warmes zum Frühstück bekamen. Dann wurde das Lager abgebrochen, das Gepäck geordnet, auf unsere Schlitten vertheilt und die Hunde vorgespannt. Wir wollten gerade aufbrechen, als wir in der Ferne drei Schneeschuhläufer erblickten. Es waren Nansen, Sverdrup und Hendriken.

Bald ging es mit ihnen zusammen in sausender Fahrt nach der »Fram« zurück. An mehreren Stellen mußten wir auf Eisschollen über offene Rinnen fahren. Die Hunde waren so begierig, wieder nach dem Schiffe zu kommen, daß sie, ehe man es sich dessen versah, unbedacht darauf losstürmten und ins Wasser fielen. Doch trotz alledem langten wir endlich wohlbehalten an und waren nachmittags um 3 Uhr wieder an Bord. Man kann mir glauben, wir freuten uns ebenso sehr wie die Hunde, eine ordentliche Portion Essen zu erhalten und dann »alle Viere« von uns strecken zu können. Wir gingen früh zur Ruhe; ich schlief wie ein Sack, und ich glaube, die andern machten es ebenso. Denn es war wirklich eine recht anstrengende Partie gewesen. Erst nach drei Tagen froren die Rinnen so zu, daß wir das Gepäck holen konnten.

Dies war also Nansen's und Johansen's zweiter Versuch, bevor sie zum dritten mal und dann im Ernst auf ihre lange abenteuerliche Fahrt auszogen.

Achtes Kapitel.

Vom Abschied bis zum Johannistag 1895.

Aller guten Dinge sind drei, heißt es. Einem so willensstarken und auf die Erreichung des Zieles, das er sich gesetzt, so sehr bedachten Charakter wie Nansen waren die beiden mißglückten Versuche nur eine Erfahrung mehr, die er sich für seine Polarexpedition zunutze machen konnte. Besonders der letzte Versuch hatte ihn gelehrt, daß eine Schlittenreise über das Polareis mit dem Nordpol als Ziel – wenn man soweit kam – eine Expedition ganz anderer Art war als die, welche er und Sverdrup mit einigen Kameraden seinerzeit über das grönländische Inlandeis gemacht hatten. Die vielen Eishügel und Rücken legten ihnen hier tausend Hindernisse in den Weg, und das Allerschlimmste waren vielleicht die großen Rinnen, die sich im Handumdrehen gähmend öffneten und die Reisenden zwangen, zeitraubende Umwege zu machen, um sie zu umgehen und weiterzukommen.

Nansen hatte jetzt durch praktische Erfahrung gelernt, daß es hauptsächlich darauf ankam, die Menge und das Gewicht des Gepäcks auf ein Minimum zu beschränken, dabei aber doch genügend Vorrath für die Zeit mitzunehmen, die seiner Berechnung nach erforderlich war, um, wenn möglich, den Pol und von dort Franz-Joseph-Land zu erreichen. Und mit seiner gewohnten Energie machte er sich augenblicklich an die hierauf bezüglichen Berechnungen sowie an die Bestimmung des Nahrungswerthes der verschiedenen Nährstoffe. Hieran arbeitete er unermüdlich, Tag und Nacht, bis er mit allem im Reinen war.

Auch wir andern hatten mit den Vorbereitungen zur neuen Expedition an allen Ecken und Enden zu thun. Die Schlitten sollten stärker gemacht und in Betreff der Bekleidung allerlei Aenderungen vorgenommen werden. Namentlich die Wolfsfellanzüge hatten sich für die Nacht nicht bewährt, da sie den Tag über in der Luft steiffroren, hart wurden und sich mit Reif überzogen. Statt ihrer nähten wir Nachtkleider von Decken.

Es wurde nun bestimmt, daß die Expedition ungefähr Mitte März aufbrechen sollte. Die Anzahl der Schlitten wurde im ganzen auf drei mit 28 Hunden herabgesetzt. Nach der neuen Berechnung mußten sie mit dieser Ausrüstung täglich mindestens 15 Kilometer ohne Ueberanstrengung zurücklegen können; die mitgenommenen Lebensmittel reichten der Annahme nach mindestens 100 Tage und wenn sich die Gelegenheit bot, Bären und Seehunde zu schießen, noch länger. Das Gesamtgewicht alles dessen, was sie, gleichmäßig auf drei Schlitten vertheilt, mitnahmen, betrug 660 Kilogramm.

Am Morgen des 14. März sollte die Expedition sich endlich auf den Weg machen. Den Abend

vorher verbrachten wir bei einer dampfenden Bowle »Fram-Punsch« in gemüthlichem Geplauder. Wir andern waren recht wehmüthig gestimmt; die Heitersten in der ganzen Gesellschaft waren unbedingt die beiden, die uns nun endgültig Lebewohl zu sagen gedachten. Beide, Nansen und Johansen, sprachen wiederholt, bald ernsthaft, bald scherzend, von der verflossenen Zeit, sowie von dem, was die Zukunft in ihrem Schosse tragen mochte.

Der Morgen brach mit schönem Wetter und 32° Kälte an. Es war ursprünglich bestimmt worden, daß Scott-Hansen, Hendriksen, Mogstad, Petterson und ich die Fortziehenden geleiten sollten, und ebenso wollte Kapitän Sverdrup noch ein Stück Wegs mit ihnen gehen. So große Lust ich auch dazu hatte, gab ich es indeß doch freiwillig auf, weil der, welcher an diesem Tage die Küche zu besorgen hatte, sich darüber beklagte, daß er dann ohne Hülfe bliebe. Hätte ich dies nicht gethan, so wäre ich vielleicht von dem Andenken an die Abreise der Expedition, das ich erhielt, verschont geblieben. Dann würde ich vermuthlich genug damit zu thun gehabt haben, mein eigenes Bündel für die Tour zu schnüren; ich und die vier andern sollten nämlich die erste Nacht in Johansen's und Nansen's Gesellschaft zubringen und ich hätte daher die Wolfsfellanzüge, Zelt, Kochapparat und Proviant auf dem Rücken tragen müssen. Dagegen mußte ich jetzt die Hunde vor die Schlitten spannen helfen und bei dieser Gelegenheit wurde mir das Andenken an die Expedition in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes »ins Fleisch eingepägt«.

Unter den Hunden war ein kleiner Satan, der seines schwächtigen Körperbaues wegen den Namen »Barnet« (»das Kind«) erhalten hatte. Er war scharfsinnig, voll Eifer und aufmerksam, von schwächerm Bau als alle andern, verstand es aber doch vorzüglich, sich vor ihnen zu schützen. Der lebhafte kleine Kerl beehrte mich mit seinem Hasse – weshalb, weiß ich nicht, denn ebenso wie ich selbst die Hunde liebte, hingen sie sonst auch an mir –, und dieser Antipathie gegen mich verlieh er jetzt in der Abschiedsstunde »fühlbaren« Ausdruck, indem er mich in dem Augenblick, da ich ihn vor seinen Schlitten spannen wollte, mit seinen scharfen Zähnen durch meine Wolfsfellbeinkleider hindurch tief in die Lende biß. Der Biß war durchaus nicht unbedeutend, und man sah deutlich, daß er mir »von Herzen« zudedacht gewesen, aber unter Dr. Blessing's Behandlung wurde er doch bald wieder geheilt.

Endlich war die Karawane fertig und unter Kanonenschüssen, Hurrahrufen und einem »Es lebe Nansen und Johansen!« setzte sie sich in Bewegung und verschwand allmählich in der Ferne.

Diesmal sollten wir unsern Führer und unsern Kameraden nicht vor der so merkwürdigen gleichzeitigen Heimkehr ins Vaterland wiedersehen.

Diejenigen, welche Nansen und Johansen ein Stück Wegs begleitet hatten, trafen am folgenden Tage wieder an Bord ein. Sie hatten nur Gutes und Ermuthigendes zu berichten. Das Umpacken der Schlitten war entschieden eine glückliche Idee gewesen und, soweit sie mitgegangen und hatten sehen können, hatte auch das Eis keine nennenswerthen Hindernisse geboten. Die Reise war also bisjetzt gut verlaufen, und die erste Nacht draußen auf freiem Eise hatte gezeigt, daß die Ausrüstung gegen die Kälte den angestellten Berechnungen entsprach. Außerdem ging es ja dem Sommer entgegen, und die Temperatur mußte in dem Maße zunehmen, wie die Sonne am Himmel höher stieg, sodaß wir in dieser Hinsicht unserer Kameraden wegen ziemlich ruhig sein durften.

Nun aber mußten wir auch an uns selbst denken. Es ist schon oben erwähnt worden, daß unsere verschiedenen Vorräthe durch die Ausrüstung der Schlittenexpedition Nansen's nicht wenig mitgenommen waren, und von den ausgewachsenen Hunden war uns nur noch eine einzige Hündin geblieben. Von Schlitten und Kajaks hatten wir, wie gesagt, gar nichts mehr und nur sehr wenig Holzmaterial zur Herstellung neuer. Nach langem Hinundherüberlegen mußten wir später

eines der Schiffsboote hierzu auseinandernehmen.

Unsere erste Arbeit war, einen Vorrath von Proviant und Kleidern auf das Eis zu bringen für den nicht unmöglichen Fall, daß wir das Schiff in aller Hast verlassen mußten. Dann machten wir uns daran, die Ueberbleibsel der Schnee- und Eismassen hinwegzuräumen, die sich bei der letzten heftigen Pressung an der Backbordseite aufgethürmt hatten. Sowie dies besorgt war, kam die Reihe an unsere Kleidungsstücke, die nachgesehen, gewaschen und gestopft werden mußten, was im höchsten Grade nöthig war, da die vielen andern eiligen Beschäftigungen uns nun schon solange von dieser nicht so unwichtigen Arbeit abgehalten hatten. Mehrere Tage hindurch war jeder von uns seine eigene Waschfrau, sein Schuster und sein Flickschneider.

Ich will nicht behaupten, daß das, was wir in dieser Hinsicht lieferten, gerade Primaarbeit war, aber es mag wol sein, daß mancher daheim, Mann oder Frau, gar nicht schlecht dabei gefahren wäre, wenn er zugesehen hätte, wie man alles bis aufs äußerste benutzen, wie man wenden, sparen und sich zu helfen wissen kann, wenn die Noth es erfordert. Die Hosen, in denen wir gingen, würden auf der Karl-Johann-Promenade zweifellos Aufsehen erregt haben, wenn auch nicht um ihrer Eleganz willen. Wir mußten, wie es sich gerade traf, neue Vordertheile einsetzen und mit neuem Zeuge flicken und stücken, wozu wir ohne Rücksicht auf die Farbe nehmen mußten, was wir hatten. Meistens war es ja Grau und Braun, sodaß wir bald mehr Leibeigenen als freien Männern glichen.

Unsere Handschuhe hätte man sehen sollen! Wir stopften und flickten sie, solange noch eine Möglichkeit vorhanden war, daß eine Naht hielt. Dann trennten wir die Flicker wieder ab und zogen ein Paar neue Handschuhe über die alten Lumpen, solange wir welche hatten. Und zuletzt bestand unsere Handbekleidung nur noch aus mehrern übereinandergezogenen Lumpenschichten. Es ist dies ja leicht begreiflich, da die Arbeit draußen auf dem Eise Handschuhen wie Fußbekleidung übel mitspielte.

Ja, ja, die Fußbekleidung! Ihr hättet unsere Strümpfe sehen sollen; zuletzt war es absolut unmöglich, herauszufinden, von welcher Sorte Garn sie gestrickt waren.

Allerdings stand es, genau genommen, nicht so, daß wir durchaus hätten so gekleidet gehen müssen, denn wir hatten ja noch einen Vorrath neuer Sachen in Reserve. Doch da dieser im Verhältniß zu der Zeit, auf die wir uns gefaßt machen mußten, hier im Eise zu liegen, nicht groß genug schien, mußten wir als verständige Haushälter auch an die Zukunft denken und uns danach einrichten.

Obgleich der Wind den ganzen Monat März hindurch günstig war, blieb die Drift seltsamerweise ziemlich unbedeutend. Eine Beobachtung ergab nur wenige Minuten Unterschied gegen die vorhergehende. Die Erklärung des Räthsels war natürlich, daß es weiter nördlich in dem großen Polarbecken aus einer andern Richtung wehte, sodaß es war, wie wenn zwei Kräfte von verschiedenen Richtungen zugleich auf das Eis einwirkten. Es ließ sich also erklären, wenn es auch just nicht besonders ermuthigend war. Trotz alledem nahmen wir es verhältnißmäßig ruhig, merkwürdigerweise viel resignirter auf, als wir es das Jahr vorher gethan haben würden. Wir hatten damals eben weniger Erfahrung und machten größere Ansprüche, litten dafür aber auch mehr unter den Enttäuschungen. Jetzt hatten wir es begriffen, daß wir nicht so fest auf unsere Wahrscheinlichkeitsrechnungen bauen durften; wir waren ihnen gegenüber skeptischer geworden. Wenn es sich einmal ereignete, daß sie auch nur annähernd in Erfüllung gingen, empfanden wir es als freudige Ueberraschung. Das Resultat unserer Drift während des ganzen Monats März betrug 12' nach Norden. Es war nicht viel, aber doch immer besser als gar nichts.

Am 2. April sagte uns der Winter endlich für diesmal endgültig Lebewohl. Da sahen wir nämlich

die Mitternachtsonne wieder. Wie es uns den Sinn erhob, sie willkommen heißen zu können! Wir freuten uns wie Kinder. Wir trällerten und tanzten, wo wir gingen und standen, und Amundsen, der als Hoforganist an Bord fungierte, »leierte« in seiner überströmenden Freude alle die Melodien herunter, mit denen unsere Orgel versehen war.

Im übrigen ging es jetzt wie früher mit der Laune auf und nieder. Es war ein Glück, daß die Melancholie, wenn sie sich einstellte, uns nicht alle gleichzeitig, jedenfalls nicht mit gleicher Heftigkeit befiel. Wenn nun die, welche bei verhältnißmäßig heiterer Laune und gutem Muthe waren, sahen, daß es mit einem oder mehrern Kameraden einen Tag schlimm stand, so fiel ihnen damit die Aufgabe zu, sozusagen die Rolle David's vor Saul zu spielen, sie soviel wie möglich aufzuheitern und ihre Gedanken auf Dinge zu lenken, die sie sonst zu zerstreuen oder zu interessiren pflegten. Und da wir überreichlich Zeit gehabt hatten, gegenseitig unsere Eigenschaften, Eigenheiten und speziellen Interessen gründlich zu studiren, wußten wir auch stets so ungefähr wenigstens, wie wir die Sache angreifen sollten. Meistens verliefen denn auch diese Launen kuren glücklich, aber es kam allerdings gelegentlich auch vor, daß der Trübsinn diesen und jenen so fest gepackt hatte, daß man die Heilung der Zeit und der eigenen geistigen Widerstandsfähigkeit des Kranken überlassen mußte.

Auf Grund meiner Erfahrungen von unserm dreijährigen Aufenthalt, während dessen wir so weit von der civilisirten Welt entfernt waren, unter Naturverhältnissen wie die dort oben, und die trostlose Einsamkeit der Eiswüste beständig vor Augen, kann ich im großen und ganzen nur sagen, daß wer eine Nordpolfahrt mitmachen will, sich vorher genau prüfen muß, wie groß sein Vorrath an Charakterstärke, Geduld und heiterm Sinn ist. Gebricht es ihm an einer dieser Eigenschaften, so bleibe er lieber zu Hause, wie sehr er sich auch sonst vielleicht für die Fahrt eignen möge. Diese Wahrheit fühlten wir schon jetzt alle miteinander, obgleich wir alle mit Recht sagen konnten, daß wir uns bisher gut gehalten. Aber wir wußten auch, daß noch eine Winternacht kommen und einen dritten, schlimmern, wenn auch hoffentlich letzten Sturmangriff auf uns machen würde. Und erst dann hatte unsere Veranlagung in den erwähnten Punkten ihre eigentliche Feuerprobe zu bestehen.

Derjenige von uns, welcher gewöhnlich zur fidelsten Medizin gegen den Trübsinn griff und dem sie sich als ein wahres »Lebenselixir« der Seele erwies, war unser Freund, der Maschinist und Organist Amundsen. Er griff zur Orgel.

Sie war so eingerichtet, daß man darauf wie auf einem gewöhnlichen Harmonium spielen konnte, und hatte Tasten und Pedale. Zugleich konnte sie aber auch als Leierkasten benutzt werden und besaß ein großes Repertoire an Notenscheiben mit ernsten und lustigen Musiknummern. Amundsen hielt sich an die Drehorgel und »drehte« allen möglichen Trübsinn aus sich selbst hinaus – und uns aus dem Salon!

Setzte er sich erst an die Drehorgel, so gab er sich in der Regel nicht eher zufrieden, als bis er das ganze Repertoire von Anfang bis zu Ende abgeleiert hatte. Das war auf die Dauer einfach nicht auszuhalten: wir mußten uns verziehen. Als Leierkastenmann in einer Menagerie oder bei einem Caroussel wäre er unbezahlbar gewesen: Er freute sich selbst ganz unbändig über den herrlichen Klang der Töne, legte aber gar keinen Werth auf Publikum. Denn wenn er es endlich erreicht hatte, uns alle zum Salon hinauszuspielen, war er in seiner allerstrahlendsten Laune.

Die Sonne stieg nun von Tag zu Tag höher am Himmel hinauf, und die Kälte nahm ab. Freilich zeigte das Thermometer noch unter 20°, aber wir konnten doch an vielem deutlich merken, daß es Frühling wurde. Alle Arbeit, die im Laufe des Winters der Kälte wegen im Salon hatte ausgeführt werden müssen, wurde nun in den Schiffsraum verlegt. Oben auf Deck wurde der Schnee von der

Kajüte und dem Oberlicht entfernt, und bald hatten wir wieder Sonnenlicht, das herrliche, aufmunternde Sonnenlicht, bei uns im Salon, in den Kabinen und in der Küche.

Ich habe schon erwähnt, daß es mit dem Material für Schneeschuhe, Schlitten und Kajaks schlecht aussah; wir mußten uns jedoch auf irgendeine Weise mit diesen Dingen versehen, für den Fall, daß auch wir gezwungen waren, die »Fram« zu verlassen und über das Eis heimwärts zu ziehen.

Unser einziges brauchbares Material bestand aus einigen runden Eichenstämmen. Aber nun fehlte es wieder an einer Säge. Amundsen und Petterson wurden daher in ihrer Eigenschaft als Mechaniker beauftragt, eine Säge anzufertigen. Mehrere Tage quälten sie sich, von Hendriksen und Mogstad unterstützt, mit dieser gar nicht so leichten Aufgabe ab. Endlich gelang es ihnen, ein brauchbares Sägeblatt herzustellen und ein Sägewerk auf dem Eise einzurichten, wo sie dann allmählich anfangen, sich durch das Holz hindurch zu »nagen« und zu »knarren«.

Unterdessen besorgen wir andern unsere Arbeiten. Sverdrup hat Nansen's Schreibmaschine geputzt, Scott-Hansen und Blessing sind mit den wissenschaftlichen Experimenten beschäftigt, und ich habe als »Freizeitarbeit« neben meinen täglichen Pflichten Photographierahmen für die Bilder meiner Lieben daheim gemacht.

Am 25. April erlebten wir eine Enttäuschung. Da brachte die Hündin »Susine« volle elf Junge zur Welt – für jeden von uns auf der »Fram« Zurückgebliebenen eines. Leider aber hatte die Hündin ihre Hütte auf Deck, und dort ging die Geburt in der ziemlich strengen Kälte mitten in der Nacht vor sich. Als wir am Morgen dazukamen, waren schon acht Junge tot und nur noch drei am Leben. Diese brachten wir sofort mit der Mutter in den Salon, wo sie es warm und gut hatten und sich bald erholten. Es war aber ein verwünschtes Pech und machte uns wirklich verdrießlich, denn wir hätten so ausgezeichnete Verwendung für alle Elf als Zughunde gehabt, wenn wir die »Fram« einmal hätten verlassen müssen.

Die Tage gehen dahin, und wieder steht der 17. Mai vor der Thür.

Es ist merkwürdig! Während andere Festtage, wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, unsere eigenen Geburtstage oder die unserer Lieben daheim, uns eher mit Wehmuth und Trübsinn als mit Festesfreude erfüllten, hatte der 17. Mai auch in diesem Jahre wieder die gerade entgegengesetzte Wirkung auf uns. Woher kam dies? Ist die Vaterlandsliebe und Freiheitsfreude in der Brust eines jeden guten, ehrlichen Menschen ein so starkes, glühendes Gefühl, daß es wie die Sonne die Macht hat, auch die dunkelsten Wolken zu zertheilen? Der Gedanke, daß daheim jetzt tausend und abertausend Fahnen gehißt wurden, die Nationalhymne über Berg und Thal, Land und Strand, Dorf und Stadt klang, daß sie von Alt und Jung, Arm und Reich gesungen wurde, war so weit davon entfernt, niederdrückend auf uns zu wirken, daß wir im Gegentheil schon eine geraume Zeit, ehe der große Tag anbrach, eifrig damit beschäftigt waren, herauszufinden, wie wir diesen Tag auf unserm hohen Breitengrade am würdigsten und imponirendsten feiern könnten. Deshalb sah man jetzt an Bord nur frohe, eifrige Gesichter. Ein Festcomite wurde gewählt und folgendes Programm für die Feier ausgearbeitet und angenommen:

»Morgens 8 Uhr Wecken durch Orgelmusik und 1 – ein – Schuß der Salutbatterie.

»Um 11 Uhr Zug mit Fahnen vom Schiffe nach dem nächsten Eishügel und wieder zurück. Sämtliche Theilnehmer müssen sich mit ihren respectiven Fahnen und Abzeichen einstellen. Beim Auflösen des Zuges Salut von der Batterie.

»Um 1 Uhr Festmahl mit Reden zu Ehren des Tages und Tafelmusik.

»Um 4 Uhr Preisschießen, sodann Sportbelustigungen und gymnastische Productionen.

»Abends gesellige Zusammenkunft mit Punschbowle, Violinspiel und Reden.«

Ein so großartiges Programm verdiente, Glück zu haben, und hatte es auch. Der Freiheitstag brach mit herrlichem Sonnenschein bei nur 14° Kälte an. Das Festcomité stand früh auf, um noch im Salon wie im Freien die letzte Hand an die getroffenen Arrangements zu legen, und zur bestimmten Zeit setzte der »Siebzehnte-Mai-Festzug« sich in Bewegung.

Kapitän Sverdrup marschirte mit einer großen norwegischen Fahne an der Spitze, dann kam Scott-Hansen mit der Standarte der »Fram«. Mogstad saß stolz auf einer von einem Bärenfelle bedeckten Kiste auf einem Schlitten, der von den sieben ältesten der jungen Hunde gezogen wurde; vor sich hatte er eine Fahne, Scott-Hansen's Banner, aufgepflanzt, die aus zwei rothen Taschentüchern zusammengenäht worden war und auf der wieder auf Papier auf blau und weißem Grunde ein »Horizont«, ein Sextant, ein Kompaß und eine Quecksilberflasche kunstvoll abgebildet waren. Ihm folgte Jacobsen mit seiner ebenfalls rothen Fahne, auf die ein in Messing gepreßter Löwe mit einer Axt in den Pranken genäht war. Amundsen und ich führten unser »Bezirksbanner«, ich war außerdem mit Gewehr und Säbelbajonnet auf dem Schneeschuostocke bewaffnet. Dann kam Petterson mit der Fahne der Mechaniker, die als Emblem einen Kugelregulator zeigte. Den Zug schlossen Blessing mit seinem photographischen Apparate und Bentsen, der mit seiner Harmonika das Lied »Ja, wir lieben dieses Land« kräftig und begeistert über die Eisfelder der Polarwüste erschallen ließ.

Oben auf dem Eishügel wurden sämtliche Fahnen aufgepflanzt, und in einigen herzlichen Worten mit einem dreifachen Hurrah des Vaterlandes gedacht, worauf uns Messing in diesem feierlichen Augenblick alle zusammen aufnahm. Darauf zogen wir wieder nach der »Fram«, wo wir von neuem photographirt wurden und dann ein vierfaches Hurrah für Nansen und Johansen ausbrachten, mit dem herzlichen Wunsche, daß sie, wo sie jetzt auch seien, Glück und Erfolg haben möchten.

Um 12 Uhr dröhnte der Salut zu Ehren des Tages in zehn gewaltigen Schüssen aus den Kanonen der »Fram«. Dann gingen wir für eine Stunde an Bord, um das Festmahl einzunehmen, das sich wahrhaftig auch nicht zu schämen brauchte. Es gab Makrelen, Zunge, kleine Würste mit Blumenkohl, Reis mit Eingemachtem, Milch und für jeden eine halbe Flasche Malzextract. Außerdem überraschte uns Dr. Blessing beim Essen noch mit einem echten, veritabeln norwegischen Schnaps, indem er unter allgemeinem Jubel eine ganze Flasche zehn Jahre alten Kornbranntwein auf den Tisch stellte. Dies erhöhte die Feststimmung unbeschreiblich und löste in demselben Grade die Zungenbänder. Des Vaterlandes, der Familie, der Freunde und Bekannten wurde durch die Bank gedacht und bei jedem irgendwie officiellen Toaste mit zwei Schüssen salutirt. Es ging in der That sehr hoch her! Nach Tisch Kaffee mit einer Cigarre und dann ein Mittagsschläfchen.

Um 4 Uhr fing das »Volksfest« mit Preisschießen, Seiltanzen auf einem straff gespannten Seile u. dgl. an. Für das Schießen waren nicht weniger als sechs verschiedene Preise, für das Schwungbrettspringen vier, sowie ein aus 15 Mandeln Eier bestehender »Damenpokal« und schließlich für die besten Leistungen auf dem gespannten Seil drei Preise ausgesetzt worden. Die Hauptpreise bestanden aus Champagner und Cognak mit zwei und drei Sternen.

»Hattet ihr denn solch feine Waaren an Bord?« wird man mich fragen. Darauf kann ich ruhig mit »Nein« antworten. Die Preise waren alle miteinander »Wechsel auf unbestimmte Sicht«. Sie sollten nämlich erst bei der Ankunft in Norwegen eingelöst werden. Nun ja, »Versprechen ist ehrlich, Halten beschwerlich«, wie geschrieben steht. Als wir erst wieder in einen norwegischen

Hafen eingelaufen waren, hatten wir alle wahrhaftig an anderes zu denken, und sowol die Preisgewinner wie die andern erhielten übrigens so oft und so reichlich Champagner und Cognak, daß gewiß keiner daran dachte, seine Forderungen in Erinnerung zu bringen.

Doch wieder zurück zu dem 17. Mai und unserm Volksfeste.

Das Schießen verlief ausgezeichnet. Mogstad war so glücklich, den ersten Preis, zwei Flaschen Champagner, zu gewinnen, und Sverdrup erhielt den zweiten. Ein bescheidener 5. Preis, aus einer Flasche »Zukunfts-Cognak« bestehend, fiel auf mich.

Das Hauptvergnügen des ganzen Volksfestes war jedoch unstreitig das Seiltanzen. Von der Vorderschanze der »Fram« bis zu einem in einiger Entfernung vom Schiffe auf dem Eise aufgestellten Bocke war ein Tau gespannt und mit einem Eisanker weiter hinten über einer doppelten Talje festgemacht worden, die uns erlaubte, das Seil nach Belieben straff zu ziehen. Als Balancirstange gebrauchten die Herren Seiltänzer ein zweiblättriges Ruder, und nun ging es los, vom Vorderdeck der »Fram« bis zum Bocke.

Bei den meisten war es wirklich ein Schauspiel für Götter. Was sie auch in ihrer Jugend gelernt haben mochten, Aequilibristik war offenbar nicht darunter gewesen. Wenn sie zum größten Spaße der andern die tollsten Wendungen und Drehungen gemacht und mit den Füßen nach allen vier Enden der Welt ausgeschlagen hatten, um dann schließlich, pardautz, auf ihr Hinterende zu fallen, gab es allemal ein brüllendes Gelächter. Alle waren jedoch nicht gleich klotzig, Mogstad und Jacobsen, die den zweiten und dritten Preis eroberten, konnten sogar für ganz respectabel gelten, und der Gewinner des ersten Preises, Kapitän Sverdrup, legte eine solche Sicherheit an den Tag, daß man hätte glauben können, er sei früher als Seiltänzer aufgetreten. Er balancirte über das ganze Seil mit einer Eleganz, die allgemeine Bewunderung erweckte.

Leider sollte dieses so nett begonnene »Maifest« für mich persönlich ein nichts weniger als angenehmes Ende nehmen.

Als wir zur nächsten Nummer des Programms, dem Schwungbrettspringen, übergangen, sollte ich starten, hatte aber das Unglück, auszugleiten und mir die rechte Hüfte ganz abscheulich zu verrenken. Um den andern nicht das Vergnügen zu stören, blieb ich sitzen und sah zu, doch als wir uns wieder an Bord begaben, mußte ich gestützt werden. Ebenso mußte ich beim Zubettgehen Hülfe haben, und am andern Tag war die Hüfte steif und schmerzte sehr. Nach einigen Tagen war ich einigermaßen hergestellt, sodaß ich unter Beobachtung einiger Vorsicht meinen täglichen Pflichten wieder genügen konnte.

Von diesem Vorfall abgesehen, verlief unser Fest durchaus vorzüglich. Abends wurden die Namen der verschiedenen Preisträger unter vielem Jubel und großer Heiterkeit am Punschtische vorgelesen. Toaste, Gesang, Violinspiel und Drehorgelmusik wechselten bis 2 Uhr morgens miteinander ab, und alle waren einig, daß dieses Maifest im höchsten Grade dazu beigetragen habe, uns aufzufrischen und den Trübsinn zu verscheuchen, der sich infolge der Einförmigkeit des täglichen Lebens, sowie der oft wenig hoffnungsvollen Aussichten auf die Drift im Sommer wie eine schwere dunkle Wolkendecke auf uns herabgesenkt hatte.

Augenblicklich waren übrigens die Verhältnisse ganz dazu angethan, uns bei guter Laune zu erhalten. Das Wetter war andauernd wunderschön und der Wind gut. Die Temperatur stieg bis auf -10° . Wir machten uns daran, das Deck ganz von Eis und Schnee zu säubern. Die Hunde erhielten ihren Reisepaß aufs Eis hinaus, und als wir nun 11 Mann hoch mit Schaufeln, Spaten und Besen an die Arbeit gingen, dauerte es gar nicht lange, bis wir wieder in dem heiter strahlenden Sonnenschein auf dem leeren, reingescheuerten Deck spazieren gehen konnten. Dann

kam die Reihe an das Nachsehen des Proviants unten im Raume und im Depot auf dem Eishügel. Der draußen befindliche Vorrath wurde wieder an Bord gebracht und auf dem Vorderdeck aufgestapelt, denn wir fürchteten, er möchte draußen unter der steigenden Temperatur leiden, da er dort der Sonne direct ausgesetzt war. Aber auf Deck mußten wir ihn lassen, damit wir ihn vorkommendenfalls schnell wieder auf das Eis flüchten konnten.

Es war nun schon lange her, seit wir eine Gelegenheit, Eisbären zu schießen, gehabt hatten, und nach unsern Erfahrungen vom vorigen Sommer mochte es noch eine Weile dauern, bis sich wieder Gelegenheit dazu bieten würde. Doch unser Vorrath an frischem Fleische war gänzlich zu Ende, und das Einzige in dieser Hinsicht, worauf wir einstweilen unsere Hoffnung setzten, war, daß wir vielleicht auf Vögel stoßen könnten. Schneeammern und Eismöven hatten sich schon gezeigt, aber etwas zu schießen, war uns noch nicht geglückt. Es kam vor, daß sie uns schußgerecht waren, wenn wir dann aber nach Gewehren und Munition hinunterliefen, schwupp, waren die Canaillen weg! Später brachten wir die nothwendigen Schußwaffen mit Zubehör oben auf Deck unter, um sie gleich bei der Hand zu haben.

Beim Durchsehen des Proviants stellte sich eine bedauerliche Thatsache heraus: wir mußten anfangen, mit dem Taback sparsam umzugehen. Von nun an bekamen wir von diesem, eigentlich unserm einzigen Genußmittel pro Mann ein bestimmtes Gewicht für den Monat. Es war hart, mußte aber sein.

Am 11. Juni zeigte das Thermometer zum erstenmal in diesem Jahre über Null. Wir hatten vorher zum Theil starke Schneefälle gehabt. Diese in Verbindung mit der Wärme machten das Eis porös und bildeten zugleich eine Unterlage von Wasser, die Ausflüge beinahe unmöglich machte. Jetzt, in der hellsten Zeit, ausschließlich auf ein enges Schiffsdeck angewiesen zu sein, war durchaus kein Vergnügen.

Unsere liebe »Lina« hatte sich seit einiger Zeit ziemlich wankelmüthig gezeigt. Trieben wir einen Tag nach Norden, so trieben wir gewöhnlich den nächsten Tag wieder dieselbe Strecke zurück. Solche verdrehte Wirthschaft konnte selbst eine bewährte Geduld auf die Probe stellen; aber wir kamen auch darüber hinweg und sagten wie das alte Weib, als es den Tisch mit der Katze scheuerte: »Du mußt es dir gefallen lassen, Mieze.«

Nachdem die Säge mit vieler Mühe angefertigt und das Eichenholz mit nicht weniger Mühe geschnitten worden war, ging es mit voller Kraft daran, Schlitten und Schneeschuhe in Stand zu setzen.

In dem Eise rund um das Schiff herum sowie in der Nähe hatten sich große Rinnen, und Risse gebildet. In diesen konnten leicht Pressungen entstehen, die für das Schiff verderbenbringend werden konnten. Es galt deshalb, auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein. Aus demselben Grunde wurde auch eines der großen Schiffsboote auf das Eis gebracht, um uns als vorläufiger Aufenthaltsort zu dienen, falls der »Fram« etwas zustoßen sollte.

Am 20. Juni schoß ich eine Lumme. Ich servirte sie Kapitän Sverdrup gebraten zum Frühstück. Es war das erste frische Fleisch seit langer Zeit und als solches ein doppelter Leckerbissen. So klein der Vogel war und so gut er ihm auch schmeckte, konnte es Sverdrup doch nicht übers Herz bringen, ihn allein zu verzehren, sondern bestand darauf, ihn mit uns zu theilen. Es zeigten sich im ganzen recht viele Vögel, aber wir hatten durchgehends Pech mit dem Erlegen, und erst am 7. Juli hatten wir so viele geschossen, daß wir an diesem Tage, einem Sonntage, gebratenes Geflügel zu Mittag essen konnten. Das war ein Fest für uns, die seit einem halben Jahre kein frisches Fleisch gekostet hatten!

Die am 22. Juni angestellte Beobachtung ergab, daß wir uns jetzt auf $84^{\circ} 31'$ nördlicher Breite befanden. In vier Monaten waren wir also im ganzen $28'$ nach Norden vorgerückt. Das war allerdings nicht sehr ermuthigend, aber wir mußten hoffen, daß die letzte Hälfte des Sommers und der Herbst besser sein würden. Der nächste Tag war ja der Vorabend des Johannisfestes und der darauffolgende der Johannistag, der zweite Jahrestag unserer Abreise aus der Heimat. Möchte es eine gute Vorbedeutung sein!

Neuntes Kapitel.

Johannisfest. Wintervorbereitungen.

Man denke, schon zwei Jahre!

Man sollte meinen, daß es uns vorgekommen sein müßte, als wollten die zwei Jahre, die wir in dieser, wenn auch freiwilligen Absperrung von der Außenwelt und den Annehmlichkeiten der Civilisation zugebracht haben, gar kein Ende nehmen.

Doch dem war nicht so. Wir fanden vielmehr, daß die Zeit merkwürdig schnell vergangen war, so schnell, daß man, wie man zu sagen pflegt, nicht weiß, wo sie geblieben ist. Und wenn wir auf diese zwei Jahre zurückblickten, mußten wir trotz alles Mißmuthes und aller Niedergeschlagenheit, die uns bisweilen gequält hatten, einräumen, daß die Expedition bisher im großen und ganzen glücklich verlaufen war. Wir waren schon weiter nach Norden dem großen Ziele aller Polarforscher, dem Pole, entgegen vorgedrungen als irgend jemand vor uns. Von Krankheit waren wir merkwürdigerweise die ganze Zeit über verschont geblieben, was wol in erster Linie unserer eigenen gesunden Constitution, dann aber auch dem frischen, arbeitsamen Leben, das wir führten, und *last not least* der Lebensweise an Bord zu danken war.

Den Skorbut, diesen gefährlichen Feind der Seeleute, den man bisher gewohnheitsmäßig als ein unvermeidliches Uebel betrachtete, in das man sich mit Geduld finden und gegen das man nach Kräften mediciniren müsse, diesen Feind hatte Nansen sozusagen »umgebracht « durch die sorgfältige Auswahl des Proviants, den großen Nährwerth der Lebensmittel, die gute Zubereitung und die beständige Abwechslung, die unsere Mahlzeiten dank seiner Fürsorge boten – denn auch die Verdauungsorgane bedürfen der Abwechslung. Die Fram-Expedition hat thatsächlich bewiesen, daß man sich den Skorbut fernhalten kann. Dann dürfen aber die Herren Rheder ihren Schiffsbesatzungen eigentlich nicht mehr solchen Schweinefraß von halbverfaultem Pökelfleisch und »lebendigem« Schiffszwieback zumuthen, und diese dürfen sich so etwas nicht mehr gefallen lassen, was ja noch heutzutage, wenn darin auch eine kleine Besserung eingetreten ist, leider so manchem norwegischen Seemann Magen und Gesundheit ruiniert!

Doch zurück zum zweiten Jahrestage unserer Abreise und dem Johannisfeste.

In Anbetracht des Glückes, das ohne Zweifel die Expedition diese beiden Jahre hindurch begleitet hatte, wurde der Beschluß gefaßt, daß wir den Vorabend und den Johannistag selbst in entsprechend würdiger Weise begehen wollten. Auf meine Leser macht es vielleicht den Eindruck, als wären wir geradezu darauf versessen gewesen, an Bord Feste zu veranstalten. Man mag es mir aber glauben, daß, wenn ein wirklicher Anlaß wie dieser gegeben war und nichts

Gesuchtes oder Gemachtes darin lag, es in der That kein glücklicher und sicherer wirkendes Mittel als dieses gab, die allgemeine Stimmung zu heben und nutzlose Sehnsucht und gefährliche Grübeleien zu verscheuchen, die sich bei uns gern einnisteten und uns die Sonne guter Laune verdunkelten. Und nichts war so geeignet wie dieses, uns zu frohem Muthe zu erheben und daran zu erinnern, daß wir für eine Aufgabe zu leben, für ein Ziel zu kämpfen hatten, und zwar nicht nur um unserer eigenen Ehre, sondern auch um der Ehre unsers Vaterlandes willen.

Ja, wir wollten das »Fest des Lichtes« begehen, es mit Aufbietung aller Mittel und Kräfte, die uns zu Gebote standen, feiern. Es wurde sofort ein Festcomité gewählt, das aus Scott-Hansen, Amundsen und mir bestand. Wir machten uns gleich daran, das Programm aufzustellen und die Vorbereitungen in die Hand zu nehmen.

Das Programm war folgendes:

»Am Vorabend des Festes wird ein mächtiges Johannisfeuer abgebrannt, und am Johannistag morgens Schlag 8 Uhr werden alle mit einem Schusse von der Salubatterie und mit Orgelmusik geweckt.

»Vormittags 10 Uhr Preisschießen und, falls das Eis kein Hinderniß in den Weg legt, Wettrudern. Darauf Festdiner und Kaffee. Dann ein Mittagsschläfchen.

»Abends präcis 9 Uhr in dem neuen, eleganten, mit allem Comfort ausgestatteten Theater erstes Auftreten des berühmten Negerkomikers Hannibal Nicodemus Nebukadnezar Zebedäus (Scott-Hansen), des bekannten Humoristen und Liedersängers Ohlsen (Amundsen), des Gelegenheitssängers Lasse (Pettersen) und des phänomenalen Coupletsängers Tone Oetarisen (*meine Wenigkeit*).

»NB. Das Wettrudern findet in der Bucht von Frognerkilen, das Preisschießen auf Grasholm¹⁴ statt.

»Nach Schluß der Theatervorstellung wird auf dem Vorderdeck getanzt, und dann steht die Bühne Sängern und Rednern zur Verfügung.«

Wie man sieht, waren es keine Kleinigkeiten, zu denen wir einluden; doch um ein so umfassendes Programm durchführen zu können, mußten wir auch unsere Findigkeit aufs äußerste anstrengen und ernstlich ins Zeug gehen.

Aus allerlei sonst zu nichts brauchbaren, dafür aber um so brennbarern Dingen errichteten wir auf einem Eishügel in der Nähe des Schiffes einen gewaltigen Scheiterhaufen. Damit er wirklich prachtvoll auflodern könne, begossen wir ihn mit Theer. Dann wurden die beiden Großboote der »Fram« in eine Rinne gebracht und die Bahn für das Wettrudern abgesteckt. Das Vorderdeck wurde auf Backbord frei gemacht, mit Segeln bekleidet, mit Flaggen und Fahnen geschmückt und zu einem neuen, eleganten, mit allem Comfort ausgestatteten Theater umgestaltet. In dem Halbdeck auf derselben Seite hatten wir gratis die allervorzüglichste Bühne, die Beleuchtung besorgte eine Petroleumlampe, und als Garderobe und Frisirsalon diente das Kartenhaus. Wie man sieht, hatte das Festcomité unter großartigen Verhältnissen zu arbeiten, und wir hatten deshalb auch alle zusammen reichlich zu thun.

Am Vorabende des Johannisfestes gab ein Kanonenschuß um 8 Uhr abends das Signal zum Anzünden des Scheiterhaufens. Er flammte mit einem male heftig auf. Der Rauch wurde vom Winde in dichten, gewaltigen Massen in der Richtung nach Franz-Joseph-Land fortgetrieben, gleich einem Grube von uns an Nansen und Johansen, die, wie wir glaubten, sich jetzt, so lange nach ihrer Abreise vom Schiffe, in jener Gegend befinden mußten.¹⁵

Das Johannisfeuer sah wirklich großartig aus, als es flammend und knisternd zu dem sich röhrenden Abendhimmel emporloderte und die Eisfelder mit einem sprühenden Funkenregen überschüttete. Wir stellten uns in einer Gruppe um den Holzstoß auf und wurden so von Blessing photographirt. Dann gingen wir wieder aufs Schiff, aßen gut zu Abend, unter anderm unser norwegisches Nationalgericht, Buttergrütze, setzten uns dann um eine dampfende Frampunsch-Bowle und verbrachten einen sehr gemüthlichen Abend, lebhaft in Anspruch genommen durch das große Programm für den folgenden Tag.

Dieser fing mit demselben schönen Wetter an, das wir tagsvorher gehabt hatten. Nach dem Frühstück wurde mit dem Schläge 10 Uhr zum Wettrudern aufgebrochen. Scott-Hansen und Juell sollten in dem einen Boote mit langen Rudern, Bentsen und Hendriksen in dem andern mit kurzen Handrudern rudern. Beide Boote wurden gut gerudert, aber die Handruder kamen zuerst ans Ziel und gewannen den Preis (10 Kronen = 11 M. 25 Pf.), den Kapitän Sverdrup ausgesetzt hatte. Der eifrige, äußerst spannende Wettstreit wurde sowol von den Kampfrichtern wie von dem zahlreichen Publikum mit lebhaftem Interesse verfolgt und die Sieger wurden mit donnerndem Beifall belohnt.

Als dritte Nummer des Programms sollte ein Preisschießen stattfinden, wurde aber der schon weit vorgerückten Zeit wegen im letzten Augenblick von der Liste gestrichen. Wir zogen vor, unser Festmahl in Ruhe und Gemüthlichkeit zu verzehren und uns dann zu dem großen anstrengenden Programm des Abends durch einen ordentlichen Mittagsschlaf zu stärken. Schon eine gute Stunde, bevor sich das Theater mit einem zahlreichen, festlich gekleideten Publikum füllte (man konnte darunter eine Menge Notabilitäten der »Fram« sowie viele Vertreter der Presse, der Kunst und Literatur bemerken), hatten wir, die Auftretenden, eine Heidenarbeit gehabt, uns zu costümiren, zu frisiren und gehörig herauszuputzen. Da ich programmäßig erst später auftrat, half ich den andern beim Ankleiden. Unsere hauptsächliche Schminke war – Holzkohle, und mit den Costümen halfen wir uns, so gut es ging. Bald konnte Scott-Hansen als ein ausgezeichnete Negerkomiker auftreten; Amundsen war mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ein ungemein realistischer Lazzarone geworden, und einen natürlichern reisenden Handwerksburschen als Petterson trifft man auf keiner Landstraße.

Als alles so weit fertig war, daß die Vorstellung beginnen konnte, wurde das Publikum aufgefordert, sich einzufinden und Punschbowle und Pfeifen mitzubringen (so gemüthlich hat man es nicht in allen Theatern!). Mogstad »versammelte sich« mit seiner Violine als Orchester vor der »Lampenreihe«, und das Publikum nahm seine respectiven Plätze ein.

Es war bestimmt, daß das Vergnügen mit einem Prolog über die Bedeutung des Tages eröffnet werden sollte, welchen Auftrag ich bekommen hatte. Das Mogstad-Orchester spielte eine Ouverture; dann trat ich vor, etwas vom Lampenfieber befallen, das mich aber gleich verließ und einer wirklich gerührten Stimmung Platz machte, als ich auf allen Gesichtern las, wie vergnügt sie waren über unsere bescheidenen Anstrengungen, ein wenig Leben in die Bude zu bringen.

Ich möchte um die Erlaubniß bitten, die Worte, die ich bei dieser Gelegenheit sprach, hier anführen zu dürfen. Nicht daß sie etwas besonderes wären, sondern weil sie ausdrücken, wie wir alle miteinander zu dieser Zeit die Expedition betrachteten und wie wir über Nansen's und Johansen's Schicksal dachten. Sie lauteten nach den Aufzeichnungen in meinem Tagebuche folgendermaßen:

»Kameraden!

»Von allen Johannisfesten wird dieses wol am höchsten im Norden gefeiert.¹⁶ Laßt es uns deshalb mit Glanz feiern, laßt es uns so feiern, daß es nie aus unserer Erinnerung entschwindet!

Laßt uns heute Abend so tief wie möglich in die Vorrathskammer der guten Laune greifen, um die trübe Stimmung des Polarlebens zu ersticken! Heute ist ja auch die zweite Wiederkehr des Tages, an dem wir die Anker lichteten und uns dem Schicksal überlieferten. Wir können uns zu dieser Stunde auch wol Nansen und Johansen sicher an Land denken, vielleicht auch auf irgendeinem Walfischfängerschiffe auf dem Wege nach der Heimat, mit staunenswerthen Resultaten. Heute ist das Fest der Laubhütten; aber, meine Herren! Sie müssen das Festcomité entschuldigen: es hat kein Laub auftreiben können. Wir müssen es denen daheim überlassen, wie wir es ihnen auch überlassen müssen, sich auf grünem Rasen unter schattigen Bäumen zu tummeln. Unser Tummelplatz sind die Schnee- und Eisfelder der Polarregion. Wir athmen ihre bacillenfreie Luft ein und sind damit zufrieden. Laßt uns unsere Gläser auf das Johannisfest, auf Nansen und Johansen und auf unsere Lieben in der Heimat leeren!«

Dieser Toast wurde mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen. Wir sangen: »Daheim, ach daheim, da lebte es sich gut«, und dann fing die Vorstellung an.

Amundsen trug ein nettes Lied vor und machte seine Sache vortrefflich; dasselbe war auch bei Scott-Hansen und bei Petterson's »Bruder Straubinger« der Fall.

Nach beendeter Vorstellung gingen wir zum Tanze über. Damen hatten unsere Ballcavaliere allerdings nicht zur Verfügung, aber doch ging der Tanz, mit verschiedenen andern Erheiterungen abwechselnd, mit Lust und Leben über die Dielen. Der Abend währte bis 2 Uhr morgens, und die Stimmung war so urgemüthlich und lebhaft, daß das Johannisfest auf den sonnigen Abhängen in der Heimat wol auch nicht heiterer verlaufen ist als unseres hier im Polareise.

In diesem Sommer bildeten sich in unmittelbarer Nähe des Schiffes mehrere größere Rinnen, was im Jahre vorher nicht der Fall gewesen war. Nach den Erfahrungen, die wir jetzt von den Eispressungen in der Rinne um die »Fram« herum hatten, war das Erscheinen dieser größern Rinnen ein nichts weniger als beruhigender Anblick, und wir dachten mit bangen Ahnungen daran, was uns der Herbst und der Winter alles bringen mochten.

Um auf alles vorbereitet zu sein, selbst auf die schlimmste Möglichkeit – daß wir im Ernst unser Schiff verlassen müßten –, wurde während der Sommerszeit alle Kraft daran gewendet, eine genügende Anzahl Schlitten, Kajaks und Schneeschuhe anzufertigen und uns mit Zelten, Säcken für Lebensmittel und vielen andern Dingen zu versehen, deren wir im Falle einer Wanderung über das Eis bedurften.

Das Eis um das Schiff herum sah bald wie eine richtige Schiffswerft aus. Es wurde dort mit Säge, Axt und Hobel hantiert. Den Lärm, den die Arbeit der Zimmerleute und der Schreiner machte, accompagnirten die im Takt erschallenden Hammerschläge des Schmiedes. Als die Eichenstämme soviel als möglich verarbeitet waren, nahmen wir, wie schon erwähnt, das Petroleumboot auseinander und benutzten sein vorzügliches Material zu verschiedenen Dingen.

Außer den drohenden offenen Rinnen gab uns noch ein Umstand begründete Ursache zur Besorgniß: die »Fram« hatte seit den Pressungen im vorigen Herbst Wasser gezogen.

Das Leck war allerdings nicht von solcher Bedeutung, daß es unter gewöhnlichen Verhältnissen Anlaß zur Beunruhigung gegeben hätte. Aber da die »Fram« mit dem Vorderstevan höher lag als mit dem Achterende, sickerte das eindringende Wasser nach hinten und sammelte sich unten im Maschinenraume an. Es wurde deshalb dort eine Pumpe eingesetzt, mit der wir das Schiff vom Wasser befreiten. Augenblicklich war also noch keine Gefahr vorhanden. Aber das Leck war nun einmal da und bewies, daß die »Fram« trotz ihrer durch und durch soliden Bauart im Kampfe mit

den Eismassen doch Schaden genommen hatte. Wir waren dabei insofern machtlos, als wir durchaus nicht dahinter kommen konnten, wo das Leck eigentlich saß, und also auch nicht im Stande waren, es dicht zu machen. Man konnte ebensowenig wissen, wie es bei einem härtern Zusammenstoße mit den gewaltigen Mächten des Eises gehen würde.

Unter solchen Umständen konnten wir uns unmöglich sicher fühlen, doch ließ sich dabei nur eins thun: dem, was kam, mit aller Kraft entgegenzutreten.

Da wir glaubten, aus dem festen Eise herauskommen und die Maschine wieder gebrauchen zu können, wurde diese auseinander genommen und jeder einzelne Theil nachgesehen, gereinigt, geputzt und geölt, worauf sie wieder zusammengesetzt wurde, um in jedem Augenblick gebrauchsfertig zu sein. Ein ähnlicher Untersuchungs- und Reinigungsprozeß wurde auch mit der elektrischen Batterie vorgenommen.

In den Rinnen um das Schiff herum zeigten sich oft Narwale und Seehunde. Wir verschwendeten manchen nutzlosen Schuß an die Wale, bis wir durch Schaden klug wurden und einsahen, daß härtere Geschosse dazu gehören, um einen Walfisch zu tödten.

Wir wollten es nun mit Harpunen versuchen. Ein Fangboot wurde in die Rinne gebracht; Blessing saß hinten mit einer Flinte, und vorn stand Hendriksen mit einer Harpune. Aber es war gar nicht daran zu denken, auf Wurfweite an sie heranzukommen; dazu waren sie viel zu scheu.

Im übrigen vergeht die Zeit schnell mit allerlei Arbeit und dieser oder jener unerwartet hinzukommenden Thätigkeit. Eine solche fiel mir eines Tages durch unsere Eisthermometer zu, die sich erlaubt hatten, im Eise festzufrieren. Hier mußte mit List und Vorsicht zu Werk gegangen werden. Ich füllte die Löcher mit grobem Salz und bekam im Laufe des Tages die beiden obersten Thermometer heraus. Um auch das letzte, das am tiefsten hing, wieder zu erlangen, streute ich Ruß und Asche um das Loch, damit die Sonne stärker wirken und das Eis um das Thermometer herum allmählich zum Schmelzen bringen könnte. Mit Aufbietung eines guten Theiles Vorsicht und einer tüchtigen Portion Geduld gelang es uns, das Thermometer unbeschädigt aus dem Eise zu ziehen.

Blessing beschäftigt sich noch immer mit dem Entnehmen von Blutproben. Er hat es gethan, seit wir Chabarowa verlassen haben; er macht uns einen kleinen Einschnitt ins Ohrläppchen und »zapft« uns auf diese Weise das Blut ab.

Jeder hat seine bestimmte tägliche Arbeit. Ich habe Bentsen in der Küche abgelöst. Er hat nun angefangen, »Schuhe« (Unterkufen) für die Schlittenkufen bei schneefreier Bahn zu verfertigen. Bei dem nassen Eise im Sommer ist nämlich Holz besser als Aluminium und Stahl. Petterson ist damit beschäftigt gewesen, eine neue Art Harpunen zu schmieden, die nach den bisher mißglückten Versuchen dazu bestimmt sind, den Narwalen ernstlich den Garaus zu machen; außerdem schmiedet er große Nägel für die Schlitten. Als Material benutzt er Stahldraht, der früher zum Festbinden gebraucht worden ist, und der »Primus« dient ihm als Esse.

Während wir auf die Resultate der Petterson'schen Harpune warteten, hatten wir ein wenig mehr Glück mit den Seehunden, als uns bisher mit den Walfischen beschieden war. Auch die Seehunde waren ziemlich scheu, aber wir schossen dennoch ein paar, sodaß wir nun zwischen all den Conserven auch ab und zu ein bischen frisches Fleisch zu essen bekamen. Ich glaube nicht, daß Seehundsbraten daheim in unserm Vaterlande für ein besonders feines Essen gilt oder je gegolten hat, aber uns schmeckte er wie die delicatesten Krammetsvögel, und man hätte nur sehen sollen, mit welcher Gier wir über den köstlichen Braten herfielen, als er zum ersten male auf den Tisch kam.

»Lina«, unsere theure »Lina«, hatte seit ziemlich langer Zeit ihren Verehrern alles andre als Wohlwollen gezeigt und echt weiblichen Wankelmuth an den Tag gelegt. Bald wies sie in ihrer Laune nach dieser, bald nach jener Richtung, aber stets nach einer verkehrten. Die am 31. Juli angestellte Beobachtung ergab, daß wir seit Johannis wieder um 4 Minuten zurückgetrieben waren. Dabei war es unfreundliches Wetter, Regen mit Schnee gemischt und Schneegestöber.

Die Scholle um unser Schiff herum wurde immer mehr zerstückelt, und das Schiff fing an, sich mit dem Eise zu drehen. Es sah wirklich aus, als sei schon der Winter im Anzuge. Dies, in Verbindung damit, daß unser Leben in der freien Luft infolge der erbärmlichen Eisverhältnisse auf einen gelegentlichen Spaziergang auf Deck beschränkt werden mußte, trug nicht dazu bei, die gute Laune zu erhöhen, und die Stimmung an Bord war besonders wegen der drohenden Aussichten für den Winter oft nichts weniger als gehoben.

Ein Glück war es wenigstens, daß uns die Verhältnisse so viel Arbeit brachten, daß uns nur wenig oder gar keine Zeit zu Grübeleien blieb. Nachdem die Großboote auf das Eis gesetzt worden waren, kam die Reihe an das Göpelwerk, das auch an Land gebracht wurde, um das Schiff soviel wie möglich zu erleichtern, was bei einer Pressung von großem Nutzen sein konnte. Mancherlei andere Dinge, fertige Schlitten und Kajaks, Proviant u. s. w., wurden ebenfalls hinausgeschafft und auf dem größten Eishügel sicher befestigt, und alle möglichen Vorbereitungen wurden mit größtmöglicher Umsicht und Fürsorge getroffen. Für alle Fälle sollte auch an Bord der »Fram« ein Depot von Proviant und andern Ausrüstungsgegenständen errichtet werden, entsprechend dem, welches wir auf dem Eise hatten. Beide waren darauf berechnet, für mindestens 70 Tage auszureichen, und der Zweck dabei war natürlich, daß wir, wenn uns das eine verloren ginge, das andere in Reserve behielten.

Dreiundzwanzig Monate lang hatte unsere theure »Fram« im Eise wie in einem Trockendock gelegen. Eine Schattenseite hatte dies aber gehabt. Seit der gewaltsamen Pressung im letzten Herbst, die sie so heftig nach der Steuerbordseite hinüberdrängte, war das Schiff in derselben Neigung liegen geblieben. Ein jeder wird verstehen, wie unbehaglich diese »Schlagseite«, wie der seemännische Ausdruck lautet, für uns an Bord sein mußte. Sobald wir über Deck gingen, waren wir gezwungen, es im »Seemannsgange« zu thun. Natürlich war uns dies auch bei allen unsern Arbeiten ein böses Hinderniß; wir konnten kaum etwas aus der Hand legen, ohne befürchten zu müssen, daß es herunterfiele. Der Winkel, in dem das Schiff geneigt lag, betrug $6\frac{1}{2}$ Grad. Am 9. August ging jedoch darin eine Veränderung vor sich – vorläufig nur insofern, als wir »dasselbe auf andere Weise« bekamen.

Es riß nämlich die Eisscholle, die uns umschloß, dicht am Schiffe selbst. Sowie die Scholle barst, glitt die »Fram« auf der Steuerbordseite von dem hohen Eisstapel, auf dem sie gelegen, herab. Für die, welche sich in diesem Augenblicke draußen auf dem Eise befanden, war es ein imponirender Anblick, als die »Fram«, die so lange wie eine an ihrem Lager festgenagelte, todt Masse dagelegen hatte, plötzlich wieder Leben bekam und sich zu rühren begann. Und uns, die wir an Bord waren, klang es, als stoße sie einen Seufzer der Erleichterung aus, daß sie nun die Eisfesseln abschütteln, wieder dahingleiten und sich von ihrem eigentlichen Elemente umfassen lassen durfte.

Wir hatten nun an Steuerbordseite offenes Wasser. An Backbord hingegen lagen wir noch immer im Eise fest. Wir hatten jetzt die Schlagseite auf der entgegengesetzten Seite, aber doch nicht so schlimm wie vorher. Es war, als wenn der Eisriese mit der rechten Hand das Schiff hätte loslassen müssen, aber es nun noch mit der linken packte, um uns bis zum äußersten festzuhalten.

Wir begannen deshalb hin und her zu überlegen, wie wir uns auch die Schlagseite an Backbord

vom Halse schaffen könnten, und beschlossen zuletzt, es mit einer Dosis Pulver zu versuchen. Es wurde ein Versuch mit einer Ladung von drei Kilogramm angestellt, die an Backbord hinter dem Schiffe angebracht wurde. Scott-Hansen fuhr auf einem Prahm hinaus und zündete mit Hilfe einer elektrischen Batterie die Mine an. Es gab einen großartigen Knall, und Eisstücke und Wasser flogen und spritzten himmelhoch auf, aber der »Fram« fiel es nicht einmal ein, sich zu rühren. Noch hatte die Eisfaust ihren Griff nicht gelockert; es war nur ein schwacher Klaps, den sie bekommen.

Wir lachten alle, als wir dies sahen, wußten wir doch, daß hierzu andere Kugeln gehörten. Wir fingen schon an, alles für den nächsten Tag in Stand zu setzen, damit wir dann eine weit kräftigere Ladung anbringen könnten, als wir mit einem mal über einem schwachen Geräusche auffuhren, das rasch an Stärke zunahm. Scott-Hansen und Petterson, die draußen auf dem Prahm am Rande des Eises damit beschäftigt waren, den elektrischen Leitungsdraht einzuholen, mußten Hals über Kopf die Flucht ergreifen, denn das Eis war unter Lärm und Gepolter plötzlich gerissen: die andere Riesenfaust ließ ebenfalls los, und die »Fram« konnte frei und majestätisch ins offene Wasser gleiten.

Welch ein Anblick, sie nach so langer Zeit wieder in ihrem wahren Element schaukeln und ihre hohen Masten sich in dem klaren Wasser spiegeln zu sehen! Wir freuten uns alle wie kleine Buben, wenn sie im Frühling bei Thauwetter wieder Gelegenheit haben, ihre kleinen Schiffe auf den Pfützen schwimmen zu lassen. Es gab sofort muntere Thätigkeit durch das Hervorsuchen der Trossen und der Eisanker, mit denen das Schiff fest vertäut werden mußte.

Bei dieser Naturrevolution war jedoch große Verwirrung unter vielen unserer Habseligkeiten entstanden, die nun auf den losen Eisschollen forttrieben, die einen hierhin, die andern dorthin. Es gab tüchtig zu thun, bis wir sie alle wieder beisammen hatten, um so mehr, als wir auch gezwungen waren, mit unserm Depot von dem Eishügel umzuziehen. Doch die Freude über die Befreiung der »Fram« war so groß und so allgemein, daß uns all die viele Arbeit mit Lust und Liebe und unter beständigem Lachen und Scherzen von der Hand ging.

Was mich betrifft, mußte ich schnell mit Scott-Hansen das Haus mit den meteorologischen Instrumenten und das Beobachtungszelt, sowie die Instrumente für die Tiefseelothungen und verschiedenes andere, was noch zur wissenschaftlichen Ausrüstung gehörte, nach der neuen Scholle bringen, die wir gewählt hatten, als die alte in Drift gekommen war. Es war anstrengend, aber »das gehört zum Vergnügen«, sagte der Mann, als er an seinem Hochzeitstage Prügel bekam.

Ja, so sind wir Menschenkinder. Ein paar Tage schlechtes Wetter und eine Enttäuschung in Betreff der Drift konnten unser Gemüth oft derartig niederdrücken, daß wir uns alle Aussichten verschlossen sahen und ernstlich in Gefahr schwebten, in gänzlichen Stumpfsinn zu versinken, aus dem wir uns mit Gewalt aufrütteln mußten, damit die uns obliegende Arbeit gethan wurde. Bei einem Ereignisse wie dem eben erzählten aber war es, als zertheile sich die Nebelwand und alles läge hell und sonnig wie ein strahlender Tag vor uns.

Und dies war gut. Denn es war doch das erste Anzeichen dessen, was uns schließlich vorwärts und nach Hause führen sollte.

Beides in Christiania wohlbekannte Oertlichkeiten. Dies war noch nicht der Fall. Nansen und Johansen kämpften noch immer ihren Strauß mit dem Eise, wenn auch südlicher als die »Fram«. Nansen schreibt hierüber II, 157: »... und wir sitzen hier noch immer auf dem Treibeise, kochen und braten uns Seehundspeck, essen Seehundfleisch, bis uns der Thran vom Leibe tropft, und vor allen Dingen wissen wir nicht, wie schnell dieses Leben ein Ende nehmen wird! Vielleicht haben

wir noch einen Winter vor uns. Am allerwenigsten hätte ich geglaubt, daß wir jetzt hier sein würden.« Das war gerade das, was wir uns auch nicht gedacht hatten. So war es auch. Nansen und Johansen befanden sich zu dieser Zeit auf 82° 4,3' nördlicher Breite.

Zehntes Kapitel.

Der dritte Winter im Polareise.

Der Winter, dem wir jetzt entgegengingen, war der dritte im Polareise. Er erfüllte uns alle mehr und in ganz anderm Grade mit Furcht, als die beiden vorhergehenden es gethan hatten. Wir hatten das Gefühl, daß es in diesem Winter mehr Stürme, stärkere Niederschläge, heftigere Pressungen, kurz mehr zu bekämpfende Gefahren als bisher geben würde. Ferner sahen wir es nun als ziemlich sicher an, daß nahe im Westen irgendwo Land zu finden sein müsse, wenn wir auch nicht wußten, wo es lag oder wie weit es sich nach Norden erstreckte. Dieses Land war unserer Meinung nach von ungeheuern Gletschern bedeckt. Unsere Hoffnung war, daß wir es jetzt schon hinter uns hätten, denn sollte die »Fram« im Dunkel der Winternacht gegen dasselbe gepreßt werden, so würde sie damit trotz ihrer soliden Bauart dem Untergange geweiht sein.

Doch selbst wenn wir einer solchen Strandung entgingen, war das Zutrauen auf die Widerstandskraft der »Fram«, seitdem das Schiff zu lecken begonnen, nicht mehr so felsenfest wie früher; besonders da sie seit ihrer Befreiung aus dem Eislager immer noch fortfuhr, Wasser, und zwar nicht wenig, zu ziehen. Vorher war die Möglichkeit vorhanden gewesen, daß sie das Leck über der Wasserlinie hätte; nun hatten wir die Gewißheit, daß es irgendwo im Boden sein mußte.

Es galt also wirklich, seine Sachen in Ordnung zu haben, um in dem Augenblick, wenn die Anzeichen es geboten, zum Verlassen des Schiffes bereit zu sein. Schon jetzt – ich entnehme dies meinem Tagebuche vom 13. und 14. August – hatten wir jeder unsern Sack mit Zeug fertiggepackt auf Deck stehen. Schlitten, Schneeschuhe und Schneeschuhstöcke, Schneestiefel, Bärenspieße und vieles andere – alles war parat. Draußen auf dem Eise lagen die zwei Großboote und zwei andere Boote, theils um uns als Wohnung zu dienen, theils um das Schiff so viel wie möglich zu erleichtern, da die »Fram« mit ihrer Last an Kohlen und Proviant noch immer recht tief ging.

Was noch zu thun bevorstand, ehe wir uns für ganz bereit betrachten konnten, war das gründliche Ordnen der Proviantdepots. Hieran wurde mehrere Tage gearbeitet. Außerdem wurde alles, was an Bord als Sack und Tonne gelten konnte, mit Kohlen gefüllt und auf das Eis gebracht. Um dazu möglichst viele Fässer gebrauchen zu können, schütteten wir Dinge wie Oel, Salz und Thran in Kisten und Kasten.

Ich habe schon gesagt, daß der Gedanke an den bevorstehenden Winter uns ganz anders als früher mit Furcht erfüllte. Denn uns drohten nicht nur die äußern Gefahren! Selbst wenn uns

nichts zustieß, selbst wenn wir in dem kommenden Winter an Bord der »Fram« ebenso sicher waren wie bisher, würden wir selbst dann auch den Winter aushalten können? Würden wir dieses Leben zum dritten mal führen können, ohne geistig zusammenzubrechen? Ja, wüßten wir nur gewiß, daß es auch der letzte Winter wäre und es nach der Heimat ginge, wenn wir ihn hinter uns hatten!

Doch dessen konnten wir durchaus nicht so sicher sein. In lichten Stunden glaubten wir es, in düstern Stunden zweifelten wir daran. Und wenn dieser Zweifel uns ins Ohr flüsterte, dann war der Gedanke an die herannahende unvermeidliche Winternacht wie das Hinabstarren in einen ungeheuern schwarzen Abgrund, aus dem es keinen Ausweg gibt. Man muß wie wir zwei lange Polarnächte durchlebt haben, um das Grauen, mit der wir der dritten entgegensahen, von Grund aus verstehen zu können, und man darf uns darum nicht der Feigheit zeihen.

Arbeit – Thätigkeit für Hand und Kopf! Das war beständig die beste Arznei gegen die Grübeleien. Und noch hatten wir genug zu thun, glücklicherweise! Später, als beinahe alle wirkliche Arbeit erledigt war, wurde es schlimmer, zehnmal schlimmer!

Ein abscheulicher Eishügel, der seit dem »Stapellaufe« der »Fram« rechts vom Schiffe in nicht ganz gefahrloser Nähe trieb, machte Scott-Hansen und mir recht viel zu schaffen. Wir waren am 14. August den ganzen Tag damit beschäftigt, zwei unterseeische Minen, jede mit 8 Prismen Schießbaumwolle, für den Unhold vorzubereiten. Nachdem wir damit fertig waren, zwei Leinen mit Senkblei versehen und das neue Eis rund herum aufgebrochen hatten, vertheilten wir die Minen mit ihren elektrischen Leitungen unter dem Eise. Nun sollten wir losknallen. Die andern standen alle erwartungsvoll an Bord oder draußen auf dem Eise, um die Wirkung zu beobachten, Sverdrup und Blessing jeder mit einem photographischen Apparate bewaffnet, um den großen Augenblick der Explosion aufzunehmen.

Ich schloß den elektrischen Strom. Wir erwarteten ein gewaltiges Donneregepolter; aber – o weh! es kam nur ein erbärmlicher Knall gleich einem schwachen Pistolenschuß, und von einer Wirkung auf das Eis konnte gleich gar keine Rede sein.

Nachdem wir die Minen wieder hereingenommen hatten, stellte sich heraus, daß das Zündhütchen zwar explodirt war, jedoch ohne auf die Schießbaumwolle einzuwirken, die ganz unberührt geblieben, aber von dem eingedrungenen Wasser verdorben worden war.

Gut! Die Kameraden lachten uns natürlich aus, aber wir verloren darob den Muth nicht, sondern machten möglichst gute »Minen« zum bösen Spiel und erklärten, morgen sei auch noch ein Tag.

Der morgende Tag kam. Da legten wir eine Mine von 11 Prismen Schießbaumwolle. Da aber der Grund des Mißlingens unsers Versuches am Tage vorher darin gelegen hatte, daß die Schießbaumwolle kein Wasser vertragen konnte, steckten wir sie diesmal in wasserdichte Säcke und zündeten dann die Mine an.

Die Wirkung war großartig. Es gab einen Knall wie beim Kanonensalut am Geburtstage des Königs. Beinahe drei Viertel des Eishügels wurden losgesprengt und die Schollen rings umher in viele Stücke zerrissen. Eine andere Mine zur Sprengung der Reste des Eishügels konnten wir dagegen nicht zum Wirken bringen. Hier lag, wie sich später ergab, der Fehler in den Zündröhren.

Wir machten noch einige Versuche und hatten überhaupt viel Arbeit durch diese Minen, sowol beim Zurechtmachen wie bei ihrer Anbringung an Ort und Stelle. Man muß unter dem Eise hin eine Leine ziehen, wozu man es hier und da aufhacken und manch lästige Umwege machen muß. Darauf müssen die Minen an den Leinen bis an ihren Platz geholt und dort an beiden Enden

befestigt werden, und dann kommen noch die elektrischen Batterien mit allem, was dazu gehört.

Den letzten Versuch, den sechzehnten, machten wir mit einer Mine von 12 Prismen Schießbaumwolle. Diese brachten wir auch nicht zum Explodiren, weshalb wir neue Zündröhren einsetzten und dachten: »Das nächste mal wird es wol besser glücken.«

Aber am nächsten Tage hatten wir an anderes zu denken. Gegen 8 Uhr morgens, als wir noch in unsern Kojen lagen, wurden wir plötzlich durch den Ruf aufgeschreckt: »Die Scholle ist gerissen! Auf und bergt die Boote!«

Es war die Scholle, auf der wir, nachdem die »Fram« flott geworden war, unser Eigenthum in »Sicherheit« gebracht hatten. In dem Sturme des vergangenen Tages war sie ein ziemliches Theil kleiner geworden, und die Katastrophe stand bevor.

Das Alarmsignal des Wachhabenden bewirkte, daß wir alle schleunigst aus den Kojen in die Kleider fuhren. Wir zogen uns Hals über Kopf an, denn wir wußten, was auf dem Spiele stand, wenn wir die Boote, besonders das eine große Schiffsboot, verloren. Ich glaube, keiner von uns brauchte mehr als zwei Minuten, bis wir angekleidet und auf Deck waren. Die Toilette war zwar auch danach, aber kein Soldat konnte präziser als wir auf dem Platze sein, wenn die Alarmtrommel geschlagen wird.

Das Eis war an mehreren Stellen geborsten, auch gerade unter dem Großboote, das doch auf einem verhältnißmäßig großen Eishügel lag. So mußten wir uns denn trotz des unfreundlichen, pechfinstern Morgens daran machen, unsere Habseligkeiten nach andern, sicherern Stellen zu bringen. Solcher gab es übrigens bald nicht mehr viele. Das ganze Eisfeld schien immer weniger vertrauenswürdig zu werden. Aber auch diesmal konnten wir unsere Sachen noch bergen.

Gleichzeitig hatte das Eis mit Pressungen begonnen. Die Scholle um die »Fram« herum riß an mehreren Stellen mitten durch, und beim Zusammenpressen wurde das Schiff mehrmals emporgehoben, sank aber wieder, sobald das Eis nachließ.

Von einer Scholle zur andern springend, retteten Scott-Hansen und ich mit vieler Mühe die Leinen und das sonstige Zubehör unserer Sprengminen. Wir hatten schließlich alle eine Uebung im Balanciren auf Eisschollen erlangt, vor der man wirklich alle Achtung haben konnte, und hätten gewiß bald die Meisterprüfung bestehen können, falls es verlangt worden wäre.

Im Laufe des Vormittags legte sich die Pressung ein wenig, begann aber gegen 2 Uhr von neuem in heftiger Weise. Während der Nacht stieß das Eis unaufhörlich so an den Boden des Schiffes, als wären wir auf eine Unterwasserklippe gerathen. Die beiden Schiffspumpen wurden daher der Sicherheit halber heraufgeholt.

Inzwischen fiel das Barometer immerfort, und der Wind nahm zu, beständig aus derselben wenig angenehmen Ecke, aus der wir ihn nun schon eine gute Weile gehabt hatten. Am 20. August entstand ein Sturm, der allerlei Schaden anrichtete. Unter anderm nahm er das Sonnendach des Thermometerhauses mit und brach die Ständer durch, und die »Fram« begann, zwischen den Eisschollen nach allen Richtungen hin zu treiben. Damit wir uns nicht gar zu weit von der Scholle, auf der wir unser Depot hatten, entfernten, wurde das Schiff mit zwei Trossen am Eise festgemacht. Die draußen befindlichen Hunde waren jämmerlich anzusehen. Heulend liefen sie von Scholle zu Scholle, und erst spät am Abend waren sie so müde, daß sie sich hinlegten. Wir konnten nur eben ihre Rücken aus dem Schnee, der hoch um sie herumlag, hervorragern sehen.

Wir hätten am 20. eine Sonnenfinsterniß beobachten sollen, doch wurde nichts daraus. Das heißt, ein wenig bekamen wir davon zu sehen, aber weder den Anfang, noch das Ende. Immerhin noch

soviel, um constatiren zu können, daß unsere Chronometer sich mit der wahren Zeit in bester Uebereinstimmung befanden und folglich die bisher gemachten Beobachtungen hoffentlich alle richtig waren.

Es war bei einem solchen abscheulichen Wetter, wie wir es in diesen Tagen die ganze Zeit über hatten, sauer, draußen auf dem Eise arbeiten zu müssen. Am 21. herrschte z.B. das reine Hundewetter. Der Sturm heulte und pfiff um uns her, und das Schneegestöber peitschte uns das Gesicht. Aber hinaus mußten wir dennoch: Scott-Hansen und ich der meteorologischen Apparate wegen und Hendriksen, um einen Beutel zu holen, den er ausgehängt hatte, um darin Copepoden für Blessing zu sammeln, der selbst nicht ausgehen konnte, weil er in der letzten Zeit unpäßlich gewesen und sich deshalb ein wenig in Acht nehmen mußte. Bei dem heftigen Schneetreiben war es fast unmöglich, sich zu orientiren, da der Schnee uns wie mit Millionen von Nadeln in die Augen schlug und uns beinahe blind machte. Als wir endlich nach vielen Mühen wieder an Bord waren, merkten wir erst, daß wir bis auf die Haut durchnäßt waren – und dies bei einer Kleidung wie der unsern – so dicht und heftig war das Schneegestöber, und fein wie Mehl drang der Schnee überall durch.

Die »Fram« lag ungeachtet ihrer zwei Trossen und Eisanker noch immer nicht gut. Einige Tage später gingen wir deshalb alle Mann daran, sie in eine Bucht hinein und an eine feste Eiskante heran zu bringen. Das Unglück dabei war jedoch, daß die ganze Bucht mit so dickem Eise bedeckt war, daß wir darauf gehen konnten. Mit Hülfe des Spills und einer Talje an den Trossen und dadurch, daß wir das Eis vor dem Buge, so gut es uns möglich war, aufbrachen, brachten wir sie allmählich doch vorwärts. Es ging gut, wenn auch nicht schnell, und am Abend desselben Tages hatten wir schon eine hübsche Strecke zurückgelegt. Am nächsten Tage griffen wir das Werk frisch von neuem an und bedienten uns der Eissäge, um das Eis vor dem Buge zu zerschneiden. Schon um die Mittagszeit lag die »Fram« mit drei Eisankern sicher vertäut in der Bucht, einen schmalen Streifen neuen Eises zwischen sich und dem festen Eise.

Der eine Eisanker löste sich unter dem starken Winde in der Nacht auf den 4. September, und wir mußten gleich zuspringen, um ihn wieder zu befestigen und die »Fram«, die von der Eiskante abzutreiben begonnen hatte, wieder herein zu holen. Dann gingen wir daran, verschiedene Gegenstände, die noch auf unserm frühern Lagerplatze liegen geblieben waren, nach dem jetzigen zu bringen. Auch das zum Seehundfang bestimmte Boot und die Schmiede mit Zubehör wurden dorthin transportirt. Scott-Hansen und ich mußten ebenfalls verschiedene Umzüge bewerkstelligen, sowie das Aufstellen des Segeltuchzeltes, das umgeweht worden war, besorgen, sodaß es einige Tage Arbeit genug gab. Nachdem der Umzugstrubel vorüber war, kehrte jeder wieder zu seiner täglichen Beschäftigung zurück.

Ich habe schon erwähnt, daß die ausgewachsenen Hunde noch auf dem Eise waren. Nun ließen wir eines Tages auch unsere kleinen jungen Hunde hinaus, die Mogstad beaufsichtigte. Doch dieser Umzug aufs Eis bekam ihnen nicht gut. Sie wurden naß und schmutzig, als sie frei umherlaufen durften, und zwei bekamen abscheuliche Krämpfe, sodaß Mogstad alle Hände voll zu thun hatte, um sie wieder an Bord zu befördern. Ein paar brachten wir in den Salon hinunter, die andern legten wir auf Decken in eine warme Kiste, und die, welche die Krampfanfälle bekommen hatten, erholten sich auch allmählich wieder. Am Nachmittag wurde Wasser heiß gemacht, und Mogstad und Sverdrup badeten alle jungen Hunde, die dann in einen Sack mit Sägemehl gesteckt wurden bis sie ordentlich trocken waren. Hierauf wurden sie in einem andern Sack auf das Eis hinausgetragen, wo ihnen aus dem Schutzdache der Vordertreppe ein neues Haus zurecht gemacht worden war und wo sie ein gutes warmes Lager von Hobelspänen erhielten.

Am Tage darauf ließ Mogstad sie zum zweiten mal auf das Eis hinaus; aber dieses Bild hätte man sehen sollen! Sie waren nun so glänzend rein und hübsch, daß man sie kaum wieder erkannte. Und wie lebendig waren sie geworden! Sie hüpfen und tanzten und sprangen wie besessen umher. Einige von ihnen purzelten denn auch richtig in die Rinne, halfen sich aber selbst wieder heraus und das kalte Bad schien ihnen nach dem gestrigen warmen nichts zu schaden.

Im übrigen ging das Leben an Bord eine Weile seinen gewohnten Gang. Jeder that seine Arbeit, und immer gab es für alle genug zu schaffen. Eine Arbeit, von der die meisten von uns am liebsten befreit sein wollten, war der wechselweise umgehende Küchendienst. Einige konnten sich mit der Kocherei gar nicht aussöhnen, und diese Pflicht hatte im Laufe der Zeit manches mal zu privaten Reibereien oft ziemlich unangenehmer Art Veranlassung gegeben. Wir hatten unter uns nur einen einzigen, der die Küchenarbeit recht gern besorgte: Lars Petterson. Wir freuten uns deshalb alle, als mit seiner freiwilligen Zustimmung abgemacht wurde, daß er die Küche allein übernehmen sollte. Während einige der andern, wenn sie an der Reihe gewesen waren, dieses Geschäft nur so so lala und oft unter aller berechtigten Kritik besorgt hatten, trotzdem sie stets einen Mann zur Hülfe verlangt und auch bekommen, meinte Petterson, mit der Arbeit würde er recht gut allein fertig. Ja, er erbot sich sogar, in seiner freien Zeit noch für uns zu arbeiten, wenn wir etwas gethan haben wollten. Und zu seiner Ehre muß man sagen, daß dies keine Prahlerei von ihm war. Ohne auch nur eine Spur von Hülfe hielt er die Küche in einer so musterhaften Ordnung, wie es früher schwerlich je der Fall gewesen war, und ebenso war das Menü gut zusammengestellt und das Essen schmackhaft zubereitet. Das Allerbeste bei der ganzen Sache aber war, daß hiermit eine Quelle von Unruhe, Streit und unausgesetzten Reibungen für die Zukunft beseitigt worden war.

Ende August hatte sich der Wind endlich gedreht und war uns längere Zeit hindurch günstig. Die am 12. September angestellte Beobachtung ergab, daß wir den 85. Breitengrad feiern konnten. Es war dies kein so schlechtes Resultat für eine Zeit von vierzehn Tagen. Das Stimmungsbarometer, das während all des vielen Gegenwindes, all des schlechten Wetters und der Mühe und Arbeit, die wir eine ganze Weile gehabt, just nicht besonders hoch gestanden hatte, stieg auf einmal ganz großartig. Solche Gemüthsmenschen waren wir alle sammt und sonders, in verschiedenem Grade natürlich, durch die Macht der Verhältnisse geworden. Der einzige, bei dem sich nie eine sichtbare Veränderung zeigte, weder in der guten Laune noch im Wesen, war Kapitän Sverdrup. Er war und blieb stets derselbe ruhige, gleichmäßig freundliche, scharfblickende Mann. Es hatte fast den Anschein, als gäbe es gar nichts, was ihn aus dem Gleichgewicht bringen könnte. Ob es sich wirklich so verhielt oder ob nur die beispiellose Kraft der Selbstbeherrschung des Mannes ihn so erscheinen ließ, während er vielleicht ebenso litt wie wir andern, »innerlich« vielleicht sogar doppelt litt, darüber kann ich natürlich kein Urtheil abgeben. In jedem Fall blieb diese unerschütterliche Ruhe bewundernswerth.

Am 14. September verließ uns die Mitternachtssonne für dieses Jahr. Es werden nicht mehr als zwei, drei Wochen hingehen, bis sie uns auch den Tag über verläßt und für diesmal ganz von uns Abschied nimmt. So hoch im Norden, wie wir uns jetzt befinden, steigt die Sonne, sobald sie sich zum erstenmal sehen läßt, am Himmel sehr schnell in die Höhe, doch wenn sie diese Gegend im Herbste verläßt, geht sie auch ebenso hurtig wieder zu Thal.

So stand denn die lange Winternacht schon da, guckte in die halbgeöffnete Thür und fragte, ob wir bereit seien, sie zu empfangen. Ja, ja, es ließ sich wol nicht ändern? Wir waren gezwungen, sie zu empfangen, ob wir wollten oder nicht. Außerdem hatten wir uns selbst frei und unbeeinflußt in die Gewalt der Schrecken und der Gefahren des Polareises begeben. Niemand hatte uns damals dazu gezwungen, und deshalb mußten wir uns auch wie Männer in das finden,

was uns das Schicksal brachte. Da biß die Maus keinen Faden ab.

Während der folgenden Tage begannen Scott-Hansen und ich wieder allerlei beschwerliche Arbeit. Die beständige Unruhe im Eise hatte das Beobachtungshaus auf der neuen Scholle zerstört; wir mußten aber ein solches Haus haben. All die feinen Instrumente an Bord zu bringen, war nicht rathsam. Dort war viel zu viel Eisen, das einen störenden Einfluß auf sie ausgeübt hätte, und konnten wir draußen auf dem Eise einen guten sichern Platz für sie finden, so war es das Beste.

Wir gingen also ans Bauen und führten ein ordentliches, solides Haus mit Grundmauern von Eisblöcken auf. Scott-Hansen sollte der Baumeister sein und ich das Material herbeischaffen. Letzteres war eine gehörige Anstrengung. Die Eisblöcke, die wir zu den Grundmauern verwenden sollten, lagen in ziemlicher Entfernung von uns um einen Eishügel herum zerstreut. Dort mußte ich sie mit einer Axt nothdürftig behauen, dann auf den Schlitten aufschichten und mit einem Gespanne von sieben Hunden nach dem Bauplatze fahren. Es waren die schlechtesten Zugthiere, mit denen ich im Leben je zu thun gehabt habe. Da sie zu solcher Arbeit nicht abgerichtet waren, wollten sie alles andere lieber als ziehen. Sie begannen, sich vor dem Schlitten zu beißen, oder legten sich platt auf den Schnee nieder. Dann mußte die Peitsche herbei und über den Widerspenstigen geschwungen werden. Pfui, was für eine Wirthschaft! Ich hatte mehrere Tage lang mit diesem Eisfahren zu thun und muß gestehen, daß es eine Arbeit war, die unsere Kräfte und Geduld gehörig mitnahm. Schließlich leistete mir jedoch Kapitän Sverdrup gute Hülfe und später, am Vormittage des letzten Tages, halfen auch Hendriksen, Juell und Bentsen mit. Da ein Riß im Eise den Weg nach dem Eis-Steinbruch plötzlich unterbrochen hatte, mußten Hendriksen und ich einen andern suchen, den wir auch endlich jenseits einer Rinne fanden. Nun wurde die Geschichte aber noch schlimmer. Nach ein paar Fahrten mit den Hunden sahen wir ein, daß uns nichts weiter übrigblieb, als unsere Baumaterialien bis an die feste Eiskante zu tragen und erst dort auf den Schlitten zu laden, da wir sonst riskirten, Hunde und Schlitten in der Rinne verschwinden zu sehen. Hendriksen schleppte Eisblöcke, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann und ich hatte bei meinen Fahrten denselben Erfolg, denn, da wir nicht weniger als vier Mann mit Eis zu versorgen hatten, blieb zum Rasten keine Zeit. Aber um Mittag war das Haus endlich fertig. Wir pflanzten die norwegische Flagge auf dem Dache auf und weihten unser Haus feierlich mit einem Hoch auf den Baumeister und seine Gehülfen ein, in das die Hunde trotz ihrer Widerspenstigkeit einbegriffen wurden. Ich glaube aber nicht, daß sie unsern Edelmuth anerkannten.

Eine Arbeit, die uns tagtäglich viel Mühe machte, war das Lenzpumpen des Maschinenraums von dem Wasser, das dort durch das verborgene Leck beständig eindrang. Wir bedienten uns bei dieser Arbeit des Aschenhebers und des Ascheneimers. Unten im Raume stand Amundsen und schöpfte Wasser und Eis aus, das dann zwei Mann aufhißten und über die Rehling schütteten. Mit dieser Arbeit waren wir von früh morgens bis 5 Uhr nachmittags beinahe unausgesetzt beschäftigt; man sieht also, daß das Schiff nicht wenig Wasser zog.

Der 22. September war ein denkwürdiger Tag: es war die zweite Wiederkehr jenes Tages, an welchem wir im Eise einfroren. Scott-Hansen stellte am Nachmittag noch eine Beobachtung an, durch die wir erfuhren, daß wir uns nun auf $85^{\circ} 2'$ nördlicher Breite und $82^{\circ} 5'$ östlicher Länge befanden. Beide Begebenheiten feierten wir mit einer Bowle Punsch und waren den ganzen Abend sehr angelegentlich damit beschäftigt, mit Hülfe des Zirkels auf der Karte nachzumessen, wie weit wir in diesen zwei Jahren getrieben waren. Die Resultate, zu denen wir indessen kamen, waren gerade nicht aufmunternd, wenn man den langen Zeitraum, den wir dazu gebraucht hatten, mit in Anschlag brachte, und sie erschienen uns noch geringer, als wir in der Richtung, in der wir

weiterkommen sollten, den uns noch bleibenden Abstand nachmaßen. Das Einzige, worauf wir bauen konnten, war thatsächlich allein die Aussicht, im Sommer von der Dampfmaschine Gebrauch machen zu können, d.h., wenn wir in hinreichend große Rinnen gelangten, die sich in der gewünschten Richtung erstreckten. Sonst mochten, nach den bisher erreichten Resultaten zu urtheilen, noch zwei, drei Jahre vergehen, bis wir endlich aus unserm Gefängniß herauskamen!

Unser größter Kummer war und blieb jedoch das Leck der »Fram«. Es ging uns wie einem Manne, der eine noch nicht zum Ausbruch gekommene Krankheit mit sich herumträgt; er will nicht glauben, daß ihm wirklich etwas Ernstliches fehlt, aber die Symptome sind da und quälen ihn täglich. Obgleich wir so wenig wie möglich von diesem Leck redeten, fühlte doch jeder instinctiv, daß nicht nur er selbst, sondern auch die andern sich in Gedanken beständig damit beschäftigten.

Gegen Ende September fiel die Temperatur auf -25 °C. Infolge dessen wurde es nöthig, den Hunden, die sich bisher im Freien auf dem Eise aufgehalten hatten, ein ordentliches Obdach zu bereiten.

Dasselbe mußte mit der Schmiede geschehen, wo Petterson seit dem Zerreißen des Eises auch kein Dach mehr über dem Kopfe hatte. Jetzt mußte also erst hieran tüchtig gearbeitet werden. Für die ausgewachsenen Hunde bauten wir Hütten aus Proviantkisten. Wir stellten diese aufeinander und füllten die Zwischenräume mit Schnee aus, und für die jungen Hunde errichteten wir ebensolche Hütten aus dem Schirmdache der Vorderluke. Die Hütten wurden so warm, daß es drinnen nur -7° waren, wenn wir draußen -25° hatten.

Die Schmiede führte Petterson ebenso aus, wie wir kurz vorher das Beobachtungshaus erbaut hatten. Er war sehr stolz auf sein Bauwerk, als er damit fertig war, und freute sich außerordentlich darüber, daß er wieder unter Dach und Fach arbeiten konnte. Er nannte es »Polareis-Schmiede und Maschinenfabrik« und ließ diesen großartigen Namen auf ein gewaltiges Schild malen, das er über der Thür anbrachte.

Am 6. October zeigte sich die Sonne zum letzten mal, und die Winternacht begann. Als ein Mittel gegen unsern schlimmsten Feind in der Zeit der Finsterniß hatten Amundsen und ich uns dahin geeinigt, eine Art schriftlichen Gedankenaustausches über verschiedene Themata miteinander zu führen. Die Correspondenz sollte in ein Buch eingetragen werden, das dann einer von uns verwahrte. Als Gegenstand unserer Betrachtungen wurde unter anderm auch ein Vergleich zwischen frühern Polarexpeditionen und der unsern aufgestellt. Wir gelangten hierbei zu folgenden Resultaten:

»Keine Expedition ist so lange ohne Verbindung mit Land und ohne Verkehr mit andern Menschen gewesen. Keine ist so lange ohne frische Nahrungsmittel geblieben und hat eine so lange Polarnacht durchgemacht wie wir.«

»Doch dabei hatte trotzdem keine eine bessere Ausrüstung, bessern Gesundheitszustand und geringere Strapazen gehabt, und keine hat eine so hohe nördliche Breite erreicht wie wir oder solche wissenschaftliche Resultate aufzuweisen gehabt.«

Amundsen und ich fuhren mit diesem schriftlichen Meinungs-austausch bis tief in den Winter hinein fort und kamen beide zu der Ansicht, daß er uns in unsern melancholischen Stunden eine große Hülfe war. Es wurde von jetzt an immer offener, daß diejenigen, welche irgendwie geistige Interessen hatten, auf die sie zurückgreifen konnten, die größte Widerstandskraft gegen düstere Gedanken an den Tag legten. Diesen Wink gebe ich daher dem, der sich vielleicht an künftigen Expeditionen ähnlicher Art betheiligen will.

Am 7. October fand Jacobsen auf einem Schneeschuhausfluge einen Treibholzstamm, den er und Sverdrup auf einem Schlitten nach Hause beförderten. Der Stamm war ungefähr 2- ½ Meter lang und augenscheinlich aus der Lena-Mündung gekommen. Jedenfalls war es ein interessanter Fund.

Am 19. October ergaben unsere Beobachtungen, daß wir uns auf 85° 45' nördlicher Breite befanden. Die Temperatur betrug -29 °C. Um diese Zeit war die schlimmste Arbeit gethan, und wenn nicht etwas Besonderes vorfiel, was uns einmal einen Tag in Anspruch nahm, so benutzten wir die Zeit jetzt hauptsächlich zu Schneeschuhausflügen, um uns Bewegung zu machen, uns guten Appetit zu holen und – nicht zum wenigsten – den Tag hinzubringen und uns aufzuheitern.

Wir waren nun mit verschiedenen Kleidungsstücken gut versehen, nur mit den Handschuhen kamen wir zu kurz. Die wir von Hause mitgebracht hatten, waren längst dahin, und wir wußten uns weiter keinen Rath, als zu versuchen, aus alten Hosen und ähnlichem Material neue zu machen. Doch bald stellte sich heraus, daß solche Handschuhe bei der strengen Kälte gar nicht zu gebrauchen waren. Wenn wir die Fäuste zur Arbeit benutzten, ging es einigermaßen, und dann zogen wir sie auch an. Doch für unsere Schneeschuhausflüge und dergleichen nähten wir uns Fausthandschuhe von Wolfsfell, die wir infolge dessen auch als eine Art Promenadenhandschuhe betrachteten.

Am 25. October begann das Eis bedenklich unruhig zu werden. Es erhielt an Backbord einen so gewaltigen Riß, daß wir mit einer Anzahl unserer Sachen, die am meisten bedroht waren, wieder umziehen mußten. Die Bewegung hielt auch die folgenden Tage an; es bildeten sich mehrere Rinnen, und dann und wann gab es ziemlich starke Pressungen, und zwar dicht beim Schiffe. Sie waren nicht so heftig, daß wir uns veranlaßt gesehen hätten, aufs Eis zu flüchten, aber wir hatten doch alles bis auf unsere Schiffskisten an der Lenzluke bereitstehen und behielten das Eis beständig im Auge. Der Wind brachte die Eismassen jedoch ins Treiben, und die Pressungen hörten allmählich auf.

Der November kam, und mit ihm nahmen die Schneestürme ihren Anfang. Am 11. hatten wir einen aus Südsüdost, der mit einer Geschwindigkeit von nahezu 15 Meter in der Secunde wehte. Die Temperatur war bis auf -38° gesunken. Ein abscheulicher Tag! Die Musik, die uns am Morgen weckte, war das Heulen, Brausen und gellende Pfeifen des Sturmes im Takelwerk und in den Tauen, und steckten wir den Kopf aus der Salonthür, so schlug uns das Schneegestöber ins Gesicht, daß uns schier der Athem verging und wir unsere liebe Noth hatten, die Thür wieder zuzumachen. Es war, wie man sagt, ein Wetter, in welchem man keinen Hund vor die Thür jagen möchte. Doch für unsere Hunde schien es gar kein so fürchterliches »Hundewetter« zu sein. Sie hielten sich wie sonst draußen auf dem Eise auf und dachten gar nicht daran, unter Dach in ihre Hütte zu kriechen, sondern hatten sich im Schnee lang hingestreckt. Bald waren sie so tief eingeschneit, daß wir ihre Köpfe nur noch eben wie unter einer weißen Nachtmütze hervorgucken sahen.

Die Mannschaft der »Fram« hielt sich übrigens den ganzen Tag vorsichtig in den vier Pfählen auf. Nur wir, die die meteorologischen Instrumente abzulesen hatten, mußten hinaus und versuchen, ob uns dies gelingen würde. Es war eine saure Arbeit. Nicht einmal unsere Fellanzüge gewährten den nöthigen Schutz gegen Wind und Schneetreiben. Wir fanden die Verschanzungen, die wir auf dem Eise aufgeführt hatten, verschneit, und es kostete uns die allergrößte Mühe, unsere Instrumente wiederzufinden. Am nächsten Tag hatten wir eine anstrengende Arbeit, ehe wir all unsere Sachen wieder aus den Schneewehen herausgegraben hatten. Dabei kamen uns die Wolfsfellhandschuhe gut zu statten. Wir nahmen sie zum ersten mal in Gebrauch und fanden sie vortrefflich.

Wir trieben nun beständig nach Westen und durften also bald erwarten, den 60. Längengrad zu passiren. Dies bedeutete ungefähr ebensoviel, als daß wir dann durch das ganze unbekanntes Polarmeer zwischen den Neusibirischen Inseln und Franz-Joseph-Land getrieben waren. Wir sahen diesem Ereigniß mit wirklicher Sehnsucht entgegen. Bedeutete es doch nicht weniger, als daß wir dann unsere Aufgabe als gelöst betrachten konnten und fürderhin das Recht hatten, uns soviel als möglich anzustrengen, aus dem Eise loszukommen und nach der Heimat zu steuern. Und hatten wir erst den 60. Grad passirt, so würde in dieser Hinsicht viel gewonnen sein. Denn dann waren wir auch in bekannte Gewässer gekommen, aus denen andere als wir einst glücklich zurückgekehrt waren.

Allmählich stellte sich heraus, daß bald dieses, bald jenes Mitglied der Expedition sich nicht wohl fühlte, kurz, daß der Gesundheitszustand nicht so gut wie bisher war. Die Ursache mußte unzweifelhaft in dem Mangel an Bewegung gesucht werden. Der ziemlich schroffe Uebergang von unausgesetzter, angestrenzter Arbeit zu verhältnißmäßiger Unthätigkeit, der ja an und für sich schon nicht gut war, wurde bei einzelnen noch dazu nicht genügend durch Bewegung in freier Luft ausgeglichen. Kapitän Sverdrup mußte deshalb allen »befehlen«, jeden Tag einen mindestens zweistündigen Schneeschuhlauf auf dem Eise zu unternehmen. Da weitere Ausflüge der herrschenden Dunkelheit wegen nicht anzuempfehlen waren, wurden diese Bewegungen meistens in Gestalt von Spaziergängen in unmittelbarer Nähe des Schiffes unternommen.

Mehrere Tage lang machte der wolkenschwere, Schnee verkündende Himmel alle Beobachtungen unmöglich. Erst am 27. November war der Himmel wieder klar genug, sodaß wir eine Ortsbestimmung anstellen konnten. Ihre Ausrechnung ergab zu unserer großen Freude, daß unsere Hoffnung auf baldiges Ueberschreiten des 60. Längengrades sich schon erfüllt hatte. Er war bereits überschritten; wir befanden uns jetzt auf 85° 29' nördlicher Breite und 57° 41' östlicher Länge. Ich brauche wol kaum zu betheuern, daß dieses Resultat mit wahrem Jubel aufgenommen wurde. Ja, ich kann behaupten, daß die Stimmung in den beiden nun verflossenen Jahren, während welcher wir von den Launen des Eises und der Winde abhängig gewesen, noch nie so gehoben war.

Es war schon lange her, daß wir uns aufgelegt gefühlt hatten, einen Freudenbecher zu leeren. Wir, die wir früher regelmäßig die Geburtstage unserer Freunde feierten, hatten sogar den unseres Freundes Blessing, der auf den 29. September fiel, mit Stillschweigen übergangen. Etwas besseres Essen war das Einzige, wodurch dieser Tag sich vor den andern auszeichnete. Weder Blessing selbst, noch wir waren in der rechten Stimmung dazu gewesen. Wir hätten uns Gewalt anthun müssen, wenn wir es versucht hätten, festlich gestimmt zu erscheinen. Ein wenig besser, vielmehr bedeutend besser, war die Stimmung an Kapitän Sverdrup's Geburtstag, dem 31. October. Wir waren eben einer Eispressung glücklich entgangen und hatten guten Wind. Dergleichen erhellte stets das Gemüth. Wir verbrachten einen sehr angenehmen Abend miteinander bei Gesang, Musik und einer gemüthlichen Kartenpartie.

Doch daß wir jetzt thatsächlich den 60. Längengrad passirt hatten, das war etwas! Das mußte gefeiert und zwar glänzend gefeiert werden. Wir konnten allerdings kein Land sehen, konnten auch nicht die Hoffnung hegen, ein solches noch in Sicht zu bekommen; aber nach unsern Berechnungen mußten wir Kap Fligely an der Nordspitze von Franz-Joseph-Land passirt haben und dieses sich jetzt in einer Entfernung von 350 bis 400 Kilometer von uns befinden.

Scott-Hansen, Amundsen und ich mußten wie bei frühern Gelegenheiten so auch jetzt das Amt eines Festcomités übernehmen. Am 28. November standen wir sehr früh auf, um alles zu arrangiren. Der Salon wurde wie gewöhnlich mit Flaggen und Fahnen decorirt. Die Standarte der

»Fram« mit der norwegischen Flagge darüber erhielt heute den Ehrenplatz, die übrigen Fahnen wurden an den Seitenwänden angebracht.

Dann weckten wir die andern mit Kanonensalut und Orgelmusik. Auch Petterson war früh auf den Beinen gewesen und konnte mit frischem Kuchen zum Frühstück aufwarten.

Alle Arbeit, mit Ausnahme der meteorologischen Ablesungen und der Küchenarbeit, ruhte an diesem Tage. Um 1 Uhr hatten wir großes Festdiner, und am Abend versammelten wir uns bei einer Bowle Punsch, wozu wir außerdem noch mit verschiedenen Arten Süßigkeiten tractirt wurden. Kapitän Sverdrup brachte ein Hoch auf den Tag aus. Er knüpfte daran eine Rede, worin er uns zu den erreichten Resultaten gratulirte und daran erinnerte, daß wir uns jetzt als innerhalb des Meridians der civilisirten Welt befindlich betrachten dürften, da der Längengrad, auf dem wir nun seien, durch Chabarowa gehe, wo es Kirchen und Priester gebe. Allerdings befänden wir uns noch auf einem ziemlich hohen Breitengrade, aber nach dem, was die Beobachtungen der letzten Zeit ergeben hätten, werde die Breite in demselben Maße niedriger, wie sich die Länge verringere. Wir könnten deshalb die gute Hoffnung nähren, auch in Zukunft nach Süden und Westen zu treiben, und könnten daher einer Befreiung aus unserm Eisgefängnisse binnen nicht allzu langer Zeit sicher entgegensehen. Er wolle uns gleichzeitig dafür danken, daß wir uns stets bestrebt, ein gutes Verhältniß an Bord aufrecht zu halten, und bitte uns, die Stunde der Freiheit geduldig zu erwarten.

Die Zeit verging, das Weihnachtsfest näherte sich mit großen Schritten. Der Koch begann schon seine Vorbereitungen mit Kuchenbacken und dergleichen, doch im übrigen waren die Aussichten auf eine Festmahlzeit mäßig. Vorigen Winter konnten wir wenigstens noch mit frischem Bärenbraten auf dem Tische Staat machen, aber diesmal? Nicht mehr frisches Fleisch als mein Handrücken, und dem Anscheine nach auch keine Gelegenheit, welches zu bekommen.

So mußten wir uns denn sowol am Weihnachtsabend wie an den Festtagen mit den gewöhnlichen Conserven begnügen. An und für sich waren diese ja sehr gut und wohlschmeckend, aber wir hatten doch schon so lange davon gelebt, daß sie für unsern Gaumen beinahe gar keinen Geschmack mehr hatten. Wir fanden, daß sie alle gleich schmeckten, und es war wirklich lustig anzusehen, von welch winzigen Portionen Kraftmenschen wie Hendriksen und Bentsen jetzt satt wurden. Daheim würden die meisten beim Anblick des gedeckten Tisches, um den wir uns am Heiligen Abend setzten, ohne Zweifel gesagt haben, es sei ein vorzügliches Essen – und gewiß war das Essen auch gut genug. Aber was nützte es uns, da dies nun schon zwei Jahre hindurch unsere tägliche Kost gewesen war. Wir hätten alles freudig für das kleinste Stück frisches Fleisch oder frischen Fisch hingegeben. Dazu kam die Schwermuth, die uns an solchen Festabenden immer überfiel und uns mit nagendem Heimweh quälte, mit Phantasien von Glockengeläute, brennenden Weihnachtsbäumen und all dem, was jetzt nur weh that und wie eine offene Wunde schmerzte.

Wie der Weihnachtsabend verlief auch der erste Festtag. Den ganzen Tag über gingen elf Männer stumm aneinander vorbei, ohne mehr als das Allernothwendigste zu sprechen. Wenn ich sage, daß es das langweiligste Weihnachtsfest war, das ich je erlebt habe, so ist das nicht genug; es war auch das traurigste, und sicherlich hatten alle andern dieselbe Empfindung. Wir fingen an, uns gewissermaßen aus dem Wege zu gehen, um uns unsern krankhaften Grübeleien in größter Einsamkeit frei hingeben zu können. Diese Weihnachtsstimmung wurde durch die letzten Beobachtungen keineswegs verbessert, da diese bewiesen, daß wir anstatt vorwärts zurück getrieben waren.

Dies also war unser Weihnachtsgeschenk. So tanzten unsere Hoffnungen und unsere Stimmung

auf und nieder wie ein Boot bei hohem Seegang. Bald hoch oben auf den Wogenkämmen, bald tief unten im Wellenthale, so tief, daß es uns schien, als würden wir nie wieder emporsteigen.

Elftes Kapitel.

Das Ende der letzten Winternacht

Neujahr 1896!

Was wird uns das neue Jahr bringen? Gutes oder Böses, Gefangenschaft oder Freiheit? Wer das vorhersagen könnte!

Doch nein! Denn gesetzt, es wäre mir vergönnt, einen Zipfel vom Schleier der Zukunft zu heben und hineinzuschauen, und ich sähe dann ein Schiff von merkwürdig breiter und kurzer Bauart mit drei hohen Masten und einer Ausgucktonne auf dem Hauptmaste am Jahresschlusse, wie schon bei seinem Beginne, zwischen hochaufgethürmten Eismassen eingefroren liegen; gesetzt, daß dies das Bild wäre, das mir die Zukunft zeigte, und ich mir dann selbst sagen müßte, daß die Männer, die ich ohne Rast und Ruh auf dem Deck auf- und abwandeln sehe, wie wilde Thiere in einem Käfig unaufhörlich hin und herschreitend, meine Kameraden und ich selbst seien ... Nein, nein! Lieber will ich nichts wissen, aber hoffen dürfen!

Jedermann wird begreifen, daß jetzt, da wir unsere Aufgabe mit Recht als gelöst¹⁷ betrachten konnten, unsere Sehnsucht, aus dem Eise loszukommen, den Kiel der Heimat zuzuwenden, unsern Lieben entgegen, die in Angst und Bangen unser warteten, stärker geworden war, als sie je gewesen. Deshalb wurden auch die Zweifel immer quälender, ob unsere Hoffnung sich wol erfüllen würde.

Konnten wir also Sylvester nicht in besonders heiterer Stimmung verbringen – bei den meisten war sie vielmehr recht gedrückt –, so versuchten wir es doch unter allen Umständen, dem Jahreswechsel ein so festliches Gepräge zu verleihen, wie uns irgend möglich war. Um 12 Uhr wünschten wir einander herzlich »ein glückliches neues Jahr« und ließen die Schiffsglocke dann 12 Uhr schlagen. Wunderbar feierlich hallten die Schläge durch die stille Luft.

Ich war auf Deck gegangen, um diesen Feiertagsauftrag auszuführen. Ich fühlte einen Luftzug von Nordwesten, was bedeutete, daß der Wind sich zu unserm Vortheile gedreht hatte. Ich eilte sofort, »Lina« zu befragen. Ganz richtig, auch sie hatte sich zum Bessern gewendet. Um spätern Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich hier gleich einschalten, daß jetzt, da wir nach Süden und nach Hause wollten, nicht mehr ein Wind aus südlicher Richtung, sondern der Nordwind unser Freund war. Also accurat wie früher, nur gerade das Gegentheil.

Wer in den Salon hinunterstürmte, den Kameraden diese frohe Neujahrskunde zu bringen, war ich. Man wird mir glauben, daß ihre Mienen sich mit einem Schlage aufhellten. Es war, als wären

sie wie ausgewechselt. Die Unterhaltung kam plötzlich in Gang, und wir verbrachten noch eine wirklich gemüthliche Stunde miteinander, die erste im neuen Jahre, unter Gesprächen über alles Mögliche, hauptsächlich natürlich über unsere Aussichten für die Zukunft.

Den ganzen Januar hindurch war an Bord außer der täglichen Küchenarbeit und dergleichen wenig oder gar nichts zu thun. Das Einzige war, daß Amundsen sich damit beschäftigte, Blechhülsen für die Minen zu verfertigen, mit denen späterhin das Eis gesprengt werden sollte, und daß Scott-Hansen die Hülsen füllte und ein paar Versuchsminen zurecht machte. Sonst eigentlich nichts von Interesse. Ein paar Citate, aufs gerathewohl meinem Tagebuche von dieser Zeit entnommen, beleuchten die Verhältnisse vielleicht am besten:

»9. Januar. Der Einzige, der ein wenig Beschäftigung hat, ist Amundsen, der an Pulverminen arbeitet. Hendriksen haut jeden Morgen das Wasserloch auf und ist außerordentlich gefällig, wenn es etwas zu thun gibt. Nichts Neues zu bemerken. Der Wind ist gut.«

»14. Januar. Dasselbe Faulenzerleben wie gestern. Sverdrup construiert Boottypen. Scott-Hansen ladet eine der von Amundsen verfertigten Pulverminen und bereitet alles vor, um ihre Wirkung durch ein Bohrloch in dem etwa 3- ½ Meter dicken Eise zu erproben. Blessing machte heute Nachmittag ein paar Lufterlektricitätsuntersuchungen. Petterson ist in der Kajüte, ich bei den Instrumenten. Heute wurden Finnenschuhe an die ausgegeben, die welche haben wollten.«

»21. Januar. Wovon soll ich schreiben? Der eine Tag verläuft genau wie der andere. Dieselben Menschen, dieselben Thiere, dieselbe Eiswüste rundumher, dieselben Bewegungen in dieser Wüste. Derselbe Geist ...«

»23. Januar. Ließen das Loth 3000 Meter auslaufen; vor Mittag wurde es wieder eingeholt, aber kein Grund. Vormittags machten Scott-Hansen und ich eine Ortsbestimmung. Scott-Hansen setzt neue Böden in seine Hülsen. Jacobsen führt das Schiffsjournal, Amundsen betreibt die Fabrikation von Pulverminen ...«

In derselben Tonart geht es den ganzen Januar hindurch. Dieses Faulenzerleben nach der angestregten Thätigkeit und der oft fast übertriebenen Arbeit im Herbst und zu Anfang des Winters war jedoch nichts weniger als gesund. War man schon vorher zu Reizbarkeit und Schwermuth geneigt, so konnte eine solche Unthätigkeit nicht zur Verbesserung der Stimmung beitragen, besonders da die Winternacht uns jetzt dicht, schwarz und beklemmend umgab, uns jede Aussicht versperrte und uns bösen Zweifel und Mißmuth in das oft nur allzu offene Ohr flüsterte.

Dann darf nicht vergessen werden: elf Männer haben über zweieinhalb Jahre in täglichem Zusammenleben so dicht beieinander verbracht, als es überhaupt möglich ist. Es gab zwischen Himmel und Erde kaum ein Ding, wovon wir nicht wieder und wieder geredet hätten, bis zur Unerträglichkeit, ich möchte sagen, bis zum Ekel. Schließlich endete es damit, daß wir ganz einfach das Reden nicht nur selbst sein ließen, sondern auch die Unterhaltung anderer nicht mehr ertragen konnten. Ja, es war ein eigenthümliches Zusammenleben, wenn ich jetzt daran zurückdenke – ein Zusammenleben, in dessen Verlauf wir oft bissig gegeneinander wurden und gleich wilden Thieren nacheinander schnappten, obgleich wir es im Innersten unsers Herzens gar nicht so böß meinten. Hatten wir doch in der langen Zeit unsere Eigenschaften gegenseitig kennen und würdigen gelernt. Aber das lange faule Leben hatte uns schließlich in dem Grade krankhaft nervös gemacht, daß wir ordentlich den Drang fühlten, zu schreien, wenn uns etwas reizte. Und dazu gehörte eigentlich ein Nichts. So machten wir denn, jeder für sich, unsern Spaziergang auf Deck und redeten nur das Allernothwendigste miteinander.

Diese krankhafte Empfindlichkeit kam ganz komisch zum Ausbruch, wenn wir abends im Salon versammelt waren und etwa zwei von uns eine Frage, die sie zufällig interessierte, zu discutiren begannen. Es waren nämlich einige unter uns, die ein Steckenpferd besaßen, das sie gern zusammen ritten. Da hätte man uns andere sehen sollen! Stumm, mit unsern eigenen Gedanken beschäftigt, saßen wir da. Da aber die beiden laut redeten, allmählich immer lauter und eifriger wurden, war es uns schließlich geradezu unmöglich, gar nicht hinzuhören. Gewöhnlich ertrugen wir es eine Weile, ohne etwas zu sagen, obgleich diese Art, das Blaue vom Himmel herunterzuschwatzen – denn dafür sahen wir in unserer momentanen Laune jedes Gespräch an – unserm Trommelfelle ganz schrecklich war. Doch, wenn das Gerede gar kein Ende nehmen wollte, wurde es uns schließlich unerträglich. Dann konnte man erst den einen, dann noch einen, dann wieder einen sehen, wie er sich wie auf der Folter wand, um sich dann plötzlich mit einem energischen Ruck und einem ausdrucksvollen, nicht mißzuverstehenden Blick auf die Redenden zu erheben, in seine Kabine zu eilen und die Thür hinter sich zuzuwerfen.

Den ganzen Januar hindurch hatten wir günstigen Wind, und am 31. zeigte sich, daß wir uns jetzt auf $84^{\circ} 51'$ nördlicher Breite und $29^{\circ} 59'$ östlicher Länge befanden. Die Stimmung an Bord war daher in dieser Zeit im ganzen recht gut. Wir hatten nun die Länge von Vardö überschritten. Natürlich war dies nicht gleichbedeutend damit, daß wir jetzt ganz einfach nur südwärts, nach der Heimat zu steuern brauchten. Dies stand leider noch in sehr weitem Felde. Noch mußten wir eine gute Strecke weiter treiben und viele Kämpfe bestehen, ehe wir durchzukommen hoffen konnten. Aber etwas war schon gewonnen, und darüber mußten wir froh sein.

Im Februar begann das Eis zu bersten und sich zusammenzupressen. Die Boote und unser Depot auf dem Eise schwebten in solcher Gefahr, daß wir wieder eiligst an das Bergen denken und unsere Sachen an sichern Plätzen verwahren mußten. Ganz in der Nähe des Schiffes bildeten sich ziemlich achtunggebietende Rinnen, sodaß wir beständig eine Wiederholung der Eispressungen des vorigen Jahres befürchten mußten. Deshalb wurde Tag und Nacht andauernd scharfer Ausguck auf die Bewegung im Eise gehalten, damit wir nicht unvorbereitet überrascht würden.

Am 12. Februar sahen wir das gepriesene Tageslicht zum ersten mal wieder. Welch glückliches Gefühl durchströmt die Seele, wenn man nach der langen schwarzen Winternacht das Licht wieder erblickt! Es ist, als erwache man von einem langen schweren Alpdrücken und könne nun wieder aufathmen.

Der 12. war auch sonst ein guter Tag. Der Wind war anhaltend günstig, und wir wußten, daß wir ein gutes Stück nach Süden getrieben sein mußten. Deshalb hießen wir das Tageslicht in der freudigen Hoffnung willkommen, daß die nun beendete Winternacht auch unsere letzte gewesen sei. Am 15. Februar ergab sich, daß wir uns auf $84^{\circ} 20'$ nördlicher Breite und $23^{\circ} 20'$ östlicher Länge befanden, es ging wirklich wie gewünscht.

Am 21. trat ebenso plötzlich wie gewaltsam eine Temperaturänderung ein, und das Thermometer stieg von -47° bis auf -6° . Das Barometer fiel gleichzeitig. So tiefen Barometerstand hatten wir bisher noch nicht gehabt. Der Wind kam aus Südsüdosten und wurde im Laufe des Tages immer stärker, bis er am Abend in einen orkanartigen Sturm mit Schneetreiben überging. Der Wind war so stark, daß es beinahe eine Unmöglichkeit war, sich ins Freie zu wagen. Infolge des plötzlichen Temperaturumschlags aus strenger Kälte in für unsere Verhältnisse mildes Wetter empfanden wir den Wind allerdings nur wie daheim eine lauwarne Sommerbrise, aber der Luftdruck war ungeheuer und der Schnee schlug uns mit solcher Heftigkeit ins Gesicht, daß wir uns in möglichster Eile ehrfurchtsvoll zurückzogen. Die plötzliche Temperaturänderung hatte noch eine andere merkwürdige Folge: wir wurden alle von Kopfweg befallen, das jedoch etwas nachließ,

als wir Antipyrin eingenommen hatten.

Der Sturm währte mit unverminderter Kraft mehrere Tage hindurch, während die Temperatur dagegen wieder bis unter -30° sank. Es konnte keine Rede davon sein, bei diesem Wetter auch nur das Geringste auszuführen. Der Aufenthalt im Salon war auch nicht besonders gemüthlich, da der Ofen des Sturmes wegen nicht geheizt werden konnte. Er rauchte wie ein Fabrikschornstein, sodaß wir glaubten, ersticken zu müssen. Wir hielten uns deshalb meistens auf dem Vorderdecke unter dem Schutze des Schneesegels auf und verbrachten dort die Zeit mit Hin- und Herwandern oder zogen uns in unsere Kabinen zurück.

Bei diesem Sturme bildeten sich noch mehr Rinnen um das Schiff herum, als dort schon vorher waren, und das Eis begann, theilweise sogar recht heftig, sich zusammenzupressen. Wir mußten daher mehrmals auf das Eis, um unsere Sachen zu bergen, und gingen in beständiger Angst herum, die Pressungen könnten die Eismassen über uns wälzen und uns zwingen, das Schiff zu verlassen. Inzwischen erweiterten sich die Rinnen sogar zu großen Seen, die es uns mehrere Tage lang unmöglich machten, zu unserm Beobachtungshause und verschiedenen Gegenständen zu gelangen, die uns mit der losgerissenen Scholle fortgetrieben waren. Wiederholt machten wir den Versuch, über die Rinnen zu setzen, mußten es aber schließlich aufgeben und geduldig warten, bis das Unwetter ein wenig nachließ. Es war kein Vergnügen, diese Landungsversuche mitzumachen, bei Sturm und 30° Kälte! Da spürt man es doppelt. Obwol wir unsere wärmsten Fellanzüge anhatten, ging uns der Wind wie ein eisiger Hauch durch Mark und Bein. Es war gerade so, als wären wir im bloßen Hemd ausgegangen.

Endlich hatte sich selbst dieser Sturm müde getobt. Sobald das Unwetter ein bischen nachließ, war es unser Erstes, unsere Sachen draußen auf dem Eise zusammenzusuchen, denn dort war alles zugeschnitten. Es war eine kalte Arbeit, sie wieder auszugraben, sie wurde aber doch gethan. Hiermit fertig, hieß es versuchen, eine Beobachtung anzustellen, denn nach der Gewalt des Sturmes zu urtheilen, hatten wir Grund, das Schlimmste zu befürchten: daß wir wieder erheblich nach Norden getrieben worden seien. Die Beobachtung befreite uns glücklicherweise von einem großen Theile unserer Furcht. Wir waren ein wenig zurückgetrieben, aber lange nicht soviel, als wir angenommen hatten.

Es waren nicht weniger als sechzehn Monate vergangen, seit wir zuletzt die Ehre gehabt, Se. Majestät den Polarbären begrüßen zu dürfen, und über ein Jahr, daß wir frisches Bärenfleisch gegessen hatten. Es erweckte daher an Bord geradezu Begeisterung, als Petterson, der mit der Segelbekleidung des Verdecks zu thun gehabt hatte, früh am Morgen des 28. Februar in den Salon mit der Meldung stürmte, auf dem Eise sei ein Bär mit einem Jungen im Anzuge. Kapitän Sverdrup, der die Nachricht zuerst erhalten hatte, fuhr augenblicklich in die Kleider, ergriff eine Flinte und eilte nach oben; wir andern kamen ihm alle hurtig nach. Die Bären hatten sich jedoch in der Zwischenzeit wieder ein wenig entfernt – einem so wunderlichen, ihnen bisher noch nicht vorgestellten Geschöpfe wie der »Fram« gegenüber fühlten sie sich wol ein wenig unsicher – und es war nun die Frage, wie wir sie mit List und Schlaueit auf Schußweite heranlocken könnten. Denn sich jetzt einen solchen Leckerbissen aus den Händen kommen zu lassen, wäre doch gar zu verdrießlich.

Petterson wußte Rath. Wie der Blitz war er in der Küche, machte Feuer unter den Herd, that Butter, Speck und Zwiebeln in eine Bratpfanne und schürte das Feuer so, daß es meilenweit nach gebratenem Speck und gebräunten Zwiebeln roch. Der Wind trug diese Düfte glücklicherweise in der Richtung der abziehenden Gäste fort, und so dauerte es nicht lange, bis wir merken konnten, daß der süße Duft bis zu ihnen gedrungen war, sie in der Nase zu kitzeln begann und leckere

Gelüste in ihnen wachrief. Alle frühern Bedenken über eine nähere Begrüßung der »Fram« waren vergessen; sie machten mit einem mal kehrt und kamen, die Bärin voraus, das Junge hinterdrein, in vollem Galop auf uns zugelaufen. Sobald sie sich in guter Schußweite befanden, legte Kapitän Sverdrup das Gewehr an, zielte auf die Mutter und drückte ab. Sie stürzte zu Boden, erhob sich aber wieder und brüllte vor Wuth und Schmerz. Da knallte die Flinte des Kapitäns noch einmal und ein drittes mal. Die Bärin war nun mausetodt.

Das Junge war, als es die Mutter stürzen sah, ängstlich hinter einen Eishügel geeilt, um sich dort zu verstecken. Als es aber gewahrte, daß die Mutter liegen blieb, konnte es sich dies augenscheinlich gar nicht erklären und wagte sich wieder aus seinem Verstecke hervor, um die Mutter zu beschnüffeln. Damit war der arme kleine Bär geliefert. Er erhielt eine Kugel in den Hals, die, wie es sich später herausstellte, zum Nacken herauskam, und sank an der Seite seiner Mutter nieder. Als wir zu ihnen hintraten, war nur noch ein bischen Leben in ihm.

Man kann sich denken, wie eilig wir es jetzt hatten. Sollten wir doch wieder schönen frischen Bärenbraten bekommen, nachdem wir solange von den greulichen Conserven gelebt hatten, deren wir so sehr überdrüssig waren! Wir legten die Bären auf je einen Schlitten und transportirten sie bis ans Schiff. Dort ging es an ein Schlachten! Daß wir mittags Bärenbraten aßen, versteht sich von selbst, und daß wir noch gesunde Kerle mit gutem Appetit waren, konnte unser Koch bezeugen, als er sah, was von der gar nicht knapp zugemessenen Portion übrig geblieben war.

Am 4. März konnten wir die Sonne wieder willkommen heißen.

Ein herzliches Willkommen war es, wie gewiß niemand bezweifeln wird. Für uns alle war es ein Freudentag, als wir in geschlossener Reihe auf dem Hinterdeck standen und die Sonne gegen 11 Uhr vormittags über den Horizont guckte und uns gemüthlich zunickte, gerade als wenn sie sagen wollte: »Guten Tag, meine Jungen, liegt ihr noch da und wartet auf mich?«

Ja, so verhielt es sich. Wir lagen noch da und hatten fünf Monate lang auf die liebe Begleiterin gewartet. Weiß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Als die Sonne über dem Horizonte erschien, war unser erster, sofort laut ausgesprochener Wunsch, daß sie uns nun nicht wieder verlassen, sondern uns den Heimweg nach den Gebirgen, Ufern und grünen Gehängen des alten Norwegen zeigen möchte.

Ungefähr eine Woche vorher – an dem Tage, als wir die beiden Bären schossen – war unter einigen Kameraden ein recht unangenehmer Streit entstanden. Ich habe schon erzählt, wie Einsamkeit und Finsterniß hier droben auf unser Gemüth eingewirkt hatten; es war also nicht erstaunlich, daß es gelegentlich zu einem kleinen Zusammenstoße kam. Dieser war jedoch der ernsthafteste, der während der ganzen Reise vorgekommen war, und leider hatte er einige Bitterkeit zurückgelassen. In dem Augenblicke aber, da wir zu einer Gruppe versammelt die Sonne begrüßten, zerstoben alle bittern Gedanken den Erdgeistern gleich vor ihrem Lichte, und wir fühlten uns alle wieder als treue Brüder und Kampfgenossen, bereit, Freud und Leid mit einander zu theilen.

Der Tag war überhaupt einer unserer Glückstage, da auch die Beobachtungen günstig waren und darthaten, daß die Drift nach Süden über Erwarten gut ging. Unsere Hoffnung, in diesem Sommer aus dem Eise herauszukommen, war deshalb stärker denn je, sodaß wir alle miteinander frohen Sinnes und aufrichtigen Herzens ein »Sonnenfest« feierten. Wir nahmen ein opulentes Mittagsmahl ein: erster Gang Fischpudding mit zerlassener Butter, zweiter Gang frischer Bärenschinken mit Dessert und hinterher Kaffee, das »herrlichste aller Getränke«. Nach dem Abendessen wurde wieder eine Bowle hereingebracht, unser traditioneller Fram-Punsch, und als wir uns genau zwölf Stunden nach unserm Wiedersehen mit der Sonne zur Ruhe begaben, thaten

wir es mit dem Gefühle, daß es eine der allgemüthlichsten festlichen Vereinigungen gewesen sei, die wir je an Bord gehabt hatten.

Und gut war es, daß so hervorragende Lichtpunkte all die Traurigkeit und Einförmigkeit unterbrachen. Denn sonst hätte man gar nicht wissen können, was auf die Dauer aus dem Zusammenleben an Bord geworden wäre, so nervös und reizbar hatte uns dieses Polarleben gemacht. »Ja, aber mußtet ihr denn so nervös werden?« wird vielleicht mancher fragen. Man wird uns am Ende gar sagen, daß es »unmännlich« von uns war, sich als erwachsene Männer von übler Laune beherrschen zu lassen, um so mehr, da wir es an Bord besser hatten als alle andern Seeleute. Auf all diese hinterdrein hinkende Weisheit der Zuhausegebliebenen habe ich nur die Antwort: »Versucht es selbst!« Ich glaube, daß sie ein anderes Lied singen würden, wenn sie die Suppe selbst auslöffeln sollten.

Am 14. März hatten wir wieder einen Gedenktag: es war der Jahrestag unsers Abschiedes von Nansen und Johansen. Wir alle nahmen fest an, sie seien nun schon lange – schon seit dem letzten Herbst – wieder daheim und hätten nicht nur gute Botschaft von ihrer eigenen Reise mitgebracht, sondern auch unsere Grüße an die Lieben in der Heimat sicher übermittelt. So wußten sie zu Hause wenigstens, daß wir es noch vor einem Jahre an Bord der »Fram« gut gehabt hatten, und brauchten nicht in allzu großer Angst um uns zu sein.

Es war für uns gut, daß wir selbst in diesem Glauben lebten. Denn hätten wir gewußt, was wir später erfuhren, daß Nansen und Johansen an diesem Tage, ein Jahr nachdem sie die »Fram« verlassen, im Winterlager auf einem unbekanntem Lande in einer selbsterbauten Steinhütte lagen, dort schon seit Ende August 1895 gelegen hatten und ganz wie die Wilden lebten, statt, wie wir glaubten, daheim im gemächlichen Familienkreise bei Tisch zu sitzen: hätten wir damals alles dieses ahnen können, so hätten wir uns beim Gedenken dieses Tages schwerlich so froh gefühlt, als wir es waren. So aber feierten wir den Tag, so gut es mit unsern bescheidenen Mitteln ging, und brachten ein herzliches Hoch auf die beiden aus in der festen Ueberzeugung, daß ihre Namen jetzt die Welt durchflögen, und vom Wunsche erfüllt, auch uns möchte bald vergönnt sein, ihnen die Hand zu drücken.

Den ganzen März hindurch war das Wetter mild, gleichzeitig aber gab es auch oft Nebel und so unsichtige Luft, daß es unmöglich war, eine zuverlässige Beobachtung zu machen. Der Wind wehte meistens aus West oder Westsüdwest. Nach der Windrichtung mußte man also begründete Furcht hegen, daß die Drift statt vorwärts rückwärts ging, und es fehlte denn auch nicht an Unglückspropheten. Aber »Lina« wies tapfer den rechten Weg, und die meisten von uns vertrauten ihr. Und als wir endlich eines Tages eine Beobachtung machen konnten, stellte es sich wieder, wie schon so manches mal, heraus, daß »Lina« recht hatte. Und wieder sagten wir, was wir schon so manches mal gesagt: »Hurrah, Lina! Nun könnt ihr euch schämen!«

Die höchste beobachtete Breite hatten wir am 25. November 1895 mit 85° 57,5' erreicht. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß wir in jener Nacht den 86. Breitengrad passirt haben.

Zwölftes Capitel.

Der Kampf mit dem Eise

April! Der Monat, von dem man sagt, daß er den Leuten gern alle möglichen Possen spielt, weshalb wir uns nach Kräften dadurch entschädigen, daß wir uns selbst gegenseitig »in den April schicken«.

Uns an Bord der »Fram« machte der Monat jedoch keine besonders aufmunternden Versprechungen, sodaß er wenigstens uns nichts vorgespiegelt hat, um das Gelobte nachher mit frechem Lächeln auf den Lippen wieder zu brechen.

Allenthalben begann das Eis zu bersten, und es bildeten sich mehrere ziemlich große Rinnen, darunter gerade am Achterende des Schiffes eine so breite und lange, daß sich ein wenig Segelsport darin treiben ließ, eine Zerstreung, die uns im höchsten Grade willkommen war, da wir in der letzten Zeit so wenig Bewegung gehabt hatten. Doch zur selben Zeit wurde auch das Eis geradezu unangenehm unruhig. Bald theilte es sich hier, bald dort an den Stellen, wo wir unsere Depots und unsere Instrumente hatten. Die Folge davon war, daß mit diesen unaufhörlich hin und her umgezogen wurde, um sie an einen sicherern Platz zu bringen, wo sie sich dann am nächsten Tage wieder in einer ebenso bedrohten Lage befanden. Wir mußten oft mitten in der Nacht hinaus, um zu bergen, und schließlich wußten wir beinahe gar nicht mehr, wo wir mit unsern Sachen hin sollten.

Dies wurde auf die Dauer unerträglich. Da der Sommer sich näherte und die Erfahrung früherer Jahre uns gelehrt hatte, daß im Sommer die Gefahren der Pressungen lange nicht so groß waren wie in den andern Jahreszeiten, beschlossen wir schließlich, unser »Gut«, Depot, Boote, Schmiede und Instrumente, wieder an Bord zu schaffen. Wir machten uns gleich an die Arbeit und hatten mehrere Tage damit zu thun. Namentlich war es entsetzlich mühsam, das große Schiffsboot durch das aufgethürmte Eis nach dem Schiffe zu bringen und es in der richtigen Stellung, mit dem Kiele nach oben, an den Davits zu befestigen.

So, dies wäre besorgt! Wir fühlten uns wirklich erleichtert. Ja Prosit! Fing es nicht in der Nacht auf den 21. April dermaßen an, zu pressen, daß wir nun für – das Schiff selbst zu fürchten begannen! Die Pressung stieg morgens gegen 7 Uhr zu geradezu überwältigender Heftigkeit an. Wir wurden alle Mann geweckt und waren im Nu in den Kleidern und auf Deck.

Der Anblick, der sich uns hier bot, war wahrhaftig abscheulich genug. Das pressende Eis wälzte sich näher und näher heran, thürmte sich sowohl am Heck wie um den Bug auf, bog aber glücklicherweise nach Backbord ab, wo es einen starken Druck ausübte.

Ein Glück war, daß das Untereis um das Schiff herum so schwach war, daß es unter den heranwälzenden Eismassen brach, wodurch diese mit ihm hinabsanken, statt die Rehling zu entern und sich über das Deck hinzuwälzen, in welchem Falle – und gerade dies fürchteten wir am meisten – es für uns schlimm genug geworden wäre. Der Angriff des Eises wurde glücklicherweise siegreich zurückgeschlagen; aber daß es seine Kräfte nicht gespart hatte, zeigte sich unter anderm daran, daß die »Fram« aus dem Lager, in dem sie den ganzen Winter über eingefroren gelegen, losgebrochen war, sodaß sie frei in ihrem Becken schwamm, als die Pressungen sich endlich gelegt hatten.

Eine an diesem Tage angestellte Beobachtung zeigte, daß wir wieder ein paar Minuten nach Norden getrieben waren. »Hin und her ist gleich lang, und aus und ein derselbe Gang.« Hielten wir diese Weise bei, so konnte der Heimweg recht lang werden und im Zickzack-Kurs verlaufen.

Das Gehen auf dem Eise war in dieser Zeit recht unbehaglich, manchmal geradezu mit Lebensgefahr verbunden. Rund umher gähnte Spalte an Spalte, Loch an Loch. Wir mußten von Scholle zu Scholle springen, um hinüberzukommen. Doch das war noch nicht das Aergste. Schlimmer war es, daß der Schneeschlamm an vielen Stellen verrätherische Löcher verdeckte und so auf uns den Eindruck machte, als hätten wir sicheres Eis vor uns, wo unter einer Schneelage und einer dünnen Eishaut offenes Wasser war.

Auch ich sollte dies eines Tages erfahren, als ich nach dem Beobachtungshause mußte. Ich hatte mich, von Scholle zu Scholle springend, schon ein gutes Stück vom Schiffe entfernt, als ich, platsch, mit beiden Beinen in ein Loch fuhr. Entschlossen warf ich mich auf den Bauch und hielt mich an der nächsten Eiskante fest, sonst hätte ich wahrscheinlich auf dem letzten Loche pfeifen müssen, denn ich war allein und niemand in der Nähe, der mir in dieser kritischen Situation eine hilfreiche Hand hätte reichen können. Glücklicherweise konnte ich hurtig wieder herauskrabbeln und eilte so schnell wie möglich an Bord, um den Wirkungen des unerwarteten eiskalten Bades entgegenzuarbeiten. An dem Tage, da mir dies passirte, herrschte eine niedliche Kälte von 30°; man kann sich also denken, wie behaglich das Bad gewesen war.

Am 25. April traf ein kleiner Gast an Bord ein, eine Schneeammer, die von Süden her kam und sich ein paar Tage bei uns aufhielt. Ach, wenn das Thierchen doch die Gabe der Rede besessen, uns hätte verstehen und sich uns verständlich machen können! Vielleicht hätte es uns dann vieles erzählt, wovon wir in unserer Abgeschiedenheit so gern Kunde erhalten hätten. Doch wir hatten unsern kleinen Gast trotzdem lieb und fütterten ihn mit dem Besten, was wir auftreiben konnten, sodaß er bald ganz zutraulich gegen uns wurde. Wenn er sich auf das Eis oder das Deck setzte, waren natürlich die Hunde hinter ihm her und wollten ihn jagen. Er schlug deshalb seine Wohnung auf der Bootpersenning auf und nahm dort auch seine Mahlzeiten ein. Wir taufte ihn Hänschen. Wir liebten Hänschen alle sehr und interessirten uns ganz ungemein für sein Wohlbefinden, und er schien sich in unserer Gesellschaft ebenfalls wohl zu fühlen, denn sobald einer von uns auf Deck kam, flog er schnell herbei und setzte sich an seinen Platz. Er wußte, daß es dann nicht nur Graupen gab, sondern auch getrocknete Preiselbeeren, die er außerordentlich gern fraß. Als er nach einigen Tagen eines Morgens fort war, trauerten wir ihm, offengestanden, nach; es war uns, als hätten wir einen guten Freund verloren.

Der Mai begann mit vielversprechenden Aussichten, und die Drift schien wirklich gut werden zu wollen. »Lina« erzählte uns jetzt täglich, daß es nun nach Westen und auch ein wenig nach Süden gehe, und zwar zum Theil mit ganz respectabler Geschwindigkeit.

Ich will mir hier in aller Bescheidenheit erlauben, auf etwas zu sprechen zu kommen, worauf ich schon früher hingewiesen habe. Es betrifft die von Nansen aufgestellte Theorie einer

Polarströmung.

Meinem Dafürhalten nach zeigte die Drift der »Fram« während der ganzen Zeit, daß es keine *Strömung* war, die die Eismassen, in denen wir eingefroren lagen, mit sich fortführte, sondern daß die vorherrschenden Winde, und zwar diese allein, sowol die Richtung wie die Geschwindigkeit der Drift bestimmten.

Gerade in »Lina« hatten wir ein unwiderlegliches Zeugniß hierfür. Trieben wir nach Norden, so wies sie nach Süden; trieben wir nach Süden, so wies sie nach Norden. Wäre im Wasser eine Strömung gewesen und wären wir diesem Strome gefolgt, so hätte die Leine natürlich gerade herunter gehangen, da sie dann des Schiffes eigener Bewegung gefolgt wäre. Doch da wir und das Eis mit dem Winde trieben und sie vom Wasser zurückgehalten wurde, mußte sie eine der Drift entgegengesetzte Richtung zeigen. Hauptsächlich aus diesem Grunde war sie uns ein so zuverlässiges Orakel. Zeigte sie sich gelegentlich einmal unsicher, so war auch dies nur ein Beweis mehr zu meinen Gunsten. Denn diese Unsicherheit trat stets dann ein, wenn der Wind schwach war und herumging, oder wenn es weiter nördlich oder südlich aus einer andern Richtung wehte, wodurch auf das Eis und die »Fram« von zwei Seiten ein Druck ausgeübt wurde. Wie bewundernswerth Nansen's wissenschaftliche Theorien auch im übrigen ihre Stichhaltigkeit bewiesen haben, wage ich deshalb doch, in Betreff einer Polarströmung eine andere Meinung als er zu haben, wenn ich auch nur ein Laie bin. Ich glaube, daß meine Beweisgründe für meine Ansicht gut sind, und hoffe, Nansen wird mir meine bescheidenen Einwendungen nicht übel nehmen. –

»Lina« war uns in jener Zeit außerordentlich gewogen. Dazu kam, daß die Rinne am Achterende des Schiffes sich von Tag zu Tag mehr erweiterte, zuletzt sogar breiter war, als wir mit bloßem Auge übersehen konnten. Mit dieser Rinne vergrößerte sich auch die Hoffnung, daß wir aus dem Eisgürtel, in dem die »Fram« lag, herauskommen und wieder von der Schiffsschraube Gebrauch machen könnten, die uns rasch nach Süden führen würde. Am 13. Mai konnten wir aus den Spiegelungen am Himmel sehen, daß auch weiter südlich offenes Wasser war.

Was wir jetzt zuerst zu thun hatten, war natürlich, daß wir den Eisgürtel, der uns noch von der Rinne trennte, zu sprengen versuchten. Darum hieß es wieder darangehen, Minen zurechtzumachen und zu legen. Alle Mann wurden auf die Beine gebracht, um bei der Arbeit zu helfen, Amundsen und Petterson ausgenommen, die genug damit zu thun hatten, den Schraubenbrunnen von Eis und Wasser zu befreien und die Maschine in Stand zu setzen, damit sie auf Kommando den Kessel anheizen konnten. Ich erhielt die Aufgabe, die elektrische Batterie und die Leitung der mit Schießbaumwolle geladenen Minen in Ordnung zu bringen. Wir arbeiteten und quälten uns mit diesen Sprengversuchen sehr lange ab. Obwol die Minen recht stark waren, war doch die Wirkung auf das Eis anfänglich merkwürdig gering. Wir brachten es allerdings hier und da zum Bersten, aber doch nicht so, daß man durch die Spalten hätte hinauskommen können. Dies war das wenig tröstliche Resultat der ununterbrochenen Arbeit eines ganzen Tages und einer ganzen Nacht. Am nächsten Tage ging es wieder dran. Jetzt legten wir ein paar Minen, die alle bisherigen übertrafen. Die Resultate waren denn auch diesmal bedeutend besser, ja so gut, daß wir am Abend alle Aussicht hatten, den folgenden Tag durchkommen zu können, falls sich die Rinnen offen hielten.

Doch als der Morgen kam, hatten sich die Rinnen leider dermaßen wieder zusammengeschoben, daß jeder weitere Sprengungsversuch für den Augenblick vollständig verlorene Mühe gewesen wäre. Deshalb stellten wir notgedrungen unsern Kampf ein, bis es den Rinnen gefiele, die Thür wieder aufzumachen.

Das Osterfest, das wir dem Kalender nach vom 2. bis 4. April hätten feiern sollen, war ganz still, beinahe unbeachtet hingegangen. Was ich früher von der Stimmung, in die uns solche Feiertage versetzten, erzählt habe, machte sich in diesem Jahre in vielleicht noch stärkerem Maße geltend als im vorigen.

Doch auch in diesem Jahre übte der Siebzehnte Mai seinen lichten, belebenden Einfluß auf uns. Daß die neuerdings aufgetauchten Hoffnungen auf baldige Befreiung aus unserm Eiskerker hierzu auch, und in nicht geringem Grade, beitrugen, versteht sich von selbst. Unter allen Umständen war uns klar, daß dieser Tag gefeiert werden sollte, wie es sich für gute Norweger schickte. Allerdings fiel der 17. Mai in diesem Jahre auf einen Sonntag, aber dies konnte uns nicht geniren. Den Vortheil hatten wir wenigstens in unserm Reiche, daß wir weder Polizei, noch Amtmann, noch Bischof um Erlaubniß zu fragen brauchten, wenn wir an Feiertagen etwas vorhatten. Wir waren unsere eigenen Behörden, und folglich hatten alle unsere Beschlüsse von vornherein die nöthige Machtvollkommenheit.

So wurde also morgens 8 Uhr nach altem Brauch mit Kanonensalut und Orgelmusik geweckt, worauf wir zum Frühstück Kaffee tranken und frisches Brot, Kuchen und kalten Aufschnitt aßen. Der Salon war mit Flaggen, Fahnen und den Nationalfarben geschmückt. Mit dem Zustandebringen des Festzuges hatte es jedoch seine Schwierigkeiten; wohlverstanden, nicht aus demselben Grunde wie daheim in unserm politisch zersplitterten Vaterlande, wo die Leute nicht einmal am Freiheitstage einig sein können. Nein, die Ursache war einfach die, daß wir nicht recht wußten, wohin wir ziehen sollten. In den frühern Jahren hatten wir unsern prächtigen Eishügel gehabt, der gerade in passender Entfernung, etwa 20 Minuten vom Schiffe, gelegen war. Von ihm aber trennten uns jetzt Risse und Rinnen, die nicht zu passiren waren, am allerwenigsten mit einem Festzuge, und die Eisscholle, an der die »Fram« lag, war bedenklich klein.

Aber unsern Siebzehnten-Mai-Zug mußten wir haben, so oder so. Wir stellten uns also zum Zuge auf, Kapitän Sverdrup mit der norwegischen Flagge an der Spitze. Hinter ihm kam als Musikcorps Bentsen mit seiner Handharmonika auf einem von neun Hunden gezogenen Schlitten, den Mogstad lenkte. Jacobsen trug den Messinglöwen auf rothem Grunde, Scott-Hansen die Standarte der »Fram« und an der Spitze der Stange einen Sextanten. Ich kam mit einer Stange, an welcher Anemometer und Stundenglas befestigt waren, Hendriksen mit Harpune und Lanze, Petterson mit seiner »Maschinenfahne« und Amundsen mit unserm »Bezirksbanner«. Damit die feierliche Prozession nicht gar zu schnell ein Ende nähme, zogen wir unter den Klängen der Musik mehrmals um die Eisscholle herum. Um 12 Uhr wurden zu Ehren des Tages zwei Salutschüsse abgefeuert, und um 1 Uhr wurde ein elegantes Festmahl servirt, dessen einziger dunkler Punkt war, daß wir bei dieser Gelegenheit den letzten Rest unsers Vorraths an frischem Bärenfleisch vertilgten, denn die Aussicht auf neue Zufuhr war in dieser Jahreszeit ziemlich gering.

Daran dachten wir in der Feststimmung des Tages aber nicht, und das Mittagessen verlief aufs beste mit vielen Reden auf den Tag und vielen Wünschen für das Vaterland und uns selbst. Wir konnten heute mit gefüllten Weingläsern anstoßen, da jedem eine halbe Flasche edeln Traubensaftes aufgetischt worden war. Was es für eine »Marke« war, bin ich nicht im Stande zu sagen, aber mit desto größerer Sicherheit, welcher »Jahrgang«. Denn der Wein war von Kapitän Sverdrup aus getrockneten Preiselbeeren mit einem kleinen Zusatz von Spiritus bereitet worden. War es auch gerade keine edle Traube, so war es doch auch kein Krätzer. Er schmeckte gut und hinterließ keinen Katzenjammer.

Dies that die Bowle Fram-Punsch, um die wir uns abends versammelten, auch nicht. Wir

verbrachten einige sehr angenehme Stunden; es wurde im Laufe des Abends Nansen's und Johansen's und noch mancher anderer mit warmen Worten gedacht. Gegen 12 ½ Uhr trennten wir uns und konnten am »Achtzehnten«, der für manche der freien Söhne Norwegens so schmerzensreich ist, mit klarem Kopf und gesundem Appetit erwachen.

Das Wetter war am 18. ebenfalls gut, aber die Eisverhältnisse waren ziemlich unverändert. Nun, waren sie auch nicht besser geworden, so hatten sie sich doch nicht verschlechtert, weshalb wir entschlossen daran gingen, an Bord alles klar zu machen, um anzuheizen und nach Süden zu dampfen, sobald das Eis sich wieder öffnete.

Amundsen hatte schon vorher die Maschine gründlich untersucht, ob sich auch während der Pressungen keine Schraube gelockert hatte, aber alles war an seiner richtigen Stelle.

So wurde denn der Kessel mit Wasser gefüllt. Seit zwei und einem halben Jahre war kein Wasser darin gewesen! Das Füllen geschah in der Weise, daß wir aus einem Loche links von der »Fram« Wasser an Bord trugen. Wir halfen bei dieser Arbeit alle zusammen, sodaß wir den Kessel bald voll hatten. Darauf wurde der Schornstein aufgesetzt und dann angeheizt.

Als wir das Feuer wieder unter dem Kessel knistern hörten, den Rauch aus dem Schornstein wirbeln sahen und bald so viel Dampf hatten, daß er zischend und pfeifend aus dem Dampfrohr sauste – welches Hochgefühl war dies! Es glich einem frohen Wiedersehen nach vielen langen traurigen Jahren der Trennung. Wir schauten wahrhaft andächtig zu.

Die Hunde faßten es anders auf. Sie waren außerordentlich lustig anzusehen. Als wir den Dampf ausströmen und die Dampfpeife ein paar mal kräftig ertönen ließen, rannten sie davon, als sei der Teufel los, und eilten jämmerlich heulend nach allen möglichen Winkeln, um sich zu verstecken. Sie waren alle im Polareise geboren, und dieser Lärm der modernen civilisirten Welt war für sie etwas Neues, das sie im Anfange augenscheinlich in Schrecken versetzte. Doch nach und nach gewöhnten auch sie sich daran.

Nun wurde alles Eis im Schraubenbrunnen rund um die Welle und um die Schraube selbst mit Hülfe des Dampfes in Wasser verwandelt und entfernt. Als dies geschehen war und der Maschinist seine Maschine in Gang setzen konnte, war alles zur Abfahrt fertig und er selbst seelenvergnügt. Auch für uns war es ein Hochgenuß, dem bekannten Lärm der im Takt erschallenden Schläge der Kolbenstange zu lauschen und den warmen, mit Paraffin gesättigten Dunst des Maschinenraums einzuathmen, sodaß auch wir alle miteinander in gehobene Stimmung versetzt wurden.

Das Pfingstfest fiel in diesem Jahre auf den 24. Mai. Wir hatten schon unsern Sommer, indem das Thermometer 1 bis 2° Wärme zeigte, was auf unserer Breite selbst mitten im Sommer etwas Großartiges war. Zu Pfingstausflügen aber konnten wir dieses warme Sommerwetter leider nicht benutzen, da das Eis unter seiner Einwirkung schlecht und porös geworden war, mit vielen Wasserlöchern unter dem Schnee. Wir verbrachten daher die beiden Festtage in größter Ruhe an Bord mit Lesen und etwas Kartenspiel und langweilten uns, aufrichtig gesagt, mit soviel Anstand und Grazie, als nur möglich war.

Am dritten Tage jedoch gingen wir an eine interessante Arbeit: wir begannen große Wäsche zu veranstalten. Da wir Feuer unter dem Kessel hatten, gab es heißes Wasser im Ueberfluß, und unten im Maschinenraume ließ sich überdies schnell trocknen. Es waren *über zwei Jahre und acht Monate*, seit wir uns diesen Luxus zuletzt hatten gestatten können. Bisher hatten wir zur Wäsche Wasser in der Küche in einem Kessel heiß machen müssen, und da wir gezwungen gewesen waren, mit Wasser und Feuerung sparsam umzugehen, so kann man sich denken, daß

die Wäsche, die da gewaschen wurde, viel zu wünschen übrig ließ, um so mehr, da sie im Salon getrocknet werden mußte, wo uns diese Wirthschaft in vieler Hinsicht sehr unbehaglich war und von uns allen ungern gesehen wurde. Daher war diese große Wäsche mit dampfendem Seifenwasser, das sich immer wieder erneuern ließ, und mit hinreichenden Mengen warmen Wassers zum Zeugspülen ein wahrer Genuß für uns. Wer hätte sich dies zu Hause wol denken können!

Am 28. Mai öffnete sich ungefähr 200 Meter von uns eine Rinne. Sie erstreckte sich, so weit wir blicken konnten, in südlicher Richtung, aber es war nicht leicht, in sie hinein zu gelangen. Der zwischen der Rinne und der »Fram« liegende Eisgürtel bestand nämlich aus dichtem Packeise, das sich nicht ohne weiteres beiseite schieben ließ. Wir mußten also wieder versuchen, uns mit Pulverminen hindurch zu sprengen, und beschlossen, gleich am nächsten Tag daran zu gehen.

Das Eis ließ sich aber nicht wegschieben. Es war ganz außerordentlich dick und fest, und wir mußten uns daher vorbereiten, ihm eine ganz außerordentlich kräftige Ladung in den Leib zu schicken, wenn wir hoffen wollten, seine Halsstarrigkeit zu brechen. So nahmen wir einfach das ganze Pulverfaß, das wir bei der Abreise von Horten (bei Christiania) mitgenommen hatten, und befestigten daran Patronen und einen elektrischen Leitungsdraht. Dann wurde es 8 Meter unter das Eis versenkt, worauf wir uns alle entfernten.

Ich sollte die Mine entzünden. Mit den dazu nöthigen Apparaten verschanzte ich mich hinter ein Paar tüchtigen Eisschollen, und als ich sah, daß die Kameraden sich in genügend respektvoller Entfernung befanden, schloß ich die Leitung.

Ein dumpfer Schlag erdröhnte, gewaltige Eismassen wurden nach allen Seiten geschleudert, und ihnen nach sauste ein ungeheurer Wasserstrahl hoch in die Luft empor. Es war ein großartiges Schauspiel, aber das allerbeste dabei war, daß auch die Wirkung auf das Eis ganz außerordentlich gewesen war. Die Mine hatte ungefähr 200 Quadratmeter Eis gesprengt und aufgebrochen, ein Resultat, das wir mit begeistertem Hurrah begrüßten.

Wir glaubten uns schon obenauf, sicher, binnen kurzem herauszukommen. Ja, wir waren dessen in solchem Grade sicher, daß der Maschinist schon tüchtig die Kessel heizte, um mit allem klar zu sein. Inzwischen wurden zwei Minen gelegt, eine an Steuerbord und eine an Backbord, beide ungefähr 80 Meter vom Schiffe entfernt und 12 Meter tief versenkt. »Die werden mit dem Reste fertig werden«, dachten wir siegesgewiß, hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Scott-Hansen sollte den elektrischen Strom schließen. Ich war mit Petterson in den Salon hinuntergegangen, wo jeder von uns während der Explosion einen Chronometer festhalten sollte, um zu verhüten, daß er durch den Luftdruck Stöße erhielt und beschädigt würde. Da hörten wir einen Knall und ein Gepolter im ganzen Schiffe, das heftig erschüttert wurde. »Schön«, meinten wir, »die Minen haben gewiß ordentlich Luft gemacht.«

Wie lang wurde unser Gesicht, als wir auf Deck kamen und gewahrten, was für einen Effect die Minen gehabt hatten: wie eine Sündflut schwammen und strömten Eisstücke und Wasser auf dem ganzen Schiff umher, aber das Eis draußen war beinahe ebenso fest wie vorher.

Wir erkannten bald den Fehler. Die Minen hatten statt seitwärts, direct aufwärts gewirkt und deshalb nur Wasser und Eis in die Luft und über das Schiff gesandt, sodaß die Eisstücke den auf Deck Befindlichen förmlich um die Ohren geflogen waren, aber merkwürdigerweise niemand verletzt hatten. Selbst Mogstad, der oben im Ausguck Platz genommen hatte, um von diesem erhabenen Standpunkte aus den ebenso erhabenen Anblick genießen zu können, hatte eine kalte Douche erhalten. Die ganze Wirkung der Mine beschränkte sich auf ein Loch und einige Spalten.

Eine ungefähr 70 Meter vom Schiffe gelegte letzte Mine, die 20 Meter tief versenkt wurde, brachte freilich eine etwas bessere Wirkung hervor, obgleich auch sie nicht entfernt den Erwartungen entsprach. Trotzdem hatten wir erreicht, das Eis auf eine ganze Strecke hin zu sprengen, und beschlossen nun, den Rest mit kleinen Ladungen allmählich zu zerstören. Es war schon Mitternacht, und da wir den ganzen Tag unermüdlich gearbeitet hatten, bedurften wir wirklich ein wenig der Ruhe, weshalb wir nach einer guten Tasse Kaffee in die Koje gingen und den Schlaf des Gerechten schliefen.

Am Morgen waren wir gegen 6 Uhr wieder auf und hatten die Absicht, dort, wo wir am Abend aufgehört, gleich wieder zu beginnen. Doch unsere Hunde hatten uns in der Nacht einen Strich durch die Rechnung gemacht. Wir waren so unvorsichtig gewesen, allerlei zur Sprengungsarbeit erforderliche Gegenstände auf dem Eise liegen zu lassen, wo die Hunde sich jetzt bei dem milden Wetter Tag und Nacht aufhielten. Und diese – es waren auch einige ganz junge Hunde dabei – hatten die Gelegenheit wahrgenommen. Bei zwei Pulverminen hatten sie die Lunte abgerissen, um zu dem um die Oeffnung geschmierten Talg zu gelangen, und an einer Mine hatten sie den Leitungsdraht dicht am Pfropfen abgebissen. Hierdurch bekam hauptsächlich ich eine Extraarbeit; aber da die Racker überdies auch sonst, wo sie nur konnten, Schaden angerichtet, und das eine hierhin, das andere dorthin verschleppt hatten, mußten sich die Kameraden auch eine Weile damit beschäftigen, alles zusammenzubringen und den Schaden wieder gut zu machen.

Als dies geschehen war, schossen wir zwei kleinere Minen ab. Sie brachten das Eis zwar zum Bersten, da aber der Wind das Eis nach der Seite des Schiffes hin aufeinanderschob, wollten die Spalten sich nicht öffnen. Wir kamen deshalb zu dem vernünftigen Entschlusse, zu warten, bis der Wind umschlüge, ehe wir neue Versuche machten. Alles in allem hatten wir nun vier größere Minen, jede von 8 Kilogramm, und fünf kleinere von je 5 Kilogramm verschossen außerdem drei Minen mit Schießbaumwolle zu je 10 Prismen.

Am 2. Juni gewahrte ich, als ich am Morgen auf Deck kam, um die Wache anzutreten, daß eine der achterwärts gelegenen Rinnen sich zu öffnen angefangen hatte und immer größer wurde. Ich benachrichtigte Sverdrup, der aus der Koje sprang und mir Ordre gab, sofort die ganze Mannschaft zu wecken. Wir schluckten das Frühstück schnell hinunter; dann ging es auf Deck und wieder an die Sprengungsarbeit. Wir ließen zwei kleinere Pulverminen und zwei mit Schießbaumwolle springen; besonders die letztern thaten gute Wirkung und schlugen ordentliche Spalten in das Eis. Da das Eis rund umher ziemlich locker zu werden anfang, griffen wir zu großen eisernen Brechstangen, mit denen wir die Schollen Stück für Stück losbrachen. Am Nachmittag hatten wir das Schiff vom Achterende bis zur Lenzluke ganz vom Eise befreit, und am Tage darauf machten wir uns vollständig flott. Doch ist dies nicht so zu verstehen, daß wir nun hätten Dampf aufmachen und fortfahren können. Nein, so beschaffen waren die Rinnen leider noch nicht.

Während wir darauf warteten, daß sie sich öffnen und uns herauslassen sollten, erhielten wir in den nächsten Tagen nicht weniger als zwei Bärenbesuche.

Der erste erfolgte in der Nacht auf den 5. Juni, als Hendriksen die »Meteorologie« ablas. Er hörte plötzlich einen eigenthümlichen zischenden Ton in der Nähe, und als er sich umsah, war die Bestie nur etwa 40 Schritt von ihm entfernt. Sie hatten beide ungefähr gleich weit bis zum Schiffe. Hendriksen bedachte sich nicht lange, begann zu laufen und kam durch die Lenzluke herein. Jetzt wurde die ganze Hundeschar lebendig und stürmte auf den Bären ein, der nach langem Scharmützel mit den flinken kleinen Quälgeistern schließlich, so schnell ihm möglich

war, die Flucht ergriff. Das war der eine.

Zwei Tage darauf stand ich morgens draußen auf dem Eise und starrte tiefsinnig in eine Rinne, um die ziemlich heftige Bewegung im Eise zu studiren. Mit einem mal fing an der entgegengesetzten Seite die Hunde an, einen gräßlichen Spektakel zu machen. Als ich wieder fortgehen wollte, stand am andern Rande wahrhaftig ein Bär. Er sah mich an, ich sah ihn an, dann aber fuhren die Hunde auf ihn los, und er begann zu retiriren. Ich so schnell wie möglich an Bord, indem ich brüllte: »Ein Bär!« Drei Mann sprangen sofort mit ihren Flinten auf das Eis, um ihn zu verfolgen. Ich mußte meinerseits auf das Vergnügen verzichten, da die meteorologische Ablesung um 10 Uhr auf mich fiel.

An den Spuren im Schnee sahen wir, daß zwei Bären hier gewesen waren. Sverdrup und Mogstad zogen ihnen sofort nach, und da wir nach einer Weile in weiter Entfernung Schuß auf Schuß hörten, dachten wir, daß sie die Burschen erlegt hätten, weshalb ihnen fünf Mann mit Schlitten und Hundegeschirr entgegen gingen. Unsere Vermuthung war richtig; sie hatten die Bären erlegt, und diese lagen nun auf je einem mit Hunden bespannten Schlitten. Als wir das Schiff wieder erreichten, wartete das Mittagessen schon auf uns, zum Abendbrot aber erhielten wir köstliches Bärensteak.

Es kamen jetzt auch viele Vögel, Lummen und Krabbentaucher, sodaß wir am 8. Juni schon so viele in unserer Speisekammer hatten, daß uns allen zu Mittag gebratenes Geflügel aufgetischt werden konnte.

Tags darauf erlebten wir etwas in dieser Jahreszeit ganz Unerwartetes, eine ziemlich heftige Pressung, die von abends 10 Uhr bis 3 Uhr morgens dauerte. Das Achterende der »Fram« wurde so hoch emporgehoben, daß das Schiff beinahe auf dem Kopfe stand. Nachher ließ das Eis in seiner Bewegung allmählich nach, aber erst am 12. ging das Schiff wieder in seine natürliche Lage zurück. Gleichzeitig theilte sich auch das Eis so weit, daß wir uns in die nächste Rinne hineinmanövriren konnten. Die Maschine wurde geheizt und das Dampfspill in Gang gebracht, um das Schiff zu verholen. In unsern Ohren klang es wie die schönste Musik.

Wenn nur noch ein wenig mehr Oeffnungen im Eise entstehen wollten, sodaß wir uns ein bischen weiter nach Süden stehlen könnten! Danach spähten wir jetzt früh und spät aus. Am 15 Juni abends kam Kapitän Sverdrup aus der Tonne herunter und gab Ordre zum augenblicklichen Anheizen, da er eine schmale Rinne im Eise sehe, durch die wir uns möglicherweise hindurchzwängen könnten. Es war zwar schon Schlafenszeit, aber es konnte ja keinem von uns einfallen, deshalb zu brummen, weil wir zu einer solchen Arbeit aus dem Bette geholt wurden.

Das Steuer, das seit unserm Einfrieren im Eise auf Deck gelegen hatte, wurde in seine Angeln eingehängt, allerdings mit einiger Mühe, da es ein wenig gequollen war. Die noch auf dem Eise befindlichen Sachen und auch die Hunde wurden an Bord geholt. Zum ersten mal seit zwei Jahren und neun Monaten ertönte das Kommando von der Tonne nach der Maschine hinunter, und diese fing an zu arbeiten, mit schweren, taktmäßigen Schlägen und einem Tone, als athme sie tief auf. Die Schraube begann das mit Eis gefüllte Wasser zu peitschen, und die »Fram« wandte ihren Bug nach der Rinne im Eise, durch die wir nach dem offenen Meere, zur Freiheit, vorzudringen hofften.

Dreizehntes Kapitel.

Das letzte Ringen. Nach Hause

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Es ging nicht so leicht, uns einen Weg durch das Eis zu bahnen, als wir im Stillen gehofft hatten. Die Rinne war für die »Fram« zu schmal. Doch wenn wir die Maschine kräftig arbeiten ließen, konnte sich das Schiff vielleicht selbst helfen, als Eisbrecher thätig sein und so hindurchkommen?

Dies probirten wir denn, ließen die »Fram« einen Anlauf nehmen und drauf losstürmen. Ein wenig nützte es ja; ein Stück kamen wir vorwärts, aber noch war das Eis zu massiv. Wir arbeiteten die ganze Nacht bis 4 ½ Uhr morgens daran, das Eis zu bezwingen und uns weiterzuwarpen. Dann vertäuten wir uns und sorgten am nächsten Tag dafür, daß das Steuer der »Fram« in seinem Lager besser arbeiten konnte.

Am folgenden Tage ging es nach Süden weiter, aber schrecklich langsam; es war eine richtige Geduldprobe. Doch am 18. Juni waren wir trotz alledem auf 82° 53' nördlicher Breite und 12° 18' östlicher Länge, und daß wir uns jetzt in Gewässern befanden, die der bewohnten Welt näher lagen, sahen wir an der Menge der uns begegnenden Vögel, Lummen, Alke, Raubmöven und Eidergänsen, von denen wir so viele schossen, daß wir nun wieder alle Tage frisches Fleisch genug hatten.

Vielleicht war diese dem Gaumen als eine Wendung zum Bessern erscheinende Veränderung in unserer Beköstigung doch nicht besonders glücklich. Denn als das Johannisfest kam, wurde diesmal aus dem Mittsommerfeste nichts, unter anderm deswegen, weil sowol Dr. Blessing und Scott-Hansen, als auch Hendriksen und ich uns sehr schlecht befanden, da der eine an Gicht, die andern aber an Leibscherzen litten.

Bärenbesuche erhielten wir jetzt alle Augenblicke. So schossen wir am 26. Juni eine Bärin, schonten aber das Junge, da wir versuchen wollten, es lebendig zu fangen und zu zähmen. Das erstere glückte uns; doch als wir den jungen Bären mit Hülfe von drei Mann endlich an Bord transportirt hatten, machte er dort einen solchen Höllenspektakel, daß darüber die ganze Nacht hindurch keiner von uns auch nur ein Auge schließen konnte. Da meinten wir, wir könnten ihn ebensogut todtschlagen, und thaten es auch.

Der Juli begann mit Nebel. Am 3. verzog sich der Nebel einigermaßen, und wir konnten von der Tonne aus sehen, daß die Rinne vor uns sich jetzt so weit geöffnet hatte, daß wir hoffen durften, sie passiren zu können und uns wenigstens ein Stückchen weiter zu bringen. Um 10 Uhr wurde Befehl zum Kesselheizen gegeben, und gegen 12 ½ Uhr setzten wir uns in Gang. Die Rinne war

schmal und bestand am Anfange aus einer dicken Suppe von kleinen Eisstücken und Wasser, sodaß die Fahrt nicht gerade imponirend schnell ging. Schon nach anderthalbstündiger Anstrengung mußten wir uns ergeben, den Dampf entweichen lassen und das Schiff vertäuen. Auf diese Weise ging es weiter, »heute einen Schritt, und morgen wieder einen«, einmal eine Seemeile und ein andermal ein paar. Eine unangenehme Geduldprobe war es ja, aber wir freuten uns doch über jede Strecke, die wir weiter kamen. Denn hier war etwas immer besser als gar nichts.

Wenn wir zwischendurch still lagen, vertrieben wir uns die Zeit hauptsächlich mit der Jagd auf Vögel und Seehunde, die sich jetzt stets in großer Menge um uns herum zeigten. Zwischen dem 11. und 12. Juli erhielt Jacobsen während seiner Wache Besuch von einem sehr großen Bären, auf den er sofort zwei Schüsse abfeuerte, die jedoch nicht trafen. Wir kamen alle im Nu auf Deck und sahen den Bären draußen in einer Rinne schwimmen. Jacobsen, Bentsen und ich nahmen das Seehundsboot und setzten ihm nach. Das Thier hatte aber jetzt die ganze Hundeschar um sich und war daher schwierig zu treffen, da man Gefahr lief, statt seiner einen der Hunde zu erschießen. Doch nun kletterte der Bär auf einen kleinen Eishügel; infolge dessen konnte ich gut zielen und sandte ihm zwei Kugeln zu. Er schwankte und verschwand in der Rinne, und als wir dorthin kamen, fanden wir ihn mausetodt. Darauf legten wir ihm ein Tau um den Hals und bugsirten ihn nach dem Schiffe und an Bord.

Wir hatten mehrere Tage still gelegen. Erst um den 18. Juli herum theilte sich das Eis wieder so weit, daß an ein Weiterkommen zu denken war. Wir fuhren um 12 ½ Uhr nachts ab und waren bis 3 Uhr morgens im Gange, wobei wir ungefähr 5 Kilometer in südlicher Richtung vorgedrungen waren. Dann mußte wieder halt gemacht werden. Wir hatten sehr viele Haltestellen auf dieser Route, viel mehr, als uns angenehm war.

Beinahe überall begegneten uns Bären, allerdings keine zweibeinigen mit einer Rechnung in der Hand; denn vor solchen waren wir auf diesen Breitengraden sicher, aber wirkliche auf vier zottigen Beinen. Und während man die zweibeinigen mit einer gewissen Kälte empfängt, nahmen wir die unsrigen trotz der Kälte stets »auf das allerwärmste« auf. Hier, wo wir zuletzt halt machten, sorgten Kapitän Sverdrup und Mogstad für den Empfang.

Das Eis fing allmählich an, immer mehr aufgebrochen und zerstückelt zu werden, war aber gleichzeitig dicht zusammengepackt. Wir hielten dies für ein Zeichen, daß wir uns immer mehr dem offenen Eismeere näherten, und dies gab uns Lust und Liebe zur Arbeit. Das Kommando »Klar zur Abfahrt!« mochte bei Tag oder bei Nacht ertönen – wir sprangen alle auf, als wären wir von Gummi-ellasticum, und jeder eilte an seine Arbeit, daß es nur so eine Art hatte. Eine von uns am 19. Juli angestellte Beobachtung zeigte, daß wir uns auf 82° 51' nördlicher Breite befanden.

Wir beschlossen, das Eis jetzt zu forciren, wenn es sich machen ließe, und als sich später am Vormittag der Nebel verzog, fanden wir auch eine Oeffnung, durch die wir uns hindurch zwängen konnten. Mehrere Tage blieben wir bei dieser Art des Vordringens. Einige Stunden lang kamen wir langsam und allmählich vorwärts, dann aber zog sich das Eis wieder dicht und fest zu einem ununterbrochenen Wall zusammen. Wir mußten also wieder halt machen und warten, bis es von neuem locker wurde und sich ein wenig theilte.

Es kamen Tage, an denen wir wol acht bis zehn mal stoppten, gingen und wieder stoppten. Ebenowenig hielten wir immer direct südlichen Kurs. Ach nein! Auf der Karte sah unser Kurs ungefähr aus wie die Fußspuren der Hunde in frisch gefallenem Schnee: er bewegte sich im Zickzack. Aber vorwärts kamen wir doch, wenn auch auf Umwegen.

Am 27. Juli passirten wir auf diese Art den Breitengrad, den Nordenskjöld seinerzeit in offenem

Wasser erreicht hatte. Wir waren noch immer von dichtem Packeise umgeben, es war also klar, daß die Eismassen sich in diesem Jahre bedeutend weiter nach Süden erstreckten, als sie es sonst vielleicht zu thun pflegten.

Das Wetter war äußerst unangenehm; wir hatten unausgesetzt Regen und Schnee, und das Thermometer stand ungefähr auf 0°. Wir hätten unsern frühern arktischen Winter entschieden vorgezogen. Auch der Wind war ungünstig. Er preßte die Eismassen um uns herum so zusammen, daß nicht einmal eine Mücke hätte hindurchschlüpfen können, viel weniger die »Fram«. So ging es Tag für Tag. Kein Sträfling hätte den Augenblick, in dem sich die Thür seines Gefängnisses öffnet, um ihn der Freiheit wieder zu geben, ungeduldiger erwarten können, als wir unserer Befreiung aus dem Eise entgegensahen.

Was bisher auch seinen Theil dazu beigetragen hatte, uns die Beurtheilung der Größe des uns umspannenden Eisgürtels, durch den wir uns hindurch zu kämpfen hatten, zu erschweren, war das neblige, trübe Wetter. Am 12. August nachmittags verzog sich jedoch endlich der Nebel, und wir glaubten, im Süden das blaue Meer zu erblicken. Doch ganz konnten wir uns nicht darauf verlassen, daß unsere Augen uns nicht getäuscht hatten, dazu war die Luft nicht klar genug. Das Blaue konnte eine größere offene Stelle, es konnte aber auch das Meer sein.

Und es war das Meer!

Als wir, die wir gleich darauf die Wache ablösen sollten, am Morgen des 13. August gegen 4 Uhr unser erstes Frühstück einnahmen, hörten wir die Wachthabenden in ein donnerndes Hurrah ausbrechen. Und gleichzeitig merkten wir, daß das Schiff mit einem mal eine ganz andere Bewegung angenommen hatte als die bisherige schrammende, die wir nur allzu gut kannten. Wir vergaßen das Essen und alles andere und stürmten auf Deck.

»Hip, hip, hip! Hurrah, Hurrah, Hurrah!«

Ja, wohl konnten wir jetzt Hurrah rufen, daß es weithin schallte! Denn dort, hinter uns, lag der Eisgürtel, und um uns herum rauschten die frischen Wogen des Eismees und schäumten munter um den Bug der »Fram«. Und die »Fram« schaukelte sich so wohlgefällig, als begriffe auch sie das Vergangene. O, dieser Jubel! Wie Verrückte rannten wir hin und her und wußten vor Freude nicht, auf welchem Fuße wir stehen sollten. Selbst die, welche sich früher den trübsinnigen, düstern Stimmungen am meisten hingegeben hatten, sahen auf einmal aus, als wären ihre Gesichter wie von einer Festillumination erhellt.

Schnell luden wir die Kanonen und sparten wahrhaftig nicht am Knalleffect. Wir sandten den hinter uns immer mehr verschwindenden Eismassen einen so donnernden Abschiedsgruß zu, daß uns die Ohren summten. Dann schickte der Koch sich sofort an, uns ein dem Anlasse entsprechendes Festfrühstück zuzubereiten. Bier und Branntwein hatten wir ja nicht, nicht einmal Kaffee, da der letzte Rest unsers Kaffeevorraths leider schon früher draufgegangen war und wir uns am Morgen des letzten Johannistages die letzte Tasse des göttlichen Tranks zu Gemüthe geführt hatten. Es wurde also nicht, was man daheim »ein recht opulentes Dejeuner« nennen würde, aber wol nie hat an Nord der »Fram« eine mehr aus dem Herzen kommende Fröhlichkeit geherrscht als an diesem Frühstückstische.

Es war ein ebenso eigenthümliches, wie wunderbares Gefühl, immer wieder die Bewegungen der »Fram« mitzumachen, je nachdem sie sich auf die Seite legte oder ein wenig stampfte. Und dann, zu wissen, daß wir unsern Kurs richten konnten, wohin wir wollten. Wir schienen es anfänglich gar nicht glauben zu können. Aber es war so, es war wirklich so!

Wir richteten nun den Kurs auf Land in südsüdöstlicher Richtung. Schon um 7 ½ Uhr morgens

bekamen wir ein Segelschiff in Sicht. Es hatte uns gleichzeitig bemerkt, legte das Ruder bei und steuerte auf uns zu. Als wir einander nahe genug waren, zeigte es sich, daß es ein norwegischer Walfischfänger war, die Galeote »Söstrene« aus Tromsø. Um 8 ¼ Uhr konnten wir einander mit der Flagge begrüßen, ein Gruß, den wir von der »Fram« mit zwei donnernden Kanonenschüssen begleiteten und der auf dem Walfischfänger mit einem herzlichen Hurrah aus 15 oder 16 kräftigen Kehlen beantwortet wurde. Dieses Hurrah war zugleich der erste Laut menschlicher Stimmen, der, mit Ausnahme unserer eigenen, seit über drei Jahren unser Ohr traf. Wir alten, verhärteten Männer waren deshalb auch so gerührt davon, daß uns die Thränen in die Augen traten. Gewiß wird niemand finden, daß wir uns dessen zu schämen oder es zu verheimlichen brauchten.

Wir signalisirten darauf der Galeote und unsere erste Frage war: »Sind Nansen und Johansen heimgekehrt?« Da die Mannschaft der »Söstrene« in dem Glauben war, die beiden seien noch immer bei uns an Bord, verstanden sie anfangs gar nicht, was diese Frage heißen sollte. Wir warteten alle in größter Spannung auf die Antwort und waren ganz verblüfft, als unsere wiederholten Fragen jedesmal mit »Nein« beantwortet wurden. Wir konnten uns nur denken, daß hier ein Mißverständnis vorliegen müsse, und der Kapitän wurde deshalb gebeten, zu uns an Bord zu kommen.

Bald darauf kam Kapitän Botolfsen mit fünf Mann. Mit Thränen in den Augen reichten wir ihnen die Hand zum Gruße. Welch ein Gedanke, wieder Landsleuten die Hand drücken zu können! Doch leider sollte uns ein großer Wermutstropfen in diesen Becher der Freude fallen. Auf unsere erneuten Fragen nach Nansen und Johansen war die Antwort wieder, daß man daheim nichts von ihnen gehört habe und sie mit uns zusammen an Bord der »Fram« glaube. Diese Nachricht that unserer Freude natürlich großen Abbruch, wenn wir auch deshalb noch nicht gerade fürchteten, daß unsere kühnen Kameraden verunglückt wären.

Nun ging es an ein Kreuzfeuer von Fragen, wie es daheim in Norwegen stehe, sowol mit der Politik, wie mit vielem andern. Die drei von uns, die selbst Tromsøer waren, erhielten Gott sei Dank nur gute Nachrichten von zu Hause, wo Verwandte und Freunde sich des besten Wohlseins erfreuten. Unter den Neuigkeiten, die wir jetzt erst erfuhren, war auch die, daß Andrée eine Ballonexpedition unternehmen wolle, mit seinem Ballon und seinen Reisekameraden auf Spitzbergen liege und auf günstigen Wind warte.¹⁸ Wir beschlossen sofort, Spitzbergen anzulaufen, um Andrée zu begrüßen. Vielleicht, daß wir dort bessern Bescheid über Nansen und Johansen erhielten.

Kapitän Botolfsen bat, ob er nicht mit uns nach Hause zurückkehren und zwei lebende Eisbären mitnehmen dürfe. Mit den Eisbären konnten wir uns der Hunde wegen nicht befassen, dagegen war der Kapitän selbst uns natürlich herzlich willkommen. Er übergab seinem Schwager das Kommando auf dem Walfischfänger, dann kam er zu uns an Bord und brachte statt der Eisbären Kaffee, 50 Flaschen Bier und eine Flasche Whisky mit. Und wirklich schmeckte es uns gut, ein Glas Bier und einen Schnaps beim Essen zu haben und eine ordentliche brühheiße Tasse Kaffee hinterdrein zu trinken.

Dann sagten wir der Galeote, die weiter auf Fang ausziehen sollte, Lebewohl. In der Nacht um 12 Uhr bekamen wir Spitzbergen in Sicht, doch waren des Nebels wegen die Landmarken nicht deutlich genug, als daß wir hätten wagen können, auf das Land zuzuhalten. Wir mußten also davor liegen bleiben, bis das Wetter sich gegen Morgen aufklärte. Gegen 6 Uhr wußten wir, daß gerade vor uns die Rothe Bai lag, und liefen nun des noch immer ziemlich dichten Nebels wegen mit langsamer Fahrt in die Bucht ein, auf die Däneninsel zu, wo Andrée und seine Gefährten sich

aufhielten. Um die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen, gaben wir zwei Salutschüsse ab und ließen nicht allein die norwegische Flagge von der Gaffel flattern, sondern hißten auch noch die Standarte der »Fram« im Topp, damit sie uns nicht mit einem gewöhnlichen Walfischfänger verwechseln sollten. Der zur Andrée'schen Expedition gehörige Dampfer »Virgo«, der am Lande lag, beantwortete den Salut sofort mit zwei Schüssen und toppte alle Flaggen; es war also ersichtlich, daß sie augenblicklich erkannt hatten, wer wir waren.

Bald darauf kam eine Dampfbarkasse auf uns zugerauscht. Als sie innerhalb Hörweite war, wurde uns zugerufen: »Hoch lebe Dr. Nansen und seine Begleiter!« Die Barkasse legte an, und an Bord kamen Andrée, Dr. Ekholm, Strindberg und Zachäus, der Kapitän der »Virgo«. Ich brauche wol nicht zu versichern, daß es auf beiden Seiten eine herzliche Begegnung war. Sie gratulirten uns allen aufrichtig zu den gewonnenen Resultaten, aber auch sie wußten nichts von Nansen's und Johansen's Schicksal, was natürlich unserer sonst so frohen Stimmung einen Dämpfer aufsetzte. Wir wurden alle eingeladen, die »Virgo« zu besuchen und den Ballon und die Vorbereitungen zum Aufsteigen zu besichtigen. Welch seltsames Gefühl, die Füße wieder auf festen Boden zu setzen! Wir hatten mittlerweile fast vergessen, wie das eigentlich war.

Aber heim, heim, war die Hauptsache! Schon um 1 Uhr in der Nacht waren wir zur Abfahrt fertig, und um 3 Uhr morgens stachen wir wieder in See mit dem Kurs auf Norwegen. Das Wetter war bei + 2° recht unfreundlich, aber wir waren ja daran gewöhnt und befanden uns alle wohl. Die Nebeldecke verzog sich allmählich, sodaß wir besser Ausguck halten konnten. Wir konnten daher nun Volldampf geben. Um 9 ½ Uhr vormittags peilten wir die Magdalena-Spitze, um 4 Uhr nachmittags das Prinz-Karl-Borland an. Nun ging es rasch und ohne Hindernisse nach Süden. Hierin lag für uns noch immer etwas so Ungewohntes, daß wir uns alle Augenblicke auf dem Gedanken ertappten, es würde nun wol bald wieder ins Eis hinein und nicht mehr weiter gehen.

Vor unserer Abfahrt von Spitzbergen hatte uns Kapitän Zachäus als Geschenk schwedischen Punsch und sonst noch allerlei und Andrée eine kleine Kiste mit Pilsener Flaschenbier und Cigarren mit dem Bescheid an Bord geschickt, daß die Sendung erst dann eröffnet werden dürfe, wenn wir wieder in See gestochen wären. Als wir die Magdalena-Spitze passirt hatten, fand die Oeffnungsfeierlichkeit statt. Unter allgemeiner Zustimmung wurde das Wohl der kühnen schwedischen Expedition und des Kapitäns Zachäus in ihrem eigenen Nationalgetränk getrunken. Dieses Glas Punsch schmeckte uns, die wir an dergleichen jetzt gar nicht mehr gewöhnt waren, sehr gut und nicht minder vortrefflich die Flasche Pilsener Bier, die jeder zum Mittagessen bekam.

Wir hatten guten Wind, und da die Segel gesetzt wurden und wir gleichzeitig die Maschine mit vollem Druck arbeiten ließen, ging es jetzt pfeilschnell an der Küste von Spitzbergen entlang, dessen Gletscher und schneebedeckte Berggipfel am Horizonte uns an unser theures Norwegen erinnerten. Wir hatten jetzt begründete Hoffnung, uns schon in wenigen Tagen in einem norwegischen Hafen befinden zu können, und mußten deshalb jetzt auch anfangen, ein wenig an unsere eigene Toilette wie an die der »Fram« zu denken, denn wir wollten uns bei unserer Ankunft doch gern von der vortheilhaftesten Seite zeigen. Infolge dessen hatten wir es sehr eilig, kratzten und scheuerten an Bord, fegten und putzten an allen Ecken und Enden und mußten dann unsere besten Anzüge hervorsuchen, damit auch diese zur Hand lägen. Dies alles konnten wir bei unserer geringen Zahl in unserer Wachtzeit nicht thun, sondern mußten es während der Freiwachen besorgen, sodaß es in dieser Zeit an Bord wenig Schlaf, aber desto mehr Munterkeit gab.

Am 16. August begegneten wir mehrern Walfischfängern, mit denen wir durch Flaggen Grüße

austauschten. Als es am 17. über 4° warm wurde, war uns diese Hitze geradezu lästig. Von den armen Hunden will ich gar nicht reden. Sie schlichen äußerst trübselig umher und begriffen offenbar nicht, was dies hier für ein »unnatürliches« Klima war.

So rasch nach Hause, als wir gehofft hatten, ging es aber doch nicht. Der Wind ging mehr nach Süden herum und wurde immer schwächer, sodaß wir jetzt auf die Maschine allein angewiesen waren.

Am 18. August trat ein uns unerwartetes Phänomen ein: es wurde plötzlich Nacht; wir waren überrascht, waren wir doch während dreier Sommer daran gewöhnt, die Sonne immer über dem Horizont zu haben. Doch als am 19. der Tag wieder anbrach, erblickten wir tief unten am Horizont durch die Morgennebel ein schwaches Dämmerbild, das wir für Land zu halten wagten. Die Form und die Linien wurden deutlicher, und aus dem Nebel stiegen Bergkuppen empor: »Das alte Gebirge war in Sicht!«

Wir hatten das Gefühl, als müsse uns das Herz zerspringen. Wir starrten nur darauf hin und konnten kein Wort hervorbringen. In dem Maße, als sich der Nebel verzog, erkannten wir immer deutlicher, daß wir die Berggipfel von Andö vor uns hatten, und dahinter lag ja unser erster Anlaufplatz in der Heimat, Skjävö. Da hier für uns die nächste Telegraphenstation in Norwegen war, wollten wir auch sofort die Gelegenheit benutzen, von dort die erste Kunde von unserer Heimkehr in die Welt hinauszusenden.

Am 20. August zwischen 2 und 3 Uhr morgens fuhren wir um das Vorgebirge herum und ließen bei stillem, schönem Wetter die Anker im Hafen von Skjävö fallen.

Nur einige hundert Schritt von uns entfernt lag jetzt das Land da: unser Heimatland, mit seinen Häuserreihen und grünen Gehängen und wirklichen, man denke nur, wirklichen Heuhaufen auf den Wiesen, im Morgensonnenscheine glänzend. An Bord waren in diesem für uns so feierlichen Augenblicke natürlich alle Mann auf Deck, aber an Land war alles öde und still. Dort lagen die Leute augenscheinlich noch in Morpheus' Armen.

Obgleich es uns unangenehm war, den Herrn Telegraphisten in seinem Morgenschlummer stören zu müssen, konnten wir unter den obwaltenden Umständen darauf keine Rücksicht nehmen. Sverdrup ging deshalb, mit Bentsen als Ruderer, sofort mit den Telegrammen an Land, und bald darauf sahen wir ihn den Abhang hinaufschreiten, während Bentsen im Boote zurückblieb.

So verging eine geraume Zeit.

Dann aber bot sich unsern erstaunten Augen auf einmal ein außerordentlich merkwürdiger Anblick dar. Außerhalb der Häuser stürmte Sverdrup, als sei ihm der Gottseibeius auf den Fersen, den Abhang hinunter und in wildem Laufe nach dem Boote. Dann hatte es den Anschein, als sei Bentsen plötzlich verrückt geworden. Er griff nach den Rudern und führte sie mit solcher Kraft, daß das Boot von weißem Wellenschaume umgeben war. Und jeden Augenblick erhob er den Kopf, um die Entfernung zu bemessen. Was in aller Welt hatte dies zu bedeuten?

Sobald er aber in Hörweite gekommen war, zog er plötzlich die Ruder ein, erhob sich im Boote und brüllte uns durch die hohle Hand zu: »Nansen ist angekommen!«

Worauf er sofort das Boot wendete und wieder an Land ruderte.

Gerade die Ungewißheit über Nansen's und Johansen's Geschick hatte bewirkt, daß wir unsere Heimkehr nicht durch Salutschüsse hatten ankündigen wollen. Doch nun war es gleich etwas anders. Nun hatten wir das Recht, tüchtig drauf loszuknallen. Dies thaten wir denn auch vollauf. Einen bessern Wecker haben die Leute von Skjävö nie gehabt als den, den sie in früher

Morgenstunde von uns gratis erhielten. –

Meine Erzählung ist hier eigentlich aus.

Ueber den festlichen Empfang, der uns in Tromsö bei unserer Ankunft am Abend desselben Tages zutheil wurde, und über unser Zusammentreffen am Tage darauf mit Nansen und Johansen, die sich auf Sir George Baden-Powell's Lustjacht »Otaria« als Gäste befanden – ein Zusammentreffen nach *siebzehnmonatlicher* Trennung, sodaß man sich unsere Gefühle beim Wiedersehen denken kann –, über alles dieses, sowie über den Triumphzug, den uns unsere Landsleute an der Küste entlang überall bereiteten, sind ja die Leser ebenso genau unterrichtet wie ich selbst. Daß diese Tage, deren Gipfelpunkt der großartige Empfang in Christiania war, in unserm Herzen stets als die schönsten unserer Erinnerung leben werden, brauche ich wol keinem erst noch zu versichern.

Die Hauptsache war, daß wir zum Dank für alles dieses sagen durften, daß wir die uns anvertraute Aufgabe, an die so viel Arbeit und Kosten gewendet worden waren, der solche Antheilnahme geschenkt und auf die solche Hoffnungen gesetzt worden waren, wenigstens so gut ausgeführt hatten, als es unserer Meinung nach in Menschenmacht stand.

So konnte mit einiger Berechtigung von uns gesagt werden:

Spät kommt ihr – doch ihr kommt!

Der weite Weg, Graf Isolan,
entschuldigt euer Säumen.

Wie bekannt, kam es 1896 noch nicht zur Auffahrt, sondern erst im Sommer 1897. Leider ist Andrée's und seiner Gefährten Schicksal unbekannt, da man seitdem keine Nachrichten von ihnen hat.

Lieutenant Hjalmar Johansen

Von

Abschied vom Vaterland. Die letzten Menschen.

Im Frühling 1893 begannen wir, die zur Theilnahme an Nansen's Expedition Berufenen, uns in Christiania zu versammeln. Wir waren einander fremd, kamen wir ja aus den verschiedensten Theilen des Landes, und musterten uns daher gegenseitig mit einer gewissen Neugierde. An den Erfolg der Expedition glaubten wir natürlich felsenfest; wir begrüßten uns und wünschten uns gegenseitig eine glückliche Reise zum Pole, wenn auch die Ansichten darüber, wieviel Zeit dazu wol erforderlich sein würde, getheilt sein mochten.

Es waren arbeitsreiche Tage in den paar Monaten vor der Abreise. Das ganze Schiff war voll von Arbeitsleuten aller Art. Kapitän Juell und ich untersuchten auf Tjuveholm die Proviantkisten und legten eine Liste derselben an; dann wurde der Proviant mit der größten Sorgfalt untergebracht.

Ganz vorn im Schiffe zwischen den Kniestützen und Balken lag Peder Hendriksen aus Tromsö und verstaute Hundekuchen, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann. Als das Schiff mit andern Dingen fast schon vollgepfropft war, war nämlich noch eine große Sendung Hundekuchen aus London angekommen. Ich erinnere mich, daß Nansen erzählte, er sei beinahe erschrocken, als er eines Morgens an Bord gekommen sei und dort das ganze Deck voll Kisten mit Hundekuchen erblickt habe, die auch noch untergebracht werden sollten. Doch alles fand seinen Platz – es war wirklich merkwürdig, wieviel in das Schiff hineinging. Und es war auch nicht leer, als wir wieder nach Hause kamen; mit dem, was noch übrig war, hätten wir gleich wieder auf eine Expedition ausziehen können.

Wir nahmen über die verschiedenen Kistenreihen eine Art Plan auf, damit wir die gerade gebrauchte Proviantsorte leicht finden könnten. Im untern Raume und zu beiden Seiten der Maschine hatten wir Kohlen untergebracht, und schwere eiserne Tonnen mit Theeröl standen sowol im untern Raume wie im Zwischendecke und oben auf Deck.

Im Großraume war der meiste Proviant verstaut, wobei jedes Plätzchen ausgenutzt worden war; gingen die Kisten nicht zwischen die Kniestützen, so wurde der Raum zwischen diesen mit Holzkloben ausgefüllt, die uns ja unterwegs auch nützlich sein konnten.

Es gab an Bord der »Fram« sehr viele gute Nahrungsmittel: conservirtes Fleisch aller Art aus Norwegen, Dänemark, Amerika und Australien, Schweinecotelettes, Fricandellen, Rinderbraten, Corned-Beef, Hammelbraten, geräuchertes Schafffleisch, Kaninchen, Frühstücksschinken (auch »Gesangbücher« genannt), Dorschkaviar, Fischpudding, Makrelen, geraspelttes Fischfleisch, Fischmehl, getrocknetes Gemüse und Suppenkraut, Gemüseconserven, Eingemachtes und Marmelade, Reis, Chocolate, Cacao, Hafer- und Maisgrütze, Weizen- und Roggenbrot, Mehl, Zucker und Kaffee, verschiedene Sorten Pemmikan, Citronensaft, Knorr's Suppenpräparate u.s.w., alles so frisch und gut, wie es nur zu bekommen war.

Nansen mußte das ganze Getriebe leiten; er hielt alle Fäden in der Hand und mußte dafür sorgen, daß alles so in Stand gesetzt wurde, wie er es haben wollte, so gut, wie man beide, das Schiff und den Proviant, machen konnte. Unser Chef wußte sehr wohl, welche Bedeutung in einer in jeder Hinsicht vorzüglichen Ausrüstung liegt, und hatte es sich deshalb auch mehrere Jahre unermüdlicher Arbeit kosten lassen. Kapitän Sverdrup hatte ihm dabei getreulich geholfen. Still ging dieser Mann an Bord umher; er sah alles, sprach wenig, richtete aber desto mehr aus.

So kam denn der Tag heran, an dem wir in der Bucht von Piperviken die Anker lichteten: der 24. Juni 1893.

Es war ein trüber Tag, doch in unserm Gemüth war es nicht trübe; wir freuten uns, endlich an dem Punkte angelangt zu sein, daß unsere Reise beginnen sollte.

Es ist die alte Geschichte, im letzten Augenblick fehlt stets noch etwas, was man mitnehmen muß. So erinnere ich mich, daß wir vergebens auf das Eis für die Küche warteten; wir mußten auch schließlich ohne dasselbe abreisen; »wir bekommen es schon noch später«, meinte der Koch.

Gerade als der Anker gelichtet werden sollte, kam Nansen allein in dem Petroleumboote von Lysaker her an der Seite des Schiffes an, und gleich darauf glitt die »Fram« schwer, ruhig und majestätisch durch den Fjord von Christiania, von einem Schwarm von Dampfern und Segelbooten begleitet. Musik und Hurrahrufe folgten uns.

In Horten, dem Haupthafen der norwegischen Marine, nahmen wir Pulver und Kanonen zum Salutschießen ein. Die »Fram« machte 37 Kilometer in vier Stunden, die Maschine arbeitete vorzüglich. In Raekvik, auf Colin Archer's Werft, nahmen wir die Großboote an Bord. Archer war mit seiner Familie an Bord, als wir in den Fjord von Laurvik hineinsteuerten und unter den lebhaften Begrüßungen der Leute und unter Flaggensalut eine Bogenlinie im Hafen beschreiben.

Gegen Abend bekamen wir ziemlich starken Seegang; die »Fram« schaukelte auf den Wellen und rief bei mehrern Symptome der Seekrankheit hervor. Es ging langsam vorwärts, da das Schiff der großen Last wegen sehr tief eintauchte.

An Bord ist es lebhaft; wir sind ausgezeichnete Laune, den ganzen Tag fliegen Witze hin und her, besonders bei den Mahlzeiten, wo die meisten beisammen sind. Die Unterhaltung dreht sich hauptsächlich darum, was wir thun werden, wenn wir am Pole ankommen. Nansen musicirt ein wenig, der Koch schimpft, weil wir so gierig auf Essen und Trinken sind. »Gott steh' mir bei«, sagt er, »der Kaffee reicht wahrhaftig nicht länger als bis Tromsö!« Alles ist voller Leben, wie es sich auch gehört, während wir uns unserm Ziele Seemeile um Seemeile nähern. Wir eilen mit Weile, und das soll ja das Beste sein.

Die Nacht zum 28. Juni war schwer. Die See ging gar nicht sehr hoch, aber die »Fram« mit ihrem runden Bau rollte tüchtig. Unausgesetzt schlugen Seen über das Vorderdeck.

Ich war mit Pettersen zusammen im Maschinenraum, jetzt gerade nicht dem besten Aufenthaltsorte; es war dort eng und schwül, und bei dem Rollen den Heizer zu spielen, war auch nicht schön; es wäre noch angegangen, wenn uns nicht die Qualen der Seekrankheit das Unterste zu oberst gekehrt hätten, und mit der Schaufel kamen nicht immer nur Kohlen unter den Kessel.

Am Abend des 28. warfen wir bei Ekersund Anker. Am nächsten Tage flogen wir bei ruhiger See unter Dampf und Segel mit guter Fahrt an Jäderen vorbei.

Am 5. Juli kam in Beian Sverdrup an Bord; ein jüngerer Bruder von ihm verließ uns hier. Bis hierher war Scott-Hansen Kapitän des Schiffs gewesen.

Am 7. Juli hatten wir in Rörvik halt gemacht. Es gab viel Arbeit mit dem Umstauen des Proviantes und der Kohlen. Während der Reise an der Küste nordwärts wohnte ich meistens im »Grand Hotel«. Wir hatten sowol »Gravesen« wie »Grand« (bekannte Hotels in Christiania) an Bord; es waren unsere beiden Großboote, die wir mit Hülfe von Renthierfellen und Schlafsäcken zu gemüthlichen Schlafgemächern eingerichtet hatten.

Ueberall, wohin wir kamen, zeigte sich Interesse für die Expedition. Man begreift kaum, woher alle diese Menschen kommen; wir sehen ja nichts weiter als das nackte Gebirge, nur hier und da einen grünlichen Schimmer; das ist das arme Norwegen. Doch halten wir an, so haben wir sofort ein dichtes Volksgewühl um uns herum.

Wir fuhren an einem Schiffer aus dem Bergener Stifte vorbei, der wahrscheinlich über uns noch nicht klug geworden war. Er rief uns an und fragte: »Woher ist das Schiff?«

»Christiania«, war die Antwort.

»Was hat sie für Last?«

»Essen und Kohlen.«

»Wo will sie hin?«

»Nach dem Eismeer, zum Nordpol.«

Am 12. Juli waren wir in Tromsö. Dort hagelte und schneite es wie mitten im Winter. Amundsen hatte hier beinahe das Leben verloren; die Kohlen stürzten auf ihn herunter, als er im Kohlenbunker war. Er erhielt eine große klaffende Wunde am Kopfe, machte aber kein Aufheben davon. Er wurde geschoren, gewaschen, zugenäht und verbunden, und dann war alles wieder in Ordnung. Mit verbundenem Kopfe ging er umher, bis wir im Eise festgekommen waren.

In Bardö, dem letzten Orte, den wir anliefen, bevor wir unser Vaterland verließen, zeigten uns die Leute, welche Sympathie sie für uns hatten. Sie gaben uns ein glänzendes Fest.

Am 21. Juli morgens 4 Uhr verließen wir die Stadt und sagten dem Vaterland Lebewohl. Ich kletterte in die Ausgucktonne hinauf, um noch einen Blick auf das Land zu werfen; man konnte ja nicht wissen, wann wir es wiedersehen würden.

Am 24. Juli wurde an Bord der erste Geburtstag gefeiert; es war der Scott-Hansen's. Große Feierlichkeit, Marmelade zum Frühstück, mittags Tischreden und ausgewählte Gerichte.

»Kvik«, Nansen's Hündin, die wir von Christiania mitgenommen haben, ist natürlich der Liebling aller an Bord. Sie ist der Sprößling eines Neufundländers und einer Eskimohündin und liebt alles, was von Leder ist; sie frißt alles, was sie erwischen kann: Segelhandschuhe, alte Stiefel und

Kleider, Papier, Regenröcke und dergleichen mehr. Ganz so schlimm wie der Hund, den sie auf der »Polaris«¹⁹ an Bord hatten, war sie freilich noch nicht, denn jener Hund verspeiste sogar Thürklinken.

Am 27. Juli machten wir zum ersten male mit dem Eise Bekanntschaft. Wir haben es auf beiden Seiten und schleichen uns unter Stößen und Puffen vorsichtig nach der Jugor'schen Straße.

Es ist gut, daß wir reichlich Nahrungsmittel an Bord haben, denn hier sind Jünglinge, die das Essen gründlich verstehen. Jede Mahlzeit ist ein kleines Fest; die Speisen werden mit manchem muntern Scherze gewürzt, besonders Bentsen ist unerschöpflich an Geschichtchen. Täglich erzählte er lustige Sachen und immer wieder tischte er etwas Neues auf, und in den langen Polarnächten zeigte er sich erst recht in seinem Glanze.

Schön ist der Anblick der Mitternachtsonne, wenn sie am Horizont blutroth über dem Meeresspiegel und den zerstreuten Eisblöcken flammt. Draußen in der Ferne schimmert die Luft zwischen den Eistrümmern bläulich, und die »Fram« windet sich hindurch, leicht dem Steuer gehorchend, aber schwer beim Hinabsinken, wenn es das Rammen der Eisblöcke gilt. Wir können das Eis getrost mit ihr rammen.

Hier war die »Fram« in ihrem Elemente, aber der Mann am Ruder hatte es hart. Das Treibeis bestand nicht überall aus flachen, hübsch anständigen Schollen, es trat vielmehr in allen möglichen Gestalten auf. Zackig und zerrissen, grau, weiß und dunkel trieben die Massen heran; einige führten sogar Erde, andere Süßwasser mit, alle aber waren schwer, träge und unter der Wasserlinie von bedeutender Größe.

Am 29. Juli abends 6 ½ Uhr warfen wir vor Chabarowa Anker. Hier kam Trontheim an Bord, der im Auftrage von Baron Toll ganz Sibirien durchreist hatte, um Hunde für die Expedition zu kaufen.

Kaum hatten wir Anker geworfen, als die in Chabarowa lebenden Samojeden in ihren Fellkleidern an Bord kamen. Die meisten von ihnen sind scheußlich; häßlich und schmutzig sind sie alle. Die russischen Kaufleute hingegen, die sich hier aufhalten, sehen in ihren langen Renthierpelzen und ihren eigenthümlichen Mützen aus dem Felle der Renthierkälber sehr schneidig aus. In Chabarowa halten sie sich den Sommer über auf, um von den Samojeden verschiedene Arten Felle und Pelzwaaren einzutauschen. Der Samojede liebt Branntwein und Taback sehr; er legt mit seinen Renthieren und seinen Hunden oft große Entfernungen zurück, wenn er weiß, daß irgendwo Branntwein zu bekommen ist. Dies wissen die Kaufleute sich zunutze zu machen, und wenn sie am Ende des Sommers fortziehen, um die Pelzwaaren in ihrer Heimat abzusetzen, haben sie gewöhnlich ein einträgliches Geschäft gemacht. Im nächsten Sommer kommen sie dann wieder.

Die Samojeden suchten Doctor Blessing an Bord auf, um von seiner Kunst zu profitiren, einige für ihre gichtischen Hände, andere für ihre tauben Ohren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Menschen, als sie an Bord waren und ihre Fellkleider vor dem Eintritt in die Kajüte des Doctors auf den Fußboden legten, so freundlich gewesen waren, uns eine ganze Ladung Läuse mit auf den Weg zu geben; denn wir hatten Chabarowa gar nicht lange verlassen, da merkten wir, daß wir eine Reisegesellschaft bekommen hatten, an der uns gerade nicht viel gelegen war.

Es gab in Chabarowa 10 Russen und 35 Samojeden und nicht weniger als zwei Kirchen, eine alte und eine neue. Am 1. August wurde ein großes kirchliches Fest gefeiert. Solange der Gottesdienst dauerte, bekreuzigten sich die Samojeden und thaten ungemein fromm. Aber am Abend waren sie durchaus keine Heiligen mehr. Alle Männer waren betrunken und die Weiber ebenfalls.

Es waren viele vom Lande hereingekommen, um an der Feier des Tages theilzunehmen; zwei davon sahen wir mit fünf Renthieren kreuz und quer zwischen den Zelten herumfahren. Vor einem Zelte war an kleinen, in die Erde gerammten Pfählen eine ganze Anzahl junger Füchse angebunden; mitten zwischen diese Thiere fuhren die beiden Samojeden hinein, worauf ein Weib heulend aus dem Zelte stürzte, die unerfahrenen Fuchslein aufsammelte und hineintrug.

Andere Samojeden wurden handgemein; sie schlugen jedoch nicht aufeinander los, sondern bemühten sich nur, sich gegenseitig die Kleider vom Leibe zu reißen. Einige vergnügten sich mit einer Art Kegelspiel, dessen Kegel aus Holzpflocken bestanden, nach denen mit einem Holzstücke geworfen wurde. Scott-Hansen guckte in ein Zelt hinein und erblickte dort in einer Ecke ein seltsames Lumpenbündel; sein Erstaunen wurde nicht geringer, als sich das Bündel bewegte und das Gesicht einer alten Frau daraus hervorkam. Sie hatte sich in ihrem Rausche zu einem richtigen Knäuel zusammengerollt.

Unsere Hunde konnten diesen Spektakel auch nicht leiden. Als wir uns dahin begaben, wo sie angebunden waren, begleitete uns ein betrunkenener Samojede; er wollte uns zeigen, daß die Hunde nicht auf ihn, sondern auf uns böse seien, und ging keck zu einem der kurzohrigen, glatten weißen Hunde hin, um ihn zu streicheln. Der Hund schnappte und biß nach ihm und hängte sich schließlich an einen seiner Fausthandschuhe, die unten an den Aermeln seines Pelzmantels baumelten. Wir wurden also nicht überzeugt, der Samojede aber kam jedenfalls zur Einsicht, daß die Zähne eines Hundes mit Fausthandschuhen von ungegerbtem Leder übel umspringen können.

An Bord hatten wir in diesen Tagen viel mit dem Kessel und den Kohlen zu thun. Pettersen und ich mußten in den Kessel hineinkriechen und das Salz, das sich dort angesetzt hatte, loshacken. Es war dort drinnen zwischen all den Röhren sehr eng, und wenn wir uns umdrehen wollten, mußten wir uns rückwärts zurückziehen und von der andern Seite wieder hineinkriechen. Als wir fertig waren, sahen wir auch danach aus; der schmutzigste Samojede war, mit uns verglichen, ein feiner Mann. Nansen meinte, wir müßten so verewigt werden, und nahm ein Bild von uns auf.

Nansen, Sverdrup und Hendriksen, auch »das Büblein« genannt, unternahmen eine Fahrt mit dem Petroleumboote, um die Eisverhältnisse im Karischen Meere zu untersuchen. Dort war Eis vollauf, aber am Lande zog sich eine lange, offene Rinne hin.

In Chabarowa legten wir eine elektrische Klingelleitung an, die von der Ausgucktonne in den Maschinenraum hinunterführte, damit die Maschine mit dem Manne auf dem Ausguck in directer Verbindung stehen konnte. Auch die Apparate zur Heizung mit Theeröl setzten wir hier in Stand.

Am 3. August waren wir fertig und nahmen die Hunde an Bord, wobei Trontheim die von König Oskar verliehene goldene Verdienstmedaille für die gute Ausführung seiner Aufgabe überreicht wurde.

Nansen's Sekretär Christofersen trennte sich hier von uns; gern hätten wir gesehen, daß er auf der ganzen Reise unser Begleiter gewesen wäre. Wir waren alle feierlich gestimmt, als er mit unsern Briefen nach Norwegen ins Boot stieg. Er war mit allerlei Lebensmitteln von der »Fram« versehen worden, denn es war ja möglich, daß er noch manches Abenteuer erleben mußte, ehe er wieder in der Heimat anlangte.

Am letzten Tage in Chabarowa wurde auch Bernt Bentsen in die Schiffsliste eingetragen. Der Gute hatte nicht mehr viel Zeit, sich zu entschließen.

Als wir in der Nacht die Anker lichteten, war es neblig; Nansen ging uns daher mit dem Petroleumboote voran, um das Fahrwasser auszulothen. Hierbei hätte er sich beinahe verbrannt, da sich das Oel entzündete; seitdem wir das Boot im Christiania-Fjord zu benutzen angefangen

hatten, war beständig etwas mit ihm los.

Das Heizen mit Theeröl geht gerade nicht besonders. Es gehört so viel Dampf dazu, das Oel in das Feuerloch zu blasen, daß es wirklich fraglich bleibt, ob bei dieser Heizungsart viel gewonnen werden kann.

Am 6. August lagen wir des Nebels wegen unweit der Jalmal-Küste an einer Eisscholle still. An Bord herrschte Sonntagsruhe; die Mannschaft hatte sich gemüthlich hingesezt, nur die Dynamomaschine war in Thätigkeit. Nansen, Sverdrup, Scott-Hansen, Blessing, Hendriksen und ich gingen an Land zu einem Ausflug auf Jalmal.

Das Ufer fiel dort, wo wir landeten, so langsam ab, daß wir aussteigen und das Boot eine lange Strecke über den flachen Grund ziehen mußten. Diejenigen, welche Wasserstiefel an hatten, mußten die andern auf dem Rücken aus dem Boote und wieder hineinragen.

Hansen und ich gingen zusammen auf die Entenjagd und schossen auch ein paar Enten. Wir hatten uns hierbei von den andern entfernt und fanden an einem der hier vielfach vorkommenden kleinen Gewässer Spuren eines Samojedenlagers.

Es war ein ziemlich dunkler Abend. Als wir so spähend umhergingen und Ausguck hielten, erblickten wir denn auch ein Zelt. Natürlich dachten wir, es sei ein Samojedenzelt, und näherten uns vorsichtig, um nicht von den Hunden, die es dort unsrer Meinung nach geben mußte, angefallen zu werden. Doch als wir dicht davor waren, merkten wir, daß es unsere Kameraden waren, die die Ruder und Persennings aus dem Boote geholt und ein Zelt damit aufgeschlagen hatten, worin sie es sich gemüthlich gemacht hatten. Wir fanden ein wenig Treibholz und kochten uns einen ordentlichen Topf Kaffee, der trefflich schmeckte, wie auch das Pfeifchen Taback, das wir hinterher schmauchten. Gegen Morgen kehrten wir wieder an Bord zurück.

Am 7. August ruderte ein Boot mit zwei Samojeden an die »Fram« heran und legte am Achterende des Schiffes an. Die beiden Insassen schienen Angst zu haben, ihr Boot zu verlassen; sie fürchteten vielleicht, des Eises wegen nicht wieder ans Land kommen zu können. Es war ein graubärtiger Alter mit einem jungen Manne. Sie erhielten von uns Lebensmittel und machten dabei Zeichen nach dem Lande hin, wo sich wahrscheinlich noch mehrere ihresgleichen befanden. Bentsen stand auf dem Achterdeck und warf ihnen einige Schiffszwiebacke hinunter, nach denen sie sehr gierig griffen. Der junge Mann biß auch sofort hinein, um sie zu probiren. Einige Hundekuchen waren auch darunter, aber das schien ihm nichts auszumachen. Dann zog Bentsen eine Streichholzsachtel aus der Tasche und zündete ein Streichholz an. Sie starrten mit offenem Munde nach der Flamme. Bentsen warf ihnen nun die ganze Schachtel ins Boot hinunter, der junge Mann fing sie auf, zündete auch sofort ein Streichholz an, betrachtete lächelnd die Flamme, blies sie aus und legte das abgebrannte Hölzchen sorgfältig wieder in die Schachtel, um es sich bis zum nächsten male aufzuheben. Aus Dankbarkeit schenkten sie Bentsen ein Paar Stiefel von Renthierfell. Dann sahen wir sie in ihrem schlechten Boote fortrudern.

Da wir der mißlichen Eisverhältnisse wegen fortwährend stillliegen mußten, begaben sich einige von uns zu Boot an die Küste, um dieses so wenig bekannte Land zu besuchen und Samojeden anzutreffen, von denen wir uns allerlei Felle eintauschen wollten. Es waren Nansen, Sverdrup, Mogstad, Blessing und ich. Blessing begann sogleich auf der öden Ebene zu botanisiren; ich schloß mich ihm an. Die drei andern erblickten in der Ferne ein paar Gestalten; es waren gewiß Samojeden, die sich anscheinend fürchteten und zu laufen begannen. Sie winkten ihnen zu, aber die Samojeden liefen nur um so schneller, und bald waren sie ganz verschwunden.

Nachdem wir allerlei Pflanzen gesammelt und einiges Federwild geschossen hatten, kehrten

Blessing und ich zum Boote zurück, das jetzt von der Flut geschaukelt wurde; wir nahmen die Persennings heraus und schlugen ein Zelt auf, das uns von großem Nutzen war, da es nachher, als die andern sich nachts zu uns gesellt hatten, ziemlich heftig zu wehen und zu regnen begann. Wir unterhielten uns trotzdem sehr lebhaft mit wahren und erfundenen Geschichten, bis uns die Müdigkeit den Mund schloß. Am Morgen begannen wir in die See hinauszurudern, konnten aber des Gegenwindes wegen anfangs nur schwer vorwärtskommen. Desto größer war daher unsere Freude, als wir gegen Mittag endlich wieder an Bord steigen, die durchnäßten Kleider mit trockenen vertauschen und uns ordentlich satt essen konnten.

Das Schiff der unter Führung von Hall auf Kosten der Vereinigten Staaten 1871–73 unternommenen Nordpolexpedition.

Zweites Kapitel.

Zum nördlichsten Punkte der Alten Welt

Bald fanden wir lockeres Eis und gingen unter Segel und Dampf weiter. Pettersen und ich, die wir stets zusammen die Wache im Maschinenraume haben, fanden, daß wir jetzt viel zu viel Haar auf dem Kopfe hatten, und schoren uns daher gegenseitig so kurz, wie es irgend gehen wollte. Am 12. August stoppten wir die Maschine und benutzten nur noch die Segel. Es ging ausgezeichnet, und wir freuten uns alle darüber, da wir die Kohlen soviel wie möglich sparen wollten.

14. August. Den Hunden auf dem Deck bekommt der Seegang schlecht; wir haben sie nun nach dem Achterdeck bringen müssen, da sie jedesmal, wenn eine See über die Rehling schlug, ganz naß wurden und dann heulend die Pfoten aufhoben und an den Ketten rissen. Einige von ihnen sind auch sehr von der Seekrankheit geplagt; im übrigen aber sind sie sehr zutraulich und fügsam geworden.

Während meiner Wache sprang einmal an der Maschine das Wasserstandsrohr. Glücklicherweise kam ich mit einer Douche kochenden Salzwassers davon, ohne daß mir Glassplitter ins Gesicht flogen.

Am 16. August hatten wir schlechtes Wetter, und die Hunde litten sehr darunter. Das Petroleumboot wäre beinahe ins Wasser gefallen; die großen, massiven Eisendavits, in denen es hing, bogen sich wie Stahldraht, als die See an ihnen zerrte, und immer wieder drohten die Wogen, uns das Boot zu entreißen, bis es uns endlich gelang, es festzubinden.

Jedesmal, wenn wir auf diesem schlingernden Schiffe eine Kuhlte haben, geht es an Bord lebhaft zu. Die Gewehre klappern in ihren Ständern, die Sessel im Salon rutschen auf dem Fußboden hin und her, das Küchengeschirr rasselt und macht entsetzlichen Spektakel, und im Maschinenraume müssen wir uns sehr in Acht nehmen, daß wir nicht in die Maschinentheile hineingeschleudert werden.

Am 20. August ankerten wir bei den Kjellman-Inseln, da wir den Wasservorrath für unsern Kessel erneuern mußten. Dabei bemerkten wir, daß es auf den Inseln Renthiere gab. Nun wurde es lebendig; fast alle, die schießen konnten, wollten an Land, und nur fünf Mann blieben an Bord zurück. Wir ruderten nach der größten Insel und begaben uns dort auf die Jagd. Die Thiere waren außergewöhnlich scheu, sodaß wir lange Strecken auf allen Vieren kriechend zurücklegen mußten. Das Terrain war zum Anschleichen ungünstig; das Wild wurde uns, noch ehe wir zielen konnten, gewahr und entfloh mit Blitzesschnelle. Dann mußten wir unsere beschwerliche

Wanderung über Moor und Steppe von neuem beginnen, um die Thiere wieder mit demselben Resultate zu beschleichen.

Hendriksen und ich waren beisammen. Müde und hungrig hatten wir uns auf einen Stein gesetzt, als Peder plötzlich die Pfeife aus dem Mund nahm und sagte: »Dort ist ein Bär!« Und richtig, nicht weit vom Strande ging ein Eisbär spazieren.

»Zum Teufel auch, daß wir so kleine Kugeln haben«, sagte Peder, der in das Krag-Jörgensen-Gewehr²⁰ kein Vertrauen setzte.

Vorsichtig krochen wir hinter einen Felsblock, aber schon hatte uns der Bär gewittert und kam gerade auf uns zu. Wir legten die Gewehre an – Peder hatte eine lange Büchse, ich einen Karabiner – und drückten gleichzeitig ab. Aber Peder mußte wol mit Vaseline zu splendid gewesen sein, denn beide Schüsse versagten. Ein zweiter Schuß verwundete den Bären an dem einen Vorderbein.

Jetzt wandte er sich von uns ab der See zu. Er erhielt einen Schuß ins Hintertheil, was ihn aber im Laufen durchaus nicht zu hindern schien. Peder rief mir zu: »Lassen Sie das Schießen und laufen Sie dem Bären nach!«

Ich lud in aller Hast mein Gewehr und lief ihm den mit Steinen bedeckten Abhang hinunter nach. Es gelang mir, ihm eine Kugel durch den Leib zu schießen, sodaß er stürzte und liegen blieb.

»Nun hat er wol genug«, sagte ich zu Peder, der mir inzwischen nachgekommen war.

»Nein«, meinte dieser, »der verträgt noch mehr.«

Und wirklich, der Bär richtete sich auf und drehte sich um, sodaß Peder ihm auch von der andern Seite eine Kugel in den Leib schicken konnte. Dann trat er dicht an ihn heran und gab ihm noch einen Schuß gerade hinter das Ohr. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß dies nicht nöthig gewesen, aber Peder antwortete mir:

»Doch, Sie wissen nicht, wie schlau sich so ein Schwein verstellen kann.«

Ich mußte mich vor seiner Autorität beugen, denn Peder hatte in seinem Leben schon 40 oder 50 Bären geschossen, und dieser hier war mein erster. Wir zogen ihn ab und machten uns dann auf den Weg, um wieder zu den andern zu stoßen.

Unterwegs hörten wir vereinzelte Schüsse. Die Sonne erhob sich gerade über der Ebene, als wir auf einmal bemerkten, daß zwischen uns und der Sonne etwas auf der Ebene stand und ab und zu das Licht verdunkelte. Dann gewahrten wir das große vielästige Geweih eines Renthiers, das uns entgegenhinkte. Schnell warfen wir uns nieder. Das Thier kam immer näher, witterte uns aber und eilte in Sprüngen dem Strande zu; das eine Bein war abgeschossen und hing nur noch an der Haut. Wir sprangen auf, um ihm den Weg abzuschneiden; doch ehe uns das gelang, knallten mehrere Schüsse, und dann sahen wir Nansen dem Thiere den Genickfang geben. Er hatte schon eins geschossen; dafür erzählten wir ihm von unserm Bären.

Nachdem wir den Rückweg über die nassen Moore mit großer Mühe zurückgelegt hatten, versammelten wir uns alle bei den Booten und ließen uns unser Butterbrot gut schmecken. Es wurde bestimmt, daß Sverdrup, Jacobsen und Scott-Hansen nach der »Fram« zurückrudern und sie uns ein wenig näher bringen sollten, während wir Uebrigen mit dem andern Boote den Bären und die Renthier holen wollten.

Als wir uns der Stelle näherten, wo der Bär lag, erblickten wir einen zweiten, der ein wenig mehr landeinwärts am Boden lag und schlief. Er wurde sehr unsanft geweckt. Wir gingen ganz lautlos

näher, einer immer in die Fußspuren des andern tretend, bis wir in gute Schußweite gekommen waren, stellten uns dann, ohne ein Wort zu sagen, auf und schickten dem Bären eine Kugel in den Kopf und diverse andere in den Leib, wodurch er bald in noch tiefern Schlaf versenkt wurde. Es war ein hübsches langhaariges Thier und so naß, daß es eben aus dem Wasser gekommen sein mußte; wahrscheinlich hatte es am Ufer gesessen und den jungen Weißwalen aufgelauert. Wir fanden dort die Ueberreste von solchen.

Die beiden todten Bären lagen ziemlich weit vom Strande entfernt, und es kostete uns einige Mühe, sie zu zerlegen und die einzelnen Theile ins Boot zu tragen. Müde und hungrig waren wir schon vorher gewesen, und besser wurde es dabei natürlich nicht. Es fing jetzt an, frisch zu wehen, und während wir noch mit dem Fleische beschäftigt waren, warf die See unser Boot auf die Seite und füllte es so mit Wasser, daß unsere Gewehre und unser Brotvorrath ganz durchnäßt wurden. Wir mußten uns lange plagen, ehe es uns gelang, das Boot wieder aufzurichten und ans Land zu ziehen, wobei wir natürlich erst recht naß wurden. Als wir das Fleisch und die Felle mit Hülfe einer Leine endlich an Bord gebracht hatten, begannen wir nach dem Schiffe zurückzurudern. Das war aber ein hartes Stück Arbeit. Wind und Strömung waren gegen uns, und wir kamen beinahe gar nicht von der Stelle.

Wir legten uns in die Ruder, soviel wir konnten: Nansen, Blessing, Mogstad, Hendriksen und ich. Erst ging es am Lande entlang, bis wir ungefähr die Höhe des Schiffes erreicht hatten; dann hielten wir auf das Schiff zu. Das Boot war schwer belastet, und die Wellen schlugen beständig hinein. Die Strömung und der Wind gingen uns stark entgegen; bald trieben wir ab, bald wieder in die rechte Richtung hinein. Nach den Anstrengungen auf der Renthier-Insel waren wir müde geworden, aber alle Mann arbeiteten noch aus Leibeskräften.

Endlich sahen wir, daß wir uns der »Fram« genähert hatten. Vom Schiffe aus wurde eine Boje für uns abgefiert, die gar nicht weit von uns auf dem Wasser tanzte. Peder, der auf der vordersten Ruderbank saß, sollte sie greifen, sobald er sie erreichen konnte.

»Hast du sie, Peder?«

»Nein, noch nicht.«

Nansen trieb an, und wir thaten, was wir vermochten. Endlich ertönte es von Peder's Lippen: »Nun hab' ich sie.« Das war gut!

Aber noch waren wir nicht an Bord; die Leine konnte reißen, wir mußten die Boje noch schlaff mitnehmen. Endlich kamen wir, das Fleisch und die Felle an Bord. Ach, wie köstlich war es, trockene Kleider anzulegen und warmes Essen zu bekommen und dann ins Bett zu kriechen!

Am 22. August machten wir einen Versuch, aus diesem Stromloche bei den Kjellman-Inseln herauszukommen, doch trotz des höchsten Dampfdrucks glückte es uns nicht, vorwärts zu kommen. Wir müssen wieder Anker werfen und bleiben mit angeheizter Maschine liegen. Es ist Schneegestöber und kalt. Wir essen jetzt Bärenfleisch zu Mittag und finden großen Geschmack daran; besonders das Herz steht hoch im Kurs. Es sind auch keine Kleinigkeiten diese Herzen, zwei Stück reichen für dreizehn Mann.

Am 24. August lichteten wir die Anker und versuchten mit allem Dampfe, den wir aufbringen konnten, loszukommen; es glückte uns diesmal auch, und wir segelten nach Norden.

Peder zieht den Speck von den Bären- und Seehundhäuten ab. Die Bärenschnitzel schmecken uns ebenso gut wie ein saftiges Beefsteak im Grand Hotel zu Christiania.

Der Wind, der so lange gegen uns gewesen ist, hat jetzt angefangen, sich zu legen. Am 27.

August segelten wir wieder an Holmen und Inseln vorbei, die auf Nordenskjöld's Karte nicht angegeben sind; wir befinden uns also in unbekanntem Fahrwasser und müssen es deshalb alle Augenblicke auslothen. Die Hunde scheinen sich jetzt an Bord wohler zu fühlen, sie sind auch viel liebenswürdiger geworden.

Der 28. August ist ein bemerkenswerther Tag gewesen. Mit der Maschine ist heute ein größeres Unglück passirt. Bei der Theerölfeuerung entdeckten wir nämlich heute Vormittag, sozusagen im letzten Augenblick, daß das Oel den Kessel derartig angegriffen hatte, daß er über dem Feuer zu bersten drohte. Es hatte sich in der Stahlwandung eine größere Beule gebildet, die nur noch aufs Platzen wartete, um verderbenbringenden glühenden Dampf ausströmen zu lassen und Pettersen und mich, die die Wache im Maschinenräume hatten, zu verbrennen. Glücklicherweise entdeckten wir diese Scheußlichkeit noch. In Zukunft werden wir das Heizen mit Theeröl sein lassen, werden aber auch wol mit dem Kohlenheizen vorsichtig sein müssen.

Heute Nachmittag haben wir an einer ziemlich großen Eisscholle gelegen und unsere Behälter mit Süßwasser gefüllt. Es war ein Vergnügen, auf dem Eise spazieren zu gehen, und in den Süßwasserspützen wurde allgemeine große Wäsche gehalten. Auch die Hunde durften sich ordentlich satt trinken, denn wir haben in der letzten Zeit nicht gerade reichlich Wasser gehabt.

29. August. Es geht nicht immer so, wie man es gern hätte. Wir haben anderthalb Tage mit dem Versuche verloren, den Eisgürtel zu durchbrechen. Aber es ist schwer, dergleichen vorherzuwissen. Wir trafen auf Eis, hatten auf der einen Seite Land, ob Inseln oder Festland konnten wir nicht wissen, und es war uns, als gewahrten wir auf der andern Seite offene Stellen, die weiteres Vordringen gestatteten. Wir werden wieder nach dem Lande zurückkehren und dort einen Versuch machen müssen. Augenblicklich aber liegen wir des Nebels wegen still.

Leider ist uns heute einer der Hunde crepirt. In der letzten Zeit sind mehrere von ihnen krank geworden; auf dem kalten, feuchten Deck haben sie es ja auch nicht gut, da sie jeder Unbill des Wetters ausgesetzt sind. Wenn sie sich nur vertragen wollten, würden wir sie unter die Back bringen, aber sie beißen einander und sehen ihr eigenes Bestes nicht ein, accurat wie die Menschen.

Am 30. August ankerten wir an einer eisfreien Stelle vor der Taimyr-Insel. Jetzt sind uns schon zwei Hunde eingegangen. Blessing, der sie secirt hat, sagt, daß sie am Bärenspeck, der irgendwie giftig gewesen sein muß, gestorben sind.

Nansen, Sverdrup und ich waren mit zwei Hunden an Land hinter einer Bärin mit ihren Jungen her; wir verfolgten die Fährten ein paar Stunden und mußten dann sehen, daß die Thiere wieder ins Wasser gegangen waren. Auf dem Deck liegen jetzt Haufen von frischem Fleisch, Speck und Fellen.

Bei der Taimyr-Insel lagen wir bis zum 2. September. Während dieser Zeit hatten wir Kesselreinigung und andere Arbeit an der Maschine, Gewehrputzen und allerlei Veränderungen mit den Hunden vorgenommen. Wir verfertigten für alle Halfter aus Tauen, damit sie frei umherlaufen und es besser haben könnten. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß die Halfter ihren Zweck nicht erfüllten. Nachts ist es jetzt recht kalt, und wir haben daher angefangen, uns mit Renthierfellen zuzudecken.

Am 4. und 5. September waren Nansen, Juell, Nordahl und ich auf Recognoscirung aus. Wir ruderten 17 Stunden, ohne etwas anderes zum Essen zu haben als ein bischen gedörrtes Renthierfleisch und Brot, die Butter hatten wir vergessen. Die erste Landspitze, an der wir Rast machten, taufte wir darum »Kap Butterlos«. Wir ruderten und lotheten uns vorwärts, mußten

uns hier und da sogar mit dem Bootshaken fortstoßen und das Boot über das Eis ziehen. Dabei schossen wir fünf Seehunde, die jedoch alle versanken. Unsere Schneeschuhe, Kleider und Persennings zum Zeltaufschlagen hatten wir mitgenommen, überhaupt waren wir, die Lebensmittel leider ausgenommen, gut ausgerüstet.

Die Recognoscirung ergab, daß wir allerdings ein ziemliches Stück in dem Sunde vordringen konnten, daß uns dann aber auch dort ein Eisgürtel von der See trennte, die nach unserer Vermuthung in der Ferne unter dem blauen Horizonte liegen mußte.

Es ist merkwürdig, daß wir jedesmal, wenn wir das Schiff zu irgendeinem Zwecke verlassen, auf dem Rückwege schlechtes Wetter bekommen und müde, naß und hungrig, wie wir sind, alle unsere Kräfte aufbieten müssen, um wieder zurückzukommen; und wenn wir uns nach der noch immer so fern liegenden »Fram« umsehen, scheint es uns stets, als ginge es trotz aller Anstrengung entsetzlich langsam.

Es war die Rede davon gewesen, daß wir auf einer der im Sunde liegenden Inseln übernachten sollten; doch hatten wir es glücklicherweise nicht gethan, denn als wir an Bord waren, ging der Wind in Sturm über. Während wir vor beiden Ankern lagen, schaufelten wir die Kohlen um. Später versuchten wir auch auf mehrern andern Stellen durchzukommen, aber stets ohne Erfolg.

Am 7. September machten wir jedoch ein »brillantes Geschäft«. Wir haben uns durch das schlimmste Eis, das uns dem Anscheine nach vom offenen Wasser trennt, hindurchgearbeitet.

Nansen und Sverdrup waren im Ausguck, und der mit der Maschine verbundene elektrische Signalapparat befand sich in voller Thätigkeit; der Anker war bis vor den Bug herabgelassen, um jeden Augenblick zum Fallen bereit zu sein, und ein Mann lothete fortwährend. So konnte die »Fram« heute einen guten Schritt thun und uns wahrscheinlich davor bewahren, ein Jahr bei der Taimyr-Insel liegen bleiben zu müssen, um vielleicht auch dann nicht einmal durchzukommen.

Am 9. September machten wir, nachdem wir dem Eise aufs neue entronnen waren, eine brillante Fahrt – 60 Kilometer in 4 Stunden unter Dampf und vollen Segeln. Es hat den Anschein, als werde Jacobsen seine Wette, daß wir in diesem Jahre nicht über Kap Tscheljuskin hinauskommen, an mich und mehrere andere verlieren.

Jacobsen ist nämlich sehr aufs Wetten versessen. Er wettet mit uns allen. Mit dem einen auf das eine und mit dem andern auf das gerade Gegentheil, sodaß sich die Sache meistens ausgleicht.

Es geht an Bord überhaupt außerordentlich gemüthlich zu. Gutes Essen gibt es immer. Wir haben frisches Renthier-, Bären- und Seehundfleisch und brauchen unsern eigentlichen Proviant kaum anzugreifen. Mogstad ist aus der Küche zur Maschine gekommen, und Nordahl ist als Koch angestellt worden, wozu er sich als außerordentlich geeignet erweist.

Das Kartenhaus ist in der wachefreien Zeit nach den Mahlzeiten unser Sammelplatz; dort rauchen wir unsere Pfeifen und plaudern in aller Gemächlichkeit. Während der einen Wache waren Sverdrup, Bentsen und Blessing auf Deck, Amundsen mit Nordahl und Mogstad bei der Maschine, während der andern hatten Jacobsen, Juell und Hendriksen auf Deck, Pettersen und ich im Maschinenraume Dienst. Nansen saß früh und spät im Ausguck, und Scott-Hansen stellte seine Beobachtungen an.

Sonntag, 10. September. Endlich, kann ich sagen, haben wir ein Ziel erreicht, das in der Geschichte der Expedition gewissermaßen einen Abschnitt bildet. In den letzten drei Wochen hat das Eis, dem wir begegnet sind, unberechenbar ausgesehen, und mehrmals haben wir, wenn wir auf einer Stelle vor Anker gelegen, geglaubt, daß hier wol leider unser Winterquartier sein würde.

Kap Tscheljuskin ist die ganze Zeit über in aller Munde gewesen. Wenn wir doch nur dorthin kämen! Heute Morgen um 4 Uhr sind wir endlich dort angekommen.

Große Feier an Bord. Schlag 4 Uhr, als die Sonne aufging, wurden auf ein gegebenes Signal die norwegische Flagge und die »Fram«-Standarte gehißt. Gleichzeitig wurde mit drei Schüssen salutirt, von denen der letzte übrigens Fiasko machte, weil die Kartusche naß war. In dem festlich erleuchteten Salon wurde aus der Punscherrine ein Getränk servirt, das wir später Tscheljuskin-Punsch nannten, außerdem gab es Früchte und Cigarren, und wir leerten unsere Gläser auf unsere Ankunft hier. Auf dem ganzen Schiffe herrscht festliche Stimmung; auch Jacobsen ist seelenvergnügt, obgleich er seine Wetten verloren hat.

Am 12. September gingen Nansen, Juell und Peder auf die Walroßjagd. Auf einer Eisscholle lagen eine ganze Menge Walrosse, von denen sie zwei schossen. Es kam ordentlich Leben in die Kolosse, als Nansen, sobald das Boot an die Scholle stieß, abfeuerte und Peder die Harpune schleuderte; wir konnten vom Schiffe aus sehen, wie die Thiere ins Wasser fuhren, und hörten die Männchen brüllen. Die Jäger erbeuteten jedoch nur zwei, weil es ihnen an Harpunen fehlte, sie festzuhalten. Nachmittags wurden noch zwei geschossen.

Am 15., 16. und 17. September ging es meistens unter Dampf und Segel weiter mit wechselndem Kurse, je nachdem das Eis es nothwendig machte. Am 18. hielten wir im Westen der Neusibirischen Inseln, die wir in der Dunkelheit allerdings nicht sehen konnten, Kurs nach Norden. Auf diesen Inseln befanden sich Depots für uns, die von Baron Toll, demselben, der der Expedition auch die Hunde besorgt hatte, dort angelegt worden waren.

Das Krag-Jörgensen-Gewehr ist ein kleinkalibriges Repetirgewehr, welches außer von Dänemark und den Vereinigten Staaten von Nordamerika auch im norwegischen Heere eingeführt ist. Die Patronen sind zu je 5 Stück in einem Blechkasten enthalten, aus welchem sie in das Magazin geschüttet werden.]

Drittes Kapitel.

Im Eise fest.

Am 19. September sind wir auf 76° nördlicher Breite und steuern nun mit gutem Wind und unter Volldampf in offenem Fahrwasser direct nach Norden. Alle freuen wir uns herzlich über eine solche Fahrt in einem bisher von niemand besuchten Fahrwasser und eifrig discutiren wir die Frage, wie weit wir wol kommen werden, bevor wir wieder festlegen müssen.

An Bord herrscht jetzt eine förmliche Manie, sich den Bart auf möglichst phantastische Weise zuzustutzen. Scott-Hansen sieht gerade so aus wie Zimmermeister Olsen, der die »Fram« gebaut hat, Nordahl gleicht König Victor Emanuel von Italien und Bentsen Napoleon III., wovon er übrigens durchaus nichts hören will.

Wir haben eine unangenehme Entdeckung gemacht: das böse Insekt, das man Laus nennt, hat sich deutlich gezeigt, und alle Mann werden gründlich in Untersuchung genommen. Jeder muß sein Hemd umkehren, und Flüche und Witze fliegen hin und her, viel flinker als die Läuse, die so etwas bekanntermaßen mit Ruhe zu nehmen wissen.²¹

Morgen wird eine ordentliche Läusekocherei mit Dampf angestellt. Die Samojuden in Chabarowa werden als die eigentliche Ursache dieser angenehmen Unterhaltung betrachtet. Das ewige Läuse-Thema ist schuld daran, daß wir beständig glauben, die Thiere bissen uns, sodaß wir uns hier und dort kratzen und alle Augenblicke sagen: »Da beißt's mich wieder.«

Am nächsten Tage ging der großartige Mord vor sich. Wir steckten die Kleider in ein Faß, ließen durch einen Schlauch Dampf von der Maschine hinein und glaubten, die Läuse ihren Schwanengesang singen, oder richtiger schreien zu hören. Später stellte sich jedoch heraus, daß sie uns trotz alledem angeführt hatten. Ich sollte unsere Bettdecken in der Tonne dämpfen, aber der Dampf war für die schon sehr mitgenommene Tonne zu stark, und die Folge davon war, daß die ganze Geschichte explodirte und Rauch, Dampf und Kleidungsstücke sich über das ganze Deck verbreiteten. Es muß ein schöner Anblick gewesen sein, als wir, schmutzig, zerlumpt und zerkratzt, auf der Jagd nach Läusen in dem Dampfe herumsprangen!

Am 22. September gegen 4 Uhr nachmittags vertäuten wir das Schiff an einer Eisscholle. Nun liegt unsere kleine Gesellschaft auf 78° 54' nördlicher Breite fern von aller Civilisation im Eise. Bei dem herrlichen Wetter ist eine entzückende Aussicht nach allen Seiten; bald ist das Eis hoch, bald ist es flach, dazwischen Wasserflächen bis an den Horizont, der in allen möglichen Farben mit dem Eise und dem Wasser verschmolzen scheint. Nur die Hunde unterbrechen die feierliche Stille. Vielleicht wittern sie einen Bären oder ein anderes Thier, wenn sie ab und zu zu bellen

anfangen.

23. September. Alle Mann um 7 Uhr auf, um Kohlen zu schaufeln, was lustig und lebendig vor sich geht. Das Kohlschaufeln ist gewissermaßen ein gemeinschaftlicher Anknüpfungspunkt für uns, da wir dabei ja alle zusammen auf einmal in Thätigkeit sind. Schwarz wie die Neger werden wir dabei natürlich alle, und wenn wir uns auch abends gründlich waschen, so darf man nicht glauben, daß wir rein werden. Besonders die Augen machen einen ganz südländischen Eindruck, und wir stimmten alle überein, daß Belladonna nicht halb so verschönernd auf die Augen wirkt wie das Hantieren mit Kohlen. Wir können wol mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß wir hier den Winter über in ungefähr derselben Umgebung wie jetzt liegen bleiben werden.

Diejenigen von uns, die die Läusewirthschaft gehabt haben, liegen leider nachts nicht so gut, als sie gern möchten. Die Kleider werden natürlich anbehalten, aber man schläft auf dem bloßen Segeltuche und deckt sich mit einigen Kleidungsstücken zu, da alles Bettzeug u. s. w. aus den Kojen der Läuse wegen hat in die Wäsche gegeben werden müssen. Und zum Trocknen haben wir auch keinen Platz.

Es ist helles, schönes Wetter bei 7 bis 8° Kälte. Wir haben angefangen, die ganze Last von Brettern und Pfosten, sowie die Windmühle, die hinten auf dem Deck gelegen hat, von den Hinterlassenschaften der Hunde reinzuschrapen und vorn und im Raume Ordnung zu schaffen, wodurch wir ein ordentlich aussehendes Deck und Platz zum Spaziergehen gewannen.

Eines Tages entdeckten wir hinter einem Eisblocke nicht weit vom Schiffe einen Bären. Nansen und Sverdrup schütteten Patronen ins Magazin des Gewehrs und machten sich dann auf, wie sie gingen und standen. Alle Mann eilten hinauf ins Takelwerk, um der seltenen Jagd folgen zu können. Aber der Bär wollte nichts mit Menschen zu schaffen haben, er machte kehrt und schlenderte in nordwestlicher Richtung fort. Dort verschwand er, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihm auf Schußweite nahe zu kommen, obgleich drei Hunde auf ihn losgelassen worden waren.

Wir haben uns jetzt durch den Raum, wo die Dynamomaschine steht, einen Zugang zu dem Proviant im Großraume geschaffen, ebenso das Halbdeck an der Backbordseite nach dem Kajüteneingang frei gemacht, und können also, ohne auf Deck gehen zu müssen, zu unsern Vorräthen gelangen. Kohlenstaub und Schmutz sind weggefegt, die Hobelbank wurde im Raume aufgestellt, und von da an blieb es auf dem Deck sauber.

Die Wohnräume sind gescheuert worden, und alle Mann haben eines Tages im Großraume große Wäsche gehabt. Bei dieser Gelegenheit ließen wir uns alle zum zweiten male wiegen, was zu vielem Gelächter Anlaß gab, da die Wage bei den meisten infolge eines kleinen Fehlers eine viel zu große Gewichtszunahme für einen Monat zeigte. Kapitän Sverdrup ist noch immer der leichteste und Juell der schwerste Mann an Bord.

Das Wasser zum Waschen für uns und die Wohnräume wurde auf eine neue Art heiß gemacht. Wir nahmen das Theeröl, mit dem wir den Kessel nicht mehr heizen konnten, tauchten Ziegelsteine hinein und brannten sie dann an. Es ging ganz gut, aber das Bespritzen erwies sich als noch praktischer.

Am 28. September brachten wir alle Hunde auf das Eis neben dem Schiffe. Es schien ihnen sehr recht zu sein, als wir sie einen nach dem andern losließen, damit sie sich einer kurzen Freiheit erfreuen konnten, ehe sie wieder angebunden wurden. Der »Billeteur« lief gleich nach Norden, als wollte er nach dem Pole und dort die Billete abfordern. Wir haben die Hunde an langen, mit Eisstücken belasteten Planken angebunden, sie können uns also nicht ausreißen.

Am 29. war Blessing's Geburtstag; infolge dessen wurde ein festliches Diner servirt. Die Musik war entsprechend; das Harmonium that sein Bestes. Es herrschte Feststimmung, und alle Mann haben sich beinahe überessen, wenigstens wollte keiner mehr Abendbrot haben.

Den Hunden scheint der Aufenthalt auf dem Eise gut zu bekommen. Besuch haben sie außerordentlich gern und sind ganz unbändig vor Freude, wenn man zu ihnen kommt. Mogstad soll die Aufsicht über sie führen.

30. September. Wir sind noch immer beim Ordnen, Aufräumen und bei den Vorbereitungen für den Winter und haben alle Hände voll zu thun; heute ist das Schneeschaufeln im Großen betrieben worden. Nachmittags haben wir mit einer ebenso nothwendigen wie anstrengenden Arbeit angefangen, wir wollen nämlich das Schiff achteraus in das zusammengefrorene Schlammeis warpen. Unsere Lage ist jetzt für zukünftige Pressungen nicht gerade günstig, da ein schwerer Eishügel, der unmittelbar an Backbord steht, uns auf das Deck fallen kann. Es geht mit dem Bewegen des Schiffes nichts weniger als schnell. Wir haben hinten in einiger Entfernung zwei Eisanker im Eise befestigt und arbeiten nun mit Hülfe von Drahtseilen, vierdrähtigen Taljereepen, Strippen und dergleichen an dem Gangspill, sodaß das Schiff Zoll für Zoll durch das Schlammeis dringt, das jedoch erst aufgehauen werden muß.

Ab und zu brechen wir durch dieses tückische Eis mehr oder weniger tief ein. Ich erinnere mich, daß Peder hineinplumpste, sich aber im Fallen umdrehte und auf dem Rücken im Eisschlamm schwamm. Er sah ein, daß er sich nicht selbst heraushelfen konnte, und blieb deshalb mit ausgestreckten Armen und Beinen ruhig liegen, indem er dem in der Nähe befindlichen Sverdrup zurief: »Komm, Kapitän, hilf mir auf!« Dieser beförderte ihn denn auch wieder auf eine feste Scholle.

Sonntag, 1. October, war der erste Sonntag an Bord, der wirklich ein Ruhetag war. Bisher hatte jeder Sonntag den Werktagen geglichen; es war darum ein Genuß, einmal einen freien Tag zu haben. Vormittags spielten wir Choräle auf dem Harmonium und nahmen uns jeder ein Buch aus unserer reichhaltigen Bibliothek; nach Tisch machten wir wol auch ein Schläfchen und setzten uns dann zum Kartenspiel.

Am Tage darauf wurde unsere Lage für den Winter endgültig bestimmt, und wir hörten um die Mittagszeit mit dem Warpen auf. Die »Fram« wendet nun den Bug nach Süden. Sobald wir einmal festsaßen, hat sie sich nach Süden gedreht und ist die ganze Zeit über mit dem Heck nach vorn getrieben.

Scott-Hansen, Blessing und ich schlugen für die magnetischen Beobachtungen ein Zelt auf, das so weit vom Schiffe entfernt war, daß das an Bord befindliche Eisen keinen störenden Einfluß mehr ausüben konnte. Wir waren gerade alle drei eifrig dabei, das Eis an dem dazu bestimmten Platze zu ebnen, als mein Blick zufällig auf einen Bären fiel, der, keine 50 Schritt von uns entfernt, gerade auf uns zukam. »Ein Bär!«, rief ich aus. Unser erster Gedanke war nicht, uns zu vertheidigen, sondern das Schiff in unauffälliger Weise zu benachrichtigen, damit der Bär nicht, wie der erste, den wir hier gesehen hatten, verscheucht würde. Es wurde bestimmt, daß Blessing an Bord eilen und Flinten holen sollte. Aber auch der Bär schien seinen Entschluß gefaßt zu haben, und bald hatten wir nicht mehr zu befürchten, daß wir ihn verscheuchen könnten; er schlenderte gerade auf uns los und hatte es augenscheinlich auf frisches Fleisch abgesehen.

Die Sache wurde allmählich ernst. Als Blessing uns verließ, um an Bord zu eilen, wandte sich der Bär flink und entschlossen seitwärts, ein Manöver, das gerade so verständlich war, als wenn die Bestie den Mund aufgethan und gesagt hätte: »Sei so gut, mein Lieber, verhalte dich ruhig; du hast an Bord nichts zu suchen, ausgekniffen wird hier nicht.« Wir fingen an, zu toben und aus

Leibeskräften zu schreien, aber ohne Erfolg; er war nun schon ganz nahe. Scott-Hansen ergriff einen Eispickel, ich eine Axt, dies waren unsere Waffen. Blessing stieß jetzt wieder zu uns, und nun stellten wir uns in Positur, dem Bären einen warmen Empfang zu bereiten. Glücklicherweise fiel es dem Bären ein, zuerst unser Zelt zu beschnüffeln, während wir unterdessen zu retiriren begannen. Er setzte uns nach, aber in demselben Augenblick waren die an Bord Befindlichen alarmirt worden, und Nansen und Sverdrup sprangen mit ihren Gewehren auf das Eis hinunter. Nansen legte an, und unser Verfolger brach zusammen; noch eine Kugel durch den Kopf, und es war mit ihm vorbei.

Es war ein schönes Männchen, das entsetzlich hungrig gewesen sein mußte, denn sein Magen enthielt keine Spur von Speiseresten. Das Einzige, was wir darin fanden, war ein Stück graues Papier.

Wir lernten daraus wiederholt, das Schiff nie ohne Waffen zu verlassen, wäre es auch auf eine noch so kleine Entfernung.

Am 4. October lotheten wir und fanden, daß der Grund bei 1460 Meter Tiefe aus feinem blauem Thon bestand. An diesem Tage rissen plötzlich die Eismassen achteraus, das offene Wasser kam wieder hervor und bildete von Osten nach Westen ein langes Band. Im Eise ist Bewegung. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man während der Nachtwache auf Deck steht und das Dröhnen in der Ferne und die seltsamen Töne hört, die die schweren Eismassen hervorbringen, wenn sie sich unter dem Einfluß von Wind und Strömung gegeneinander pressen. Nichts ist zu sehen, nur auf der Scholle neben dem Schiffe liegen 33 Körper auf dem Eise. Es sind unsere Hunde, die hin und wieder durch ein kurzes Gebell oder ein Klirren der Ketten zeigen, daß noch Leben in ihnen ist.

Am nächsten Morgen näherte sich dem Schiffe wieder ein Bär. Nansen und Hendriksen schlichen sich vorsichtig von einem Eisblocke zum andern an ihn heran, aber er bekam doch Witterung von ihnen und wollte sich aus dem Staube machen. Nansen erlegte ihn nichtsdestoweniger aus ziemlicher Entfernung mit zwei Kugeln. Mittags hatten wir das außerordentliche Vergnügen, Carbonade zu speisen von dem Bären, der aus uns selbst hatte Carbonade machen wollen. Er schmeckte ganz vorzüglich.

Die Beobachtungen zeigen, daß wir uns auf $78^{\circ} 47,5'$ nördlicher Breite befinden. Das Ruder ist jetzt aus seinem Brunnen herausgenommen und auf das Deck gelegt worden.

Eine entsetzliche Entdeckung! Die Läuse sind an Bord noch nicht vollständig ausgerottet. Man möchte sie wirklich für unsterblich halten, da sie eine Behandlung, wie wir ihnen hatten angedeihen lassen, überleben konnten. Einige von uns müssen jetzt wieder in den Läusekrieg ziehen.

Die Hunde haben wir losgelassen. Anfänglich gab es einen entsetzlichen Lärm; bellend und beißend fuhren sie aufeinander los. Mehrere Mann hatten genug zu thun, sie mit einem Tauende einigermaßen in Ordnung zu halten. Es war gerade, als wären sie auf einmal wieder wild geworden und befänden sich in der sibirischen Steppe. Wenn zwei sich beißen, fährt die ganze Schar, alle miteinander, auf den einen Theil los, und merkwürdigerweise ist es immer der Schwächere, auf den sich alle stürzen. Es kommt dabei auch vor, daß der Kampf einen größern Umfang annimmt.

Jetzt laufen sie alle mehr oder weniger verwundet umher und scheinen an ihren häufigen Raufereien außerordentlich großen Gefallen zu finden. Einmal werden sie wol ausfindig machen, wer von ihnen der stärkste ist, und dann werden sie vielleicht ruhiger.

Sonst sind sie nette Thiere, diese Hunde; wir haben ihnen verschiedene passende Namen gegeben.

Einen aus ihrer Schar haben wir »Hiob« getauft. Er ist so merkwürdig verschüchtert und zaghaft und hat lange, emporstehende Eselohren, einen gelblichweißen Pelz und einen langgestreckten, kurzbeinigen Körperbau. Er hält sich von den andern fern, macht ganz allein weite Ausflüge, verzichtet auf alles Mögliche und hat noch nie in seinem Leben geknurrte oder gar die Zähne gezeigt.

Dann haben wir den »Billeteur« mit seiner boshaften, häßlichen Billeteurfratze. Er stand immer auf dem Schirm der Treppe nach dem Maschinenraum und bellte jeden an, der den Kopf aus der Luke steckte. Da waren ferner »Barrabas« und »Pan«, die bisher stets darum gekämpft haben, wer der stärkste ist. Da ist auch »Narrifas«, ein kleiner, flinker Schwarzer mit blendend weißen Zähnen, die er beständig zeigt, und mit glänzenden schwarzen Augen.

»Ulenka« ist blaugefleckt, hat einen spitzen Kopf, glatte Haare und ist außerordentlich liebenswürdig. Von »Sultan«, einem braun und weißen, starkknochigen, streitsüchtigen, braunäugigen Köter, kann man dies gerade nicht behaupten. »Kaiphass« ist ein sehr feistes Thier mit dickem, weißem Pelze. Seine Stimme klingt ein wenig heiser, und er scheint an chronischem Schnupfen zu leiden.

Doch ich darf um alles in der Welt die vornehmste der ganzen Gesellschaft nicht vergessen: »Kvik«, die Vertreterin des schönen Geschlechts. Sie ist braungestreift, kräftig gebaut, glatthaarig und hat eine schwarze Schnauze. Mit den andern Hunden, besonders den Cavalieren unter ihnen, kokettirt sie ganz gewaltig, und diese lassen es ihr gegenüber auch nicht an der nöthigen Ehrfurcht fehlen.

Im ganzen sind unter unsern 33 Hunden drei verschiedene Rassen vertreten. Als sie sich noch auf Deck befanden, dauerte es eine ganze Weile, bis wir darüber ins Reine gekommen waren, und die Frage hat zu vielen Wetten Veranlassung gegeben.

Wir haben nun die letzte Läuseschlacht ausgekämpft. Jeder der fünf Angegriffenen mußte sich bis auf den letzten Faden ausziehen und sein Zeug, sowie alle Kleidungsstücke und Decken, die er in seiner Kajüte gehabt, auf den Schnee hinauswerfen, worauf er vollständig neu eingekleidet wurde.

Wir alle haben jetzt unsere Expeditionsanzüge aus grauem Fries bekommen: Kniehosen mit Gamaschen, einen Anorak (Halbpelz) mit pelzbesetzter Kapuze und Komager, wie die Lappländer sie tragen, aus Seehundfell. Scott-Hansen und ich haben außerdem noch unsere Wolfsfellanzüge erhalten, die wir bei den Beobachtungen sehr gut brauchen können. Wir haben nun auch angefangen, in beiden mit vier Mann besetzten Räumen die Schlafsäcke zu benutzen; es schläft sich wirklich großartig darin.

9. October. Das Eis fängt mit bösen Pressungen an. Wir treiben nach Süden und Westen. Vor einigen Tagen fanden wir erst in 1460 Meter Grund, nun haben wir ihn schon bei 270 Meter.

Gestern Abend mußten alle Mann auf Deck. Im Eise war große Bewegung, es preßte sich aufeinander und barst, sodaß wir mehrere Eisanker aussetzen mußten, damit die Scholle mit den Hunden und die mit dem Beobachtungszelte uns nicht forttrieben. Während meiner Nachtwache gab es von 4–5 Uhr gewaltige Pressungen im Eise. Die »Fram« wurde zwar sehr erschüttert, hielt sich aber tapfer. Sie wurde vom Bug her mit solcher Kraft gepreßt, daß ein dickes Drahtseil, das an einem der Eisanker hing, wie ein Zwirnfaden durchgerissen wurde. Ich war gerade auf der Back angekommen, als die Trosse sich anspannte, und sprang hurtig auf das Deck nieder, wo ich

nach dem Tauende griff, um die Leine zu lockern. In demselben Augenblick sprang das Drahtseil mit einer solchen Gewalt, daß die Funken umherstoben. Ich konnte von Glück sagen, daß es nicht gerissen war, als ich mich gerade über ihm befand.

Am 10. October ist Nansen's Geburtstag. Es findet jedoch keine festliche Veranstaltung statt, denn Nansen fühlt sich nicht wohl; er fiebert seit mehrern Tagen und ist noch nicht wiederhergestellt.

Es wird gewiß nicht schwer werden, den Winter hindurch für jeden Tag Arbeit zu finden. Noch haben wir das Tauwerk nicht abgeschnitten, die Segel nicht geborgen und über dem Schiffsdeck kein Zeldach angebracht; der Proviant muß noch geordnet, die Bootsegel und andere Segel müssen genäht, alle Vorbereitungen getroffen werden, damit das Schiff plötzlich verlassen werden kann, kurz, es sind außer den täglichen Beobachtungen noch gar viele Dinge zu thun.

Wir haben von abends 11 Uhr an jeder eine Stunde lang die Nachtwache. Nur Nansen, Sverdrup, Scott-Hansen und der dienstthuende Koch betheiligen sich nicht an diesen Wachen. Juell ist der eigentliche Proviantverwalter und Koch, aber bisher haben Mogstad und Nordahl jeder eine Zeit lang im Küchendepartement gearbeitet.

Augenblicklich bin ich Koch und finde, daß das Kochen für 13 Personen einschließlich der Bedienung nicht gerade ein Spaß ist. Wir kochen auf Theerölherden, die die Angewohnheit haben, allmählich schwächer zu brennen.

Eines Tages sollte ich zu Mittag gesalzenes Fleisch sieden, das zum Auswässern in einem Sacke unter das Eis gehängt worden war. Aber es war zu früh wieder herausgenommen und auf das Deck gelegt worden, wo es natürlich zu einer festen Masse gefror. Gerade bei dieser Gelegenheit konnte ich mit dem Kochapparate gar nicht zurechtkommen. Nansen mußte mir mit seinem Primus-Apparat unter die Arme greifen, und erst um 6 Uhr abends kam das Essen auf den Tisch. Dafür hatte ich allerdings nicht nöthig, noch Abendbrot anzurichten, bin aber auch nicht wieder zum Koch erwählt worden.

Nansen beschäftigt sich damit, das Wasser in den verschiedenen Tiefen zu untersuchen, und findet eine Menge kleiner Thiere. Wir haben ein Thermometerhaus angefertigt und es auf dem Eishügel bei der »Hündinscholle« aufgestellt. Blessing hat in den letzten Tagen alle Bücher zusammengesucht und geordnet. Er hat rechts im Kajütengang eine Bibliothek eingerichtet. Wir besitzen ungefähr 600 Bände.

13. October. Das Eis spielt uns übel mit. Ehe man sich dessen versieht, preßt es sich so zusammen, daß man glauben könnte, die »Fram« sei geliefert, und im nächsten Augenblick haben wir rund um das Schiff herum offenes Wasser.

Heute Morgen gegen 5 Uhr war die Pressung sehr heftig. Die größte Scholle in unserer Nachbarschaft, die »Hündinscholle«, barst in zwei Theile, und von allen Seiten drängten sich die Schollen zusammen. Alle Mann mußten hinaus; ein Eisanker ging flöten, da zertrümmerte Blöcke des aufeinandergeschobenen Eises ihn begraben hatten. Nachdem uns das Eis eine Weile so blockirt hatte, ließ die Bewegung wieder nach, und wir mußten nun sehen, wie fünf oder sechs Schollen mit heulenden Hunden forttrieben. Eine wilde Treibjagd wurde angestellt, und mit Hülfe unsers leichten Lärchenholzprahms gelang es uns schließlich, sie an Bord zurückzubringen.

Amundsen und Pettersen sind dabei, die Maschine wieder zu montiren. Es wäre ja möglich, daß wir Gelegenheit hatten, uns noch weiter nach Norden durchzuschieben, denn das Eis scheint locker zu werden; es ist Tag und Nacht in beständiger Unruhe.

Hansen und ich waren im Zelt und machten eine magnetische Beobachtung. Auf dem Heimweg krachte das sich aufeinander pressende Eis um uns herum, ja sogar unter uns, während wir von Scholle zu Scholle sprangen.

Dann kam der Abend, und wir saßen beim Kartenspiel. Auf einmal hören wir alle Hunde miteinander wie toll bellen. Einer von uns – ich glaube, es war Peder – sprang auf, um nachzusehen, was los war. Er kam mit der Nachricht wieder, daß er hinter einem kleinen Eishügel dicht beim Schiffe einen Bären gesehen zu haben glaube.

Wir eilten alle hinauf in die Dunkelheit, trotzdem es über 20° Kälte hatte und wir eigentlich nur leicht gekleidet waren. Peder, Hansen und ich waren die ersten, welche Flinten in die Hände bekamen; sie hingen mit gefülltem Magazin an der Wand. Dann hieß es, sich an der Rehling aufstellen und über die Eisstücke und die zerstreute bellende Hundemeute hinweg umherspähen.

Und richtig! Dort hinten zwischen den Hügeln schleicht mit dem Schiffe parallel eine schwerfällige Gestalt, wenn es nicht gar zwei sind. Wir nehmen sie aufs Korn, so gut wir können, drücken los und laden wieder so schnell wie möglich. Ein Gebrüll ertönt und eine Gestalt bricht hinter einem Eishügel zusammen.

Dunkel ist es, das Eis preßt sich gegeneinander und siedet, die Stücke drehen sich um und richten sich auf, die Hunde schwärmen von Scholle zu Scholle, beständig nach einer bestimmten Richtung hin bellend. Von der Rehling der »Fram« kommt Blitz auf Blitz, die Schüsse hallen in der Nacht wieder, die Männer eilen hin und her, die meisten nur halb angekleidet. Und nachdem das Magazin wieder gefüllt ist, geht es kunterbunt ins Dunkle hinein, auf das Eis hinunter.

Mit dem Finger am Abzug, mit dem Fuße nach dem Weg tastend, nach allen Seiten umherspähend, schleichen wir uns vorwärts und finden endlich eine Gestalt. Es ist der Bär. Wir geben ihm noch einen Schuß, um zu sehen, ob noch Leben in ihm ist. Nein, er ist mausetodt.

Still! Was ist das? Weiter hinten auf dem Eise ertönt jämmerliches Gebrüll. Es waren also doch zwei gewesen. Ist der andere verwundet? Ist er weit entfernt? Wird er wiederkommen?

Wir holten uns ein Tau und eine Laterne – die natürlich ausging –, näherten uns dem Bären, legten ihm eine Schlinge um den Kopf und zogen ihn an Bord. Es war ein junges Thier; es mußte also die Mutter sein, die dort draußen jammerte. Der erlegte Bär war nur von zwei, höchstens drei Kugeln getroffen worden, aber bei der Finsterniß war ja dies alles Mögliche. Hinterher hatten wir noch den ganzen Abend mit Vertäuungsarbeiten zu thun.

Am nächsten Tag wurden die Hunde wieder an Bord gebracht und an ihren alten Plätzen angekettet. Noch einer von ihnen ist todt. Zwei sind verschwunden; ob sie während der Eispressungen verunglückt sind oder der Bär sie geholt hat, wissen wir nicht. Es waren »Fuchs« und »Narrafas«.

Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß über Nacht noch ein Bär außer dem erlegten dagewesen war. Aber nicht genug damit, zeigten sich auch noch Spuren eines dritten. Nansen, Sverdrup, Blessing, Jacobsen, Bentsen und Mogstad, vielleicht auch noch mehrere andere, zogen aus, während Hansen und ich ihnen vom Beobachtungszelte aus, das wir abubrechen im Begriff standen, nachschauten.

Die Jäger erblickten ein Bärenjunges, das sich mit durchschossenem Rücken auf den Vorderbeinen auf dem Eise dahinschleppte, während die Hinterbeine gelähmt zu sein schienen. Von der Mutter sahen sie nichts. So hatten wir denn zwei delicate junge Bären, einen zweijährigen und einen einjährigen, bei der Dunkelheit wahrlich kein schlechtes Schußresultat.

In einem Theile der Auflage ist im 1. Bd. irrthümlicher Weise von *Wanzen* die Rede.

Viertes Kapitel.

Das Leben auf der »Fram«.

Scott-Hansen stellt untermits magnetische Beobachtungen an, und einen um den andern Tag versuchen wir, wenn es das Wetter erlaubt, Ortsbestimmungen zu machen. Nansen ist dabei, den Salzgehalt des Wassers in den verschiedenen Tiefen zu untersuchen.

Die täglichen meteorologischen Beobachtungen bestehen in der Untersuchung der Windrichtung und Windstärke, der Bewölkung und des Wolkenzugs, sowie im Ablesen verschiedener Thermometer, Barometer, Barographen, Thermographen und Hygrometer. Dies geschieht alle vier Stunden bei Tag und Nacht, später alle zwei Stunden.

Eines Morgens war ich gerade mit diesen Beobachtungen beschäftigt und wollte hinuntergehen, als ich die Hunde, die wir der vielen Pressungen wegen wieder auf das Deck gebracht hatten, heulen und toben hörte. Es fiel mir auf, daß »Kaiphias« auf den Hinterbeinen an der Reihing stand und aufs Eis hinunter schaute, während er seine heisere Stimme unausgesetzt erschallen ließ. Ich beugte mich vorsichtig über die Reihing und erblickte dicht beim Schiffe den Rücken eines Bären. Vorsichtig schlich ich mich nach der Kajütenwand, wo mein Gewehr mit vollem Magazine hing. Inzwischen ging der Bär leise brummend am Schiffe entlang. Hätte meine Kugel ihn nicht aufs Blatt getroffen, so wäre er wahrscheinlich an Bord geklettert. Er brüllte, that noch ein paar Schritte und brach dann zusammen, nachdem er noch eine Kugel erhalten hatte. Die andern, die unten beim Frühstück gesessen, stürzten nun auch aufs Deck, als sie die Schüsse hörten.

Eine Stunde später waren Hansen und ich in einiger Entfernung vom Schiffe auf einer Eisscholle mit Beobachtungen beschäftigt. Plötzlich entdeckten wir einen Bären, der gerade auf uns los trollte. Sobald er aber auf dem Eise das Blut des Bären erblickt hatte, den wir neulich abgehäutet haben, richtete er seine Schritte dorthin.

Hansen griff schon nach dem Revolver, unserm ständigen Begleiter bei diesen Beobachtungen, als wir oben auf dem Achterdeck der »Fram« Peder mit seinem Krag-Jörgensen-Gewehr erblickten. Dieser legte an, drückte ab, spannte den Hahn wieder, zielte und drückte wieder ab, aber kein Schuß kam. Peder fluchte über die »lumpige Büchse«; »sie will nicht losbrennen«, sagte er. Natürlich kam es wieder daher, daß er mit Vaseline zu üppig umgegangen war.

Endlich ging der Schuß los. Der inzwischen ziemlich nahegekommene Bär stieß ein dumpfes Gebrüll aus, erhob sich auf den Hinterbeinen, beugte den Kopf, um sich in die Wunde zu beißen, schlug mit den Tatzen in die Luft, machte kehrt und lief zwischen den Eishügeln fort. Hansen

eilte mit dem Revolver hinterher, fand den Bären auf dem Eise liegen und schoß ihm zwei Kugeln in den Kopf. Später stellte sich heraus, daß Peder's Kugel ihm gerade durchs Herz gegangen war. Das war ein guter Treffer in früher Morgenstunde; es hat den Anschein, als würde es uns auch fernerhin nicht an frischem Fleische mangeln.

Nansen fährt jetzt die Hunde ein. Wenn alle in einer Richtung ziehen, geht es ausgezeichnet, leider aber wollen sie das nicht immer thun. In rasender Geschwindigkeit geht es dahin, besonders auf dem Heimwege zum Schiffe.

Sverdrup hat beschlossen, Geräte zum Bärenfang anzufertigen; er denkt an eine Falle und hat auch schon von einer Fallgrube gesprochen. »Wenn wir nur nicht Hunde statt der Bären drin fangen«, meint Nansen.

Die Hunde sind so wild, daß sie sich alle Augenblicke losreißen. Die andern melden es jedoch sofort, wenn einer ihrer Kameraden auf das Eis hinuntergesprungen ist; sie scheinen einander kein Vergnügen zu gönnen.

Die Temperatur beträgt jetzt -24° bis -25° C. Im Salon schwankt sie zwischen $+6^{\circ}$ und $+12^{\circ}$ C. In den Schlafräumen wird es gewiß sehr feucht werden. Wir müssen uns Matten anschaffen, die wir zwischen den Schlafsack und die Dielen legen, damit der erstere vor Feuchtigkeit geschützt ist. Jacobsen hat ein sehr complicirtes Netz aus Baumwolldochten und Blechgefäßen angefertigt, das die Feuchtigkeit aufsaugen soll.

Juell wollte eines Tages einen Kuchen backen, was recht oft vorkommt. Dazu wurde eine Art Backpulver genommen, über dessen Gärkraft Juell sich vielleicht nicht ganz klar war. Genug, wir merkten, daß sich aus der Küche ein ganz verdächtiger Geruch verbreitete. Da kam Bentsen in die Kajütenthür und rief uns zu: »Jungens, der Kuchen kommt hinter mir her!« Juell hatte mit großen Buchstaben »FRAM« auf den Kuchen gemalt, und Bentsen erzählte, daß diese Buchstaben einer nach dem andern zur Thür hinausgelaufen seien. »Das F, das R und das A sind schon draußen«, sagte er, »jetzt ist nur noch das M übrig, und das ist so auseinandergelaufen, daß es den ganzen Kuchen bedeckt.«

Wir benutzen in der Kajüte keinen Ofen, sondern brennen dort eine Lampe. Blessing beschäftigt sich mit dem Untersuchen des Kohlensäuregehalts der Luft im Schiffe und draußen.

Wir haben einen schwarz und weißen Hund, der mich durchaus nicht leiden kann. Sowie er mich auf Deck sieht oder hört, bellt und knurrt er unausgesetzt. Ja, wenn ich mich in den Ausguck begab, um die dort angebrachten Thermometer abzulesen, und er den Schein der Laterne gewährte, die ich während des Kletterns im Takelwerk auf der Brust trug, so wußte der Hund, selbst wenn er sich weit draußen auf dem Eise befand, daß ich es war, und sofort stimmte er ein wüthendes Gebell an. Ich muß ihn gewiß geängstigt haben, als Hansen und ich uns zum eisten male in Wolfsfellkleidern zeigten. Der Hund hieß deshalb nicht anders als »Johansen's Freund«.

Am 25. October wurde die Windmühle, die das elektrische Licht erzeugen sollte, zum ersten male probirt. Das Resultat war besser, als wir es nach den früher angestellten Versuchen hatten erwarten können. Strahlend vor Freude aßen wir bei glänzender elektrischer Beleuchtung zu Mittag, gedachten dankbar Oskar Dickson's, der uns die Anlage geschenkt hatte, und tranken sein Wohl in bairischem Bier. Bis zum ersten Weihnachtsfeste hatten wir bairisches Bier, Bockbier und Haushaltungsbier, dann aber war es damit vorbei, und wir mußten uns an eine Mischung von Citronensaft, Zucker und Wasser halten.

Das elektrische Licht gewährte uns ebensoviel Nutzen als Freude. Ein Wind von 4–5 Meter in der Secunde war stark genug, die Windmühle in Gang zu halten, und wir nannten daher einen

solchen Wind von nun an immer »Mühlenbrise«.

Am 26. October war an Bord und auf dem Eise ein großes Fest. Der erste Geburtstag der »Fram« sollte würdig gefeiert werden. Die Herrlichkeit fing schon früh morgens mit Weizenbrötchen und Apfelkuchen zum Frühstück an. Hansen, Blessing und ich machten uns sofort daran, zur Ehre des Tages ein Preisschießen zu arrangiren, und es war wirklich ein feierlicher Moment, als wir uns mit unser« Gewehren auf der Schießstätte versammelten.

Es war gerade der letzte Tag, an dem wir die Sonne sahen, ehe sie uns auf Monate verließ. Blutroth und plattgedrückt versank sie zum letzten male vor unsern Blicken, um sich erst dann wieder zu zeigen, wenn das alte Jahr um ist. Auch der Mond stand mitten am Tage hell und klar am Himmel.

Das Festcomite suchte allerlei Plunder zu Preisen für die Schützen hervor und fügte jedem eine Devise bei. Die Vertheilung sollte am Abend unter großer Feierlichkeit vor sich gehen. Hansen hatte aus Birkenholz einen geschmackvollen Orden hergestellt und ihn mit einem Endchen Blondenspitze verziert, das er Gott weiß wo gefunden. Dies war unser feinsten Preis, der Jacobsen mit folgender Devise ausgehändigt wurde:

Den Preis gewannst du,
Das Centrum fandst du.
Den Sieg allen nahmst du,
Den Orden bekamst du.
Nimm ihn in Acht! Verliere ihn nicht!
Sonst wird es genau dieselbe Geschicht'
Wie mit der Mütze, die abhanden gekommen.
Ehe ihr Herr es selber wahrgenommen!

Jacobsen trug gewöhnlich zwei Mützen übereinander. Dabei war ihm einmal, als er die Wache auf der Kommandobrücke hatte, die oberste vom Winde entführt worden, ohne daß er es gemerkt hatte.

Den zweiten Preis, eine Schlafmütze, erhielt ich mit folgender Devise:

Schütz und Professor in einer Person,
Das geht doch nicht an, mein theurer Mohn!
Der Schütze trägt freilich den Preis nach Haus,
Der Professor guckt lieber zur Nachtmütz' heraus!

Ich wurde »Professor Mohn« genannt, weil ich die meteorologischen Beobachtungen anstellen mußte.

Von den übrigen Devisen will ich noch folgende anführen. 4. Preis, eine Pfeife aus Renthierhorn, für Sverdrup.

»Langbüchse« hat heute wol Streik gemacht,
Ein anderer prangt nun in Ordenstracht,
Die Pfeife dir dennoch willkommen sein mag.
Du weißt ja, es kommt 'mal ein anderer Tag.

Sverdrup nannte sein Gewehr nicht anders als »Langbüchse«. 6. Preis, Hendriksen, drei Cigarren.

Seit in die Küche Heika ist gekommen,
Hat man 'ne Aenderung an ihm wahrgenommen,

Denn die Gedanken sind jetzt all' beim Braten;
Das taugt nicht, Heika, laß dir bestens rathen.

Die drei Cigarren wollen wir dir geben,
Du kannst sie rauchen oder auf sie heben.
Siehst in den Lüften du den Rauch zerfließen,
Denk dann, es sei wie bei dem Scheibenschießen.

Peder Hendriksen wurde an Bord auch »Heika« genannt. Er hatte diesmal gerade Küchendienst. Der Koch hatte immer einen Mann zur Hülfe, der jede Woche durch einen andern abgelöst wurde.

7. Preis, Bentsen, eine Rolle Kautaback.

Zielst du auf den innern Ring,
Folg' getreulich meinem Wink:
Nimm 'ne Priem von deinem alten
Und laß dann den Herrgott walten.

8. Preis, Pettersen, ein Renthierhorn, das er übrigens nie bekommen hat.

Als tapfrer Schwede wollt über's Ziel hinaus er schießen,
Doch da dies ward monirt, zielt er zuweit nach vorn.
Deshalb erhält als Preis er dieses feine Horn
Und nehme fernerhin das rechte Ziel aufs Korn!

9. Preis, Nansen, ein Wisch Putzweg.

Vorwärts geht es und geht zurück.
Gott bewahr' uns vor solchem Geschick!
Nimm dies Putzwegwischelein,
Putz' deine Flint', o Freundchen mein!

10. Preis, Nordahl, ein Notizbuch.

Dies Buch wir geben dem Mann von den Lichten,
Nicht weil er das Centrum getroffen, mit nichten,
Nein, nein, damit in das Büchlein er schreibe,
Daß nicht jeder schießen kann nach der Scheibe.

Am Abend versammelten wir uns um eine Bowle, die »Fram-Punsch« genannt wurde und aus Citronensaft, Zucker, Wasser und eingemachten Erdbeeren oder Moltebeeren bestand.

Am 27. October nahmen wir das Steuer aus dem Ruderbrunnen, in dem es festgefroren war, heraus. Wir waren gerade bei dieser Arbeit, als plötzlich ein scharfes, blaues, klares Licht auf das Schiff und das nächstliegende Eis fiel. Es war eine Feuerkugel von außergewöhnlicher Größe und auffallendem Glanze. Sie hinterließ einen doppelt so langen Streifen glühender Theilchen, die recht lange leuchteten.

Messing ist jetzt wieder bei der monatlichen Blutuntersuchung. Bei den meisten hat die Anzahl der Blutkörper sich nicht vermindert, sondern im Gegentheile zugenommen.

Nansen hat zum ersten male aus der Meerestiefe seltsame Pflanzen und Thiere mit der Grundzange des Tiefseeloses und dem Schleppnetz heraufgeholt. Es scheint also hier unter der Eisdecke Thier- und Pflanzenleben zu geben.

Am 31. October war Kapitän Sverdrup's Geburtstag, der natürlich als großer Festtag begangen wurde. Wir schwelgten in dem Besten, was uns das Schiff bieten konnte.

Die Naturkräfte waren ebenfalls so freundlich, ihren Antheil zur Feier beizutragen. Es wehte eine solche »Mühlenbrise«, daß alle elektrischen Lampen im Salon brannten. Die Bogenlampe sandte ihre mächtigen Strahlen durch das Oberlicht der Kajüte und erleuchtete das Halbdeck, sodaß die Hunde wie im hellsten Tageslicht lagen. Weit über das Eis hinaus warf sie ihren Schein, und die Thiere dort draußen werden sich darüber vermuthlich sehr gewundert haben. Zur Ehre des Tages wurde allgemeines Revolverschießen veranstaltet, bei dem Scott-Hansen den besten Schuß that.

Mogstad und Blessing haben einander zu einem »match« auf Revolver herausgefordert, und es sind schon viele Wetten darauf eingegangen worden. Das Schießen verlief unter großer Spannung seitens der Zuschauer. Blessing blieb mit 25 Punkten Sieger, während Mogstad es nur bis auf 21 gebracht hatte. Ein lautes »Hurrah« für den Sieger hallte auf dem Eise wieder.

Die Kälte beträgt jetzt unter -30° . Trotz dieser Temperatur heizen wir noch immer nicht den Ofen im Salon. Wir sind jetzt mit Winterunterzeug versehen worden; es besteht aus englischen Tricotunterkleidern und norwegischen Bauernstrümpfen. Sverdrup hat ein vorzügliches Schuhzeug eingeführt, Holzschuhe mit hohen Segeltuchschäften, und die meisten von uns haben sich an ihm ein Beispiel genommen und sich solche Stiefel gemacht. Die Stiefel sind so weit, daß man darin viel auf die Füße ziehen kann, und für Hansen und mich, die wir bei den magnetischen Beobachtungen oft stundenlang auf dem Eise stillstehen müssen, kann es gar nichts Besseres geben.

Am 5. November wollten wir ein Wettrennen auf dem Eise abhalten. Eine gerade, schöne Rinne war zu einer brauchbaren Bahn gefroren; wir hatten sie abgesteckt, und Juell hatte 13 Preise, aus 13 Kuchen bestehend, geliefert; der erste war eine große Torte, der dreizehnte ein kleines Plätzchen.

Doch als der Tag kam, war unsere Bahn mitten durchgerissen. Die Spalte war zwar nicht so groß, daß wir nicht sehr gut hätten hinüberspringen und unsern Lauf auf der andern Seite fortsetzen können, wir waren jedoch viel zu faul dazu, als es schließlich losgehen sollte. Die Preise ließen wir uns aber nicht nehmen, sondern vertheilten sie auf dem Wege der Verlosung, eine Methode, die wir alle einstimmig für viel leichter und besser als jede andere Anstrengung erklärten.

Am Tage darauf waren infolge des starken Südwestwindes, der einige Zeit geweht hatte, verschiedene offene Stellen im Eise; einen solchen Wind haben wir gar zu gern, denn er treibt uns nach Norden, wohin uns unsere Sehnsucht zieht.

Die Hunde haben jetzt wieder einen Kameraden umgebracht. Diesmal hat »Ulabrand« ins Gras beißen müssen. Wie der selige »Hiob« war er erwürgt worden, und dann hatten sie ihm das Blut ausgesogen. Wir haben noch zwei, die die andern Bestien nicht ausstehen können; der eine ist »Hiob's« Bruder, der andere ein kleiner, Weißer. Wenn die Hunde die Freiheit nicht vertragen können, müssen sie sich die Fesseln gefallen lassen und sind daher wieder an Bord angekettet worden.

Es wird jetzt darüber nachgegrübelt, wozu wir das ungereinigte Theeröl, mit dem wir nicht mehr heizen dürfen, wol verwenden könnten. Bisjetzt haben unsere Speculationen noch kein Resultat ergeben. Bei den Petroleumkochern, auf denen wir unsere Speisen bereiten, werden sehr viele rundgewebte große Dochte verbraucht, und wir fürchten, daß unser Vorrath davon eher zu Ende sein dürfte, als uns lieb wäre. Sverdrup, der alles kann, ist jetzt dabei, uns einen Webstuhl zu bauen.

Wir können keinen salzfreien Schnee finden; selbst bis in die Tonne hinein dringt das »Erdgestöber«, wie wir es nennen, wenn der Wind den Schnee aufwirbelt.

Das Eis um die »Fram« herum ist geborsten und preßt sich zusammen. Richtige Kraftproben vollziehen sich vor unsern Augen, wenn die Schollen aneinander prallen und in kleine Stücke zermalmt werden oder sich zu Eisrücken und Eishügeln aufthürmen.

Wir haben angefangen, für die Hunde Geschirre von Segeltuch zu fabriziren, damit wir jederzeit mit ihnen fahren können.

Die Hunde sind doch eigenthümliche Thiere. Jetzt fallen sie gemeinschaftlich über »Sultan« her. Es sieht beinahe so aus, als hätten alle über ihn Gericht gehalten, und das Urtheil lautete auf Tod. Sowie sich ihnen Gelegenheit bietet, stürzt sich die ganze Schar, »Pan« an der Spitze, auf den Verurtheilten, um ihm den Garaus zu machen. So verfahren sie mit »Ulabrand« und »Hiob«.

Der zum Tode verurtheilte Hund weiß dies ganz genau; er ist muthlos, läßt die Ohren hängen und schleicht ängstlich ganz allein herum. Augenblicklich sind »Barrabas«, »Sultan« und ein kleiner Weißer zum Tode verurtheilt. Wir wagen es nicht, sie bei Tage mit den andern frei auf dem Eise herumlaufen zu lassen, sondern behalten sie beständig an Bord.

15. November. Sobald wir Mühlenbrise haben und das Elektrizitätswerk in voller Thätigkeit ist, können wir uns wirklich in eine Fabrik versetzt glauben, wenn wir das Halbdeck auf dem Wege zur Tischlerwerkstatt passiren und das Surren der Maschine und der Riemenscheiben hören.

Diese Illusion verflüchtigt sich jedoch, sobald wir auf Deck kommen, wo sich die Kälte infolge des Windes doppelt fühlbar macht und durch Mark und Bein dringt, während das Auge in der Dunkelheit nur die unendliche Eiswüste erblickt, in der unsere kleine Gesellschaft alles sichtbare Leben repräsentirt.

Das Nordlicht ist manchmal so stark, daß der ganze Himmel in Flammen steht. Vom Zenith herab breitet es sich in Feuer und Flammen aus. Eine Krone mit feurigen Zungen zieht sich abwärts und vereinigt sich dort mit Bändern und Draperien; fächerförmige Strahlen entzünden sich plötzlich und gehen in weiche, flatternde, in allen Regenbogenfarben spielende Wimpel über, während sich unten am Horizont der Nordlichtnebel in mystischem Schimmer ausbreitet. Wir waren so daran gewöhnt, daß sich bei klarem Himmel Nordlichter zeigten, daß wir uns eigentlich nur dann darum kümmerten, wenn sie besonders schön waren.

Bei Dunkelheit und Kälte geht alles langsamer. Auch zur geringsten Arbeit müssen wir Licht haben und warm angezogen sein, daher nehmen die Kleinigkeiten soviel Zeit weg, und wir sind beständig in Anspruch genommen.

Scott-Hansen zeigte bei seinen magnetischen Beobachtungen trotz der wirklich schweren Arbeit eine einzig dastehende Ausdauer und Geduld. Stundenlang konnte er mit seinen Instrumenten in Dunkelheit und Kälte auf dem Eise stehen, die Schwingungen und den Ausschlag der Magnetnadel beobachten und mit der Lupe die feinen Gradeintheilungen ablesen, wobei er den Atem anhalten mußte, damit sich keine Eisdecke auf sie legte. Es ist wirklich zu bewundern, daß er Hände und Füße nicht mehr erfroren hat, als es der Fall war.

Im ersten Winter, als er auf dem bloßen Eise arbeiten mußte, da wegen der Pressungen kein Zelt aufgeschlagen werden konnte, half ich ihm bei den Beobachtungen. Später bauten wir uns eine Schneehütte, und dort ging es ausgezeichnet. Den ersten Winter hindurch aber mußten wir immer mit unsern Kasten und Stativen in die Dunkelheit hinausziehen. Wenn wir eine Weile stillgestanden hatten, machten wir einen kleinen Dauerlauf, gingen auf den Händen, schlugen

Purzelbäume oder tanzten. Am schlimmsten war es für unsere Hände, die wir doch hin und wieder entblößen mußten. Wie schön war es dann, wieder an Bord zu kommen und im warmen Salon der »Fram« eine Tasse heißen Thee in den Leib zu bekommen!

Eines Sonntags abends, während wir, Hansen, Blessing, Sverdrup und ich, gemütlich Mariage spielen, fällt es den beiden Erstgenannten ein, daß jetzt ein Schluck Bier vortrefflich schmecken müßte. Die beiden haben nämlich die Gewohnheit, sich das zu ihrer Mittagsportion gehörige Bier oder wenigstens einen Theil davon aufzuheben. Irgendein Spaßmacher, wahrscheinlich Bentsen, fand, daß diese Sammelwuth zu irgendetwas gut sein könnte, und vermischte, ohne daß es einer wußte, das Bier in der einen Flasche mit Kaffee und Wasser.

Mit großer Feierlichkeit wollten wir uns also an dem köstlichen Bockbier laben. Der Kapitän und ich sollten auch jeder ein Glas bekommen, aber keiner wollte zuerst trinken; es war gerade, als ob wir etwas ahnten. Ich werde Hansen's Gesicht und Geberden, als er einen Schluck getrunken hatte, nicht so leicht vergessen, und ebenso wenig, wie der Doctor sich anstellte, als er das Getränk probiren sollte, um zu sagen, was es für ein Gemisch sei.

Brüllendes Gelächter übertönte die Ergüsse der beiden, die von nichts weniger als liebevollen Gesinnungen gegen den Thäter Zeugniß ablegten. Sie bemühten sich, den Schuldigen ausfindig zu machen, aber ohne Erfolg, was den Spaß noch vergrößerte. Es gab großen Lärm, und die brennende Frage des Tages an Bord war, wer wol der Kaffeemischer sein möchte. Wir haben ihn jedoch nie entdeckt!

Am 21. November lotheten wir und fanden bei nicht ganz 100 Meter Grund.

Nansen hat sich mit dem Photographiren bei elektrischem und bei Magnesiumlicht beschäftigt.

Nach jeder Mahlzeit nehmen wir unsere Pfeifen zur Hand und gehen in die Küche, die zugleich unser Rauchzimmer ist, denn in der ersten Zeit war das Rauchen im Salon verpönt. Dort stehen wir zusammengepackt wie die Heringe in der Tonne, qualmen, daß wir einander kaum sehen können, und erzählen uns allerhand Schnurren. Bentsen und Sverdrup sind die besten Erzähler. Und bisweilen schimpft der Koch, wie ganz begreiflich ist, darüber, daß er zum Aufwaschen keinen Platz finden kann.

Für die Hunde, die es mit Gottes freiem Himmel als Dach gerade nicht allzu schön gehabt haben, sind jetzt um das Kajütenoberlicht herum Hütten gezimmert worden, die mit Hobelspänen ausgelegt wurden. Außerdem werden sie jeden Morgen losgelassen und müssen sich unter der Aufsicht eines von uns, der jede Woche abgelöst wird, Bewegung machen. Sie verlassen ihre Behausung jedoch gerade nicht mit großem Eifer, obgleich man sie wahrhaftig nicht zu warm nennen kann.

Am 23. November hatte der Mond einen Ring und zwei Nebenmonde. Die Temperatur betrug -30° . Eins war schlimm: unsere Kabinen waren so feucht geworden, daß wir unsere Schlafsäcke nur mit größter Mühe vor dem Verderben bewahren konnten. In den beiden Viermann-Kabinen wurden über die Kojen eigens dazu genähte Segeltuchdecken gebreitet und diese mit Talg eingeschmiert, sodaß das Wasser daran herunterlief und sich in einem Behälter sammeln konnte.

Um den Gang unserer vier Chronometer zu controliren, nehmen wir ab und zu Zeitbestimmungen mit Hülfe der Jupitermonde vor; wir haben ein vorzügliches astronomisches Fernrohr und bekommen bei klarem Wetter ausgezeichnete Beobachtungen.

29. November. Nun haben die Hunde wieder einen Kameraden getödtet; diesmal war es »Fuchs«.

Wir schneiden uns das Haar mit einer Maschine; einige tragen es jetzt bis auf 3 Millimeter

abgeschnitten. Das ist bei der Kälte nicht viel, aber wir haben dafür auch beständig unsere Katzenfellmützen auf. Hansen schor uns ganz kurz, ließ aber im Nacken eine Stelle stehen, und ehe wir darauf aufmerksam wurden, zeigte sich dort ein kleiner Haarbüschel, einem angehenden Chinesenzopfe ähnlich, was bei unsern langhaarigen Kameraden große Heiterkeit hervorrief.

8. December. Heute um 2 ½ Uhr, als wir nach dem Mittagessen ein wenig schlummerten, hörten wir plötzlich einen starken, dumpfen Fall und ein solches Gepolter auf dem Deck, als stürze das ganze Takelwerk nieder. Alle Mann eilten im Nu hinauf. Es war das Eis. Es tobte wie ein erzürnter Mann, der sich nicht zu beherrschen versteht.

Heute Morgen hatten sich zu beiden Seiten des Hecks Eismassen zusammengepreßt, die ansehnliche Haufen bildeten. Plötzlich stürzten diese, ohne vorher auch nur das geringste Geräusch zu machen, von oben herab gegen das Achterende der »Fram«, während die untere Masse langsam von dem Schiffe forttrieb. Es war ein tüchtiger Stoß, aber die »Fram« machte sich nichts daraus; wir sind überhaupt überzeugt, daß kein anderes Schiff die Pressungen, denen wir bisher ausgesetzt gewesen sind, hätte aushalten können. Das Eis bricht in Stücke, die dann in der Regel unter das Schiff gerathen, das sie hinabdrückt und sich dadurch in die Höhe hebt.

Die Pressungen dauerten bis zum Abend fort. Gegen 6 Uhr begann wieder ein richtiges Donneregepolter. Wir saßen gerade beim Abendessen; einige eilten hinauf, um sich das Schauspiel anzusehen, und die Zurückbleibenden mußten laut schreien, um sich einander verständlich machen zu können.

Nansen, der bei der glänzenden Ausrüstung der Expedition auch nicht das Geringste vergessen hat, hatte auch einen Phonographen mitnehmen wollen, aber es war bei der Abreise doch nichts daraus geworden. Es wäre interessant gewesen, wenn wir von der gewöhnlich so stillen Eiswüste die Töne hätten mitbringen können, die sie wie von Wuth erfüllt ausstößt, weil Menschen mit Schiffen in sie einzudringen wagten, um ihre Geheimnisse zu enthüllen.

Die »Fram« wurde 4° nach Backbord hinübergelassen.

Blessing und Nordahl haben im Kartenspiel alle ihre Brötchen und Kuchen für den ganzen nächsten Monat verloren. Die armen Menschen müssen sich nun mit hartem Roggenbrot begnügen.

Am 10. December erschien zum ersten male unsere Zeitung »Framsjaa«. Bisjetzt ist sie noch ein Säugling, und es fragt sich, ob wir im Stande sind, sie hier oben im Eise aufzuziehen. Jedenfalls war der Anfang gut; die erste Nummer behandelte alles Mögliche. Blessing zeichnet als verantwortlicher Redacteur.

13. December. Ein ereignißreicher Tag in unserm stillen Leben im Eise. Gestern Abend begannen plötzlich die Hunde einen fürchterlichen Lärm zu machen. Wir eilten hinauf und sahen, daß sie alle ihre Hütten verlassen hatten und auf die ihnen zunächstliegende Rehling gesprungen waren, wo sie alle nach einer Richtung hin bellten. Wir konnten in der Dunkelheit natürlich nichts sehen; Mogstad und ich glaubten jedoch draußen zwischen den Eishügeln ein heiseres Bellen, wie von Füchsen, zu vernehmen.

Die Hunde konnten sich die ganze Nacht über nicht beruhigen. Es war gerade, als wagten sie nicht zu schlafen. Jeder Wachthabende berichtete dasselbe über ihre Unruhe. Besonders die Hunde, deren Hütten sich auf der Steuerbordseite befanden, am Fuße des Halbdecks dicht neben der Lenzluke, die als Durchgang zum und vom Eise offengehalten wurde, waren entsetzlich aufgeregt. Die drei der Luke zunächstbefindlichen Hunde verschwanden im Laufe des Abends; wir glaubten, die andern seien wüthend darüber, daß es den Dreien gelungen, sich loszureißen

und auf das Eis hinunterzukommen, wie es gewöhnlich der Fall war.

Am andern Tage sollten Hendriksen und Mogstad unweit des Schiffes Eis für die Küche holen; Waffen hatten sie nicht mitgenommen. Draußen gewahrten sie einen Bären, der ihnen entgegenkam, wobei er beständig die ihn angreifenden Hunde abwehrte. Er machte Miene, sie anzufallen, und es galt also, an Bord zu kommen, ehe er sie packen konnte. Mogstad, der sich in der Dunkelheit besser orientiren konnte, weil er früher dort zwischen den Eishügeln bei Tage die Aufsicht über die losgelassenen Hunde geführt hatte, gelang dies auch; Peder aber wäre es beinahe schlecht ergangen, da er mit seinen großen schweren Segeltuchstiefeln nicht so flink auf den Beinen war.

Als er ein Stück gelaufen war und glaubte, der Bär setze ihm nicht nach, drehte er sich wieder um und leuchtete mit der kleinen Laterne, die er in der Hand hielt, umher. Doch ehe er sich's versah, war der Bär schon neben ihm und packte ihn an der Seite. Peder brach mit seiner Bärenstimme in ein gewaltiges Geschrei aus und glaubte, das Licht der Sonne nie wieder zu sehen. Doch schnell wie der Blitz schlug er der Bestie die Laterne an den Kopf, worauf der Bär ihn losließ, sich sehr verwundert hinsetzte und Peder, der sich sofort auf die Beine machte, verblüfft nachstarrte.

Dann nahm der Bär wieder einen Anlauf, um ihm den Garaus zu machen, während Peder ihn beim Laufen mit der Laterne abwehrte. Da kam zum Glück der rettende Engel in Gestalt eines Hundes, der die Aufmerksamkeit des Bären auf sich zog, und diesem Umstande verdankte es unser Freund, daß er diesmal noch nicht in die Klauen des Bären fiel.

Die Hunde, die während der ganzen Zeit diese Jagd mit wüthendem Gebell begleitet hatten, sprangen nun von allen Seiten gewandt auf die Bestie ein, waren aber doch nicht hurtiger als der Bär, der pfeilschnell nach dem Schiffe lief. Da knallte von dort her ein Schuß; Mogstad war an Bord gekommen und hatte sofort Hansen's Karabiner, der an der Kajütenwand hing, ergriffen. Jetzt kam auch Peder atemlos, aber unverletzt an. Die Kugel verfehlte in der Dunkelheit ihr Ziel, ein zweiter Schuß traf ebensowenig, und dann versagte das Gewehr überhaupt.

Peder polterte mit seinen schweren Holzschuhen die Kajütentreppe hinunter und schrie wie besessen: »Der Bär hat mich in die Seite gebissen; Patronen, Patronen, schießt ihn todt, schießt ihn todt!« Hansen, Jacobsen und Nansen ergriffen die Flinten und eilten hinaus. Doch nun wollte es das Unglück, daß die Gewehre noch nicht ganz gereinigt waren und vorn und hinten noch Wergpfropfen darin saßen, welchem Uebelstand in der Dunkelheit nicht so schnell abzuhelfen war. So mußten sie unthätig zusehen, wie der Bär dicht neben der Schiffswand über einen Hund herfiel.

Peder kramte inzwischen in den Laden seiner Kommode herum und rief laut nach Patronen.

Jetzt waren Blessing und ich auch auf Deck gekommen, und Jacobsen, der überall nach einer Walroßlanze herumsuchte, um den Bären damit zu erstechen, rief uns entgegen: »Schießt, schießt; dort liegt er! Er bringt uns sonst die Hunde um!« Mein Gewehr war in Ordnung; ich sah etwas sich auf dem Eise wälzen und sandte dem dunkeln Knäuel nacheinander drei Schüsse zu, worauf wir deutlich Blut auf das Eis sickern hörten.

»Gib ihm noch einen!« rieth mir Jacobsen, was ich auch that. Der Bär streckte sich nun im Todeskampfe und erhielt noch eine Kugel von Nansen, der inzwischen sein Gewehr schußfertig gemacht hatte. Bei meinem ersten Schusse sprang unter dem Bären ein Hund leicht wie eine Feder hervor, unverletzt und vergnügt.

Nun sahen wir auch, daß die Koppeln von drei Hunden durchgerissen waren; der Bär war also meiner Meinung nach durch die Lenzluke hereinspaziert, hatte sich die Hunde mit aufs Eis

genommen und beim Fortschleppen der Thiere die Koppeln theils abgestreift, theils zerrissen. Bei der Nachsuche zwischen den Eishügeln fanden wir zwei unserer besten Hunde, »Johansen's Freund« und den Bruder von »Suggen«. Ich konnte mich jetzt meinem »Freunde« nähern, ohne von ihm angeknurrt zu werden; das arme Thier lag mit zerfleisctem Rücken und ganz plattgedrückt da. Es war mir eine große Befriedigung, daß ich seinen Tod an dem Mörder hatte rächen können. Den andern Hund hatte die Bestie quer über die Schnauze gebissen, und sein Geschrei war es vermuthlich gewesen, was wir für Fuchsgebell gehalten hatten. Wir konnten sehen, daß der Bär auf ihm gelegen hatte, während er sich an dem andern gütlich gethan.

Es war ein Glück, daß Peder noch so davongekommen ist. Jetzt konnten wir die Sache mit all ihrer Aufregung und ihrem Wirrwarr von der komischen Seite betrachten. Der Bär war noch nicht einmal ausgewachsen – dafür hat er wirklich alles Mögliche geleistet.

Doch wenn wir heute Hunde verloren haben, so haben wir dafür auch wieder Hunde bekommen, da »Kvik« am 13. mit 13 Jungen niederkam, einen für jeden von uns Dreizehn an Bord! Die übelbeleumundete Dreizehn hat sich auf unserer Expedition noch mehrere male als Glückszahl erwiesen.

Fünftes Kapitel.

In der ersten Polarnacht.

Wir studiren darüber, ob nicht irgendwo in der Nähe Land ist. Der Eisbär tritt hier häufig auf, einen Polarfuchs haben wir auch schon gesehen; unserer Meinung nach läßt dies auf Land schließen – aber wir können gar nichts davon sehen.

Tagüber bin ich jetzt bei Scott-Hansen in der Schule, der mich mit seiner gewöhnlichen Geduld- und Liebenswürdigkeit in den verschiedenen Beobachtungen unterrichtet.

Eines Tages kam Peder mit der Meldung: »Da ist gewiß wieder ein Bär.« Sofort wurde nach Gewehren und Patronen gegriffen, und alle Mann eilten auf Deck. Wie besessen rannten die Hunde laut bellend im Mondschein umher. Einige von uns liefen Hals über Kopf dahin, wo sich der Bär gezeigt haben sollte, bekamen ihn indeß nicht zu Gesicht; wir fanden aber Spuren von ihm. Der Bär mußte es sehr eilig gehabt haben, aus der Nachbarschaft des Schiffes fortzukommen.

Nun bestand Sverdrup darauf, daß eine Bärenfalle aufgestellt werde. Gesagt, gethan; sie hängt jetzt zwischen zwei Pfosten beim Schiffe, sodaß wir sie im Mondschein sehen können. Sie ist so hoch angebracht, daß sich wol Bären, nicht aber die Hunde darin fangen können.

Der 21. December, der kürzeste Tag. Heute haben wir den ganzen Tag gelothet, ohne auf Grund zu stoßen. 2100 Meter haben wir auslaufen lassen; bei 1500 Meter betrug die Temperatur des Wassers $-0,5^{\circ}$. Zehn von uns sind den ganzen Tag damit beschäftigt gewesen, die Leine mit dem 50 Kilogramm schweren Lothe aufzuholen. Wir gingen mit der Leine auf der Schulter im Gänsemarsch eine Strecke von dem Loche fort und kehrten dann ebenso dorthin zurück. Es war eine nützliche Bewegung, und das Hin- und Hermarschiren beim Scheine des Schmiedefeuers an Bord, wo Pettersen mit der Reparatur der Windmühle beschäftigt war, hat uns viel Spaß gemacht.

Den Hunden geht es gut. Es hat den Anschein, als verträgen sie sich jetzt besser, seitdem ihnen vom gemeinschaftlichen Feinde, dem Bären, Tod und Untergang droht.

Der »Billeteur« ist sich gleichgeblieben; er stiehlt immer noch getrocknete Fische und trägt sie hinter die Eishügel. Dort hält er sich überhaupt den ganzen Tag auf, sobald er am Morgen freigelassen wird, und läßt sich nur zu den Mahlzeiten bei uns sehen. »Kaiphass« hat sich am Schwänze eine richtige Klapper aus Eisklumpen zugelegt, mit der er rasselt wie eine Klapperschlange. »Kvik« verläßt ihre Jungen, um auf dem Eise frische Luft zu schöpfen. »Barnet« (das Kind) ist gewöhnlich bereit, uns eine Pfote zu geben, sowie wir uns ihm nähern.

Der »Menschenfresser« knurrt ein wenig, meint es aber nicht böse.

In Hinsicht auf die Stärke können wir noch immer »Pan« als den König betrachten, in Wirklichkeit führt aber »Suggen« (die Sau) das Scepter. »Barrabas« ist »Kviks« Cavalier und wird von den andern darob sehr scheel angesehen. »Bjelki« gibt scharf auf die Bären Acht, und blickt uns mit seinen großen schwarzen, melancholischen Augen starr an.

22. December. Heute Nacht um 4 Uhr war ein Bär beim Schiffe. Jacobsen sah ihn vorn an Backbord; er schoß auf ihn, konnte ihn aber im Mondschein infolge des großen Abstandes nicht treffen. Hendriksen, Mogstad, Bentsen und Sverdrup kamen auf den Schuß hin auf Deck.

Inzwischen hatte der Bär die rechts von der »Fram« stehende Falle bemerkt; er ging vorn um das Schiff herum und wollte das Gerüst untersuchen. Dreimal erhob er sich auf den Hinterbeinen und sah vorsichtig nach, wie die Geschichte zusammenhing. Er legte behutsam die Tatzen an die beiden Pfosten, zwischen denen die Falle hing, schnupperte nach dem Speckstück in der Mitte und schaute sich dann nach beiden Seiten um. Dann ließ er sich bedächtig nieder und ging an dem Drahtseile entlang, mit dem der Apparat an einem Eisblocke befestigt war. Diesen besah er sich, als wollte er sich überzeugen, ob das Seil auch ordentlich festgemacht sei, und schlenderte dann gemächlich wieder fort.

»Der Bursche hatte Mutterwitz«, sagte Sverdrup; »ich möchte darauf wetten, daß ein Samojede keine einzige seiner Entdeckungen gemacht hätte, sondern gleich in der Schlinge sitzen geblieben wäre.«

Als der Bär näher ans Schiff herankam, wurde er erschossen; eine Kugel aufs Blatt machte ihm den Garaus. Jacobsen und Peder konnten nicht einig werden, wessen Kugel dies gewesen. Der Bär war nicht sehr groß, aber ziemlich fett; eine gute Portion der »Illustrated London News«, die er beim Schiffe auf dem Eise gefunden, hatte er mit verspeist gehabt.

Das erste Weihnachtsfest hält seinen Einzug bei uns, und im Salon der »Fram« ertönt der alte Gruß »Fröhliche Weihnachten«. Diese Worte gehen jetzt auch daheim in Schloß und Hütte von Mund zu Mund. Wir feiern Weihnachten hier oben für uns allein als freie Männer in unserm eigenen Reiche. Hier stoßen wir nicht bei einer Obrigkeit an und übertreten keine Gesetze: haben wir doch keine andern als die, welche wir uns selbst geben. Wie glücklich fühlt sich unsere kleine Gemeinschaft dabei! Und doch, wie gern möchten wir ein Stündchen in der Heimat sein! Die Gedanken eilen dahin wie ein warmer Strom, der das Eis aufthaut, das uns vom Süden trennt, und da muß es ja auch hier oben in Nacht und Eis licht und warm werden. Wir saßen in unsern isländischen Wolljacken (Anoraks) zum Weihnachtsmahle um den Tisch herum, als plötzlich ein fein gekleideter Herr mit Kragen, Manschetten und weißer Halsbinde vor uns stand. Es war Scott-Hansen, der sich in seiner Kabine umgekleidet hatte; er brachte Grüße aus Norwegen und drückte uns die Hand. Auch aus der Kabine des Kapitäns kam ein feiner Mann, der sich, ruhig und liebenswürdig wie gewöhnlich, an seinen Platz setzte. Es berührte uns wie ein Hauch aus der civilisirten Welt. Nach dem Festmahle holte Nansen zwei Kisten aus seiner Kabine; darin waren Geschenke für uns alle von Scott-Hansen's Mutter und von dessen Braut. Mit wahrhaft kindlicher Freude nahmen wir die Gaben, Messer, Pfeifen, Cigaretten u. s. w. in Empfang. Ich bekam eine Schießscheibe mit dazugehörigen Pfeilen, und ich glaube, wenn die Geberin den Eifer gesehen hätte, mit dem wir diesem Sport manchen Abend bis spät in die Nacht hinein huldigten, und wie wir einander damit Cigaretten und Honigkuchen abgewannen, so würde sie sich sicher gefreut haben.

Kuchen, die Juell alle Ehre machten, Confect und Südfrüchte kamen dann auf den Tisch, und obendrein bekamen wir einen Grog. Das Harmonium war in Unordnung, und noch hatte Mogstad

nicht entdecken können, wo der Fehler lag; deshalb mußte ich mit meiner Ziehharmonika antreten. Wir sangen auch, und Nansen deklamierte.

Bisweilen sah sich einer von uns auf Deck um und kam dann wieder zum Bewußtsein unserer einsamen Lage. Das geheimnißvolle Mondlicht gestattete einen weiten Ausblick über die Eisfelder, die uns von der Civilisation abschließen. Kalt ist es auch, wir haben -38° .

Am Weihnachtsabend waren wir auf $79^{\circ} 11'$ nördlicher Breite. Die »Framsjaa« war sehr reichhaltig; das Blatt hat einen Künstler als Mitarbeiter gewonnen, der von den »Framleuten in Friedenszeiten« und den »Framleuten auf dem Kriegspfade« ganz vorzügliche Zeichnungen geliefert hat. In Friedenszeiten, wenn uns keine Gefahr droht, sind wir mit Flinten, Revolvern und langen Messern bewaffnet. Auf dem Kriegspfade aber, wenn der Bär hinter uns her ist, haben wir nichts weiter als eine Laterne in der Hand und schwere Holzpantoffel an den Füßen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr ging das Leben seinen gewöhnlichen Gang. Einige von uns klagen darüber, daß sie nachts schlecht schlafen, ja manchmal sogar überhaupt kein Auge zuthun. Ich für meine Person kann mich nicht über Schlaflosigkeit beschweren. Blessing hat angefangen, Statistik über den Schlaf an Bord zu führen.

Das alte Jahr geht zu Ende. Noch sind wir, seit wir im Eise festsitzen, nicht weit nach Norden gekommen. Bei der Drift scheint der Wind das meiste zu sagen zu haben. Kommt er aus Norden, so werden wir nach Süden gedrängt; kommt er aus Süden, so geht es nach Norden. Heute heizten wir zum ersten male im Salon, was sehr angenehm war; aber wir werden wol nicht in der Lage sein, viel in den Ofen hineinlegen zu können.

Dunkel, mit wolkschwerem Himmel brach Sylvester an; es klärte sich jedoch im Laufe des Tages auf, und als das alte Jahr Abschied nahm, stand der ganze Himmel in Nordlichtflammen. Wir waren auf $79^{\circ} 6'$ nördlicher Breite. Die Temperatur betrug -36° .

Der Abend verlief sehr vergnügt und lebendig; die »Framsjaa« enthielt unter anderm Telegramme aus Norwegen über die merkwürdigsten politischen Umwälzungen. »Huttetu«, unser Zeichner, lieferte ein Pastellbild: es war eine auf der Mondsichel sitzende weibliche Gestalt, die die unten im Eise liegende »Fram« verwundert betrachtet, während das Nordlicht in Bändern und Spiralen flammt. Beim Jahreswechsel toastete Nansen auf unser Zusammenleben im kommenden Jahre und dankte uns für die gute Kameradschaft im alten Jahre.

1. Januar 1894. Willkommen, du neues Jahr! Möchtest du uns ein gutes Jahr werden und uns ans Ziel führen! Du kommst mit Kälte – mit 38° Kälte –, aber du kommst auch mit Licht; unter stammendem Nordlichtschein hast du bei uns deinen Einzug gehalten. Und auch das andere große Licht bringst du uns, wir können es von Tag zu Tag deutlicher am südlichen Horizont wahrnehmen. Vielleicht bringst du auch in unser Wissen noch mehr Licht, wenn du erst ein wenig älter geworden bist? Oder willst du uns im Ernst im Dunkeln lassen? Nun, was du auch in deinem Schosse tragen magst, sei es das Licht, sei es die Finsterniß, es wird am besten sein, daß du das, was du weißt, für dich behältst.

Je weiter wir in den Januar hineinkommen, desto mehr nehmen die Tage zu. Wenn die Sonne zum ersten male wieder erscheint, werden wir ein großes Sonnenfest feiern; es wird eine Art Gottesdienst sein. An Bord werden nie Andachtstunden abgehalten; es bleibt dies dem Einzelnen überlassen.

Was das Leben an Bord betrifft, so muß ich sagen, daß unser Verhältniß zueinander im großen und ganzen gut war. Gelegentliche Reibereien konnten natürlich nicht ausbleiben, denn das beständige Zusammenleben in den engen Räumen Tag und Nacht in Verbindung mit der großen

Einförmigkeit brachte es mit sich, daß man leicht über etwas in Harnisch gerieth, doch hatte dies nicht viel auf sich. Die Polarnacht übte wol auch ihren Einfluß auf die Gemüther. Indeß sind wir Dreizehn, glaube ich, darin alle einig, daß wir uns gut vertragen haben.

Im Januar herrschten hauptsächlich südliche Winde vor, und wir trieben deshalb tüchtig nach Norden. Da es sich nun so deutlich zeigte, daß wir vom Winde abhängig waren, war es der höchste Wunsch eines jeden, es möchte immer aus Süden wehen, damit wir beständig weiter nach Norden kämen. Nie habe ich so vergnügte Gesichter gesehen wie an den Tagen, da eine Kuhlte aus Südosten wehte. Oft wurde das Für und Wider der Frage des Erreichens des Poles gründlich erörtert: ob wir ihm überhaupt nahe kommen, ob wir uns im Schiffe oder in Schlitten nähern werden und ob wir vielleicht die »Fram« werden verlassen müssen u. s. w. Die Karten werden studirt, die Geschichte der frühern Expeditionen wird gelesen und discutirt. Wir können uns deren Erlebnisse lebhaft vorstellen, aber wir wissen auch, daß wir es viel besser haben als alle arktischen Expeditionen vor uns. Im Dienste der arktischen Forschung ist manches Menschenleben verloren gegangen, und theuer sind die Erfahrungen erkaufte worden, auf die Nansen gebaut hat, als er den Plan zu unserer Expedition entwarf und für eine Ausrüstung Sorge trug, die sich allen andern in jeder Hinsicht überlegen zeigte.

Hier sitzen wir an Bord unsers vorzüglichen Schiffes, in dem wir alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten haben und so viel Essen bekommen, wie wir wollen, und brauchen weder zu hungern, noch zu frieren. Die Schrecken der Polarnacht sind uns unbekannt; ruhig sitzen wir in unserm stolzen Schiffe und lassen das Eis draußen donnern und krachen. Krankheiten kennen wir auch nicht, und den ärgsten Feind, den Schrecken der Polarfahrer, den Skorbut, fürchten wir nicht, denn unser Proviand ist auf Grund eingehenden Studiums sorgfältig ausgewählt.

Am 6. Januar waren wir auf $78^{\circ} 57'$ nördlicher Breite, zwei Tage später auf $79^{\circ} 6'$, und die darauf folgenden Tage trieben wir gut nach Norden. Wir haben jetzt über 40° Kälte; das Quecksilber gefriert, und wir müssen Thermometer mit Weingeist und andern Flüssigkeiten gebrauchen.

Schon am 14. Januar sprachen wir davon, ob wir nicht eine Schlittenreise nach dem Pole und von da nach Franz-Joseph-Land unternehmen könnten, wenn wir erst weiter nach Norden vorgedrungen wären. Die »Fram« sollte unterdessen aus dem Eise loszukommen versuchen und dann ebenfalls nach Franz-Joseph-Land steuern, um dort die mit den Schlitten reisenden Expeditionsteilnehmer zu erwarten, deren es nicht mehr als drei sein sollten, die aber alle Hunde mitzunehmen hätten.

Scott-Hansen hat Pendelbeobachtungen zur Schwerebestimmung begonnen; er stellt sie nachts an, da dabei absolute Stille herrschen muß. Die Dicke des Eises der flachen Schollen ist an unserer Seite 1,4 Meter, während sie am Vorderende des Schiffes 1,7 Meter beträgt. Wie dick es werden kann, wenn bei den Pressungen eine Scholle sich unter die andere schiebt, kann man nicht wissen.

Um unsere Nasen gegen die Kälte zu schützen, haben wir uns aus Flanell Masken gemacht, die ganz vorzüglich sind; es hat sich auch als nützlich erwiesen, sich den Schnurrbart abrasiren zu lassen, da sich darin gar leicht ein kleiner Gletscher bildet.

Am 22. Januar entstand gar nicht weit von uns in Nordwesten eine große Rinne. Es wurde uns also der seltene Anblick zutheil, den Mond sich im Wasser spiegeln zu sehen; es war gerade wie in der Heimat. Am andern Tage hatte sich die Rinne schon wieder mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. Gegen Mittag hörten wir einen der Hunde dort einen entsetzlichen Lärm machen; dem Gebell nach mußte sich ein Bär gezeigt haben. Man kann deutlich unterscheiden, ob sie infolge innerer Streitigkeiten oder wegen äußerer Feinde bellen.

Nansen und Sverdrup waren schon fort, als Nordahl und ich uns dahin begaben, um die Temperatur des Wassers zu messen und eine Wasserprobe zur Bestimmung des Salzgehalts mitzunehmen. Als ich mit der Laterne der Länge nach auf dem Eise lag und das Thermometer ablas, hörte ich plötzlich ein Schnauben und das Rieseln von Wasser und Eisstücken. Wir glaubten, es müsse ein Bär sein, da das große Thier hinten in der Rinne unserer Meinung nach gar nichts anderes sein konnte. Das Gewehr wurde, bereit gehalten; wir sprangen auf einen kleinen Eishügel, um das Thier in Empfang zu nehmen, und riefen nach dem Schiffe hinüber, daß hier wieder ein Bär sei. Da hörten wir Nansen zurückrufen, wir sollten nicht schießen, es sei ein Walroß und sie kämen gleich mit Harpune und Leine, um es zu fangen.

Auf dem Schiffe vernahmen wir später, daß Nansen und Sverdrup ein Walroß auf dem Eise erblickt hatten, als sie nachsehen wollten, warum »Kaiphaz« bellte. Es war in die Rinne gegangen und verschwunden. Aus dem Fange wurde nichts, da alles Suchen erfolglos blieb.

Dies gab Veranlassung zu vielen Betrachtungen darüber, wie ein Walroß sich mitten im wilden Treibeise in einem Meere von mehreren tausend Meter Tiefe ernähren kann. Es muß Land in der Nähe sein. Unsere Vermuthung, daß sich hier eine Bank befände, erwies sich als unrichtig; wir lotheten 200 bis 300 Meter, ohne Grund zu finden. Das Walroß wird uns also vorläufig noch ein Räthsel bleiben.

Die »Fram« bietet einen ganz malerischen Anblick, wenn man sie vom Eise aus betrachtet. Sie liegt ein wenig kokett auf der Seite und läßt die Eishügel ihren kraftvollen Rumpf liebkosen, während die Masten majestätisch gen Himmel zeigen und das Takelwerk dick bereift ist. Hin und wieder geht die Windmühle, wie um zu zeigen, daß auch hier in der Einöde noch Leben ist.

Wir haben angefangen, weite Spaziergänge zu machen, und möchten gar zu gern wissen, ob nördlich von uns Land zu finden ist. Bald kommt dieser, bald jener aus dem Takelwerk herunter mit der Nachricht, er habe Land gesehen. Wenn die Sonne erst da ist, wird es sich ja zeigen.

Am 27. Januar ist abends im Eise eine gewaltige Umwälzung vor sich gegangen. Wir sind jedoch gut davongekommen, während es in der 200 Meter nördlich von uns liegenden Rinne toll herging. Aber obgleich dies ziemlich weit ist und das Schiff wie in einem Schraubstocke lag, kamen doch hin und wieder gehörige Stöße, als wenn das ganze Eis in Wellenbewegung gewesen wäre. Mit solchen Bewegungen in einem Eise, dessen Schollen fast 2 Meter dick sind und das sich an einzelnen Stellen zu der dreifachen, wenn nicht gar vierfachen Dicke zusammengeschoben hat, ist in der That nicht zu spaßen.

Hansen und ich mußten das Anemometer und die Thermometer von der Scholle neben dem Schiffe retten, da das Eis auf der Backbordseite 30 Meter von der »Fram« barst.

Am nächsten Tage besichtigten wir die entsetzliche Verheerung. Es war ein imponirender Anblick, zu sehen, welche Kräfte dort in Wirksamkeit getreten waren. Das Eis war zermalmt und in Blöcken und kleinen Trümmern bis zu einer Höhe von 6 Meter aufgethürmt. An einer Stelle war eine einzelne Eisscholle, die die Form eines Bautasteines²² hatte, so aufgerichtet, daß sie mindestens 4 Meter hoch in die Luft ragte, obgleich sie kaum einen Meter breit war.

Die »Fram« liegt jetzt wie in einem Thale, auf allen Seiten von diesen Eisrücken umgeben, die am Heck besonders stark entwickelt sind. Zwischen den Rücken, die hauptsächlich von Westen nach Osten laufen, ist das gewaltige Eis zerrissen, zu Grus zermalmt und durcheinandergeworfen, sodaß unsere Umgebung sich ganz neu gestaltet hat.

Ende Januar war es so hell, daß wir mittags eine Zeitung lesen konnten, aber Land bekamen wir noch immer nicht zu sehen. Am 1. Februar nahmen wir an, daß wir schon über den 80. Grad

hinaus wären oder ihn eben passirt hätten; des trüben Wetters wegen ließen sich nämlich keine Ortsbestimmungen machen, aber wir hatten prächtigen Wind und feierten seinetwegen ein kleines Fest. Es gilt, so viele Feste wie möglich zu veranstalten und sie beileibe nicht zusammenzulegen. Am nächsten Tage wurde unsere gegenwärtige Lage auf $80^{\circ} 10'$ nördlicher Breite und etwa 132° östlicher Länge bestimmt, eine Drift von 19 Minuten in 3 Tagen.

Den ganzen Februar wollte es mit der Drift nicht recht vorwärts. Am 9. passirten wir den 80. Grad, diesmal aber leider in rückläufiger Bewegung, und so ging es immer vor und zurück, sodaß wir zu Anfang März auf $79^{\circ} 53'$ nördlicher Breite und $134^{\circ} 57'$ östlicher Länge waren.

Während dieser Zeit wurde an Bord eifrig am Zusammenstellen der Schlitten und Instandsetzen der Schneeschuhe gearbeitet. Die Hunde wurden eingefahren, und wir lernten, sie mit einer Peitsche mit kurzem Stiele und langer Schnur, wie die Eskimos sie benutzen, zu lenken. Man hätte sehen können, wie wir uns jetzt draußen auf dem Eise übten, mit der Peitsche die leeren Conservendosen zu treffen, die Juell dorthin geworfen hatte.

Doch trotz unserer Uebungen gelang es uns nicht, hinreichende Geschicklichkeit im Lenken der Hunde zu erwerben. Wir mußten mit ihnen nach ihrer gewohnten Art fahren, das heißt, ein Mann mußte vor ihnen hergehen und den Weg zeigen. Auf schlechtem Eise zog ein Gespann von 4 Hunden 2 Mann mit dem Schlitten. Wir stellten auch Probefahrten an, um zu sehen, welche Schlitten bei hartem und bei lockerm Eise am leichtesten liefen. Nansen und Sverdrup konnten dabei auf ihren in Grönland gemachten Erfahrungen weiterbauen.

Verschiedene Arten von Schlittenkufen und allerlei Beschläge wurden ausprobiert und wir versuchten es auch mit runden, concaven und glatten Kufen, sowie mit Beschlägen von Aluminium, Neusilber und Stahl. Es war von großer Wichtigkeit, daß wir genau wußten, welche Art die beste war.

Der arme »Billeteur« ist eines sanften Todes verschieden. Er starb wirklich in seinem Bette, nachdem er seit einiger Zeit gekränkelt hatte. Wahrscheinlich ist ihm das Klima zu rauh gewesen. So hat er denn also dieses Leben verlassen müssen und damit seine Lieblingsbeschäftigung, seine Speisekammer zwischen den Eishügeln mit gefrorenem getrocknetem Fisch zu versehen. Die »Framsjaa« brachte ein Preisausschreiben für die beste Grabschrift für »Hiob« und den »Billeteur«; ich glaube, es war Juell, der den Preis erhielt.

Der Salon ist zu einer Werkstatt für Arbeiten aller Art geworden. Auf dem Deck liegen Schlitten, die zusammengestellt, und Schneeschuhe, die mit Riemen versehen werden sollen; einige bessern Komager aus, andere schnitzen Holzschuhe. Aus Sverdrup's Kabine ertönt das anheimelnde Schnurren einer Nähmaschine; er näht Bootsegel.

Wir haben jetzt angefangen, die Umgegend auf Schneeschuhen zu durchstreifen. Die Temperatur beträgt gewöhnlich einige 40° Kälte, aber beim Schneeschuhlaufen friert man nicht so leicht.

Am 16. Februar sahen wir über dem Horizont eine Luftspiegelung der Sonne, eine flammende, feuerrothe Fackel, was uns Veranlassung zu einem vorläufigen Sonnenfeste gab. Das eigentliche fand am 20. Februar statt, obgleich wir des bewölkten Himmels wegen nicht die Sonne selbst, sondern nur ihren Widerschein oben in den Wolken sehen konnten. Auch diesmal war ein Schützenfest, aber ohne Preisvertheilung. Peder und Nansen haben am besten geschossen.

So ist also unsere erste Polarnacht vorbei. Wir können aber nicht finden, daß sie einen an Bord arg mitgenommen hätte.

In einer Rinne, die sich vor vier Wochen gebildet hat, haben wir das Eis an verschiedenen Stellen

gemessen. Wo die Schneelage am dünnsten war, hatte das Eis seine größte Dicke, 56 Centimeter, wo der Schnee aber in dickern Schichten lag, betrug die Dicke nur 44 Centimeter, wie man sieht, kein so kleiner Unterschied.

Am 1. März fing das Tiefseeloth wieder an; das erste mal verloren wir das Loth, da ein Drahtseil durchriß, das zweite mal ließen wir die Leine bis auf 3400 Meter auslaufen, ohne auf Grund zu stoßen.

Kein Mensch hätte für möglich gehalten, daß das Polarmeer eine solche Tiefe besäße. Deshalb hatten wir auch gar keine große Auswahl von Material für Lothungen mitgenommen und mußten nun bei 40° Kälte eine Reeperbahn auf dem Eise anlegen, in der wir aus Drahtseilen eine Lothleine drehten.

Nansen hatte eines Tages in seinem Netze eine Menge kleiner Infusorien gefangen, die einem lebendigen Feuerwerke glichen. Jedesmal, wenn er das Netz schüttelte, strahlten sie in wunderschöner grünblauer Farbe.

Die strenge Kälte ist uns zwar nicht schlecht bekommen, aber vorsichtig muß man dabei doch sein. Peder erfror eines Tages die Backe, und Bentsen erfriert, wie er sagt, beinahe jeden Tag die eine Seite der Nase; er glaubt, seine halbe Nase wird ganz schwarz werden, wenn er wieder in wärmere Gegenden kommt. Hansen erfriert bei den Beobachtungen die Finger, und als Nansen mich einmal photographiren wollte, wurde meine Nase, ohne daß ich es merkte, plötzlich so kreideweiß, daß Nansen mich bat, sie sofort tüchtig zu reiben.

Eines Tages machten Nansen, Sverdrup, Hansen und ich bei 51° Kälte einen Ausflug auf Schneeschuhen. Wir waren im Pelz, hatten aber an den Beinen nichts weiter als unsere dicken Friesosen. Als wir eine Weile gelaufen waren, machten wir alle zusammen die Entdeckung, daß wir in den Knien das Gefühl beinahe ganz verloren hatten, und wir mußten sie tüchtig reiben und schlagen, um das Blut wieder in Bewegung zu bringen. Nun änderten wir den Kurs, sodaß wir den Wind, der ungefähr 3 Meter in der Secunde machte, von der Seite statt gerade entgegen hatten.

Die Schneeschuhe zerbrechen leicht, da die strenge Kälte das Holz spröde macht; es ist schon manches Paar draufgegangen. Für Jacobsen waren keine zu finden, die gehalten hätten; schließlich bekam er ein Paar mit fester Stahlunterlage, aber auch dieses ging in Trümmer.

Auf solchen Touren trugen wir meistens unsere isländischen wollenen Jacken und die Windkleider. Diese bestehen aus leichtem, gegen Luftzug dichtem Stoffe; die Hosen sind so weit, daß wir sie bequem über unsere andern Beinkleider ziehen können, und die Jacke hat den Schnitt eines Eskimo-Anorak und hat auch eine Kapuze, die über den Kopf gezogen und unter dem Kinn zugebunden wird. Es ist eine vortreffliche Kleidung.

Am 12. März hatten wir -51,6°. Es war dies die niedrigste Temperatur, die wir bisher beobachtet hatten.

Eines Tages hörten wir die Hunde einen entsetzlichen Spektakel machen, und ihr Bellen klang sehr ernst. Natürlich dachten alle gleich an einen Bären. »Ulenka« und »Pan« wurden losgemacht, und beide schossen pfeilschnell in westlicher Richtung fort, einer Rinne zu, die sich dort gebildet hatte. Nansen und Sverdrup eilten hinterdrein. Sie gewahrten da in der leicht überfrorenen Rinne Löcher, die nur ein Walroß gemacht haben konnte. Mehrere von uns gingen auf die Suche nach dem Thiere, aber ohne Erfolg. Es ist geradezu unbegreiflich, daß diese Thiere sich mitten im stärksten, schwersten Treibeise halten können, aber Thatsache ist, daß sie dort vorkommen.

Wir haben westlichen und südwestlichen Wind, treiben aber nichtsdestoweniger nach Süden. Das Leben geht jedoch seinen gewohnten Gang; nur haben wir, seit es wieder hell ist, Veranlassung, uns mehr Bewegung zu machen. Unsere Bibliothek wird viel in Anspruch genommen, und wir verdanken ihr manche gemüthliche und vergnügte Stunde. In erster Linie ist natürlich die Geschichte der frühern arktischen Expeditionen gelesen worden. Von den übrigen Büchern waren mehrere Jahrgänge illustrirter englischer Zeitschriften sehr begehrt. Ueber die Bilder haben wir uns wie kleine Kinder gefreut.

Jeden Morgen werden die Hunde losgelassen, damit sie sich auf dem Eise Bewegung machen. Sie bellen und sind ganz außer sich vor Freude, wenn wir sie losketten; aber kaum sind sie auf dem Eise angekommen, so wollen sie schon wieder an Bord. Vor Mittag wird dies jedoch nicht erlaubt, aber dann kriechen sie auch beinahe alle gleich in ihre Hütte.

Nur einer liegt beständig draußen. Es ist der kleine »Bjelki«, der einen so außerordentlich dichten Pelz hat, daß ihm nicht einmal 51° Kälte zum Schlafen im Freien zu kalt waren. Einen haben wir auch, der nie mit den andern an Bord will. Es ist ein hochbeiniger, glatthaariger weißer Hund mit spitzen Ohren und langer Schnauze; er heißt »Haren« (der Hase), friert nie und hält sich am liebsten auf dem Eise auf.

»Sjölike« (das Segeltau), ein kleiner, magerer, zottiger, alter, bissiger Satan von weißer Farbe, der über alle Maßen gern Streit anfängt, obwol er fast keine Zähne mehr hat, ist heute in den Salon gebracht worden, damit er sich dort erwärme. »Kvik«, die bisher allein das Privilegium gehabt hat, diesen geheiligten Raum betreten zu dürfen, wurde darüber außerordentlich eifersüchtig. Es ist wirklich belustigend, wie still und artig, geradezu verlegen die Hunde sind, wenn wir sie einmal mit in den Salon bringen; man möchte meinen, die Pracht und der Glanz dort unten habe sie ganz verlegen gemacht.

Einen von »Kvik's« Jungen haben wir erschießen müssen, weil er plötzlich Krämpfe bekam und mit Schaum vor dem Munde umherlief.

Jetzt scheint das Tageslicht in den Salon hinein, da wir die Hundehütten um das Oberlicht herum fortgenommen und Doppelfenster eingesetzt haben; das elektrische Licht ist ja recht angenehm, aber das Sonnenlicht ist doch schöner.

Ende März waren wir auf 80° 4' nördlicher Breite und hatten eine Temperatur von -32°. Die Sonne steht jetzt schon ziemlich hoch, was uns bei den Beobachtungen sehr zu statten kommt. Trotz der Kälte haben ihre Strahlen doch bereits solche Kraft, daß der Schnee am Bug der »Fram« zu schmelzen begonnen hat.

Die Hunde freuen sich des Sonnenscheins so sehr, daß sie einander in Stücke zu reißen suchen. Die Jungen machen es den Alten nach und raufen sich vormittags nach Herzenslust auf dem Deck herum.

Am 6. April sollte eine Sonnenfinsterniß stattfinden. Scott-Hansen hatte Dauer und Zeitpunkt derselben ausgerechnet, und er, Nansen und ich begannen rechtzeitig aufzupassen. Wir stellten das große astronomische Fernrohr und den Theodoliten auf, und zwei von uns beobachteten das Gestirn, während der Dritte die Zeit ablas. Als der Zeitpunkt herannahte, beobachteten gerade Hansen und ich und meldeten fast gleichzeitig mit »Jetzt!« das Eintreten des Mondschattens in die Sonnenscheibe, das hinter Hansen's Berechnungen nur um ein paar Secunden zurückblieb. Als ich am nächsten Tage morgens auf Deck die meteorologischen Beobachtungen vornahm, lenkte »Ulenka's« Bellen meine Aufmerksamkeit auf zwei Bären am Achterende des Schiffes neben dem Großen Hügel. Sie waren mit ihrem schneeweißen Pelze in dem glänzenden

Sonnenlichte kaum zu sehen. Ich nahm einen mit mehreren Schüssen geladenen Karabiner von der Kajütenwand; Mogstad, der inzwischen auf Deck gekommen war, ergriff einen zweiten.

Die Bären, die windeten, waren durch das Hundegebell wahrscheinlich beunruhigt worden und machten kehrt. Wir sprangen auf das Eis hinunter und eilten ihnen nach; ich hatte Holzschuhe an den Füßen, die ich in den Schneewehen ziemlich oft verlor. Es war eine Bärin mit einem einjährigen Jungen, die wir vor uns hatten. Ich wollte die Mutter, Mogstad das Junge auf das Korn nehmen.

Als wir beim Großen Hügel ankamen, sahen wir sie vor uns. Obgleich der Abstand recht groß war, gaben wir doch Feuer und konnten beobachten, daß beide Kugeln getroffen hatten. Die Bärin brach mit drei Kugeln zusammen, das Junge war schon vorher gestürzt, aber keiner von uns hatte mehr Patronen als die in den Gewehren befindlich gewesenen, und leider waren es keine Expansionsgeschosse.

Der junge Bär erhob sich wieder und that ein paar unsichere Schritte, die Mutter richtete sich ebenfalls mühsam auf und schwankte wie eine Trunkene hinterdrein, legte sich darauf einen Augenblick hin und setzte sich dann wieder in Bewegung. Ich eilte an Bord, um Patronen zu holen, und benachrichtigte zugleich die andern davon, daß wir beim Großen Hügel zwei Bären angeschossen hätten. Alle griffen sogleich nach Flinten und Patronen. Nansen lief, ohne gegessen zu haben, auf Schneeschuhen fort, und wir sahen ihn vor Abend nicht wieder.

Es wurde jetzt eine förmliche Expedition ausgerüstet, die sich nach der Stelle begab, wo die Bären angeschossen worden waren. Wir sahen weder die Thiere noch Nansen. Während die andern mit Schlitten abzogen, um die Beute, deren wir sicher zu sein glaubten, darauf zu laden, stand ich auf einem Hügel und hielt Ausschau. Plötzlich erblickte ich nicht weit von mir wieder zwei Bären, gleichzeitig aber gewahrten auch sie mich und machten sich auf die Beine. Die Flinte von der Schulter nehmen und laden war eins, und dann ging es vorwärts über die Schneewehen, zwischen den Rinnen und den Eishügeln hindurch, immer den Bären nach, die ab und zu zum Vorschein kamen.

Peder, der allein von den andern eine Flinte bei sich hatte, lief eine Strecke weit mit; auch Nordahl und Pettersen nahmen an der Jagd theil. Ich war leicht gekleidet und lief, so schnell ich konnte. Nach anderthalb Stunden betrieb ich ganz allein noch die Verfolgung, die sich schließlich leider doch als nutzlos erwies. An der Fährte konnte ich sehen, daß die Schnelligkeit des Laufs der Bären geringer wurde, und hoffte also, sie noch einholen zu können, mußte aber schließlich einsehen, daß es selbst auf Schneeschuhen unmöglich war, einen Eisbären einzuholen, und als nun obendrein der Nebel über dem Eise aufzusteigen begann, blieb mir nichts weiter übrig, als nach dem Schiffe zurückzukehren, wo ich um Mittag wieder eintraf. Nachmittags waren wieder einige von uns auf Bärensuche aus, aber ebenso vergeblich.

Gegen Abend kam Nansen von der mühseligen Verfolgung der verwundeten Bären zurück. Er hatte deutlich die Blutspuren gesehen, aber die zählebigen Thiere waren ihm trotzdem entkommen.

Wir tränken unsere Schneeschuhe mit einer Mischung von Theer, Stearin und Talg, wodurch sie außerordentlich glatt werden. Es wird lebhaft darüber gestritten, wer die glattesten Schneeschuhe hat, und wir halten auf einem dazu geeigneten Eishügel öfter einen Wettlauf im Abwärtslaufen, wobei jeder Theilnehmer allerlei Kniffe gebraucht, damit er auf seinen Schneeschuhen ein paar Zoll weitergleitet als seine Concurrenten. Sverdrup's und Nansen's Schneeschuhe gleiten am weitesten; der erstere hat ein Paar aus dünnem Erlenholz, das er sich an Bord selbst geschnitzt hat, der andere ein Paar leichte, in Finland verfertigte Schneeschuhe von Birkenholz.

Im April hatten wir gute Drift nach Norden. Am 18. waren wir auf 80° 23' nördlicher Breite und am 28. auf 80° 40'. In der letzten Hälfte des Monats betrug die Temperatur ungefähr -20°.

Wir stellen morgens und abends Beobachtungen der Temperatur des Eises in verschiedenen Tiefen an und haben deshalb vier Bohrlöcher von 0,40; 0,80; 1,20 und 1,60 Meter Tiefe gemacht. Es hat sich herausgestellt, daß es immer wärmer wird, je tiefer wir in das Eis hineinkommen; bei 1,60 Meter ist es nur halb so kalt wie bei 0,40 Meter. Die Wassertemperatur betrug bei 200 Meter +0,5°.

Auf die Schneeschuhtouren im Sonnenschein freuen wir uns, und die Hunde freuen sich mit uns, obgleich ihnen ihr dicker Pelz schon recht heiß zu werden beginnt. Der kleine »Bjelki« keuchte und schnaubte und ließ die Zunge lang aus dem Halse hängen, wie die Hunde es daheim in den Hundstagen thun, nur mit dem Unterschiede, daß wir hier 21° Kälte haben und die Hunde, um sich abzukühlen, den Kopf in die Schneewehen stecken.

Jetzt steht die Sonne hier Tag und Nacht am Himmel. Daheim rückt der Frühling heran, die Vögel kehren als seine ersten Boten aus dem Süden zurück, das Herz erhellt sich und freut sich des rundherum neu sich regenden Lebens. Dort unten in der Heimat kämpfen Sonne und Schnee den alten Kampf mit größerem Erfolge aus als bei uns. Hier bleibt alles beim alten, nur mit dem großen, durchgreifenden Unterschiede, daß es jetzt Tag und Nacht hindurch hell ist, während früher ununterbrochene Dunkelheit herrschte. Doch hier ist kein Boden, der die Schneedecke abwerfen kann; keine Bäume, keine Gewächse, die neu sprießen können, keine Blumen bekommen wir zu Gesicht, kein Vogel singt, und nichts von alledem gewahren wir, was uns jetzt in der Erinnerung so wunderbar schön erscheint.

Der Mai kam, das Wetter wurde milder, und wir hatten zu unserer Freude so guten Wind, daß wir am 13., dem Pfingstsonntage, die Breite von 80° 53' erreichten. Am selben Tage sahen wir auch eine Möve über dem Großen Hügel schweben. Es war unser Frühlingsbote.

Im Laufe des Sommers wurden allerlei Vögel geschossen, Elfenbeinmöven, Sturmvögel, Schneeammern und nicht weniger als 8 junge Exemplare der sehr seltenen Rosenmöve. Lummen durften wir nicht schießen, da Peder es nicht litt, daß wir dem »Glücksvogel«, etwas zu Leide thaten.

Bautasteine heißen in Skandinavien hohe, ganz unbearbeitete und inschriftlose Steine, die einzeln oder auch in Gruppen stehen und auf oder neben den Grabhügeln als Gedenksteine dienen. Vereinzelt findet man sie auch in Gräbern, ab und zu mit symbolischen Zeichen. An Stelle der Bautasteine traten mit dem 6. Jahrhundert die Runensteine.

Sechstes Kapitel.

Der zweite Sommer. Nansen's Plan.

17. Mai. Der Jahrestag der norwegischen Freiheit brach mit demselben schlechten Wetter wie der gestrige Tag an. Doch in unsern Gemüthern war Sonnenschein; dort hatte die festliche Stimmung schon morgens ihren Einzug gehalten, und wir begingen den Tag in würdiger Weise.

Eine seltsamere Prozession ist auf der Welt wol nie gesehen worden als die, welche sich heute hier im hohen Norden auf den endlosen Eisfeldern um das im Eise liegende Schiff bewegte, obwol es ein Wetter war, wie man es bei der Feier der Unabhängigkeitserklärung Norwegens gewiß noch nie erlebt hat. Die »Fram« hatten wir, wie es sich gehört, zur Ehre des Tages festlich geschmückt.

Voran ging Nansen mit seiner kleinen Fahne auf dem Bärenspeere, hinter ihm ließ Sverdrup die Standarte der »Fram« im Winde flattern. Dann kam ein Schlitten, den die beiden besten Hunde zogen, während die übrigen Hunde voll Verwunderung über den seltsamen Anblick umherliefen. Auf dem Schlitten saßen Mogstad und ich, er als Kutscher, ich mit meiner Ziehharmonika als das Musikcorps des Umzugs. Die Musik war auch danach, denn bei dem schneidenden Winde und 12° Kälte wurden mir natürlich gleich die Finger steif. Hinter dem Schlitten gingen Jacobsen mit seiner Büchse und Peder mit seiner langen Harpune und einer Walroßleine auf der Schulter. Ihnen folgten Amundsen und Nordahl mit einer rothen Fahne, in deren Mitte ein norwegischer Wiking steht, der einen Speer zerbricht.

Dann kam Blessing mit seiner Fahne, die aus einem seiner Hemden bestand, worauf mit großen rothen Buchstaben *N. A.*, d. h. Normal-Arbeitstag, stand. Das Hemd war an einer Harpunenstange mit einem Querholz zwischen den Schultern befestigt, und er hatte sich mit Gewehr, Revolver und Messer bewaffnet, um sein Banner vertheidigen zu können. Hinter Blessing schritt Hansen mit der Fahne der Meteorologen; es war ein großes Blechschild, das die Buchstaben *A. L. S. T. R.* = »Allgemeines Stimmrecht« im rothen Felde zeigte. Die Fahne war prächtig, streifte aber mitten in der Prozession, da die Stange vom Winde abgeknickt wurde. Sie wurde jedoch augenblicklich wieder reparirt und zwar so gut, daß sie, als der Umzug zu Ende war und sie mit den andern Fahnen in dem Eise neben dem Schiffe aufgepflanzt worden war, sich während Nansen's Festrede gar nicht schämte, mit lautem Blechgeklapper auch ein Wort dreinzureden, sodaß wir sie vom Winde brassen mußten, um sie zum Schweigen zu bringen. Zuletzt kam Juell, der den Kessel aus der Küche und eine große Ofengabel schlepte.

Schon früh am Morgen hatten wir uns mit den Nationalfarben geschmückt. Rothen und weißen

Stoff hatten wir, aber zu der blauen Farbe mußten wir Papier nehmen. Ja, selbst der Patriarch unter den Hunden, »Suggen«, ging mit einer langen Schleife umher.

Bentsen und Pettersen waren nicht mit dabei. Sie opferten sich für uns auf, damit wir nicht ohne Mittagessen blieben.

Wie schon bemerkt, begann die Prozession um 12 Uhr.

Es war ein seltsamer, erhebender Anblick, als wir auf Schneeschuhen mit unsern Abzeichen um die »Fram« herum glitten, die sicher, breit und ein wenig schief im Eise lag. Ich spielte aus Leibeskräften »Ja, wir lieben dieses Land«, und wir meinten nachher alle, daß die Musik sich gut angehört habe.

Zweimal zogen wir um das Schiff herum und dann nach dem Großen Hügel am Achterende des Schiffes, wo Nansen ein Hoch auf die »Fram« ausbrachte, die uns bisher so treu auf unserer Fahrt geführt, und die Hoffnung aussprach, daß sie es auch in Zukunft thun möge. Ein neunfaches Hurrah erscholl auf dem Eise, dann traten wir den Rückzug an. An der Seite des Schiffes wurde halt gemacht, Nansen stieg auf die Kommandobrücke und hielt eine Rede auf Norwegen. Er wünschte, daß es daheim allen wohlgehen möge; wenn diejenigen, die sich vielleicht um uns sorgten, nur wissen könnten, wie gut es uns hier gehe, würden sie sich unsertwegen keine trüben Gedanken mehr machen. Bisher könnten wir zufrieden sein, und wenn nicht unvorhergesehene Umstände einträten, würden wir durch die Erreichung unsers Zieles zur Hebung der Ehre unsers Vaterlandes in den Augen fremder Nationen beitragen. Wir könnten froh darüber sein, daß wir etwas für unser altes Norwegen zu thun vermöchten.

Ein neunmaliges Hurrah für das Vaterland, mit der vollen Kraft unserer Lungen ausgebracht, folgte der Rede.

Nun ertönten die Salutschüsse: viermal ließen die Kanonen ihre ehernen Stimmen über die schweigenden Eisfelder hin donnern. Einige der Hunde liefen erschreckt davon. Das »Kind« und die »Klapperschlange« kamen erst nach langer Zeit wieder.

Dann versammelten wir uns zu einem opulenten Festmahle in dem mit Flaggen geschmückten Salon. Die Unterhaltung drehte sich, wie es in frohen Stunden oft der Fall ist, um die Heimkehr, und dieses Thema macht uns stets alle gesprächig. Nach Tisch kamen die Cigarren und der Kaffee und abends ein aus Feigen, Rosinen, Mandeln und Honigkuchen bestehendes Festdessert.

18. Mai. Am andern Morgen gab es an Bord keinen Katzenjammer. Bewölkter Himmel, das Schneetreiben dauert fort. Der Wind ist jetzt Ost zu Süd und macht gegen 10 Meter in der Secunde. Das Schiff hat sich so gedreht, daß es jetzt Süd $\frac{1}{2}$ Ost statt wie bisher Süd $\frac{1}{2}$ West liegt. Beobachtungen können heute gar nicht gemacht werden. Die Temperatur beträgt -10° .

Zwei Tage später glückte uns eine Ortsbestimmung, die ergab, daß wir auf $81^{\circ} 12,4'$ nördlicher Breite waren. Die Länge ist $125^{\circ} 45'$ östlich von Greenwich.

Amundsen stellt einen Apparat zusammen, mit dem die Richtung der Meeresströmungen in verschiedenen Tiefen gemessen werden soll, und Pettersen, dem das Kochen Spaß macht, ist mit Juell darin übereingekommen, daß sie sich in der Küche alle 14 Tage ablösen wollen.

Am 1. Juni nahmen wir eine Lothung vor. Wir ließen 4400 Meter Leine, die wir aus einem Stahlkabel gedreht und zusammengelöthet hatten, ganz auslaufen, konnten aber nur 3200 Meter wieder einholen, da die übrigen 1200 Meter mit einem Grundproberohre auf dem Meeresgrunde liegen blieben.

Anfang Juni hatten wir die schönste Schneeschuhbahn, die man sich denken kann. Sverdrup und ich benutzten sie fleißig und sahen dabei wiederholt im Eise der Rinnen Luftlöcher, die nur von Walrossen oder Seehunden herrühren konnten.

Unsere zum Trocknen aufgehißten Segel blähten sich im Winde, aber die »Fram« lag nichtsdestoweniger still, und wir hatten leider nicht viele Meilen in der Wache zu verzeichnen.

Die Luft wird sommerlich; feuchte Nebel schlagen sich nieder, die Temperatur ist mild, und wir haben schon 4° Wärme. Der Schnee schmilzt, und hier und dort bilden sich Wassertümpel. In allen Richtungen lassen zahlreiche blaue Stellen über dem Horizont auf offenes Wasser schließen. Bei dem milden Wetter und der Tag und Nacht andauernden Helligkeit gehen wir oft auf dem jetzt fein und ordentlich aussehenden Deck spazieren, rauchen dort unsere Pfeifen und plaudern von dem Eise, der Drift und den Aussichten auf weiteres Vordringen.

Bei südlichem Wind hebt sich die Stimmung. Vorläufig ist unser Ziel, es beiden bisher am weitesten nach Norden vorgedrungenen Schiffen, der englischen »Alert«, die bis 82° 27' nördlicher Breite gekommen ist, und der amerikanischen »Polaris«, die 82° 26' erreicht hat, zuvorzuthun.

Auch an Land denken wir viel, besonders Peder, der regelmäßig in den Ausguck klettert und von der Tonne aus nach allen Richtungen späht. Sobald er nur in die Kajütenthür tritt, schallt ihm die ironische Frage entgegen: »Hast du etwas gesehen? Hast du etwas gehört?«, was er jedoch mit unerschütterlicher Ruhe anhört.

Am 16. Juni waren wir auf 81° 51' nördlicher Breite. Die Temperatur betrug als Maximum +4,3° und als Minimum -7°.

Hansen, Nordahl und Peder haben eine Expedition unternommen, die der weiteste der bisher im Treibeise gemachten Ausflüge war. Peder hatte von der Tonne aus einen außergewöhnlich großen, an den Seiten schwarzgestreiften Eishügel gesehen. Sie peilten diesen sofort an und begaben sich eines Sonntagmorgens auf Schneeschuhen dorthin. Lebensmittel hatten sie zur Genüge mitgenommen, und mehr als die Hälfte der Hunde schloß sich ihnen an.

Das eigentliche Schwarzeis fanden sie allerdings nicht, trafen aber einen andern 8 Meter hohen Eishügel; von diesem brachten sie Lehm mit, auch einen Treibholzstamm fanden sie, von dem sie einige Späne abschnitten. Auf dem Heimwege fanden sie in einer offenen Rinne ein eigenthümliches Ding, von dem sie nicht wußten, ob es ein Thier oder eine Pflanze sei. Die Untersuchung ergab, daß man es mit einer Alge zu thun hatte. Als die Drei wieder nach Hause kamen, waren sie von dem schlechten Wege über das schmutzige Eis der Hügel und Rinnen sehr angegriffen.

Hansen und Peder wurden infolge dieser Tour schneblind, wenn auch nicht in hohem Grade, und Blessing mußte sie mit Cocaïn behandeln.

Das Wasser breitet sich um das Schiff herum immer mehr aus, und wir üben uns jetzt im Kajakrudern. Hansen ist besonders eifrig dabei; er läßt sein Kajak kentern und versucht, sich allein wieder aufzurichten. Nordahl hält ihn an einer Leine fest, die sich Hansen um den Leib gebunden hat, und zieht ihn, wenn er nahe am Ertrinken ist, auf das Eis, worauf er sich sofort zum Umkleiden an Bord begeben muß. Hansen scheint diese Kenterübungen außerordentlich gern zu haben.

Von den höher liegenden Tümpeln rinnen kleine Flüsse über das Eis; es ist ganz derselbe Ton wie das Rieseln der Gebirgsbäche daheim in Norwegen. An Bord zeigen sich an allen feuchten

Stellen Schimmelpilze.

Blessing züchtet Bakterien, die er im Schleime der toten Hunde gefunden hat, in der Luft aber hat er bis jetzt noch keine entdeckt.

Der Vorabend des Johannistages fand uns auf $81^{\circ} 43'$ nördlicher Breite. Wir hatten schlechtes Wetter, kalten Nordwind mit Schneeregen und weder Birkenzweige, noch Blumen, nur Eis und wieder Eis.

Während wir beim Mittagessen saßen, hatte ein Bär bei dem Großen Hügel, wo Mogstad und Jacobsen zur Aufbewahrung unsers Bären-, Walroß- und Seehundfleisches einen Eiskeller bauen, einen Besuch abgestattet. Als sie nach Tisch wieder an die Arbeit gingen, fanden sie deutliche Spuren des Bären, dem Nansen den ganzen Nachmittag nachspürte; er fand ihn aber nicht. Es ist übrigens schwer, über die Hügel und Rinnen hinwegzukommen; man hätte an manchen Stellen Wasserschuhe brauchen können.

Den Johannistag feierten wir auf unsere gewöhnliche Art: mit einem guten Mittagessen. Wir können ja nicht viel Abwechslung in unsere Feste bringen. Das Leben hier ist einförmig, ein Tag verläuft wie der andere. Jede Stunde bringt eine bestimmte Arbeit, und unsere Zerstreuungen haben auch ihre bestimmten Stunden. Die Zerstreuungen bestehen in Kartenspiel und Lesen, wenschon das erstere jetzt beinahe keinen Reiz mehr für uns hat. Aber wir haben es doch gut, das ist gewiß, und damit müssen wir zufrieden sein.

30. Juni. Bewölkerter, trüber Himmel und ein Regenwetter, das dem Eise übel mitspielt. Die Tümpel auf unserer Scholle werden immer größer, und das Beobachtungszelt und das Thermometerhaus sind nahezu unzugängliche Punkte geworden, zu denen wir nur durch Ueberspringen verschiedener Gewässer gelangen können. Am Tage darauf zerriß die Wolkendecke ein wenig, sodaß wir eine Ortsbestimmung anstellen konnten. Die Breite ist $81^{\circ} 32'$. Es geht also auch diese Woche wieder nach Süden. Wir hatten vom Juni große Erwartungen gehegt, haben aber in diesem Monate keine Fortschritte nach Norden gemacht.

Wir füllten unsere Reservoirs mit Wasser von der Eisscholle. Es war ein wenig salzig, aber wir benutzten es doch längere Zeit. Als wir zum ersten male frisches Süßwasser bekamen, wollte uns allen der Thee gar nicht schmecken, und wir erklärten ihn für ein fades Getränk. Wir vermißten den salzigen Geschmack und fanden das Süßwasser nicht im geringsten wohlgeschmeckend. Wir hatten also keine Angst vor ein wenig salzhaltigem Wasser wie z. B. die Besatzung der »Jeannette«. Dort wurde jedes einzelne Eisstück, das in die Küche kam, erst genau untersucht, weil sie glaubten, davon den Skorbut zu bekommen.

Die Temperatur in den der Meeresoberfläche zunächstliegenden Schichten ist den angestellten Beobachtungen nach sehr verschieden:

Tiefe in Meter Temperatur in °C. Oberfläche +0,42 1,0 +0,35 2,0 +0,28 2,5 -0,03 2,6 -0,10 2,7 -0,30 2,8 -1,52 2,9 -1,60 3,0 -1,58

In der letztern Tiefe fanden wir eine dünne Eisschicht, die leicht zerbrach und deren Stücke dann in die Höhe stiegen.

Beim Eismessen am 10. Juli zeigte sich, daß das Eis der alten festen Schollen in einer Woche um ungefähr 20 Centimeter dicker geworden war. Daß das Eis dicker werden konnte, während es auf der Oberfläche beständig abschmolz, erschien uns sehr merkwürdig. Es kam wol daher, daß das beim Schmelzen erzeugte Süßwasser durch die Risse im Eise sickerte und dort bei der Berührung mit dem kalten Wasser allmählich die Temperatur desselben annahm und gefror.

Um das Schiff herum sieht es jetzt nicht gerade schön aus. Die »Fram« liegt so hoch, daß wir auf Leitern hinaus- und hineinklettern müssen. Unten auf dem Eise treffen wir zuerst zahllose zerbrochene Bierflaschen an, die wir alle ausgetrunken haben; das Bier hat schon lange ein Ende genommen. Alles, was wir im Laufe des Jahres fortgeworfen haben, tritt jetzt bei der Schneeschmelze wieder zu Tage. Die Hundehütten, die wir auf dem Eise aufgebaut haben und die aus zwei langen niedrigen Bretterkisten mit abgetheilten Räumen für die bissigsten Thiere bestehen, machen von Tag zu Tag einen schmutzigen, baufälligen Eindruck, und hier und da bahnt sich ein munterer, kleinere und größere Pfützen bildender Bach unter ihnen hindurch seinen Weg.

Am Horizont sieht es jetzt nicht mehr Weiß in Weiß aus; schwärzliches Eis und Wasserflächen bringen Abwechslung in das nichtsdestoweniger trübe Bild. Der jetzt wieder auf dem Eise liegende Schnee sieht ganz wie Streuzucker aus.

Auf der Steuerbordseite haben wir einen hübschen Süßwassertümpel, auf dem wir mit unsern Fangbooten segeln können. Hauptsächlich Hansen, Mogstad und Bentsen huldigen diesem Sport. Sverdrup hat die Boote mit einem Raasegel getakelt, wie es im nördlichen Theile von Norwegen gebräuchlich ist. Bei schwachem Winde ging das Segeln vortrefflich; wehte es aber ein wenig stärker, so konnten wir Zuschauer uns halb krank lachen, da sie dann in dem seichten Gewässer alle Augenblicke auf Grund stießen, Wasser ins Boot bekamen und schließlich die Segel ganz bergen mußten.

Eines Tages begaben wir uns alle Mann nach dem Süßwassersee, um die Tragfähigkeit der Boote zu prüfen. Alle Hunde merkten, daß etwas Besonderes los war, und liefen neugierig mit; selbst »Kvik«, die sich wieder einmal in gesegneten Umständen befand, verließ ihr Haus und einen schönen Knochen, um sich die Sache mit anzusehen. »Barrabas« nahm stracks ihren Platz beim Knochen ein und blieb als einziger zu Hause.

Als wir im Boote saßen, das uns alle Dreizehn sehr gut trug, und anfangen, uns mit Stangen weiterzuschieben, zeigten die Hunde Zeichen der größten Angst. Die armen Thiere glaubten offenbar, daß wir fortfahren und sie in der Eiswüste allein zurücklassen würden. Sie weinten auf ihre Weise und liefen unruhig auf den Schollen hin und her. »Suggen«, unsere Veteranin, machte sich sofort auf die Beine und lief, von einigen andern begleitet, um den Tümpel herum nach der andern Seite. Der kleine »Bjelki« stürzte sich nach kurzem Besinnen ins eiskalte Wasser und schwamm uns nach, wobei er mit seinem schwarzen Pelze einem Wollknäuel glich. Nach beendeter Probefahrt kamen wir jedoch zurück und beruhigten die Thiere wieder.

»Suggen«, die einsah, daß sie sich geirrt hatte, wollte sich dies jedoch nicht merken lassen; sie kehrte nicht wieder um, sondern machte auf der andern Seite des Tümpels einen langen Spaziergang, als wollte sie uns dadurch zu verstehen geben, daß sie uns durchaus nicht nachgelaufen sei.

»Suggen« ist offenbar eine Respektsperson unter den Hunden. Sie läßt sich in keine Raufereien ein, und alle machen ihr Zugeständnisse; sie ist ein Häuptling, hat eine Hütte für sich allein und wird nie angebunden, sondern kann nach ihrem Belieben frei umhergehen. Sie erniedrigt sich nie so weit, daß sie in den Eiskeller einbricht wie die andern Hunde, die nach solchen Diebstählen oft mit beinahe viereckigen Bäuchen umherschleichen.

Wenn es »Suggen« in ihrer Hütte nicht mehr gefällt, belegt sie ohne weiteres die eines andern mit Beschlag, gewöhnlich die »Pan's«, der doch von allen Hunden der am wenigsten nachgiebige ist. Sobald »Suggen« kommt und ihn hinausjagt, muß er auf das Dach seiner Kiste flüchten; geht er nicht freiwillig, so legt sie sich ganz ruhig auf ihn, was er sich merkwürdigerweise stets gefallen

läßt. Um Fleisch zu bekommen, kann »Suggen« sogar lange Reden halten; rein und ordentlich ist sie immer.

Einer, der sich nicht rein hält, ist »Kaiphass«, den wir als den schmutzigsten aller Hunde bezeichnen können. Er hat seinen dicken Pelz, der stets so voll Schmutz ist, wie man ihn nur hier bekommen kann, bis jetzt noch nicht verloren. (Es zeigte sich später, daß diese beiden Tiere, »Suggen« und »Kaiphass«, treu zusammenhielten und auf der Schlittenfahrt am meisten Ausdauer bewiesen; sie waren getreu bis in den Tod, bis sie ihr Leben im Dienste der Wissenschaft ließen.)

18. Juli. Bis jetzt hat uns der Sommer nur Enttäuschungen gebracht; wir hatten für diese Zeit auf eine größere Drift nach Norden gerechnet und haben statt dessen Stillstand gehabt. Es ist also das Beste, sich mit Geduld zu wappnen. Manche von uns haben wol, bevor der Sommer kam, die stille Hoffnung gehegt, daß wir loskommen und mit Dampf durch die Rinnen nach Norden würden steuern können. Diesen Gedanken haben sich nun, glaube ich, alle aus dem Kopfe geschlagen. Denn trotz allen Wassers, das sich beim beständigen Schmelzen des Eises auf den Schollen ansammelt, sind noch große feste Massen da, und obwol das Eis um das Schiff herum dem Anscheine nach abnimmt, liegt die »Fram« in derselben schrägen Stellung in ihrem soliden Eislager mit dem in den beiden Brunnen am Heck aufeinander gestapelten Eise.

Unsere Drift nach Norden hängt jetzt einzig und allein vom Winde ab, und darüber kann viel Zeit hingehen, denn er ist ein launischer Geselle. Eine Strömung gibt es hier nicht, das ist gewiß; vergleicht man die täglichen Ortsbestimmungen mit der Richtung und Stärke des Windes, so sieht man, daß unsere Bewegung ausschließlich vom Winde herrührt.

20. Juli. Bewölkter Himmel, keine Beobachtungen, Regen und Nebel. Die Temperatur beträgt + 0,2 und + 1,7°. Heute Vormittag begann der Wind leicht aus Nordosten zu wehen. Vielleicht werden wir ihn nun eine Weile aus dieser Richtung haben. Wir haben diesen Sommer kein Glück gehabt, obwol wir soviel von ihm erwarteten; wir müssen also unsere Hoffnung auf den Winter, den dunkeln Winter setzen.

Vor einiger Zeit wurde plötzlich »Ulenka«, einer unserer besten Hunde, so lahm, daß er nicht mehr auf den Füßen stehen konnte; er wurde nie ganz wiederhergestellt und mußte bei den jungen Hunden auf dem Vorderdeck untergebracht werden.

Auf Deck herrschte den Sommer über rege Thätigkeit. Vorn bei der Schmiede streckten Lars, der Schmied, und seine Gehülfen Eisen zu Schlittenbeschlügen. Unter dem über das Vorderdeck gespannten Segel baute Sverdrup mit seinen Gesellen sechs Doppelkajaks, während Jacobsen als Schlittenfertigmacher fest angestellt war. Es galt, sich in jeder Hinsicht auf den Tag vorzubereiten, da wir vielleicht unser gutes Schiff würden verlassen müssen.

Im Arbeitsraume beschäftigte sich Nansen bis tief in die Nacht hinein mit der mikroskopischen Untersuchung von Algen. Messing betrieb in seiner Kabine dieselben Untersuchungen; er war oft auf Algenfang in den Süßwassertümpeln aus, und wenn er etwas ganz Besonderes unter dem Mikroskop hatte, kamen Hansen und ich zu ihm hinunter, um die Merkwürdigkeiten, die wir da sehen konnten, zu bewundern. Aber Blessing konnte nicht nur Blut und Algen untersuchen, er verstand sich auch noch auf ganz andere Dinge: er war sowol Tischler wie Segelmacher, und Sverdrup hatte in seiner Werkstatt stets Verwendung für ihn, wenn er sich meldete.

Ende Juli hatten wir beständig Westwind und trieben nach Süden. An Bord hat sich hin und wieder ein wenig Schneeblindheit gezeigt. Peder, der das Eismeer schon von seinen Knabenjahren an befahren hat und nie davon befallen worden war, wollte nicht glauben, daß es etwas Schlimmes sei, mußte sich schließlich aber doch an Blessing wenden und sich von ihm mit

Cocaïn behandeln lassen. Von da an trug er stets eine Schneebrille.

Wir hatten auch Schleier zum Schutze gegen die Schneeblindheit, hübsche rothe, blaue und schwarze Seidenschleier, die jedoch nicht viel zur Anwendung kamen. Ich erinnere mich, daß Sverdrup einmal mit einem blauen Schleier umherging, der über seinem starken rothen Barte schnurrig aussah. Er war der Schneeblindheit gegenüber auch nicht vorsichtig genug und mußte sich ebenfalls an Blessing wenden, den er bat, ihm doch einmal ins Auge zu sehen, da er glaube, es sei ihm etwas hineingeflogen.

Eines Abends, als ich nach einer Tour auf dem Eise an Bord ging, erblickte ich plötzlich in einiger Entfernung das Hintertheil eines flüchtenden Bären. Ich griff sofort nach dem stets an der Kajütentreppe stehenden geladenen Wachtgewehre. Die andern, die dabei standen, glaubten anfänglich, es sei nur ein Scherz von mir, bis Blessing den Bären ebenfalls wahrnahm. Sofort waren alle an Deck; einige kletterten in das Takelwerk, laute Rufen flogen hin und her, und dadurch wurde der Bär natürlich verscheucht. Nansen und Sverdrup setzten ihm nach, konnten ihn aber bei der außerordentlich schlechten Schneeschuhbahn nicht mehr einholen.

Am 31. Juli brachte »Kvik« zehn lebendige Junge zur Welt, sowie eine Mißgeburt, die sofort todtgeschlagen wurde. Von den ersten dreizehn lebten nur noch vier, »Susine«, »Barbara«, »Gulen« (der Gelbe) und »Freia«. (»Susine« lebt heute noch und befindet sich hier zu Hause in Norwegen sehr wohl. Sie ist schon Stammutter einer ganzen Schar, obwol viele von ihren Jungen bereits todt sind.)

Anfangs August hatten wir so schönes Sommerwetter, wie man es hier überhaupt haben kann. Hansen spricht sogar davon, daß er gern baden möchte. Dies dürfte ihm aber doch schlecht bekommen, denn die Temperatur des Wassers beträgt an der Oberfläche nur + 0,38°. Wir halten uns den ganzen Tag auf Deck auf, rauchen dort abends unsere Pfeife und spielen Karten.

Hansen und Nordahl haben auf einer Excursion zwei Stück Treibholz, vermuthlich Kiefern aus den sibirischen Wäldern, im Eise gefunden, und Peder, der immer auf der Suche nach Seltenheiten ist, hat auf einer Scholle unter ein wenig Sand ein Stück Moos entdeckt. Wieder ein Zeichen, daß hier herum irgendwo Land sein muß.

Die Untersuchung der Temperatur und des Salzgehaltes des Wassers in den verschiedenen Tiefen begann am 2. August. Diese geht so vor sich, daß vier Mann die Leine auf einer Rolle mit zwei Wellen ablassen. Die Leine läuft über ein Meterrad, sodaß man ablesen kann, wieviel Meter ausgelaufen sind. Zwischen 3800 und 3900 Meter stießen wir auf Grund.

Am »Menschenfresser« haben wir eine Tugend entdeckt. Er ist sicherlich früher an das Wachehalten gewöhnt gewesen, denn in den letzten Tagen hat er unausgesetzt einen Brotsack bewacht, den wir auf dem Eise liegen haben, da die Hunde daraus gefüttert werden. Der »Menschenfresser« liegt unverdrossen auf dem Sacke, zeigt jedem sich nähernden Hunde knurrend die Zähne und macht auch keinen Versuch, auf eigene Rechnung von dem Inhalte des Sackes zu stehlen.

10. August. Heute Morgen gerade so wie in den letzten Tagen naßkalter, feuchter Nebel. Gegen Mittag klärte es sich jedoch auf, und Hansen und ich entschlossen uns, eine kleinere Excursion nach Norden zu machen, um die Eispressungen mit dem Photogrammter²³ aufzunehmen.

Nördlich von uns gibt es außerordentlich große Eisanhäufungen; wenn man solch kolossale, 6 bis 9 Meter hohe Eismassen erblickt, die sich drei- bis viermal so lang wie die »Fram« hinziehen und viel breiter als diese sind, und sieht, wie die schwersten Eisblöcke zerschmettert und in die Luft gehoben worden sind, geräth man wirklich in Versuchung, den Glauben an die Festigkeit eines in

solche Pressungen hineingerathenden Fahrzeugs zu verlieren.

Unser Ausflug machte uns viel Vergnügen; es war so schön und warm, daß wir unsern Anorak auszogen und wie daheim im Sommer in Hemdärmeln gingen. Wir stellten unsern Apparat auf und machten uns an die Arbeit mit dem Gefühle des Alleinseins in der Stille der Eiswüste.

In der Ferne erblickten wir das Schiff, das einzige Zeichen, daß der Mensch auch bis hierher vorgedrungen. Mit freudiger Bewunderung betrachteten wir es und fühlten lebhaft, wie gut wir es an Bord haben. Wir bekamen einen Vorgeschmack davon, wie es mit dem Vordringen im Eise sein würde, wenn wir das Schiff verlassen müßten. Schnell würde es nicht gehen und mühevoll würde es werden, wenn wir über das Eis nach irgendeinem Lande ziehen sollten.

16. August. Heute Vormittag fällt feiner Regen. Gestern Nacht um 12 Uhr, als ich die Wache hatte, wurde ich gründlich angeführt. Es war dichter Nebel, und alle Gegenstände waren über die Maßen vergrößert. Ich glaubte hinten beim Großen Hügel einen Bären zu sehen, der im Begriffe war, mit solcher Gewalt in unsern Fleischkeller einzubrechen, daß die Eisstücke rechts und links flogen. Ich sah nur die Tatzen und etwas vom Rücken, aber ein Bär mußte es sein.

Ich holte mir also das Wachtgewehr, legte auf der Rehling an und zielte sorgfältig. Die Entfernung betrug etwa 200 Meter, und da ich gern noch ein wenig mehr von dem Thiere sehen wollte, ließ ich mir ziemlich lange Zeit zum Zielen. Endlich sah ich das Thier deutlicher und drückte ab. Alles blieb still. Nansen kam sofort auf Deck und fragte, was es denn gebe. Ich antwortete, daß ich nach dem Großen Hügel geschossen hätte, weil ich geglaubt habe, daß dort etwas sei.

Da sahen wir meinen Bären über das Eis auf uns zutragen, und als er näherkam, stellte sich heraus, daß es einer der Hunde war, den wir auf den sehr zutreffenden Namen »Eisbär« getauft hatten. Glücklicherweise war er unverletzt. Der Nebel hatte ihn zu einem großen Bären gemacht, aber auch dafür gesorgt, daß ich zu hoch zielte, was wirklich ein Glück war, da der »Eisbär« zu unsern allerbesten Hunden gehörte. Man kann sich denken, wie oft ich von den Kameraden diese That noch zu hören bekam.

In den Rinnen haben wir hier wiederholt Seehunde gesehen. Sverdrup schoß einmal einen, doch ging das Thier unter, ehe es aufs Eis gezogen werden konnte.

Wir haben nicht erwartet, daß unsere Drift jetzt rückwärts gehen würde, sondern fest auf den Sommer gebaut; jetzt ist es der Winter, auf den wir unsere Hoffnung setzen. Wir glauben freilich, daß wir unser Ziel erreichen werden, aber wir sehen auch ein, daß wir uns gehörig mit Geduld wappnen müssen.

Ende August fing es wieder an kalt zu werden; die Süßwassertümpel froren zu, die Schneebahn war vorzüglich, und die Schneeschuhe wurden viel benutzt. Eines Nachts, als Blessing mich um 3 Uhr zur Uebnahme der Wache weckte, gewahrten wir beide von der Rehling aus, daß sich ungefähr 500 Meter von uns auf einer Eisscholle etwas regte. Es war ein Bär, der sich behaglich in dem frischgefallenen Schnee wälzte.

Ein starker Nordwest – 9 Meter in der Secunde – wehte gerade vom Schiffe zu ihm hinüber, und die Windmühle war in vollem Gang. Doch daraus machte er sich anscheinend nicht das Geringste, denn wir sahen ganz deutlich, wie er sich, mit dem Oberkörper voran, erhob und ganz ruhig im Zickzack gegen das Schiff vorzurücken begann, wobei er den Kopf nach beiden Seiten drehte, wie er es zu thun pflegt, wenn er auf Raub ausgeht. Die Hunde mit ihrem scharfen Geruche hatten ihn natürlich auch schon gewittert.

Das Wachtgewehr war wieder voll Vaseline; ich holte also leise zwei Flinten aus der Kajüte herauf, und dann gingen wir so geräuschlos wie möglich nach der Back, wo wir uns in Anschlag legten. Der Bär näherte sich immer mehr, er hatte offenbar nicht einmal vor der Windmühle mit ihrem Geklapper Furcht. Wir lagen mit gespanntem Hahn ganz still. Bald kam er an die 100 Meter von uns befindliche Rinne, tappte über das dünne Eis und stand schließlich mit einem Sprunge auf unserer Scholle.

Jetzt war es an der Zeit, ihn unschädlich zu machen, und sowie er sich nach Osten wandte, donnerten zwei Schüsse. Der Bär stürzte rücklings von der Scholle auf das Eis der Rinne hinunter.

Es zeigte sich später, daß beide Schüsse getroffen und die eine Kugel, die gerade über dem Herzen in die große Schlagader gedrungen war, ihn auf der Stelle getötet hatte. Die auf dem Eise angebundenen Hunde, die einer Gefahr entgangen waren, wurden erst aufmerksam, als sie die Schüsse fallen hörten, und als sie uns dann mit den Flinten aufs Eis springen sahen, erhoben sie ein wüthendes Gebell. Es gelang uns, den Bären von dem dünnen Eise auf unsere Scholle zu ziehen, wobei Blessing allerdings einbrach, und ihn nach dem Schiffe zu schleppen. Hier sperren wir ihm mit einem Holzpflöcke den Rachen auf, damit er Nordahl, der die nächste Wache hatte, etwas überraschte.

Die Hunde bellten den ganzen nächsten Tag wie rasend nach der Richtung hin, aus der der Bär gekommen war. Sie hatten sicherlich den Petz nicht vergessen, der in der letzten Polarnacht an Bord gekommen war, mit seinen Tatzen in ihre Hütten gegriffen und einige von ihnen losgerissen, fortgeschleppt und aufgefressen hatte. So etwas vergißt man nicht, nicht einmal ein Hund.

Am 28. August ergab die Beobachtung $80^{\circ} 53'$ nördlicher Breite, wir hatten also wieder den 81. Grad nach rückwärts passirt; aber am 4. September waren wir wieder auf $81^{\circ} 14'$ nördlicher Breite und $123^{\circ} 36'$ östlicher Länge, trotzdem wir östlichen, ja sogar nordöstlichen Wind gehabt hatten. In den darauf folgenden Tagen trieben wir jedoch wieder nach Süden.

Der »Menschenfresser«, einer unserer bissigsten Hunde, ist jetzt von den andern angefallen und entsetzlich zugerichtet worden. Sie haben ihn mit ihren scharfen Zähnen in die Weichen gebissen (diesen schwachen Punkt wissen sie stets zu treffen), wo sie nur irgend ankommen konnten. Bisjetzt ist er noch am Leben; Blessing hat ihm die Wunden wieder zugenäht und ihn in Behandlung genommen.

Das tägliche Leben an Bord verläuft ungefähr auf folgende Weise.

Der Koch (zwei Wochen lang Juell und zwei Wochen Pettersen) steht morgens um 6 Uhr auf, wenn der letzte Wachthabende zu Bett geht. Um 8 Uhr wird Kaffee oder Chocolate aufgetragen und alle Mann werden geweckt. Doch gewöhnlich wird erst später gefrühstückt; in der Regel sind es die beiden Doctoren, denen nachservirt werden muß, da sie immer zuletzt erscheinen. Der Frühaufsteher Mogstad citirt oft das alte Sprichwort »Morgenstund hat Gold im Mund«, doch Blessing erklärt es für grundfalsch und meint, es müsse heißen: »Morgenschlummer schützt vor Krankheit und vor Kummer.«

Dann geht jeder an seine Arbeit; die Hunde werden gefüttert und losgebunden. Späterhin wurde bestimmt, daß jeder täglich zwei Stunden Schneeschuh laufen sollte, was denn auch trotz Wind und Wetter geschah und uns sehr gut bekam. Nansen hat ein einsitziges Kajak verfertigt. Blessing und Sverdrup haben längere Zeit Bezüge von Segeltuch genäht.

Um 1 Uhr wird Mittag, um 6 Uhr Abendbrot gegessen. Danach spielen wir entweder Karten oder

studiren die Schätze unserer Bibliothek. Amundsen erklärt die Karten für »des Teufels Spielzeug« und rührt sie nicht an, und Jacobsen nimmt auch nur selten am Spiele theil, da er immer sehr früh zu Bett geht. Wir andern aber spielen öfter Hazard auf Wechsel, die sich schließlich so anhäufen, daß wir, um der Last des genauen Buchführens darüber zu entgehen, einen Strich durch das ganze Conto machen und ein neues beginnen. Das Wetten und der Brothandel sind ebenfalls sehr im Schwange. Bisweilen kommt es auch zu heftigen Discussionen über Verhältnisse in Tromsö oder auf der Flottenstation Horten.

Den Hunden bauen wir jetzt bequeme, solide Schneehütten, denn es wird immer kälter; die Dunkelheit fängt bald an zuzunehmen, und der Winter naht heran.

22. September. Heute sitzen wir gerade ein Jahr im Eise fest. Jetzt können wir einen Ueberblick über unsere bisherige Drift gewinnen, da Nansen eine Karte derselben ausgearbeitet hat. Trotz der vielen krummen Rückschritte sehen wir doch, daß die Drift eine bestimmte Richtung eingehalten hat: Nord 36° West, circa 220 Kilometer in der Länge von Osten nach Westen und circa 260 Kilometer in der Breite nach Norden.

Es ist zwar langsam, aber doch vorwärts gegangen. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß wir das nächste Jahr besser als bisher nach Norden treiben können und nicht so häufig wieder zurücktreiben werden. Bei der bisherigen Drift würde es sieben Jahre dauern, ehe wir wieder aus dem Eise herauskämen! Wir sind jetzt der Meinung, daß wir weder über den Pol selbst, noch dicht daran vorbei, sondern ungefähr bis 86° nördlicher Breite treiben werden.

Es ist im allgemeinen die Rede davon gewesen, daß dort zwei von uns mit allen Hunden das Schiff verlassen und nach dem Pole ziehen sollten, von wo sie sich nach Spitzbergen zurückbegeben müßten, ohne sich um das Schiff zu bekümmern, das sie dann ja doch nicht wiederfinden könnten. Kapitän Sverdrup fragte mich eines Nachmittags, ob ich mich an einem solchen Unternehmen betheiligen würde, wozu ich mich natürlich bereit erklärte. Wir rechneten zum Spaße die Entfernungen, das Gewicht des Proviantes u. s. w. und die Tagemärsche aus, um zu sehen, wie sich die Sache machen ließe. Es ist übrigens nicht das erste mal, daß diese Frage aufgeworfen worden ist.

Nansen hat jetzt einen Theerölheizapparat in der Küche zusammengesetzt, der wirklich vorzüglich functionirt.

Pettersen hatte aber anfangs Unglück damit; der Apparat explodirte, und Pettersen wäre beinahe mit den zum Trocknen aufgehängten Kleidern in die Luft geflogen. Als er uns über das Ereigniß Bericht erstattete, glaubten wir, er würde selbst explodiren, solch ein Strom von Verwünschungen und Flüchen über das »verdammte Schwarzök« sprudelte aus seinem Munde.

29. September. Blessing's Geburtstag. Wir hatten mittags ein Festmahl, das aus Makrelen, Fleischpudding mit Blumenkohl, Reis mit Moltebeeren und Malzextract bestand. Wenn wir gelegentlich einmal Malzextract bekommen, so nehmen wir ihn nicht eßlöffelweise, wie auf der Gebrauchsanweisung steht, sondern flaschenweise, was uns vorzüglich bekommt.

Am nächsten Tage kamen Sverdrup und ich auf einer herrlichen Schneeschuhpartie wieder auf unser Lieblingsthema zu sprechen, auf den Zug nach dem Pole und von dort zurück nach Spitzbergen. Er wisse noch nicht, ob Nansen ihn vom Schiffe fortlassen werde, sagte er mir; er glaube beinahe, Nansen wolle die Expedition selbst unternehmen.

Es wurden Versuche angestellt, beladene Schlitten auf Schneeschuhen und ohne diese zu ziehen. Die Schlitten trugen eine Last von 120 Kilogramm; aber wir hatten keine ordentlichen Zugeschirre, und bei der gegenwärtigen Beschaffenheit des Terrains ging es auf canadischen

Schneeschuhen entschieden besser. Drei Hunde wurden vor einen Schlitten gespannt, die ihn ohne die geringste Anstrengung zogen.

10. October. Heute ist Nansen's Geburtstag. Auf dem Besanmaste weht die Flagge, und die Kajüte ist festlich decorirt. Es waren -30° . Wir hatten vormittags einen weiten Ausflug auf Schneeschuhen gemacht. Pettersen hatte sich unterdessen aufs äußerste angestrengt, um uns ein auserlesenes Mittagessen zu liefern, wozu Blessing Lysholmer Kornbranntwein spendirte. Gleich nach Tisch wurde Kaffee getrunken, Nansen theilte uns von seinem Cigarrenvorrathe mit, und abends gab es wieder das übliche Festmahl.

In den darauffolgenden Tagen wehten gute Winde aus Süden und Südosten, sodaß wir am 21. October den 82. Grad passirten. An diesem Abend ging es an Bord so lustig her wie seit langem nicht; wir spielten auf dem Harmonium und tanzten wie toll nach der nichts weniger als flotten Tanzmusik. Am selben Tage fanden wir auch die Fährten eines alten und zweier jungen Bären; sie hatten von dem Schiffe keine Witterung gehabt, aber die Schneeschuhspuren schienen sie außerordentlich interessirt zu haben.

Wir haben wieder gelothet und in einer Tiefe von 3500 Meter Grund gefunden.

Am 31. October war wieder ein Festtag an Bord: Sverdrup wurde 40 Jahre alt. »Das kann man übrigens gar nicht so genau wissen«, sagte er, denn er besitzt zwei verschiedene Geburtsscheine.

4. November. Ein wenig Abwechslung in unserm einförmigen Leben. Peder entdeckte westlich vom Schiffe eine Bärin mit zwei Jungen. Da wurde es bei uns lebendig. Sverdrup, Mogstad, Peder und ich eilten fort, obgleich es nicht gerade vortheilhaftes Licht zum Schießen war; fast alle Hunde hatten sich uns angeschlossen. Nach einer Viertelstunde erblickten wir drei Bären, die ruhig, viel ruhiger als bei Tageslicht, nach Südwesten fortbummelten. Die Hunde waren sehr muthig, da sie uns hinter sich wußten. Wir näherten uns den Bären rasch, mußten aber auch ziemlich dicht an sie heran, da wir das Visir nicht gebrauchen konnten, sondern am Laufe entlang zielen mußten.

Die Bären machten halt und drehten sich um, als sie merkten, daß die Hunde zu dreist wurden; sofort schwenkten diese wie auf Kommando alle in einer zu unserm Wege senkrechten Linie seitwärts ab. Die Bärin bot uns nun ein gutes Ziel dar, als sie mit ihren Jungen auf uns und die Hunde zueilte und mit den Tatzen nach ihnen ausholte. Wir knieten nieder und schossen. Peder's Gewehr ging wie gewöhnlich nicht los; Mogstad hatte zwei Versager, doch als Sverdrup und ich schossen, fiel auch sein Schuß.

Die Bärin hatte schon mit der ersten Salve genug bekommen, jedenfalls so viel, daß sie uns nicht mehr entwischen konnte. Das eine der Jungen war durch eine Kugel sofort niedergestreckt worden, das andere wurde von den Hunden umringt, die es zu Boden warfen und tüchtig zerrten und bissen. Einige Hunde wollten, sobald sie merkten, daß die Bärin verwundet worden war, mit ihr ebenso verfahren, aber diese richtete sich wieder auf und schlug nach ihnen. Peder gedachte ihr den Garaus zu machen, seine Flinte streikte jedoch wieder. »Schießt doch, sie will nicht losbrennen!« rief er uns zu, worauf die Bärin eine Kugel durch den Kopf bekam. Die Hunde waren auf das eine Junge ganz versessen, sodaß Mogstad mit Mühe und Noth dazu kommen konnte, es zu erschießen, und hinterdrein bissen sie, besonders »Suggen« und »Ulenka«, wie rasend in die tobten Bärenleiber. Alles ging mit Windeseile vor sich; zwölf Schüsse waren im ganzen gefallen, und nach wenigen Minuten lagen die Bären todt am Boden.

Jetzt kam auch Nansen herbei. Er hatte uns von weitem gesehen, konnte aber nicht unterscheiden, was wir trieben, als wir so nach allen Richtungen hin schossen.

Der Braten war uns um so willkommener, als wir seit geraumer Zeit kein frisches Fleisch mehr gehabt hatten. Nachher hieß es, die Gewehre putzen und von Vaseline befreien, damit sie uns ein andermal, wenn es galt, nicht wieder versagen konnten. Peder war die ganze Zeit über auf weiten Ausflügen mit den Hunden mit einem solchen Gewehre herumgelaufen; wenn er nur eine Flinte hatte, mußte es gut sein. Hätte er wieder einen Kerl getroffen wie den, der ihn in die Seite gebissen hatte, ich glaube, es wäre ihm schlecht ergangen.

An den letzten Abenden haben wir prachtvolle Nordlichter beobachtet. Sie spielten in allen Regenbogenfarben und erglänzten trotz des starken Mondscheins außerordentlich hell. Mit unglaublicher Schnelligkeit breitete sich das Nordlicht lautlos in beständigem Farbenwechsel in Zungen, Wellenlinien, Streifen, Wirbeln, Draperien, Bogen und Bändern über das halbe Himmelsgewölbe aus. Im Norden sahen wir das Nordlicht am seltensten, wir scheinen uns also nördlich von dem eigentlichen Nordlichtgürtel zu befinden.

Blessing hat die Nordlichtbeobachtungen bei Tage übernommen, während nachts der jeweilige Wachthabende die vorkommenden Nordlichter in ein Journal einträgt und sie eventuell auch gleich skizzirt.

17. November. Heute ebenfalls Südwestwind, 5 bis 6 Meter in der Secunde. Temperatur -29° . Bei Tage sind wir in den Freistunden mit Flickereien beschäftigt. Alte Hosen und wollene Unterjacken werden zerschnitten und davon Fußlappen gemacht oder die Löcher in den Strümpfen damit gestopft. Wir werden alle noch ausgelernte Flickschneider; liefern wir auch keine hübsche Arbeit, so hält sie doch gut, und das ist die Hauptsache.

Ein kleiner Hund vom letzten Wurf hatte heute eine gehörige Fahrt auszustehen; er gerieth in die Windmühlenachse und wurde von ihr herumgewirbelt, bis es Bentsen, der auf Deck war, gelang, die Mühle anzuhalten und ihn zu befreien. Der Hund stieß ein fürchterliches Geheul aus, aber als er in den Salon hinabgebracht wurde, der für ihn eine ganz neue Welt war, faßte er sich wieder. Der Aermste war ein wenig lahm, aber doch unverletzt, was eigentlich nicht zu erwarten gewesen. Der Hund wurde »Axel« getauft und lebt noch heute.

19. November. Heute fragte mich Nansen, ob ich bereit wäre, ihn auf einer Expedition nach dem Nordpole zu begleiten. In Sverdrup's Gegenwart theilte er mir seine darauf bezüglichen Pläne mit. Sie laufen im großen und ganzen darauf hinaus, daß wir Ende Februar oder Anfang März nächsten Jahres das Schiff verlassen. Alle 28 Hunde werden mitgenommen, dazu 4 Schlitten, die von je 7 Hunden gezogen werden. Wir gehen direct nach Norden zum Pole, von da begeben wir uns im besten Falle nach Spitzbergen, schlimmstenfalls aber nach Franz-Joseph-Land. Die bisherigen Berechnungen ergeben, daß wir zu Anfang Juni bei Kap Fligely ($82^{\circ} 5'$ nördlicher Breite) sein können, wenn es uns gelingt, im Durchschnitt täglich 15 Kilometer zurückzulegen, und dann bliebe uns noch für 18 Tage Proviant, nachdem wir alle Hunde bis auf fünf zur Nahrung für die andern geschlachtet haben. Wir nehmen für die Hunde nur auf 50 Tage Proviant mit. Zwei Einmannkajaks sollen ebenfalls mitgenommen werden. Von Franz-Joseph-Land aus heißt es nach Spitzbergen oder Nowaja Semlja zu kommen, um Fangschiffer zu treffen. Wenn wir eine dieser Küsten erreicht haben, werden wir im Nothfalle von der Jagd leben müssen. Dies ist in großen Zügen der Plan, den mir Nansen im Verlaufe von beinahe drei Stunden ausführlich auseinandersetzte.

Nansen betonte den Ernst dieses Unternehmens. Das Risiko sei für uns beide gleich groß. Bekämen wir Skorbut, so seien wir rettungslos verloren. Er habe sich mit der Frage an mich gewandt, weil er mich zu einer solchen Reise für geeignet halte, bitte mich aber, mir die Antwort zu überlegen.

Ich hatte mich in der letzten Zeit in Gedanken viel mit einer solchen Reise beschäftigt, veranlaßt durch Gespräche mit Sverdrup, der mir die Möglichkeit meiner Theilnahme an der Reise in Aussicht gestellt hatte, und auf Grund des an Bord bei den Kameraden darüber umgehenden Gerüchts. Daher antwortete ich, daß ich keiner Bedenkzeit bedürfe, mir die Sache vielmehr schon überlegt habe und zum Mitkommen bereit sei. Natürlich müsse ich es als eine Auszeichnung ansehen, daß die Wahl auf mich gefallen sei.

Ich werde jedenfalls mein Bestes thun, damit wir ein glückliches Resultat erzielen. Sollte es anders gehen, so sterben wir wenigstens keines schimpflichen Todes. Doch wir wollen hoffen, daß uns die Heimat mit ihrer Sonne und ihrem Vogelgesange nächsten Sommer mit offenen Armen empfangen wird und daß wir uns dessen, was uns theuer ist, freuen können; denn dies alles ist ja dort, in der Heimat!

Das Photogrammometer ist eine in Verbindung mit einem Theodoliten gebrachte photographische Camera und dient dazu, die wahren Abmessungen der abgebildeten Gegenstände aus ihren Bildern abzuleiten, was bei der gewöhnlichen Photographie nicht möglich ist. Für Terrain- und architektonische Aufnahmen ist dieses Verfahren besonders vortheilhaft.

Siebentes Kapitel.

Die härteste Prüfung der »Fram«.

20. November. Wir befinden uns jetzt nördlich vom 82. Grade.

Am Abend berief Nansen uns alle in den Salon, wo er uns vor einer Karte des Polargebietes einen längern Vortrag hielt. Er begann mit der Geschichte unserer Expedition und den Voraussetzungen für dieselbe, verweilte bei den Kenntnissen, die man von den Eisverhältnissen im Polarmeere hat, und bei unsern in Bezug auf die Eisdrift gemachten Erfahrungen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde die »Fram« ihren Weg wie berechnet fortsetzen und höchstens eine kleine Abweichung nach Süden machen. Doch zu allen Zeiten hätten die Nationen soweit wie möglich nach Norden vorzudringen versucht; der Pol selbst sei das Ziel gewesen, und es handle sich nun darum, ob nicht auch wir den Versuch machen müßten, ihn zu erreichen. Es würde sich kaum in einem Menschenalter wieder eine so gute Gelegenheit bieten wie im nächsten Frühling, da dann eine Schlittenexpedition einen viel nördlicheren Ausgangspunkt haben würde als je eine Expedition vor ihr.

Er habe beschlossen, daß zwei von uns, er und ich, auf eine solche Expedition ausziehen sollten.

Er entwickelte dann den Plan der Reise und die von ihm darüber angestellten Berechnungen.

Es sei denkbar, daß der »Fram« auf ihrer Drift etwas zustoße. Die Pressungen könnten zu stark werden, auch könnte sie ans Land gedrückt werden oder gar, was das Allerschlimmste wäre, verbrennen. Er verbreitete sich nun darüber, daß es der Besatzung möglich sein müsse, sich dann auf das nächste Land zu retten; denn es sei wenig oder gar keine Aussicht, daß die »Fram« so weit nach Norden treiben könnte, daß das Erreichen von Land mit ungeheuern Schwierigkeiten verknüpft sei. Dagegen sei es möglich, daß die »Fram« im nächsten Sommer wieder in offenes Wasser käme.

Der Vortrag war sehr interessant, und wir hörten ihm alle mit gespanntestem Interesse zu.

Nun begann an Bord der »Fram« eine emsige Thätigkeit, da die Ausrüstung der Schlittenexpedition beschafft werden sollte. Diese Ausrüstung kostete uns nicht wenig Arbeit und machte dem Chef, der dabei alles aufs beste ausdenken mußte, viel Kopfzerbrechen.

Zu einer solchen Expedition gehören gar manche Dinge und nichts darf übersehen werden. Eine nach Nowaja Semlja abgeschickte russische Expedition z. B. konnte nichts ausrichten, weil die Schne Brillen vergessen worden waren. Es galt, alles so gut, so zweckmäßig und so leicht wie möglich einzurichten. Besonders das Gewicht spielt eine große Rolle; ein paar Kilogramm in der

Verpackung weniger bedeuten für uns Proviant für ein paar Tage mehr.

Meine Mitwirkung bei den meteorologischen Beobachtungen an Bord hörte jetzt auf, und Scott-Hansen erhielt in Nordahl einen neuen Gehülfen. Nansen hat ein einsitziges Kajak angefertigt, und Mogstad wird ein zweites bauen. Diese Fahrzeuge sind uns unentbehrlich, da wir über Rinnen zu setzen und es auch in der Nähe des Landes, sei es Spitzbergen oder Franz-Joseph-Land, immer mit offenem Wasser zu thun haben werden.

Die Kajaks werden aus Bambusrohr gemacht und mit Segeltuch überzogen. Nansen und ich selbst sind gerade dabei, die Bezüge zu nähen. Die Kajaks sind breiter als die der Eskimos und nicht so lang, damit sie stabiler und im Eise auf den Schlitten zu manövriren sind. In der Mitte ist eine Oeffnung mit einem Holzringe, über den wir den untern Rand unsers Kajakpelzes ziehen. Schnüren wir dann unsere Kapuze und die Aermel am Handgelenk zu, so sitzen wir beim stärksten Seegange im Trockenen. Vorn und hinten sind Oeffnungen, damit der Proviant und andere Geräte leicht erreichbar sind.

Scott-Hansen und ich tragen jeder zwei Uhren und vergleichen sie täglich mit den großen Chronometern, um ihren Gang genau zu bestimmen; die beiden besten wollen wir dann mitnehmen. Sverdrup näht zwei Schlafsäcke und nimmt dazu Renthierkalbfell, damit sie recht leicht werden. Juell ist Sattler; er hat den Hunden Maß genommen und macht für sie ein neues starkes Geschirr von Segeltuch. Diejenigen Hunde, die sich gern losbeißen, erhalten einen Einschlag von Stahldraht, an dem sie ihre Zähne versuchen können. Mogstad, der in jeder Hinsicht außerordentlich geschickt ist, wird die Schlitten, die wir mitnehmen, anfertigen.

Die Schlittenexpedition ist selbstverständlich tagsüber das beliebteste Unterhaltungsthema. Wir besprechen das Für und Wider, die Beschaffenheit des Eises, die Rinnen, die Leistungsfähigkeit der Hunde, den Proviant, die Kälte u. s. w. Alle wünschen uns Glück und Erfolg auf den Weg. Ihre Briefe an ihre Lieben daheim werden wir treu befördern. Es wird eine einzig dastehende Postverbindung, die von uns in Betrieb gesetzt werden soll; dicke Briefe können wir natürlich nicht befördern; darum heißt es mit den Worten sparsam sein.

Die Tage gehen schnell dahin; bald sind wir mitten in unserer zweiten Polarnacht. Es ist dieselbe traurige Dunkelheit, aber die Kälte scheint mir nicht mehr so lästig wie im vorigen Jahre; die Kameraden sind anscheinend derselben Ansicht. Im Gegensatz dazu sollen die Theilnehmer der Tegetthoff-Expedition gefunden haben, daß sie die Kälte im ersten Jahre am besten ertragen konnten.

Die Hunde halten jetzt nachts bisweilen Heulconcerte ab, gerade so, wie sie es im vorigen Jahre thaten, als sie auf Deck angebunden waren. Alle an Backbord Einquartierten, die Wand an Wand mit den Hunden wohnen, sind über diese Concerte wüthend, da sie nachts gar nicht schlafen können; wir andern auf Steuerbord hören jedoch kaum etwas davon.

Das Kochen ist auf unserer bevorstehenden Reise ein sehr wichtiges Ding. Wir beschäftigen uns daher mit Kochversuchen in einem Zelte, das wir neben dem Schiffe aufgeschlagen haben. Das Zelt, das wir mitnehmen werden, gleicht ungefähr einem Zelte für vier Soldaten und ist aus einem Stück Rohseide gearbeitet. Zu unterm in einer der Kanten ist ein Schlitz, der als Eingang dienen soll. Wir richten das Zelt mit Hülfe eines Schneeschuhstocks auf und machen die Strippen mit kleinen Holzpflocken fest.

Nansen und ich machten im Mondscheine einen Schneeschuhausflug, um zu sehen, wie es sich in den Wolfsfellanzügen läuft. Die Bahn war, ausgenommen auf den Rinnen, nicht schön, und die Temperatur betrug -42° . Wir schwitzten beide entsetzlich und fanden die Wolfsfellanzüge für das

Schneeschuhlaufen bei dieser Temperatur viel zu warm. Es war aber doch sehr angenehm, wieder einmal hinauszukommen, da sich jetzt bei der Dunkelheit zu weitem Touren selten Veranlassung bietet.

Im December wehten oft südöstliche Winde, und am 13. konnten wir ein Fest feiern zu Ehren der »Fram«, die von allen Schiffen am weitesten nach Norden vorgedrungen war, denn die Ortsbestimmung ergab, daß wir uns auf 82° 30' nördlicher Breite befanden.

Von nun an verfolgten alle Mann die Ortsbestimmungen mit gespanntestem Interesse. Sobald Hansen eine Sternhöhe genommen hatte, mußte er uns unsere gegenwärtige Lage ausrechnen. Besonders nach südöstlichen Winden waren wir auf das Resultat seiner Berechnungen gespannt, und manche Brotration wurde bei den Wetten über unsere Fortschritte verloren.

In dem Wasserloche, aus dem wir unsere Wasserproben holten und in dem die Temperatur des Wassers gemessen wurde, hing an einer langen Leine ein Fangnetz von dünnem Seidenzeug zum Sammeln kleiner Seethiere. Aus der Stellung dieser Leine konnten wir auf den Gang unserer Drift schließen. Zeigte sie nach Süden, so wußten wir, daß die Eisfläche nach Norden vorrückte. Peder konnte aus ihrer mehr oder weniger schrägen Lage sogar bis auf die Minute erkennen, wie weit wir getrieben waren.

Nie waren wir fröhlicherer Laune, als wenn die Leine in südlicher Richtung unter dem Eise »trocken« lag und die Windmühle mit gerefften Segeln von einem scharfen Südost herumgejagt wurde, denn dann wußten wir, daß wir uns dem offenen Wasser im Norden näherten, und wir beide, die wir ausziehen sollten, freuten uns, weil der Wind uns den Weg nach dem Pole verkürzte.

Wiederholt machten wir den Versuch, die Hunde schwer beladene Schlitten ziehen zu lassen, und wechselten dabei die Gespanne, sodaß wir gute und schlechte zusammenbrachten. Die Versuche fielen gut aus: auf ebenem Eise ging es ausgezeichnet; aber Hindernisse nahmen sie noch nicht. Ohne Raufereien geht es dabei natürlich nicht ab; die beiden Todfeinde »Pan« und »Narnet« beißen sich ineinander fest, sowie sich Gelegenheit dazu bietet, und wir können sie oft nur mit größter Mühe wieder auseinander bringen.

Scott-Hansen stellt seine magnetischen Beobachtungen jetzt in der Schneehütte an, die wir beide errichtet haben; es gefällt ihm darin ausgezeichnet. Dort ist es, wie er sagt, so gemüthlich warm, nur einige zwanzig Grad Kälte, und dazu ist es unter der weißen, reinen, gewölbten Decke bei dem Lampenlicht hell und schön. Er steht oft den halben Tag darin, »kratzt sich den Kopf« und lauert auf den Ausschlag der Magnetnadel. Der Mensch besitzt wirklich merkwürdige Geduld und Ausdauer und dabei eine gute Laune, die sich nie trüben läßt.

Weihnachtsabend. Der Wind weht stark aus Südosten, und das Barometer ist bis auf 726,7 Millimeter gefallen. Es ist doch ein gar zu schönes Gefühl, in einem festen, warmen Hause zu sein, wenn hier oben in der Polarnacht der Sturm über die Eisfelder heult!

Uns, die wir vom Lärme der Welt und ihren Weihnachtsvorbereitungen soweit entfernt sind, erscheint der Heilige Abend wie ein gewöhnlicher Tag. Es ist ein stilles Fest, das wir Dreizehn feiern. Heute haben wir im Salon und in den Kabinen rein gemacht; eine gründliche Säuberung ist es allerdings nicht gewesen, aber wir sind doch damit zufrieden.

Augenblicklich ist der Himmel Tag und Nacht so bewölkt, daß wir gar keine Beobachtungen machen können. Doch läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß wir schon ein gutes Stück über den 83. Grad hinaus sind; vielleicht wird es sogar unser Weihnachtsgeschenk, daß wir 83° 24' erreichen, die nördlichste Breite, auf der je ein Mensch gewesen ist.

Nansen und Blessing waren den ganzen Tag oben im Arbeitsraume mit einem geheimnißvollen Gebräu beschäftigt. Als die Flaschen am Abend auf den Tisch kamen, zeigte es sich, daß sie nichts Geringeres als Champagner, »Polarchampagner 83. Grad«, enthielten, gewiß ein in der Welt einzig dastehendes Getränk. Es war aus Spiritus, Eingemachtem, Wasser und Backpulver gebraut worden; auf jeden von uns kamen zwei halbe Flaschen.

Aber die rechte Champagnerstimmung schien zu fehlen; es ging am Weihnachtsabend nicht lebhaft her. Wir sind still, und oft entstehen Pausen in der Unterhaltung, die deutlich erkennen lassen, daß wir mit unsern Gedanken anderswo sind. Und ist es denn zu verwundern, daß wir an einem solchen Abend mit unsern Gedanken dort weilen, wo wir am liebsten sein möchten? Nein, niemand kann es uns verdenken, daß wir still sind, trotzdem wir es an Bord so gut haben. Zu essen haben wir vielleicht mehr und besser, als manch einer bei uns in der Heimat am Weihnachtsabend hat, und wir sitzen hier mitten in der Eiswüste im warmen Zimmer, aber Gefangene sind wir doch. Fern von der Welt liegen wir in einem gefrorenen Meere fest, wo alles Leben erstarrt und dessen Untersuchung schon manches Menschenleben gekostet hat. In solcher Umgebung, nach jahrelanger Trennung von der Heimat muß man wol an das denken, was man verlassen hat.

Am ersten Weihnachtstage gab es »Polar-Curaçao«, der wirklich gut war, und abends wurde nach Mogstad's Geige getanzt. Wir lasen dieselben Weihnachtsnummern und besahen dieselben Illustrationen, die wir uns vorige Weihnachten aus der Bibliothek geholt hatten.

Das Eis ist heute Nacht dicht beim Thermometerhause geborsten, sodaß wir die Instrumente schleunigst bergen mußten. Es ist wieder die alte Rinne, die nun schon bald ein halbes Jahr zugefroren war.

Auf den zweiten Weihnachtstag fiel Juell's Geburtstag. Blessing hatte noch zwei Flaschen Cognak und spendirte uns einen richtigen steifen Grog. Unser hauptsächlichstes Weihnachtsspiel ist Halma zu Vieren; Amundsen ist wie gewöhnlich unser Drehorgel-Kapellmeister, besonders ein alter monotoner Walzer spricht ihn so an, daß wir ihn manchmal beim Drehen ablösen müssen.

Die Hunde draußen auf dem Eise in der immerwährenden Dunkelheit kennen freilich kein Weihnachtsfest, aber sie haben auch ihre Aufgabe zu erfüllen, und vielleicht nicht die am wenigsten wichtige. Bei unserer bevorstehenden Expedition erscheint es mir als das Allerschwerste, daß wir diesen Thieren das Leben nehmen müssen, nachdem sie gethan, was in ihren Kräften stand, um uns ans Ziel zu bringen.

Am nächsten Tage lotheten wir mit 3400 Meter Leine, ohne jedoch auf Grund zu stoßen.

Nachmittags wurde die »Fram« durch einen ziemlich starken Stoß erschüttert, der uns daran erinnerte, daß sich das Eis in Bewegung gesetzt hatte, und am Tage darauf preßte es sich in der Rinne so anhaltend und mit solcher Kraft zusammen, daß das Schiff in seinem festen Lager mehrmals schwankte. Nicht weit vom Buge hatte sich ein großer Eistrücken gebildet.

Am 31. December 1894, am letzten Tage des alten Jahres. Willkommen du neues Jahr, möchtest du uns Glück bringen! Licht bringst du uns ja in jedem Falle mit. Könntest du uns nicht auch mehr Licht in das, was uns auf unserer Erde noch dunkel ist, bringen? Wir wollen es hoffen!

Heute sind wir auf 83° 20,7' nördlicher Breite und 105° 2' östlicher Länge. Die Temperatur beträgt -41,5°.

Die Kabinen haben im Laufe der Zeit folgende Namen bekommen: Sverdrup's Kabine heißt

»Altersruhe«, die Blessing's »Linderung«, der Schlafräum an Backbord, den Jacobsen, Bentsen, Mogstad, Nordahl und Hendriksen einnehmen, »die ewige Ruhe« und der an Steuerbord, den Amundsen, Juell, Pettersen und ich theilen, »der geheimnißvolle Raum«. Hansen wohnt im »Hotel garni« und Nansen im »Phönix«.

Am Sylvesterabend erwarteten wir bei einer Bowle »Polargrog« das neue Jahr. Nansen brachte ein Hoch auf das alte Jahr aus, das viel schneller hingegangen, als er und wir alle gedacht, und meinte, dies sei dem guten, zwischen uns herrschenden Verhältnisse zuzuschreiben. Wenn auch manchmal Reibungen vorgekommen seien und jeder von uns gelegentlich seine trüben Stunden gehabt habe, so sei das Zusammenleben doch gut gewesen und wir seien dem alten Jahre dafür Dank schuldig. Beim Schläge Zwölf leerten wir unsere Gläser auf das alte Jahr, wozu Blessing Lysholmer Kornbranntwein spendirte.

Zu allgemeinem Erstaunen ergriff Sverdrup sein Glas und sagte in seiner ruhigen Weise, daß er der Expedition, besonders aber den beiden zu Schlitten Ausziehenden, für das nächste Jahr alles Gute wünsche, worauf Nansen die an Bord Zurückbleibenden leben ließ. Nansen sagte, es gäbe ein irisches Sprichwort, das ungefähr so laute: »Sei glücklich; wenn du nicht glücklich sein kannst, sei sorglos; und wenn du nicht sorglos sein kannst, sei wenigstens so sorglos wie möglich.« Dies wolle er denen, welche zurückbleiben, ans Herz legen. Richteten sie sich nach diesem Sprichworte, so würde auch das kommende Jahr ihnen schnell dahin gehen. Und dieses Jahr würde wol das letzte im Eise sein.

Wir wachten noch ein paar Stunden in das neue Jahr hinein, bis die Müdigkeit uns zwang, in die Kojen zu kriechen, um wieder aufzustehen, je nachdem die Reihe des Wachehalten einen jeden traf.

2. Januar 1895. Jetzt haben alle Mann angefangen, nach Hause zu schreiben. Es gilt, soviel als möglich auf möglichst wenig Papier zu schreiben. Nach dünnem, starkem Papier und spitzen Federn ist daher große Nachfrage, und alle üben sich in mikroskopischer Schrift. Hansen hat ein wahres Meisterstück geliefert; er hat so klein geschrieben, daß der Brief mit der Lupe gelesen werden muß.

Das Eis ist in der letzten Zeit in beständiger Bewegung gewesen; gestern bekam das Schiff einen so heftigen Stoß, wie wir ihn seit dem vorigen Winter nicht gehabt haben.

3. Januar. Ueber Nacht war es still, aber von 4 ½ Uhr morgens bis nach 9 Uhr preßte sich das Eis an Backbord stark zusammen. Immer näher und höher wälzte es sich an das Schiff heran, das von Zeit zu Zeit von dem Drucke erschüttert wurde, der sich durch das unten liegende Eis hindurch fortpflanzte.

Hansen und ich machten in der Dunkelheit die Runde, um uns die gräßliche Verheerung anzusehen. An Backbord, ungefähr 18 Schritt vom Schiffe, stand ein ansehnlicher Eistrücken, vor dem an der »Fram« zugekehrten Seite das Eis auseinandergerissen war. An seiner andern Seite, hinter dem Zelte und dem Beobachtungshause, verlief eine Rinne in schräger Richtung nach dem Achterende des Schiffes.

Im Laufe des Vormittags kam es hin und wieder zu Pressungen, und hinten bei der neuen Rinne barst das Eis an verschiedenen Stellen. Nach Tisch fingen die Pressungen wieder an; der Eistrücken an Backbord glitt bis dicht an den Riß vor dem Schiffe heran. Wir mußten schnell den Samojedenschlitten mit den Lothungsgeräthen und einen zweiten beladenen Schlitten, die wir dort stehen hatten, in Sicherheit bringen.

Während wir beim Abendbrot saßen, gab es wieder einen Stoß; es stellte sich heraus, daß unsere

Scholle von neuem an mehreren Stellen in der Mitte und am Buge des Schiffes geborsten war. Unsere feste Scholle, auf die wir so stolz waren und auf der wir uns so sicher fühlten, fängt also nun auch an, sich in kleine Stücke aufzulösen und an den Pressungen theilzunehmen.

Wir haben heute alle Vorbereitungen für den Fall getroffen, daß wir genöthigt sein würden, die »Fram« plötzlich zu verlassen. Die Schlitten liegen auf Deck bereit, der Proviant ist heraufgeholt und vertheilt, die Hundekuchen sind auf das Eis gebracht und die Kajaks gebrauchsfertig gemacht. Noch ist die Hauptmasse unserer Scholle, der feste Kern, in dem die »Fram« liegt, nicht angegriffen worden.

Wir sind alle der Ansicht, daß es ungeheurer Kräfte bedarf, um Eismassen so durcheinanderzuwerfen, wie wir es hier sehen. Millionen Pferdekräfte gehören dazu, meint Amundsen, und hätte die »Fram« sich nicht gehoben, sodaß das Eis unter ihrem Kiele nach Belieben weiter pressen konnte, so würde sie eine solche Pressung wol kaum ausgehalten haben. Aber sie ist so gebaut, daß sie es konnte, und in eine noch gefährlichere Lage, als sie bei diesen Pressungen war, kann sie schwerlich kommen. Liegt sie doch wie in einem Schraubstocke und muß den Druck der von der einen Seite herandrängenden Eistrücken aushalten.

Wir spielten abends gerade Halma zu Vieren, als eine starke Pressung das Schiff erschütterte. Peder stürmte mit der Meldung in die Thür, daß die Hunde im Begriffe seien, zu ertrinken. Alle Mann eilten auf Deck, aber Peder hatte die erschreckten Thiere, die in ihren Hütten bei dem immer höher steigenden Wasser laut winselten, schon befreit.

Wir brachten nun Proviant nach dem 200 Meter vom Schiffe entfernten Großen Hügel, wozu wir uns dreier Schlitten bedienten. Dann holten wir aus dem Großraume und dem Vorraume Lebensmittel für Menschen und Thiere, Pemmikan, Brot, Chocolate und allerlei Fleisch. Die Hunde liefen aufgereggt umher; sie schienen etwas Besonderes zu erwarten und suchten vergeblich nach ihren alten Schlafstätten. Lange dauerte es, bis sie hier und da unter einem Eisblocke zur Ruhe kamen.

Da jeder Mann einen Sack und die nöthige Kleidung bekommen hat, brauchen wir nur die Säcke auf das Eis zu werfen, wenn die Pressungen uns überrumpeln sollten.

Freitag Abend begann die Wache wie gewöhnlich um 11 Uhr. Das Eis war unruhig; schwere Eistrücken drängten auf der Backbordseite heran. Die Partie zwischen dem Schiffe und der Rinne preßte sich zusammen, die auf ihr befindlichen Schneelager stäubten bis zu uns hinüber, und es entstanden Querrisse, deren Ränder sich nach und nach unter dem anhaltenden Drucke der Eistrücken aufwärts bogen.

Ich hatte von 1 bis 2 Uhr die Wache; die Pressungen dauerten fort. Manchmal gab das Eis Laute von sich wie ein lebendes Wesen; es waren hohe und wieder unbeschreiblich tiefe Töne, die sich in der Nacht geradezu abscheulich anhörten. So hielt es die ganze Nacht bis morgens 5 Uhr an, wo alle Mann alarmirt wurden. Der Eistrücken war beinahe bis an die Lenzluke vorgerückt. Wir mußten nun die Proviantkisten nach unserm Depot am Großen Hügel schaffen, und das Hin- und herziehen der Schlitten in der Dunkelheit fing wieder an.

Im Schiffsraume wurde tüchtig herumgewirtschaftet, um die nothwendigen Lebensmittelsorten herauszufinden, und wir hatten bis Mittag recht schwer zu arbeiten. Patronen wurden vertheilt, jeder bekam 10 in seinen Sack, und eine Kiste mit Schrot- und Kugelpatronen wurde nach dem Depot gebracht. Dann aßen wir zu Abend, später als wir es sonst Sonnabends thun, und hofften auf eine gute Nachtruhe. Es sollte aber anders kommen.

Um 8 Uhr begannen die Pressungen wieder, und diesmal wurde es ernst. Die Eismasse zu unserer

Linken wälzte sich über das auf dem Vorderdeck ausgespannte Schneesegel hin bis zur Kommandobrücke empor. Jetzt galt es also, sich zu retten; der Ruf »Alle Mann auf Deck« ertönte. Nansen hatte ihn ausgestoßen. Dieser war gleich im Anfang auf Deck geeilt und hatte die Hunde, die das Schneesegel vor dem stürzenden Eise beschützte, losgemacht. Es war wirklich ein Wunder, daß das Segel hielt.

Ich war gerade dabei, die Strümpfe auszuziehen, und stand sehr leicht gekleidet in der Küche, wo ich gewartet hatte, bis nach Sverdrup die Reihe des Waschens an mich kam. Ich hatte mir eben erst die Hände naß gemacht, als der Alarmruf laut wurde. Es war ungemüthlich, dazusitzen und sich wieder anzuziehen, während einer nach dem andern auf Deck verschwand, die Pressungen ein betäubendes Gepolter verursachten und die »Fram« unter dem herandrängenden Eise ächzte. Ich kam nicht früher auf Deck, als bis die Pressung beinahe vorbei war und die andern schon wieder die Treppen hinabstiegen, um die Transportsäcke, die Schlafsäcke und allerlei Kleidungsstücke zu holen. Selbst in diesem Augenblicke, als alles zum Verlassen des Schiffes bereit war, zeigte sich, daß noch mancherlei unbedingt mitgenommen werden mußte.

Zum Glück betrug die Temperatur nicht mehr als einige 20 Grad Kälte. Sollte die »Fram« wirklich draufgehen, so waren wir ja auf dem Eise in Sicherheit und hatten dort Hunde, Schlitten, Segel, Zelte, Schlafsäcke, Kleider und Lebensmittel für ein ganzes Jahr. Allerdings waren wir mitten im Meere und von der nächsten bekannten Küste ungefähr 440 Kilometer entfernt.

Wir waren gar nicht niedergeschlagen, es schien uns nur merkwürdig, daß das Pressen jetzt mit einem male ganz aufhörte. Es war, als sei die Wuth des Eises gestillt, nachdem es uns vom Schiffe gejagt hatte. Nachher stellte sich heraus, daß die »Fram« sich beinahe um einen Fuß gehoben hatte und nach hinten vorgerückt war. Dabei hatte sie sich auch wieder ein bischen nach Steuerbord geneigt, und die Schlagseite, die in der Nacht auf den Sonnabend noch 7° betrug, ist jetzt 6 ½°.

Als alles wieder geborgen war und wir uns nach und nach alle an Bord eingefunden hatten, versammelten wir uns sämmtlich in Sverdrup's Kabine zu einem kleinen fröhlichen Gelage. Sverdrup theilte uns von seinem großen, durch Tauschhandel gewonnenen Honigkuchenlager mit, und wir stießen mit Malzextract darauf an, daß wir noch manches Glas an Bord der »Fram« trinken möchten.

Es wurde bestimmt, daß wir die Nacht über an Bord bleiben sollten. Die Wache wurde in gewohnter Weise angetreten, während wir andern uns in die leeren Kojen legten, bereit, beim ersten Alarmrufe auf Deck zu eilen. Unter den gegenwärtigen Umständen wurde jedoch aus dem Schlafen noch weniger als in der vorigen Nacht. Wir lagen eine Welle im Halbschlummer, mußten dann auf Wache und versuchten nachher wieder einzuschlafen. Aber die Nacht verlief ruhig und bisjetzt, da ich am Sonntag Mittag diese Notizen auf ein Stück loses Papier niederschreibe – unsere Tagebücher befinden sich drüben im Depot – haben die Pressungen noch nicht wieder angefangen.

Achtes Kapitel.

Ein verunglückter Abschied.

6. Januar. Heute Nachmittag waren alle Mann bei der Arbeit, da das Fortschaffen des Eises von der Schiffsseite uns viel zu thun gab. Es ging nicht so schnell, als wir gedacht hatten; zwischen der Windmühle und dem vorderen Rande des Halbdeckes lag eine schwere, mit Schneeschlamm untermischte Eismasse, und wir wunderten uns alle darüber, daß das Schneeseigel, das uns wirklich unschätzbare Dienste geleistet hat, eine solche Last hat tragen können.

Heute haben wir den Weltrecord geschlagen. Die Beobachtung ergab, daß wir uns auf 83° 34,2' nördlicher Breite und 102° 51' östlicher Länge befinden. Infolge dessen wurde abends ein Fest veranstaltet, bei dem wir aber leider müde und schläfrig waren. Wir tranken Polargrog, aßen Backwerk mit Südfrüchten und legten uns auch in dieser Nacht völlig angekleidet in den leeren Kojen nieder. Ein wenig Pressungen hat es im Laufe des Tages gegeben, aber die »Fram« hat nicht dadurch gelitten. Bald war an Bord wieder alles beim Alten. –

Ende Januar und den Februar hindurch fand allgemeine Eisabfuhr statt, mit welcher Arbeit sich die Kameraden sicherlich auch noch beschäftigt haben, nachdem Nansen und ich im März das Schiff verlassen hatten.

Pettersen prophezeit hin und wieder guten Wind; es geht ihm aber schlecht, wenn seine Prophezeiung sich nicht erfüllt, wovon er ja auch nicht sicher ist. Vor einiger Zeit sprach er sich ungefähr folgendermaßen aus: »Ich bin allerdings kein Wahrsager, aber ich glaube doch, daß wir bald einen »verteufelten Schub« nach Norden bekommen werden.« Aus dem »verteufelten Schub nach Norden« wurde freilich nichts, aber Pettersen wurde bei jeder Mahlzeit daran erinnert, da er ihn uns doch versprochen habe. Als sich lange Zeit danach ein starker Südost von 10 Meter in der Secunde mit Schneetreiben einstellte, kam Pettersen wieder in die Höhe.

11. Januar. Einige von uns sind heute im Depot gewesen, um den Proviant, die Kleidungsstücke, kurz alles, was dort liegt, zu ordnen. Bisher lagen die Sachen wüst durcheinander, jetzt sind sie ordentlich aufgestapelt. Von jedem liegt auf jedem Haufen etwas, damit wir, wenn es an einer Stelle ein Unglück geben sollte, nicht von einer Art alles verlieren können.

12. Januar. Es läßt sich nicht leugnen, daß wir den schlimmen Einfluß der Polarnacht hin und wieder an uns verspüren. Wie begreiflich sind die Gemüther nicht immer so gestimmt, wie sie es sein sollten. Wenn die Menschen, mit denen man zusammen ist, noch so gut und nett sind, ist es doch eine Kunst, den rechten Umgangston zu treffen. Wir Dreizehn sind ja immer, bei Tag und bei Nacht, unter den stets genau gleichen Verhältnissen beisammen, lernen einander in- und

auswendig kennen und müssen natürlich alle kleinen Schwächen und wunden Punkte entdecken. Die Stimmung ist bisweilen gedrückt; man wird leicht streitsüchtig, stichelt aufeinander und »mutzt«, wie man sagt, jede Aeüßerung, an der auch nur das Geringste auszusetzen ist, auf, selbst wenn es sich dabei um die gleichgültigste Sache der Welt handelt.

Die Vertheilung der Wärme ist jetzt im Salon und in den Kabinen recht ungleich, weil das Schiff nach Steuerbord hinüberneigt; die ganze Wärme hält sich dort beisammen. Leider wohnen aber alle diejenigen, welche die Wärme lieben, an Backbord. Sie heizen daher tüchtig mit Theeröl ein, um eine gemächliche Wärme zu erzielen, während es bei uns an Steuerbord so heiß ist, daß wir oben auf unsern Schlafsäcken liegen, ja, Hansen rechnet seine Beobachtungen in seiner Kabine manchmal bei ganz entblößtem Oberkörper aus.

Am meisten hatten wir davor Furcht, daß wir auf unserer Schlittenexpedition ein Bein oder einen Arm brechen könnten. Damit wir uns auch für diesen Fall zu helfen wüßten, mußten wir lernen, wie das Einschienen vorgenommen und wie ein Nothverband angelegt wird. Blessing hielt uns eines Abends einen Vortrag und zeigte uns, wie wir es machen müßten. Nansen saß auf dem Tische im Salon; er stellte einen Verletzten vor, der ein Bein gebrochen hatte, und wir andern sahen zu, wie der Doctor es anstellte. Als Nansen fertig war, kam die Reihe an mich; ich hatte einen Schlüsselbeinbruch. Blessing's Unterricht war leichtfaßlich und interessant, aber beide hofften wir, daß wir nie Gelegenheit haben möchten, unsere neuerworbenen Kenntnisse verwerthen zu müssen.

Jacobsen baute mit Hülfe einiger der andern in dem zusammengepreßten Eise an Backbord aus Eis eine prächtige Schmiede. Dort war jetzt bei Tag beständig Feuer in der Esse. Pettersen ließ den Hammer auf den Amboß niedersausen und war nicht wenig stolz darauf, daß er der nördlichste Schmied der Welt war, der bei 40° Kälte in einer Eisschmiede arbeitete, wo er von der Hitze nicht zu leiden und an Feuerversicherung nicht zu denken brauchte. Er schmiedete für die Schlittenexpedition ein Beil mit einem Blatte von der Größe einer Streichholzschachtel und konnte gar nicht begreifen, was wir mit einem so »verteufelt kleinen« Dinge wollten. Dann machte er für Nansen einen kleinen Bärenspeer, der jedoch nie einen Bären bedroht hat, sondern als Löthkolben benutzt und über unsern Thranlampen erhitzt wurde, als wir die Nähte unserer Kajaks auf dem Eise mit Stearin dicht machten. Wir hatten aber auch einen richtigen Löthkolben mitgenommen und bedienten uns desselben ebenfalls.

Die Schmiede wurde noch zu vielen andern Dingen benutzt. Die Schneeschuhe mußten sorgfältig mit einer Mischung von Theer, Talg und Stearin getränkt werden. Wir bedurften einer ziemlichen Auswahl von Schneeschuhen aus Birken-, Ahorn- und Hickoryholz, die alle stark und gut getränkt sein mußten, damit sie bei jeder Art Bahn zu gebrauchen waren. Die Schlittenkufen wurden mit derselben Mischung getränkt, ehe wir die neusilbernen Beschläge aufnieteten; wir präparirten sie in einem Kessel über dem Feuer mit Dampf, damit sie sich biegen ließen. Mogstad fertigte aus Ahornholz dünne Unterkufen an, die er über den Neusilberschienen befestigte. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß eingetheerte Holzkufen in der Kälte viel leichter glitten als Metallschienen, und außerdem machten diese doppelten Kufen die Schlitten bedeutend stärker. Sobald die Kälte nachließ und die Ladung sich vermindert hatte, brauchten wir nur die Unterkufen zu entfernen, um funkelnagelneue Neusilberschienen zu erhalten, die bei wärmerm Wetter besser glitten.

Pettersen hat eine Drahtstiftfabrik eingerichtet, Mogstad löthet Neusilber mit Schlagloth. Bei dieser Gelegenheit ist zum ersten und einzigen male an Bord Nachfrage nach Geld gewesen; Hansen hatte ein Fünfkronenstück in Gold, das jedoch nicht zu brauchen war, da es klingendes

Silber sein mußte. Schließlich gelang es Mogstad, noch ein Paar Fünfzigörestücke aufzutreiben, mit denen er löthen konnte. Beim Löthen entstand eine kleine Feuersbrunst; die Lampe explodirte, und jetzt haben wir auf unserm schönen Tische einen großen Brandfleck.

Amundsen hat sich in der letzten Zeit sehr mit der Ausbesserung der Windmühle abquälen müssen, die schon zu alt wird und deren Getriebe sehr abgenutzt ist. Es war ein saures Stück Arbeit, in der Kälte oben auf dem Maste in den harten Rädern des »Franz Joseph«, wie er die Mühle nennt, zu bohren. Er will sehen, ob er sie nicht doch wieder in Bewegung setzen und zum Füllen der Batterien bringen kann, damit wir vor unserer Abreise noch alle zusammen im Salon bei elektrischem Licht photographirt werden können.

Unsere Abreise ist vorläufig auf den 20. Februar festgesetzt, falls es dann nicht noch zu dunkel sein sollte.

Blessing hat die photographischen Arbeiten übernommen und sich von Nansen dazu anlernen lassen; wir nennen ihn Szacinski nach dem bekannten Photographen in Christiania und überhäufen ihn mit Bestellungen. Ich habe mich damit beschäftigt, alle meteorologischen Beobachtungen, Wasseruntersuchungen u. s. w. auf dünnes starkes Papier mit im Wasser unauslöschlicher Tinte abzuschreiben, da wir diese auf jeden Fall unbeschädigt mit nach Hause bringen müssen.

Das Tiefseeloth hat wieder angefangen, und alle Mann haben also vollauf zu thun. Wir arbeiten alle, jeder auf seine Weise, auf dasselbe Ziel hin, auf die Lösung der Aufgabe unserer Expedition.

Selbstverständlich kam es sehr darauf an, daß die Lebensmittel für eine Schlittenexpedition wie die unsere mit der größten Sorgfalt ausgesucht wurden. Vor allem müssen sie nahrhaft und tadellos erhalten sein, damit wir nicht den Skorbut bekommen, auch müssen sie leicht und concentrirt sein. Ferner war es wichtig, daß wir die Lebensmittel genießen konnten, wie sie waren.

Die wichtigste Nahrung auf Schlittenexpeditionen ist, wie die Erfahrung bewiesen hat, Pemmikan. Auf Nansen's Grönland-Reise war der Pemmikan zu trocken gewesen, und er und seine Begleiter hatten deshalb alle an Fetthunger gelitten. Diesmal aber hatte Nansen dafür gesorgt, daß dergleichen nicht wieder vorkommen konnte. Unser Pemmikan bestand aus dem besten Fleische; er war rein, rasch an der Luft getrocknet, pulverisirt und mit einem Zusatz von ebenfalls sehr gutem Rindertalg gemengt worden; er war fast ganz ohne Wassergehalt. Unsere Leberpasteten waren auf dieselbe Art zubereitet. Daneben hatten wir noch andern Pemmikan, der mit vegetabilischem Oele statt mit Rindertalg versetzt war, sich aber viel weniger haltbar erwies.

Der Pemmikan war uns von großem Nutzen, da auch die Hunde damit gefüttert wurden. Er kam aus der Fabrik in Blechbüchsen, in Backsteinformen von der Größe eines aus sauren Molken bereiteten Käses, und wir hatten natürlich keine Lust, ihn in dieser schweren Verpackung mitzunehmen. Wir machten deshalb Unterlagen daraus für die Boote auf den Schlitten. Damit die Kajaks bei der Fahrt über das holperige Eis auf den Schlitten fest und sicher blieben, bedurften wir der Unterlagen und statt diese aus Holz anzufertigen, nähten Sverdrup und ich Segeltuchsäcke von derselben Form wie der Kajakboden, ließen den Pemmikan zergehen und stopften dann diese Matratzen damit aus. Der Pemmikan wurde sofort wieder kalt und hart, sobald die Unterlagen an die freie Luft kamen.

Professor Waage's Fischmehl erwies sich während der Schlittenreise als ein vortreffliches Nahrungsmittel. Mit Mehl und Butter zubereitet war es ein herrliches Gericht, das uns auch trefflich erwärmte. Einige getrocknete Kartoffeln nahmen wir ebenfalls mit, die mit Pemmikan

zusammen den herrlichsten Labskaus auf der Welt gaben. Nansen zog das Fiskegratin vor, aber mir schmeckte, im Anfange wenigstens, Labskaus am besten.

Bei der Durchquerung Grönlands hatten Nansen und seine Begleiter sich beständig hungrig gefühlt. Damit wir nun wenigstens hin und wieder das angenehme Gefühl, das ein richtig voller Magen gibt, empfinden könnten, nahmen wir gedämpfte Hafergrütze und Maismehl zum Grützekochen mit.

Ferner hatten wir auch ein wenig englische »*Bril food*«, ein süßliches Mehl, das wir bald schätzen lernten, wie überhaupt Zucker und Mehl – von Chocolate gar nicht zu reden – bei uns sehr hoch im Kurse standen. Wir hatten gewöhnliche Chocolate sowie einige Tafeln mit Fleischpulverzusatz, doch unterschieden sich diese im Geschmack nur wenig von der erstern.

Molkenpulver nahmen wir ebenfalls mit. Es bestand aus pulverisirten Molken und wurde abends, bevor wir unsere durchfrorenen Körper im Schlafsacke zur Ruhe legten, in kochendem Wasser aufgelöst getrunken. Dieses Getränk war von geradezu wunderbarer Wirkung, und mehr als einmal sehnten wir uns bei den Anstrengungen in der Kälte nach einem Trunke.

Das Brot, das wir mitnahmen, enthielt natürlich so wenig Wasser wie möglich; es bestand aus zwei Sorten: Weizenbrot und Aleuronatbrot. Die Butter nahm Peder in Behandlung und knetete die Feuchtigkeit mit so eifrigem Bemühen heraus, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Sie war aber nachher auch so fest, daß ich auf der Reise ein stählernes Schnitzmesser daran abbrach.

Sverdrup hatte uns drei kleine Schlittensegel angefertigt, da wir den Wind zu Lande und zu Wasser soviel wie möglich benutzen mußten; Ruderblätter von spanischem Rohr mit ausgespanntem Segeltuche, die sich an den Schneeschuhestöcken befestigen ließen, erhielten wir auch. Außerdem nahmen wir noch einen kleinen Schlitten mit einem weißen Segel mit, wie ihn die Eskimos benutzen, wenn sie auf den Seehundsfang gehen.

Die Flinten und die Munition waren natürlich eine Hauptsache. Nach vielen Ueberlegungen und mancherlei Versuchen wurde beschlossen, daß wir ebensolche Gewehre mitnehmen sollten, wie Nansen auf der Grönland-Expedition gehabt hatte. Es waren zwei doppelläufige Flinten, jede für Schrot und Kugeln; der Kugellauf Kaliber 360 und der Schrotlauf Kaliber 20. Wir nahmen dazu 180 Kugelpatronen und 150 Schrotpatronen mit.

Messer hatten wir mehrere. Nansen benutzte eins der prächtigen großen Lappenmesser, deren sich die Nomaden Finmarkens im Sommer bedienen und deren große, flache, breite Stahlklinge auch als Beil benutzt werden kann. Eins der ausgezeichneten Messer mit Birkenrindeheft that uns ebenfalls großen Nutzen. Außerdem hatten wir eine Menge kleiner Messer, darunter eins, das ich von Sverdrup geschenkt bekommen, mit Korkzieher, Bohrer, Feile, Säge, Schraubenzieher u. s. w. Dieses Messer haben wir so aufgebraucht, daß es schließlich nur noch eine einzige Klinge besaß.

Unser Schuhzeug bestand aus einem Paar Komager und zwei Paaren Finnenschuhe. Die Finnenschuhe waren aus dem auf den Hinterbeinen des männlichen Renthiers sitzenden Felle gemacht, nicht aus dem sonst gewöhnlich dazu genommenen Kopffelle, da das erstere ebenso warm, aber viel stärker als das andere ist. Die Komager waren aus Seehundfell und wurden mit Theer und Thran eingerieben. Wir stopften Sennegras in das Schuhzeug, zogen dann Socken von dickem Fries und Ueberstrümpfe von Haargewebe an und trugen darüber Wolfsfellgamaschen. Eigentliche Strümpfe trugen wir nicht; wir hatten jeder ein Paar mitgenommen, schnitten sie aber durch, sodaß wir Fuß und Schäfte für sich benutzen konnten.

Das Kochgeschirr war so eingerichtet, daß wir mit möglichst geringer Hitze unser Essen bereiten

und möglichst viel Eis schmelzen konnten. Die Wärmequelle war Petroleum im Primuskocher, da dieser Petroleumgasapparat sich als der am sparsamsten brennende erwiesen hatte.

Wir leben jetzt sehr üppig von dem Fleische der drei zuletzt erlegten Bären. Juell ist ein Meister in der Zubereitung köstlicher Beefsteaks mit Petersilienbutter, und wir finden alle, daß wir hier wie unser Herrgott in Frankreich leben, besonders wenn wir lesen, wie andere Expeditionen es gehabt haben.

Am 23. Januar lotheten wir sogar zweimal und fanden das eine mal bei 3600 Meter, das andere mal bei 3500 Meter Grund.

25. Januar. Heute haben Nansen und ich im Raume an unsern Schneeschuhen gearbeitet. Es ist jetzt tagsüber klares Wetter, und der helle Streifen am Mittag über dem südlichen Horizonte, der die allmähliche Annäherung der Sonne verkündet, wird täglich breiter. Die schlimmste Zeit der Polarnacht haben wir hinter uns. Die Temperatur hat gestern und heute unter -50° betragen. Dazu ist die Luft heute fast ganz still, aber Pettersen war draußen und prophezeit wieder Wind.

Im Raume befindet sich unsere Tischlerwerkstatt, sicherlich die kälteste auf der Welt, da wir dort -20° haben, wenn nicht gar noch mehr.

1. Februar. Heute arbeite ich wieder mit Sverdrup zusammen; wir biegen eschene Stäbe im Dampf. Wenn wir draußen in der Schmiede stehen, denken wir selten daran, daß erst 3500 Meter unter uns fester Boden ist. Wir haben es nicht besonders warm, aber an die Kälte sind wir wirklich schon gewöhnt.

Der Salon ist das reine Chaos; improvisirtes Beschlagmaterial, Löthwerkzeuge und Zurrleinen liegen dort durcheinander, denn alle Arbeiten, die sich in der Kälte nicht vornehmen lassen, werden hier in unserm einzigen warmen Zimmer ausgeführt. An den Wänden und von der Decke herab hängen Holzstücke, Schneeschuhe, Schlittenkufen, Neusilber, Eschenstöcke im trauten Verein mit Bildern, Barometer, Barograph, Wanduhr, Anzügen, Pelzen, Gewehren und Proviantensäcken. Man kann sich kaum noch dazwischen durchfinden.

Nansen theilte uns heute mit, daß die Briefe, die unsere Kameraden uns mitgeben, nur das einfache Gewicht (15 Gramm) haben dürften, da es leicht sein könnte, daß wir, um uns zu retten, alles im Stiche lassen müßten, wir aber die Briefe so lange wie möglich bewahren würden und es deshalb darauf ankomme, daß sie möglichst leicht seien. Unsere Kameraden haben aber nicht einmal auf so viel gerechnet, und da sie alle ihre Briefe mit winzig kleiner Schrift schreiben, können sie auf 15 Gramm dünnem Papier eine ganze Masse sagen.

Nansen und ich probirten die beiden von Sverdrup für uns angefertigten Schlafsäcke, um zu sehen, ob sie auch warm genug seien. Sie wogen nur 3,5 und 2,3 Kilogramm. Wir lagen ein Paar Nächte im Freien, froren aber darin. Sie waren entschieden zu dünn, und wir sahen ein, daß sich bei den Schlafsäcken an Gewicht nichts werde sparen lassen. Sverdrup mußte noch einmal heran; er nähte uns nun einen Doppelsack aus dem dicken Felle eines ausgewachsenen Renthieres.

Aus einem auf einem Eishügel stehenden Anemometer, das sich Tag und Nacht drehte und immerwährend reparaturbedürftig war, machte Mogstad für uns einen Distanzmesser, der auf dem hintersten Schlitten angebracht wurde.

Am 10. Februar war es so hell, daß wir mittags ohne Licht lesen konnten.

Die Hunde haben es jetzt gut. Auf dem ganzen Eise beim Schiffe liegen Hundekuchen umher, werden von ihnen aber kaum angerührt. Sie bekommen jetzt nämlich so viel zu fressen, als sie nur haben wollen, damit sie sich für die bevorstehenden Anstrengungen stärken. Die vier

Hundekadaver, die den ganzen Winter unter dem Klüverbaume gehangen hatten und von ihnen schon lange mit begehrliehen Blicken betrachtet worden waren, fanden reißenden Abgang. Außerdem erhalten sie Pemmikan und Speck. Mit Ausnahme des »Leibjägers« sind sie alle recht wohlgenährt. Es ist jetzt nicht mehr so wie damals, als der selige »Menschenfresser« auf dem Brotsacke lag und ihn gegen die andern vertheidigte. Auch für Hunde ändern sich die Zeiten, und die nächste Zukunft wird uns und ihnen wol noch größere Veränderungen bringen.

Neben Pettersen haben wir in Peder noch einen Propheten an Bord; er kündigt aber nur Nordwind an. Er bedient sich dabei des Kalenders und behauptet, daß der Wind stets aus Norden wehen muß, sobald der Jupiter eine gewisse Stellung am Himmel einnimmt.

Als Peder's Prophezeiungen ein paarmal eingetroffen waren, fand er in Amundsen sofort einen eifrigen Anhänger. Wenn aber der angekündigte Nordwind ausblieb und wir statt dessen nach Norden trieben, so genirte dies Peder nicht im geringsten. Er erklärte, daß auf dem Eise, vier Kilometer vom Schiffe, jedenfalls Nordwind wehe, und versicherte uns, daß wir von der Wahrheit dieser Behauptung fest überzeugt sein könnten.

22. Februar. Heute sind wir über das Schlimmste hinweg. Die Schneeschuhe sind, das Riemenwerk inbegriffen, vollständig in Ordnung, der Proviant ist verstaut, und die vier Schlitten stehen mit voller Ladung neben dem Schiffe. Wir haben über die Proviantsorten ein Verzeichniß aufgenommen, und dabei hat sich herausgestellt, daß wir, wenn die Instrumente und die Munition mitgerechnet werden, über 100 Kilogramm Uebergewicht bekommen. Es muß also noch eine Reducirung vorgenommen werden. In diesen Tagen sind, wie es so zu sein pflegt, eine Menge Kleinigkeiten fertig geworden oder im Begriffe fertig zu werden, darunter die kleinen Harpunen, die an der Zwinge der Schneeschuhstöcke befestigt werden können, Kajakpumpen, Hundeschuhe aus Seehundfell und zwei aus kurzen doppelten Koppeln gebogene Drahtseile. Wir werden diese Seile zwischen die Schlitten spannen, um daran bei unserm ersten Nachtlager die Hunde anzubinden, damit wir nicht befürchten müssen, daß sie wieder nach dem Schiffe zurücklaufen. Wir nahmen von vornherein an, daß die Hunde sich in einem solchen improvisirten Lager leichter an die Reise gewöhnen würden, als wenn sie mit uns auf dem Eise liegen müßten.

24. Februar. Gestern und heute sollten Ruhetage vor der Abreise sein, es waren aber die anstrengendsten Arbeitstage, die wir je gehabt haben. Die Arbeit drängt sich wie ein Wirbel zusammen; es geht schneller und schneller und schließlich werden wir doch fertig werden.

Trotz aller Arbeit hatten die Kameraden Zeit gefunden, den Salon im Laufe der Nacht mit Fahnen zu schmücken und über dem Sopha drei neue elektrische Lampen mit bunten Papierschirmen anzubringen. Das Mittagessen verlief sehr feierlich. Scott-Hansen spendete Rothwein, den er die ganze Zeit über versteckt gehabt hatte. Blessing hielt eine Rede, worin er Nansen zu dem bisher von der Expedition erreichten Resultate gratulirte und uns beiden wünschte, daß wir nach einer glücklichen Reise zu Hause alles gesund wiederfinden möchten.

Nansen antwortete für uns beide, daß wir uns des Lebens an Bord der »Fram« noch manches mal mit Wehmuth erinnern und sicher der Kameraden im Eise gedenken würden, wenn es uns beschieden sei, lebendig und gesund in die Heimat zurückzukehren. Er hoffe, daß keiner an Bord diese Fahrt bereuen würde, und bitte uns, ein Glas auf allseitiges fröhliches Wiedersehen in Norwegen zu leeren. Nach Tische gab es Kaffee mit Curaçao, dann eine kleine Ruhepause, hierauf ging es wieder ans Nähen, Patronenladen, Schleifen, Gewehrputzen und Ordnen der Fischereigeräthe, Nähutensilien und Kajakpumpen. Die Kleidung war noch nicht ganz fertig, die Windjacken mußten geändert und hier und da Bänder und Strippen angenäht werden. Wir hatten buchstäblich bis zum letzten Augenblick zu thun.

Jetzt, da ich dies schreibe, ist es 12 ½ Uhr morgens; der Montag, der Tag vor unserer Abreise, ist also schon angebrochen. Ich muß auch noch meine Briefe nach Hause abschließen und will mich dann zum Schlusse noch einmal gründlich waschen. Alle Mann sind auf den Beinen; Bentsen sitzt bei uns im Schlafräume und erzählt Geschichten. Heute Abend haben wir noch einmal Polargrog getrunken und uns an Südfrüchten und Confect gütlich gethan. Kapitän Sverdrup hielt eine kleine Rede, nur wenige, aber aus warmem Herzen kommende Worte. Nach Tische ging Nansen wieder an seine Arbeit, die darin bestand, Blessing eine Menge Vorschriften über die Beobachtungen des im Meere vorkommenden kleinen Gethieres zu dictiren.

Endlich, am Dienstag, 26. Februar, konnten wir Lebewohl sagen. Es war kein leichtes Ding! Das Wetter war trübe, kalt und schneeig, der Wind Ost zu Süd.

Zum letzten male wurde von denen, die an Bord blieben, Abschied genommen. Sverdrup, Hansen, Blessing, Mogstad und Hendriksen begleiteten uns. Sie nahmen ein Zelt mit, da sie uns in der ersten Nacht noch Gesellschaft leisten wollten. Nansen glitt auf seinen Schneeschuhen voran und zeigte uns den Weg; ihm folgte der erste Schlitten, in dessen Gespann »Kvik« der Leithund war. Es wurde jedoch keine lange Reise.

Wir waren noch nicht weit vom Schiffe entfernt und der Kanonenschuß war eben verhallt, als einer der schwer beladenen Schlitten auf einem kleinen Eisrücken entzweiging, da eine hervorstehende scharfe Eisspitze drei Querhölzer zwischen den Kufen zerschnitten hatte. Da standen wir nun. Es blieb uns nichts weiter übrig, als nach unserm Ausgangspunkte zurückzukehren.

Wir hätten es uns beim Abschiede wahrhaftig nicht träumen lassen, daß der Augenblick der Rückkehr schon so nahe bevorstehe, aber es war auch ein Glück, daß wir mit all unsern Sachen noch nicht weiter fort waren. Die Schlitten waren also für die schwere Ladung nicht fest genug und mußten verstärkt werden. Nansen bestimmte, daß wir noch zwei neue Schlitten zu unsern vieren hinzufügen und die Ladung auf alle sechs vertheilen sollten.

So begann denn die Arbeit wieder mit demselben Eifer wie vorher. Sverdrup und ich standen noch einmal zusammen in der Schmiede, wo wir die neuen Schlitten theerten. Dann wurde bei allen ein langes breites Brett mit Stahldraht unter den Querhölzern festgebunden, damit uns künftig keine Eisspitzen Verdruß bereiten können. Auch wurden die Schlitten genau untersucht und dann erst wieder beladen. Mit dieser Ausrüstungsarbeit wurden wir am Mittwoch Nacht fertig, am Donnerstag sollte die Abfahrt zum zweiten male vor sich gehen.

Donnerstag, 28. Februar, ging es wieder mit derselben, diesmal auf sechs Schlitten vertheilten Ladung fort. Sverdrup, Blessing, Mogstad, Hansen und Hendriksen beluden einen einfachen Schlitten mit einem Zelte und sonstigem Zubehör, um uns noch eine oder zwei Tagereisen weit das Geleite zu geben. Die andern Kameraden kamen ebenfalls eine Strecke mit, am weitesten Jacobsen und Bentsen.

Obgleich bei jedem Schlitten ein Mann war, um beim Passiren holperiger Stellen und Eisrücken nach Kräften zu helfen, ging es doch nur sehr langsam. Wir mußten uns gehörig anstrengen, da die Schlitten bald geschoben, bald gehoben werden mußten und die Hunde oft nicht mehr weiter wollten, nicht nur bei Hindernissen, sondern auch auf ebener Bahn. Bald ward uns klar, daß die Ladung noch immer zu schwer war, und nach kurzer Fahrt machten wir halt, um zwei Bootsunterlagen und einen Sack mit Pemmikan auszuwerfen, was etwas half.

Bentsen und Jacobsen kehrten jetzt um; der letztere meinte beim Abschiede, daß wir sicherlich noch einmal nach der »Fram« zurückkehren würden. Den abgeworfenen Proviant trugen sie nach

einem Eishügel und befestigten dort einen unterwegs abgebrochenen Schneeschuh, um die Stelle später wiederfinden zu können, wenn diese Lebensmittel bei Gelegenheit vom Schiffe aus geholt werden sollten.

Mit unserer verminderten Last zogen wir weiter, aber besonders schnell ging es auch jetzt nicht. Bald schlugen wir ein Lager auf und errichteten die Zelte. Die Hunde wurden zu zweien nebeneinander angekoppelt und gefüttert. Wir bekamen einen kleinen Vorgeschmack davon, wie lange es dauern würde, bis wir mit dem Lager in Ordnung wären, wenn wir beide es allein besorgen müßten, und sahen ein, daß wir uns, wenigstens zu Anfang, auf ziemliche Zeit gefaßt zu machen hätten.

In dem großen Zelte unserer fünf Begleiter wurde ein großes Fest gegeben. In unsern Wolfsfellkleidern kam es uns dort drinnen ganz behaglich warm vor. Sie tischten ein feines Abendessen auf, das aus Chocolate, Butter, Brot, Fleisch und Napfkuchen bestand, welcher letzterer noch den Theerölgeruch aus der Küche der »Fram« an sich hatte. Dann holten sie eine große Flasche hervor und brauten uns aus reinem Alkohol einen ausgezeichneten Grog, den wir uns aus unsern Blechbechern trefflich schmecken ließen. Die Pfeifen wurden angezündet, und Nansen und Blessing hielten Reden. Nach einem gemüthlichen Abend legten wir uns in unsern Schlafsäcken zur Ruhe nieder. Aus dem Schlafen wurde aber nicht viel, dafür sorgten schon die Hunde, die während der ganzen Nacht heulend nacheinander schnappten.

Am nächsten Tage (Freitag, 1. März) war der Himmel trübe und der Wind Ost zu Süd. Wir brachen das Lager ab, und dann zog die ganze Gesellschaft nach mehrstündiger Arbeit mit dem Beladen, Anspannen und Kochen weiter.

Im Laufe des Freitag Nachmittags kam die Stunde des letzten Abschieds. Trübe war das Wetter, trübe die Stimmung; noch war die Polarnacht nicht vorbei. Wir tauschten den letzten Händedruck aus und nahmen die letzten vertraulichen Botschaften an die Lieben in der Heimat entgegen. Auf beiden Seiten wurde die Bewegung mühsam zurückgedrängt. Dann waren Nansen und ich mit unsern sechs Schlitten in der Eiswüste allein.

Wir machten keinen langen Tagemarsch, dazu ging die Fahrt zu langsam. Nansen ging voran und zeigte den Weg. Wenn die Schlitten anhielten – zwischen jedem Halt lagen nicht viele Schritte –, mußten wir sie wieder in Gang bringen. Dann eilten wir zwischen ihnen hin und her, schoben hier und hoben dort und ruhten nicht eher, als bis sie alle wieder ins Gleiten geriethen.

Am Tage darauf ging es in derselben Weise weiter, und bald wurde uns klar, daß weder die Hunde noch wir einer solchen Anstrengung gewachsen waren, selbst wenn wir annahmen, daß es leichter werden würde, je weiter wir nach Norden kämen. Das Eis war ebenfalls nichts weniger als gut. Wir machten also halt, und Nansen erklärte, daß die Ladung noch einmal verringert werden müßte.

Hätten die andern uns noch nicht verlassen, meinte er, so wäre es das Vernünftigste gewesen, gleich wieder mit ihnen nach dem Schiffe zurückzukehren.

Er machte einen kleinen Ausflug nach Norden, um dort das Eis zu recognosciren, während ich die Hunde fütterte und das Lager in Ordnung brachte. Als er wieder kam, wurde der Primus angezündet, wir speisten und kröchen dann in unsere Schlafsäcke.

Am andern Morgen nahm Nansen ein starkes Hundegespann und fuhr mit einem der Schlitten nach der »Fram« zurück, um uns von dort Hülfe für unsern Rückzug zu holen.

Nun befand ich mich ganz allein auf den stillen Eisfeldern. Es war der 3. März, ein Sonntag. Das

Wetter war schön und frisch. Ob das, was ich unten am Horizonte sah, wirklich die Sonne war, wußte ich nicht ganz sicher. Platt und feuerroth, ohne auch nur die geringste Wärme zu spenden, stand sie zum ersten male wieder am Himmel; aber es war doch die Sonne, die neues Leben ins Lager brachte. Ganz hinten in der Ferne zeichneten sich die Masten der »Fram« in der klaren Luft ab; ich peilte sie der Sicherheit wegen mit dem Kompaß an, denn lieber wollte ich mit der ganzen Karawane nach dem Schiffe aufbrechen, als die Rückkehr der andern unthätig im Zelte erwarten.

Ich reiste also auf folgende Weise zurück.

Erst ließ ich drei Schlitten von allen Hunden ziehen, während die beiden andern stehen blieben. Sobald ich dann mit den Dreien eine kleine Strecke zurückgelegt hatte, band ich mir selbst die Zugleinen um den Leib und ließ mich, auf den Schneeschuhen stehend, von den Hunden ziehen. Es war mir jedoch nicht möglich, bei dem holperigen Eise fest auf den Schneeschuhen zu stehen. Sobald die Thiere die leichte Last fühlten, eilten sie wie der Blitz dahin. Dies paßte wieder mir nicht; ich wurde in den Schnee geworfen und mitgeschleift und mußte zum ersten und letzten male als Schneepflug fungiren. Die Schneeschuhe hatte ich obendrein noch an den Füßen. Endlich kam uns ein Eisrücken in den Weg, an dem ich mich vor Anker legte, während die Thiere mit meinem Messergürtel, der sich gelöst hatte, durchgingen. Schon fürchtete ich, daß sie sich alle zusammen empfohlen hätten, aber merkwürdigerweise blieben sie stehen, sowie sie sich frei fühlten, und sahen sich neugierig aus einiger Entfernung nach mir um.

Nun schnallte ich die Schneeschuhe ab und lockte die Hunde mit guten Worten zu mir heran. Dann ließ ich mich wieder von den Hunden ziehen und sauste auf meinen Fennschuhen dahin, daß der Schnee nur so stob. Natürlich ging es auch wieder ein paarmal kopfüber, aber da ich keine Schneeschuhe mehr an den Füßen hatte, konnte ich stets gleich wieder auf die Beine kommen. Es schien mir wirklich ein großes Vergnügen, so allein in der Eiswüste, wo noch kein Mensch gewesen war, nach Norden dahin zu fliegen.

Auf diese Weise erreichte ich die zurückgelassenen Schlitten und holte sie einen nach dem andern nach dem Platze, wo die andern standen. Das Schlimmste dabei war, sie über den hohen Rand einer überfrorenen Rinne dicht beim Lager hinaufzuziehen, aber im ganzen ging es bei meiner lustigen Art zu reisen doch so schnell, daß ich, als der Abend kam, eine größere Strecke des Weges zurückgelegt hatte, als wir am Tage vorher vorgerückt waren.

Bald hatte ich auch einen hübschen Platz für das Zelt gefunden, schlug das Lager auf, gab den Hunden ein wenig Pemmikan und begann, mir mein eigenes Abendessen zu bereiten. In lebhaften Farben malte ich mir aus, wie gut es sein würde, etwas Warmes in den Leib zu bekommen, dann Licht anzuzünden und in den Schlafsack zu kriechen, um dort schließlich in aller Ruhe und Bequemlichkeit die Ereignisse der letzten Tage ins Tagebuch einzutragen.

Doch als ich noch mit dem Kochapparate hantierte, begann »Suggen« zu bellen und erhielt sofort aus einiger Entfernung Antwort. Ich eilte ins Freie und hörte ebenfalls Stimmen; auch sah ich hinten zwischen den Eishügeln Hunde mit einem Schlitten, auf dem zwei Personen saßen, bald auftauchen, bald wieder verschwinden. In kurzer Zeit kamen sie ins Lager gesaust, während die Hunde einen entsetzlichen Lärm machten. Es war Nansen's Gespann, mit dem Scott-Hansen und Nordahl gekommen waren, um mir über Nacht Gesellschaft zu leisten. Das war eine Freude! Hansen erzählte mir, daß er seine letzte Beobachtung ausgerechnet habe und wir uns danach auf 84° 4' nördlicher Breite befänden. Da nun heute auch die Sonne zum ersten male sichtbar sei, werde an Bord ein großes Fest veranstaltet, wir Drei wollten aber hier draußen auch ein solches abhalten.

Wir genossen ein einfaches Abendessen und zündeten dann die Pfeifen an. Sverdrup hatte ihnen

für mich seine beste Pfeife mitgegeben, da er wußte, daß ich keine hatte. Pfeifen und Taback hatten wir nämlich auf die Schlittenreise nicht mitgenommen. Da die beiden auch Alkohol mitgebracht hatten, brauten wir uns noch einen Grog. So verlebten wir zu dritt einen außerordentlich gemüthlichen Abend; die Stimmung im Zelte fern von unserer Heimat war so heiter, daß wir unsere alten Volkslieder sangen. Erst spät in der Nacht krochen wir in die Schlafsäcke, Hansen und ich in den doppelten und Nordahl in einen einfachen, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte.

Am nächsten Morgen kamen Nansen, Sverdrup und Peder auf Schneeschuhen vom Schiffe. Wir brachen das Lager ab und zogen zum zweiten male nach Hause, aber in der Nähe der »Fram« wurden wir von einer neugebildeten langen Rinne aufgehalten. Um sie herum war nicht zu kommen, und da wir keine Lust hatten, im Kajak überzufahren, zogen wir die Schlitten wieder auf das sichere Eis und ließen sie dort einstweilen stehen, um sie an Bord zu holen, sobald die Rinne wieder zugefroren sein würde. Wir selbst und die Hunde kamen auf kleinen Eisstücken ganz gut hinüber.

So saßen wir denn wieder in der warmen, gemächlichen Kajüte und ließen dem reichbesetzten Tische volle Gerechtigkeit widerfahren.

Als wir das erste mal mit vier Schlitten auszogen, kamen auf jeden circa 280 Kilogramm. Ganz genau kannten wir das Gewicht nicht, da nicht alles gewogen worden war. Das Gewicht des gesammten Proviantes betrug nicht ganz 1000 Kilogramm. Als wir zum zweiten male starteten, war dasselbe Gewicht anfangs auf sechs Schlitten vertheilt, dann aber wurden zwei Bootsunterlagen und ein Sack mit Pemmikan, zusammen circa 150 Kilogramm, unterwegs zurückgelassen. Jeder der sechs Schlitten trug also ungefähr 160 Kilogramm, zwei waren aber außerdem noch mit je einem Kajak belastet. Dabei hatten wir das Gewicht der Schlitten selbst noch nicht in Anschlag gebracht; es stellte sich heraus, daß einer der größten von ihnen mit Kufenschonern und Schneeschuhen 34 Kilogramm wog.

Mit so großer Last und so schweren Schlitten konnten wir nicht fertig werden.

Nach erneuten Ueberlegungen und Berechnungen entschied sich Nansen für drei Schlitten mit einer Last von je 220 Kilogramm. Wir sollten Proviant für uns selbst auf 100 Tage und für die Hunde auf 30 Tage mitnehmen. Die drei Schlitten wurden auf jede Weise verstärkt; auf der Oberseite der Querhölzer wurden Eschenrippen befestigt und zwischen jenen und den Stützen kleine eiserne Verbindungen angebracht.

Die Wolfsfellanzüge erwiesen sich als für die Reise nicht recht geeignet. Wenn man nachts damit im Schlafsack lag, wurden sowohl sie, wie der mit den Haaren nach außen gekehrte Sack feucht, und wenn wir sie abends vor dem Schlafengehen anzogen, waren sie so steif, daß wir den Pelz kaum über den Kopf ziehen konnten. In der letzten Nacht auf dem Eise waren es $-42,8^{\circ}$, während im Thermometerhause beim Schiffe in derselben Nacht nur $-39,7^{\circ}$ gewesen waren.

Wir schneiderten aus unsern wollenen Schlafdecken ein Nachtgewand zurecht, in das wir uns einknöpfen konnten, wenn wir im Sack lagen; vorn ließen wir es offen, damit wir es, wenn wir bei Tage Rast machten, auch als Plaid umwerfen könnten. Sverdrup machte den Schlafsack ein wenig größer, da wir ihn zu eng gefunden hatten, wenn die Haare nach innen kamen.

Dann lagen wir eine Nacht im Freien, um die neue Einrichtung zu erproben. Der Schlafsack war mit den Haaren nach innen gekehrt und die wollenen Decken hatten wir ganz zugeknöpft. Unser sonstiger Anzug bestand aus zwei dicken wollenen Hemden, Unterhosen, Wadenstrümpfen, Socken, Finnenschuhen, Kniehosen aus Fries und Gamaschen. Darüber trugen wir auf dem

Oberkörper eine leichtere wollene Jacke, eine Jacke von Kamelhaaren, außerdem Nansen eine isländische Wollenbluse und ich einen Anorak aus Fries. Den Kopf bedeckte eine wollene Kapuze. Unsere Erfindung erwies sich als probat, und es war viel trockener im Sacke als bisher.

Die dritte Ausrüstung war jetzt auch fertig geworden, und bald waren wir wieder so weit, daß wir den Kameraden und der »Fram« zum dritten male Lebewohl sagen konnten. Ich war mit Jacobsen zusammen unten im Raume und machte die eisernen Verbindungen zwischen den Schlittenquerhölzern fest. Dabei erklärte er mir, daß er uns jetzt gar nicht mehr Adieu sagen werde, da wir gewiß auch diesmal wie bisjetzt immer wieder zurückkämen.

Allerdings kehrten wir wieder an Bord der »Fram« zurück, aber erst nach Jahr und Tag daheim in Norwegen im Hafen von Tromsö!

Neuntes Kapitel.

Im höchsten Norden.

Am 14. März 1895 dröhnte wieder Kanonendonner über die öden Eisfelder hin, und von der »Fram« wehte die norwegische Flagge. Diesmal wurde es Ernst mit der Reise.

Auch jetzt hatten wir Begleitung auf dem Wege, die uns über das erste Alleinsein hinweghelfen wollte. Sverdrup und Mogstad verließen uns gegen Abend, aber Scott-Hansen, Hendriksen und Pettersen blieben noch bis zum nächsten Tage bei uns. Nansen ging wieder voran, um den Weg zu zeigen; ihm folgte sein Kajakschlitten, der von »Kvik«, »Baro«, »Lilleräven« (Füchslin), »Sjölike« (Segeltau), »Narrifas«, »Freia«, »Barbara«, »Potiphar« und der »Klapperschlange« gezogen wurde. Dann kam der Mittelschlitten, und am Schlusse ich mit meinem Kajak. Der erstere war mit »Suggen«, »Barnet«, »Haren« (Hase), »Gulen« (der Gelbe), »Flint« (Feuerstein), »Kaiphass«, »Blok«, »Bjelki« und »Sultan« bespannt, und das letzte Gespann bestand aus »Barrabas«, »Kvindfolket« (Frauenzimmer), »Perpetuum«, »Katta« (Katze), »Livjägeren« (Leibjäger), »Storräven« (Großer Fuchs), »Isbjörn« (Eisbär), »Russen« (Russe), »Pan« und »Ulenka«.

Auf ebener Bahn ging es ausgezeichnet, aber die Eisrücken machten uns viel Mühe und kosteten uns viel Zeit. Ich brach gleich zu Anfang meinen einen Schneeschuh durch und erhielt dafür einen von Mogstad, der nun auf anderthalb Schneeschuhen heimstümpern mußte. Als wir halt machten, um das Lager aufzuschlagen, zeigte das Distanzmesserrad auf dem hintersten Schlitten, daß wir 11 Kilometer zurückgelegt hatten. Wir waren mit der Zeit hungrig und durstig geworden. Der Durst war vielleicht ein wenig größer als gewöhnlich, weil wir am letzten Abend noch ein Fest an Bord gefeiert hatten. Jedenfalls fühlten wir uns erst dann ganz wohl, als wir bei einer reichlichen Mahlzeit gemüthlich im Zelte saßen.

Am nächsten Tage trennten wir uns von unsern drei Kameraden, die die Nacht in einer mit Hülfe von Schneeschuhen und Schneeschuhstöcken erbauten Schneehütte zugebracht hatten. Es war dort natürlich nichts weniger als warm gewesen, weshalb sie am Morgen auch schon sehr früh auf den Beinen waren. Sie halfen uns beim Abbrechen des Lagers und beim Anspannen der Hunde. Dann dankten wir ihnen für ihre Begleitung, schüttelten einander die Hände und schlugen bewegten Herzens den Weg nach Norden ein. Als ich von Scott-Hansen Abschied nahm, wurde ich von dem einen Gespann, das in Unordnung gerathen war, umgeworfen und mußte hinter den Schlitten herlaufen; ich hatte aber doch noch Zeit, mich nach den Dreien umzusehen, die stehen geblieben waren und den nach dem unbekanntem Norden Ziehenden gedankenvoll nachblickten.

Montag, 18. März. Heute ist unser fünfter Reisetag, und nach dem Meterrade haben wir über 45 Kilometer zurückgelegt. Auf ebener Bahn, bei glattem Eise geht es sehr schnell vorwärts; aber dann kommen Eistrüben und Rinnen, die wir nur mit großer Anstrengung überwinden. Am schlimmsten sind für uns die Rinnen, da wir dort erst nach einem Uebergange suchen müssen und dabei viel Zeit einbüßen.

Die »Fram« ist schon lange aus unserm Gesichtskreise verschwunden; außer uns beiden sind hier nur noch die Hunde zu erblicken. Das Eis sieht jedoch besser aus, je weiter wir nach Norden kommen, und die Schlitten werden mit jedem Tage leichter. Der mittelste Schlitten, der meistens ohne Aufsicht ist, wirft leider oft um, und wenn ich ihn dann wieder aufrichte, bleibt mein Schlitten gewöhnlich stehen und muß wieder durch Schieben in Gang gebracht werden.

Wir leiden von der Kälte, die sich beständig auf circa -40° hält. Bei Tage ist es warm genug, da wir uns oft so abplagen, daß uns der Schweiß von der Stirne rinnt, aber bei Nacht ist es dann um so schlimmer. Feucht ist es auch. Gestern breiteten wir die wollenen Decken auf unsern Kajaks aus, damit sie während der Fahrt trockneten. Unsere auf die Sonne gesetzten Hoffnungen wurden jedoch zu Schanden; sie ist so unbeschreiblich kalt und so weit fort, daß sie noch keinen Faden zu trocknen im Stande ist.

Abends sehnen wir uns danach, in den Schlafsack zu kriechen, und morgens sehen wir nur zu, wieder in Bewegung zu kommen. Aber langsam geht es damit, besonders weil wir jeden einzelnen Hund vor dem Einspannen erst loskoppeln müssen. Abends nach Schluß des Tagemarsches füttern wir die Hunde; sie haben dann etwas, worauf sie sich freuen können, und strengen sich den Tag über an, um so schnell wie möglich dorthin zu kommen, wo ihnen, wie sie wissen, die Fütterung winkt.

Den »Leibjäger« binde ich hinten an einen der beiden unter meiner Aufsicht stehenden Schlitten an; er ist ganz zum Wrack geworden und kann im Gespanne nichts mehr nützen; er wird jetzt nur noch als Schlachtvieh mitgenommen. Gestern wäre er beinahe erdrosselt worden; ich mußte daher das Tau, an dem er vom Schlitten mitgeschleift wurde, kappen. Neulich abends habe ich einen Finger erfroren, sodaß ihn Nansen mit Schnee reiben mußte. 19. März. Gestern hatten wir das Unglück, daß der mittelste Schlitten gegen einen Eisvorsprung prallte, wobei ein Proviant sack mit Fischmehl verloren ging. Dies hielt uns eine Weile auf, da der ganze Schlitten natürlich umgepackt werden mußte. Das Meterrad ist auch zerbrochen, und mein Kajak hat beim Umwerfen des Schlittens in der Seite ein Loch erhalten. Nansen hat die Scheide seines Bärenspeeres verloren und den Taschenkompaß auf einem Eishügel vergessen, auf dem ich ihn glücklicherweise noch erblickte.

Mittags halten wir ein wenig Rast und verzehren ein Butterbrot mit etwas Fleischchocolade, fangen aber gleich an zu frieren, weshalb wir uns so schnell wie möglich wieder aufmachen. Trotz aller, Widerwärtigkeiten legen wir doch täglich ungefähr 15 Kilometer zurück. Der Vormittag ist meiner Meinung nach die beste Tageszeit, da dann das warme Frühstück unsere Lebensgeister wieder frisch angeregt und unsern Körper erwärmt hat.

Die Tage, die bis zum Höhersteigen der Sonne und der damit verbundenen Abnahme der Kälte folgten, müssen als die schlimmste Zeit unserer ganzen Expedition bezeichnet werden. Tagsüber die ewige Anstrengung bis aufs äußerste, um weiterzukommen; nachts wenig Schlaf und viel Kälte.

Unsere Körperausdünstung während des Marsches zog in die Frieskleidungsstücke ein und machte sie schon in den ersten Tagen ganz steif. Mit der Zeit gefroren sie immer mehr und bei der anhaltenden strengen Kälte, die sogar das Quecksilber fest werden ließ, wurden sie

schließlich zu vollständigen Eispanzern. Ich wechselte eine Zeit lang die Ueberkleider, wenn wir uns in den Sack legten, und zog einmal die Kamelhaarjacke, und das andere mal den Anorak an, mußte es aber bald aufgeben, da das Ausziehen der steifen steinharten Kleidungsstücke meinen von Frost geschwellenen Fingern gar zu große Schmerzen verursachte. Wir mußten sie ruhig sitzen lassen und schweigend dulden, daß sie uns die Kniekehlen und die Handgelenke wund scheuerten.

Den Hunden wurde das Ziehen allmählich auch langweilig. Sie blieben oft ohne weiteres stehen, fingen an, über die Zugleinen ihrer Gefährten zu springen, und trieben allen möglichen Unfug. Das Ordnen der Leinen war für unsere blutenden erfrorenen Finger eine saure Arbeit. Einige Hunde haben die Angewohnheit, in die Leinen zu beißen, sowie angehalten wird; den ärgsten Beißern ist freilich Stahldraht in die Zugriemen genäht worden, ja, der »Russe« ist sogar mit einem Drahtseile angebunden, aber was nutzt das? Können sie sich nicht selbst losbeißen, so beißen sie einen andern los. Dann verlieren wir durch das Einfangen der entlaufenen Hunde wieder Zeit, und bisweilen müssen wir nur mit wenigen Zugthieren fahren, während die freigekommenen Hunde der Karawane in gebührender Entfernung folgen.

Die Handschuhe wurden vor Eis so steif, daß wir schließlich, um unsere Finger zu retten, die Fausthandschuhe von Wolfsfell mit einer Einlage von Sennegras anziehen mußten. Unsere Füße sind merkwürdigerweise gut davongekommen. Wir waren aber auch sehr um sie besorgt und machten morgens und abends besondere Fußtoilette. Vor dem Schlafengehen zogen wir die ganze Fußbekleidung aus, drehten die Finnenschuhe um, rangen das nasse Sennegras aus, das wir nachts auf dem Leibe zu trocknen versuchten, legten dann Filz- oder Wolfsfellgamaschen an und steckten die Füße für die Nacht in die umgekehrten Finnenschuhe. Morgens schützten wir uns die Füße dann wieder so, daß sie den Tag über aushalten konnten.

Der Schlafsack war unser bester Freund; aber auch er wurde mit jedem Tage steifer und härter. Von Zeit zu Zeit drehten wir ihn um und klopfen das darin befindliche Eis mit unsern Schneeschuhstöcken los. Wenn wir abends hineinkrochen, wurden er und unsere Kleider allmählich weich. Der arme Körper mußte auch diese erst aufthauen, bevor er sich selbst des Gefühls der Wärme erfreuen durfte. Die steifgefrorenen Fausthandschuhe und das nasse Sennegras, das uns zum Trocknen auf der Brust lag, trugen auch nicht zur Annehmlichkeit bei. Aber doch sehnten wir uns auf jedem Marsche nach dem Augenblick, wo wir in den Schlafsack kriechen und unsern ausgehungerten durchgefrorenen Leib mit etwas Warmem laben konnten, sei es nun mit Labskaus, Fiskegratin oder Knorr's Suppen. Auf die Tasse warme Molkenlösung, die wir hinterher bekamen, freuten wir uns schon den ganzen Tag. Dann machten wir die Klappe des Sackes so dicht wie möglich zu, schmiegt uns eng aneinander und streckten unsere müden Glieder zur Ruhe aus.

Wenn wir für die Tagesarbeit gestärkt erwachten, waren die Kleider weich und naß, und sobald wir die Klappe des Schlafsackes zurückschlugen, rieselte es von der weiß bereiften Zeltwand auf uns herab, und die Kleider wurden allmählich wieder zu Panzern.

Schon am Morgen nahmen wir genug Feuchtigkeit in uns auf, sodaß wir an dem sogenannten arktischen Durste eigentlich gar nicht litten. Manchmal mochte es ja schlimm sein, besonders wenn wir von Warmbier redeten. Doch wenn wir uns nur den Gedanken an Durst aus dem Sinne schlagen konnten, dann ging das Gefühl von selbst vorüber. Wir hatten Feldflaschen von Hartgummi, die wir morgens mit Wasser füllten und des Tags auf der Brust trugen; wir benutzten sie aber nur im Anfange der Reise, und überdies verlor ich die meinige bald.

21. März. Die Kälte wird immer schlimmer statt besser. Gestern kam uns unser Meterrad

abhanden, wir verloren jedoch keine Zeit mit dem Suchen, da wir vorher des »Leibjägers« wegen längern Aufenthalt gehabt hatten. Als wir uns schon eine weite Strecke von unserm letzten Lagerplatze entfernt hatten, merkten wir, daß uns der Hund fehlte. Nansen kehrte also wieder um und fand ihn genau an der Stelle, wo er bei unserer Abfahrt gelegen, im Schnee. Der Hund macht uns viel zu schaffen; zweimal habe ich ihn schon vom Stricke abgeschnitten und wiederholt bin ich seinethalben auf dem Wege umgekehrt. Am nächsten Tage war die Kälte ebenso intensiv. Das Schlimmste dabei ist, daß wir nachts nicht schlafen können. Kälte und Feuchtigkeit halten uns wach. Nansen nahm heute zum ersten male die Mittagshöhe der Sonne und rechnete aus, daß wir uns auf $85^{\circ} 9'$ nördlicher Breite befinden. Bisher hat ein schwacher Nordostwind geweht.

23. März. Gestern machten wir einen Tagesmarsch von circa 15 Kilometer und kamen erst nachts um 2 Uhr in den Sack. Ich habe während der letzten Tage so nach den Hunden schreien müssen, daß ich meine eigene Stimme kaum wiederkenne, und in Rücken und Seiten kann ich es spüren, wie schwer es ist, die Schlitten über die Eistrücken zu bringen, und wie sauer es wird, die umgeworfenen Schlitten wieder aufzurichten. Zur Feier des 85. Grades haben wir die Kajaks beflaggt.

24. März. 45° Kälte. Gestern scharfer Nordostwind, sehr schlechtes Eis und harte Arbeit. Der »Leibjäger« wurde gestern als Futter für die andern Hunde geschlachtet; er fand seinen Tod durch den Bärenspeer und hatte trotz seines jämmerlichen Aussehens ein sehr zähes Leben. Er schien den andern Hunden nicht besonders zu schmecken, sie sind noch zu verwöhnt. Der Wind hat sich nicht verändert, aber die Luft ist schwerer, und es steigen kalte Nebel auf. Es ist wirklich ein greuliches Wetter und einer der unangenehmsten Sonntage, die ich je erlebt habe. Es blieb auch ein harter Tag. Wir waren so müde und schläfrig, daß wir förmlich taumelten, bis wir einen Platz für unser Nachtlager erreicht hatten.

Am 25. waren wir etwa auf $85^{\circ} 20'$ nördlicher Breite. Die strenge Kälte will noch immer nicht nachlassen. Mit dem Aufschlagen und Abbrechen des Lagers geht uns so viel Zeit verloren, daß uns der Tag fast zu kurz wird. Bei der Kälte ist jede Arbeit sauer und geht entsetzlich langsam. Das Füttern der Hunde ist ebenso beschwerlich wie zeitraubend, da ich mit meinen wunden Händen den gefrorenen Pemmikan aus den Bootsunterlagen herauskratzen und ihn in Portionen vertheilen muß, damit auch jeder nach Verdienst bekommt. Und dann müssen entsprechend dem Leerwerden der Pemmikansäcke solche von dem dritten Schlitten als Unterlage unter die Kajaks gestopft werden.

Am 27. schlugen wir unser Lager schon gegen Mittag auf und legten uns dann sofort schlafen, aber tags darauf machten wir wieder einen vollen Tagemarsch. Es ist immer dasselbe Elend mit Kälte und wenig Schlaf, gefrorenen Kleidern, steifem Schlafsacke und schweren Schlitten, aber vorwärts müssen wir, und nach Norden geht es.

Am 28. passirten wir einen großen Eishügel, den größten, den wir bisher gesehen haben; er glich einem richtigen Eisberg. Wir hatten einen längern Aufenthalt dadurch, daß sich plötzlich eine Rinne öffnete, nachdem wir schon mit einem Schlitten über die Stelle hinweg waren. Mit den andern mußten wir nun einen Umweg machen. Nachmittags bewölkte sich der Himmel plötzlich, und die Temperatur stieg um 5 bis 6 Grad; wir begrüßten diese Veränderung mit Freude, wenn wir uns auch auf einen Schneesturm gefaßt machten. Dieser kam jedoch nicht, wir hatten vielmehr am Tage darauf schönes, klares Wetter bei $36,5^{\circ}$ Kälte. Nansen machte mit dem kleinen Theodoliten eine Breitenbestimmung. Danach befanden wir uns auf $85^{\circ} 15'$, was wir nicht erwartet hatten. Entweder war ein Fehler in der Beobachtung, oder die Drift nach Süden war außergewöhnlich stark gewesen. Er nahm dann noch mit dem Sextanten eine Sonnenhöhe,

woraus sich ergab, daß wir doch schon auf 85° 56' nördlicher Breite waren.

30. März. In der Nacht betrug die Temperatur -42°, und heute bei Tage haben wir -36°. Das Barometer fällt unaufhörlich, der Himmel ist bewölkt, und der Wind weht mit einer Stärke von ungefähr 4 Meter in der Secunde aus Südosten. Es scheint ein Witterungsumschlag eintreten zu wollen. Wir haben uns heute dazu entschlossen, den Kurs ungefähr einen Kompaßstrich (11 ¼ Grad) westlich vom astronomischen Norden zu halten.

Heute Nacht kamen wir gar nicht zur Ruhe, und unser Essen erhielten wir erst morgens 6 Uhr, da unser Primus in Unordnung gerathen war. Nansen versuchte auf alle mögliche Weise, ihn in Gang zu bringen, mühte sich damit aber vergeblich ab, bis er endlich dahinter kam, daß der in den Schraubengängen vereiste Deckel nicht fest schloß und deshalb die Luft trotz allen Pumpens aus dem Petroleumbehälter wieder entweichen konnte.

Auf unserm letzten Tagemarsche war das Eis geradezu scheußlich. Besonders an einer Stelle mußten wir uns sehr anstrengen; es galt, über altes, solides, gründlich zusammengepreßtes Scholleneis zu kommen, wobei vor den Eistrücken noch dazu eine breite Spalte gähnte. Der eine Schlitten mit den Proviantensäcken fiel richtig hinein und einige Hunde mit. Einer von uns mußte nun in die 3 bis 4 Meter tiefe Spalte hinabspringen und dort die Säcke abladen. Es war keine Kleinigkeit, die schweren Säcke und den nichts weniger als leichten Schlitten wieder aus der Spalte herauszubringen. Als dies geschehen war, holten wir die Hunde vermittelst der Leinen empor.

31. März. Ich sitze jetzt im Sacke und schreibe, mit Fingerhandschuhen an den Händen, diese Aufzeichnungen in aller Muße nieder. Was ich bisher auf dieser Reise in das Tagebuch eingetragen habe, wurde stets im Augenblicke vor dem Abbruche des Lagers auf meinem Kajak geschrieben, und ich trug dabei die großen Wolfsfellfausthandschuhe, in denen der Bleistift beinahe verschwand.

Heute Nacht ging die Reise anfangs vorzüglich, da wir den Wind gerade im Rücken hatten. Dann trafen wir eine Rinne, über die wir noch mit allen Schlitten glücklich hinüberkamen, obgleich sie gerade im Begriffe stand, sich zu öffnen. Nun kamen wir aber wieder an eine Rinne, die uns mehr zu schaffen machte. Wir hatten sie eben mit dem ersten Schlitten passirt, als die Ränder der Rinne sich voneinander entfernten, und nun waren Nansen und ich mit einem bespannten Schlitten auf der einen Seite der Rinne, während sich die übrigen Hunde und Schlitten noch auf der andern befanden. Wir standen auf dem übereinander geschobenen Eise des Randes der Rinne und betrachteten uns die Bewegung des Eises. Plötzlich barst der Grund, auf dem ich stand, und versank, und ich fiel ins Wasser. Zum Glück hatten sich die Eisstücke unter mir schon so übereinandergeschoben, daß ich nur bis zu den Hüften im Wasser war, und es gelang mir, die Rinne auf kleinen Eisschollen zu überschreiten und am gegenüberliegenden Rande hinaufzuklettern. Es war gerade kein sehr großes Vergnügen bei fast 40° Kälte; die Kleider waren natürlich sofort steif gefroren. Da standen wir nun, jeder auf seiner Seite, während das Wasser zwischen uns immer breiter wurde; wir hatten die nichts weniger als angenehme Aussicht, den Rest der Nacht getrennt zubringen zu müssen.

Auf Nansen's Seite waren das Zelt und das Kochgeschirr. Ich mußte nun auf meiner Scholle zwischen den Hunden hinundherlaufen, um mich einigermaßen warm zu halten, während Nansen an der andern Seite der Rinne entlangging, um einen Uebergang zu suchen, auf dem wir uns wieder vereinigen könnten. Da das spitze Eis uns bei dem häufigen Umwerfen der Schlitten Löcher in die Kajaks gestoßen hatte, waren diese zum Ueberfahren untauglich. Nansen fand endlich einen Uebergang; aber es war eine langwierige Arbeit, die andern Schlitten

hinüberzubringen, und konnte nur auf großen Umwegen geschehen.

Die steifgefrorenen Windhosen, die ich auf diesem Marsche trug, waren nach dem Bade so spröde geworden, daß sie an mehreren Stellen zerrissen. Als wir das Lager aufgeschlagen hatten und ich in den Sack kroch, mußte ich sie mit hinein nehmen, damit sie, wenn ich wieder erwachte, weich genug waren, um geflickt werden zu können. Es war die schwierigste Näherei, mit der ich mich je im Leben befaßt habe; sowie ich ein Paar Stiche genäht hatte, wurde das Zeug hart wie Stein, und ich mußte dann schnell erst wieder damit zu Bette gehen. Wir haben zwar schon bei 40° Kälte Segel genäht, aber das war gar nichts gegen diese Flickerei.

1. April. Gestern fiel es Nansen auf dem Marsche plötzlich ein, daß wir unsere Uhren lange nicht aufgezogen hatten. Als wir es nun thun wollten, stellte sich heraus, daß Nansen's Uhr zum Glücke noch ging, meine aber leider stehen geblieben war.

Wir haben jetzt eine ganz andere Temperatur, -24°, ja heute Abend sogar nur -22°. Dabei weht ein Schneesturm aus Südosten, den wir während des Marsches im Rücken haben. Das Eis fängt an, schlimm zu werden; wir müssen über unzählige Eisrücken und legen infolge dessen täglich nur kurze Strecken zurück, trotzdem wir uns nach Kräften beeilen. Reicht der Tag nicht aus, so nehmen wir die Nacht zu Hülfe, und genügt auch diese nicht, so wird die Arbeit am folgenden Tage fortgesetzt. Jetzt ist es hier ja immerwährend hell.

Heute Morgen dauerte es lange, ehe wir aufbrechen konnten. Mein Kajak mußte eine neue Unterlage haben, da der Inhalt des einen Sackes ganz aufgeessen war. Wir nähten noch schnell verschiedene Säcke zusammen, was unsern wunden Fingern bei der Kälte recht sauer wurde.

Der 2. April ist mit Abbruch des Lagers und Marschiren hingegangen, und wir sind nicht vor heute (3.) Morgen 7 Uhr nach einem die Nacht hindurch andauernden Marsche in den Sack gekommen. Ich hatte wieder das Unglück, in eine Rinne zu fallen, blieb aber diesmal nicht so lange im Wasser. Nansen hatte sie mit dem ersten Schlitten auf Schneeschuhen passirt. Als ich ohne Schneeschuhe mit den beiden andern Schlitten hinüber marschirte, brach das Eis unter mir, und ich fiel ins Wasser, hielt mich aber glücklicherweise noch am Kajak fest und wurde so von den Hunden gleich wieder herausgezogen.

Das Eis ist heute ein ganz klein wenig besser gewesen, aber schnell kommen wir noch immer nicht weiter. Heute mußte der »Russe« sein Leben für seine Kameraden lassen, von denen jedoch keiner nach seinem Fleische sehr lüstern war. Das Fleisch der Hunde, die sie in den guten alten Zeiten an Bord der »Fram« todtgebissen hatten, hat ihnen dem Anscheine nach viel besser gemundet.

Die Temperatur beträgt jetzt -31,5°, das ist verhältnißmäßig warm; schönes, klares Wetter ist es auch, und der Wind ist heute ein wenig mehr nach Osten herumgegangen.

4. April nachmittags 4 ½ Uhr. So schwer wir es bei Tage und oft auch nachts haben, gibt es doch selbst für uns lichtere Augenblicke, auf die wir uns freuen können. Ein solcher, ja unser allerlichtester, ist es, wenn wir in Erwartung des Essens im Sacke sitzen, hungrig wie die Wölfe, vor Frost bebend und mit so steif gefrorenen Kleidern, daß wir erst eine Weile liegen müssen, ehe wir die Fußbekleidung wechseln können. Der Schlaf ist natürlich nicht der beste, wenn man so Nacht für Nacht in den Kleidern liegt, mit denen man täglich durch Wasser, Eis und Schnee geht. Es gilt nur, dies auf die Dauer auszuhalten.

Die Temperatur beträgt jetzt -31,3°, und das Barometer, das bisher hoch gestanden, fällt. Die Luft ist klar und der Wind Nordnordost. Die gestrige Meridianhöhe ergab, daß wir uns auf 85° 59' nördlicher Breite befinden. Wir hatten mehr erwartet. Allerdings ist es in der letzten Zeit bei dem

ungünstigen Terrain nur langsam vorwärts gegangen, und es hat durchaus den Anschein, als würde das Eis noch schlechter werden.

Nach meiner Meinung dürfen wir nicht versuchen, noch viel weiter nach Norden vorzudringen; es wird schon schwierig genug sein, von hier, mitten im Treibeise, nach Franz-Joseph-Land zu gelangen. Auch Nansen hat seine Bedenken über die Fortsetzung des Weitermarsches nach Norden und hat heute einen mehr westlichen Kurs eingeschlagen. Es wird immer schwerer, die Hunde in Ordnung zu halten. Die Zugleinen bestehen bald nur noch aus Knoten, die außer am Morgen und Abend auch tagsüber mehrmals entwirrt werden müssen: eine angenehme Arbeit!

Am nächsten Tage rechnete Nansen mehrere Beobachtungen aus. Die letzte ergab, daß wir auf $86^{\circ} 2,8'$ nördlicher Breite und ungefähr auf 98° östlicher Länge sind. Um den 86. Grad zu feiern, hatten wir gestern Abend ein kleines Festmahl, das aus Labskaus mit viel Kartoffeln bestand; hinterdrein gab es reichlich warmes Molkenwasser.

Am 6. April arbeiteten wir uns durch so entsetzlich schlechtes Eis hindurch, wie es uns bisher noch nicht vorgekommen ist. Ein Eisrücken folgte dem andern, und diese Reihe wurde nur von altem höckerigem Eise mit tiefen Schneewehen und Rinnen unterbrochen. Wir kamen auch nicht weit. Wenn das Eis bis zum Lande hin ebenso ist, dann werden wir, wie es scheint, nicht so bald dorthin gelangen. Nansen spricht nun auch davon, daß wir uns »das Eis noch einen Tag ansehen« wollen.

Die Temperatur ist jetzt ganz gemäßigt, nur -24° , der Wind nordöstlich, die Luft neblig. Wir frieren jetzt nicht mehr so sehr, aber die Nässe ist schlimm. Ach, hätten wir doch trockenes Zeug! Nun einmal wird es wol auch dahin kommen. Aber das Ausziehen, fürchte ich, wird dann unangenehm werden.

In der Nacht zum Sonntag (7.) hatten wir erst eine kleine Strecke zurückgelegt, als Nansen erklärte, nun wolle er nicht weiter. Durch das Eis war auch wirklich nicht hindurchzukommen. Nansen lief auf seinen Schneeschuhen noch eine Strecke weiter nach Norden, um von dort Umschau zu halten, fand aber überall dieselben Hindernisse. Wir entdeckten jedoch einen guten Zeltplatz und ließen uns dort nieder.

An dieser Stelle, dem nördlichsten Punkte, den je der Fuß eines Menschen betreten hat, nahmen wir ein aus Labskaus, Chocolate und Preiselbeergrütze bestehendes Festmahl ein, zu dem wir unser Molkenwasser tranken. Nansen maß auf dem neben unserm Zelte liegenden hohen massiven Eishügel eine Meridianhöhe und berechnete die Breite auf $86^{\circ} 10'$, doch stellte sich später bei nochmaliger Ausrechnung heraus, daß sie $86^{\circ} 13,6'$ betrug.

Soweit war uns also zu kommen bestimmt! Gern wären wir noch weiter vorgedrungen. Ein Trost war uns, daß wir gethan, was in unserer Macht stand, und den Schleier, der diesen Theil unserer Erde verhüllt, doch ein wenig mehr gelüftet hatten. Da aber das Eis, soweit das Auge sehen konnte, überall derartig war, daß wir trotz der größten Anstrengung täglich nur eine ganz kurze Strecke vorrücken konnten, mußten wir uns vor der gebieterischen Nothwendigkeit beugen und wieder nach warmem Himmelsstrichen unsern Kurs lenken.

Am 8. April kehrten wir um und richteten den Kurs nach Franz-Joseph-Land, nachdem wir diesen nördlichsten Zeltplatz der Welt zuvor noch mit zwei Flaggen, einer mit dem Unionszeichen versehenen und einer reinen, geschmückt hatten. Merkwürdigerweise verlief unser erster Marschtag in der veränderten Richtung sehr gut; das Eis war hier ganz anders und viel besser fahrbar. Ich konnte ganze Strecken weit auf Schneeschuhen hinter den Schlitten herlaufen, während ich sonst hatte zu Fuß gehen und die Schlitten stützen müssen.

10. April. In der letzten Nacht und heute haben wir gute Fortschritte gemacht, die besten, die wir bisher verzeichnen können. Wenn wir erst einmal in Gang gekommen sind, halten wir ordentlich aus, aber viel Zeit geht doch verloren. Es war uns gestern Abend recht verdrießlich, daß wir nach einem Marsche von 10 Stunden noch an eine eben überfrorene Rinne kamen, über die wir gerade noch mit einem Schlitten gelangen konnten. Der zweite war beinahe hinüber, da brachen die Hunde ein, das Wasser sprudelte in die Höhe und das Eis begann unter dem Schlitten zu wogen. Wir auf unsern Schneeschuhen mußten zusehen, daß wir die Hunde und den Schlitten rund um die Rinne herum nach der andern Seite zurückziehen konnten. Das glückte uns denn auch trotz der Bewegung im Eise.

Auf dieselbe Weise und mit demselben Erfolge versuchten wir es mit dem letzten Schlitten an zwei Stellen; nur gut, daß kein Unglück geschah. So blieb uns denn weiter nichts übrig, als einen langen Umweg zu machen und an einer andern Stelle den Uebergang zu versuchen. Es gelang uns auch, aber nicht ohne weiteres, denn das Eis begann sich zu lockern. Dann hieß es, die Schlitten wieder zusammenbringen und schließlich einen Zeltplatz finden; aber dort war es auch ein Hochgenuß, ins Zelt zu schlüpfen und warmes Fiskegratin zu bekommen.

11. April. Diese Nacht war die beste, die wir noch gehabt haben. Es war im Schlafsacke warm, und die Sonnenseite des Zeltes ist frei von Reif geblieben. Ich schreibe mit bloßen Händen und finde, daß dies bisher unser schönster Morgen ist. Die Stimmung ist vorzüglich; wir plaudern von der Heimat, und wenn wir hungrig sind – das sind wir eigentlich immer –, sprechen wir davon, was wir alles essen werden, wenn wir erst wieder zu Hause sind. Der bekannte »Polardurst« hat uns bisher nicht sehr geplagt, aber gestern war er wirklich schlimm.

Auch am Tage darauf machten wir ausgezeichnete Fortschritte. Das Eis ist noch immer sehr gut fahrbar, und es kommt nicht mehr oft vor, daß wir beide einen Schlitten heben und stützen müssen. Neue Rinnen haben wir heute nicht passirt. Als wir an einem Lagerplatze angekommen waren und ich die Hunde gefüttert hatte, sah ich nach der Uhr, um mich zu vergewissern, wieviel Zeit wir gebraucht hatten: sie war stehen geblieben! Ich rief nun Nansen, der mit dem Kochapparate beschäftigt war, zu, er möchte doch nachsehen, ob seine Uhr gehe, meine sei stehen geblieben. Nein – auch seine stand! Wir hatten mit dem Aufziehen zu lange gewartet.

Es war keine angenehme Entdeckung; natürlich brachten wir die Uhren sofort wieder in Gang. Nansen machte eine Zeit- und Breitenbeobachtung, und im übrigen mußten wir uns auf das Besteck seit der letzten Längenbeobachtung verlassen.

»Barbara« wurde am 12. geschlachtet und unter ihre Kameraden vertheilt, die nun, da sie anfangen hungeriger zu werden, an dem Fleische immer mehr Geschmack zu finden beginnen. Als wir das arme Thier tödteten, hätte es mich beinahe in die Hand gebissen. Es hielt sich gewiß für zu jung zum Sterben; war es doch auf dem Eismeere geboren und aufgewachsen und fand nun dort auch seinen Tod, ohne von der Welt etwas anderes als Eis und Schnee gesehen zu haben. Das gute Thier hat seine Pflicht gethan und ist sicher in die Jagdgelände des Jenseits eingegangen.

Am Osterabend, 13. April, machten wir keinen so langen Marsch wie an den drei vorhergehenden Tagen. Wir stießen auf eine Rinne, die gar nicht zu passiren war. Nansen lief lange am Rande entlang, um einen Uebergang zu finden, so lange, daß ich anfang, mich seinetwegen zu ängstigen. Endlich kehrte er zurück und machte den Vorschlag, wir wollten mit dem Uebergange lieber bis morgen warten und jetzt das Lager aufschlagen und uns den Osterabend so gemüthlich wie möglich machen. Er kroch sofort in den Sack, wo er ein paar Beobachtungen ausrechnete, während ich die Hunde versorgte; dann hielten wir im Zelte ein großes Festmahl mit Fiskegratin, Butterbrot, Bril und etwas ganz Neuem: heißem Citronensaft. Während ich das Lager in Ordnung

brachte, fing das Eis in der Rinne vor uns an, sich entsetzlich zusammenzupressen. Die Ränder der Rinne näherten sich einander, und rund um unsern Zeltplatz herum knackte es dermaßen im Eise, daß die Hunde unruhig wurden.

Zweimal hatten diese schon einen Angriff auf den Buttersack gemacht. Jetzt sah ich »Storräven« (den »Großen Fuchs«) gerade wieder dabei; es that mir seinetwegen leid, denn »Storräven« ist ein ausgezeichneter Hund, aber das konnte an der Sache nichts ändern, seine Tracht Prügel mußte er trotz alledem haben. Den Buttersack mußten wir von da an immer mit ins Zelt nehmen.

Am ersten Ostertage war es im Zelte sehr gemütlich. Nansen rechnete, und ich flickte unsere Kleider. Unsere augenblickliche Lage war am 13. April $86^{\circ} 4'$ nördlicher Breite und 86° östlicher Länge. Nansen's Uhr wäre danach ungefähr eine Stunde stehen geblieben. Daß wir noch immer so hoch im Norden sind, ist gewiß der Thatsache zuzuschreiben, daß das Eis sich wieder einmal in der Drift nach Norden befindet. Heute schlagen wir einen südlichen Kurs ein. Voriges Jahr um diese Zeit hatten wir auf der »Fram« eine starke nordwestliche Drift; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie sich jährlich zu derselben Zeit wiederholt.

Der 15. April war ein schöner Tag; das Thermometer zeigte $-26,2^{\circ}$, und die Sonne wärmte uns gut durch. Bevor wir mittags in den Sack krochen, nachdem wir die ganze Nacht und den ganzen Vormittag auf den Beinen gewesen waren, konnten wir unsere ganze Habe auf Stöcken und Schneeschuhen in dem herrlichen Sonnenschein zum Trocknen aufhängen. Drinnen in dem in der prallen Sonne stehenden Zelte freuten wir uns bei zwei Tassen dampfender Juliennesuppe unsers Daseins.

Nach dem Aufbruch machten wir keine so guten Fortschritte, als wir erwartet hatten. Nansen mußte eine ganze Strecke wieder zurück, um den Kompaß zu holen, der bei der letzten Kurspeilung auf dem Eise liegen geblieben war.

Es war mir seltsam zu Muthe, als ich hier in der Einsamkeit ganz allein auf seine Rückkehr warten mußte. Eine solche Stille war mir noch nicht vorgekommen. Auch nicht das mindeste Geräusch irgendwelcher Art unterbrach das Schweigen nah und fern. Die Hunde lagen, den Kopf zwischen den Pfoten, wie leblos in dem weißen Schnee, der in dem strahlenden Sonnenlichte glitzerte. Es war so beängstigend still! Wo ich saß, mußte ich sitzen bleiben; ich wagte kein Glied zu rühren, ja kaum zu athmen. So überraschte mich der Schlummer, und weg war ich. Ein kalter Hauch von Süden her ging so böse mit meiner Nase um, daß ich davon erwachte; noch war ja kein wirklicher Sommer. Das Thermometer zeigte $-26,2^{\circ}$.

Hier und dort erhob sich ein Hundekopf und spähte in die Ferne; die Stille war gebrochen, ich hörte den Ton gleitender Schneeschuhe auf dem Schnee, und gleich darauf erschien Nansen. Er war von dem Laufe in der ungewohnten Wärme müde und angegriffen. Wir zogen zusammen weiter, aber lange dauerte es nicht mehr, dann wurde das Zelt aufgeschlagen und das Mittagessen servirt.

Am 16. April machten wir einen guten Fortschritt. Wir brachen früh morgens auf, marschirten 14 Stunden und legten eine hübsche Strecke zurück, um so mehr, da das Eis recht gut war und die Hunde jetzt besser ziehen, weil die Schlitten leichter werden.

Auf unsern Wanderungen hielten wir mitten im Marsche eine längere Rast, um etwas zu essen. Wir pflegten dann in unsern Sack zu kriechen und uns dort häuslich niederzulassen, Brot, Butter und Pemmikan zwischen uns. Bei strenger Kälte waren diese nothwendigen Ruhepausen entsetzlich. Da lagen wir und zitterten vor Frost und nagten an den harten Butterstückchen, die in unsern dicken Fausthandschuhen von Wolfsfell oft auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Späterhin wurde es allerdings besser, aber es kam doch vor, daß wir dabei wider Willen einschliefen und unsere kostbare Zeit verloren.

Die täglich einmal erfolgende Austheilung von Chocolate war natürlich ein Lichtpunkt in unserm Dasein. Die Tafeln waren längst zerbrochen, ließen sich also nicht so leicht gleichmäßig vertheilen; wir machten es deshalb so, daß einer von uns zwei ungefähr gleich große Portionen auf das Kajak legte, während der andere ihm den Rücken drehte und sich für »rechts oder links« entschied. Gerecht ging es dabei zu. Nansen, der größer war als ich und deshalb vielleicht mehr Nahrung hätte haben müssen, machte nie einen Unterschied bei den Rationen. Gewöhnlich hatten wir ja genug zu essen, aber es kamen doch auch Tage, an denen es damit nur knapp bestellt war.

19. April. Unser letzter Marsch begann am Abend des 17. und dauerte bis zum nächsten Vormittag.

Ich habe das Pech gehabt, zwei Schneeschuhe abzubrechen, das heißt, die Hunde sind mit dem Schlitten darüber gerannt. Gestern wurde »Perpetuum« geschlachtet. Wir glaubten, es sei besser, ihn zu erdrosseln, als ihm den Hals abzuschneiden, mußten aber nach fruchtlosen Versuchen wieder davon abstehen und doch zum Messer greifen. Das Bequemste wäre natürlich gewesen, dem Hunde eine Kugel zu spendiren, doch dies erlaubten uns unsere Mittel nicht; wir konnten später von unserer Munition sicher bessern Gebrauch machen.

Diese Schlachtereien sind mir greulich. Ich hatte mir die Sache allerdings noch schlimmer vorgestellt; so weh, wie ich erst geglaubt habe, thut es mir nicht. Ich bekam mit der Zeit eine solche Fertigkeit im Halsabschneiden, daß es den Thieren keine großen Schmerzen verursacht haben kann. Die armen Hunde gingen bereitwillig mit mir; ich legte sie im Schnee auf die Seite und während ich mit der Linken den Halsring festhielt, stach ich mit der Rechten das Messer so tief in die Gurgel, daß es an der andern Seite des Halses wieder herauskam. Gewöhnlich verendeten sie, ohne einen Laut von sich zu geben. Das Schlimmste war das Zerlegen in Portionen, damit jeder Hund seinen wohlverdienten Antheil bekam. Die strenge gebieterische Nothwendigkeit machte mir aber auch diese Arbeit verhältnißmäßig leicht.

»Perpetuum« war ein fauler, untauglicher Hund, aber fett war er, und darum als Schlachtvieh gut zu gebrauchen. Seinen Namen hatte er davon bekommen, daß er nie den Schwanz still hielt. Nun sahen wir, daß er es doch konnte.

Der Abwechselung halber war gestern Mittag in das Fiskegratin und heute in die Grütze Petroleum gerathen, daraus machen wir uns aber nichts.

Morgens aßen wir den einen Tag Butterbrot und Pemmikan mit Chocolate, den andern Tag Grütze mit heißem Molkenwasser. Wir haben jetzt mit dem Flicker unserer Finnenschuhe begonnen, was bei der gegenwärtigen Temperatur, die circa -30° beträgt, gerade kein Vergnügen ist. Auf dem Marsche wärmt uns die Sonne jedoch schön durch. Seit sich das Wetter geändert hat, habe ich angefangen, Fingerhandschuhe zu tragen.

21. April. Unser letzter Marsch dauerte von 4 Uhr nachmittags des 19. bis 8 ½ Uhr morgens des 20. Trotz vieler Eisrücken und mehrerer Rinnen kamen wir gut vorwärts. Besonders eine große breite, mit Eisschlamm und Eisstücken angefüllte Rinne machte uns viel zu schaffen, aber wir kamen schließlich doch hinüber, obgleich das Eis sich unter unsern Füßen zusammenpreßte. An der andern Seite war eine schöne glatte Fläche, das reine »Land Kanaan«, wie Nansen zu sagen pflegte, wenn er nach beendeter Recognoscirung zurückkehrte und gutes Eis gefunden hatte.

Was ragt denn dort hinten aus der weißen Eisfläche empor? Ist es nicht etwas von einem Schiffsmaste? Es konnten doch wol nicht die Trümmer des »Tegetthoff« sein? Diese Fragen

drängten sich mir unwillkürlich auf, als wir einen Balken erblickten, der aus dem Eise schräg in die Luft emporragte. Doch als wir näher kamen, sahen wir, daß es ein Treibholzstamm war, der wahrscheinlich infolge der Pressungen in diese Lage gerathen war. Er kam vermuthlich aus den Urwäldern Sibiriens und hatte vielleicht schon lange hier oben herumgetanzt. Leider waren wir nicht im Stande, ihn mitzunehmen, er hätte uns sonst gutes Brennholz geliefert. Ich schnitt die Anfangsbuchstaben unserer Namen und $85^{\circ} 30'$ nördlicher Breite in den Stamm ein.

Diesmal war es »Sjölike«, der sein Leben für die andern Hunde lassen mußte. Wir müssen jetzt öfter schlachten und den 3 bis 4 Tage reichenden Pemmikan, den wir noch für die Hunde haben, soviel wie möglich zu sparen suchen.

Von $9 \frac{1}{2}$ Uhr vormittags des 21. bis $1 \frac{1}{2}$ Uhr morgens des 22. legten wir gewiß 36 Kilometer zurück; es war der beste Marsch, den wir bisher gemacht haben. Aber es fuhr sich auch gut. Große, weite Flächen, hier und da mit einem Eistrücken und gelegentlich einem Stückchen weniger glatten Eises. Es ist wirklich ein Vergnügen, wenn es so gut geht. An einem solchen Tage nähern sich die Freuden der Heimat, wenn man hinter den Schlitten hergeht und phantasirt, und das ganze Dasein erglänzt in rosigem Licht. Am nächsten Tage war das Eis ebenfalls gut, und obgleich ein wenig Schnee gefallen war, auf dem die Schlitten nicht so leicht gleiten wollten, rückten wir doch gegen 35 Kilometer vor.

Bisher hat die Sonne unsern Augen nicht geschadet, obgleich wir noch nicht angefangen haben, Schne Brillen zu benutzen, sondern uns nur die Krempe unsers Filzhutes, den wir unter der Kapuze tragen, tief in die Augen ziehen.

Der kleine »Bjelki« wurde gestern geschlachtet. Du lieber Gott, viel Fleisch war an dem Wollknäuel nicht und viel Nutzen haben wir auch nicht von ihm gehabt. Noch besitzen wir 21 Hunde, die schlechtesten sind beinahe alle weg.

Nansen hat gestern einen Schneeschuh zerbrochen; nun haben wir nur noch einen ganzen in Reserve.

Am 24. und 25. April war das Eis allerdings nicht gut, aber wir machten doch ordentliche Fortschritte. Die Temperatur hat in den letzten Tagen den Tag über -26° bis -28° und nachts ungefähr -30° betragen.

Merkwürdigerweise trafen wir eine quer über unsern Süd 5° Ost gerichteten Kurs laufende Fuchsspur, und eine Weile später fanden wir noch eine Spur. Die letztere war dicht bei einer offenen Rinne, wegen deren wir unser Lager aufzuschlagen genöthigt waren. Wir mußten hiernach natürlich glauben, in der Nähe von Land zu sein. Bei der ersten Spur fanden wir auch Fuchsexcremente, es konnte also noch nicht lange her sein, daß Reinecke etwas verspeist hatte. Aber woher hätte er hier, draußen im Treibeise wol etwas zu fressen bekommen sollen? Nach unserm Besteck hätten wir bis zur Westküste von Petermann-Land noch circa 220 Kilometer; es kommt also darauf an, wie weit es sich nach Osten erstreckt.

Jetzt heißt es, jeden Tag nach Land ausschauen; wir haben auch angefangen, die Gewehre nachts mit ins Zelt zu nehmen.

Am 26. April waren wir auf $84^{\circ} 46'$ nördlicher Breite. Der »Gelbe« mußte den Tag darauf den Tod erleiden. Er war der letzte der von »Kvik« an Bord der »Fram« geborenen und von uns mitgenommenen Hunde. Die armen Thiere sind uns nützlich gewesen, sollten aber von Gottes schöner Erde nichts weiter als Eis und Schnee zu sehen bekommen.

Am 28. waren wir von früh morgens bis 10 Uhr abends unterwegs, dann aber mußten wir des

bewölkten Himmels und des starken südlichen Windes wegen das Lager aufschlagen.

Als wir den Marsch begannen, stießen wir auf eine ganz offene Rinne, in der das Eis in beständiger Bewegung war. An ihr, die sich von Osten nach Westen zog, mußten wir gegen zwei Stunden entlang ziehen, ehe wir hinüberkommen konnten, und es glückte uns auch nur mit genauer Noth dadurch, daß wir zum Hinüberführen der Schlitten einen günstigen Augenblick benutzten, als sich das Eis zusammenpreßte. Das Eis knisterte, polterte und krachte unter unsern Füßen, während die Rücken sich immer höher aufhürmten. Es war der Lärm, den wir so gut kannten, diesmal aber waren wir mitten drin. Ich mußte an der Stelle unsers Ueberganges einen Laufmarsch nach der andern Seite machen, um meine Schneeschuhe, die ich während der Arbeit abgelegt hatte, in Sicherheit zu bringen; aber schon hatten die herannahenden Eistrücken die Spitzen der Schneeschuhe bedroht, und ich konnte sie gerade noch retten. Unsers Dafürhaltens hatten wir mit dem Uebergange einen guten Schritt gethan, nahmen daher eine Extraportion Chocolate zu uns und thaten uns, auf unsern Kajaks auf sicherem Eise sitzend, recht gütlich, während wir zuhörten, wie das Eis tobte, daß solche Mücken wie wir seiner Umarmung entschlüpft waren.

Dann kamen wir auf ebene Flächen, wo es schnell vorwärts ging, obschon uns die ganze Zeit ein heftiger Südwind gerade entgegen blies und wir eine Temperatur von beinahe -30° hatten. Auch hier wieder Fuchsspuren. Vorsichtigerweise schlugen wir das Lager zwischen Eistrücken auf und bereiteten uns, so gut wir konnten, auf einen vielleicht mehrtägigen Schneesturm vor, denn danach sah es aus. Heute, am 29. April, ist jedoch schönes Wetter; wir haben ebenes Eis vor uns und sehnen uns nach einem guten Tagemarsche, der uns dem Lande näher bringen wird, das wir unserer Ansicht nach noch heute erblicken müssen. Gestern wurde das »Kind« geschlachtet, auch dieser Hund war beinahe fertig. Die Hunde bleiben nicht bei Kräften, arbeiten sich ab und werden mager, bekommen sie doch auch zu wenig zu fressen. Wir werden heute eine kleine Extraration von unserm Pemmikan an sie austheilen.

Der letzte April. Der »wunderschöne« Monat Mai kommt, aber große Veränderungen wird er uns wol nicht bringen.

Gestern waren wir nur 5 oder 6 Stunden unterwegs. Der Anfang war vielversprechend, aber bald stießen wir auf mehrere Rinnen, die unsern Kurs kreuzten und um die wir geduldig herumgehen mußten. Bald trafen wir eine gewaltige Rinne mit offenem Wasser, an der wir nach Westen hin entlang zogen, aber ohne Resultat. Nansen ging allein weiter und blieb mehrere Stunden fort, doch konnte auch er keinen Uebergang finden. Wir mußten uns also in Geduld fassen. Dies thaten wir denn auch, schlachteten »Narrifas« und gaben den Hunden halbe Portionen.

Das Wetter ist schön, und es wird jetzt milder, gestern waren nur $-20,3^{\circ}$. Im Zelte ist es gemüthlich warm, wir schlafen nachts vorzüglich. Das Leben beginnt lichter zu werden, und die Heimat glänzt vor uns auf dem Marsche in vielen lockenden Gestalten.

Zehntes Kapitel.

Wo ist das Land?

Am ersten Mai hielten wir einen Flicktag, während wir auf das Zufrieren der Rinne warteten. Es war eine angenehme Abwechslung, still zu liegen und nur zu nähen. Die Hunde sind jetzt hungrig wie die Wölfe; ein Paar Sohlen von Renthierleder, die ich die Nacht über zum Trocknen auf das Kajak gelegt, haben sie aufgefressen. Wahrscheinlich hat es »Kvik« gethan, und sie hat auch wol den Angriff auf die Bootsunterlage mit Pemmikan, die wir noch hatten, gemacht. »Kvik« frißt das Fleisch der andern Hunde nicht, wenn es frisch geschlachtet ist, es muß erst eine Nacht über liegen und durchfrieren.

In den ersten Maitagen machten uns die Rinnen viel zu schaffen. Der Wind war in dieser Zeit ganz danach angethan, die gute Stimmung an Bord der »Fram« auf den Höhepunkt zu bringen, wir jedoch konnten uns jetzt leider dieser Südostbrise nicht freuen, sie öffnete zu viele Rinnen im Eis und stellte unsere Geduld sehr auf die Probe. Erst mußten wir einen Uebergang suchen, den wir nach vielem Hin- und Herziehen vielleicht auch fanden, und dann konnte es vorkommen, daß uns der Uebergang selbst manche Schwierigkeiten und viel Kopfzerbrechen bereitete.

»Pan« und dem »Hasen« wird das Ziehen schwer, sie sind jetzt mager und elend. Die Hunde, die am allerbesten gezogen haben, sind der »Große Fuchs«, das »Füchlein«, der »Eisbär«, »Suggen«, »Baro«, »Barrabas« und »Kaiphas«. »Sultan« ist faul, aber stark. »Ulenka« hält sich im Gespann soviel wie möglich nach der Seite und scheint kein größeres Vergnügen zu kennen, als sich in die Leinen des neben ihm fahrenden Gespanns zu verwickeln. Dieser Hund hat mir viel unnöthige Arbeit gemacht.

Am 5. Mai marschirten wir von 1 ½ Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Es war ein guter Sonntag; wir kamen rasch vorwärts und überschritten viele ebene Flächen. Die Rinnen waren auch nicht schwer zu passiren, da sie sich zum Theil so verschoben hatten, daß wir Stellen finden konnten, wo die Ränder aneinander stießen und theilweise schon im Zufrieren begriffen waren, sodaß wir uns dort, wo Eisstücke und Schlammeis mit dem Wasser schon zusammengefroren waren, hinüberwagten konnten. Wir eilten, so schnell wir konnten, vorwärts und waren ganz ermattet, als wir unser Lager aufschlugen.

In der Nacht erwachte ich vor Kälte, da eine frische Brise das Zelttuch heruntergeweht hatte; wir hatten den Schlafsack in der letzten Zeit nachts nicht so fest zugemacht, da es auch ohne Klappe darin warm genug gewesen war. Nun aber hat sich der Wind gedreht und weht ziemlich stark aus Norden, was uns gar nicht unangenehm ist. Der südöstliche Wind, der in der letzten Zeit

geherrscht hat, muß uns ziemlich weit nach Nordwesten getrieben haben. Die Temperatur beträgt $-17,5^{\circ}$.

Der nächste Marsch dauerte von 5 Uhr morgens des 6. bis beinahe um 9 Uhr vormittags des 7. Mai. Wir hatten natürlich mit einigen Eistrüben zu kämpfen, aber zwischendurch kamen auch wieder ebene Flächen; im ganzen machten wir sehr gute Fortschritte.

Allmählich sehnen wir uns nach dem Lande; wir sind des Anblicks dieser ewigen Eisfelder überdrüssig, haben wir doch seit zwei Jahren kein Land gesehen! Welch herrlicher Augenblick wird es sein, wenn wir den Fuß wieder auf den Boden des Vaterlandes setzen können, vielleicht gerade in der Zeit, da alles in Blüte steht! Welch ein Unterschied zwischen dem Leben hier und dem dort im Süden! Ist es nicht eigenthümlich, Norwegen das herrliche Land des Südens zu nennen? Doch so steht es vor uns.

Am 8. Mai mußten wir früher, als wir gewollt hatten, halt machen und das Lager aufschlagen. Der Wind, den wir die ganze Zeit über aus Nordosten gehabt hatten, wurde immer heftiger und am Nachmittag brachte er uns ein solches Schneetreiben, daß wir den Marsch unterbrechen mußten. Als wir am Morgen wol fünf Stunden marschirt waren und uns auf dem holperigen Eise sehr abgequält hatten, riß »Flint«, der am Abend geschlacht werden sollte, sich los.

Er war einer von denen, die schwer wieder einzufangen sind, wenn sie sich einmal losgemacht haben. Er war stark, aber faul und untauglich und machte sich aus Schlägen gar nichts. Gegen die andern Hunde war er beständig mürrisch und boshaft. Als wir halt machten, fand er sich von selbst wieder ein, um seine Portion Hundefleisch in Empfang zu nehmen; aber eine schwere Enttäuschung wartete seiner, denn er mußte mit mir hinter einen Eishügel gehen, um dort zum Besten der andern, die ein längeres Leben als er verdient hatten, in Stücke zerlegt zu werden.

Die armen Hunde! Sie sind jetzt nur noch Haut und Knochen, so müssen sie für uns arbeiten und hungern. Doch wir müssen vorwärts und sind gezwungen, sie zu prügeln, wenn sie plötzlich halt machen; ja, wir müssen sie mehr schlagen, als wir selbst es unter andern Umständen möchten.

»Flint« war recht fett; es ist in der That merkwürdig, daß er bei der magern Kost so fett hat bleiben können.

Die Temperatur beträgt gegen -12° , unserer Meinung nach ein herrliches Sommerwetter im Vergleich mit dem, welches wir gewohnt sind. Unsere Finger sind noch immer wund, aber es braucht uns jetzt doch nicht mehr so wie früher vor dem Ausziehen der Handschuhe und anderer Kleidungsstücke zu grauen.

Am 9. Mai war der Himmel bewölkt und die Luft unsichtig. Nach Verlauf einiger Stunden glaubten wir eine herrliche Ebene vor uns zu sehen und sagten zueinander, nun würden wir wol wieder auf glatte Flächen kommen. Es wurde jedoch immer trüber und begann so zu schneien, daß man nicht unterscheiden konnte, ob das Eis glatt oder holperig war. Zwischendurch klärte es sich wieder für einige Augenblicke auf, was uns bestimmte, noch eine Weile in Bewegung zu bleiben. Schließlich mußten wir aber doch halt machen. Zuerst gedachten wir, im Sacke Mittagsrast zu halten und abzuwarten, ob es nicht besser würde, aber schließlich schlugen wir unser Zelt auf, kochten uns Labskaus und legten uns dann schlafen, um ausgeruht zu haben, wenn das Wetter sich aufklärte. Die Hunde bekamen diesmal gar kein Futter.

Bevor wir unsern Marsch antraten, gab es im Lager noch allerlei Arbeit. Nansen hatte die Absicht gehabt, die Kufenschoner von seinem Schlitten abzunehmen, um zu sehen, ob er auf den mit Neusilber beschlagenen Schienen nicht leichter glitte, aber es zeigte sich jetzt, daß die theergetränkten Schoner auf der jetzigen Bahn sehr gut liefen, sodaß Nansen sie daran ließ. Von

unserm dritten, nicht mit Neusilber beschlagenen Schlitten nahm ich sie jedoch ab, um es mit den glatten, frisch getheerten Kufen aus Birkenholz zu probiren. Dabei stellte sich heraus, daß die eine Kufe eingeknickt war, weshalb die Schoner schleunigst wieder angebracht werden mußten. Hätten wir sie nicht gehabt, so wäre es uns sicher schlecht gegangen.

Die Breite ist jetzt $84^{\circ} 3'$, die Länge $64^{\circ} 20'$. Unsere Sehnsucht nach Land wird immer größer, und wir wundern uns, daß es sich noch nicht zeigt. Die Temperatur beträgt nur $-10,4^{\circ}$. Wir müssen uns jetzt auf dem Marsche leichter kleiden.

Am 10. und 11. Mai war das Vordringen mit Schwierigkeiten verknüpft, denn mit Ausnahme eines hellen Streifens im Südwesten war der ganze Himmel gleichmäßig dick überzogen. Der helle Streifen war schon 8 Stunden vorher dagewesen, was uns hin und wieder aufgefallen war, als wir in unserm Lager auf schönes Wetter warteten. Trotz des Nebels machten wir doch einen ordentlichen Marsch.

Das Eis nimmt jetzt einen ganz andern Charakter an, was, wie wir glauben, darauf hindeutet, daß Land in der Nähe ist. Es ist nicht mehr so eben wie in der letzten Zeit, aber wir kommen doch darauf vorwärts.

13. Mai. Der gestrige Marsch war anstrengend. Schon gleich zu Anfang mußten wir uns über eine größere Strecke Schlammeis hinwegarbeiten. Das Vordringen ist jetzt mühevoller als bisher. Allerdings sind die Schlitten jetzt leichter, aber dafür haben wir jetzt auch nicht mehr als 12 Hunde zur Verfügung und dabei sind die Wege viel schlechter, da wir an einigen Stellen zwischen Eishügeln oft bis zur Hüfte in den Eismorast einsinken, wenn wir den Hunden mit den Schlitten helfen müssen. Dabei können wir nämlich die Schneeschuhe nicht anbehalten; jetzt wäre es gut, wenn wir indianische Schneeschuhe hätten. Wir waren von 3 Uhr morgens bis $7 \frac{1}{2}$ Uhr abends auf den Beinen und schlugen dann unser Lager auf, was uns nach einem so mühseligen Tage eine wahre Freude bereitete. Wir hielten auch drei Stunden Mittagsrast. Die Temperatur betrug -17° , und dabei wehte ein unfreundlicher östlicher Wind, der bisweilen sehr heftig wurde und gegen Abend mehr nach Norden umsprang. Zwischendurch passirten wir wol hin und wieder eine Strecke ebenern Eises, aber so flach wie früher war es nicht mehr. Trotz alledem kamen wir ein gutes Stück weiter, 15 bis 20 Kilometer, und das ist die Hauptsache.

Das Barometer ist beständig in gleichmäßigem Sinken begriffen. Wir sehnen uns immer mehr nach Land, wenn wir auch wissen, daß es nur ein unwirthliches, unbekanntes Eis- und Schneeland sein kann.

14. Mai. Gestern wurde aus dem Marsche nichts. Wir aßen unser Frühstück und unterhielten uns wie gewöhnlich von der Aussicht auf gutes Weiterkommen. Als wir aber unser Lager abrechnen wollten, war der Himmel vollständig bewölkt und nebelig mit Schneegestöber und nordwestlichem Winde. Wir machten uns darauf an eine Arbeit, die eigentlich schon früher hätte vorgenommen werden sollen: wir entledigten uns des einen Schlittens. Die Ladung desselben war jetzt so zusammengeschmolzen, daß wir es für zweckmäßig hielten, sie auf unsere beiden Schlitten theils als Unterlagen der Kajaks, theils als Füllung derselben zu vertheilen. Die drei Hunde, die den dritten Schlitten bisher gezogen hatten, wurden so vertheilt, daß Nansen »Barrabas« und »Kaiphaz« nahm und ich den »Großen Fuchs« erhielt.

Ich freue mich über diese Veränderung und hoffe, es wird leichter für mich werden, nur einen Schlitten begleiten zu müssen, statt der zwei, die ich in den 60 Tagen seit unserer Abreise von der »Fram« zu beaufsichtigen hatte. Gestern waren die Hunde beim Umpacken in meinem Kajak gewesen und hatten uns dort unsern Tagesrationssack mit Pemmikan halb leer gefressen, und heute Nacht überraschte ich meine Freunde, den »Großen Fuchs«, »Barrabas« und »Sultan«, bei

einem Angriffe auf dasselbe Kajak. Der Hunger quält sie, aber was können wir machen? Wir müssen weiter, wir müssen!

Gestern zerlegte ich den dritten Schlitten in seine Theile. Mit dem überflüssigen Holze, das wir mitgeschleppt haben, den zerbrochenen Schneeschuhen und Schneeschuhstöcken und einem Theile des Schlittens wollten wir unser Essen kochen. Aus dem leeren Theerölfasse machten wir einen Kessel und zündeten in der Zeltöffnung, in der er hing, ein tüchtiges Feuer an, aber es währte gar nicht lange, so mußten wir unsere Feuerstätte ins Freie verlegen, da das Zelt in Gefahr war, zu verbrennen. Als das Wasser endlich kochte, hatte sich auch schon im Schnee ein Loch von ein Meter Tiefe gebildet, und wir hatten eine Unmenge Holz verbrannt. Ein solches Kochen ist eine wenig lohnende Arbeit; es wurde daher beschlossen, daß Primus das übrige thun sollte. Gesagt, gethan, und wir bekamen denn auch am Abend unser Fiskegratin, das, wie gewöhnlich, köstlich schmeckte. Heute ist der Himmel klar, und strahlender Sonnenschein herrscht. Die Hunde werden mit einer halben Ration Pemmikan gefüttert.

16. Mai. Gestern hatten wir herrliches Wetter; der Himmel war außergewöhnlich klar, und die Sonne schien warm. Wir mußten Schneebrillen aufsetzen, was wir bisher glücklicherweise nur selten nöthig gehabt haben.

Wir haben nur noch zwei Schlitten und vor jedem sechs Hunde. Schneller als früher geht es aber nicht, die Hunde sind zu entkräftet. Auch mit unserm kecken »Baro« ging es gestern zu Ende; die andern Hunde mußten ihn zum Schlusse mitschleppen, und es blieb uns nichts weiter übrig, als dieses prächtige Thier, das so lange den Zug nach der Heimat angeführt hat, zu schlachten.

Wir stießen gestern auf eine sehr schlimme, eben entstandene ziemlich breite Rinne, an der wir lange in westlicher Richtung hinziehen mußten, ehe es uns gelang, einen Uebergang zu finden. Dann machten wir halt und schlugen unser Lager auf, denn da, wo wir jetzt sind, haben wir eine Rinne zu passiren.

Wir sind auf 83° 36' nördlicher Breite und 59° 55' östlicher Länge. Wir dringen also doch nach Süden vor, wenn es auch langsam damit geht. Wir leben in beständiger Verwunderung, daß wir noch gar kein Land sehen können. Das Land, das die Oesterreicher von Kap Fligely aus erblickten, sollte eigentlich nicht mehr als 67 Kilometer von uns entfernt sein, aber sehen können wir es nicht. Daß wir nicht wieder Fuchsspuren oder andere Spuren gesehen haben, mag von dem beständigen Schneefalle in der letzten Zeit kommen. Doch, das gibt sich mit der Zeit.

Gestern war mein 28. Geburtstag. Wir feierten im Zelte ein kleines Fest mit einer tüchtigen Portion Labskaus und einem Nachtsch, bestehend aus Bril mit Brotkrumen und Butter und aus heißem Citronensaft. Nansen brachte ein Hoch auf mich aus und wünschte mir »manche freudige Ueberraschung und manch frohen Augenblick« für das anbrechende Geburtsjahr.

Am nächsten Tage kamen wir an eine offene Stelle von außergewöhnlicher Breite, die sich so weit nach Südwesten erstreckte, als wir sehen konnten. Wir zogen in dieser Richtung daran entlang, aber unterwegs stiegen uns Bedenken auf, ob wir dem Rande noch weiter folgen sollten, da man ja nicht wissen konnte, wie weit sie sich erstreckte. Sie war mit ganz dünnem Eise bedeckt, was schlimmer war als offenes Wasser. Erst dachten wir daran, umzukehren und es in der entgegengesetzten Richtung zu versuchen, befragten dann aber die Karte und kamen zu dem Resultate, fortzufahren, wie wir begonnen.

Durch den Feldstecher konnten wir sehen, daß die Luftspiegelung Eis hinter dem offenen Wasser zeigte. Wir waren noch gar nicht lange gegangen, so stießen wir auf eine breite Rinne, die in das offene Wasser ausmündete. Es stellte sich heraus, daß das Eis derselben tragfähig war, und die

nähere Untersuchung ergab, daß es hier vielleicht möglich wäre, über den großen Teich zu kommen. So machten wir uns denn auf den Weg.

Die Eisschollen hatten sich an dieser Stelle kreuz und quer übereinandergeschoben, und das Eis war dadurch recht stark geworden, wenn auch nicht überall gleich stark. In der Rinne war freilich noch Bewegung und befanden sich Streifen offenen Wassers, aber schließlich kamen wir doch hinüber, worüber wir uns sehr freuten.

Das Eis zeigte uns, daß die Drift noch immer nach Westen geht; das ist uns jetzt, da wir uns auf 59° 55' östlicher Länge befinden, sehr unangenehm. Nansen hat noch einmal mehrere Beobachtungen aus der Zeit, bevor unsere Uhren stehen blieben, ausgerechnet; mit diesem Stehenbleiben können wir uns noch gar nicht aussöhnen.

Am 17. Mai, dem Freiheitstage, brachen wir gegen 6 Uhr abends in recht gedrückter Stimmung auf, trotzdem zur Ehre des Tages auf beiden Kajaks die Flaggen im Winde wehten. Der Abwechslung halber sollte ich vorangehen. Aber meine Hunde, die daran gewöhnt waren, hinter den andern zu laufen, wollten davon durchaus nichts wissen; sie konnten nicht begreifen, weshalb sie sich in Bewegung setzen sollten, wenn die andern nicht mitkamen. Ihre Aufmerksamkeit war unausgesetzt auf das andere Gespann gerichtet, und ich konnte sie trotz aller Prügel nicht in Gang bringen. Wir mußten es also aufgeben.

Plötzlich glaubte Nansen in dem großen Teiche vor uns, den wir passiren sollten, Walfische blasen zu hören. Ich hatte diesen Laut ebenfalls vernommen, als ich im Lager umhergehend alles zum Aufbruche vorbereitete, aber ich hatte geglaubt, es komme davon, daß die Schollen sich gegeneinander rieben. Doch wirklich, dort war ein Wal; jetzt sahen wir deutlich, wie er sich über die Wasserfläche erhob und dann wieder verschwand. Hui, schnell in die Kajaks, Büchsen und Patronen geholt und Harpune und Leine hervorgesucht! Das war doch einmal ein Fund, hier gab es Lebensmittel genug für uns! Nansen zog bis an die Zähne bewaffnet an der Rinne entlang, um sein Jagdglück zu versuchen; inzwischen sollte ich zusehen, daß ich einen Uebergang fände. Nansen kehrte jedoch bald unverrichteter Dinge zurück; es seien mehrere Narwale, sagte er, sie schienen aber über die Maßen scheu zu sein.

Die Reise wurde in Wind und Schneegestöber bis Mittag fortgesetzt. Es ging entsetzlich langsam mit den Hunden, und wir mußten uns gehörig anstrengen. Als wir zwei Stunden Mittagsrast gehalten hatten und wieder weiter wollten, war es so neblig, daß wir die Augen wieder schlossen und noch ein paar Stunden warteten. Das war das Vernünftigste; dann setzten wir unsern Weg neugestärkt fort, doch erst, nachdem Nansen die Kufenschoner von seinem Schlitten abgenommen hatte. Wir wollten es doch mit den Neusilberkufen probiren.

Es war dies etwas ganz anderes, der Schlitten lief unvergleichlich viel leichter als früher. Wir benutzten deshalb auch die neusilbernen Beschläge meines Schlittens, und von da an ging die Reise sehr gut, so gut, daß wir in viel heiterer Stimmung halt machten. Dann feierten wir den Siebzehnten Mai, obgleich es schon der 18. war; natürlich auf die alte Weise, mit Essen und Trinken. Diesmal hatten wir auch ein neues Getränk, das wir anfangs Bier, schließlich aber Meth nannten. Es war ein Aufguß von Citronensaft auf framefood stamina-Tafeln.

20. Mai. Wir liegen des Schneetreibens wegen still. Gestern machten wir bei recht guter Bahn einen hübschen Marsch von ungefähr 20 Kilometer. Verschiedene Eishügel sahen wir unterwegs – aber kein Land! Danach werden wir gewiß noch eine Weile vergeblich ausschauen, es hat ganz den Anschein dazu.

Im Grunde genommen ist es schön, so im Zelte zu liegen, während der Sturm daran rüttelt und

der Schnee sich draußen rundherum immer höher aufthürmt. Hier im Sacke fühlt man sich so sicher; laßt das Unwetter draußen toben, uns kümmert es nicht! Ich lasse die Gedanken in wärmern Gegenden umherschweifen, wo im Mai keine Schneestürme vorkommen, wo die Natur zu neuem Leben erwacht und auch neues Leben in die Menschen bringt. Ja ja, auch für uns wird die Zeit einmal kommen!

Man kann nicht wissen, wann wir nach Hause kommen werden; wir haben eben über die Aussichten dafür gesprochen. Dieser anhaltende östliche und nordöstliche Wind treibt uns immer mehr nach Westen; es kann sein, daß wir vor Spitzbergen gar kein Land erreichen, und wer weiß, ob wir dort so rechtzeitig anlangen, daß wir noch in diesem Jahre wieder in die Heimat kommen können. Wir müssen es darauf ankommen lassen.

An zwei verschiedenen Stellen sahen wir Bärenspuren. Sind es Anzeichen von Land?

Während des 21. Mai dauerte das Unwetter fort, aber wir konnten nicht mehr warten, bis es sich legte, und zogen deshalb weiter, nachdem wir die Hunde mit je einer halben Portion Pemmikan gefüttert und drei Kufenschoner fortgeworfen hatten. Das Wetter wurde immer schlechter, zum Schneegestöber kam noch ein sehr heftiger Nordwind; dazu war es unsichtig, und die Bahn war sehr schlecht. Trotz alledem arbeiteten wir uns unaufhaltsam hindurch. Bis Mittag war das Eis noch leidlich und ohne Rinnen. Nachmittags wurde es schlechter, aber wir ließen uns dadurch nicht zurückhalten, und als das Wetter sich ein wenig aufhellte, kamen wir auf ebene Flächen, wo es gut ging.

Nansen setzte zum ersten male auf seinen Schlitten ein Segel, in Folge dessen brauchten die Hunde beinahe gar nicht zu ziehen; sie liefen deshalb allerdings nicht schneller, aber sie machten doch nicht so oft als sonst halt, was für den, der hinterdrein kam, auch schon ein Gewinn war.

Wir passirten eine breite Rinne, obgleich das Eis in heftiger Bewegung war und einige Stellen nicht solche Sicherheit boten, als dem Auge schien. Wir waren mit diesem Tage, der so schlecht angefangen hatte und so gut endete, sehr zufrieden und nahmen an, daß wir den 83. Breitengrad jetzt hinter uns haben. Um so sonderbarer ist es, daß wir noch immer kein Land sehen.

»Sultan« wurde geschlachtet und so zerlegt, daß sich 2 ½ Rationen aus ihm machen ließen.

Am 23. Mai gab es tüchtige Arbeit. Schlimmer, als die Rinnen hier waren, können sie schwerlich sein; so etwas haben wir noch nie gesehen, und ich nehme an, auch niemand anderer vor uns.

Bevor wir aufbrachen, lief Nansen recognoscirend an der breiten Rinne entlang, die wir schon abends, als wir das Lager aufschlugen, gesehen hatten. Er blieb drei Stunden fort. Ich flickte inzwischen das Zelt, das schadhafte zu werden begann. Da die Temperatur jetzt bei Tage nur ungefähr -12° betrug, nähte es sich leicht.

Nansen hatte den Rand der Rinne nach Osten hin abgestreift, dort aber keinen Uebergang gefunden. Sie theilte sich jedoch in zwei Arme, und er glaubte, irgendwo müsse es uns gelingen, hinüberzukommen. Wir zogen also nach Osten, theils weil wir unserer Meinung nach schon viel zu weit westlich waren, theils weil wir in dieser Richtung viele blaue Streifen, anscheinend von offenem Wasser herrührend, sahen. Das Resultat unsers Zuges war, daß wir nicht *eine* Rinne, sondern deren wol 20 trafen und passiren mußten. Einen solchen Wirrwarr von Rinnen und losem Eise kann man sich gar nicht vorstellen. Bald wanden wir uns in dieser, bald in jener Richtung hindurch, nachdem wir erst mühsam recognoscirt und einen Weg erspäht hatten.

Auch viele Eistrücken passirten wir; beständig war das Eis in heftiger Bewegung, und oft wurden wir vom Eisschlamm, der wie gutes, festes Eis aussah, getäuscht. An einer Stelle fand gerade, als

wir hinüber wollten, eine starke Pressung statt; die Eisrücken wuchsen immer höher an, und die Blöcke wälzten sich nach den Seiten hin, worauf plötzlich Stillstand eintrat. Wir räumten das Schlimmste aus dem Wege und beeilten uns, mit den Schlitten hinüberzukommen. Kaum war dies geschehen, so fing die Pressung wieder an.

Oft war der Uebergang über die Rinnen, die wir gefunden, schon zerstört, wenn wir mit den Schlitten nachkamen; denn darüber ging natürlich Zeit hin, so sehr wir uns auch sputeten. Dann galt es, einen neuen Weg zu finden. Vierzehn Stunden kostete uns dieses Wirrsal von Rinnen, bis wir endlich über die letzte Rinne und die letzten Eisrücken hinüberkamen und eine schöne Ebene zu unsern Füßen liegen sahen. Tief aufathmend wanderten wir zur angenehmen Abwechslung über das ebene Eis, bis wir schließlich wieder auf eine Rinne stießen, während es immer nebeliger wurde. Nun mußten wir unser Zelt aufschlagen und zogen deshalb an der Rinne entlang, bis wir einen passenden Platz dazu fanden. An diesem Abend schmeckte uns aber das Essen!

Die heutige Mittagshöhe ergab $82^{\circ} 52'$ nördlicher Breite. Es ist ja sehr erfreulich, daß wir schon so weit südlich sind, aber sonderbar ist es doch, daß wir noch gar kein Land sehen. Das ist die große Frage.

Am nächsten Tag legten wir gegen 20 Kilometer zurück; in den ersten 8 Stunden hatten wir mit Rinnen zu kämpfen, nachher aber ging es gut. Bei dem stürmischen Nordwind konnten wir nur den ersten Schlitten mit einem Segel versehen.

Die Länge ist $61^{\circ} 27'$ östlich von Greenwich, was uns freudig überraschte; wir hatten uns viel weiter westlich geglaubt und gefürchtet, wir würden nicht auf Kap Fligely lossteuern, und haben deshalb den Kurs in der letzten Zeit möglichst nach Osten gerichtet. Jetzt geht es direct nach Süden.

Wir hatten das Unglück, daß unser Zelt durch Eisstücke böß zerrissen wurde, sodaß ich gestern und heute alle Hände voll zu thun hatte, um es wieder in Stand zu setzen.

Am 27. Mai wurde die Breite auf $82^{\circ} 29'$ bestimmt. Wir nehmen als sicher an, daß wir ziemlich weit östlich vom Lande sind, denn sonst müßten wir es jetzt auf jeden Fall sehen können, sollten wir uns doch südlich von Petermann-Land befinden! Daß wir uns westlich von Land befinden, ist vernünftigerweise nicht anzunehmen; wir müßten in diesem Falle bei unsern Beobachtungen einen Fehler von 10° haben, was doch nicht zu glauben ist. Wir gehen auf jeden Fall von der Voraussetzung aus, daß wir östlich von Land sind, und steuern nach Südwesten. Die Zeit wird es dann lehren. Einstweilen aber tappen wir noch im Dunkeln. Wir haben die Karten hervorgeholt und ergehen uns darüber in Speculationen. Etwas ist uns in den letzten Tagen auf den Märschen und beim Zeltaufschlagen aufgefallen: daß nirgends Süßwassereis zu finden war und das Eis, das wir passirt haben, ausschließlich winteraltes Salzwassereis gewesen ist; dort, wo es herkommt, muß also offenes Wasser sein.

Die letzten Maitage brachten dieselben Anstrengungen; Rinnen und Eisrücken erschwerten das Vordringen. Am 28. gewahrte Nansen einen Eissturmvogel über dem einen Kajak kreisen; er wollte gewiß »Kvik's« irdische Ueberreste mit den Hunden theilen. Am Tage darauf beobachteten wir mehrere Narwale in einer Rinne, einen Seehund auf dem Eise und eine Lumme in der Luft. Es ist doch herrlich, Leben zu sehen; es erheitert und stärkt den Glauben an die Nähe des Landes!

31. Mai. Heute geht der Monat Mai zu Ende, und noch immer sehen wir kein Land, nur Wolken am Horizont und Eis, das wir nun schon zwei Jahre lang angestarrt haben. Manchmal ist es recht

traurig. Es dauert so entsetzlich lange, bis wir Land erreichen! Und was für ein Land! Ein ödes, tristes, eisbedecktes Land im äußersten Norden, wohin sich kein Mensch wünscht, und nach diesem Lande steht all unser Sehnen. Ein Tag nach dem andern vergeht, längst hätten wir dort sein sollen. Einmal muß es doch kommen; dann hoffen wir gerettet zu sein! Aber bald muß es kommen, denn jetzt geht es mit den Hunden zu Ende!

Gestern wurde »Pan« geschlachtet, der seinerzeit für drei zog, und »Kvik«, die zuletzt ihr Segeltuchgeschirr auffraß, ist auch schon dahingegangen. Nansen war an dem Abend, da »Kvik« unter dem Messer starb, ganz anders als sonst. Sie war die einzige von unsern Hunden, die in Norwegen gewesen war; Nansen hatte sie in seinem Hause gehabt, wo alle sie lieb gewonnen hatten. Ich erstach sie heimlich, ehe er noch recht zum Bewußtsein darüber kam.

Unsere Märsche sind jetzt kürzer geworden und die Ruhestunden ebenfalls; wir müssen versuchen, uns nach den Tagen zu richten, damit nicht alles bunt durcheinander geht. Die Hunde werden öfter gefüttert, und wir glauben, daß sie so bis zum Lande ausdauern werden. Wir halten jetzt nicht mehr im Sacke Mittagsrast, sondern essen unser Butterbrot auf einem Segel im Schnee sitzend.

Am Fuße eines Eishügels fanden wir die frischen Spuren von drei Bären; sie führten nach einer Rinne, aber wir konnten uns nicht darauf einlassen, ihnen nachzugehen. Wir sind jetzt auf 82° 21' nördlicher Breite; das ist schön, aber jetzt weht ein häßlicher, starker Südwind, der am Zelte rüttelt, obgleich wir eigentlich Schutz an diesem Platze haben sollten, der mitten zwischen alten, mit Süßwassereis untermengten Eistrücken liegt. Auf der andern Seite hat man die Aussicht auf eine offene, ganz nahe gelegene Rinne. Es ist dafür, daß man im Eise ist, eine malerische Stelle. Oestlich von uns haben wir den »schiefen Thurm von Pisa«; es ist ein außerordentlich großer Eishügel, aus einer Scholle bestehend, die infolge der Pressungen aufgerichtet worden ist.

Am 1. Juni überschritten wir eine Rinne auf einer losen Eisscholle, die beständig zu kentern drohte, da sich kleine Schollen darunter schoben und die ganze Rinne in starker Bewegung war. Kaum hatten wir uns mit Hunden und Schlitten in Hast und Eile hinübergebracht, als auch schon die ganze lose Scholle in Stücke sprang und der Uebergang zerstört wurde.

Bei strahlendem Sonnenschein bietet sich ein schönes Bild: rabenschwarz heben sich die Rinnen von dem fleckenlosen weißen Eise ab, während die Eistrücken und Hügel zwischen den Blöcken azurblau schimmern. Vergebens sucht das Auge an der Eiswand hinab in die Tiefe bis auf den Grund zu dringen; es sind gewaltige Massen dort unten, und kein Wunder ist es, daß alles, was sie in ihre Arme schließen, wenn Wind und Strömung sie gegeneinander hetzen, zermalmt und zerbrochen wird.

Anfang Juni lagen wir sieben Tage an derselben Stelle still, auf einer auf allen Seiten von Rinnen umgebenen Eisinsel. Wir setzten dort unsere Kajaks in Stand, nahmen die Bezüge ab, flickten sie und banden und spleißten die Skelette, denen das Eis übel mitgespielt hatte. Zu all diesem gehörte Zeit, aber jetzt mußte es gethan werden; wir mußten den Rinnen Trotz bieten und ihnen ein Schnippchen schlagen können. Am liebsten sähen wir, daß wir draußen viel offenes Wasser hätten, damit wir statt all der bisherigen Quälerei bequem in unsern Kajaks fahren könnten.

Vom 2. Juni heißt es im Tagebuche:

Herrgott, heute Abend ist der Abend vor Pfingsten, für uns aber ist er wie ein anderer Tag, Sonntag und Montag sind gleich! Wir können uns am Pfingstfeste nicht über den Sommer mit seinem Reichthum an »allerhand Laub und Blumen« freuen. Aber herrlich muß es sein, dies alles wiederzusehen, und zu dem, was einem lieb und theuer ist, heimzukehren, muß eine Freude über

alle Beschreibung sein.

Es ist traurig, hier zu liegen und nicht weiter zu kommen; es ist traurig, daran zu denken, welchen Weg wir noch zurückzulegen haben, bevor wir Spitzbergen erreichen und dort nach dem Schiffe, das uns nach Hause bringen soll, auszuschaun beginnen können. Doppelt traurig ist es an einem Tage wie heute, da ich in Gedanken die Lieben in der Heimat sich freuen sehe, in dem schönen Sommerwetter Gottes herrliche Natur preisend. Traurig ist es, hier an das Eis gebunden zu sein, aber:

Ist auch noch so lang die Nacht,
Einmal doch der Morgen tagt.

Auch für mich kommt sicher der Morgen. Du lichter, gesegneter Morgen sei mir willkommen!

Die nun beginnende Zeit war sehr schlimm; es sah für uns allmählich immer verzweifelter aus. Die Lebensmittel verminderten sich Tag für Tag, mit ihnen das Brennmaterial; die Hunde schwanden dahin, die Schlitten waren noch schwer, die Wege und das Eis wurden immer schlechter, die Tage vergingen, und wir sahen kein Land. Aber vorwärts mußten wir! An Geduld besaßen wir beide eine hübsche Portion, die auch gehörig auf die Probe gestellt wurde.

Ich glaube, der Leser wird am besten erkennen, wie wir es hatten, wenn ich ein wenig aus dem Tagebuche aus jener Zeit anführe:

Dienstag, 11. Juni. Wir haben unsere Rationen Aleuronatbrot, Butter und Chocolate verspeist und werden nun mit unserm Tagewerk beginnen. Unter unsern gegenwärtigen Verhältnissen ist es nicht immer leicht, so heitern Sinnes zu sein, wie man eigentlich sein sollte. Das Aufhören der Schlittenbahn steht vor der Thür; der Schnee ist schon durch und durch naß, und die armen fünf Hunde, die wir noch haben, sinken tief darin ein; bald heißt es geradezu im Wasser gehen. Der Rinnen und des schlechten Eises wegen ist schwer vorwärts zu kommen, auch wissen wir nicht, wo wir sind.

Das Land, dem wir so lange Zeit voll Hoffnung entgegengegangen sind, haben wir jetzt beinahe aufgegeben. Nun ist es das Meer, auf das wir zustreben; aber es ist weit bis zum Meere und es wird daher sehr schwierig sein, auf diesem Wege Spitzbergen zu erreichen. Die Gewehre müssen uns von nun an den Lebensunterhalt verschaffen.

Manchmal fühlen wir, wie schwer wir es haben, und unter dem Einflusse dieser Empfindung sagte Nansen gestern: »Denken Sie sich, wie schön es sein wird, seine Beine ausruhen lassen und sagen zu können: es ist alles überwunden, es bleibt jetzt nichts mehr zu thun übrig.«

Wir marschirten gestern circa 5 Kilometer. Nach unserm Mittagessen, das gegenwärtig aus 100 Gramm Pemmikan und 100 Gramm Brot besteht, guckte die Sonne hin und wieder zwischen dunkeln, phantastischen, beinahe schwarzen Wolken hervor, während die andern unten am Horizont hell waren. Das schneebedeckte Eis war blendend weiß, das Wasser in den Rinnen tief schwarz und der südliche Horizont goldigroth, während dunkle Haufenwolken beständig von Ostsüdost über den Himmel jagten und von Zeit zu Zeit die Sonne verfinsterten. Es war wunderbar schön; wir erfreuten uns daran und kamen in gute Stimmung.

Gestern fand Nansen in einer Rinne einen kleinen Fisch, einen Polarkabeljau. Gibt es Fische im Wasser, so laufen wir keine Gefahr. Heute Nacht wurde eine Angel mit dem Fische als Köder in der Rinne, an der wir uns befinden, ausgelegt; nun werden wir ja sehen! Fische bekamen wir aber doch nicht.

Manchmal mußten wir uns von Eisstücken, die wir mit Hülfe von Bambusstangen an eine

passende Stelle flößen, Brücken bauen und gleich Akrobaten Sprünge von Scholle zu Scholle machen.

15. Juni. Bevor wir gestern das Lager abbrechen, gelang es Nansen, eine Sonnenhöhe zu nehmen und dann eine Längenbestimmung anzustellen. Wir sehen übrigens in der letzten Zeit die Sonne äußerst selten. Das Wetter ist so trübe, wie es nur sein kann, und unsere Aussichten sind es ebenfalls. Die Beobachtungen ergaben 57° östlicher Länge und $82^{\circ} 23'$ nördlicher Breite. Wir sind also seit der letzten Beobachtung 4° nach Westen getrieben. Ich weiß nicht, soll man dies erfreulich oder betrübend nennen. Vielleicht deutet es darauf hin, daß wir im Westen von Land sind; denn so unrichtig können unsere Uhren wol kaum gegangen sein, daß wir kein Land sehen könnten, selbst wenn wir annehmen, daß wir ein gutes Stück weiter östlich sind. Sind wir aber schon im Westen, so ist die Aussicht, bald Land zu treffen, nicht sicher; dann sind wir andauernd auf dieses ewige Treibeis angewiesen. Und die Lebensmittel in diesem Falle? Wo sollen wir sie hernehmen? Bisher ist hier nicht viel zu holen gewesen. Wird es damit nicht besser, so sieht es böse aus.

Sind wir dagegen im Osten, was jetzt vielleicht wenig wahrscheinlich ist, so kann das Land nicht mehr weit sein, und dort finden wir Nahrungsmittel. Daß wir aber auch wieder nach Norden getrieben sind, muß uns mit Sorge erfüllen.

Der Marsch geht gegenwärtig in der Weise vor sich, daß Nansen eine Strecke Weges recognoscirt, ich mit beiden Schlitten Strecke für Strecke nachkomme, bis ich Nansen, der nach der Recognoscirung wieder umkehrt, treffe und dann jeder von uns seinen Schlitten nimmt. Oft mußten wir alle zwei die Schlitten über Eisrücken heben oder über Rinnen und unsicheres Eis ziehen. Wenn die Schlittenbahn so schlecht wie jetzt zu befahren ist, dann geht es nicht flott vorwärts. Unsere ganze Hoffnung auf Fortkommen ist nun auf lockeres Eis mit vielen nach Südwesten laufenden Rinnen gerichtet. Nachdem wir unsere letzten Hunde geschlachtet haben werden, deren Fleisch zu essen wir uns werden bequemen müssen, können wir uns durch Rudern weiterbringen.

Wir speculiren auch darauf, nur *ein* Kajak zu nehmen, das wir mit dem andern und einem Schlitten größer machen, alles zu cassiren, was wir irgendwie entbehren können, und dann drauflos zu fahren.

Die Temperatur hält sich meistens unter dem Nullpunkte. Auf diesem Marsche schlachtete ich, während Nansen auf Recognoscirung aus war, das »Füchslein«, das vor dem Schlitten gestürzt war. Der »Große Fuchs« hielt bis zum Abend aus, dann mußte auch er daran. Nansen bereitete aus seinem Blute das Abendessen; wenn ich sagte, es habe gut geschmeckt, so müßte ich lügen, aber es glitt hinunter, und das ist die Hauptsache.

16. Juni. Heute ist es windstill, Sonntagsfrieden liegt über dem Eise. Seit langem habe ich nicht empfunden, daß Sonntag ist, aber heute habe ich das Gefühl davon. In mein Gemüth ist Ruhe und Frieden eingekehrt, und voll Wehmuth sehne ich mich nach einem Sonntag in der Heimat.

Wir haben uns jetzt Zugriemen angefertigt und müssen uns ordentlich anstrengen, um ein bischen vorwärts zu kommen.

Am 20. Juni mußten wir uns entschließen, das Lager an einer Rinne aufzuschlagen und auf Fang auszuziehen. Nansen's Kajak wurde aufs Wasser gesetzt. Wir sahen auch Seehunde, bekamen aber keinen. Nansen versuchte außerdem, mit Hülfe des zu diesem Zweck mitgebrachten Netzes kleine Seethiere zu fangen, aber auch dies glückte nicht. Wir hungern nach bestem Vermögen, sodaß unsere Eingeweide knurren; wird es gar zu arg, so nehmen wir uns 50-60 Gramm

Pemmikan und ebensoviel Brot. Im Laufe von zweieinhalb Tagen haben wir erst eine ordentliche Mahlzeit gehabt, es waren zwei Möven, die wie Thau vor der Sonne verschwanden. Einmal bekamen wir 50 Gramm Brot und ebensoviel Pemmikan, ein anderes mal 60 Gramm Aleuronatbrot und 30 Gramm Butter. Nun aber werden wir eine anständige Mahlzeit halten, bevor wir wieder weiterziehen.

Am Abend des 20. Juni brachen wir auf, nachdem wir mehrere vergebliche Versuche gemacht hatten, einen Seehund zu schießen. Nansen war vorausgegangen und hatte den Weg ausgesucht. »Wenn wir eine Strecke weiter sind«, sagte er »kommt ein großer Teich, wir haben also Gelegenheit, es mit einer Ueberfahrt im Kajak zu versuchen.« Unterwegs beschlossen wir, um ordentlich vorwärts zu kommen, Holzgriffe unter die Kajaks zu machen und die auf den Schlitten befindlichen Lasten in die Kajaks zu packen, damit sie so, wie sie waren, in die Rinne gesetzt und nach beendeter Ueberfahrt wieder aufs Eis gezogen werden könnten, um sodann die Fahrt fortzusetzen. Auch mußten wir uns alles dessen, was wir irgendwie entbehren konnten, entledigen.

Bevor wir an den Teich kamen, sahen wir in einer Rinne einen Seehund; Nansen schoß auf ihn, aber ohne Erfolg. Nun kam unsere erste Ueberfahrt.

Die Kajaks wurden nebeneinander gesetzt und vermitteltst zweier Schneeschuhe miteinander verbunden, die durch die auf Deck befindlichen Strippen gesteckt wurden; die Schlitten mit den Unterlagen wurden, einer vorn, einer hinten, quer darüber gelegt. Die Hunde gingen willig an Bord und legten sich so still hin, als hätten sie dies schon früher gethan. Die Pumpen wurden in Ordnung gebracht, die Flinten auf die Knie gelegt, die Ruder eingetaucht, und das Rudern begann.

So waren wir denn mit all unserer irdischen Habe den Wogen preisgegeben. Zur Abwechslung war diese Zigeunerflotte ganz spaßhaft, obwol wir die Pumpen sehr oft gebrauchen mußten; besonders mein Kajak machte es arg. Als wir an den jenseitigen Eisrand kamen, sprang Nansen mit dem photographischen Apparat ans Ufer und machte einige Aufnahmen von der Flotte, während mein Kajak inzwischen sich immer mehr mit Wasser füllte und ich vom Rande abtrieb.

Plötzlich hörten wir hinter uns im Wasser ein gewaltiges Plätschern.

»Was war das?«

»Ein Seehund«, sagte Nansen.

Den Schlitten, der hinten auf meinem Kajak lag und daran schuld war, daß das Wasser oben an der Reihing, wo der Bezug noch nicht zusammengenäht war, eindrang, begann Nansen ans Land zu ziehen. Das Pumpen nützte nichts, ich saß im Wasser.

Platsch! machte es wieder, und ein großer, glänzender bärtiger Seehund tauchte auf, that ein paar Schläge gegen den Eisrand und verschwand dann wieder. Wir glaubten nicht, daß wir ihn wiedersehen würden, aber ich griff doch nach der auf dem Kajak liegenden Harpune und warf sie der Sicherheit wegen Nansen zu. Unterdessen füllte sich mein Kajak immer mehr und es mußte ernstlich daran gedacht werden, es vollends ans Land zu ziehen. Platsch! machte es noch einmal, und der Seehundskopf erschien dicht am Eisrande. Hurtig griff ich nach der Flinte und schoß auf ihn, als er gerade im Begriff war, unter dem Eise zu verschwinden. Noch ein letztes, heftiges Plätschern, dann blieb er liegen und das Wasser färbte sich roth. Der Kopf war zerschmettert, der Seehund schwamm auf dem Wasser. Wie der Wind eilte Nansen mit der Harpune herbei und stieß sie in das Thier. Da die Harpune klein und schwach war, hielt Nansen es für das Beste, ihm das Messer in den Hals zu stoßen.

Nun folgte ein lebhafter Auftritt. Ich trieb mit den beiden Kajaks ab; der Schlitten, den wir hatten ans Ufer ziehen wollen, lag zur Hälfte im Wasser, die Hunde begannen auch schon unruhig zu werden, ich wagte nicht, den Schlitten loszulassen, und konnte auch nicht aufstehen und so viel Kraft anwenden, daß ich ihn hätte an Bord ziehen können. Hinten am Eisrande lag Nansen und wollte den Seehund um keinen Preis sinken lassen, denn hier war Ueberfluß an Speise und Brennmaterial, dessen wir sosehr benöthigten.

Als der Seehund oben schwamm, entschloß sich Nansen, von dem Thiere abzulassen, um mich und meine im Untergehen begriffenen Sachen zu retten; es war hohe Zeit. Ich kam mit den Hunden ans Ufer, die Schlitten und mein Kajak wurden aufgezogen, um das andere kümmerten wir uns einstweilen noch nicht. Dann eilten wir fort, um unsere kostbare Beute in Sicherheit zu bringen; aber es war für zwei Mann nicht leicht, einen schweren, fetten Seehund aus dem Wasser zu ziehen. Während wir damit beschäftigt waren, wurde unsere Aufmerksamkeit wieder auf unsere andern Sachen gelenkt, da wir entdeckten, daß Nansen's Kajak ein Stück von uns forttrieb und der Kochapparat, leicht wie er war, hoch auf dem Wasser schwamm und seinen eigenen Kurs steuerte. Diese wurden geborgen, dann ging es wieder zurück zum Seehunde, den wir endlich an Land bekamen, nachdem wir ihm ein Tau um den Unterkiefer gebunden hatten.

Da lag er nun am Ufer vor unsern Füßen. Deß waren wir froh; war doch jetzt fürs erste keine Gefahr, hungern zu müssen. Jetzt hatten wir Lebensmittel auf lange Zeit, des Brennmaterials nicht zu gedenken, und konnten ruhig eine bessere Schlittenbahn und offeneres Eis abwarten.

Eine große Frage bestand noch: war die Munition, die in meinem Kajak lag, durch das Wasser verdorben worden? Und die Streichhölzer? Brot und Pemmikan hatte ich ebenfalls darin.

Der Munition wegen schwebten wir in besonderer Angst. Wir breiteten die nassen Patronen auf dem Schlafsacke aus, und Nansen probirte eine der Schrotpatronen an zwei Elfenbeinmöven, die sich eingefunden hatten, um die Beute zu theilen; sie zündete. Auch die Streichhölzer thaten noch Dienste; den Hauptvorrath hatten wir in Zinkbüchsen eingelöthet.

Nansen zerlegte nun den Seehund und fing das noch vorhandene Blut auf. Ich machte mich daran, einen Zeltplatz auszuwählen, suchte unsere da und dort am Ufer zerstreuten Habseligkeiten zusammen, fuhr sie nach dem Zelte und schöpfte und rang das Wasser aus den Sachen. Inzwischen hatte Nansen unsern Schatz hübsch und fein zerlegt; das Fleisch und das Fell lagen mit einer Menge Speck verlockend auf dem reinen weißen Schnee. Wir schlepten alles zusammen zum Zelte und machten uns zu einer tüchtigen Mahlzeit bereit.

Bevor wir den Seehund bekamen, hatten wir beschlossen, die kommende Nacht nur in wollenen Decken im Zelte zu liegen, um zu sehen, ob wir ohne den Schlafsack gut fertig werden könnten. Nun nahmen wir Decken und Schlafsack und krochen hinein, um erst zu speisen und dann gleich zu schlafen. Der Topf wurde mit frischem Seehundfleisch ganz vollgestopft; mit rohem Speck dazu schmeckte es wunderbar. Seit mehr als 24 Stunden hatten wir nichts gegessen.

So sind wir denn aller Nahrungssorgen für lange Zeit ledig. Es wird vielleicht langweilig, einen ganzen Monat von Seehundfleisch zu leben, aber dagegen läßt sich nichts machen; die Hauptsache ist, daß wir zu essen haben.

Heute hat sich der Wind gedreht, er ist jetzt nördlich und frisch. Ich bin ein wenig draußen gewesen und habe mir die Dinge angesehen. Das Fleisch und das Fell mit dem Speck liegen rund um unser Zelt herum, und Elfenbeinmöven kreisen ab und zu darüber. Eine kleine Strecke davon steht einer der Schlitten mit den drei Hunden in ehrerbietiger Entfernung vom Fleische; die armen Geschöpfe hatten gestern speien müssen, als sie die Eingeweide des Seehunds bekommen

hatten.

Der See, in dem wir auf Fang ausgehen wollen, ist heute Nacht ein wenig eingeschrumpft, ist aber doch noch ganz respectabel. Zwei Angeln, die ich gestern mit Speck zum Mövenfangen ausgesetzt hatte, waren heute hübsch abgefressen. Die Elfenbeinmöven sind zu schlau, um auf den Leim zu gehen; wir denken aber nicht daran, sie zu schießen, sind wir doch jetzt wieder oben auf.

Elftes Kapitel

Land in Sicht!

Auf der Stelle, wo wir den bärtigen Seehund schossen, blieben wir einen ganzen Monat liegen; wir nannten den Ort das »Sehnsuchtslager«. Dies war er auch sicher. Es erforderte Geduld, so still zu liegen und darauf zu warten, daß der Schnee schmelzen sollte, damit das Eis fahrbar würde und wir weiter, nach dem unbekanntem, ungesehenen Lande, das in der Nähe sein mußte, ziehen könnten. Es war nur merkwürdig, daß wir das Land noch immer nicht sehen konnten. Unausgesetzt dachte ich an Welhaven's Gedicht:

Westlich von Helgelands-Klippen in der See
Schwimmt eine Insel auf glänzenden Wogen;
Doch kommt ein Segler in ihre Näh',
Gleich sind die Wolken davorgezogen.

Verhüllet ist dann der winkende Strand,
Und die Insel darf keiner erblicken.
Der Seemann kann nur die Gedanken schicken
Gen Westen ins herrliche Elfenland.

Ich kann mich bei dem Gedanken an den Unterschied zwischen dem Elfenlande, nach dem der Dichter den Seemann sich sehnen läßt, und dem, nach welchem unser Sinn stand, des Lachens nicht erwehren. Doch denke ich, daß unsere Sehnsucht, wenn sie auch keinem Elfenlande galt, trotz alledem nicht hinter jener zurückstand.

In dieser Zeit lebten wir von Fleisch, das wir auf Thranlampen kochten oder brieren. Nansen war ja bei den Eskimos in Grönland gewesen; er war beinahe ein ausgebildeter Wilder, und seine Erfahrungen aus dem Eskimoleben kamen uns sowol hier, wie später auf der Reise gut zu statten.

Die Lampe bestand nur aus einer Schale, die wir aus einem Theile des Neusilbers, das wir zur Reparatur der Schlittenbeschläge mitgenommen hatten, anfertigten; Dochte machten wir von dem Segeltuche unserer Proviantssäcke und nahmen dazu aus dem »Doctorsacke« die feinen sterilisirten Binden, die wol kaum bessere Verwendung finden konnten. Auch sonst kamen die Sachen des Doctors uns auf andere, erfreulichere Art, als beabsichtigt war, zu Nutze; die Pflaster, die uns bei einem Schlüsselbeinbruche dienen sollten, fanden ebenfalls praktische Verwendung, da wir ausfindig machten, daß sich die Fugen der Kajaks mit dem Klebestoffe vorzüglich verkitten ließen. Hierzu brauchten wir übrigens auch einige von Nansen mitgenommene Pastellfarben, die wir fein schabten und mit Thran verrührten. Die Kajaks setzten wir nämlich im

»Sehnsuchtslager« ordentlich in Stand; dazu machten wir uns eine Malerfarbe von Ruß und Thran zurecht und beschmierten dann die Kajaks tüchtig mit einem Pinsel von Bärenhaaren.

Eines Tages sollten wir nichts Geringeres als Pfannkuchen von Seehundsblut zum Abendessen haben. Nansen begann zu backen und erzielte mit vielen Dochten eine herrliche Hitze. Es ging wunderschön, bis er an den vorletzten Pfannkuchen kam; da wurde die Hitze beunruhigend stark, weil die Speckstücke, die in die Schale gelegt waren, um beim Schmelzen die Dochte mit Thran zu versorgen, auch Feuer fingen. Im Zelte war es bei all den Tassen und Geschirren eng, das Löschen war also nicht so leicht. Da nahm Nansen eine Hand voll Schnee vom Boden auf, um die Hitze damit zu dämpfen. Doch dies geschah nicht, eine hohe Flamme schlug bis an die Zeltdecke empor und zündete das Seidenzeug an. Wir fuhren in einem Nu aus dem Sacke und aus der Thür, die wir aufrissen, daß die Knöpfe nur so umherflogen, hinaus ins Freie. Da war auch schon die Feuersbrunst, die sich auf die eine Ecke beschränkt hatte, zu Ende. Wir mußten eines unserer Segel nehmen, um das Zelt damit zu flicken.

Dies passirte am Johannisabend; es war also ganz in der Ordnung gewesen, daß wir das Zelt ansteckten, damit auch wir etwas zur Ehre des Johannisfestes verbrennen konnten. Wir schmückten unsern Zeltboden mit frischer Streu, die aber weder Wachholderreis, noch Birkenlaub war, die hier knapp sind, sondern eine Streu von Schnee, der hier sogar mitten im Sommer reichlich vorhanden ist.

Es hat sich herausgestellt, daß wir, obgleich der Wind in letzter Zeit westlich und südwestlich gewesen, doch gar nicht wenig nach Süden getrieben sind, da die Sonnenhöhe am 22. Juni $82^{\circ} 4'$ nördlicher Breite ergab. Nach Osten sind wir nicht gekommen. Die Länge betrug $57^{\circ} 48'$ östlich von Greenwich.

Am 25. schlief ich barfuß und in Hemdärmeln oben auf dem Sacke mit den nackten Beinen außerhalb des Zelttes, so warm und schön war das Wetter, das beste, das wir gehabt haben. Da weckte mich Nansen: »Johansen, jetzt gibt es Klappmützenbraten!« Er hatte eine kleine Klappmützenrobbe geschossen.

Am 28. Juni waren wir auf 82° nördlicher Breite. Wir müssen auf Land zutreiben, denn dieser starke Wind würde uns viel schneller weiter treiben, wenn nicht etwas dem Eise halt geböte. Die Temperatur ist über Null, es gibt immerfort Niederschläge, theils nassen Schnee, theils Eisregen.

Es ist jetzt naß beim Liegen, wir müssen Schneeschuhe und Stöcke unter den Schlafsack legen, um die Nässe einigermaßen abzuhalten; manchmal tropfte es vom Zelttdache auf den Sack und es kam vor, daß wir das Wasser mit unsern Tassen ausschöpfen mußten, aber doch wünschten wir nicht, mit der Kälte, die wir früher gehabt haben, zu tauschen.

Der Nordwind hat heute den ganzen Tag in einer Stärke von 6-7 Meter in der Secunde geweht, ich bin aber doch draußen gewesen und habe Griffe für die Kajaks gearbeitet. Heute war ein Unglückstag; ich habe die Säge an meinem Messer und einen Schraubenzieher abgebrochen und unser letztes Quecksilberthermometer zerschlagen. Trotzdem bin ich guter Laune, vermuthlich, weil ich auf das Essen warte und es heute Abend Dessert gibt.

Der Juni endet mit schönem, gutem Wetter; es ist still und warm. Ganz klar wird es nicht leicht, aber wir haben warmen Nebel am liebsten, denn dann schmilzt der Schnee am schnellsten, und wir werden unserm Ziele näher gerückt. Wir liegen hier bei offener Zeltthür auf dem Schlafsacke und machen unsere Notizen, während ein Windhauch ab und zu die Zeltwand bewegt, sodaß sie Schatten auf das Buch wirft und mich dadurch glauben machen kann, ich sei daheim unter den Kronen der Laubbäume. Man kann sich ja soviel einbilden!

Wir speisen zweimal am Tage, morgens Fleisch und Suppe, abends in Thran gebratenes Fleisch. Den Speck essen wir gewöhnlich roh.

Unser Aussehen hat sich in dieser Zeit sehr verändert; wir sind von dem Ruße und dem Thranrauche so schwarz geworden, daß wir uns selbst nicht wiedererkennen; wir besahen uns nämlich gestern in dem künstlichen Horizonte aus Quecksilber, der uns als Spiegel dient.

4. Juli. Gestern passirte weiter nichts Besonderes, als daß der »Hase« geschlachtet wurde. Armes Thier! Ich glaube, er war der allerbeste der Hunde, so hat er sich von Anfang bis zu Ende angestrengt, und noch immer zog er, obwol sein Rücken schon ganz krumm war. Es that mir leid, daß ich ihm den Hals abschneiden mußte, und besonders, daß der Schnitt nicht so gut gelang, wie ich gewünscht hätte; aber er war so dürr, daß es schwer war, die Halsschlagadern auf einmal zu fassen. Nun sind von den 28 nur noch »Suggen« und »Kaiphass« übrig.

Nansen fabricirte gestern eine Knochenfarbe zum Bemalen der Kajaks und probirte sie, sie war jedoch zu grob; das Knochenmehl so fein zu bekommen, wie es sein muß, dazu gehörte wol ein Jahr.

5. Juli. Es ist häßliches Wetter, Schneeregen und Ostwind, der uns nach Westen treibt. Er rüttelt tüchtig am Zelte und macht es so naß, daß das Wasser auf unsern guten Freund, den Schlafsack, niedertropft, in welchem wir uns in Erwartung des Abendessens befinden; dieses besteht, wie gewöhnlich, aus gebratenem Seehundfleisch.

Wir sind tagsüber beide schweigsam, und wenn wir von etwas sprechen, ist es gewöhnlich vom Weiterkommen, von der Heimat und davon, wie herrlich es sein muß, dorthin zu kommen. Von der Ueberwinterung auf Spitzbergen oder auf Franz-Joseph-Land reden wir auch; besonders angenehm würde es uns sein, wenn wir die Engländer auf Franz-Joseph-Land treffen würden; wir glauben, daß die Jackson-Harmsworth-Expedition um diese Zeit dort sein müßte, da sie sich das Jahr nach uns dorthin begeben sollte. Auch die eine Frage kehrt immer wieder: wo sind wir?

Nansen hat heute mit Rußfarbe gemalt; ich habe Fleisch in Streifen geschnitten und zum Trocknen aufgehängt und begonnen, den noch vorhandenen Proviant zu wägen. Wir haben noch 10 Kilogramm Pemmikan und 7 Kilogramm Fischmehl. Wenn der Abend sich nähert, holt Nansen Fleisch und Speck aus unserm Vorrath, ich bringe süßes und Salzwasser, füttere die Hunde, räume ein wenig im Zelte auf und messe Temperatur, Wind u.s.w., worauf wir ins Zelt kriechen und auf das Essen warten. Dann kommt unsere beste Zeit, da es abends Dessert gibt, das aus einem Löffel Bril-Speise, 15 Gramm Butter und 30 Gramm Brot besteht. Dann vergessen wir das »Sehnsuchtslager« und sind im Traume in der Heimat.

Am nächsten Tage hatten wir vorzügliches Wetter; es regnete in einem fort und nahm den Schnee sehr mit. Wir wünschten nur, daß es einweilen jeden Tag so bleiben möchte. Durch das gute Wetter veranlaßt, verfielen wir darauf, uns bei unserer Fleischdiät zur Abwechslung einmal etwas Gutes zu spendiren; Nansen machte daher Feuer an und begann Cacao zu kochen. Während ich darauf wartete, bis dieser fertig würde (ich hatte eine Tasse bekommen, und Nansen seine durch ein Mißgeschick verschüttet), hörten wir plötzlich die Hunde ganz anders als sonst bellen und erkannten sogleich, daß etwas Außergewöhnliches los sein müsse.

Wir hinaus, Nansen voran, ich hinterdrein. Ein dicker Bär beschnüffelte »Kaiphass«; Nansen griff nach dem an der Zeltthür stehenden Gewehr und brannte ihm eins auf den Pelz, traf ihn aber nicht ordentlich. Der Bär ergriff hierauf die Flucht, während das Blut an ihm hinunterlief; Nansen sandte ihm noch einen Schuß nach, aber ohne Wirkung. Ich nahm ebenfalls mein Gewehr, dann setzten wir beide dem Bären nach. Da erblickten wir plötzlich hinter einem Hügel noch zwei

Bären, die den Kopf über den Eisrand steckten; es waren zwei einjährige Junge.

Nun begann auf dem schlechten Terrain mit dem losen, tiefen Schnee die Jagd über Rinnen und Eisrücken. Wir kamen den Bären manchmal recht nahe, wollten sie aber in guter Schußweite haben, da wir nicht viele Patronen hatten. Da gelangten wir an eine Stelle, wo sie seitwärts ausgebogen waren. Nansen folgte der Spur, ich ging ein wenig außen herum in der Absicht, den Bären von zwei Seiten nahen zu können. Nachdem ich aber eine Weile in dem tiefen Schnee weitergestampft war, gebot mir eine Rinne halt, und Nansen und die Bären waren mir entschwunden. Das war ärgerlich, aber im Jagdeifer setzte ich auf ein paar kleinen Eisstücken hinüber, wobei ich mich kaum vor einem kalten Bade bewahren konnte. Ich war auf der andern Seite noch nicht weit gegangen, als ich auch schon Knall auf Knall hörte. Als ich bald darauf bei Nansen ankam, lagen die drei Bären auf einem gräßlichen Eisrücken bei einer Rinne; das eine Junge war todt, das andere und die Bärin selbst waren aber noch am Leben, obgleich sie entsetzlich bluteten. Die Bärin bekam schließlich eine Vollkugel, das Junge eine Schrotladung in den Kopf.

Wir brachen sie auf und kehrten dann auf einem bessern Wege nach unserm Lager zurück. Die Chocolate war kalt geworden und die Lampe erloschen. Nansen zündete sie wieder an und wir genossen unsere unterbrochene Mahlzeit. Dann nahmen wir beide Hunde und einen Schlitten und holten erst das eine Junge.

»Suggen« sah aus, als wäre es mit ihr nun auch vorbei; sie konnte nicht gehen, wir mußten sie fahren, und da schrie sie und jammerte, daß ihr solche Schande angethan werde. Es war ein Mißgriff gewesen, den »Hasen« zu schlachten und die »Sau« leben zu lassen.

Wir hatten jetzt drei schöne Bärenfelle als Unterlage statt der Schneeschuhe, die sich durch den haarlosen Schlafsack hindurch hart anfühlten. Am ersten Abend, als wir so weich lagen, hatten wir Blutpannkuchen und Preiselbeergrütze, wobei unsere letzten Preiselbeeren draufgingen; sie waren genügend von süßem und von Salzwasser durchweicht.

Um 8 Uhr abends legten wir uns schlafen; als wir aufwachten war es 6 Uhr. Wir glaubten natürlich, es sei 6 Uhr morgens, doch als sich die Sonne nun plötzlich am Nordhimmel zeigte, begannen wir nachdenklich zu werden und kamen dahinter, daß es 6 Uhr abends war, was man wirklich gut geschlafen nennen kann, besonders wenn man auf Eis gelegen hat.

Die Hunde bekamen jetzt so viel zu fressen, als sie verzehren konnten, und erholten sich sehr bei dem kräftigen Fleische; wir selbst verspeisten morgens und abends eine unmäßige Menge Bärenfleisch. Eine Hausfrau würde unsern Herrgott bitten, sie davor zu bewahren, Leute wie uns beköstigen zu müssen, wenn sie gesehen hätte, welche Klinge wir schlugen; es waren aber auch lange Pausen zwischen jeder Mahlzeit, 12 bis 14 Stunden war das Gewöhnliche.

Bei klarem Wetter spähten wir vom »Ausguckhügel« nach Land aus. Es fiel uns auf, daß sich im Süden eine weiße Wolkenbank beständig an derselben Stelle zeigte; es mußten gewiß Wolken sein, die über dem Lande standen, meinten wir. Später stellte sich jedoch heraus, daß es keine Wolken waren, sondern das Land selbst, das wir gesehen hatten; die weiße Wolkenbank war das Landeis selbst gewesen!

Als ich eines Tages mit dem Kajak in einer Rinne war, um es auf seine Dichtigkeit zu prüfen, fand ich im Wasser einen todtten Fisch von Häringsgröße, aber dünn und schmal, mit langer Schnauze und feinen Schuppen, einem Hornhechte ähnlich. Nansen wußte auch nicht, was für eine Art Fisch es war.

Die Zeit näherte sich, daß wir weiterziehen konnten; die Schlittenbahn war viel besser geworden.

Wir hatten uns nun von allem befreit, was wir irgendwie entbehren konnten, von Kleinigkeiten, die an und für sich nichts wiegen, aber doch viel ausmachen, wenn sie zusammenkommen, wie Gips- und andere Bandagen, Baumwolle, Reserveheber des Petroleumfassens, Reservebrenner für den Primus, Kleidungsstücke, Finnenschuhe, Photographirlaterne, Segelhandschuh, eines Theils des Inhalts des Werkzeugsackes und des Nähzeugbeutels, einer Feldflasche u.s.w. Die Schlitten waren von ihren Verstärkungen befreit, die Kajaks waren dicht und ruhten auf mit Socken und Bärenfell gefütterten Holzgriffen, die Hunde waren neugestärkt und voll Feuer, »Kaiphass« hatte einen Rücken wie ein Scheunenthor, und wir selbst waren darauf erpicht, diesem Orte, der uns so lange festgehalten und uns Geduld gelehrt hatte, Lebewohl sagen zu können.

Den Schlafsack ließen wir zurück; wir hatten die Absicht, uns in die Kajaks zu legen, mußten dies jedoch nach einem Versuche wieder aufgeben und machten uns aus unsern beiden wollenen Decken einen Sack, der sich auch als ausreichend erwies.

Am 22. Juli brachen wir aus dem »Sehnsuchtslager« auf. Nachdem wir unser Gepäck in zwei Haufen getheilt und das Los darum gezogen hatten, ging es fort.

Wir hatten vorn an die Schlitten Bambusstangen als Zugdeichseln befestigt, außer dem am Geschirre befestigten Zugseile. Getrocknetes Fleisch und circa 8 Kilogramm Speck nahmen wir mit. Es zeigte sich, daß es über Erwarten gut ging. Obgleich das Eis so schlecht war, wie es nur sein konnte, zogen wir doch unsere Schlitten überall mit nur je einem einzigen Hunde. Der Schneeschuhe bedurften wir die ganze Zeit über nicht; wir befanden uns auf einem wenig beschneiten Gürtel und marschirten daher zu Fuß. Im ganzen waren wir mit unserm ersten Tage auf der »Heimreise« nach der neuen Ordnung sehr zufrieden.

Am 24. Juli heißt es im Tagebuche:

Endlich ist das Große eingetroffen: wir haben Land gesehen! Und aller Wahrscheinlichkeit nach ist es nur ein paar Tagereisen entfernt. Das Land war in der That recht schwer zu sehen; es ist dort Eis wie das, auf dem wir gehen; nur ein schräger schwarzer Streifen am Horizont, wol ein Gebirge, machte, daß wir es erkennen konnten. Diesen Streifen sah ich gestern um die Mittagszeit, als ich auf einem Hügel stand, während Nansen auf Recognoscirung aus war; aber ich glaubte, es sei nichts anderes als das gewöhnliche mit Schlamm bedeckte Schwarzeis, das sich in der letzten Zeit oft genug gezeigt hat; ich erwähnte dies auch Nansen gegenüber. Als der Abend kam, erblickte Nansen von einem Eisrücken aus denselben schrägen Streifen, nahm den Feldstecher, um ihn genauer zu untersuchen, und sagte dann: »Nein, dies müssen Sie sich auch ansehen, es ist sicher Land.«

Berge waren die schwarzen Streifen, die wir sahen, dies ließ sich deutlich unterscheiden, Berge, die aus dem Eise emporragten. Im Osten der beiden kleinen schwarzen Streifen sahen wir den Horizont von Eis, vermuthlich Inlandeis, begrenzt, das dieselbe Farbe hat wie das, auf dem wir gehen, aber eine gewölbte Form mit scharfen Linien besitzt; obenauf konnte man eine kleine Unregelmäßigkeit beobachten. Es war dieselbe Erscheinung, die ich vom »Ausguckhügel« im »Sehnsuchtslager« aus gesehen und für Wolken über dem Lande gehalten hatte. Am Abend sah ich auch im Westen der schwarzen Streifen eine ähnliche Begrenzung des Horizonts, die aber viel kleiner war, und halte auch dies für Land.

So ist es denn gefunden, das gepriesene Land, auf das wir so lange Zeit gewartet haben! Nun können wir bald von diesem Treibeise, das uns solange in Banden gehalten hat, Abschied nehmen! Wir können entweder in Rinnen an der Küste entlang oder über das Landeis nach Spitzbergen gelangen, und von da nach dem gelobten Lande, der Heimat. Wie gut das ist; ein neuer Abschnitt beginnt in unserer Reise! Schade, daß wir einen Monat im »Sehnsuchtslager«

gelegen haben, da doch das Land sozusagen in der Nachbarschaft war. Aber was blieb uns weiter übrig? Weiterkommen konnten wir nicht, Land sahen wir auch nicht, wir mußten also hübsch geduldig auf bessere Zeiten warten. Nun sind diese gekommen. Alles ist schön, trotzdem wir nicht wissen, was für ein Land es ist. Jetzt ist auch erklärlich, weshalb wir trotz des Windes nicht von der Stelle gekommen sind und weshalb wir neulich so viele Krabbentaucher hin und herfliegen sahen!

Das Vordringen geht trotz der einzig dastehenden schlechten Beschaffenheit auf diesem Eise gut, da es bei dem beständigen Nordwind gegen das Land getrieben wird. Ein großer Vortheil ist, daß wir ohne Schneeschuhe fertig werden; wir können zu Fuß gehen und ziehen. Kommen wir an Rinnen, so fahren wir einfach hinein und an der andern Seite wieder hinauf.

Ein paarmal machten wir die Hunde bei solchen Ueberfahrten los. »Suggen« benutzte dabei die Gelegenheit, uns, der alten Spur folgend, zu entlaufen; sie gedachte vermuthlich all des schönen Fleisches, das sie im »Sehnsuchtslager« verlassen hatte. Ich mußte die Beine tüchtig gebrauchen, um sie wieder einzufangen, da sie in Galop fiel, wenn ich sie beinahe erreicht hatte; aber mir zu entkommen, ist so eine alte Dame wie dieser Hund denn doch nicht flink genug.

Wir feierten das Land gestern Abend mit einem großen Feste. Ja, nun lächelt uns alles; Land haben wir gesehen und hoffen, es in ein paar Tagen zu erreichen, so nahe scheint es zu sein. Die Ueberwinterung hier oben, die uns in der letzten Zeit immer drohender bevorgestanden hat, kann jetzt dem Gedanken an baldige Heimkehr Platz machen. Dies hat die Gewißheit, daß Land da ist, bewirkt – ein Land, das gewiß so unfruchtbar ist, wie es nur sein kann, das aber doch Land ist!

Wir beobachteten in dieser Zeit viele Exemplare der seltenen Rosenmöve. Leicht und graziös kamen sie mit lautlosen Flügelschlägen dahergefliegen und waren gar nicht ängstlich, sondern hielten sich so dicht über uns, daß wir die rosenrothe Farbe ihres Bauches sehen konnten. Vielleicht war dies das Land, wo dieser räthselhafte Vogel nistet?

»Morgen erreichen wir es wol noch nicht, aber sicher übermorgen«, sagten wir zu einander, als wir auf das Land loszugehen begannen. Ach nein, vierzehn schwere Tage brauchten wir, um uns bis zur Gletscherwand durchzuarbeiten!

Theils war das Land weiter entfernt, als wir glaubten, theils war das Eis derartig, daß es für einen Mann allein ein Kunststück war, darauf vorwärts zu kommen, wieviel mehr mit Schlitten und Kajak. Manchmal war das Wasser voll kleiner Schollen, zu klein, um einen Mann zu tragen, aber groß genug, uns zu verhindern, im Kajak überzusetzen. Wir mußten dann von Scholle zu Scholle springen und Schlitten und Kajaks an einem Seile nachziehen. Unsere turnerische Fertigkeit fand hier gute Verwendung.

Das Allerschlimmste war, daß das Eis sich vom Lande fortbewegte, während wir auf ihm dem Lande entgegenzogen. Wenn wir abends das Lager aufschlugen, sahen wir oft, daß die blaue Gletscherwand uns näher gekommen war, morgens beim Aufbruch aber war sie wieder weiter weg. Damit es noch schlimmer würde, erkrankte Nansen; er bekam Rückenschmerzen, wahrscheinlich einen Hexenschuß, und war ein paar Tage so hilflos, daß er nur auf Schneeschuhstöcke gestützt hinter der Karawane herhinken konnte, die nicht sehr schnell dahinzog, da ich sie auf einem fürchterlichen Eise allein leiten mußte. Es that mir weh, Nansen abends und morgens beim Aus- und Anziehen der Kleider und der Komager helfen zu müssen; er hatte heftige Schmerzen, klagte aber nicht und ging weiter, statt sich hinzulegen.

Glücklicherweise war er nach drei Tagen wiederhergestellt; aber es war doch lange genug gewesen, um uns erkennen zu lassen, wie es werden würde, wenn einer von uns ein Bein brechen oder ernstlich erkranken sollte.

Am 31. Juli habe ich in das Tagebuch eingetragen:

Der Marsch verlief gestern geradeso wie die beiden letzten Tage. Nansen thut der Rücken immer noch recht weh, sodaß ich die Schwierigkeiten allein zu bekämpfen habe. Das Wetter war gestern unfreundlich, das Barometer stand auf 723 Millimeter. Dabei wehte ein sehr starker Südwest mit gelegentlichen Schneeböen, sodaß wir uns trotz der angestregten Arbeit ebenso warm anziehen mußten wie mitten im Winter. Doch dies wäre noch angegangen, wenn uns nur der Wind nicht jegliches Vordringen dadurch unmöglich gemacht hätte, daß er alle Rinnen der ganzen Breite nach mit Schlamm- und Eisstücken füllte; es ist das Schlimmste, was uns passieren konnte. Eine solche Bewegung im Eise haben wir bisher noch nicht bemerkt. Hatte ich nach vielem Suchen einen Weg gefunden, so war er meistens schon zerstört, wenn ich wieder zurück wollte. Dann hieß es wieder von neuem suchen. Wenn man dazu nimmt, daß Nansen recht hilflos ist, so können uns eigentlich nicht viel mehr Schwierigkeiten in den Weg treten.

Dessenungeachtet sahen wir gestern einen Erfolg, als wir das Lager aufschlugen: der blaue Eisrand auf dem Lande ist uns sehr nahe gekommen, so nahe, daß wir die Hoffnung hegen, ihn trotz aller Schwierigkeiten noch heute zu erreichen. Für die Hunde haben wir jetzt kein Futter mehr; ich schoß gestern zwei Elfenbeinmöven für sie. »Suggen« verzehrte die ihre mit sichtbarem Wohlgefallen, »Kaiphass« dagegen macht sich aus Geflügel nichts. Gestern sahen wir auch einige Rosenmöven. Ueber die Rinnen, selbst wenn sie noch so schmal sind, wollen die Hunde nicht gehen und oft fallen sie hinein. Nachts haben wir unter den dünnen Decken gefroren und sehnen uns nun mehr als je nach dem Ende dieses Lebens. Noch wird es freilich lange dauern, aber Geduld, und du wirst alles überwinden und wirst nach Hause kommen!

Am 2. August hatten wir die Nordspitze des Landes genau im Westen vor uns und waren also nach Osten getrieben. Wir sind auf derselben Breite wie das Land; es muß 35-40 Kilometer entfernt gewesen sein, als wir es erblickten, aber dieser Abstand ist bei so schlechtem Eise widerwärtig genug.

Wenn wir keine Vögel für die Hunde schießen konnten, mußten wir ihnen ein Stückchen Speck geben. »Kaiphass« blieb manchen Tag ohne Futter; er war nicht im Stande, Möven zu fressen, obgleich er sich sehr dafür interessirte, daß wir sie bekamen. Einmal lief er auf ebenem Eise einem angeschossenen Eissturmvogel nach, Schlitten und Kajak hinter sich; doch ihn fressen, nein, davon wollte er nichts wissen. Wir hören bei Tage die Brandung tosen, können aber außer den blauen Reflexen am Himmel keine Spur von Wasser sehen. Nansen versuchte mehrmals, in den Rinnen Seehunde zu schießen, aber ohne Erfolg.

Am 4. August passirten wir das schlimmste Treibeis, das wir je gehabt oder gesehen haben, und kamen natürlich nicht weit; aber es ist doch ein Trost, daß wir ein Ende absehen können. Wir sahen gestern durch den Feldstecher offenes Wasser diesseits des Gletscherrandes.

Auf diesem Marsche fehlte nicht viel, daß ich von einem Bären aufgeessen worden wäre. Es ging dies so zu:

Als wir gestern aufbrachen, war das Wetter sehr neblig und wurde es immer mehr; das Eis war unpassirbar, überall nur Berg und Thal und tiefer Schnee, mit Rinnen, die zum Theil halb zusammengeschoben, zum Theil offen und mit unpassirbarem Grus gefüllt waren. Als der Nebel am dichtesten war und die Eisrücken am höchsten waren, wurden wir durch eine Rinne aufgehalten, über die wir setzen mußten. Dies machten wir so, daß wir beide Schlitten mit den Kajaks nebeneinander bis dicht an den Rand des Wassers zogen; dann verbanden wir sie mit Schneeschuhen und Stöcken, die wir quer über die Kajaks legten, und damit war die Flotte fertig, um in See zu stechen.

Nansen hatte seinen Schlitten gerade an den Rand des Wassers gefahren und hielt ihn fest, weil das Eis leicht nach dem Wasser zu abfiel. Mein Kajak war noch ein wenig zurück, und ich ging voll Eifer hin, es zu holen. Ich beugte mich nieder, um das Zugseil zu ergreifen und erblickte dicht hinter dem Kajak ein Thier, das sich zum Sprunge zusammenkauerte. »Aha, Suggen!« dachte ich erst, merkte aber in demselben Augenblick, daß es nicht »Suggen« war. Noch ehe ich mich aus meiner gebückten Stellung aufrichten konnte, war der Bär über mich hergefallen, stand auf zwei Beinen und drängte mich nach hintenüber, wo ein schwach geneigter Abhang nach einem kleinen Süßwasserteiche hinunterführte. Mit seiner gewaltigen Vordertatze gab er mir eine solche Ohrfeige auf die rechte Backe, daß mir der Kopf brummte. Zum Glück verlor ich davon nicht die Besinnung; ich fiel nur auf den Rücken und lag nun zwischen den Beinen des Bären. »Schnell die Büchse!« rief ich Nansen hinter mir zu; ich sah den Kolben meines geladenen Gewehrs auf dem Kajak neben mir und es juckte mir in den Fingern, danach zu greifen. Ich sah den Bären seinen Rachen dicht über meinem Haupte öffnen und sah die fürchterlichen Zähne glänzen; ich hatte ihn beim Fallen an der Gurgel gepackt und hielt sie nun mit der Kraft der Verzweiflung fest. Der Bär wurde darüber ein wenig stutzig: dies war ja kein Seehund, sondern ein fremdes Thier, das er nicht kannte, und dieser Verwunderungspause verdanke ich gewiß mein Leben.

Ich wartete auf Nansen's Schuß und merkte, daß der Bär dorthin blickte, wo Nansen stand; es schien mir im Liegen, als dauere es sehr lange, und ich rief daher Nansen zu: »Schieß schnell, wenn es nicht zu spät sein soll!« Der Bär erhob die eine Tatze ein wenig, langte damit über mich weg und versetzte »Suggen«, die an der Seite sitzend zusah, eins, daß sie heulend über das Eis flog. Dasselbe Tractament erhielt »Kaiphass«. Als ich dies sah, ließ ich den Hals des Bären schnell los, wälzte mich aus dem Bereiche seiner Tatzen fort, sprang auf die Füße und ergriff mein Gewehr: da fielen zwei Schüsse von Nansen, und der Bär lag todt am Teiche.

Nansen hatte sich natürlich so sehr er konnte gesputet. Doch als er mich unter dem Bären sah und seine Flinte, die im Futteral oben auf dem Kajak lag, ergreifen wollte, glitt dieses mit dem Schlitten ins Wasser. Hier lag ich unter dem Bären, dort stand Nansen, und auf dem Kajak unten im Wasser lag das Gewehr! Sein erster Gedanke war, ins Wasser zu springen und von dort aus zu schießen, doch gab er ihn wieder auf; dabei hätte er ja ebensogut mich wie den Bären treffen können. Er mußte sich also die Zeit nehmen, die ganze Bescherung erst wieder aufs Eis zu ziehen. Dies ging sehr schnell, aber mir, der ich unter dem Bären lag, erschien natürlich die Zeit dennoch lang.

Der Bär stürzte schon bei dem ersten Schusse, der aus einer Schrotpatrone bestand. Nansen hatte in der Eile den Hahn dieses Laufs gespannt, da er ihm zuerst bei der Hand war. Der Sicherheit wegen schickte er ihm darauf noch die Kugel in den Kopf.

Ich hatte kein anderes Merkzeichen von der Umarmung des Bären behalten als einige weiße Streifen auf meinen Wangen, die im »Sehnsuchtslager« von Ruß und Fett ganz schwarz geworden waren, und zwei kleine Wunden an der rechten Hand. Darüber können wir jetzt – glücklicherweise – scherzen.

Als der Bär todt dalag, erblickte ich plötzlich noch zwei Bären. Sie standen aufrecht hinter einem Hügel und hatten den Auftritt aufmerksam verfolgt; es waren zwei einjährige Junge, die auf Futter warteten, und die Bärin war es, die mich angefallen hatte. Ich eilte hinzu um sie zu schießen, denn junges Fleisch ist besser als altes, und überdies war mein Blut in Wallung gerathen; sie nahmen aber Reißaus, und da ließ ich es sein. Als wir das Fleisch der Bärin ausschnitten – wir ließen uns nicht einmal Zeit, sie abzuziehen – erblickten wir die Jungen

wieder; ich von neuem hinterdrein, konnte ihnen aber nicht auf Schußweite nahekommen. Trotzdem schickte ich ihnen eine Kugel nach. Ein wütendes Gebrüll verkündete, daß sie getroffen hatte, aber nicht tödlich, denn sie liefen beide fort. Wir sahen sie nachher noch mehrmals, durften aber keine Patronen mehr an sie verschwenden. Dem einen rann das Blut an der Seite hinab und es brüllte beinahe wie eine Kuh; sie gingen in einem großen Bogen um den Platz herum, wo die Bärin lag, und wir hörten das Brüllen noch lange, nachdem wir schon weitergezogen waren.

Die Hunde durften fressen, soviel sie konnten; sie waren unverletzt geblieben, »Kaiphas« hatte nur einen Riß auf der Schnauze. Wir selbst nahmen auch eine gute Mahlzeit ein; wir schnitten dünne Scheiben von dem rohen Fleische ab, legten sie auf den Schnee, bis sie abgekühlt waren, und genossen sie dann mit großem Wohlbehagen. Es war für unsern Proviant ein guter Zuwachs; die beiden Keulen nahmen wir mit, ebenso das Fett des Innern, denn zum Brennen war dieses sehr gut zu verwenden.

Es kommt selten vor, daß ein Bär so direct zum Angriff schreitet wie dieser – auf Menschen wenigstens; aber dieser muß sicher sehr hungrig gewesen sein.

Ich nahm die Krallen von der Tatze mit, mit der ich geschlagen worden war, und Nansen die Krallen der andern Tatze; wir durften uns eigentlich nicht mit überflüssigen Dingen beschweren, aber es schien uns doch, als müßten wir ein Andenken an diese Begebenheit haben.

Auf dem Marsche auf das Land zu wimmelte es kreuz und quer von Bärenspuren. Hier schienen Bären in Hülle und Fülle zu sein, aber wir kümmerten uns jetzt nicht um sie; während wir schliefen, war einer sogar an unserer Zeltwand gewesen.

Zwölftes Kapitel.

Abschied vom Treibeis.

7. August. Endlich haben wir unser lang herbeigesehntes Ziel erreicht: wir haben heute Nacht am Rande des Gletschers geschlafen, den zu erreichen wir uns so lange schon abgemüht haben. Nun ist es Wirklichkeit geworden, ohne allen Zweifel, denn wir hören es im Gletscher lärmern und donnern. Die letzte Strecke Treibeis erregte durch ihren Charakter unsere große Verwunderung und Freude. Es war viel ebener als bisher und beinahe ohne Rinnen, sodaß der Marsch den Märschen vieler Tage in der letzten Zeit zusammengenommen gleichkam. Wir beeilten uns auch ordentlich. Der Gletscher kam immer näher. Bald konnten wir ihn von dem Eise aus, auf dem wir gingen, sehen, und endlich standen wir am Rande des Treibeises, eine große, offene Landrinne, in der Schollen trieben, zwischen uns und dem Gletscher, der steil in die See abfiel.

Nansen stand am Eisrande, wischte sich den Schweiß von der Stirn und winkte mir, der ich ein wenig zurückgeblieben war, mit dem Hute zu; ich schwang ebenfalls den Hut, und das erste Hurrah auf der ganzen Reise klang über das offene Wasser hin. Jubelnd sahen wir auf das Treibeis zurück, das unsere Geduld und unsere Kräfte so lange auf die Probe gestellt hatte. Wir gönnten uns als Belohnung für die letzte Anstrengung jeder ein Stück Chocolate.

Nun sollte es auf dem Wasserwege weitergehen; wir versuchten, je einen Schlitten auf ein Kajak zu legen und getrennt zu rudern; doch das ging nicht, wir mußten sie wieder wie früher miteinander verbinden.

Die Hunde konnten wir nicht weiter mitnehmen. Wir Menschen sind doch undankbare Geschöpfe! Da hatten sich diese Hunde für uns abgequält, hatten Hunger und Kälte erduldet, sodaß sie kaum noch laufen konnten, und jetzt belohnten wir ihre Treue mit dem Tode, jetzt, da wir selbst glaubten, wieder zum Leben unter Menschen zurückkehren zu können! Es war entsetzlich, dies thun zu müssen, aber leider mußte es sein. Damit es uns leichter würde, nahm Nansen meinen Hund und ich den seinen. Arme Thiere, sie folgten uns willig hinter zwei Hügel, und bald verkündeten zwei Schüsse, daß »Suggen« und »Kaiphass« zu leben aufgehört hatten. Wir hatten sie liebgewonnen und konnten sie nicht schlachten wie die andern, sondern opferten jedem von ihnen eine Patrone.

Wir sagten dem Treibeis Lebewohl und ruderten ab. Es war ein wenig nebelig geworden, den Wind hatten wir im Rücken. Wir setzten unsere Segel und näherten uns jetzt in Ruhe und Bequemlichkeit mit ansehnlicher Geschwindigkeit dem Gletscher, den wir bald aus dem Nebel auftauchen sahen. Wir aßen im Kajak auch zu Mittag, oder vielmehr zu Abend, denn die

Mittagsstunde war schon längst verstrichen.

Welch schroffer Wechsel nach dem Leben auf dem Treibeise! Stillsitzen und essen, und doch vorwärtskommen!

An dem Gletscher konnten wir nicht landen; er bildete eine 16 Meter hohe Eiswand, deren verschiedene Schichten wir ganz deutlich sahen. Die Strömung ging nach Westen, in der Richtung, in der wir vorwärts sollten; wahrscheinlich war es die Gezeitenströmung. So steuerten wir denn westwärts und fanden dabei die Scholle wieder, auf der wir geschlafen hatten. Wir sind gewiß auch im Schlafe nach Westen getrieben. In dem Eise um uns herum ist ziemlich viel Bewegung.

8. August. Gestern war unser erster Tag zu Wasser; es ging ausgezeichnet. Die Boote mußten wir gestern Morgen über ein paar Schollen ziehen, die sich um uns herumgelegt hatten und unablässig in Bewegung waren, uns bisweilen einen freundschaftlichen Puff gaben und den Weg nach dem offenen Wasser versperrten, das wir westlich von uns in dem dichten Nebel erblickten. Von dem ziemlich nahen Gletscher ertönte es hin und wieder wie ein Kanonenschuß; es waren Stücke, die sich loslösten und in die See stürzten. Wir ließen uns auf einer festen Scholle dicht am Rande des Wassers nieder und machten uns jeder aus einem abgebrochenen Schneeschuh, den wir an unsern Schneeschuhstöcken festbanden, ein Ruder, mit dem man etwas anfangen konnte, denn die Ruderblätter von Segeltuch erwiesen sich als schlechtes Handwerkszeug. Mit verbundenen Kajaks zogen wir auf dem herrlichen offenen Wasser weiter; nur schade, daß es zu bewölkt war, um eine Beobachtung anzustellen.

Als wir eine Weile am Gletscher entlang gerudert waren, mußten wir uns nach Norden wenden, weil wir auf festes Eis stießen. Es war vermuthlich eine Bucht zwischen dem ersten Gletscher und dem Lande mit den schwarzen Bergen. Diese erblickten wir, als es sich landwärts über dem Eise ein wenig lichtete. Seehunde sahen wir im Wasser genug, die Lebensmittel sind hier also nicht knapp. Am Morgen gegen 6 Uhr hatten wir zu rudern begonnen und hörten abends um dieselbe Zeit auf, da es zu regnen anfang, worauf wir unser Zelt auf dem festen Eise aufschlugen. Die Temperatur ist am Tage wie früher um 0° herum.

Am nächsten Tag segelten wir bei Nordwestwind 6 bis 7 Stunden mit nicht geringer Geschwindigkeit, mußten aber, bevor wir in offenes Wasser kamen, erst unsere Boote über einige Schollen ziehen, die sich im Laufe der Nacht vor den festen Eisrand gelegt hatten.

9. August. Das Segeln ist ein nasses Vergnügen; ich bin noch nicht trocken auf dem Leibe und habe über Nacht ein wenig gefroren; aber wir kommen schnell vorwärts, und so kehren wir uns nicht daran. Während der Segelfahrt war es nebelig, wir sahen also nicht viel; aber zum Schlusse klärte es sich plötzlich so weit auf, daß wir ganz dicht hinter der Eiskante, an der wir entlang segelten, ein neues Land sehen konnten, eine kleine, wie die beiden andern mit Eis und Schnee bedeckte Insel und ihr gegenüber weiter nach Südsüdwest noch ein Land, welches aber größer war. Jetzt haben wir also vier Inseln. Nansen hat sie später »Hvidtenland« getauft.

Wir zerbrechen uns den Kopf darüber, wo wir sind, denn je weiter wir gestern vorwärts kamen, desto südlicher ging der Kurs, und bald segelten wir in ausgesprochen südlicher Richtung in, soweit wir sehen konnten, offenem, breitem Fahrwasser dahin. Vielleicht sind wir doch an der Westküste; dann können wir ziemlich sicher annehmen, daß wir noch rechtzeitig genug nach Spitzbergen kommen, um dort ein Schiff anzutreffen. Sind wir auf der Ostküste, so ist dies jedenfalls eine tiefeinschneidende Bucht, und dann müssen wir wieder nordwärts, um weiterzukommen.

10. August. Wir waren gestern morgen oben auf dem »Kleinen Gletscher«. Es klärte sich so weit auf, daß wir von den Inseln, die wir bisher gesehen haben, eine Kompaßaufnahme machen konnten. Wir hatten uns auf einen kleinen Schneeschuhlauf den Gletscher hinunter gefreut, aber die Neigung war so gering und die Bahn so schlecht, daß es nicht ging. So takelten wir denn unsere Kajaks auf und segelten bei Sonnenschein und gutem Winde in offenem Fahrwasser, soweit der Blick reichte, von den vier Inseln fort.

Wir hatten es auf unserm Schiffe wirklich gemüthlich; wir aßen unser aus kaltem gekochtem Bärenfleisch und 80 Gramm Brot bestehendes Mittagessen, während der Wind uns weiterführte. Gegen Abend begegneten wir flachem Eise, das in starker Bewegung war. Die Strömung wendete sich gerade hier; wir mußten uns daher mit beiden aneinander festgebundenen Kajaks auf das Eis retten: die Eispressung war uns auf den Fersen. Um die Mittagszeit wurde beim Zelte eine Beobachtung angestellt, eine zweite wurde unterwegs gemacht. Wir zogen die Kajaks über eine ebene Scholle und kamen auf der andern Seite an Wasser, aber die Strömung war ziemlich stark, weshalb wir übereinkamen, das Zelt aufzuschlagen. Dies thaten wir denn, und nicht lange danach kam das Eis auch von der andern Seite heran und legte sich in dem Maße, wie der Zusammenprall erfolgte, mit einem Eisrücken an unsere Scholle. Aber es waren nur große Schollen, die gewiß etwas mit Land zu thun haben. Es kommt uns ein wenig mysteriös vor: offenes Wasser und ebenes Fjordeis, aber kein Land!

Am nächsten Tage zogen wir eine Strecke über flaches Eis und trafen dann offenes Wasser, das sich nach Süden und Südwesten erstreckte. An einer Stelle lag eine große Walroßgesellschaft auf dem Eise. Wir kümmerten uns nicht um sie, hatten wir doch für den Augenblick Lebensmittel genug. Ein unangenehmer hartnäckiger Nebel verhinderte den Umblick; auf gut Glück ruderten wir in einem Gewässer, das noch nie von Menschen besucht worden ist. Der Kurs ging schließlich direct nach Süden, und wir begannen aufmerksam umherzuspähen. Da sahen wir einen Eisrand, der sich später als Rand des landfesten Eises erwies, sich nach Westen hinziehen; später wurde er deutlicher sichtbar. Wir waren im Nebel in eine Bucht hineingerathen und mußten nun wieder hinaus, hatten aber jetzt die Strömung entgegen und mußten uns daher ans Land arbeiten und die Boote ziehen.

Ueberall, wo wir hier landen, sei es auf einer Scholle oder auf festem Eise, sehen wir eine Menge Bärenspuren. Rund um unsern gegenwärtigen Lagerplatz müssen eine ganze Anzahl Bären im Kreise getanzt haben. Wir erwarten eines schönen Tages Besuch von ihnen und haben für diesen Fall das Gewehr am Zeltstocke bereit stehen. Wenn wir nur endlich klar sehen könnten! Verzöger sich der Nebel, so würden wir ohne Zweifel in der Nähe Land gewahren und aus der Richtung, in der es sich hinzieht, müßten wir dann erkennen können, ob wir uns auf der West- oder Ostseite von Franz-Joseph-Land befinden. Doch bisjetzt sind wir noch immer so klug wie zuerst. Nach Süden kommen wir aber recht gut vorwärts.

Am 11. August, als Nansen an Land gegangen war, um sich von einem Eishügel aus über das Vorwärtskommen im offenen Wasser zu orientiren, tauchte plötzlich der unförmliche Kopf eines außergewöhnlich großen Walrosses auf. Es schnaubte und glotzte uns böse an.

»Sehen Sie sich den an, das ist ein tüchtiger Kerl«, sagte Nansen.

Dann tauchte das Walroß unter; Nansen ging wieder an Bord, und wir fuhren weiter. Plötzlich hatten wir es wieder dicht bei uns; es verschwand mehrere male und tauchte ebenso oft wieder auf, bis es schließlich unmittelbar neben den Kajaks war, sich im Wasser aufrichtete, schnaubte und seine ungeheuern Zähne zeigte. Wir fürchteten, es würde unsere gebrechlichen Fahrzeuge zertrümmern, und griffen nach den Flinten; da tauchte es wieder unter, erschien aber sofort von

neuem dicht neben meinem Kajak. Ich jagte ihm eine Kugel in seine abscheuliche Fratze. Da stieß es ein Gebrüll aus, zappelte heftig und verschwand, während das Wasser sich roth färbte.

Hierauf ruderten wir weiter und hatten das Walroß bald ganz vergessen. Plötzlich fuhr ich von einem Stoße unter dem Boden meines Kajaks, der dieses ein Stück emporhob, in die Höhe, und im nächsten Augenblick erschien ein Kopf mit langen Zähnen so dicht neben mir, daß das Wasser in das Kajak spritzte. Im Nu die Flinten zur Hand; Nansen schickte ihm, da er es nicht in den Nacken schießen konnte, wo sonst der beste Punkt ist, eine Kugel in sein abscheuliches Gesicht, in welchem das von mir geschossene Kugelloch sichtbar war; glücklicherweise genügte das. Nun schwamm es todt auf dem Wasser.

Möven kamen herbei und kreisten in der Luft, während wir mit großer Mühe die zolldicke Haut aufschlitzten und uns ein wenig Speck und Fleisch abschnitten. Hierbei gerieth das Messer in die Lunge des Walrosses, die Luft strömte pfeifend heraus und das Wasser hinein; es wurde uns immer schwerer, das Thier mit den Rudern oben zu halten, und schließlich mußten wir es loslassen. Wir folgten ihm mit den Augen, wie es in Kreisen auf den Grund sank, während die Möven einen entsetzlichen Lärm machten, weil sie um ihren Antheil an der Beute betrogen worden waren.

Wir hatten in der letzten Zeit davon gesprochen, die Schlitten so zu verkleinern, daß wir je einen auf ein Kajak legen und dann die Kajaks einzeln rudern könnten, was ja viel schneller gehen mußte als mit den verbundenen Kajaks. Am Abend des 11. August hatten wir nur Eis und Nebel vor uns; wir ließen uns deshalb auf dem festen Eise nieder und machten uns daran, die Schlitten abzuschneiden und ordentliche Kajakruder zu verfertigen.

Während wir die Nacht hindurch mit dieser Arbeit beschäftigt waren, lichtetete sich der Nebel, der bisher alles um uns herum so hartnäckig verhüllt und unsern Sinn bedrückt hatte, und nach und nach kam von Südost bis Westnordwest viel Land zum Vorschein, Länder mit Gletschern und blauen, jäh abstürzenden Bergen. Im Westen sah es beinahe wie ein Sund aus. Allmählich wurde der Nebelschleier beiseite gezogen, und mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten wir von einem Eishügel in der Nähe die ganze Nacht hindurch die Enthüllung. Wol war es schön, so viel Land zu sehen, aber leider mußten wir eingestehen, daß wir es nun doch für die Ostküste hielten, und damit verschwand auch die Hoffnung auf Heimkehr in diesem Jahre.

16. August. Seit wir unsere Schlitten verkleinert haben, kommen wir einzeln in den Kajaks viel schneller vorwärts, aber wir haben nicht soviel wie bisher Gelegenheit gehabt, den Wasserweg zu benutzen. Wir haben unsere kurzen Schlitten viel ziehen müssen, doch schließlich geht es ja auch so recht gut. Gestern Nacht lagerten wir uns, ohne das Zelt aufzuschlagen und ohne zu kochen – ja, wir aßen nicht einmal, bevor wir uns niederlegten – und beobachteten die Strömung, die uns daran hinderte, zu Wasser vorzudringen. Aber die Strömung blieb unverändert, und wir mußten wieder weiterziehen. So ging es gestern den ganzen Tag ununterbrochen beschwerlich, wobei wir einen 16 Meter hohen Eisberg passirten, den wir vergeblich zu besteigen suchten. Endlich kamen wir an das erste Fleckchen schneefreier Erde, und heute Nacht haben wir auf Granitsand gelegen!

Es war ein seltsames, erhebendes Gefühl, den Fuß wieder auf festes Land setzen zu können, wirklich mit dem Fuße zu fühlen, daß es Land und nicht Eis war. Anfänglich traten wir fast vorsichtig auf, der Fuß liebte die harten Granitblöcke. Und dazu noch Moos und Blumen zwischen ihnen zu finden! Es war geradezu überwältigend! Wir setzten uns zwischen den Steinen hin und versanken in tiefes Sinnen. Wie merkwürdig ist doch dieses Land! Zur Ehre des Tages hißten wir unsere Flagge.

Im Westen haben wir einige Inseln mit verhältnißmäßig hohen Bergen, von denen wir das

muntere Geschrei der Krabbentaucher hören.

In den letzten Tagen haben wir von kalten Speisen gelebt, da unser Petroleum zu Ende ist. Gestern kochten wir zwischen den Granitblöcken mit Speck eine gehörige Portion Labskaus und nahmen dazu unsere letzten getrockneten Kartoffeln.

Am Tage darauf machten wir uns nach der verlockenden Insel auf. Nansen ging voran, er wollte dort die Strandlinie messen. Als ich über die Scholle zog, sah ich einen Bären mir entgegenkommen; er näherte sich gleichmäßig rasch nach echter Bärenweise, indem er gegen den Wind aufkreuzte. Ich machte mich zu seinem Empfange bereit, doch ehe er noch in Schußweite war, blieb er stehen und schnüffelte vorsichtig in der Luft herum. Plötzlich machte er hastig kehrt und lief, so schnell er konnte, davon. Nach den Spuren zu urtheilen, an denen wir täglich vorüberziehen, muß es hier Bären in Menge geben.

Auf der Insel herrschte reges Leben: Schneeammern flogen zwitschernd von Stein zu Stein, Krabbentaucher zogen scharenweise nach und von den Rinnen; die belebende Munterkeit dieser kleinen Vögel ist ganz dazu geeignet, den Sinn zu erheitern. Die Mantelmöven, die, um ihre Jungen besorgt, hoch oben auf den schroffen Absätzen saßen, ließen ihre langgezogenen melodischen Flötentöne zu uns hinab erklingen. Unten am Fuße des Gebirges lag prächtiger rother Schnee. Es erschien uns zu herrlich, und wir kletterten daher mit dem photographischen Apparat den Berg hinauf. Den Gipfel ganz zu besteigen, blieb uns keine Zeit, da der Nebel wieder aufzuziehen begann, aber wir sahen doch die Wasserstraße, auf die wir lossteuerten, entlang und überzeugten uns, daß es dort Wasser genug gab, wenn auch einige große Schollen darin waren.

Wir stießen die Kajaks ab, konnten aber der Schollen und einer dünnen Eisschicht wegen nicht weit rudern und mußten also ziehen.

Endlich gelangten wir an die große offene Stelle, die sich von dem Sunde abzweigte und nach einem vor dem Lande befindlichen Eiskap führte.

Hinter jenem Kap lag gewissermaßen unser Schicksal: erstreckte sich von dort Land nach Süden, so mußten wir uns an der Westküste befinden, sahen wir aber noch Land in nordwestlicher Richtung, so mußte es die Ostküste sein.

Endlich erreichten wir das Vorgebirge. Das Land bog nach Süden ab, das Fahrwasser war gut. Wir waren froh, und es ging gut vorwärts; anfangs an Eiswänden vorbei, kamen wir dann an ein Bergland, einen ungemein scharfen Bergrücken von zerklüftetem Basalt, in dessen unzugänglichen Felsspalten Lummen und Krabbentaucher hausten. In der Mitte war ein Einschnitt mit jähem Abhängen auf beiden Seiten. Hier kletterten wir hinauf und betrachteten uns von dort den Weiterweg. Dabei sahen wir zwei Füchse um einen Vogel streiten, die Kerle litten sicherlich nicht an Schwindel.

Das Fahrwasser erstreckte sich noch mehr nach Süden. Obgleich wir müde und abgehetzt waren und es Zeit zum Rasten war, beschlossen wir doch, so lange zu segeln, als wir konnten, da ein vorzüglicher Segelwind wehte. Nachdem wir uns mit rohem Fleisch und Speck, Pemmikan und Brot gestärkt hatten, ging es weiter. Wir segelten, bis der Wind abflaute, und wurden dabei so schläfrig, daß wir im Sitzen einnickten; dann ruderten wir nach der Eiskante vor dem Lande und schlugen das Lager auf. Das Land wurde von Nansen »Kap Brögger« getauft.

24. August. Das Glück ist wandelbar. Das müssen wir in unserm wechselreichen Leben oft fühlen. Vor einer Woche hatten wir offenes Wasser zu unsern Füßen und waren voll Hoffnung auf Heimkehr in diesem Jahre. Jetzt haben wir eine Woche still gelegen und kommen nicht vom

Flecke. Lebe wohl, schöne Hoffnung! Wir müssen uns wol darein finden, unser Leben hier noch eine Polarnacht zu fristen; sicher wird diese die schlimmste von allen werden!

Vor einer Woche ruderten wir hoffnungsvoll bei stillem klarem Wetter aus, das, von der Kälte abgesehen, einer Frühlingsnacht daheim nicht unähnlich war, und fanden gute Wege an dem neuen Lande entlang. Dann kamen wir an ein Vorgebirge, vor welchem einige kleine Inseln lagen, und hier war Eis. Ganz dicht am Lande, wo wir hindurchzukommen versuchten, konnten wir in dem Schlammeise und bei der dünnen Eisschicht nicht weiter; deshalb legten wir uns, ohne das Zelt aufzuschlagen, auf dem Eise nieder mit der Absicht, zu schlafen, die Flut abzuwarten und dann mit ihr weiterzukommen.

Doch bevor wir soweit gekommen waren, hatten wir noch ein Abenteuer mit einem Walroß.

Als wir in dem Eise ruderten, Nansen voran, ich hinterdrein, sah ich plötzlich, wie sich das Wasser unter Nansen's Kajak heftig bewegte und das Kajak emporgehoben wurde; ich glaubte, es sei ein Eishügel, der während Nansen's Vorbeirudern gerade »gekalbt« habe, aber ich hatte kaum ein paar Ruderschläge gethan, als ein mächtiges Walroß nahe am Buge des Kajaks auftauchte, die langen Zähne schüttelte und vor Bosheit schnaubte. Ich sah scharf nach ihm hin und griff nach der Flinte, die ich unten im Kajak liegen hatte. Das Walroß tauchte unter und erschien auf der andern Seite vor mir wieder.

Zum Glück war ich nicht weit von einer Scholle entfernt. Ich ruderte nach dieser hin, kletterte aus dem Kajak und freute mich, festes Eis unter den Füßen zu fühlen. Mit der Flinte in der Hand wartete ich darauf, dem Walroß einen guten Schuß geben zu können. Da schwamm es von mir fort und zu Nansen hin, der auch angelegt hatte und im Begriffe war, das Kajak zu verlassen. Gerade wollte er aussteigen, da brach der Eisrand unter ihm. Ein Glück war es, daß das Walroß nicht in diesem Augenblicke kam. Dann schwamm das Thier eine Weile von einem Kajak zum andern, während wir zu Mittag aßen, und verschwand schließlich spurlos.

Wir legten uns darauf ohne Zelt auf der Scholle hin, um zu schlafen und auf bessere Zeiten zu warten. Aber nun weckte uns der Wind, der sich gedreht haben mußte, denn wir hatten jetzt keinen Schutz mehr. Dichtes Blockeis drängte sich um uns herum, wir selbst waren auf der kleinen Scholle, die sich vom Landeise losgelöst hatte, ins Treiben gerathen: ein unangenehmes Erwachen; ich hatte gerade geträumt, ich äße daheim in einem Garten Kirschen. Nun galt es, in aller Eile über Schollen auf das feste Eis zu flüchten. Seitdem haben wir eine traurige, ungemüthliche Zeit voll düsterer Aussichten verlebt. Drei Tage darauf schoß Nansen vom Zelte aus einen Bären. Er war ganz dicht bei uns und hätte sehr ungemüthlich werden können, wenn er bössartig gewesen wäre; aber er bedachte sich und kehrte um. Wir lagen beide wach im Sacke, als Nansen es draußen rascheln hörte. Er guckte durch ein Loch in der Zeltwand und erblickte den Burschen; sofort griff er nach der Flinte und schickte ihm durch das Loch im Zelte eine Kugel gerade in die Brust. Petz fiel, erhob sich aber wieder und wollte sich fortrollen, da erhielt er eine Kugel in die Seite und schleppte sich im Todeskampfe in fürchterliches Eis, wo er an einem für uns sehr schlechten Platze liegen blieb. Der Bär kam uns gerade recht; wir hatten nicht mehr viel Fleisch, und er war ein außergewöhnlich großer Kerl.

Daß wir während der Fahrt bisher keine Seehunde geschossen hatten, bereuten wir; sie waren in Menge vorhanden. Eines Tages sah ich eine ganze Schar schwarzer, die ich von früher noch nicht kannte. Lautlos tauchten sie einer nach dem andern auf. Nansen sagte mir, es seien junge grönländische Seehunde.

Wir kamen dann an Land, ein abscheuliches Land, das Nansen »Kap Holland« genannt hat, mit wol einzig dastehendem zerrissenem und aufeinandergeschobenem Eise davor. Dort sahen wir

uns nach einem Platze um, wo wir überwintern könnten; doch als wir wieder gingen, wünschten wir beide, es möchte das erste und letzte mal gewesen sein, daß wir dieses Land betreten hatten. Der Südwest hat Tag und Nacht in gleicher Stärke angehalten, und wir haben für das Zelt schlechten Schutz.

Am 24. August hatten wir den Wind von der entgegengesetzten Seite, aus Nordosten, und stärker als je. Das Eis ist zwischen uns und dem Lande geborsten, wir sind also nicht auf festem Eise; die Rinne wird beständig größer, wir treiben immer mehr ab. Wir können die Kajaks nicht ins Wasser bringen, das der Sturm hoch über den Eisrand hinaufpeitscht. Vorläufig müssen wir vom Lande abtreiben, es mehr und mehr verschwinden sehen und mit dem Treibeise in die offene See gehen.

26. August. Für den Augenblick sind wir auf festem Eise dicht am Lande wieder in Sicherheit, eine gute Strecke über »Kap Athos« hinaus, wie wir das Vorgebirge nennen, das zu passiren wir uns soviele Tage gesehnt haben.²⁴

Am 25. kamen wir vom Treibeise los; vorher war der Wind heftiger, als wir ihn je gehabt haben. Es war unmöglich, Schutz für das Zelt zu finden. Als wir uns ein paar Stunden hinlegten, nachdem wir uns den Kopf darüber zerbrochen hatten, wie es wol über Nacht werden würde, konnten wir das Zelt nicht aufschlagen, sondern mußten es über uns legen. Sobald wir aber merkten, daß der Wind sich legte, standen wir auf, um abzufahren. Doch kaum waren wir dabei und hatten die Boote an den Rand des Eises gezogen, als der Sturm in der gleichen Heftigkeit wieder anfang; er führte nun auch zu unserm großen Nachtheile viel loses Eis von der Landseite mit sich.

Stundenlang wanderten wir am Rande des Eises hin und her, immer danach spähend, daß wir abfahren könnten. Nansen ging zuerst hinaus, um zu erproben, wie sich das Kajak bei so hoher See machte. Er kam mit knapper Noth durch das lose Eis. Das Kajak hielt sich gut, und als Nansen wieder anließ, machte auch ich eine Probefahrt. Diese verlief ebenfalls gut. Nun kam auch Nansen wieder hinaus, und wir ruderten ab.

Es zeigte sich jedoch, daß wir auf diese Weise nicht durchkommen konnten, denn die Kajaks waren vorn durch das mitgenommene Fleisch zu sehr belastet und so luvgiert, daß wir nur das eine Ruderblatt gebrauchen durften und nicht von der Stelle kamen. Wir landeten also auf einer Scholle, verzehrten unser Mittagessen und takelten zum Segeln auf. Da sich der Wind ein wenig gelegt hatte, glaubten wir, es mit einem Segel versuchen zu dürfen. Dann segelten wir recht lange in dem hohen Seegange. Nansen steuerte, und ich machte ihn auf die Wellen, vor denen er abfallen mußte, aufmerksam. Es war ohne Zweifel eine merkwürdige Segelfahrt; ich war sogar ein wenig seekrank.

Wir fürchteten, unsere Fahrzeuge würden es nicht aushalten, besonders, als wir uns erdreisteten, Doppelsegel aufzuziehen, und eine Bö kam, die uns zwang, in aller Hast die Doppelsegel wieder einzuziehen. Wir wurden mit unsern Sachen gründlich naß und mußten den Schlafsack auswingen, als wir das Zelt aufschlugen, aber vorwärts kamen wir, und das war die Hauptsache.

Wir waren froh, als wir ins Zelt kriechen konnten, obwol wir pudelnaß waren und auch zum Lager nichts Trockenes hatten. Heute Nacht hat ein heftiges Schneetreiben geherrscht und Zelt und Sack sind wieder durchweicht; ich mußte in der Nacht aufstehen und meine Ueberstrümpfe auswingen, der Sack lag in einer Pfütze.

Welch reizenden Lagerplatz wir hatten, sahen wir am Morgen, als wir den mit glatten Steinen bedeckten Abhang hinaufkletterten, um uns umzusehen.

Das Gestein hinter uns bestand aus Basalt; es ragte in spitzen, schlanken Säulen in die Luft, auf denen eine Menge Vögel, Krabbentaucher und Möven, entsetzlichen Spektakel machten, der zwischen den zerklüfteten Felsrippen um vielfaches verstärkt klang. Vor uns war im Laufe der Nacht Eis angetrieben, aber weiter hinten führte offenes Wasser nach einem Vorgebirge in ungefähr Süd zu West; es sah aus, als erstreckte sich hier ein großer Fjord nach Osten. Hinten im Westen lag Eis; dort sahen wir in der Ferne einige Inseln, doch war die Luft nicht ganz klar.

29. August. Am 26. abends verließen wir unsern Lagerplatz bei dem hohen Basaltgebirge mit seinen Vögeln. Wol sah es mit unserm Weiterkommen böse aus, aber wir konnten uns doch bis in freies Wasser durchwinden und richteten den Kurs auf das Vorgebirge in Süd zu West. Da sich Segelwind einzustellen schien, liefen wir eine kleine Insel in unserm Fahrwasser an und setzten die Segel, doch als wir wieder ausliefen, kam hin und wieder schwacher Gegenwind. Wir ruderten also getrennt.

Die Nacht über blieb es still. Aber bald erhob sich der Südost, und zwar so schlimm, daß wir auf das Land zu abhalten mußten. So kamen wir dahin, wo wir jetzt sind.

Als wir angelegt hatten, machte Nansen einen Spaziergang am Ufer entlang, kehrte aber sofort zurück und fragte mich, ob ich einen Bären schießen wollte, es käme gerade einer angezottelt.

»Ja, gern will ich es!«

Wir kauerten uns hinter den Kajaks am Ufer nieder, und siehe da, er kam rasch auf uns zu. Er blieb stehen und beschnüffelte nicht weit von uns Nansen's Fußspuren. Bums! erhielt er eine Kugel in den Leib und blieb liegen. Er war aber noch nicht tödlich getroffen, nur das Rückgrat war durchschossen, sodaß der Unterkörper lahm geworden war und keine Dienste mehr that. Mit den Vordertatzen wühlte er im Schnee und wollte fort, aber der Hinterkörper wollte nicht mit; er setzte sich nieder und biß sich tief in die gelähmten Hinterbeine, nachdem er erst vergeblich versucht hatte, sich in die Wunde zu beißen. Er brummte und schielte nach uns, die wir ganz in der Nähe standen; dann erhielt er eine Kugel in den Kopf, und alles war vorbei. Es war eine außergewöhnlich fette junge Bärin; von ihrem Fleische haben wir seitdem gelebt, und ihr Fell ist unser Lager gewesen.

Es gibt hier eine Menge Walrosse; sie haben in der Nähe auf dem Eise einen Versammlungsplatz. Dort liegen und grunzen, kämpfen und schlafen sie tagelang, sicher in ihrer eigenen Größe. Sie fürchten nichts, weder Bären noch andere Thiere, um wie viel weniger den Menschen, den sie nie gesehen haben!

Als wir in der letzten Nacht im Zelte lagen, erwachten wir über einem wunderlichen jammernden Geschrei, das draußen, wo das Bärenfleisch lag, erscholl, und als wir nachsahen, erblickten wir eine Bärin mit einem Jungen, die offenbar den Verlust ihrer Kameradin beklagte. Nansen ergriff die Flinte, aber wachsam, wie diese Thiere sind, merkten sie, daß wir da waren, und liefen fort.

Es scheint hier Lebensmittel in Hülle und Fülle zu geben.

Heute haben wir das Zelt verlassen, das bei dem Winde, der in der letzten Zeit so heftig geweht hat, nur wie ein dünner Schleier ist und gar keinen Schutz spendet, und sind in eine Steinhütte gezogen, die wir nachts gebaut haben; Segel und Zelt sind das Dach.

Als wir uns abmühten, dieses Vorgebirge zu erreichen, nannten wir es »Kap Athos«. Später hat ihm Nansen keinen Namen gegeben, da die englische Expedition unter Jackson dieses Vorgebirge 1895 entdeckt hatte, ehe wir es sahen.

Dreizehntes Kapitel.

In der Höhle.

Es war Ende August 1895, der Winter stand vor der Thür, und noch immer waren wir über dieses Land so klug wie zuvor.

Wir mußten uns zur Ueberwinterung vorbereiten, es blieb uns nichts anderes übrig. Wol hatten wir eine schwache Hoffnung gehabt, weiter nach Süden vorzudringen, bevor wir uns zum Ueberwintern genöthigt sähen; falls wir auf Franz-Joseph-Land waren, mußten wir dort im Süden die Stelle finden, wo Leigh Smith überwintert hatte. Wir sprachen darüber, und verlockend schwebte uns die Stelle vor; aber das Fahrwasser war durch Eis gesperrt, und die Vernunft sagte uns, daß die Zeit, die uns noch vor dem Winter blieb, nur gerade ausreichte, eine Hütte zu bauen und uns Lebensmittel und Brennmaterial zu verschaffen.

So schickten wir uns darein und begannen, uns so gut wir konnten einzurichten. Unter diesen Umständen schien es uns auch, als wäre es das Beste, nach all den Anstrengungen des Vordringens im Treibeise in einer ordentlichen Hütte ausruhen zu können.

Man wird vielleicht glauben, daß wir an diese Ueberwinterung nur voll Verzweiflung und voll düsterer Gedanken gingen. Dem war jedoch nicht so, selbst wenn die Arbeit an der Hütte manchmal ruhte und wir den Blick sehnsüchtig über das Eis nach dem Meere im Süden schickten, nach unserer Heimat, die wir dieses Jahr nicht mehr erreichen sollten. Hoffnung hatten wir stets, um so mehr da wir sahen, wie gut es sich anließ, nur von Bärenfleisch zu leben. Aber wir lernten, daß Geduld dazu gehörte. Die ganze Reise war von Anfang bis zu Ende eine Schule dieser Tugend.

Wie vorher erwähnt, hatten wir im Laufe einer Nacht eine Steinhütte erbaut. Diese nannten wir die »Höhle«, und ein elendes Loch war es auch; sie war so niedrig, daß ich darin nur eben sitzen konnte, Nansen aber liegen mußte. Das Zelt und die Segel bildeten das Dach; später bekamen wir dazu Bärenfelle, aber da hatten wir auf dem Dache auch beständig Besuch von Möven, die hackten und schrien und uns fürchterlich ärgerten. In dieser Höhle wohnten wir einen Monat, solange wir an der eigentlichen Winterhütte bauten und des Wintervorraths wegen auf die Jagd gingen.

Am 28. August beschlossen wir, Walrosse zu schießen. Auf dem Eise war jetzt jedoch keins zu sehen, wir mußten also auf das Wasser hinaus. Bevor wir dahin kamen, erblickten wir zwei Bären, eine Bärin mit einem Jungen, die am Rande des Eises entlang auf das Land zugingen. Wir nahmen die Flinten und gingen ihnen entgegen, doch als sie ans Ufer kamen, folgten sie diesem

den Fjord einwärts und den Abhang hinauf. Wir liefen ihnen im Dauerlaufe nach und versteckten uns hinter einem Eisrücken. Die Entfernung war ziemlich groß, aber ich hatte doch das Glück, die Bärin so in die Seite zu treffen, daß die Kugel durch den Brustkorb ging und an der andern Seite wieder herauskam. Sie brüllte wie gewöhnlich, biß nach der Wunde, taumelte ein paar Schritte weiter und stürzte dann hin.

Das Junge konnte nicht begreifen, was der Mutter einfiel, daß sie sich hier hinlegte. Als es uns erblickte, eilte es den Abhang hinauf, kehrte aber gleich wieder zurück und legte den Kopf auf den Hals der Mutter, wobei es uns herausfordernd ansah. Nansen gab ihm eine Schrotladung in den Kopf, worauf es auf der Mutter zusammenbrach. Wir häuteten beide ab, ließen sie dort oben und breiteten der Möven wegen die Felle über das Fleisch.

Nun zogen wir mit verbundenen Kajaks aus, um ein Walroß zu erbeuten, deren draußen im offenen Wasser genug vorhanden waren. Bald hatten wir eins in Schußweite, und Nansen sandte ihm eine Kugel zu. Es überschlug sich und tauchte unter die Kajaks, während das Wasser wirbelte und wir aus Leibeskräften ruderten, damit die langen Zähne uns nicht das Segeltuch aufschlitzten. Eine Weile danach sahen wir es, anscheinend ganz gesund, wieder. Wir gaben ihm nun jeder 2-3 Schüsse in den Kopf; es wandte uns beständig das Maul zu, sodaß wir ihm keinen ordentlichen Schuß von der Seite beibringen konnten, doch verlor es viel Blut. Dabei ging Nansen, als er das Gewehr hinlegen und nach den Rudern greifen wollte, unversehens ein Schuß los, die Kugel durchbohrte das Deck und das Vordertheil, glücklicherweise über der Wasserlinie.

Das Walroß tauchte und kam wieder und bekam noch mehrere Schüsse; es athmete immer schwerer, seine Augen wurden matter, und das Wasser färbte sich roth. Eine letzte tödliche Kugel blies ihm das Lebenslicht aus, dann aber sank es, ehe Nansen Zeit hatte, ihm die Harpune in den Leib zu stoßen. Wir ärgerten uns sehr darüber, daß wir ganz unnütz soviel Munition verschwendet hatten, und ruderten verdrießlich ans Land.

Etwas später erschienen im Fjord eine kleine Strecke von uns zwei Walrosse auf der Eiskante. Wir ließen sie sich eine Weile amüsiren, während wir das Fleisch der beiden geschossenen Bären holten; dann gingen wir vorsichtig wie Indianer, einer in den Spuren des andern, auf sie los. Wir hatten weit über das ebene Eis zu gehen; die Walrosse wandten sich bisweilen um, wir standen dann so lange unbeweglich still und kamen unbemerkt ganz dicht an sie heran. Nansen schoß zuerst auf das ihm nächstliegende, welches von diesem einen Schusse auf der Stelle getödtet wurde. Das andere fuhr aus seinem Schlafe empor, erhielt aber in demselben Augenblick meine Kugel in den weitvorgestreckten Kopf und Nansen's nächsten Schuß ebenfalls. Es war ein Koloß von einem Walrosse; das Blut strömte ihm aus Nase und Maul und spritzte weit umher, als das Thier die großen Zähne in das Eis bohrte und wieder ins Wasser zurück wollte. Die dritte Kugel traf endlich an der rechten Stelle, und die unförmliche Fleischmasse blieb regungslos liegen.

Nun waren wir obenauf; mit vier Patronen hatten wir zwei Stück bekommen, aber die schwerste Arbeit, das Abziehen, stand uns noch bevor. Wir holten unsere Schlitten, um sie darauf zu transportiren; Nansen meinte, wir sollten die Kajaks auch mitnehmen, und zum Glück thaten wir es.

Bevor wir mit dem Abziehen anfangen, begann ein ziemlich starker Südost zu wehen. Der Wind nahm schnell an Heftigkeit zu, sodaß wir fürchteten, das Eis, auf dem wir standen, könnte losgerissen und wir mit unserer Beute seewärts getrieben werden. Diese Furcht war nur zu wohl begründet; denn kaum hatten wir das erste Walroß zur Hälfte abgezogen, so merkten wir auch schon, daß wir im Treiben waren. Wir sahen, daß wir mit unserer Beute nicht fertig werden konnten, hofften aber, das halbe Fell mit dem Specke daran noch zu bergen. Die Messer

arbeiteten mit aller Macht in der dicken Haut, wir mußten aber doch auf die Hälfte verzichten und uns mit einem Viertel begnügen.

Einige Fleischstücke warfen wir in aller Eile noch in die Kajaks, dann ging es fort. Aergerlich sahen wir, wie die Möven sich in den Besitz unserer schönen Beute setzten; auf dem halb abgezogenen Leibe saßen einige dicht beieinander und hackten in das Fleisch, während andere sie mit heiserm Kreischen umkreisten. Das Gesindel kehrte sich nicht an Sturm und Unwetter, sondern war ganz damit zufrieden, in Gesellschaft so vielen Fleisches einen Abstecher aufs Meer hinaus zu machen.

Es war unsere Absicht, über die Scholle nach dem Rande auf der Windseite zu gehen, nach dem festen Eise, das noch nicht aufgebrochen war, überzusetzen und die Kajaks dann ans Land zu ziehen. Inzwischen wurde der Wind immer heftiger und riß immer mehr kleine Schollen los; wir konnten im Doppelkajak nicht weiter kommen, sondern mußten uns trennen und jeder für sich rudern. Festes Eis erreichten wir nicht, es war nun auch nach diesem weit, der Sturm hatte es bis tief hinein aufgebrochen. Das Hautviertel mit dem Specke mußten wir fahren lassen, worauf sich die Möven sofort darüber hermachten.

Jetzt begann eine schwere Fahrt nach dem Lande, theils im schäumenden Wasser zwischen kleinen Schollen mit dem Schlitten hinten auf dem Kajak, theils auf halbaufgelösten Schollen mit dem Kajak auf dem Schlitten. Wir trieben nach Nordwesten, an unserm Bärenfleische und an der »Höhle« vorbei. Entsetzlich, es sah aus, als sollten wir noch einmal mit dem verhaßten Treibeise ins Meer hinaus treiben!

Wir hatten endlich nach dem Lande zu eine ziemlich große Strecke offene See und schifften uns nun zum letzten male ein. Nansen ruderte voran, ich hinterdrein. Aus Furcht, das Ruder zu verlieren, ruderte ich mit bloßen Händen; die See ging dwars, was für mein Kajak nicht sehr gut war, da es schon unter normalen Verhältnissen nach Backbord hinüber lag, dies jetzt aber noch mehr that, weil das Walroßfleisch und das Gewehr sich im Kajak auf der Leeseite hielten. Nansen sah sich bisweilen um, um sich zu überzeugen, ob ich nachkäme. Es war ein heißes Ringen, aber zu unserer unendlichen Freude sahen wir, daß es, wenn auch nur langsam, dem Lande zuing. Endlich konnten wir uns, erschöpft und durchnäßt, an die feste Eiskante des im Nordwesten der »Höhle« gelegenen Landes klammern und dort kleine Eisstückchen abbrechen, um unsern brennenden Durst zu löschen.

Das eisfreie Ufer ließ sich am Landeise entlang bequem erreichen. Dort zogen wir die Kajaks aufs Land und rangen unsere Kleider ein wenig aus; dann steckten wir uns in den Sack, aßen Beefsteak von Bärenfleisch und schiefen bald ein, müde und froh, daß wir aus diesem Abenteuer so glücklich davongekommen waren.

Lange hatten wir noch nicht geschlafen, als ich von einem klagenden Tone erwachte, der dicht vor der Thür laut wurde und aus einiger Entfernung von demselben Winseln beantwortet wurde. »Das sind Bären«, sagte ich zu Nansen, der auch sofort erwachte.

Wir standen auf und erblickten draußen drei Bären. Nansen tödtete die Bärin nach mehreren Schüssen, die beiden ziemlich großen Jungen verschwanden zwischen den Steinblöcken am Ufer und erschienen wieder beide nebeneinander draußen auf dem Wasser auf einem kleinen Eisstücke, das im Begriffe war, mit ihnen unterzugehen; nur die Köpfe waren noch über Wasser. Da, wo sie waren, konnten wir sie nicht schießen; ich erwartete, daß sie ans Ufer schwimmen würden, und lauerte eine Weile darauf, sie trieben aber mit dem Winde, der jetzt bedeutend schwächer geworden war, auf dem Eisstücke nach der See hin. Wir ließen sie treiben, denn nun mußten wir auf jeden Fall im Kajak auf sie Jagd machen.

Wir machten uns also, naß wie wir von der vorigen Fahrt waren, wieder bereit, ins Kajak zu steigen, zogen aber jetzt Oeljacken an, um nicht noch nässer zu werden. Doch was erblickten wir, als wir nach den Kajaks gingen: ein todtcs Walroß, das dicht am Rande des Eises auf dem Wasser schwamm! Das war etwas für uns! Wir waren nicht faul, es dingfest zu machen: es war das Walroß, das uns so viele Patronen gekostet hatte. Schließlich haben wir es also doch bekommen; es war aufgestiegen und am Lande entlang getrieben.

Mit den Kajaks hatten die Bären abscheulich gewirthschaftet. Das von Nansen hatten sie ins Wasser geworfen. Aus beiden hatten sie das Walroßfleisch herausgeholt, ein wenig daran gekaut und es dann rundumher geworfen; dabei hatten sie sich gewiß recht amüsirt. Bei dieser Arbeit hatten sie im Innern meines Kajaks einige Bambusquerstangen zerbrochen; glücklicherweise blieb es noch brauchbar.

Die jungen Bären waren nun schon so weit in See, daß wir sie eben noch sehen konnten; wir ruderten jedoch rasch an sie heran. Walrosse tauchten auf und schnaubten ganz in unserer Nähe, ließen uns jedoch in Frieden. Bald hatten wir die Bären erreicht und ruderten auf der Seeseite um sie herum. Wir wollten sie dazu bringen, daß sie das Eis verließen und, von uns getrieben, ans Land schwämmen, damit wir sie dort schießen könnten; dies war die einfachste Art. So war es auch. Als wir dicht an sie herankamen, rissen sie aus und schwammen nach dem Lande.

Nun begann eine interessante Jagd. Jeder von uns nahm einen Bären und trieb ihn dorthin, wo wir ihn haben wollten. Sie brumnten und fletschten die Zähne, sobald wir mit dem Kajak zu dicht an sie herankamen, beeilten sich aber immer mehr mit dem Schwimmen. Nansen's Bär erwies sich als ein besserer Schwimmer als der meinige, der einen ziemlich breiten Rücken hatte. Nansen war mir deshalb bald ein Stück vor, da ich meinen Bären alle Augenblicke antreiben mußte; er brummte dann entsetzlich, aber schneller ging es.

Jetzt fiel Nansen's Schuß. Nansen war dicht beim Lande; ich sah ihn die Harpune der Sicherheit halber in den Bären stoßen und ihn so ans Ufer bugsiren. Meinen Bären steuerte ich nach dem Strande vor die Höhle, wo das übrige Fleisch war. Als wir an der Eiskante ankamen, steckte ich das Ruder in die Strippe, nahm die Flinte und sandte dem Bären, als er gerade einige schnelle Schwimmschläge machte, eine Kugel in den Kopf.

Nun hatten wir sie alle drei; die Bärin lag weiter östlich am Strande. Wir zogen sie ab und legten das Fleisch zu unsern Vorräthen. Dann krochen wir in den Sack und schlieften den Schlaf des Gerechten. Nachdem wir in der letzten Zeit keine rechte Ruhe gehabt hatten, gönnten wir uns nun aber den so nöthigen Schlaf.

Unser kostbares Walroß war dort, wo der Gletscher in die See fällt, am Ufereise vertäut. Hier erstreckte sich ins Eis eine lange schmale Bucht, in der es gut und sicher lag und wo wir hofften, es an Land ziehen zu können. Auf das Fleisch rechneten wir nicht, wir waren hauptsächlich um die Haut zum Decken unsers Hauses und um den Speck zum Brennen besorgt.

Das Walroß abzuziehen war eine mühselige, saure Arbeit. Unsere Kräfte und unsere Geräte genügten nicht, es aufs Land zu befördern, wir mußten es daher im Wasser abhäuten. Eine halbe Schlittenkufe, die wir bei der Verkleinerung der Schlitten zurückbehalten hatten, leistete uns jetzt und auch späterhin gute Dienste als Handspeiche. Wir hieben mit der Axt Kerben in das Eis; ein anderes kleines, ebenfalls von einer Kufe herrührendes Stück Eschenholz trieben wir so ein, daß es im Eise fest war. Hieran machten wir das eine Ende unsers Taus fest, das andere zogen wir durch eine Strippe, die wir in die dicke Walroßhaut schnitten, und banden es dann an der Speiche fest; hierdurch erhielten wir eine Art Talje und konnten größere Kraft entwickeln.

Einer von uns mußte die Speiche bedienen, während der andere beim Abhäuten war; auf diese Weise ging es endlich. Es war aber eine Schinderei erster Klasse, auf dem fetten Walroßkörper zu liegen und im Wasser daran herumzuschneiden. Unsere Kleider sogten sich mit dem Fette ganz voll, und wir besaßen kein Mittel zur Reinigung, sondern mußten sie nachher tragen, wie sie waren.

Während Nansen an der zolldicken Haut herumsäbelte und ich an der Speiche stand, sah ich ein ganz gewaltiges Walroß in die Bucht bis dicht an uns heranschwimmen, als wollte es sehen, was wir da mit seinem Kameraden machten.

»Sehen Sie den Burschen da«, sagte ich zu Nansen. »Hurrah, das ist eine Bescherung für uns!«

Nansen ergriff das Gewehr, das unser steter treuer Begleiter bei der Arbeit war, spannte den Hahn und hielt sich bereit, die Gelegenheit zu benutzen, wenn das Walroß ihm den Nacken zukehrte. Es war nicht im mindesten ängstlich, sondern musterte uns aufmerksam und ließ sich viel Zeit; der Bestie im Kajak zu begegnen, wäre, denke ich, kein Vergnügen gewesen. Ein Schuß knallte. Das Walroß drehte sich im Wasser rund um und blieb still liegen, wurde aber bald wieder lebendig. Nansen schoß, und wieder lag es betäubt still; dies wiederholte sich mehrere male. Es erhielt 3-4 Schüsse, alle in den Kopf, dennoch war es im Begriffe, seiner Wege zu gehen, sodaß ich, nachdem wir unsere Taschen geleert hatten, um mehr Patronen nach der Höhle laufen mußte.

Endlich erlosch auch sein Leben, es war seiner Neugierde zum Opfer gefallen. Diese Thiere sind über alle Maßen neugierig und scheinen auch ein scharfes Gesicht zu haben. Sie kamen oft dicht ans Ufer zu uns, hielten sich mit ihren langen Hauern am Rande des Eises fest und glotzten uns stumm an, bis sie sich satt gesehen hatten. Es ist vielleicht auch dieser Neugierde zuzuschreiben, daß sie manchmal, wenn wir ruderten, unsere Kajaks streichelten. Leider waren wir nicht aufgelegt, diese Liebkosung zu schätzen, sie war uns zu gefährlich.

Wir ließen das alte Walroß liegen und machten uns über das neuangekommene her, das viel größer und fetter, überhaupt eine Beute war, über die wir uns sehr freuten. Wir brauchten mehrere Tage zum Abhäuten dieser Bestien, aber es ließ sich machen; wir nahmen auch das Fleisch des letztern Thieres, legten es am Ufer auf einen Haufen und breiteten die Häute mit dem Specke darüber. In dem Winkel, wo die Walrosse lagen, war Leben genug. Die großen Möven waren Herrscher über die Gedärme und die übrigen Eingeweide; die hübschen schneeweißen Elfenbeinmöven flatterten böse umher, weil sie nicht haben konnten, was sie wollten, sondern sich mit dem begnügen mußten, was die »Großen« verschmähten.

Die Elfenbeinmöve ist hübsch, macht aber ein ungemein häßliches Geschrei und ist zänkisch, boshaft und viel zudringlicher als die zurückhaltenden majestätischen großen Möven.

Die Stummelmöve blickt voll Verachtung auf diese Aasvögel herab; sie will mit Futter, das sie nicht selbst gefangen hat, nichts zu thun haben, solange es noch kleine Thiere in der See gibt, und davon sind hier genug vorhanden. Mit ihrem leichten, graziösen Fluge sucht sie scharenweise das Wasser jenseits der Eiskante ab, späht mit ihren scharfen Augen nach Futter aus und schießt dann und wann auf die Wasserfläche herab, um sich mit einem kleinen Krustenthier im Schnabel wieder emporzuschwingen.

Plötzlich fährt sie erschreckt in die Luft: ein großer dunkler Vogel stürzt sich schreiend auf sie und hackt sie mit dem Schnabel; es ist eine Raubmöve, die auch Futter haben will und von dem lebt, was die andern fangen. Diese verfolgt die Stummelmöve mit heiserm Geschrei und hackt sie so lange, bis sie das, was sie im Schnabel hat, losläßt, was dann von dem Räuber blitzschnell aufgefangen wird. Manchesmal machten wir eine Pause in der Arbeit und beobachteten diesen

Kampf ums Dasein.

Doch was ist das? In einem Nu fliegt die ganze Vogelschar auf! Aha, da haben wir's! Auf dem Gletscher erscheint Reinecke Fuchs, zwei, drei Brüder zusammen; sie nahen sich im Galop, um das Kommando über die Gedärme und das Eingeweide zu übernehmen, gerade als wären gar keine Menschen zugegen. Sitzen wir still da, so kommen sie dicht an uns heran, ganz verwundert über die neuen Steine, die es am Abhange mit einem male gibt. Dann zerren und reißen sie am Kadaver, bis sie dessen überdrüssig werden und einen Wettlauf anstellen. So plötzlich wird halt gemacht, daß das ganze Thier eine Krümmung ist, dann geht es wie der Blitz zurück, während die Möven schreien und toben. Ja, auch hier oben bei uns ist Leben!

Am 7. September begannen wir ernstlich an unserer Winterwohnung zu arbeiten. Einen ebenen Platz, auf dem es Moos und Erde gab, wählten wir an einer Stelle aus, wo das Gestein aus dem Gletscher hervortrat und einen steilen Abhang mit passenden Steinen zum Baumaterial bildete; hier und da liefen schmale Aeste des Gletschers auf dem Abhange aus. Wir steckten den Grund mit 2 Meter in der Breite und 3 Meter in der Länge ab, dann holten wir Steine vom Abhange und bauten so, daß wir uns ebensoviel in die Erde eingruben, als die Mauern sich darüber erhoben. Der Eingang war an der Südwestecke, wo wir einen Gang aushoben, der mit Steinen, Eisblöcken und Schnee überdeckt wurde, sodaß wir nach Eskimoweise aus- und einkriechen mußten.

Ohne Werkzeuge und ohne alles andere Holzmaterial als Schneeschuhe und Schneeschuhstöcke baut es sich nicht leicht. Mit den Wänden mochte es noch angehen, aber das Dach war ohne Holzwerk nicht gut herzustellen; unsere Bausteine waren keineswegs derartig, daß wir damit ein Gewölbe hätten aufführen können. Zum großen Glück fand Nansen eines Tages in der Nähe der Höhle einen brauchbaren Treibholzstamm am Abhang festgefroren. Diesen beschlossen wir als Dachfirst zu benutzen und die Walroßhäute darüber zu spannen. Viele Werkzeuge besaßen wir gerade nicht: eine Schlittenkufe, einen losen Bärenspieß, eine mikroskopisch kleine Axt und einen Schneeschuhstock mit einer Zwinge, das war alles.

Aus einem Walroßschulterblatte und einem Treibholzaste machten wir uns mit Hülfe des Schneeschuhstock-Endes einen Spaten, den wir jedoch in dem harten Kiesgrunde bald verbrauchten. Der Bärenspeer und der Stab mit dem Stachel dienten als Hacken, bis Nansen dem einen Walrosse einen Zahn ausbrach und ich aus einem andern Treibholzaste einen Stiel dafür herstellte.

An dem einen Tage war es so mild, daß das Wasser an den Hüttenwänden herunterrieselte, am nächsten war es hart gefroren. Was wir ausgruben, warfen wir auf die Mauern und füllten mit diesem Kiese und mit Moos die Lücken zwischen den Steinen aus.

Das Errichten der Mauern nahm nicht sehr lange Zeit in Anspruch, dafür machte uns das Dach viele Arbeit. Der Firstbalken lag mit dem dicksten Ende, an dem noch die Wurzeln saßen, festgefroren tief in der Erde. Es galt, ihn abzuhauen. Eines schönen Morgens »schärfte« ich daher das Beil mittels unserer beiden kleinen Feilen und machte mich an die Holzhauerarbeit; es wurde jedoch Abend, ehe der Stamm durchgehauen war, obgleich ich sehr eifrig dabei war und tüchtig drauf los hackte. Mit Anspannung all unserer Kräfte gelang es uns, den schweren Baumstamm auf die schrägen, niedrigen Mauern hinaufzubringen. Das Wetter wurde nun so kalt, daß wir daran denken mußten, unsere Walroßhäute vom Specke zu befreien; glücklicherweise bekamen wir eines Tages Thauwetter, und infolge dessen konnte diese Arbeit ordentlich ausgeführt werden.

Es war wahrlich keine leichte Sache, diese schweren dicken Häute nach der Hütte zu transportieren. Es waren vier halbe Häute. Bei der ersten banden wir an jedes Ende ein Tau und

rollten sie den ganzen Abhang hinauf; es war ein ziemlich langer Weg. Die zweite zogen wir auf dem Schlitten eine Strecke am Strande entlang über ziemlich schlechtes Eis hin und trugen sie nachher auf einem Schneeschuh und einer Bambusstange weiter. Die dritte trugen wir den ganzen Weg. Mehr richteten wir an einem Tage nicht aus. Als wir die vierte Haut nahmen, war sie steifgefroren; die andern hatten wir auch noch nicht ordentlich auf dem Dache. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die gefrorene Haut ins Wasser zu stecken, damit sie wenigstens so weit aufthaute, daß wir damit hantieren konnten.

Vierzehntes Kapitel.

Aus der Höhle in die Hütte.

Als ich eines Morgens, wie gewöhnlich mit dem Wassereimer und der Büchse in der Hand, von der »Höhle« am Strande entlang nach der »Hütte« zur Arbeit ging, sah ich Nansen, der vorausgeeilt war, plötzlich stehen bleiben und vorsichtig retiriren.

Dort stand ein Bär und beschnüffelte die vierte Dachhaut, die er sich aus dem Wasser, in das sie zum Aufweichen gehängt worden war, herausgezogen hatte. Während Nansen seine Flinte holte, schlich ich mich hinter einigen großen Steinblöcken an den Burschen hinan. Nun konnte ich nicht weiter, da das Terrain zwischen mir und dem Bären ziemlich offen war; da überdies der Abstand von meinem Platze aus zu groß war, blieb ich ruhig liegen, in der Erwartung, daß er mir entgegenkommen würde, denn er stand mir zugewandt und schien in dieser Richtung weitergehen zu wollen; noch hatte er mich nicht gesehen. Doch er schlug den Weg den Abhang hinauf zur Hütte ein; nun wurde es noch schwieriger, ihm einen Schuß nachzusenden.

Er ging gerade auf die Hütte los und beschnüffelte das Dach – aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich plötzlich sah, wie ein anderer Bär aus dem Innern der Hütte durch das Dach kam, von dem er die Häute abgerissen hatte. Brummend stand er auf dem Steinbette und holte mit den Tatzen nach dem Neuangekommenen aus, wie um ihn zu ersuchen, daß er sich fortschere.

Nansen war inzwischen zurückgekehrt; gleichzeitig ging auch der erste Bär wieder nach dem Strande hinunter. Ich machte Nansen auf den Bären Nummer zwei aufmerksam, der nun ganz aus der Hütte herausgeklettert war. Das Einzige, was uns zu thun blieb, war, drauflos zu gehen und aus so geringer Schußweite wie möglich zu schießen. Nansen sollte den am Strande, ich den bei der Hütte aufs Korn nehmen. Wir eilten also gleichzeitig aus unserm Verstecke auf die Bären los.

Diese waren beim Anblicke der zweibeinigen Geschöpfe, die ihnen entgegenliefen, äußerst erschrocken und machten sich alle beide auf die Beine. Nansen konnte seinem Bären eine Kugel ins Hintertheil senden; der meinige lief erst gerade in einen Schneehaufen hinein, der oberhalb der Hütte am Fuße des Gebirges liegt, dann trabte er in einem Bogen wieder nach dem Eise hinunter. Nansen war schon weiter fort und eifrig damit beschäftigt, den Verwundeten zu verfolgen, während mein Bär auf dem Eise einen großen Bogen machte. Ich konnte ihm natürlich nicht folgen, sondern beschränkte mich, hinter einem Eishaufen am Ufer versteckt, darauf, seine Bewegungen zu beobachten.

Es fiel mir auf, daß er sich sehr mit seinem Kameraden und mit Nansen beschäftigte. Immer mehr

näherte er sich der Stelle am Ufer, wo Blut auf dem Eise war und die Spuren der Verfolgung angingen; er wollte gewiß die Spur des fremden Geschöpfes, das so plötzlich hier auftrat, untersuchen. Doch nun war er mir, der ich versteckt lag, nahe genug und er erhielt, was ihm zukam, erst einen Schuß durchs Rückgrat, dann einen durch den Kopf, den letztern jedoch erst, nachdem er sich auf dem glatten Eise nach einer sicherern Scholle hingerollt hatte.

Ich machte mich ans Abhäuten und war damit beinahe fertig, als ich Nansen, die Hände in den Taschen, das Gewehr auf dem Rücken, gemüthlich daherschlendern sah. Da ich keinen Schuß von ihm gehört hatte, glaubte ich, er habe die Verfolgung aufgeben müssen, und sagte, als er näherkam: »Wie schade, daß wir den nicht auch bekommen sollten.« »Ja, wir haben ihn doch bekommen!« sagte Nansen; »es war eine Schweinebestie, aber nun liegt sie in einer Schneewehe da hinten am Fuße des Gletschers im Verenden.« Dann erzählte er mir, daß der Bär nach einer Weile wieder ans Land gegangen sei und sich ein wenig höher am Gletscher hinauf in den Schnee gelegt habe. Nansen habe ihm da in aller Ruhe und Bequemlichkeit ganz aus der Nähe den Garaus machen wollen, der Bär sei ihm aber so wüthend entgegengestürzt, daß er schnell habe schießen müssen.

So hatten wir sie denn alle beide; wir schleppten sie nach dem gemeinsamen großen Fleischhaufen vor der Höhle. Es waren zwei wirklich prächtige junge Bären mit köstlichem Fleische. Aber das Dach der Hütte hatten sie leider dermaßen zerstört, daß wir wieder alle Häute zum Aufweichen ins Wasser werfen mußten. Es war eine beschwerliche Arbeit, und sie ordentlich zu spannen brachten wir nicht fertig, nachdem wir endlich so weit waren, daß wir sie wieder auf das Dach bringen konnten. Wir schnitten dicke Streifen von den Häuten ab und machten davon Schleifen für große Steine, mit denen wir die Enden der auf beiden Seiten über die ganze Höhe der Mauern herabhängenden Häute beschwerten.

Gegen das Ende unsers Aufenthalts in der Höhle sah ich eines Morgens, als ich nach dem Aufstehen die Temperatur ablas, gar nicht weit von uns draußen im Fjord, der jetzt beinahe vollständig zugefroren war, eine Schar Walrosse auf dem Eise liegen. Das Walroß ist, wenn es einigermaßen groß ist, im Stande, das Eis zu durchbrechen; es stößt mit seinem unförmlichen dicken Kopfe von unten gegen das Eis, sodaß wir es weithin hören können, und dann kommt es mit solcher Geschwindigkeit heraus, daß Eisstücke und Wasser umherspritzen.

Ich sah mir diese Walrosse eine Weile an. Beständig kamen neue hinzu, die an dem Eisrande hinaufkletterten und von dem größten der auf der Scholle liegenden Thiere mit Grunzen und Bissen empfangen wurden. Wir hatten es früher beobachtet und sahen es nun wieder, auf welcher eigenthümliche Art diese Thiere ihre Kameraden empfangen.

Unter denen, die auf der Scholle lagen, war ein großes Männchen mit langen Hauern. Dann und wann erhob es den Kopf und hieb rechts und links um sich, augenscheinlich, um seine Ueberlegenheit zu zeigen, was sich die andern auch gefallen ließen. Von diesen hieben die Stärkern wieder auf die Schwächern ein. Sobald ein neues an der Eiskante erschien, um auf das Eis zu kommen, strengte sich das alte Männchen entsetzlich mit Grunzen an und biß rund um sich, um dem Ankömmling begreiflich zu machen, daß es der Mann sei, welcher Fremden die Erlaubniß zum Zutritt zu ertheilen habe, und das neuangekommene Walroß gesellte sich dann ganz zahm zu äußerst zur Schar. Ich hatte ihnen schon eine Weile zugeschaut, als Nansen herauskam; wir zählten elf Stück, zu denen immer mehr kamen. Es wurde bestimmt, daß wir zwei von ihnen schießen sollten, besonders wenn, wie wir glaubten, Junge darunter wären.

Wir schlichen uns also an die Kolosse heran; zwischen uns und ihnen lagen einige Eistrücken und Eistrümmer, sodaß wir ungesehen recht weit kamen. Da aber die allerletzte Strecke offen war,

gewahrten sie uns und wurden ein wenig unruhig; einige schleppten sich näher ans Wasser heran. Wir entdeckten Junge unter ihnen und streckten jeder eins nieder. Meines, das ganz dicht am Rande lag, konnte noch ins Wasser springen, als es die Kugel erhielt. Nansen ging es mit einem Thiere ebenso, aber ein anderes, das er schoß, blieb auf dem Flecke liegen.

Eins nach dem andern fuhr nun mit fürchterlichem Lärm kopfüber ins Wasser, besonders der Häuptling war vor Wuth außer sich. Zwei ausgewachsene Walrosse legten sich wieder hin, sie wollten nicht hinunter; das eine erlegte ich mit einem Schusse, das andere blieb ruhig liegen, als ich mit angeschlagenem Gewehr auf dasselbe zuschritt; Nansen nahm die Gelegenheit zum Photographiren dieser Situation wahr.

Das Walroß sah uns und seinen todten Kameraden an und konnte nicht begreifen, was diesem einfiel, daß er nicht mit ins Wasser gehen wollte; endlich ging es allein zu den andern.

In dem einen Augenblick war die Wasserfläche noch glatt und ruhig, im nächsten spritzte der Schaum empor und das Wasser kochte förmlich. Die Köpfe mit den langen Hauern tauchten auf, und die blutunterlaufenen häßlichen Augen sahen uns böse an. Voll Wuth bohrte der Häuptling seine Zähne in die Eiskante und hob sich an dieser empor, ließ sich dann wieder los und tauchte unter. Wir hörten ihn gegen das Eis unter unsern Füßen stoßen, standen aber glücklicherweise auf einer alten, festen Scholle, sonst würde es gewiß nicht lange gewährt haben, bis sie diese in kleine Stücke zertrümmert hätten.

Allmählich verschwanden sie nach der See zu, und wir begannen in aller Ruhe mit dem Abhäuten der beiden erlegten Thiere. Plötzlich tauchte der Häuptling wieder ganz in unserer Nähe mit einem so abscheulichen Gebrüll auf, daß wir zusammenfuhren; er konnte das, was geschehen war, augenscheinlich nicht vergessen. Ein paarmal kam er wieder, dann verschwand er ganz.

Wir schnitten uns von den Walrossen so viel Speck und Haut ab, als wir bekommen konnten, ohne uns weiter damit abzuquälen, sie auf die andere Seite zu drehen. Es wurden zwei tüchtige Ladungen, mit denen wir, als die Dunkelheit einbrach, vergnügt ans Land zogen.

Infolge dieser Beute hatten wir mehr Häute für unser Dach, aber sie mußten erst im Wasser aufgeweicht werden. Während wir an einer Rinne am Strande damit beschäftigt waren, brach weiter hinten ein Walroß durch das Eis; sowie es uns erblickte, verschwand es und erschien nun in unserer Rinne, um zu sehen, was wir dort vorhätten. Ich griff nach unserm unschätzbaren Werkzeuge, der abgebrochenen Schlittenkufe, und hielt mich bereit, dem Walrosse damit eins auf den Schädel zu geben; es hatte aber anscheinend Angst vor dieser Waffe, tauchte unter und verschwand.

Am 16. September schossen wir einen Bären, den wir den »Wasserbären« getauft haben.

Nansen ging am Morgen zu den Walroßkadavern, um ein Paar Sehnen zu holen, die er ihnen zu Nähzwirn aus dem Rücken geschnitten hatte. Da sah ich in einiger Entfernung einen Bären zwischen den Eishügeln hindurch auf das neue Eis hinausgehen. Ich pfiß Nansen und gab ihm Zeichen, aber er sah und hörte nicht, da ihn das Suchen nach dem Sehnenzwirn, den die Füchse fortgeschleppt hatten, ganz in Anspruch nahm. Anscheinend wollte der Bär den Walroßkadavern eine Visite machen.

Nansen hatte kein Gewehr bei sich, ich nahm deshalb das meinige und lief zu ihm hin. Doch der Bär ging auf dem neuen Eise an der Kante des ältern Eises entlang, dann legte er sich, so lang er war, ruhig hin. Nansen holte jetzt ebenfalls sein Gewehr, und wir kamen nun überein, daß er in großem Bogen außen um den Bären herumgehen sollte, um ihm den Weg nach der See abzuschneiden; ich sollte mich dicht am Lande halten, um ihn, wenn er Nansen entkäme, dort in

Empfang zu nehmen. Aber der Bär schien durchaus keine Furcht zu haben; er erhob sich und ging Nansen, der ihn stellte, entgegen; dann bedachte er sich und schritt langsam auf dem neu gefrorenen Eise weiter.

Nansen mußte jetzt schießen, obgleich der Abstand groß war. Der erste Schuß ging zu hoch, der zweite aber traf. Ich sah das Aufblitzen und den Rauch des Schusses lange, bevor der Knall mein Ohr erreichte, und sah auch den Bären zusammenzucken und ein paar gewaltige Sprünge nach vorn machen. Aber das dünne Eis konnte den Burschen bei seinen heftigen Bewegungen nicht tragen, und er brach ein.

Was dann vorging, konnte ich nicht sehen. Nansen rief mir etwas zu, und schließlich begriff ich, daß ich mit Tauen und Schlitten kommen sollte. Als ich dort anlangte, schwamm der Bär todt im Wasser. Es war ein großer, fatter Geselle mit hübschem weißem Pelz; er hatte bei seinen Versuchen, wieder aus dem Wasser zu kommen, das Eis rund herum zertrümmert; das eine Vorderbein war abgeschossen. Nansen hatte ihm nicht mehr Schüsse geben wollen, weil er hoffte, daß der Bär selbst wieder auf das Eis klettern würde. Er war jedoch bei den Versuchen verendet, und nun mußten wir zusehen, wie wir ihn herausziehen konnten. Es war keine leichte Sache, denn sobald wir ihn ein wenig auf dem Rande hatten, brach das Eis, und wir waren wieder ebenso weit wie zuvor.

Während Nansen noch auf mich wartete und der Bär im Wasser schwamm, sah er plötzlich, wie dieser einen heftigen Stoß von unten erhielt, und im nächsten Augenblick wurde auch schon der wohlbekannte Kopf eines Walrosses sichtbar. Es glotzte Nansen eine Weile an, kümmerte sich aber nicht im mindesten um den Bären; schließlich schien es die Situation zu begreifen und verschwand, um nicht wieder zu erscheinen.

Um den Bären auf das feste Eis ziehen zu können, mußten wir in dem dünnen Eise einen schmalen Kanal nach einer alten Scholle hin frei hacken; in diesen Kanal brachten wir das Tau, dessen eines Ende um den Hals des Bären geschlungen war. Auf diese Weise zogen wir den Bären durch das Wasser unter der Eisschicht auf sicheres Eis. Wir hatten viel Arbeit mit dem »Wasserbären«, dafür war er aber auch ein werthvolles Stück.

Es war schon dunkel, als wir am Abend jeder mit seiner schweren Ladung bei dem großen Fleischhaufen vor der Höhle ankamen, doch war es nicht so dunkel, daß ich nicht recht gut hätte sehen können, wie hinten bei den ersten Walrossen sich nicht weniger als drei Bären an unserm Speckhaufen gütlich thaten. Ich stieß einen leisen Pfiff aus, um Nansen, der mit seiner Ladung ein wenig vor mir war, davon zu unterrichten. Er spitzte die Ohren, ich deutete mit der Hand nach vorn, und er sah sie ebenfalls.

Um die Wahrheit zu sagen, hatte eigentlich keiner von uns schon wieder rechte Lust zur Bärenjagd; wir hatten uns längst eingestanden, daß wir für den Augenblick nur nach dem Schlafsacke und nach einem gehörigen Topf voll Essen Verlangen trugen. Gehen lassen konnten wir sie jedoch nicht. Die Flinten wurden vom Rücken genommen, und wir schritten auf die Bären, eine Bärin und zwei Junge, los. Sie witterten uns und verschwanden, ehe wir uns auf Schußweite genähert hatten, worüber wir sehr froh waren.

Nansen schnitt Fleisch zum Abendessen, ich holte Salzwasser und Süßwassereis für die Wirtschaft, las die Temperatur ab u. s. w. (es waren jetzt gegen -20°), da sahen wir die drei Gestalten wieder draußen auf dem Eise erscheinen und gerade auf den Speckhaufen lossteuern. Hurtig schlichen wir uns dorthin, kamen vor den Bären an und saßen nun wie Statuen hinter zwei großen Felsblöcken am Abhange.

Nansen zielte, so gut er in der Dunkelheit konnte, auf die Bärin und schoß, als sie vorbeipassierte. Sie brüllte, machte kehrt, stolperte noch ein Paar Schritte auf dem Eise weiter und fiel hin. Die Jungen blieben ebenfalls stehen, liefen aber fort, als wir uns näherten; es war nicht möglich, einen Schuß anzubringen. Wir zogen die Bärin schnell ans Land und rissen ihr das Fell vom Leibe, dann kamen wir in unserer erbärmlichen Wohnung endlich zur Ruhe, nachdem wir dem vorzüglichen Fleische des »Wasserbären« volle Gerechtigkeit hatten widerfahren lassen.

Am nächsten Tage gewahrten wir, daß die beiden jungen Bären im Laufe der Nacht die Stelle besucht hatten, wo die abgehäutete Mutter lag, und einige in ihrem Magen befindliche Speckstücke aufgefressen hatten. Wir sahen sie weit draußen auf dem neuen Eise hin- und hertraben, glaubten aber, sie würden wieder dort hingehen, wo die Mutter lag, was sie auch thaten. Wir schlichen uns an sie heran, kamen aber nicht gut zum Schusse; Nansen schickte ihnen allerdings eine Kugel zu, aber ohne Resultat, und von neuem liefen sie davon wie zwei Pferde; wir konnten sie auf dem Eise stampfen hören. Wir gingen nach der Hütte, die sich jetzt ihrer Vollendung näherte, und arbeiteten an dem Dache und dem Hausgange. Den jungen Bären setzten wir noch einmal nach, doch nun waren sie so scheu geworden, daß an sie einfach nicht heranzukommen war.

Ein Fenster, das heißt ein Guckloch, gaben wir unserer Hütte auch; es lag an der Südwand und ging nach dem Fjord hinaus.

Während wir beim Bauen waren, hatten wir davon gesprochen, wie schön es sein werde, hierher überzusiedeln, es war ja mit der Höhle verglichen der reine Palast. Nansen meinte, er würde hier an seiner Reisebeschreibung arbeiten können; er hatte ja von nun an viel Zeit dazu. Wir mußten unserer Ansicht nach ein Fenster haben, um vom Innern der Hütte aus das Eis möglichst weit überschauen zu können, solange es in diesem Jahre noch hell war, und auch nachher, wenn die Sonne nach der Winternacht wieder erschien. Man konnte ja nicht wissen, ob wir nicht gezwungen sein würden, uns nicht das Geringste entgehen zu lassen. Doch wir kamen nie dazu, das »Fenster« zu gebrauchen; wir freuten uns, als wir es, um die Kälte abzuhalten, wieder so dicht wie möglich zugemauert hatten, nachdem wir lange hin und her überlegt, ob wir uns nicht aus der Haut des Bärenmagens oder aus den Darmhäuten eine Fensterscheibe machen könnten.

Als ich am Morgen des 28. September zum letzten male in der Höhle aufstand und ans Ablesen der Temperatur ging, gewahrte ich hinten auf dem Speckhaufen einen Bären und glaubte anfangs, es sei eines der kleinen Jungen, das wiedergekommen, sah aber bald, daß es ein gut ausgewachsener Kerl war. Ich sagte es Nansen, der noch in der Höhle lag, ergriff die Flinte und schlich mich vorsichtig soweit als möglich heran, um sicher schießen zu können.

Der Bär schien sich um mich nicht zu kümmern; ganz ruhig lag er mitten im Speckhaufen auf dem Bauche und fraß. Als ich anlegte, erhob er den Kopf; im nächsten Augenblick fiel der Schuß. Ich hatte auf den Schädel gezielt und geglaubt, der Bär würde auf der Stelle liegen bleiben. Nachher sahen wir, daß die Kugel der Bestie dicht unter dem Gehirn quer durch die Kehle gegangen war. Zunächst sah man das dem Petz jedoch nicht an; ruhig und ohne Hast erhob er sich aus dem Specke, würdigte mich eines mißbilligenden Blickes und begann majestätischen Ganges nach dem Eise hinzuschreiten, bis er einen Schuß in das Hintertheil erhielt, durch den das Rückgrat gelähmt wurde; das brachte Leben in den Burschen.

Jetzt war auch Nansen herzugekommen, der ihm ebenfalls zwei Schüsse gab; von mir erhielt er auch noch einen. Dann bekam er den letzten, tödlichen ins Gehirn. Es war ein außergewöhnlich großer Bär, der größte, den wir je gesehen haben, aber schrecklich mager. Er hatte sich so mit Speck vollgepfropft, daß ihm der Bauch wie eine Trommel vorstand; gewiß hatte er seit Monaten

nichts Ordentliches gefressen. Gott mag wissen, von wo er hergewandert kam, vielleicht direct vom Nordpol!

Im Todeskampfe hatte er eine Menge Speck wieder von sich gegeben; nun drückte das schwere Thier mit solcher Wucht das Eis hinunter, daß es beinahe versank und wir uns beeilen mußten, es auf sicheres Eis zu bringen. Nirgends war an ihm eine Spur von Fett zu entdecken, weshalb wir ihn den »magern Bären« genannt haben. Nach einem Gegenstücke zu seinem Felle kann man lange suchen! Ein langer, feiner, glänzender Pelz und dichtbehaarte Beine.

»Das Fell ist seine 1400 Mark werth«, sagte Nansen. Wir benutzten es den Winter über als Unterlage auf unserm Steinbette.

Der Bär hatte außer dem Herumwirthschaften in unserm Speckhaufen auch noch etwas anderes gethan; denn unten am Strande fanden wir das eine der beiden Bärenjungen erschlagen zwischen den Eishügeln liegen. Das andere lag dort ebenfalls starr und leblos, doch fanden wir es erst den Tag darauf.

Vermuthlich haben sich die kleinen Bären dem Speckhaufen und der Stelle, wo ihre Mutter den Tod gefunden, unter dem Schleier der Nacht wieder genähert; dabei haben sie den alten Brummbär getroffen und vielleicht Freundschaft mit ihm schließen wollen. Doch dieser hat von Concurrenten beim Futterberge nichts wissen wollen und hat ihnen ganz einfach mit seiner fürchterlichen Tatze einen Klaps verabreicht. Dem einen von ihnen war er noch auf das Eis hinaus nachgelaufen, wie wir an den Spuren sehen konnten.

Beim Abhäuten der Bären konnten wir nicht umhin, die großartige Muskulatur der Vorderbeine zu bewundern; doch als ich die Tatzen des »magern Bären« erblickte, erreichte diese Bewunderung ihren Höhepunkt. Solch ein Gewirr von Muskeln und Sehnen, die sich vom Schulterblatt herab bis an die langen gekrümmten Krallen zogen, hätte man sich gar nicht vorstellen können. Nun durfte man sich nicht darüber wundern, daß die jungen Bären mit zerschmettertem Schädel dalagen. Der Kerl mußte alles haben zerschmettern können. Es war ein fürchterliches Thier, das sich nicht einmal aus einer Kugel durch die Kehle und beide Kinnbacken etwas machte.

Am Abend desselben Tages hielten wir endlich den Einzug in unsern neuen Palast.

Eines der letzten Dinge, die wir in Stand setzten, waren die Steinbänke, auf denen wir zu liegen gedachten. Es schien uns angenehm, jeder sein Bett zu haben, sodaß wir uns nach Belieben umdrehen könnten, ohne voneinander abhängig zu sein; denn bisher hatten wir uns beide gleichzeitig umdrehen müssen. Wir trennten also den wollenen Sack auseinander, damit jeder eine wollene Decke zum Zudecken bekäme. Die Felle, die das Dach der Höhle gebildet hatten, und einige von denen, welche noch nicht vom Specke befreit worden waren, benutzten wir zu den Betten. Es gelang uns schließlich auch, drinnen ein paar Thranlampen anzuzünden. Doch in jener Nacht froren wir auf den steifgefrorenen, bereiften Fellen gehörig und waren froh, daß die Nacht ein Ende nahm. Am Morgen machten wir mehr Feuer und kochten uns eine ordentliche Portion Fleisch. Es war uns, als könnten wir von der fetten, brühwarmen Bärenbouillon gar nicht genug trinken, denn seit den kältesten Tagen im Treibeise hatten wir die Kälte nicht so empfunden.

Das Erste, was wir thaten, war, daß wir die wollenen Decken wieder zu einem Sacke zusammennähten, d. h. sie nur hier und da mit einem Stiche zusammennestelten; wir mußten ja jetzt mit dem Zwirn sparsam umgehen. Vermittelst der Schneeschuhestöcke und einigen Treibholzes²⁵ brachten wir quer über den Einzelbetten eine Bettstelle zu Stande und freuten uns, als wir die nächste Nacht wieder in dem gemeinsamen Sacke zueinander kriechen konnten,

obwol wir sehr schlecht lagen. Die Unterlage von Stöcken verbesserten wir zunächst, bauten dann aber statt ihrer eine von Steinen auf.

Unsere Thranlampen erzeugten keine große Hitze, aber es wurde unter dem Dache doch so warm, daß die Walroßhäute aufthauten und wie große Beutel herabgingen. Dabei glitten sie an den Kanten auseinander, sodaß es, wenn der auf ihnen liegende Schnee schmolz und die Beutel voll Wasser waren, beständig zu uns herabtropfte. Wir spannten die Häute aufs neue und legten Haut- und Treibholzstücke in die Zwischenräume; das half für eine Weile, doch bald war es wieder ebenso schlimm.

Nun mußten wir uns daran machen, das Dach mit Bärenfellen zu verkleiden. Die steifgefrorenen Felle, die draußen vor der Hütte lagen, wurden zum Aufthauen hereingeholt und dienten uns dann als Lager, während wir diejenigen, auf welchen wir bisher gelegen hatten, über einem Schneeschuh abspeckten und darauf vermittelst kleiner Nägel und einiger Zeltüberreste oben an der Decke befestigten. Diese werthvollen Bärenfelle wurden schändlich behandelt. Wir brauchten lange Zeit zu unserer Arbeit, und eine elende Plackerei war es obendrein.

An jeder Längswand der Hütte hatten wir einen Schneeschuh, der in Schleifen gesteckt war, die zwischen der Mauer und der Dachhaut quer durch die erstere gingen. Zwischen diesen Schneeschuhen pflegten wir die Felle zum Trocknen auszuspannen. Wochenlang mußten sie dort hängen, bis wir sie abnehmen konnten und für neue Platz erhielten.

Außer dem eigentlichen großen Firstbalken mußten wir das Dach an den Seiten mit Schneeschuhen, Bambusstöcken und unsern beiden Rudern, so gut es sich machen ließ, verstärken. Als erst richtige Kälte eintrat, gefror das ganze Dach zu einer steifen Masse mit einer dicken Schneeschicht oben darauf.

In der Südostecke wurde ein Herd mit einem Rauchfange aus Bärenhaut errichtet; der Rauch entwich durch ein Loch in der Walroßhaut und durch einen Schornstein, den wir aus Schnee, Bärenknochen und Walroßfleisch erbauten. Wenn das Herdfeuer erloschen war, stopften wir ein Stückchen Fell in das Loch, um es zu schließen. Es kam allerdings manchmal vor, daß unser Schneeschornstein zu schmelzen begann. Besonders wenn es weniger kalt war und wir starkes Feuer anmachten, um uns Beefsteaks ersten Ranges zu braten, tropfte uns das rußige Wasser ins Gesicht, doch wir nahmen es nicht so genau.

In der Südwestecke hing ein Fell von der Decke herab, das die Oeffnung des Hausganges verdeckte. Durch diesen krochen wir ins Freie und stiegen aus einem Loche auf, über dem ein Bärenfell lag, das die Hausthür bildete. Oft war das Hinausgelangen morgens recht schwierig, wenn der Wind den Schnee im Laufe der Nacht zu einer festen Wehe zusammengewirbelt hatte, die schwer auf dem Thürfelle lag. Am schlimmsten war es für Nansen, denn er war so groß, daß er sich in dem engen Gange nicht genug zusammenzukauern vermochte, um die Thür, den Rücken ordentlich gegen das Fell gestemmt, mit einem Ruck öffnen zu können. Er mußte die Schneeklumpen an den Rändern des Felles mit dem Messer oder dem Schneeschuhestock losmachen, ehe er es zurückschlagen konnte.

Auf einer Wanderung am Strande entlang hatten wir noch ein wenig Treibholz gefunden, einige Stücke von einem in Auflösung begriffenen Baumstamme.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Leben in der Hütte.

Jetzt begann für uns ein einförmiges, trauriges Leben während unserer dritten, der schlimmsten Polarnacht. Aber verhältnißmäßig hatten wir es wirklich gut, hätte es doch schlimmer sein können! Vor allem lag ein sehr beruhigendes Gefühl darin, daß wir uns bewußt waren, auf alle Fälle Lebensmittel genug vor der Thür zu haben: unsere Speisekammer war hinreichend mit Bärenfleisch versehen; Schinken und ganze Thiere waren rund um die Hütte herum im Schnee aufgepflanzt. Dort hatten wir auch das Wenige, was uns vom Schlittenproviant geblieben war, tief in den Schnee vergraben und sicher vor den Füchsen versteckt. Diesen Proviant wagten wir nicht eher anzurühren, als bis wieder an den Aufbruch gegangen werden mußte. Vielleicht würde er uns auch als eine Art Arznei dienen können, wenn unser Magen infolge der einförmigen Fleischdiät leiden sollte, doch ist uns diese bisher stets gut bekommen.

Die ganze Zeit über lagen wir meistens, bei Tag und bei Nacht, im Schlafsack und schliefen so viel, als wir in vierundzwanzig Stunden fertig brachten. Jeden Morgen kochten wir Fleisch und Bouillon, und abends brietten wir uns ein Beefsteak von Bärenfleisch; zu Mittag aßen wir nicht. Wir wechselten jede Woche mit dem Amte des Kochs ab.

Neben unserm Kopfende standen die Thranlampen, die Tag und Nacht hindurch brannten; es waren aus Neusilber zurechtgebogene Schalen. Dochte lieferte uns der Inhalt des Doctorsackes: Pflaster und Binden. Der Thran für die Lampen wurde in einem Topfe geschmolzen, der aus dem einen Petroleumfäßchen gemacht worden war.

Wer gerade Koch war, lag vorn im Sacke, und sein Amt war es, die Lampen beständig in Ordnung zu halten; Streichhölzer brauchten wir also nicht. Er mußte auch darauf bedacht sein, rechtzeitig einen Schinken oder ein Bruststück, ja manchmal einen ganzen Bären, wenn er klein war, hereinzuholen und zum Herde zu legen, damit das Fleisch aufthauen konnte, ehe es gebraucht wurde. Schwarz und häßlich wurde es natürlich von dem Ruße, doch für uns hatte so etwas nichts zu bedeuten.

Der andere, der frei vom Küchendienste war, sorgte für Süßwassereis und salziges Eis für die Wirtschaft, oder noch besser für Salzwasser, falls solches zu bekommen war. Salz hatten wir nicht mehr; das wenige, was wir von der »Fram« mitgenommen (es war ein wenig Tafelsalz in einer Senfkruke), war schon lange, bevor wir aus dem Treibeise kamen, verbraucht worden. Manchmal hatten wir wochenlang keine Spur von Salz, weder in Gestalt von Eis, noch von Wasser; das im Fleische befindliche Salz muß also für den menschlichen Körper hinreichend

sein, wenn er ausschließlich von Fleisch lebt. Beständig hing ein halbes, mit Eis gefülltes Paraffintönnchen über den Thranlampen, um jederzeit Trinkwasser zu haben.

Mehr als durchaus nothwendig gingen wir den Winter über nicht aus der Thür, denn es fror uns in unsern durchfetteten, abgetragenen Kleidern, und der Wind ging uns durch Mark und Bein. War aber das Wetter gut und Nordlicht oder Mondschein am Himmel, so boten wir der Kälte Trotz und gingen vor der Hütte auf und ab.

Die Füchse liefen wie Hausthiere um die Hütte herum und benagten unsere Bären. Wir ließen sie nagen, hatten wir doch Fleisch genug. Zu Zweien und Dreien trampelten sie auf dem Dache herum. Anfangs behagte es uns nicht, denn in der strengen Kälte klang alles so laut; dann klopfen wir an den Firstbalken, aber vergebens.

Sie gingen auch kaum fort, wenn wir durch den Gang hinaus krochen, das Thürfell zurückschlugen und aus dem Erdboden aufstiegen. Dann schrien sie nur vor Verwunderung und Bosheit laut auf; in der Winternacht klang es geradezu abscheulich. Es muß auch für Füchse seltsam genug sein, ein zweibeiniges Geschöpf aus der Erde auftauchen zu sehen. Was hatte der Mensch hier in den Einöden zu thun, die bisher Jahrtausende hindurch ihnen und den Bären ungestört zu eigen gewesen? Mußten sie nicht alle, die blauen wie die weißen, ihrem Zorne darüber Luft machen?

Was die Füchse erwischen konnten, schleppten sie uns fort, Dinge, die für sie auch nicht den geringsten Nutzen hatten, für uns jedoch von Wichtigkeit waren. In das seidene Netz, mit dem wir kleine Wasserthiere fangen wollten, hatte Nansen allerlei gelegt und es bei einem großen Steine versteckt. Aus diesem Netze hatten die Füchse alles Mögliche gestohlen: eine Harpunenleine, einen kleinen Beutel mit Steinproben von dem ersten schneefreien Boden, den wir angetroffen hatten, und, was das Allerschlimmste war, einen Knäuel Angelschnur, aus der wir hatten Nähgarn fabriziren wollen.

Für das Thermometer hatten sie ganz besondere Zuneigung; zweimal schleppten sie es fort, aber wir fanden es wieder. Das drittemal hatten sie es sicher mit in ihre Höhle genommen, denn wir sahen es niemals wieder. Wir besaßen nun nur noch ein Minimumthermometer, das wir an einem Schlitten, der als Thermometerhaus diente, festbanden. Es war ein großes, deutlich und einfach eingetheiltes Thermometer mit rother Metaxylolsäule, sodaß es uns möglich wurde, es selbst in der Dunkelheit einigermaßen genau abzulesen, denn eine Lampe oder Fackel zum Leuchten hatten wir nicht zu Stande gebracht; es wurde nur immer davon gesprochen.

Es war schade, daß wir uns nicht erlauben konnten, diese Thiere, die uns wie Hausthiere umgaben, zu schießen. Der Pelz des Blaufuchses ist doch so kostbar! Für uns aber hatte er keinen Werth; Werth hatte nur das eßbare Fleisch, und der Leib eines Fuchses war zu klein, um eine Patrone dafür zu opfern. Nansen erlegte allerdings einmal zwei auf einen Schuß und ein andermal sah er sich genöthigt, einen zu schießen, der nicht fortgehen wollte.

Wir fanden die weißen Füchse hübscher als die blauen; sie waren so schneeweiß, daß wir uns fast scheuten, sie anzufassen, und sie hatten ein gar feines, weiches Fell. Wir verwandten die Felle schließlich doch, aber erst dann, als wir die Hütte verließen; da zerschnitten wir sie und benutzten sie zum Zubinden der Oeffnung unserer Thranbeutel, damit uns nicht unterwegs der Thran auslief.

Am Sylvesterabend war ich bei hellem Mondschein oben auf dem Trümmerfeld unterhalb des Gletschers und suchte nach einem flachen Stein, der zu einer Fuchsfalle paßte. Ich fand einen, der gar nicht so übel war, und rollte ihn nach der Hütte hinunter. Dann stellte ich aus dem Dache mit

Stellhölzern, zu denen wir ein Stück Eschenholz nahmen, eine Falle auf. Ich erfror beinahe die Finger, bis ich damit fertig war, aber endlich stand sie doch da mit einem köstlichen Köder von angebranntem Speck, und Nansen und ich legten uns lauschend in den Sack, fest überzeugt, die Füchse sofort kommen zu hören.

Richtig, da war einer! Bums! machte es auf dem Dache, der Stein fiel, aber der Fuchs war mit dem Leben davongekommen. Ich eilte hinaus, um nachzusehen. Die Falle war zugefallen, der Fuchs aber war fort; der Stein war wol zu kurz, und der Fuchs hatte sich rechtzeitig zurückziehen können, ehe der Stein auf ihn fiel.

Darauf versuchte ich es mit einer steifgefrorenen Walroßhaut. Groß genug war sie, und schwer genug mußte sie auch sein, wenn ich Steine oben drauf legte. Aber die Füchse machten sich nur einen Spaß mit der ganzen Bescherung. Die Stellhölzer fand ich ganz unten auf dem Eise am Strande wieder. Die Füchse hatten an dem Specke nicht genug gehabt und geglaubt, auch die Hölzchen mitnehmen zu müssen. Da gab ich es auf.

Nansen hatte Fuchsfleisch sehr gern; ich erinnere mich, daß ich ihm einmal einen ganzen Rücken briet. Ich aß es auch, aber nicht so gern wie Bärenfleisch; letzteres war natürlich auch verschieden.

Bis zu unserm Aufbruch aus der Hütte hatten wir im ganzen 19 Bären erlegt, und davon war gar nicht sosehr viel Fleisch mehr übrig. An Bord der »Fram« hatten wir 13 Stück verzehrt, und im »Sehnsuchtslager« und ehe wir in die Hütte zogen, waren auch einige daraufgegangen.

Wenn wir im Laufe des Winters einen neuen Bären hereingeholt hatten und davon zu essen begannen, gaben wir unser Urtheil über die Güte des Fleisches ab und glaubten, die verschiedenen Thiere genau zu kennen. Der »Wasserbär« war delicat, ebenso der, den wir den »Fettbären« nannten. Am besten aber waren die beiden »Kajakbären«; von dem einen speisten wir an Weihnachten. Der Schinken des »magern Bären« war gar nicht so schlecht, als wir geglaubt hatten. Die Cotelettes von den jungen Bären schmeckten, besonders gekocht, ausgezeichnet.

Einigen Bären hatten wir beim Abhäuten den Magen herausgenommen, ihn umgedreht und mit Blut gefüllt, das zu einer festen Masse gefror; diese brieren wir später in der Pfanne. Am liebsten vom ganzen Bären war uns das Gehirn geröstet, es war geradezu delicat.

Der Koch mußte dem andern auch serviren. War das Essen fertig, so krochen wir beide in den Sack, der Topf wurde am Bettrande auf die Steinbank gestellt, die Blechtassen kamen zum Vorschein, und der Koch fischte im Topfe nach den Fleischstücken. Dann gebrauchten wir unsere fünf Finger und ließen uns Zeit beim Essen. Schließlich genossen wir die Bouillon in vollen Zügen; waren wir fertig, so schlossen wir die Augen, um weiter zu schlafen, dem Lichte und dem Frühling entgegen.

Ab und zu wurde ich durch einen Puff in den Rücken aufgeweckt; ich schnarchte, sagte Nansen; ich brachte mich dann in eine andere Lage, worauf ich still weiter schlief.

Im Innern der Hütte war die Temperatur nicht gerade schlimm. Ich legte das Thermometer einmal unter unser Kopfkissen, es zeigte -7° . An den Wänden war es jedoch kalt, besonders wenn draußen ein Wind ging; die ganze Hütte war weiß bereift. Bei Witterungsumschlag thaute es auf dem Dache und tropfte so in unsere Koje hinein, daß die Felle an den Steinen festfroren. Von der Mitte der Wand bis auf den Fußboden hinunter bildete sich ein dicker Eiswall.

Die durchfetteten Kleider klebten uns am Leibe fest. Wir hatten gehofft, uns neue aus Bärenfell

schneidern zu können, mußten es aber aufgeben, da die Bereitung der Felle zu langsam ging. Wir bekamen nur eben so viele fertig, daß es zu einem Schlafsacke, Fausthandschuhen und einigen Flickern reichte. Aus unsern beiden wollenen Decken machten wir uns aber, als der Frühling kam, jeder einen vortrefflichen Anzug.

Haare und Bart wuchsen wild. Schwarz und fettig waren Gesicht und Hände; wir waren vollständige Wilde geworden. Es war uns eine Qual, mit all dem Specke hantieren zu müssen und nichts zu haben, woran wir uns gelegentlich einmal hätten ordentlich die Hände abtrocknen können. Nur wenn wir einen Bären geschossen hatten, ließ sich dies einigermaßen bewerkstelligen. Dann wuschen wir unsere Hände in Blut, worauf sie leuchtend weiß und rein wurden. In der Hütte benutzten wir die Reste des Zeltes als Handtücher; als diese verbraucht waren, mußten wir uns mit Moos begnügen, das mit unserer kleinen Axt unter dem Schnee losgehauen und über dem Herde aufgethaut wurde. Am besten half jedoch das Schrapen mit dem Messer.

Nansen's Schenkel wurden von all diesem Schmutze wund. Er mußte dann und wann Wasser in einer Tasse schmelzen, einen Lappen aus dem Doctorsacke nehmen und sich damit waschen. O, wie sehnten wir uns nach Reinlichkeit, nach weichen, anschniegenden wollenen Anzügen statt unserer durchfetteten! Von Seife und warmem Wasser oder einem Dampfbade gar nicht zu reden!

Ich hoffe, die Leser werden entschuldigen, wenn ich dem Gange der Ereignisse vorgreife und ihnen ein Bild von dem Heime anderer Menschen zeige, die sich in dieser Winternacht auf derselben Inselgruppe, aber etwa 180 Kilometer weiter im Südwesten aufhielten.

Es war die englische Expedition unter Jackson. Diese acht Männer wohnten in einem guten Blockhause, hatten Licht und Wärme, civilisirte Nahrung, vollauf Seife und Wasser und reine Kleider zur Verfügung. Behaglich und warm war es bei ihnen; sie brauchten ob des arktischen Winters nicht besorgt zu sein. Eine gute Bibliothek hatten sie auch. Das wäre erst etwas für uns gewesen, die wir nur einen nautischen Almanach besaßen! Insbesondere sehnte ich mich nach dem letzten Bande der Heyse'schen Novellen, den ich an Bord der »Fram« nicht mehr hatte auslesen können.

Ja, gar nicht so weit entfernt wohnten diese Menschen, die wir später treffen sollten, aber noch hatten wir beiderseitig keine Ahnung von einander.

Im October hörten wir eines Morgens schwerere Schritte auf dem Dache als das Trippeln der Füchse, und als wir gleich darauf vernahmen, daß im Speckhaufen herumgewirtschaftet und gefressen wurde, erkannten wir, daß es Bruder Petz selbst war, der sich ein wenig die Füße vertrat.

Innerhalb und außerhalb der Thür stand je eine Flinte. Hastig legten wir die Komager an, und Nansen eilte in den Gang. Doch ehe er noch das Thürfell hatte zurückschlagen können, wurde es draußen still, und als wir hinaus krochen, war kein Bär zu sehen. Der Bursche hatte es gewiß eilig gehabt, als er gemerkt hatte, daß unter der Erde Leben war. An den Spuren sahen wir, daß es ein kleiner Bär gewesen sein mußte.

Ich citire einiges aus meinem Tagebuche:

11. December. Heute ist meine Küchenwoche zu Ende, und ich habe wieder hinreichend Zeit, mich mit dem Tagebuche zu befassen.

In den letzten Tagen haben wir stürmisches Wetter und Südostwind gehabt, der durch den Schnee und die Ritzen zwischen den Steinen unserer Mauern dringt, sodaß die Wände sich mit Reif

beschlagen, die Lampen flackern und ein kalter Hauch über unser Lager hinweht. Der Sturm hat einen Schneeschuh von Ahornholz, der draußen aufrecht in einer Schneewehe steckte, abgebrochen, und mein Kajak, das im Schnee so tief festgemacht war, daß man nur ganz wenig von ihm sehen konnte, hat der Wind auch fortgeweht und trotz seiner Schwere circa 100 Schritt weit den Abhang hinaufgeschleudert! Lange mußte ich suchen, ehe ich es in der Dunkelheit fand; daß es beschädigt ist, wird sich wol zeigen, wenn das Licht wieder kommt. Beide Kajaks hatten nebeneinander gelegen, meines auf der Windseite, und es war noch ein Glück, daß nicht auch Nansen's Kajak fortgerissen wurde, denn dann hätten wir sicherlich alle Photographien, die er auf der Tour aufgenommen, und den Apparat obendrein eingebüßt; diese Sachen werden nämlich im Kajak aufbewahrt.

Ich habe diese Woche aus Walroßhaut eine vorzügliche Schneeschaukel angefertigt; in der Kälte wird die Haut so hart wie Eisen, während sie sich in der Hütte leicht bearbeiten läßt und man ihr im aufgethauten Zustande jede beliebige Form geben kann. Ich habe angefangen, mit dieser Schaukel wieder Schnee auf das Dach zu bringen.

Heute ist also der 11. December, – ach ja, die Zeit vergeht hier glücklicherweise trotz alledem rasch. Bald naht das alte Jahr seinem Ende, das neue Jahr bricht an mit seinen Freuden und dann, hoffen wir, wird unsere heftige Sehnsucht, unser Hangen und Bangen nach dem neuen Leben zur Ruhe kommen.

Eine Weile noch hält sich die Sonne fern und läßt uns im Dunkeln sitzen, aber in den letzten Tagen des Monats wendet sie sich uns wieder zu und nähert sich immer mehr mit Grüßen aus den Himmelsstrichen, wo Menschen wohnen, und Ende Februar werden wir eines schönen Tages ihr lächelndes Antlitz dort hinten im Süden über dem Bergrücken jenseits des Fjords auftauchen sehen. Dann werden wir aus unserer Höhle herauskriechen, den theuern Gast zu empfangen, und werden ihn hier in unserm weltvergessenen Winkel herzlich willkommen heißen. Dann werden ihre Strahlen unsere erstarrten Glieder aufthauen und uns das Blut rascher durch die Adern jagen, das Herz wird schneller schlagen, und es wird uns schwindeln bei dem Gedanken, daß die Zeit sich nähert, da wir unsere letzte Reise antreten, der Freiheit, dem Lichte, dem Leben entgegen. Ja, schön ist es, ein großes Ziel zu haben, nach dem man sich sehnen kann!

12. December. Es thut uns gut, ins Freie zu kommen und dort herumzuspazieren, wenn es auch kalt und dunkel ist. Aus der bereiften Höhle herauszukommen und die steifgewordenen Glieder zu bewegen, frischt die Gedanken auf, auch wenn wir dabei hin und wieder frieren.

Heute war es wunderschön und sternenklar, und das Nordlicht ließ seine Flammenzungen spielen. Schweigend gehen wir draußen hin und her, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Im Süden und Südwesten können wir dort, wo der klare Himmel mit dem Eise zusammenstößt, einen dunkeln Streifen unterscheiden. Dieser dunkle Streifen ist das Meer; der letzte Sturm hat es vom Eise befreit, das fortgetrieben ist, Gott weiß wohin. Dieser Streifen, den wir in der Polarnacht erblicken, ist dasselbe Meer, das die Küsten unsers Vaterlands bespült. Wie erweckt es heftige Sehnsucht in meiner Brust, Sehnsucht nach Licht und Leben dort im Süden in den warmen Regionen, wo die Liebe wohnt!

Bald sind wir drei Jahre außerhalb der Welt gewesen. Neun Monate lang haben wir nicht viel anders gelebt wie die wilden Thiere, die es unter diesem rauhen Himmelsstriche gibt, neun Monate lang haben wir die Kleider Tag und Nacht auf dem Leibe gehabt, wir haben gefroren, und schlecht ist es uns in mancher Hinsicht gegangen!

In weichen Augenblicken stehlen sich milde Gedanken in mein Gemüth; erwärmend kommen sie

aus der Heimat und verheißen mir ein Leben, besser, als ich es früher je gekannt, frei von allem, was böse ist, ein glückliches Leben! Und mit dem Sommer wird es kommen!

24. December. So ist denn das Weihnachtsfest auch zu uns gekommen. Es gibt auf der ganzen Welt wol keinen Menschen, der den Heiligen Abend auf dieselbe Weise feierte wie wir, die wir hier mitten in der Polarnacht in unserer Steinhütte liegen, außerhalb der Welt, fern von allem, was zur Civilisation gehört. Wir haben für diesen Abend aber dennoch unsere Vorbereitungen, so einfach sie auch sind, getroffen.

Einige, zum Theil freilich verdorbene Reste von unserm Schlittenproviant besitzen wir noch, Fischmehl, etwas Brot, Chokolade für eine Mahlzeit und zwei Portionen Knorr'sche Suppen; das ist gar nicht so schlecht. Einen delicaten jungen Bären, den einen der beiden »Kajakbären«, haben wir ebenfalls für das Weihnachtsfest aufgehoben. Er war nicht zerlegt worden, sondern stand steifgefroren, so lang er war, mit dem andern Bärenfleische halb verschneit an die Mauer der Hütte gelehnt da. Ich legte ihn mit dem halben Leibe auf einen großen Stein, suchte mir in der Dunkelheit auf dem Abhange einen andern großen Stein mit scharfen Kanten und schlug mit diesem den steifen Bärenleib schließlich mitten durch. Nun haben wir den untern Theil zum Aufthauen hier drinnen. Von dem letzten Bären, den wir in der Hütte hatten, haben wir vorzügliches Fett aufgehoben, das wir heute mit dem Fischmehl vermischen und auch zum Brotbacken benutzen. Mit Eis, mit süßem und salzigem, haben wir uns so reichlich versehen, daß wir während des Weihnachtsfestes nicht danach umherzusuchen brauchen.

Mit unserer Kleidung ist ebenfalls eine Veränderung, wenn auch keine große, vorgegangen. »Reinlichkeit ist eine Tugend«, sagte das alte Weib und kehrte am Heiligen Abend das Hemd um. Etwas anderes haben auch wir nicht gethan, das heißt, wir haben das Oberhemd unter das Unterhemd gezogen, da dieses uns zu sehr am Leibe festklebte. Ich habe statt des Anoraks meine Kamelhaarjacke angelegt und erstern als Kopfkissen genommen; doch welches von beiden mehr durchfettet ist, läßt sich nicht sagen.

Nansen ließ seine langen schwarzen Haare, wie sie waren; ich nahm die Schere, streifte die Kapuze ab, richtete mich im Schlafsacke auf und schnitt mir einige Hände voll von meinem Haare ab. Es war mir, als würde mir der Kopf leichter.

Mit Kleidung und Nahrung ist es in der That nicht gut bestellt, und mit Licht und Wärme auch nicht, aber es wird wol einmal die Zeit kommen, daß wir ein Weihnachtsfest feiern können, welches das jetzige böse reichlich aufwiegt. »Mit Schmerz muß der Mensch sein künftiges Glück erkaufen.« Nach dieser langen dunkeln Nacht hoffe ich auf einen lichten gesegneten Morgen mit Sonnenschein und Vogelgesang, Blumenduft und Thauperlentropfen im frischen Grase.

Die Zeit vergeht schnell genug. Gestern hat die Sonne im Herabsteigen halt gemacht; nun beginnt sie wieder emporzuklimmen, steigt höher und höher und bringt das Licht und auch die Wärme mit, thaut die Eismauer auf, die uns von der Welt absperrt, bringt den Eispanzer um unsere Brust zum Schmelzen, trägt Licht in die Dunkelheit und Helle in unsern Sinn, grüßt uns von der warmen, lächelnden Welt und bietet uns von dort Willkommen, und wir lassen mit unserm Kommen nicht auf uns warten. Ach, die Sonne ist es, die uns das Leben gibt; das sehen wir erst dann recht ein, wenn wir sie nicht haben!

25. December. Der erste Festtag. Wir feierten gestern, so gut wir konnten, den Heiligen Abend.

Wir kochten Fischmehl und ein wenig Maismehl mit Thran zusammen und brietten es nachher in der Pfanne. Dies schmeckte jedoch nicht so gut, als wir erwartet hatten, dafür mundete uns das in Bärenfett gebackene Brot vortrefflich. Heute morgen tranken wir Chokolade und aßen

Aleuronatbrot und Speck dazu, es war ein köstliches Weihnachtsgericht.

Im ganzen haben wir trotz allem gute Weihnachten; wir sind zufrieden mit dem, was wir haben, und freuen uns des Lebens in solchem Grade, daß mancher uns beneiden könnte.

Wir haben heute unsern gewöhnlichen Spaziergang auf unserer Promenade auf und ab in einem Wetter gemacht, dessen wir uns noch lange erinnern und wie wir es an Weihnachten sicher nie wieder erleben werden.

Als wir aus unserer Höhle krochen und mit dem Kopfe über die Erde kamen, brannte der ganze Himmel von Nordlichtern, die wie ein Wirbelwind in allen möglichen Farben über den Zenith fuhren und sich am nördlichen Himmel sammelten, wo sie sich lange hielten, während wir schweigend unsern Gang gingen. Am südlichen Himmel glänzte der Mond.

Die Naturkräfte hatten sich vereint, uns das Weihnachtsfest so angenehm zu machen, als in ihrer Macht stand. Der Wind, der in der letzten Zeit ziemlich scharf aus Osten geweht und unsere Wände mit Reif überzogen hatte, hatte sich jetzt ganz bedeutend gelegt, ja, es war bisweilen sogar ganz windstill. Die Temperatur war mäßig, ungefähr -30° . Es wurde uns seltsam feierlich zu Muthe, als wir in diesem eigentümlichen Wetter umhergingen.

Der Mondschein, dieser eigenartige arktische Mondschein, der alles so sanft und friedlich macht und diese harte Natur gleichsam liebkost! Dieser Gegensatz zwischen dem Harten, Strengen und dem mildernden, besänftigenden Lichte des Mondes ist wunderbar. Frieden und gute Gedanken ziehen ins Gemüth ein, lächelnd drängt der Mond sich ein. Es wird dir weich ums Herz, deine guten Gefühle werden erregt, du bist glücklich, während du frierend, fern von deinen Lieben, vor deiner elenden Wohnung auf und ab gehst, indeß das Nordlicht flammt und zittert, als ob eine unsichtbare Hand es hielte, und dich mit Ehrfurcht erfüllt. Wie schön ist die Jugendzeit! Du fühlst Hoffnung in dir und noch ungebrauchte Kräfte, das Glück lächelt dir zu; bewahre dir deinen jugendfrischen Sinn das Leben hindurch und du wirst dir das Glück bewahren!

26. December. Der zweite Tag dieses merkwürdigen Weihnachtsfestes. Ich habe heute Abend gerade eine wichtige Arbeit beendet: ich habe einen Flicker von Bärenfell zugeschnitten und ihn auf mein Knie genäht, wo in der letzten Zeit ein großes Loch klaffte. Dies that ich, während Nansen »Backwerk«²⁶ kochte und sich mit ein paar Tropfen Wasser in einer Tasse die Beine wusch. Das sind andere Beschäftigungen, als man sie sonst am zweiten Weihnachtsfeiertage vorzunehmen pflegt. Daheim tanzt ihr wol und amüsirt euch, so gut ihr könnt. Hier ist kein Tanz von fröhlichen Menschen, aber flammende Nordlichtzungen tanzen bei 33° Kälte am blauen Himmelsgewölbe.

27. December. Heute ist es mit dem schönen Wetter vorbei. Der arktische Winter hat ein neues Gewand angelegt; er meinte wol, es könnte des Guten jetzt genug sein. Er hat den Mond mit Wetterwolken zugedeckt und ist mit Schneesturm aus Südosten gekommen. Wieder können wir den dunkeln Streifen sehen, der davon zeugt, daß das Meer im Südwesten frei ist. Das Nordlicht ist fort; es ist wol nach noch rauhern Gegenden gezogen. Aber es war doch gut, auch heute einen Spaziergang zu machen und sich vom Winde den Schnee ins Gesicht jagen zu lassen.

»Backwerk« hatten wir nicht nur zu Weihnachten. Wir schnitten den gefrorenen Speck zum Thrankochen in hübsche Scheiben und legten diese in den Topf. Wenn das Fett ausgekocht war, blieben die zusammengeschrumpften spröden Scheiben zurück, und dies war dann das »Backwerk«. Wir fanden es wohlschmeckend und gaben uns Mühe, es sehr gut zuzubereiten; es kam dabei sehr viel auf das Kochen an.

Sechzehntes Kapitel.

Abschied von der Hütte.

Schlafe, du unruhiges Herz, schlafe,
Vergiß, was die Welt hat an Lust und Leid!
Keine Hoffnung störe deinen Frieden,
Keine Träume deine Ruhe!

Diese Worte Runeberg's kamen mir oft in den Sinn, wenn wir uns auf unserm holperigen Steinlager wälzten. Schlafen können und alles vergessen, schlafen und nicht eher erwachen, als bis der Sommer draußen vor der Thür ist, die Zeit, da wir uns von unserm Lager erheben, uns vor die Schlitten spannen und nach Süden ziehen können! Und wenn ich tiefer in den Sack kroch und die Kapuze über den Kopf zog, dachte ich, daß ich nun eine Weile wieder »vorwärts« schlafen und noch mehr Zeit dahin senden würde, von wo sie nie wiederkehrt. Es ist gut, daß die Zeit nie still steht.

Neujahr 1896. Am letzten Tage des alten Jahres schlug Nansen vor, daß wir von nun an einander »Du« nennen wollten. Wir hatten uns bisher nämlich stets mit »Sie« angeredet.

9. Januar. Am Sylvesterabend löste ich Nansen als Koch ab. Wir hatten als Festessen statt des reglementmäßigen Beefsteaks Maisgrütze mit reichlich Bärenthran, und es schmeckte vorzüglich, zur Abwechslung Mehlspeise zu bekommen. Das Frühstück am Neujahrmorgen mundete nicht minder; es bestand aus Fischsuppe, Kraftbrühe, die mit Fischmehl und Knorr'scher Linsensuppe durchgekocht war, sowie aus in Bärenfett gebackenem Aleuronatbrot – ein herrliches Frühstück. (Unser letztes Packet Juliennesuppe ging am Dreikönigstage drauf.)

Kalt hatten wir es an Neujahr, $-41,6^{\circ}$; ich will also nicht gerade behaupten, daß es warm gewesen sei, in den durchfetteten Kleidern auszugehen, die wie Leder werden, sobald man aus der Thür tritt. Doch die Gewohnheit thut unglaublich viel, und wir preisen uns glücklich, daß wir doch wenigstens einen solchen Unterschlupf haben, wenn die Kälte den Gletscher so zusammenzieht, daß sich unter kanonenschußähnlichem Donner Spalten darin bilden und die ganze Hütte bebzt, oder wenn der Wind auf dem Abhange heult und unsern Palast, der doch unter der Erde wohlgeborgen liegt, mitreißen will.

In den letzten Tagen hat hier ein Schneesturm aus Südosten geherrscht, und das Barometer stand gestern auf 717,8 Millimeter. Eine Weile war es still, mit dem Steigen des Barometers kam aber der Wind wieder mit erneuter Kraft aus Nordwesten. Er wehte den Schlitten fort, der uns als Thermometerhaus diente; ich fand ihn zwischen einigen großen Steinen auf dem Abhang, wo er

vom Winde hin- und hergeworfen wurde. Zum Glück war das Thermometer nicht beschädigt worden.

11. Januar. Der Nordsturm hält noch immer an, die Temperatur ist -41° ; es ist beinahe nicht möglich, uns im Freien zu bewegen, und hier drinnen gefriert es in einer Tasse, die mitten zwischen den beiden Lampen steht.

21. Januar. Wieder eine Woche unserer Wartezeit dahin, eine Woche, in der wir weit vorgeschritten zu sein glauben. Denn wir fangen jetzt an, in der Ferne über dem Bergrücken die Dämmerung zu gewahren.

In dieser Woche ist es nur gegen 20° kalt gewesen, sodaß wir manchen guten Spaziergang haben machen können. Es erhellte unser trauriges Dasein, daß wir ins Freie gehen und den kleinen hellen Streifen am südlichen Horizonte sehen konnten, der uns verkündet, daß der Tag unterwegs ist, um unsere letzte Winternacht abzulösen.

Tag auf Tag, Woche auf Woche geht dahin, eins gerade so einförmig wie das andere. Unser beinahe tägliches Gesprächsthema ist die Heimat und die Zeit, wenn wir unsere Reise dorthin antreten werden.

Wir haben uns einen Schlafsack aus Bärenfell angefertigt und brauchen nun nachts die Beinkleider und die vielen Ueberstrümpfe nicht anzubehalten. Dies ist eine große Annehmlichkeit für uns, die wir bald ein Jahr lang die Kleider Tag und Nacht ununterbrochen auf dem Leibe gehabt haben. Ferner haben wir das eine Lager, das wir nicht benutzten, entfernt; es war zu einer festen Masse gefroren, die in Stücke gehauen werden mußte.

23. Januar. Wir haben in der letzten Zeit zu fürchten begonnen, der Speck könnte uns möglicherweise knapp werden, aber wir hoffen zum Frühling auf Bären.

Wir haben neulich davon gesprochen, über das Eis nach Spitzbergen zu gehen, statt an diesem Lande entlang nach Süden zu ziehen. Es ist die Frage, ob wir das mit unserer jetzigen Ausrüstung fertig bringen können, besonders wegen der kurzen Schlitten, wenn das Eis holperig sein sollte; denn schwere Ladungen müssen es werden. Es fragt sich auch, wie es mit den Lebensmitteln aussehen wird. Aber wir würden dann früher nach Spitzbergen gelangen, und das schwebt uns verlockend vor.

Dann und wann mußten wir unsere Lumpen ein wenig ausbessern. Wir kauen das Fett aus Bärenhautstücken heraus und nähen sie sodann mit Angelschnüren, die wir in viele Fäden theilen, auf unsern Hosen fest. Auf Komager und Fausthandschuhe nähen wir die Lappen mit dünnen Streifen von Bärenhaut, was ganz ausgezeichnet geht.

Wir fühlen uns im Schlafsack ganz gemüthlich, während draußen der Wind tobt; unsere Unterhaltung dreht sich um die Drift der »Fram«. Es kann sein, daß unser Schiff vor uns zurückkehrt, und dann werden viele uns nicht mehr am Leben glauben.

13. Februar. Es ist eine ganze Weile her, seit ich zuletzt etwas in mein Tagebuch eingetragen habe. Das kommt daher, daß ich vierzehn Tage hintereinander Koch gewesen bin, weil Nansen Rückenschmerzen hatte und Tag und Nacht stillliegen mußte. Letzten Dienstag war er wiederhergestellt und übernahm sein Küchenamt.

Die Zeit vergeht schnell; es wird mit jedem Tage heller, bald kommt die Sonne selbst. Wir sind jetzt sehr mit dem Gedanken an unsere Reise und die Ausrüstung dazu beschäftigt und erwägen die Möglichkeit, wie schnell wir die Strecke über das Eis nach dem Nordostlande werden zurücklegen können; wir glauben jetzt sicher, daß es sich wird machen lassen.

Noch immer schweben wir im Dunkeln darüber, wo wir sind, – die Breite ist ja $81^{\circ} 27'$, aber die Länge? Wir glauben jedoch ganz bestimmt, daß wir weit im Westen sind.

In den vierzehn Tagen habe ich viel ausgerichtet. Ich habe den Fleischhaufen, der mit einer harten Schneewehe bedeckt war, ausgegraben, sodaß wir jetzt eine ziemlich gute Uebersicht über unsern Vorrath an Fleisch und Speck haben. Ein gutes Loch haben wir allerdings hineingegessen, aber es ist noch genug da. Ein Bärenfell habe ich hereingeholt, vom Fette befreit und zum Trocknen aufgehängt; es soll uns zu Fausthandschuhen und Gamaschen dienen. Auf dem Dache war der Schornstein geschmolzen und mußte wieder aus Schnee aufgeführt werden.

Es ist herrlich, jetzt um Mittag im Freien zu sein, wenn das Wetter klar ist. Es ist dann so hell, daß man wieder seine Umgebung sieht. Viel lächelt uns nicht entgegen; doch diese wenigen Punkte sind trotzdem willkommen, seien sie ein Eishügel oder eine Bergkuppe. Sie stehen in der rauhen Natur da, wie sie es früher gethan, aber wir betrachten sie mit großen Augen, denn jetzt ist es hell.

Am 11. Februar nahm ich das Gewehr über die Schulter und ging nach dem Gletscher über uns auf eine Felskuppe. Es war still und klar und mitten am Tage ziemlich hell. Ich blieb lange dort stehen und sah mich um; es gab soviel Neues zu betrachten, mehr als die vier eisbedeckten Wände der Hütte.

Tief unter mir sah ich den Schneehügel, unter dem wir beide mit einem langen dunkeln Winter gekämpft haben. Gott sei Dank, jetzt ist es bald vorbei, und bald können wir unserer Hütte Lebewohl sagen und sie den Füchsen überlassen! Man sollte nicht glauben, daß unter jenem Schneehügel eine menschliche Wohnung sein könnte, und gar während eines arktischen Winters. Doch wir haben dort gelebt, und gar zu schlecht ist es uns nicht ergangen; man kann sich an vieles gewöhnen.

Am 16. Februar war es im Freien herrlich. Es war nicht kälter als -12° , allerdings wehte es ein bischen. Ueber Nacht war Schnee gefallen, aber nicht ein Schnee, wie wir ihn hier gewohnt waren, fein, hart und kalt, sondern einer, der an den Schneefall daheim erinnerte. Am nächsten Tage waren es -35° , und ein heftiger schneidender Nordwind wehte. So veränderlich kann es sein.

25. Februar. Morgen kommt die Sonne. Wir sahen ihren goldenen Schein in den Wolken über dem Bergrücken, und der Himmel darüber war mit der herrlichsten Beleuchtung in allen Farben geschmückt. Während wir draußen umhergingen, uns über die Nähe der Sonne freuend, sah ich plötzlich eine Schar Krabbentaucher von Süden her geflogen kommen und dem Lande nach Norden folgen, und gleich darauf sah auch Nansen eine Schar, die denselben Weg nahm. Es waren die Boten des Frühlings!

Arme kleine Vögel, was wollt ihr so früh hier oben im kalten Norden? Kehrt um und geht nach freundlichem Regionen! Wieder, wie im Sommer im Treibeise, möchte ich die kleinen Geschöpfe um ihre Flügel beneiden, die sie so schnell dorthin bringen, wohin sie wollen. Doch mein Kurs würde nach Süden gehen, und der Weg würde nicht lang sein.

Am 27. Februar sahen wir die Sonne zum ersten male, doch glänzte nur wenig von ihr durch Schneewolken hindurch, und grau und häßlich war das Wetter, das sie mitbrachte.

10. März. Wieder ein guter Schub vorwärts, seit ich in meinem Tagebuche schrieb. Es ist ein wenig dunkel gewesen, jetzt hat es sich aber wieder aufgeklärt.

In der letzten Zeit haben wir davon gesprochen, im April von hier fortzugehen, haben aber diesen

Lieblingsplan wegen Mangel an Speck wieder aufgeben müssen. Es ist nicht mehr genug Speck zum Essen und zu Brennmaterial für die Reise da, gar nicht davon zu reden, daß wir nun kein Fleisch in kochendem Thran conserviren können, wie wir uns anfangs vorgenommen hatten. Im Speckverbrauch mußte eine gründliche Aenderung eintreten, und jetzt können wir uns täglich nur einmal zu kochen erlauben und können nur dann eine Lampe brennen, wenn es zum Schmelzen von Wasser und Thran durchaus nothwendig ist. Wir sind in derselben Lage wie die Eskimos: wenn es ihnen sehr schlecht geht, können sie nachts keine Lampe brennen lassen, sondern müssen im Dunkeln schlafen, und sie kennen kaum etwas Schrecklicheres.

Glücklicherweise ist das Wetter in diesen Tagen mild gewesen, nur ungefähr -3° . Der Speckmangel verdüsterte uns den Sinn, und wir mochten das gefrorene Fleisch morgens zum Frühstück durchaus nicht; das beste Fleisch ist auch schon aufgeessen. Unsere ganze Hoffnung setzten wir auf die Bären.

Diese Hoffnung wurde auch nicht getäuscht.

Am 8. März hielt ich großes Reinemachen, das darin bestand, daß die Asche von dem Herde heruntergefegt und die Speck- und Fleischabfälle, die in der Hütte dann und wann zu hohen Haufen anwuchsen, vom Fußboden abgekratzt wurden. Das Rückgrat, die Schinkenknochen und den Kopf eines Bären, den wir eben verzehrt hatten, wollte ich auch hinausbringen und hatte diese Dinge schon in den Hausgang befördert, wo ich über sie hinwegkroch und das Thürfell nach außen zurückschlug.

Da stand gerade vor der Oeffnung ein großer Bär mit einem so weißen Pelze, daß mir von dem Anblicke die ans Dunkle gewöhnten Augen förmlich wehthaten. Wie der Blitz eilte ich durch den Gang zurück und ergriff die an der Decke hängende Flinte, während ich Nansen die große Neuigkeit erzählte. Ich überzeugte mich, daß das Gewehr geladen war und kroch wieder hinaus.

Der Bär beugte sich über die Oeffnung und steckte Kopf und Hals tief in den Gang hinein; sein breiter flacher Schädel wandte sich mir verlockend zu. Ich spannte den Hahn, mußte aber wieder absetzen, da ein großer Pfropfen von Bärenhaaren im Laufe steckte. Bei meiner Bewegung zog der Bär den Kopf zurück, begann aber mit den Vordertatzen am Rande der Oeffnung zu kratzen. Ich mußte jetzt mit dem Schießen Ernst machen, sonst kam er herein. Aber nur die Tatzen allein waren sichtbar, und ich konnte in dem engen Gange nicht ordentlich anlegen. Ich hielt also das Gewehr mit dem Kolben abwärts und den Lauf so geneigt, daß er meiner Ansicht nach auf die Brust des Bären zeigen mußte, und drückte ab.

Ein wüthendes Gebrüll verkündete, daß der Bär getroffen war. Inzwischen war Nansen mit dem Ankleiden beschäftigt; er hätte auch in dem engen Gange nichts ausrichten können. Das Ganze ging blitzschnell vor sich. Ich guckte zum Gange hinaus und erblickte den Petz mit einer großen Blutspur hinter sich draußen am Einschnitte im Berge. Ich hatte nur eine Patrone in der Tasche gehabt und diese nach dem Schusse in den Lauf gesteckt; mit dieser ging es jetzt hinter dem Bären her, der seine Schritte verdoppelte, als er merkte, daß er verfolgt wurde.

Ich wunderte mich darüber, daß ich noch so gut laufen konnte; denn den Winter hindurch hatten wir uns gerade nicht viel Bewegung gemacht. Es ging nach Norden am Lande entlang; da ein frischer Südwind mit Schneeflocken wehte, hatte der Bär immer Witterung von mir. Dann und wann sah ich seinen Rücken zwischen den Eishügeln längs des Ufers. Nach einer Weile führten die Spuren gerade unter einem jäh abfallenden Berge mit einem Gletscher am Fuße das steile Ufer hinauf nach einigen großen Felsblöcken.

Ich nahm an, daß er sich dort hingelegt hätte, und kroch vorsichtig an der Felswand hinauf, um

einen Ueberblick zu gewinnen. Aber nein, ich erblickte die Spuren unten auf dem Eise wieder. Dort war eine Bucht mit hohen Felsen im Hintergründe, wo der Wind aus einer andern Richtung kam; hier witterte mich die Bestie nicht länger, und ich nahte mich ihr nun im Eilmarsch, immer hinter den Eishügeln am Ufer entlang Deckung suchend.

Endlich hatte ich den Bären in Schußweite und sandte ihm von hinten meine einzige Kugel zu. Er fiel, erhob den Kopf und legte ihn wieder nieder. Ich warf die Flinte auf den Rücken und begab mich hurtig auf den Heimweg, sicher, daß der Bär genug bekommen hatte. Nach einer Weile begegnete ich Nansen, ganz aufgetakelt mit Windkleidern, Flinte und Patronen; meine Fausthandschuhe, ohne die ich fortgelaufen war, hatte er mir auch mitgebracht. Ich theilte ihm mit, daß der Bär dort hinten liege; er wollte ihn nun abhäuten, während ich die Schlitten von zu Hause holte.

Als ich nach langer Zeit (wir waren ein gutes Stück von der Hütte entfernt) wieder nach der Stelle zurückkehrte, fand ich dort weder Nansen, noch den Bären vor. An den Spuren und dem Blute sah, ich, daß dieser sich wieder erhoben und seinen Weg fortgesetzt hatte. Ich folgte ihm am Strande entlang und hörte nun Nansen von oben aus einer Bucht zwischen einigen großen Felsblöcken unter einem steilen Abhänge nach mir rufen.

Als er an die Stelle gekommen war, wo er den Bären abhäuten sollte, sah er diesen auf drei Beinen ganz lebendig daher trollen. Der Petz ging ans Land, kroch über einen Gletscher und das steile Geröllfeld hinauf bis hoch oben unter die überhängende Felswand. Nansen fürchtete, er würde sich dort hinlegen, wo wir ihn schwerlich bekommen hätten; deshalb wandte er eine Kugel daran, obgleich der Abstand ziemlich groß war. Ob er traf oder nicht, jedenfalls hatte der Schuß die Wirkung, daß der Bär zusammenfuhr; doch das hätte der Bursche lieber bleiben lassen sollen, denn nun glitt er an einer harten Schneewehe aus und kam ins Rutschen. Stück für Stück ging es abwärts, Nansen stand hinter einem Felsblocke und lud schnell sein Gewehr, und sowie der Bär sich unterwegs ein wenig aufhielt, schoß er wieder auf ihn. Nun glitt dieser weiter, bis er die Klippe erreichte, wo er sein Leben lassen mußte.

Er war zäh; es war einer von der rechten Art, ein außergewöhnlich großes Männchen; der eine Vorderfuß war oben an der Schulter zerschmettert und der Brustkorb, aber keine edeln Theile durch den ersten, ohne Zielen abgefeuerten Schuß verletzt. Fett war er, worüber wir uns am meisten freuten.

Ihn zu zerlegen und nach den Schlitten auf dem Eise am Fuße des Abhanges zu tragen, war mühsam, denn die ganze Zeit über wehte ein so heftiger Sturm, daß wir uns kaum auf den Beinen halten konnten. Wir nahmen jeder die Hälfte des Bären auf unsern Schlitten, aber das ging nicht; an einem Viertel hatten wir vollständig genug. Das Fell mit dem Speck und ein Theil des Fleisches wurden zurückgelassen und später geholt.

Wir strebten nach der Hütte; es war weit dorthin, und wir hatten so starken Gegenwind, daß wir hätten »auf ihm liegen« können, wenn er uns packte; wir waren des Ziehens ungewohnt und hatten uns also tüchtig plagen müssen, als wir um Mitternacht nach Hause kamen. Einen der Schinken nahmen wir mit hinein und füllten davon den Topf bis an den Rand, krochen in den Sack und ließen dem frischen Fleische Gerechtigkeit widerfahren.

Der Bär kam uns gerade recht, wir hatten durch ihn eine ordentliche Masse Speck für unsere Reise gewonnen, und der Umstand, daß die Bären sich wieder zu zeigen begannen, versetzte uns in gute Laune, obwol jetzt wir selbst und nicht die Walroßkadaver die Lockspeise bilden mußten, denn letztere waren vollständig im Schnee begraben.

Am Morgen des 10. März war ich um 6 Uhr draußen vor der Hütte und sah eine außerordentliche Menge Krabbentaucher in Scharen unaufhaltsam von Norden kommen und in den Fjord hineinfliegen. Am Nachmittage desselben Tages zog Schar auf Schar wieder fort. Nansen beobachtete auch zwei Grillummen.

Am 16. März erschien die Sonne in ihrem vollen Glanze. Ich benutzte die Gelegenheit, eine Bergtour bis beinahe zur Spitze zu machen. Auf allen Vieren ging es den steilen Abhang mit den kleinen Gletschern hinauf; ich erreichte einen Absatz, von dem aus ich eine herrliche Aussicht hatte.

Offenes Wasser erblickte ich nicht; ganz hinten am Ende des Fjords erhob sich ein großer Gletscher hinter dem »Krabbentaucherberge« (einem Berge, auf dem wir Krabbentaucher sahen und auf dem sie unserer Meinung nach nisteten). Von dem Vorgebirge in Südsüdwest, von wo unser Kurs weiter am Lande entlang gehen sollte, bis zu dem oben erwähnten großen Gletscherlande im Osten konnte ich keinen einzigen Sund entdecken. Die öde erstarnte Natur, der gleißende Sonnenschein auf all dem Weißen boten einen großartigen Anblick dar: Fjordeis und Gletscher, soweit das Auge reichte.

Ich saß so still, daß die Krabbentaucher dicht an mir vorbeiflogen. Wie schön, wie sammetweich waren die hübschen kleinen Vögel im Sonnenlichte. Es waren nur -10°. Ja, nun hatten wir bessere Zeiten als vor einem Jahre, als wir hoch oben im Norden im Treibeise mit der Kälte kämpften!

Für uns in der Hütte kam jetzt eine geschäftige Zeit, da wir uns zu der Reise nach Süden fertig zu machen hatten. Noch mancherlei mußte in Ordnung gebracht werden.

Am schlimmsten sah es mit den zerlumpten, durchfetteten Kleidern aus. Glücklicherweise hatten wir die beiden wollenen Decken; nach vielem Maßnehmen und Berechnen zeigte sich, daß aus dem Zeuge jeder von uns recht gut ein Paar Kniehosen und eine Jacke bekommen konnte, aber lange dauerte es, bis der feierliche Moment kam, da wir es wagten, mit der Schere in die Decken zu fahren und zuzuschneiden. Mit Zwirn konnten wir jetzt so verschwenderisch umgehen, wie wir wollten, da wir entdeckt hatten, daß die baumwollenen Fäden unserer Proviantssäcke von Segeltuch vorzügliche Dienste leisteten. So saßen wir Wochen hindurch nebeneinander im Schlafsacke und nähten.

Die Komager mußten wir mit neuen Sohlen aus Walroßhaut versehen, die wir dazu entsprechend dünn schabten und über der Lampe trockneten. Ich brachte es sogar so weit, daß ich mir aus der Haut des »magern Bären« ein Paar Finnschuhe machte; es waren jedoch so lange Haare darauf, daß ich sie mit der Schere abschneiden mußte, um beim Gehen nicht auszugleiten.

Nansen hatte mehrern Bären beim Abhäuten regelrechte »Socken« an den Hinterbeinen stehen lassen. Diese zog er später in einem Stücke ab, befreite sie von Fett und hängte sie zum Trocknen auf, um sie dann, ganz so wie sie von den Bärenatzen gekommen waren, als Fußbekleidung zu benutzen. Er bekam sie jedoch nicht ordentlich trocken, und sie wurden so rußig und häßlich, daß er von ihnen absehen mußte.

Die Windkleider waren nur noch Lumpen, aber wir gaben uns nicht zufrieden, bis wir sie wieder so gestückt und gestickt hatten, daß sie noch brauchbar wurden. Die Hosen wurden am Knie abgeschnitten und das Abgenommene, sowie die Proviantssäcke zum Flicker benutzt. Stücke von Bärenhaut wurden abgeschabt, von Speck befreit und getrocknet und dann zu Fausthandschuhen und Gamaschen verarbeitet. Mit unserm Tauwerk war es schlecht bestellt; wir machten uns daher Seile aus Walroßhaut und feine dünne Leinen aus Bärenhaut.

Am meisten interessirten uns unsere neuen Anzüge. Wir freuten uns wie Kinder darauf, sie

anziehen zu können. Das Nähen ging aber so langsam, daß Nansen gewiß recht gehabt hat, als er behauptete, wir beide würden sicherlich sehr bald verhungern, wenn wir nach unserer Rückkehr vom Schneiderhandwerk leben sollten. Aber Geduld half uns auch darüber hinweg, und eines schönen Tages konnten wir uns draußen in funkelnagelneuen Anzügen nach eigenem Modell aus großcarrirtem modernem Stoff zeigen. Sie hatten freilich hier und da einige Thranflecken, da die Lampe uns bei der Arbeit oft umgefallen war und wir die Flecke nicht vollständig hatten ausreiben oder aussaugen können. Doch es waren jedenfalls starke, gute Anzüge, und die Beinkleider waren obendrein noch außen und innen mit unsern alten Unterhosen gefüttert. Die Seehundfellgamaschen, die wir von der »Fram« mitgebracht hatten und die von Eskimos angefertigt worden waren, ließen sich noch sehr gut brauchen, wir konnten unsere durchfetteten Friesüberstrümpfe also zurücklegen.

Während der Arbeit an dieser Ausrüstung drehte sich die Unterhaltung hauptsächlich darum, was wir alles in reichassortirten Wollenwarenläden kaufen würden, wenn wir erst wieder zu Hause wären. Auch auf die Seehundsfängerjachten auf Spitzbergen kamen wir immer wieder zurück. Wir sprachen davon, was für Lebensmittel und Kleider die Besatzung einer solchen Jacht wol haben würde. Zucker und Brot hatten sie jedenfalls, auch Butter, sodaß wir uns »echte Mehlpfannkuchen« backen könnten. Ein Paar Kleidungsstücke mochten dort wol auch zu bekommen sein – und Seife! Und wenn wir nach Tromsö kämen (wir nahmen stets an, daß wir eine Jacht von dort treffen würden), wollten wir alle Kuchen kaufen, die wir bekommen könnten! Ja, das sollte ein Leben werden!

In unsern größten Topf stopften wir Unterkleider, soviel davon hineingingen, und kochten sie auf dem Herde aus. Da wurden sie so »mürbe«, daß wir das Aergste mit dem Messer abkratzen konnten. Das Fett, das wir dadurch erhielten, konnten wir beim Kochen auf »Primus II.«, wie wir die auf dem Herde stehende Thranlampe nannten, brennen. Nansen versuchte auch, auf Eskimoart zu waschen, aber das ging nicht. Ebenso wenig ließ sich aus der Asche des wenigen, erbärmlichen Treibholzes, das wir fanden, Lauge herstellen. Das Schaben mit dem Messer blieb noch immer das Beste.

Die Kajaks mußten ausgebessert werden, besonders meines, das im Winter eine Luftreise gemacht hatte, und auf den kurzen Schlitten mußten wir von dem bischen Holz, das wir hatten, ordentliche, hohe Unterlagen festbinden, damit die Kajakenden nicht vom Eise beschädigt würden; wir nahmen dazu Riemen aus Bärenhaut.

Unsere kostbaren Segel wurden geflickt und das Fett davon abgeschabt; sie sollten uns auf der Reise auch als Zelt dienen. Einen Schlafsack aus guten leichten Bärenfellen machten wir uns ebenfalls.

Am 2. April hörten wir draußen Lärm, der, wie wir anfangs annahmen, von einem Bären herrührte; als aber der Spektakel nicht zunahm, glaubten wir beide, es sei nur ein Fuchs. Ich hatte gerade die Kochwoche, und als ich hinausging, um mich nach der »Meteorologie« umzusehen, fand ich, daß es doch ein Bär gewesen war, der einen Spaziergang um die Hütte herum gemacht hatte; die Bärenleichen hatten ihm aber entschieden nicht gefallen, und er war wieder nach dem Eise getrollt. Dort erblickte ich »Väterchen«, gerade als er Witterung von den Walroßkadavern, die tief unter dem Schnee lagen, bekam. Er fing an zu graben, daß der Schnee umherflog.

Wir waren von unsern Kleidern so in Anspruch genommen, daß wir fast gar keine Zeit hatten, uns um den Bären zu kümmern; aber dann wurde doch beschlossen, daß Nansen ihn erlegen sollte. Nansen ging, da sein Gewehr in Unordnung war, mit meiner Flinte nach dem Eise; ich sah ihm bei der Hütte von oben aus zu.

Der Bär hatte sich jetzt ein gutes Stück hineingegraben; ja, er verstand seine Tatzen zu gebrauchen! Er fühlte sich so sicher, daß er weder sah noch hörte. Nansen ging mit seinem gewöhnlichen Schritte auf dem flachen Eise ganz dicht an den Bären heran, der sich äußerst überrascht umdrehte und in demselben Moment eine Kugel ins Gesicht erhielt. Er lief ein paar Schritte, schüttelte den Kopf, daß das Blut umherspritzte, und blieb dann stehen.

Ich sah, daß Nansen sich mit dem Wiederladen abmühte und der Bär auf ihn losgehen zu wollen schien; doch nun verlief alles in Ordnung. Fünf Schüsse mußte Nansen abfeuern, ehe der Bär wirklich verendete. Es war mir greulich, mit einer unbrauchbaren Flinte in der Hand als Zuschauer dastehen zu müssen, und ich konnte jetzt Peder's Herzensergüsse sehr gut verstehen, wenn seine Büchse wiederholt nicht losbrennen wollte.

6. Mai. Wir sind noch immer energisch bei der Ausrüstung. Wenn es sehr klar ist, sehen wir in Südwest ein Land oder die Luftspiegelung eines Landes, das wir für das Nordostland selbst halten. Die blaue Luft, die auf offenes Wasser deutet und sich beständig an derselben Stelle hält, zeigt unserer Meinung nach die Landrinne beim Nordostlande an oder offenes Wasser in vielleicht noch größerer Nähe. Vor drei Tagen war ich mit dem Ausgraben von Fleisch beschäftigt und gewahrte dabei draußen auf dem Eise einen Bären, der in eine Bucht im Nordwesten von uns hineinsteuerte. Ich wollte ihm nachgehen und stieß dabei nicht weit von der Hütte auf die frischen Spuren von drei Bären, konnte aber weder diese, noch jenen erblicken.

Ich ging wieder nach Hause, wir aßen unser kaltes Frühstück, machten uns an die Arbeit und dachten gar nicht mehr an Bären, bis wir hörten, daß eine Haut fortgeschleppt wurde, worauf alles still war. Ich stahl mich mit der Flinte hinaus und schlug das Thürfell vorsichtig zurück. Wie gewöhnlich blendete mich das starke Licht, der Bär war jedoch zum Glück gehörig ausgehungert und gewahrte mich nicht. Dann erblickte ich seinen Kopf hinter dem Schneehaufen; die Kiefer kauten eifrig an dem Speck des Bären, der seinerzeit in den Hausgang hinein gewollt hatte.

Ich legte an, zielte und schoß den gefräßigen Bären, ohne daß er mich bemerkt hätte, gerade durch das Gehirn, sodaß er auf der Stelle mitten zwischen den übrigen Kadavern todt am Boden lag. Nansen saß inzwischen drinnen und nähte an unserm Schlafsacke für die Reise. Der Bär war mager, kam uns aber doch als Reiseproviant gut zu statten, da wir nun nichts von dem Fleische in der Hütte aufzuthauen brauchten.

Von unserm Schlittenproviant war noch ein wenig Maismehl, etwas Fischmehl, Albuminatmehl und ein wenig Brot brauchbar. Dieses wurde mit Thran getränkt, theils damit es trocken bleiben, theils damit es weiter reichen sollte.

Außer dem Hauptbestande des Proviant's, den rohes Fleisch und roher Speck bildeten, nahmen wir auch etwas Fleisch mit, und zwar sowol in Wasser gesottenes als auch in Thran gekochtes. Das seidene Netz war ganz voll »Backwerk«, denn der Speck, aus dem wir Thran geschmolzen hatten, um drei Blecheimer damit zu füllen, hatte natürlich sehr viel »Gebäck« gegeben. Aus den Ueberresten des alten Kochapparats nieteten wir uns einen guten Kochherd zusammen und aus dem untern Theile des wirklichen Primus machten wir uns eine vorzügliche Lampe zum Brennen von Speck und Thran.

Die Bären waren nun nicht mehr knapp, aber wir kümmerten uns jetzt nicht um sie. Am vorletzten Abend, den wir in der Hütte verlebten, besuchte uns eine Bärin mit einem ganz kleinen Jungen. Sie blieben stehen und sahen uns, die wir an den Kajaks arbeiteten, verwundert an, dann begann die Mutter das Kleine zu säugen. Unserer Nachtruhe wegen mußten sie fortgescheucht werden, weshalb wir auf sie zgingen. Die Bärin nahm dies übel und brummte böse, zog aber ab und bemühte sich, das Junge zu ebenso schnellem Laufen zu bringen.

Nansen sandte ihnen einen Schreckschuß nach, der aber nichts nützte; er verfolgte sie daher unter beständig zunehmender Wuth der Mutter, die ihr Junges nicht schnell genug mit fortziehen konnte. Endlich holte er die Bären ein; da flüchtete die Bäarin unter Schnauben und Brummen den steilsten Theil des Gletschers hinauf, während das winzige Bärlein in der Spur der Mutter hinderdrein krabbelte. Schließlich verschwanden sie oben auf dem Gletscher, und wir sahen sie niemals wieder.

Das letzte, was wir thaten, war, daß wir das Dach abnahmen, damit wir unsere kostbaren Schneeschuhe, Stäbe und Ruder, die dort den Winter über gelegen hatten, wieder erhielten. Als das Licht hereinfiel, benutzte Nansen die Gelegenheit, einige Photographien von dem Innern der Hütte aufzunehmen. Dann wurde ein kurzer Bericht über die Expedition geschrieben und in eine kleine Messingröhre, die zur Luftpumpe des Primus gehört hatte, gelegt und diese Röhre am Firstbalken aufgehängt.

Siebzehntes Kapitel

Nach Süden!

So kam der 19. Mai. Wir standen bereit, nach Süden zu ziehen:

Immer weckt des Frühlings Kommen
Sehnsucht mir im jungen Sinn.
Frei macht er von allen Banden,
Drinne ich gefangen bin,
Bringet Licht in Dunkelheit.
Sei willkommen, Frühlingszeit!

Nie hat solch ein stark Empfinden
Mir ein Frühling noch gebracht;
Nie hat er sein Siegeszeichen
Aufgepflanzt mit gleicher Macht.
Tilget doch sein lichter Strahl
Dreier Jahre Wintersqual.

Nach des Südens milden Auen
Lockt der helle Frühlingsschein,
Füllt die Herzen uns mit Freude,
Gibt uns neues Leben ein.
Trag' uns, Lenz, hold unsern Wegen,
Heim, dem Sommerlicht entgegen!

Diese Zeilen finde ich auf dem letzten Blatte in meinem Tagebuche. Sie sind von Ruß und Thran fast unleserlich; ich glaube aber, sie werden dem Leser ein Bild von unserer Sehnsucht nach dem Lichte, der Wärme und dem Kommen des Frühlings geben.

Nun war er da, der Frühling! Nun sollten wir diesem unwirthlichen Strande, über den so viele schwere Stürme dahingefegt, Lebewohl sagen; wir sollten Abschied nehmen von den Gletschern und den Basaltbergen, den Geröllfeldern und den Knochen und Fellen der Bären, die wir erlegt; unserer Höhle mit dem harten Steinbette sagen wir Lebewohl und überlassen alles den Füchsen!

Ja, es war ein seltsames Gefühl, als wir spät am Nachmittag mit unsern schweren Schlitten nach dem geheimnißvollen Vorgebirge zogen, das wir die ganze Zeit hindurch immer aus der Ferne betrachtet hatten. Wir waren anfangs nicht gar zu eifrig, da wir im Ziehen noch ungeübt waren;

wir lagerten uns daher bald auf dem ebenen Eise und schlugen unser neues Zelt auf in dem frohen Bewußtsein, auf dem Heimwege zu sein.

Die Kajaks bildeten die Wände, die Segel das Dach, und nachdem wir uns ein wenig in die Schneewehe eingegraben, hatten wir ein ganz komfortables Haus, das, wie Nansen meinte, verewigt werden mußte. Auf dieser Reise an der Küste hinunter lösten wir uns beim Kochen täglich ab.

Am 21. Mai erreichten wir das Vorgebirge, müde und abgespant von den ungewohnten Anstrengungen. Nansen erstieg den Berg, um sich mit dem Feldstecher die Gegend anzusehen, während ich das Lager in Ordnung brachte. Als er wiederkam, erzählte er, er sehe gar nicht weit von uns hinter der Insel vor dem Vorgebirge eine große offene Rinne liegen; die blaue Luft, die wir hier so oft beobachtet haben, ließ sich jetzt erklären. Zwei neue Gletscherinseln hatte er auch entdeckt. Weiter südlich zeigte sich, den fernern Verlauf der Küstenlinie verdeckend, ein Vorgebirge, ähnlich dem, bei welchem wir uns befanden.

23. Mai. Gestern Morgen begann es schon, als wir Frühstück aßen, zu wehen und zu schneien, und das Unwetter nahm noch zu, als wir herausgekommen waren und das Lager abbrachen. Als wir uns mit den Schlitten aufmachten, kamen wir nur eine kleine Strecke weiter. Es war nicht ratsam, in solchem Wetter zu wandern; wir mußten deshalb bleiben, wo wir waren, ein ordentliches Haus bauen und uns in Geduld fassen.

Der Südweststurm tobte den Tag und die Nacht hindurch; heute hat er sich ein wenig gelegt, und die Temperatur betrug $+0,4^{\circ}$, sodaß der Schlafsack am Morgen ganz naß war. Wir sind auch heute noch hier geblieben und haben einen Ausflug nach Süden unternommen und dabei gesehen, daß das Land sich in dieser Richtung noch weiter hinzieht.²⁷

Offenes Wasser sahen wir wol, doch nicht mehr so viel wie am ersten Tage, als wir hierher kamen. Die beiden weißen Inseln, die Nansen im Südwesten erblickt hatte, waren heute nicht sichtbar. Wir haben Ruder zurecht gemacht, die Fugen der Kajaks mit Stearin verkittet und unsere Sachen für die Seereise umgestaut.

Als wir am Morgen des 22. unser Frühstück kochten, sahen wir in unserer Nähe einen Bären die Spuren beschnüffeln, die ich am Tage vorher beim Eisholen hinterlassen hatte. Der Bär hatte keine Witterung von uns und setzte seinen Weg ruhig fort. Vom Schlafsacke aus, in dem wir lagen, während neben uns im Schnee »Primus II.« unter dem Topfe mit dem Frühstück flammte und knisterte, hätten wir ihn bequem schießen können. Wir hatten jedoch für den Augenblick Fleisch genug und ließen den Bären in Frieden ziehen.

Am Nachmittag des 24. Mai konnten wir aus unserm Lager am Vorgebirge aufbrechen und auf die Insel davor lossteuern, um so an das offene Wasser hinter dieser zu gelangen. Wir hatten etwas östlichen Wind und hißten die Segel auf unsern Schlitten auf. In der Nacht kamen wir vor der Insel an. Hier überfiel uns ein so stürmischer Südwest, daß die Kajaks kenterten und wir Hals über Kopf ans Land flüchten mußten. Ich mußte halt machen, um Mast und Segel zu bergen und sie ordentlich auf dem Kajakdeck festzumachen.

Unterdessen war Nansen schon weit voraus. Da sah ich seinen Schlitten und sein Kajak stillstehen. Er ist wol auf den Schneeschuhen ausgeglitten, dachte ich, da dies uns manchmal passierte, wenn wir große Schneehügel überschritten. Ich war fertig und spannte mich wieder vor; doch was war das? Nansen war ja noch immer an derselben Stelle! Wie seltsam, daß er nicht aufsteht und weiter geht!

Da hörte ich ihn schreien. Ich machte mich auf den festgebundenen Schneeschuhen auf und war

bald bei ihm; ich sah jetzt, daß er in einer überschneiten offenen Eisspalte lag. Die Schneeschuhe waren an den Füßen festgebunden, er konnte sich daher nicht rühren und sank immer tiefer in den Schneeschlamm ein. Schlitten und Kajak hatte er hinter sich; er wußte nicht, ob sie unter oder über dem Wasser waren; das Zugseil war an dem Geschirr auf seinem Rücken befestigt.

Vorsichtig trat ich an den Rand der Spalte, packte Nansen's Eisstock mit festem Griffe und half ihm damit wieder heraus. Er hatte, als er so lag; schon lange auf Hülfe gewartet und mehrere male gerufen, ohne daß ich es jedoch gehört hätte. Wir lernten daraus, daß wir auf solchem Eise die Schneeschuhe nicht festbinden durften.

Den Rest des Weges mußten wir vorsichtig weiter tappen und fanden dann auf einem schmalen Streifen festen Eises neben einer großen Spalte bei der Insel einen einigermaßen guten Lagerplatz; Nansen kam in den Sack, und sein nasses Zeug wurde zum Trocknen aufgehängt.

27. Mai. Auch heute noch liegen wir, von Wind, Schnee und Regen festgehalten, auf dieser verwünschten Insel. Walrosse gibt es hier in Menge; auf dem Eise liegen sie scharenweise, und aus den Spalten tauchen sie einzeln auf, um uns anzuglotzen. Wir gingen nach Norden an der Insel entlang. Es waren hier viele häßliche Spalten und in Abnahme befindliches Eis; hier und da zeigten sich Walroßköpfe, ja einige dieser Thiere begleiteten uns und tauchten unterwegs dann und wann in den Spalten auf oder stießen gegen das Eis unter unsern Füßen, um uns zu zeigen, daß sie uns im Auge behielten.

Auch einen Ausflug nach Süden unternahmen wir auf der Insel. Es wehte tüchtig, aber wir sahen viel offenes Wasser und wünschten nur, daß wir bei schönem Wetter mit Segelwind draußen an der Eiskante wären.

2. Juni. Der Mai ist zu Ende, wir sind noch immer nicht weiter. Leider haben wir ein noch stärkeres Unwetter gehabt; noch liegen wir »wetterfest« am Südende dieser Insel, die wir »Gänse-Insel« genannt haben, weil wir dort Spuren von wilden Gänsen fanden.

Am 28. Mai verließen wir unsern Lagerplatz am Nordende der Insel und zogen hierher, wo wir noch zwei Schneestürme ausgehalten haben. Am 31. war der erste zu Ende, dann kam eine kleine Pause mit klarem Wetter, sodaß wir schon Hoffnung hegten, zur Rinne hinauskommen zu können. Statt dessen erhob sich ein neuer Sturm; es war der ärgste, hoffentlich aber auch der letzte. Jetzt ist er schon bedeutend im Abnehmen begriffen, und das Barometer, das bis auf 723 Millimeter gefallen war, steht jetzt auf 746 Millimeter. Wir hoffen also, morgen erlöst zu werden, nachdem wir gleich am Anfange unserer Reise vom Unwetter festgehalten worden sind. Das ist betäubend. Unser Fleischvorrath ist auch zu Ende, wir haben nur noch etwas gekochtes Fleisch.

Schlimm genug ist es, tagaus tagein in einem erbärmlichen Zelte im nassen Schlafsacke zu liegen, immer tiefer in den schmelzenden Schnee einzusinken und sich hin und wieder einmal umzudrehen, wenn die Seite, auf der man liegt, gar zu naß wird. Dabei treibt der Sturm das Schneegestöber durch die kleinste Oeffnung herein und läßt es über den Sack sprühen, sodaß wir alle Augenblicke aufstehen müssen, um die Ritzen zu verstopfen. Und dazu noch zu wissen, daß man nicht weiter kommt, während die Zeit dahingeht und der Sommer herannaht, der Sommer unserer Freude; sich hier an das Unbekannte gefesselt zu fühlen, während die Sehnsucht das Herz in der Brust höher schlagen macht: das fällt uns schwer aufs Herz, nachdem wir anderthalb Jahre in dieser Eiswüste wie Thiere, nicht wie Menschen gelebt haben. Doch Geduld, dich müssen wir noch eine Weile bewahren, und alle Herrlichkeit wird unser sein!

Als wir am letzten Donnerstag hierherzogen, sahen wir viele Walroßgruppen auf dem Eise liegen. Nansen wollte eine von ihnen photographiren und stahl sich daher vorsichtig bis zu einem

Eishaufen neben den Kolossen. Als er sich aufrichtete, um eine Aufnahme zu machen, sprang ein Weibchen mit einem kleinen Jungen durch ein ganz in der Nähe gelegenes Loch ins Wasser. Aber das Verschwinden der übrigen hatte Nansen nicht zu befürchten, sie legten sich ruhig zum Schlafen hin.

Ich kam ebenfalls herbei und bombardirte die Bestien mit Eisklumpen, damit Nansen doch ein einigermaßen »lebendiges« Bild von ihnen bekäme. Jetzt hatten wir keine Sorge mehr, sie zu verscheuchen; im Gegentheil, wir erschreckten sie, wo wir nur konnten. Nansen schlug sie mit dem Schneeschuhstocke auf die Schnauze und photographirte unentwegt darauf los. Sie lagen still, erhoben bisweilen den Kopf, gruben die Zähne in das Eis ein und glotzten uns verwundert und verdrießlich an.

Am Morgen des 3. Juni erstiegen wir beide den Gipfel der »Unwetterinsel«, um uns nach dem Weiterwege umzusehen. Eine traurige Enttäuschung wurde uns zuteil: die große Rinne war nicht mehr da; der Südweststurm hatte alles Eis hineingetrieben.

Wir begannen nun über das Eis nach einem jäh abstürzenden Berge und dem letzten neuen Vorgebirge dieses merkwürdigen Landes hinzuziehen. Unterwegs hatten wir guten Wind und hißten Segel auf den Schlitten auf. Das Eis war jedoch dünn und gefährlich zu befahren, die Schneeschuhe drückten sich in die obenliegende nasse Schneeschicht ein, und die Spuren, die wir hinterließen, füllten sich mit Wasser. Wir waren daher froh, als wir nach einer guten Tagereise unter Land kamen und bei einem Gletscher zwischen einer hohen Basaltklippe²⁸ und dem Vorgebirge Lager schlagen konnten.

Unser Fleischvorrath war zu Ende. Alke flogen an der Basaltklippe genug hin und her, aber sie flogen zu hoch. Zwei Eissturmvögel hatten wir unterwegs geschossen, dies verschlug jedoch nicht recht. Wir gingen deshalb auf eine in der Nähe des Zeltplatzes liegende Gruppe von Walrossen zu und schossen eins. Nur mit Mühe gelang es uns, die andern wegzujagen, damit wir uns von dem erlegten Thiere ein Stück Fleisch abschneiden konnten.

Am Abend dachten wir es uns so schön, eine Speise aus dem gewonnenen Blute zu bereiten, und kochten daher Fisch- und Maismehl mit Walroßblut und Thran. Wir glaubten, es müßte ein köstliches Gericht werden, aber als es fertig war und wir einzuhaufen begannen, konnten wir uns für den Geschmack gerade nicht sehr begeistern.

Am nächsten Tag zogen wir nach dem Vorgebirge. Es wehte ein noch besserer Segelwind als früher, und vorwärts ging es mit großer Schnelligkeit. Als wir zum Vorgebirge kamen, war dort offenes Wasser, der Nordwind hatte die Rinnen wieder geöffnet. Zum ersten male auf dieser Fahrt setzten wir das Kajak ins Wasser. Es war ein herrliches Gefühl, die Ruder wieder gebrauchen zu können und sich vom salzigen Seewasser bespritzen zu lassen.

Dort flogen und tauchten Vögel; Krabbentaucher lagen scharenweise auf dem Wasser, Stummelmöven schwebten in graziösem Fluge umher, und zwei neue fremde Vögel flogen rasch über unserm Kopfe dahin. »Das waren wahrhaftig Eiderenten!« sagte Nansen. Am Ufer sahen wir auch zwei wilde Gänse. Es war uns auf einmal zu Muthe, als wären wir weit nach Süden vorgerückt.

Wir ruderten vor gutem Winde eine tüchtige Strecke am Lande entlang, bis wir auf eine feste Eiskante stießen, wo wir das Lager aufschlugen.

Am 6. Juni haben wir die beste Reise gehabt. Dem offenen Wasser konnten wir nicht folgen, es ging nach Nordwest, aber es wird sich weiter südlich wol an irgendeiner Stelle dem Lande wieder nähern, da wahrscheinlich einige Inseln, die weit draußen liegen, das Eis festhalten. Wir folgten

also nicht dem Wasser, sondern richteten den Kurs auf ein paar niedrige Inseln im Süden; es war so nebelig, daß wir unsere Umgebung nicht sehen konnten.

Nansen befestigte ein Ruder, ich eine Bambusstange am Vorderende des Kajaks; wir standen auf Schneeschuhen davor und hielten uns an diesen Steuerstangen fest, während der Wind in die Segel fiel und uns, die Schlitten und die Kajaks dahintrieb. Nach einer guten Tagereise schlugen wir, müde und hungrig, aber seelenvergnügt, unser Lager bei der westlichsten der Inseln auf.

Es ist merkwürdig, wie lange wir hier ohne Nahrung in Bewegung sind; 12 bis 14 Stunden zwischen jeder Mahlzeit ist das Gewöhnliche, und dabei haben wir hart zu arbeiten, hauen dafür aber auch tüchtig ein. Die Blutspeise, die wir bereitet haben, hält freilich noch lange vor; wir essen bei jeder Mahlzeit davon, aber es will uns dünken, als ob noch immer ebenso viel da sei. Fortwerfen wollen wir sie nicht, wir müssen also sehen, daß wir sie aufessen; aber scheußlich schmeckt sie.

Eine Mittagshöhe zeigte, daß wir uns auf $80^{\circ} 45'$ nördlicher Breite befinden. Jetzt ist es wol ziemlich sicher, daß wir nicht auf Franz-Joseph-Land sind, sondern auf einem aus unzähligen Inseln bestehenden Lande weiter westlich. Der Weg nach Spitzbergen wird also kürzer.

Die beiden folgenden Tage segelten wir vor heftigem Winde auf dem Eise. Gegen Westen hatten wir beständig ein großes Gletscherland, auf der Ostseite passirten wir zwei niedrige Vorgebirge mit Inseln und Wasserstraßen dazwischen. Wir segelten nach Noten. Gewöhnlich war ich ein Stück voraus; ich sauste auf den Schneeschuhen leichter dahin als Nansen, der schwerer vorwärts zu bringen war. Manchmal ging es so schnell, daß wir uns nur mit Mühe auf den Schneeschuhen aufrecht halten konnten, und gelegentlich segelten wir auch mit unsern gestutzten Schlitten um.

Am 8. Juni machten wir eines Schneesturms wegen halt und gruben uns, nachdem wir die ganze Nacht auf den Beinen gewesen waren, am Vormittage in eine Schneewehe ein. Am nächsten Tage wurde lustig weiter gesegelt; der Schnee war naß, aber es ging trotzdem.

An einer Stelle nahe beim Lande hätte ich mich beinahe unter das Eis gesegelt; die Schneeschuhe und der Schlitten schnitten ein, ich konnte nur mit knapper Noth wieder herausklettern und den Schlitten von dem Schneeschlamme weg auf festes Eis schieben. Nansen, der hinter mir war, konnte rechtzeitig beidrehen. Dann mußten wir die Segel reffen und einen langen Umweg machen, ehe wir wieder weitersausen konnten.

9. Juni. Tagsüber geht es jetzt gut. Wir ziehen vor kräftigem Segelwinde am Lande entlang, das sich noch immer in südlicher Richtung erstreckt. Wir können noch nicht recht dahinter kommen, wie es sich im Süden mit dem Lande verhält, und haben heute gefürchtet, daß wir im Begriffe seien, in einen Fjord hineinzusegeln. Doch ist dies gewiß nicht der Fall, es ist sicherlich ein Sund.

Unser Fleischvorrath ist wieder zu Ende, ein wenig gekochtes Fleisch haben wir freilich noch; heute Abend werden wir Grütze von Fischmehl essen.

Vom 10. bis zum 12. Juni segelten wir mit solcher Geschwindigkeit auf dem Eise dahin, daß es oft schwer war, sich auf den Schneeschuhen aufrecht zu halten.

Am 12. sagten wir dem Lande östlich von uns Lebewohl und hielten uns an das auf der Westseite. Eine Wasserstraße zertheilte dieses Land, und auf seiner Südseite entdeckten wir von einem Eishügel herab offenes Wasser; wir konnten das Brausen der Brandung an der Eiskante hören.

So zogen wir denn zum Wasser hinaus. Jetzt hieß es, auf anderm Eise als bisher fahren, es war wieder unser alter Bekannter, das holperige Treibeis.

Der Wind frischte auf, als wir das Wasser erreichten. Die Kajaks wurden zusammengebunden, das Segel gehißt, wir krochen in das Loch, Nansen nahm einen Schneeschuh und steuerte damit, und vor einer frischen Brise ging es vorwärts am Lande entlang.

Nun waren wir also auf der Südseite, aber noch konnten wir nicht klug daraus werden, wo wir uns eigentlich befanden. Nansen sprach davon, daß es am Ende doch Franz-Joseph-Land sein könnte. Er meinte, es stimme hier alles mit Leigh Smith's Karte über die Südseite dieses Landes überein. Ich dagegen meinte, nach Payer's Karte könne es dies nicht sein.

Inzwischen segelten wir flott weiter und legten, als der Wind am Abend abflaute, an der Eiskante an. Nansen erklimmte einen Eishügel, um sich nach dem Fahrwasser umzuschauen. Als er wieder zurückkam, wollten wir miteinander auf den Hügel steigen. Die Kajaks wurden mit einem Riemen an dem in das Eis gestoßenen Schneeschuhstocke festgebunden.

Als wir oben auf dem Hügel angekommen waren, sah ich zufällig, daß die Kajaks sich von dem Stocke losgerissen hatten und im Begriff waren, fortzutreiben. »Dort, dort!« rief ich, und beide stürmten wir den Hügel hinunter. Nansen riß sich einige Kleidungsstücke vom Leibe.

»Nimm die Uhr!« sagte er und gab sie mir; sorgenvoll schaute er nach den Kajaks aus, während er sich auszog, und sprang dann ins kalte Eiswasser.

Dort trieb unser ganzes Hab und Gut fort: unser Proviant, Kleider, Munition, Gewehre und unsere einzigen Mittel, vorwärts zu kommen. Das Einzige, was auf dem Eise lag, war mein Packsack; ich hatte das Schuhzeug gewechselt, während Nansen das erste mal auf dem Eishügel war.

Nansen schwamm, und die Kajaks trieben. Immer weiter entfernten sie sich, immer ernster wurde die Situation; es war ungewiß, ob er in dem kalten Wasser eine so lange Strecke würde schwimmen können. Ich konnte nicht ruhig bleiben. Ich lief auf dem Eise hin und her und konnte doch nichts, gar nichts thun. Ich sah nach Nansen hin, der von Zeit zu Zeit auf dem Rücken schwamm, um auszuruhen, und hatte Angst, er möchte einen Krampf bekommen und vor meinen Augen sinken. Es half ja nichts, wenn auch ich mich hineinstürzte.

Er entfernte sich immer mehr, die Schläge wurden matter und matter. Nun kann er bald nicht mehr – endlich sehe ich ihn mit Mühe in das eine Kajak greifen; er versucht, sich emporzuschwingen, ist aber anfänglich nicht dazu im Stande; noch ein Versuch, es glückt ihm, jetzt sitzt er oben auf dem einen Kajak. Mir fällt ein schwerer Stein vom Herzen.

Nansen ergreift ein Ruder und beginnt, wieder auf die Eiskante zusteuern, auf beiden Seiten der zusammengebundenen Kajaks zu paddeln. Diese Ruderfahrt war, wie er nachher sagte, beinahe das Allerschlimmste. In den dünnen, klatschnassen Kleidern, durch die der Wind blies, froh er entsetzlich.

Plötzlich sehe ich ihn aufhören zu rudern; er ergreift die Flinte und schießt zwei Alke, die vor dem Buge liegen. Da muß es, denke ich, doch nicht so schlecht um ihn stehen. Er fischt die Alke auf und rudert weiter, endlich legt er an der Eiskante an, eine kleine Strecke östlich von der Stelle, wo die Kajaks abgetrieben sind. Ich eile dorthin, und gleich sind wir wieder am Landungsplatze. »Wie geht es dir?« frage ich.

»Es ist so kalt, so kalt«, antwortet er mühsam.

Ich half ihm beim Ausziehen der nassen Kleider und zog ihm die paar trockenen Sachen an, die wir noch hatten. Hierauf entledigte ich mich meiner Beinkleider und gab sie ihm, holte den Schlafsack ans Land, ließ ihn hineinkriechen und deckte ihn dann mit den Segeln zu.

Er sah schlecht aus, als er kam. Das Gesicht war bleich, das lange Haar und der Bart naß; Schaum stand ihm vor dem Munde, das Sprechen machte ihm Mühe, er konnte beinahe nicht stehen und zitterte vor Kälte unaufhörlich.

Als Nansen gut im Sacke untergebracht worden war, galt es, unsere Habe höher auf das Eis hinaufzubringen, ein ordentliches Haus zu bauen, das nasse Zeug auszuringen, Essen zu kochen u. s. w. Ich besorgte dies alles in meiner leichten Kleidung; glücklicherweise war schönes Wetter. Dann und wann eilte ich zum Schlafsacke, der sich noch immer bewegte, und lauschte gespannt. Nach einer Weile schlief Nansen; ich ließ ihn schlafen, bis alles fertig war.

Als er wieder aufwachte und ich mich nach seinem Befinden erkundigte, hatte er seine natürliche Stimme wieder und befand sich wohl. Wir verzehrten nun die Alke, die unter so außergewöhnlichen Umständen geschossen worden waren, besprachen die ernstesten Ereignisse dieses Tages und priesen uns glücklich, daß wir alle unsere Sachen behalten hatten.

Auf diesem Ausfluge waren wir, ohne etwas davon zu ahnen, nur wenige Schritte von einem Lebensmitteldepot entfernt, das die Engländer auf ihrer Tour im Frühling 1895 in einer engen, schmalen Gebirgskluft angelegt hatten. Der Schnee hatte sich außerhalb derselben zu einer so großen Wehe angehäuft, daß die Stelle einer Bergmulde glich. Nansen überschritt dieselbe und brach ein paar Stücke von dem Gesteine los, um sie mit nach Hause zu nehmen. Aus der Beschreibung der Engländer hörten wir später, daß das Depot gerade in dieser Kluft gelegen hatte. Diesen Berg hat Jackson »Kap Fisher« genannt.

Achtzehntes Kapitel.

Ein neues Leben

Wir setzten unsere Reise zu Wasser an der Eiskante entlang fort. Am 14. Juni gingen wir an einer Stelle an Land, wo zwei sehr große Gruppen von Walrossen auf dem Eise lagen und einige daneben tauchten und schnauften. Es roch weithin nach Walrossen. Eine solche Menge hatten wir noch nie gesehen, es mußten mehrere Hundert sein. Wir hatten sowol Fleisch wie Speck nöthig: hier war von beidem genug vorhanden.

Nansen schoß aus der einen Gruppe zwei junge Walrosse (von den ausgewachsenen hatten wir genug bekommen!), doch als wir hinzuspringen wollten, um sie zu holen, nahmen die Walroßmütter ihre Jungen unter der Finne mit, und wir standen mit langen Gesichtern da. Dann gingen wir nach der andern Gruppe und schossen dort ein Junges sammt der Mutter; nun mußte sie da bleiben.

Von der Mutter nahmen wir den Speck und füllten unsere Kajaks damit; von dem Fleische des Jungen kochten wir uns einen gehörigen Topf voll und schwelgten in frischem Fleische. Die Rippenstücke des jungen Walrosses waren wirklich gut, sie schmeckten wie Hammelfleisch. Im Laufe des Tages hatten wir auch so viele Alke geschossen, daß das ganze Deck der Kajaks voll war; wir waren also wieder gut mit Nahrungsmitteln versehen.

Nach einem Bären hatten wir uns in der letzten Zeit sehr gesehnt; aber wie gewöhnlich: wenn man jemand braucht, so kommt er nicht. Jetzt konnte es uns auch einerlei sein, da wir entdeckt hatten, daß die jungen Walrosse so gut schmeckten.

Nachdem wir geschlafen und wieder gegessen hatten (wir suchten es so einzurichten, daß wir nur ruderten, wenn die Strömung uns half), zogen wir mit zusammengebundenen Kajaks weiter, um besser gegen etwaige Angriffe von Walrossen gesichert zu sein, von denen es im Wasser und auf dem Eise wimmelte. Ja, wir konnten hören, daß sie ab und zu unter uns im Wasser schnauften, ohne zum Vorschein zu kommen. Von Zeit zu Zeit lösten wir die Kajaks, mußten sie aber alle Augenblicke wieder zusammenbinden, sobald die Walrosse uns zu nahe kamen.

Die Nacht auf den 15. Juni hindurch zogen wir bei stillem, schönem Wetter dahin. Allmählich wurden es weniger Bestien, und schließlich waren wir allein.

Als der Morgen kam, ruderte ich voran, Nansen dicht hinterdrein. Da tauchte ein Stückchen vor uns ein einzelnes Walroß auf, verschwand aber, sobald es uns erblickte.

»Wir wollen sehen, wo es wieder erscheint«, sagte ich; »hier liegt es sich so fein.«

Unter der Wasserfläche sprang ein Eisfuß ein paar Meter vor, und die Eiskante war hier niedriger, als sie sonst zu sein pflegte. Hier machten wir halt, hatten dies aber kaum gethan, als das Walroß auch schon dicht neben Nansen's Kajak auftauchte, das außen und ein wenig hinter dem meinigen lag. Plötzlich und unerwartet kam das Ungethüm aus der Tiefe emporgeschossen; schnaubend und die langen Hauer zeigend, legte es die Vorderfinne auf den Rand des leichten Fahrzeugs, um es zu kentern.

Nansen drückte sich an den entgegengesetzten Rand und schlug das Walroß mit dem Ruder auf den Kopf. Die Bestie drehte den Kopf ein wenig, richtete sich im Wasser höher auf und schien zu mir, der ich mit dem Ruder bereit stand, kommen zu wollen. Doch plötzlich wurde sie andern Sinnes, warf sich mit solcher Wucht im Wasser herum, daß es hoch aufschäumte, und fort war sie.

Dies ging sehr schnell vor sich, und wir glaubten, jetzt würde weiter nichts erfolgen. Aber plötzlich sagte Nansen:

»Ich muß ans Land, schnell, die Bestie hat mir ein Loch in das Kajak gerissen!«

Ein Glück, daß wir auf dem Eisfuße waren. Das Kajak stand bald auf dem Grund, Nansen stieg aus, und ich brachte sein Kajak in eine Bucht an der Seite, wo die Eiskante sehr niedrig war. Es war ein großer Riß seitwärts am Vorderende des Kajaks, durch den das Wasser einströmen konnte. Ich mußte daher das Fahrzeug auf der andern Seite so mit der Hand niederdrücken, daß das Loch sich über die Wasserlinie erhob, während ich mit der andern Hand beide Kajaks ans Land ruderte und Nansen mit der Flinte auf der Scholle bereit stand, um das Walroß zu empfangen, falls es von neuem kommen sollte. Einige von den Alken, die wir unterwegs geschossen hatten, fielen ins Wasser und trieben fort. Ich ging nachher hinaus und fischte sie wieder auf.

Glücklicherweise war das Wetter schön und das Eis, auf dem wir uns niederließen, gut und eben; nur beim Wasser war es schlecht und weich. Nansen war bis über die Knie hinauf naß geworden; die durchnäßten Sachen nahmen wir aus seinem Kajak heraus und breiteten sie zum Trocknen aus. Den Schlafsack faßten wir an beiden Enden an und rangen ihn aus, bis er einigermaßen trocken war, krochen dann in die Koje und verschliefen die ganze Walroßgeschichte.

17. Juni abends. Große Dinge sind geschehen: wir haben drinnen im Lande Hunde bellen gehört!

Nachdem das Loch in Nansen's Kajak ausgebessert und die Fugen beider mit geschmolzenem Stearin verpicht worden waren, wollten wir heute weiter ziehen. Diesmal war Nansen an der Reihe, das Kochen vor dem Aufbruche zu besorgen.

Nachdem er den Topf mit jungem Walroßfleisch und Seewasser gefüllt und das Feuer in Gang gebracht hatte, kletterte er auf einen nebenan liegenden Eishügel, den wir schon mehrmals bestiegen hatten. Nach einer Weile rief er mir, der ich noch im Halbschlaf im Sack lag, zu:

»Johansen, ich höre drinnen im Lande Hunde bellen!«

Ich schnell aus dem Sack und den Hügel hinauf. Dort horchte ich eine Weile, während Nansen sich mit dem Kochen beschäftigte. Ich war mir nicht klar darüber, ob das, was ich ein paarmal hörte, Hundegebell oder der Lärm von Tausenden von Vögeln sei, die auf den Bergen landeinwärts nisteten. Es wurde beschlossen, daß Nansen nach dem Lande hinübergehen und die Sache untersuchen sollte, während ich zurückbleiben und unser Eigenthum bewachen mußte, damit es uns nicht ausrückte; denn das Eis, auf dem unser Lager war, konnte sich sehr leicht loslösen und nach der See treiben.

Während des Essens erschöpften wir uns in Vermuthungen, wer es sein könnte, falls dort Menschen wären. Vielleicht war es die englische Expedition, von der die Rede war, als wir mit der »Fram« abreisten? Oder der Norweger Ekroll? Waren es überhaupt Menschen, so mußten wir bei ihnen eine ordentliche Ausrüstung bekommen können und erfahren, wo wir uns befanden.

Nachdem wir gegessen hatten, nahm Nansen mein Gewehr, da dieses mit einem Riemen versehen war. Wir besaßen jetzt jeder nur noch anderthalb Schneeschuhe; er bekam deshalb meinen ganzen, sodaß er ein benutzbares Paar hatte; den Aluminiumfeldstecher hing er sich um und versah sich reichlich mit Patronen. So ausgerüstet zog er ab, nachdem wir erst noch die Verabredung getroffen hatten, daß ich ein Hemd auf einer Bambusstange aufhängen sollte, damit er sehen könnte, wo ich war.

Als Nansen fort war, ging ich auf den Hügel und lauschte wieder. Noch immer hörte ich den Lärm der Vögel. Nansen konnte doch diesen nicht für Hundegebell gehalten haben?

Plötzlich erschallte, durch den Wind vom Lande hergetragen, das Gebell mehrerer Hunde mit rauhen und feinen Stimmen; mehrere male schlug es so deutlich an mein Ohr, als wäre es ganz in der Nähe auf dem Eise und nicht landeinwärts, in einer Entfernung von mehr als 5 Kilometer. Jetzt war ich überzeugt: dies kann nichts anders als Hundegebell sein, und dort müssen sich Menschen befinden.

Wie eigenthümlich, nach einem so langen Aufenthalte in der Wildniß wieder mit Menschen zusammenzutreffen! Es ist beinahe unfaßbar! In seliger Erwartung kletterte ich den Eishügel hinauf und hinunter und lausche. O, möchte Nansen doch Leute finden und bald wieder hier sein!

Immer gespannter wurde ich auf die Auflösung dieses Räthsels. Mein eines Hemd flatterte hoch oben auf einer langen Stange auf dem Eishügel und mußte, so schwarz, wie es gegen das weiße Eis abstach, weithin zu sehen sein.

Endlich sah ich dann und wann auf dem hügeligen Eise am Lande einen dunkeln Punkt erscheinen und wieder verschwinden. Ich glaubte erst, es sei Nansen, der zurückkehrte; aber bald bemerkte ich, daß der Mann keine Schneeschuhe hatte, und als er näherkam, erblickte ich auf seiner Schulter einen langen Gewehrlauf. Es war ein fremder Mann – der erste seit drei Jahren!

Ich eilte hinunter, holte eine unserer Flaggen und hißte sie neben dem Hemde auf, damit der Fremde sehen sollte, welche Nation hier vertreten war. Jetzt sah ich, daß der Mann einen reinen, civilisirten Anzug trug und sein Gesicht reingewaschen war; ich konnte ihn stark atmen hören und sah ihn dann und wann in den Schnee fallen. Er trug hohe, bis zu den Hüften reichende Stiefel.

Ich eilte ihm entgegen; er schwenkte die Mütze, ich meinen alten, fettigen Hut, und bald drückten wir einander die Hand.

» *English?*« fragte er.

» *No*«, sagte ich.

Leider war ich seiner Sprache nicht mächtig. Ich versuchte es also mit dem Deutschen und dem Französischen, aber leider konnte keine Verständigung zu Stande kommen. Und dennoch herrschte Verständniß zwischen uns, das aus dem Herzen kam.

Herr Child – so hieß der Mann – hatte sich sofort auf den Weg gemacht, als er von Nansen gehört hatte, daß dieser draußen an der Eiskante einen Kameraden zurückgelassen habe. Nansen hatte nur noch Zeit, ihm nachzurufen, daß ich des Englischen nicht mächtig sei.

Ich führte ihn nach dem Lager. Als er unsere Schlitten und Kajaks, unser schlechtes Zelt, das Kochgeschirr mit dem Speck und dem Fleische erblickte, da sah ich seine schönen dunkeln Augen bald mich, bald die Sachen anschauen, und Verwunderung prägte sich in seinen Zügen aus. Ich bediente mich, so gut ich es verstand, der Zeichensprache. Nachdem wir uns gegenseitig eine Weile verwundert hatten, gesellten sich noch zwei Männer zu uns.

Es waren die Herren Burgeß und Fisher. Dieselbe herzliche Begrüßung, dieselbe Verwunderung; der eine sprach ein wenig Deutsch und Französisch, aber sie thaten so viele Fragen und wollten über so vielerlei aufgeklärt sein, daß ich sie nicht im entferntesten zufrieden stellen konnte. Sie warteten deshalb darauf, bis ein Finne Namens Blomqvist käme.

Endlich traf dieser ein, und noch zwei mit ihm; es waren, wie ich hinterher erfuhr, Dr. Koetlitz und der Zweitkommandirende Herr Armitage. Sie brachten zwei prächtige Schlitten mit, die sofort meine Aufmerksamkeit erregten; die müssen gewiß aus Norwegen sein, dachte ich.

Nun hielt ich eine kleine Ansprache an Blomqvist, eine kraftvolle Erscheinung mit scharfgeschnittenem Gesicht, die mich an Runeberg's Gestalten erinnerte. Ich erzählte ihm schnell die Geschichte der Expedition in großen Zügen; daß wir die »Fram« verlassen hätten, bis 86° 14' vorgedrungen seien und nördlich von hier überwintert hätten, ohne zu wissen, wo wir uns befanden, da unsere Uhren stehen geblieben u. s. w.

»Erzählen Sie es nun den andern«, sagte ich.

»Versteh' den Herrn nicht!« sagte er.

Er hatte so lange unter Ausländern gelebt, daß er seine Muttersprache beinahe vergessen hatte, und sich über das, was ich ihm in zusammengedrängter Form erzählt hatte, erst ein bischen besinnen mußte. Deutsch ging jedoch die Conversation tadellos; der Doctor war in Deutschland geboren und fungirte nun als Dolmetscher.

Armitage holte eine Feldflasche hervor, schenkte einen Becher Portwein ein und bot ihn mir an. Alle nahmen die Mützen ab und entblößten Hauptes brachten sie, zu unserer Flagge emporsehend, ein Hoch auf Norwegen aus.

Meine Gefühle in diesem Augenblick lassen sich eher denken, als beschreiben. Da stand ich mitten unter diesen liebenswürdigen Leuten, ein schwarzer, häßlicher, zerlumpter Wilder mit langem Haar, plötzlich der Civilisation wiedergegeben in einer Gruppe fremder Menschen, die nach Seife und reiner Wäsche dufteten! Um uns herum dehnte sich das Eis, mit dem wir beide diese Jahre hindurch gekämpft hatten, und dort oben wehte die Flagge, die ich vertrat, das fühlte ich – nie hatte ich es so gefühlt, daß ich ein Vaterland habe, wie damals! –, und erhobenen Hauptes leerte ich den Willkommensbecher, während das Hurrah der Engländer auf dem Eise widerhallte.

Wir brachen das Lager ab. Mit aufrichtiger Befriedigung schüttete ich nun unsern Vorrath an Fleisch und Speck aus; jetzt brauchte all dieses nicht mehr mitgeschleppt zu werden: dort, wohin wir gingen, gab es sicher etwas zu essen.

Die Alke, die Nansen und ich geschossen hatten, lagen auf einem Haufen auf dem Eise. Die Engländer schnitten ihnen den Kopf und die Füße ab, um ein Andenken an diese Stunde mit nach Hause zu nehmen. Ich durfte gar nichts thun, ich mußte nur sagen, wie ich alles transportirt haben wollte, und ich vergaß nichts von unserm schlechten Hab und Gut. Ich wollte nicht, daß von dem, was uns bisher so sehr von Nutzen gewesen war, auch nur das Geringste hier liegen bleiben sollte.

Dr. Koetlitz hatte mir sogleich eine Pfeife in den Mund gesteckt, und Child versah mich augenblicklich mit einem wohlgefüllten Tabacksbeutel. Dann zogen wir auf das Land zu, drei vor jedem Schlitten. Ich lief los und ledig auf den mangelhaften Schneeschuhen nebenher und rauchte meine Pfeife, und wenn sie sich ausruhten, mußte ich *Dr. Koetlitz* von unserer Reise erzählen.

Jetzt waren wir schon so nahe, daß ich die Ansiedelung der Engländer, ein großes Haus und vier kleine, auf dem Strande sehen konnte. Als wir näher kamen, erblickte ich vor dem größten Hause Nansen, der gerade in seiner ganzen häßlichen Schmutzigkeit mit den zottigen Haaren photographirt wurde. Ich schwenkte den Hut, und er schwenkte den seinen zum Gruße. Ich sagte ihm, daß dies von all unsern verschiedenen Reisearten im Treibeise die beste sei, die ich erprobt hätte, worin er mit mir ganz übereinstimmte.

Jetzt kam mir der Chef der Expedition, Herr Jackson, entgegen; Nansen war Dolmetscher. Was gesagt wurde, darauf achtete ich eigentlich wenig; der Händedruck, den er mir gab, und sein heiteres, wohlwollendes Gesicht sagten mir, daß die bekannte englische Gastfreiheit an ihm einen vorzüglichen Vertreter habe. Hier traf ich auch Herrn Hayward, den Koch, der eiligst Waschwasser für die beiden angekommenen Wilden heiß machen mußte.

Nansen hatte, nachdem er mich verlassen, auf dem Wege wieder Hundegebell gehört und war schließlich einem Manne mit einem Hunde begegnet; es war Jackson. Es gab eine herzliche Begrüßung. Sie hatten alle beide ihre Gewehre abgeschossen; es war merkwürdig, daß ich es nicht gehört hatte, vermuthlich hatte der Wind gerade zum Lande geweht.

Nansen hatte schon gespeist. Nun kam die Reihe, an dem reichbesetzten Tische Platz zu nehmen, an mich. Ich saß auf einem richtigen Stuhle und aß mit Messer und Gabel, hatte vor mir Butter und Brot, Zucker, Thee, Chocolate u.s.w., lauter civilisirte Genüsse. Ich sah meinen Anzug, sah meine schmutzigen, fettigen Hände an und wußte nicht recht, wo ich damit bleiben sollte.

Da kam einer und hielt mir von ungefähr einen Spiegel vors Gesicht. Du lieber Himmel, welcher Anblick! Ich mußte lachen, kannte ich mich doch kaum selbst wieder. Dann aber nahmen wir ein warmes Bad mit Seife und Handtüchern, und das war von allem das Beste. Ah, Welch ein Hochgenuß, dem über ein Jahr alten Schmutze Lebewohl sagen zu können! Und dann wieder reine Wäsche anzuziehen, wovon wir mehr als einmal gesprochen hatten!

So begannen jene unvergeßlichen Tage in Jackson's Station Elmwood auf Kap Flora. Jeden Tag wurde aus London ein Schiff erwartet. Es sollte erst eine Tour an der Westküste des Landes entlang machen und dann den Kurs nach Hause richten.

Nansen wurde in Jackson's Zimmer einquartirt, und Dr. Koetlitz zog aus Armitage's Stube aus und überließ mir den Platz bei seinem Kameraden. Die übrigen schliefen in dem gemeinschaftlichen großen Zimmer, in dessen Mitte ein prachtvoller Ofen stand, auf dem Fußboden. An den Wänden und der Decke standen und hingen Bücherbretter; die Gewehre hatten ihren Platz in einer Ecke, wo auch eine große Spieluhr stand. Ueberall hingen Photographien und Bilder: ja, hier sah es anders aus als in unserer Hütte droben im Norden! Wir erhielten schöne, reine wollene Nachthemden und vor jeder Mahlzeit Waschwasser und Seife!

Die Zeit vergeht schnell und angenehm. Wir werden in jeder Weise bedient; diese liebenswürdigen Leute wetteifern förmlich, uns das Leben so gemüthlich wie nur möglich zu machen; sie sind voll Bewunderung über unsere Reise, da sie sich alle für arktische Forschung interessieren.

Ich begann sofort mit dem Englischlernen. Nansen und Dr. Koetlitz waren mir dabei behülflich;

der letztere suchte einige englische Witzblätter heraus und war unermüdlich, mir den Text ins Deutsche zu übersetzen. Blomqvist hatte ein altes englisch-schwedisches Wörterbuch; dieses half mir sehr, und dann fand ich in der Bibliothek alle Cooper'schen Romane, die ich aus frühern Jahren so gut kannte. Es dauerte gar nicht lange, so sagte Nansen, in Zukunft werde er mit mir nur englisch sprechen.

Es kommt uns ganz eigenthümlich vor, daß wir jetzt täglich so viele Mahlzeiten haben, nachdem wir so lange Zeit hindurch gewohnt gewesen sind, in vierundzwanzig Stunden nur ein- bis zweimal zu speisen. Wir essen aber jetzt bei jeder Mahlzeit doch ebensoviel wie sonst und finden durchaus nicht, daß es zu oft ist, sondern freuen uns jedesmal, wenn das Essen auf den Tisch kommt.

Merkwürdigerweise sind Nansen und ich bedeutend stärker geworden, seit wir die »Fram« verlassen haben; das kommt wol von dem Stillliegen in der Hütte und der ausschließlichen Bärenfleisch- und Speckdiät. Hier sieht es auch nicht danach aus, als würden wir wieder »abnehmen«.

Als Jackson mit seiner Expedition von Europa abreiste, nahm er Briefe aus Norwegen für Nansen und einige andere an Bord der »Fram« mit; es konnte ja sein, daß die beiden Expeditionen einander begegneten. Den Blechkasten, in dem die Briefe waren, erhielt Nansen sofort, als wir bei Kap Flora ankamen. Es waren zwei Jahre alte Briefe darin an ihn und einige Kameraden, an mich keiner; aber Nansen erhielt nur gute Nachrichten.

Jetzt konnten wir auch herausbekommen, wie es sich mit unsern Beobachtungen verhielt, da Armitage Nansen's Uhr längere Zeit mit dem Chronometer in Elmwood verglich. Wir überzeugten uns, daß unsere Länge doch nicht so verkehrt gewesen war und der Gang der Uhren sich gut gehalten hatte. Nun lösten sich also alle Räthsel, wenn man den Mangel an Uebereinstimmung zwischen Payer's Karte und dem Lande, wie wir es auf unserer Fahrt gefunden hatten, ausnimmt.

Nansen begann sofort, eine Karte von Franz-Joseph-Land nach unsern Aufnahmen und nach der Karte, die Jackson über seine Reise auf diesen Inseln aufgenommen hatte, auszuarbeiten. Ich machte mich daran, unsere meteorologischen Beobachtungen seit unserm Abschiede von der »Fram« aus Nansen's Tagebuch zusammenzustellen und zu copiren, eine Arbeit, die oft schlimm genug war, weil Fett und Schmutz die Zahlen manchmal beinahe unleserlich gemacht hatten.

Eines Tages kam ein Bär vom Ufer her auf das Haus zu spaziert. Nansen und Jackson eilten hinaus, jener mit der Flinte, dieser mit dem photographischen Apparate. Jackson wollte versuchen, ihm so nahe wie möglich zu kommen, um ein gutes Bild von dem Raubthiere in seiner Freiheit zu erhalten; der Bär ging ihnen jedoch aus dem Wege. Nansen schickte ihm ein paar Schüsse nach, worauf er hinfiel und im Schnee zu kratzen begann.

Wir übrigen standen alle oben auf dem Uferrande und schauten zu, wie der Bär fortzukommen versuchte. Manchmal machte er einen Ausfall gegen zwei Hunde, die ihm zu dreist wurden; der eine wurde in der Seite gepackt und fortgeschleudert, dem andern, der der flinkste Bärenhund war, wurde an dem einen Fuße die Pulsader aufgerissen. Jackson wollte, nachdem er die gewünschten Photographien aufgenommen hatte, dem Bären mit dem Revolver den Garaus machen und gab ihm zwei Schüsse in den Kopf; doch nun wurde das Thier ganz wüthend und fauchte, biß und schlug mit den Tatzen um sich, während sein Blut den Schnee roth färbte. Eine Flintenkugel in den Schädel machte seinen Leiden ein Ende.

Hinter dem Platze, auf dem das Haus lag, ging es einen hohen, steilen Abhang hinauf, und über

diesem erhob sich ein Basaltberg mit einer Gletscherdecke lothrecht in die Luft. In den Wänden dieses Berges nisteten eine Menge Vögel, Alke und verschiedene Mövenarten. Wir hörten sie immer kreischen, sobald wir aus dem Hause kamen.

Droben auf dem Abhange zu sitzen und die Alke zu schießen, die zwischen dem Berge und den offenen Stellen im Eise pfeilschnell hin- und herflogen, war eine herrliche Jagd, und kein Tag verging, an dem wir nicht gebratene Alkenbrüste gespeist hätten. Jackson zog auch mit langen Leitern aus und nahm Eier aus den Nestern an den steilen, brüchigen Basaltfelsen; diese großen Eier, die wir zu jedem Frühstück bekamen, waren außerordentlich wohlschmeckend.

Armitage oder Dr. Koetlitz und ich machten gewöhnlich am Vormittag einen Spaziergang in der Umgegend der Station. Am 28. Juni ging eine kleine Expedition nach Kap Gertrud ab; sie bestand aus Armitage, dem Doctor, dem Botaniker Fisher und mir. Wir zogen am Morgen aus und kamen abends wieder heim. Es that mir gut, in den stillen Tagen eine längere Tour machen zu können. Den größten Theil des Weges gingen wir auf Schneeschuhen über einen Gletscher. Es waren prächtige Menschen, mit denen ich zusammen war. Wir hatten gute Schneeschuhe; sie waren für die englische Expedition durch Nansen's Bruder in Norwegen bestellt worden. Auf Kap Gertrud fanden wir Walroßzähne, versteinertes Holz, Walfischknochen, Sandsteine im Basalt und noch verschiedenes andere.

Eines Tages machte ich allein einen Ausflug. Ich wollte zum Gletscher auf dem Gipfel des Berges hinauf und über ihn hinweg nach der andern Seite der Insel hinunter. Als ich endlich oben angekommen war, hüllte ein so dichter Nebel die Spitze ein, daß ich die Hand nicht vor den Augen sehen konnte und mich beinahe nicht vom Flecke zu rühren wagte, da ich von dem abschüssigen Felsen leicht hätte abstürzen können. Nun mußte ich den Weg, auf dem ich gekommen war, auf Schneeschuhen im Zickzack mit kleinen Schritten wieder hinuntergleiten, und kam auf diese Weise schließlich aus dem Nebelgürtel heraus.

Ich stieß auf eine Moräne und sammelte dort in einen mitgebrachten Sack einige Versteinerungen, die ich Nansen gab. Er und der Doctor gingen ab und zu zusammen auf die Jagd nach Versteinerungen. Wenn sie dann mit ihren Säcken von einem solchen Ausfluge zurückkehrten und ihren Fund auf dem Tische ausbreiteten, entstand zwischen ihnen eine lebhaftige Discussion darüber, wer das Beste gefunden habe.

Eines Tages erschien Armitage mit einer großen Schneeeule, die er geschossen hatte. Es war einige Tage vorher gerade die Rede davon gewesen, ob dieser Vogel hier existire oder nicht. Weder Nansen noch Jackson glaubten es; doch jetzt hielt ihnen Armitage die Beute vor die Augen. Er hatte sie aus ziemlich weiter Entfernung mit der Flinte erlegt.

Am 5. Juli wurde draußen auf einem Eisberge in der Nähe des Ufers wieder ein Bär erlegt; Nansen und Armitage hatten ihn zur Strecke gebracht. Eine Menge Schüsse waren abgefeuert worden, ehe er liegen blieb, und da zeigte sich, daß fünf getroffen hatten. Auch diesmal standen wir andern als Zuschauer auf der Uferböschung und folgten gespannt dem Laufe der Jagd. Jackson, der auf der Alkjagd gewesen war, kam noch rechtzeitig mit seinem Apparate herbei, ehe der Bär stürzte. Es war das letzte Exemplar, das Nansen und ich von diesen Thieren sahen, die uns so lange Zeit hindurch unentbehrlich gewesen waren. Hier wurde von den Bären nichts weiter gegessen als das Herz und das Lendenstück.

Eines Tages sammelten Jackson und ich am Ufer eine Strecke westlich von der Station Walfischknochen auf einen Haufen, damit man sie nachher leichter auf das Schiff bringen konnte, wenn dieses kam, um die Expedition nach Hause zu holen; auch eine Menge Muscheln waren hier zu finden. Walrosse konnten wir beinahe täglich draußen in den offenen Stellen im

Eise grunzen hören.

Die Tage verfließen angenehm. Abends wurde oft Karten gespielt; Armitage, Dr. Koetlitz, Fisher und ich bildeten eine Whistpartie. Die Engländer pflegten an den Freitag- und Sonnabend-Abenden ein Glas Portwein zur Erinnerung an ihre Freundinnen und Freunde in der Heimat zu trinken; Nansen und ich hatten nichts dagegen, diesen Brauch mitzumachen.

Allmählich wurden wir ungeduldig, daß das Schiff, das eigentlich schon hätte da sein müssen, noch nicht eingetroffen war; den Eisverhältnissen, sowie der Richtung und Stärke des Windes wurde mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Es konnte ja leicht sein, daß das Schiff des Eises wegen nicht an das Land herankommen konnte, und dann mußten Nansen und ich da, wo wir waren, noch einen Winter bleiben. Wir sprachen davon, nach Spitzbergen hinüberzugehen, doch jetzt im Juli war es nicht sicher, daß wir rechtzeitig genug einträfen, um dort gleich ein Fahrzeug zu finden, und dann hätten wir die Aussicht, auf Spitzbergen überwintern zu müssen. Die einzige Möglichkeit, noch in diesem Jahre nach Hause zu gelangen, war, daß das Schiff jetzt gleich kam.

Es ist schön, wieder unter civilisirten Menschen zu sein und nicht mehr das harte Leben im Eise führen zu müssen; es ist schön, bei diesen liebenswürdigen Engländern zu sein, die alles thun, was sie können, damit wir es nach fünfzehn langen Monaten so gut wie möglich haben aber – wir wollen gern in diesem Jahre nach Hause! Es gibt wol nicht viele Menschen, die sich mehr als wir danach gesehnt haben, den Fuß auf heimatlichen Boden zu setzen. Unser Leben hier oben im ewigen Eise ist schuld daran. Wir haben allerlei Schweres durchgemacht, und mehr als einmal ist es gut gewesen, sich des Lebens in der Heimat erinnern zu können. Und wenn wir auch alle beide fest an die Freuden des Wiedersehens geglaubt haben, so sind doch auch viele Lagen gekommen, die uns daran erinnerten, daß unser Leben eine Zeit der Prüfung ist, daß der Mensch, der sich den Herrn der Schöpfung nennt, ein armes, vergängliches Wesen ist. Nur ein Staubkorn ist er vor der Macht, die alles, was wir sehen und nicht sehen, erschaffen hat, der Macht, die von Ewigkeit her alles regiert und in Ewigkeit alles nach ihren uns unfaßbaren Gesetzen regieren wird, der Macht, die uns auf dieser Reise so oft vom Untergange errettet hat!

Mit menschlichen Augen gesehen war der Winter, den wir zuletzt in unserer Hütte zugebracht haben, entsetzlich. Er war grauenhaft mit seiner Dunkelheit und seiner Kälte, mit seinen Entbehrungen und seiner Sehnsucht! Aber wie gering erscheint uns alles dieses, wenn wir an den unfaßbaren Willen denken, der den Menschen und Millionen von Lebewesen in die Welt setzt und sie dort ein Bruchtheil einer Secunde leben läßt; denn längere Zeit ist es nicht, an der Ewigkeit gemessen! Eine Winternacht, wie wir sie durchlebt haben, lehrt uns besser als alles andere verstehen, daß die Sorgen und der Kummer der Menschen nichtig sind!

Neunzehntes Capitel.

Auf norwegischem Boden

Wir begannen jetzt ernstlich nach dem Schiffe auszuspähen. Auch vier von den Theilnehmern der englischen Expedition sollten in diesem Jahre nach Hause zurückkehren: der Finne Blomqvist und die Engländer Fisher, Child und Burgeß.

Ein Tag nach dem andern verging, ohne daß sich etwas sehen ließ, dagegen trieb der Wind immer mehr Eis ans Land, und bald erblickten wir nichts anderes als wieder die weiße Fläche. Wenn wir abends hineingingen, um uns schlafen zu legen, nachdem wir vergeblich einen Blick über das Eis geworfen, ob wir die ersehnten Schiffsmasten noch nicht entdecken könnten, war es Blomqvist, der beständig sagte: »No ship, no home!« Er sehnte sich aus dem unsteten Leben nach Hause.

27. Juli. Wieder haben wir einen Abschnitt unsers Lebens auf dieser merkwürdigen Reise hinter uns. In der Nacht auf den Sonntag erwachte ich von einem lebhaften Gespräche meiner Kameraden, die in ihren Nachtgewändern auf den Beinen waren. Das Schiff aus London war gekommen! Draußen an der Eiskante lag es vertäut. Wie schwarz sahen die drei Masten und der Rumpf aus! Und so nahe war es ans Land gekommen! Der Nordwind hatte das lose Eis, das sich vor die feste Eiskante gelegt, im Laufe der Nacht nach der offenen See getrieben.

»Windward« hieß das Schiff; von der größten Stadt der Welt hatte es den Weg nach dem ewigen Eise gefunden. Es bringt uns Botschaft von der Welt der Arbeit, die wir verlassen haben.

Jackson und Blomqvist waren die ersten an Bord; der letztere brachte uns die Nachricht, daß die »Fram« noch nicht in Norwegen angelangt sei und niemand etwas von ihr gehört habe. Nansen begab sich sogleich an Bord, während Armitage und ich wieder in die Kojen krochen, nachdem wir uns eine Weile an dem Anblick der »Windward« erfreut hatten.

Doch bald füllte sich das Haus mit Leuten vom Schiffe. Alle sprachen auf einmal, Fragen und Antworten kreuzten einander. Ich hatte gehört, daß unter der Besatzung der »Windward« gewöhnlich auch Norweger seien. Vielleicht waren in der großen Stube Landsleute.

Ich trat im Nachtgewande dort ein und fragte norwegisch:

»Ist einer von Ihnen aus Norwegen?«

»Ja, ich«, sagte eine Stimme.

»Ich auch«, rief ein anderer.

»Hier ist auch einer«, ertönte es aus einer Ecke. Norwegen schien reichlich vertreten zu sein.

Jetzt wurde auch ich lebendig. Ich fragte und erhielt von allen Dreien auf einmal Antwort. Sie gehörten zu jenen Menschen, die beinahe nie daheim im Vaterlande sind, sondern beständig auf ausländischen Schiffen fahren und selten Gelegenheit haben, eine andere Sprache als die englische zu sprechen.

Ich erfuhr eine Menge Neuigkeiten und hörte auch, daß daheim die Nachricht verbreitet sei, die »Fram« sei im Eise zerschellt, die Expedition sei aber doch am Nordpole gewesen und nun auf den Neusibirischen Inseln angekommen. In dieser Hinsicht mußten also Nansen und ich unsern Landsleuten eine Enttäuschung bereiten, da wir am Nordpole nicht gewesen waren. Wir haben aber auf jeden Fall das befriedigende Bewußtsein, gethan zu haben, was wir vermochten.

An Bord der »Windward« wurden wir von der ganzen Besatzung mit offenen Armen empfangen. Der biedere liebenswürdige Kapitän Brown that alles, was in seiner Macht stand, um es uns möglichst gemüthlich zu machen. Er hatte zwei neue Polarforscher mitgebracht, die Herren Dr. Bruce und Wilton, die beide als Theilnehmer in Jackson's Expedition eintreten sollten.

Nansen und ich waren tägliche Gäste an Bord, wo der Koch aufsichtete, was das Schiff vermochte, während Kapitän Brown mit den andern sich bemühte, uns alles, was sich in den letzten drei Jahren ereignet hatte, eingehend mitzuthemen. An jedem Abend war in dem gemüthlichen Salon der »Windward« eine große lustige und sangesfrohe Gesellschaft beisammen.

Alle Mann hatten vollauf Arbeit, da die vom Schiffe mitgebrachte Ladung gelöscht werden mußte; darunter waren unter anderm auch vier Renthier, die bei der Schlittenexpedition im nächsten Jahre verwendet werden sollten. Aber den Renthieren gefiel es dort oben nicht; ursprünglich waren es fünf gewesen, eins war bereits unterwegs verendet und die andern sagten schon, als wir noch da waren, ebenfalls adieu, obgleich an Bord der »Windward« Renthiermoos genug mitgebracht worden war. Besser gediehen einige Schafe, die man mitgenommen hatte. Obgleich das Löschen recht schwierig war (die Ladung mußte vom Schiffe nach dem Strande eine lange Strecke auf Schlitten gezogen werden), ging es doch sehr schnell von der Hand, und nach einer Woche war die »Windward« zur Abfahrt klar, mußte aber noch ein wenig auf die Post für die Heimat warten.

Als wir eines Morgens erwachten, war das Schiff verschwunden. Ein Sturm hatte das Eis gegen die feste Kante getrieben, die »Windward« war losgerissen worden und hatte weiter westlich auf einer seichten Stelle einen Ankerplatz suchen müssen. Hier drängte das Eis von draußen auf sie ein, und es hatte eine Weile ganz den Anschein, als würde sie ans Land gepreßt werden. Doch sie kam zum Glück nach ein paar Tagen wieder los, und nun wurde ernstlich daran gedacht, sich reisefertig zu machen.

Am 7. August lag die »Windward« unter Dampf ein gutes Stück draußen; denn vor der festen Kante war jetzt sehr viel loses Eis, wodurch auch der Verkehr mit dem Schiffe in hohem Grade erschwert wurde. Kapitän Brown saß in der Tonne, hielt Ausguck auf das trügerische Eis und ertheilte mit lauter Stimme seine Befehle; er ließ hin- und herkreuzen und die Dampfpeife unaufhörlich ertönen.

Das Boot, das Nansen und mich an Bord holte, entging nur mit genauer Noth der Gefahr, zwischen zwei Schollen zerdrückt zu werden. Schon von weitem sahen wir sie sich nähern, aber es war die einzige Oeffnung, durch die wir in diesem Augenblick hinauskommen konnten, und die Matrosen ruderten aus Leibeskräften. Es sah schlimm aus, aber wir schlüpfen gerade noch durch, und kaum war das Achterende des Bootes klar, als die beiden schweren Schollen auch

schon so zusammenkrachten, daß die Kanten zersplitterten. Gleich davor lag das Schiff in offenem Wasser, und bald enterten wir über die Rehling.

Noch fehlte Fisher, der auch heimreisen wollte; dagegen befand sich Dr. Koetlitz, der nicht nach Hause sollte, noch an Bord, und die Post war auch noch nach dem Schiffe unterwegs.

Ein wenig nach Westen war eine Bucht im Eise. Dorthin steuerte Kapitän Brown, der immer im Ausguck saß, und ließ dann ein Boot aussetzen. Dr. Koetlitz ging jetzt ans Land. Theils durch Rudern, theils durch Ziehen des Bootes über die Schollen gelangte schließlich Fisher mit der Post und einigen Kisten voll Versteinerungen an Bord. Mit einem Seufzer der Erleichterung sahen wir das Boot an seinen Platz in den Davits schwingen, und das Abschiedshurrah klang über das feste Eis hin, wo wir Dr. Koetlitz tüchtig ausschreiten sahen, um die fünf andern zu erreichen.

Nicht lange dauerte es, so begegneten wir dem Eise. Kapitän Brown saß in der Tonne und dirigierte den Kurs mit der außerordentlichen Tüchtigkeit, die er durch seine langjährigen Eismeerfahrten erlangt hat. Er saß dort Tag und Nacht, kam nur ab und zu herunter, um etwas zu genießen, und gönnte sich nicht mehr als den allernothwendigsten Schlaf. Die »Windward« brach sich durch, und am 11. August sagten wir dem Eise endlich Lebewohl, nachdem Nansen und ich drei Jahre unsers Lebens darin zugebracht hatten.

Am selben Tage erblickten wir das erste Segelschiff am Horizont und bald noch mehrere; wir fühlten, daß wir uns dem Ziele näherten. Der Augenblick, der uns so manchenmal als unser höchstes Verlangen, als Ziel unserer Sehnsucht vorgeschwebt hatte, konnte nicht mehr weit sein!

Am nächsten Tage erblickten wir endlich Land am Horizonte; es war das Vaterland! Wir konnten es am Abend nur undeutlich sehen, aber es war doch dort. Am andern Morgen sahen wir die klippenreiche Küste; wir waren zu weit nach Norden ans Land herangekommen und mußten nun südwärts nach Bardö hin kreuzen. Wir sahen viele Segelschiffe; mit den Flaggen wurden Grüße ausgetauscht, und dann legte das Lotsenboot an der Seite bei.

Der Lotse kam mit seinem Sohne an Bord und wandte sich an Kapitän Brown. Nachdem sie einiges miteinander gesprochen hatten, fragte ihn Brown, indem er auf Nansen deutete, ob er den Mann kenne. Der Lotse hörte Nansen mit mir norwegisch sprechen und zerbrach sich den Kopf darüber, was dies wol für zwei Norweger sein könnten, die auf der Kommandobrücke der »Windward« standen und nicht einmal gut gekleidet waren. Brown mußte ihm sagen, daß es Nansen sei.

Da gingen ihm förmlich die Augen auf! Seine Mienen drückten Freude und Erstaunen aus, er schüttelte uns die Hand und hieß uns in der Heimat willkommen. Er und viele andere mit ihm hätten nie geglaubt, daß von der Mannschaft der »Fram« auch nur einer mit dem Leben davonkommen würde. Und von der »Fram« selbst hätte auch keiner seit ihrer Abreise je wieder etwas gehört. Während wir den Lotsen um Neuigkeiten bestürmten und er sich erzählen ließ, war die »Windward« inzwischen in den Hafen eingelaufen, und der Hafenmeister kam an Bord.

Als der Anker herabgelassen wurde, stiegen Nansen und ich mit dem Lotsen in ein Boot und ruderten nach dem Telegraphenamte, wohin uns der Lotse den Weg zeigte. Kein Mensch kannte die beiden Fremdlinge.

Vielleicht erregten wir durch unsere Kleidung ein wenig Aufsehen. Man konnte ohne Schwierigkeit sehen, daß wir in geliehenen Federn einherstolzten, und ich hatte außerdem noch die Jacke an, die ich mir in unserer Winterhütte selbst zurechtgeschneidert hatte. Einige Radfahrer, die an uns vorbeifuhren, fand ich in ihren Sportanzügen auf den neuen Rädern wirklich unverschämt civilisirt. Sie warfen einen Blick auf meine ein wenig originelle Jacke von

Schlafdeckenzeug, aber keiner von ihnen ahnte, wer wir waren.

In einer kleinen Straße ging eine Kuh auf eigene Faust spazieren. Ich muß gestehen, wir sahen sie mit großen Augen an, denn solche Thiere gab es in den Gegenden, die wir durchzogen hatten, nicht. Wir stampften beim Gehen auf die Erde und fühlten wieder vaterländischen Boden unter unsern Füßen.

Mit seltsamen Gefühlen ging es zum Telegraphenamte. Nansen trat an die Schranken und reichte dem Amtsvorstand, der gerade selbst anwesend war, ein großes Bündel Depeschen.

»Hier sind einige Telegramme,« sagte er, »die ich gern möglichst schnell befördert haben möchte.«

Der Vorstand ergriff das Bündel ein wenig zögernd, indem er den fremden Menschen prüfend ansah; sobald er aber einen Blick auf das erste Telegramm geworfen hatte, erschrak er förmlich, wandte sich nach dem Tische, an dem die Telegraphistinnen saßen, und trat dann zu Nansen, gratulierte ihm und hieß ihn in der Heimat willkommen. Er müsse gleich in die Stadt und seine ganze Reserve zusammentrommeln, sagte er, und dann würden sie Tag und Nacht arbeiten, damit die Telegramme fortkämen.

Es war auch keine Kleinigkeit. Zwei von Nansen's Depeschen an die Presse enthielten mehrere tausend Worte; er hatte sie auf Franz-Joseph-Land in norwegischer und englischer Sprache niedergeschrieben. Außerdem brachten wir nicht weniger als einige fünfzig Telegramme von den Kameraden an Bord mit. Diese hatte ich bei Jackson ins Reine geschrieben; Scott-Hansen hatte sie alle zusammen auf einem Stückchen Papier mit mikroskopischer Schrift notirt und uns dieses beim Abschiede von der »Fram« mitgegeben.

Noch ehe wir das Telegraphenamte verließen, waren die ersten kurzen Depeschen schon abgesandt. Sie waren an Nansen's Frau, meine Mutter, die nächsten Angehörigen der Framleute, den König und an die Regierung gerichtet.

Dann gingen wir in die Stadt nach dem Hotel, in dem sich nach Aussage des Telegraphenamtsvorstands Professor Mohn befinden sollte. Diesen Mann, der an der Expedition solchen Antheil nahm, wollten wir gern aufsuchen.

Als wir in den Hotelcorridor eintraten, begegnete uns ein Stubenmädchen, das mir wie ein feines Fräulein vorkam. Auf Nansen's Frage, wo Professor Mohn zu finden sei, musterte uns die Dame von Kopf bis zu Fuß; sie zerbrach sich wol den Kopf darüber, was wir bei einem Professor wollten. Sie sagte uns jedoch die Nummer, und Nansen stürmte gleich in Mohn's Zimmer.

Nie habe ich einen Menschen so überrascht gesehen, wie Professor Mohn, als er vom Sofa, auf dem er gemüthlich mit seiner Pfeife lag, aufuhr und die hochgewachsene Gestalt vor ihm anstarrte. »Kann es wahr sein? Ist es Fridtjof Nansen?«

Als er aber Nansen's Stimme hörte, war er sicher und stürzte gerührt in dessen Arme. Es dauerte eine Weile, bevor Professor Mohn in dem nun folgenden Durcheinander von Fragen und Antworten sich über das Schicksal der Expedition in den verflossenen Jahren klar werden konnte, doch als ihm der Stand der Dinge auseinandergesetzt worden war, brach der Jubel los. Es wurde Champagner geholt, ein Bekannter des Professors gesellte sich ebenfalls zu uns.

Inzwischen hatte die ganze Stadt erfahren, wer wir waren. Draußen vor dem Hotel war es schwarz von Köpfen, und die Schiffe im Hafen hißten die Flaggen, während das Musikcorps »Nordpol« unter unsern Fenstern »Ja, wir lieben dieses Land« spielte. Jetzt waren wir daheim!

Hier in Bardö kauften wir uns neue feine Anzüge und nahmen, nicht zu vergessen, ein Dampfbad, das uns von dem Reste des noch von unserm Hüttenleben stammenden Schmutzes befreite. Erst hier gelang es uns, ganz rein zu werden.

Nach einem gastfreundlichen, gemüthlichen Leben in Bardö begaben wir uns nach Hammerfest, wo alle Menschen auf den Beinen waren, als wir ankamen.

Im Hafen lag eine weißangestrichene prachtvolle Jacht, die »Otaria«. Der Besitzer stand auf Deck, als unser Schiff in den Hafen glitt, und rief Nansen ein Willkommen entgegen. Nansen erkannte in ihm einen englischen Freund wieder, Sir George Baden-Powell. Dieser kam auch sofort zu uns an Bord und fragte, ob wir mit den Bequemlichkeiten, die er uns auf seiner Jacht bieten könne, vorlieb nehmen wollten. Das Anerbieten wurde nicht ausgeschlagen, und wir zogen in die Salons der »Otaria« ein, die mit ihrer eleganten Ausstattung nicht gerade an unsere elende Hütte erinnerten, uns aber zum Anstellen eines Vergleichs zwischen unserm jetzigen Leben und dem damaligen anregten; es schien uns schon eine Ewigkeit her, seit wir dort oben waren.

In Hammerfest kamen zu uns Nansen's Frau und sein Secretär Christofersen, der uns vor drei Jahren in Chabarowa verlassen hatte.

Es war herrlich, wieder in der Heimat zu sein. Alle Leute waren so liebenswürdig; überall sah man nur frohe Gesichter. Die Stadt gab uns zu Ehren ein glänzendes Fest, und alles war Jubel und Herrlichkeit.

Eines aber that der Freude Abbruch: wo waren die Kameraden mit der »Fram«? Ich konnte nicht von Herzen froh sein, solange ihr Schicksal unbekannt war. Wenn wir auch glaubten, daß sie wohlbehalten auf dem starken Schiffe waren, so konnten wir dessen doch nicht ganz sicher sein. Und nun war das Jahr schon weit vorgeschritten! Kamen sie jetzt nicht, so konnten wir sie vor dem nächsten Jahre nicht erwarten. Vielleicht hatten sie es ebenso schlecht, wie wir es gut hatten?

Am Morgen des 20. August kam ein Mann an Bord der »Otaria« mit einem Telegramm an Nansen, der noch nicht ganz angekleidet war. Nansen müsse kommen, wie er sei, sagte der Mann, der Vorstand des Telegraphenamtes selbst, das Telegramm sei wichtig. Nansen ahnte vielleicht schon etwas; er kam heraus und riß die Depesche auf.

Ich hörte im Gange vor der Kabine, in der ich wohnte, außergewöhnliches Geräusch und öffnete die Thür ein wenig; da erblickte ich Nansen mit dem Papiere in der Hand. Sein Gesicht trug einen seltsam bewegten Ausdruck, die Augen blickten starr auf die Schrift; endlich rang es sich aus seiner Kehle hervor:

» Die »Fram« ist angekommen!«

Wie eine Bombe schlug dies unter uns ein! Der Telegraphenamtsvorsteher stand ruhig dabei und beobachtete die Wirkung dieser Worte auf Sir George, Christofersen und mich.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wir auf einmal ganz außerordentlich lebendig waren, als wir Sverdrup's Telegramm lasen und daraus ersahen, daß wir uns in Tromsö treffen würden. Die »Fram« ist angekommen! Das war es ja, was uns bisher noch gefehlt hatte, um die Freude vollständig zu machen! Die Kameraden waren also nicht weit von uns, und wir würden sie in Tromsö treffen!

Wie ein Sturmwind eilte die Kunde durch die Stadt, daß die »Fram« angekommen sei. Die Leute wurden geradezu wild, sie hatten es plötzlich so eilig. Wir an Bord der »Otaria« sehnten uns, nach Tromsö aufzubrechen. Die »Windward« lichtete schon vor uns die Anker und dampfte unter

jubelnden Hurrahrufen auf die »Fram« ab.

Am nächsten Tage erblickten wir die hohen Masten und die Ausgucktonne der »Fram«, und bald sahen wir sie vor uns. Etwas mitgenommen sah sie aus, das durfte sie aber auch; unverletzt war sie dem Eise entronnen, das sie fest in die Arme gepreßt hatte, als wir sie in der großen Einsamkeit verließen. Jetzt umspielten leichte Wogen schmeichelnd den kräftigen Rumpf.

»Hurrah, die »Fram«!

»Hurrah« erscholl es von Bord der »Otaria«, die langsam einlief und Anker warf. »Hurrah!« riefen die Framleute, indem sie ein Boot aussetzten und hineinsprangen. Nun ruderten sie auf uns zu. Die meisten trugen ihre Polaranzüge und einige von ihnen hatten einen langen Bart. Da sah ich Bentsen am Vordersteven, Scott-Hansen in der Mitte – einen neuen Anzug und einen steifen Hut hatte er sich schon verschafft, den Bart aber noch nicht rasirt – Peder, die Hand in einer Binde, und alle die andern. Sie strahlten vor Freude; sie standen aufrecht im Boote und winkten mit den Armen. Jetzt nahten sie dem Vordersteven der »Otaria«, ich stand dort und beugte mich über die Rehling.

»Willkommen, ihr Lieben!«

Bentsen ergriff meine Hand und zog mich beinahe ins Boot hinunter. Dann kletterte einer nach dem andern auf Deck.

»Gut gemacht, meine Jungen!« sagte Nansen.

Ich kann den bewegten Auftritt, der sich jetzt auf dem Deck der »Otaria« abspielte, nicht beschreiben. Die Freude, wieder beieinander zu sein, nachdem wir den Schrecken der Eiswüste unverletzt entronnen waren, beseelte uns alle. Sir George und Lady Baden-Powell standen in einiger Entfernung und freuten sich über unser Glück.

»Ihre Kameraden scheinen sehr froh darüber zu sein, Sie wieder zu sehen«, sagte Sir George später zu mir. Ja, gewiß; so froh, wie man nur selten im Leben wird!

Dann mußten wir einander erzählen, was wir erlebt, seitdem wir uns getrennt hatten. Nansen und ich hörten nun, wie es den Kameraden in der letzten und längsten Polarnacht ergangen war.

Auch sie hatten es nicht leicht gehabt; aber die »Fram« hatten sie immer lieber gewonnen. Sie hatte sie sogar bis zum 86. Grade geführt; ein prächtigeres Schiff gab es auf der ganzen Welt nicht. Sie ließ das Vertrauen ihrer Freunde nicht zu Schanden werden, sondern führte ihren Namen mit Recht und bahnte ihnen einen Weg »vorwärts«, wenn es auch noch so hoffnungslos aussah; sie machte sich nichts daraus, wenn sie Minen legten, die dickes Eis gegen ihren Rumpf schleuderten, sie schüttelte sich nur vom Topp bis zum Kiel, aber nachgeben – nein, das gab es bei ihr nicht. Am 13. August, an demselben Tage, als Nansen und ich den Fuß auf norwegischen Boden setzten, hatte sich die »Fram« nach dem offenen Meere durchgebrochen.

Bald nach dem Wiedersehen mit den Kameraden dampfte ein anderes Schiff in den Hafen von Tromsø ein; es war die »Virgo«, Andrée's Schiff, die mit der Expedition und dem Ballon an Bord von Spitzbergen zurückkehrte. Andrée hatte der Witterungsverhältnisse wegen nicht aufsteigen können.

Einige von uns begaben sich an Bord, um die Expedition zu begrüßen; wir wurden mit der größten Liebeshwürdigkeit empfangen. Andrée hielt eine herzliche Ansprache zu unserer Begrüßung, und Nansen antwortete darauf mit dem Wunsche, daß Andrée's genialer Plan sich im nächsten Jahre unter für das Aufsteigen günstigeren Verhältnissen ausführen lassen möge. Im

Laufe einer Unterredung, die wir hatten, erzählte mir Andrée, daß ihm das Herz nicht leicht gewesen sei, als er sich gezwungen gesehen habe, den Kurs wieder nach Süden zu richten, aber den nöthigen Muth und den Glauben an die Ausführbarkeit seines Planes habe er noch immer, und es handle sich nur darum, Geduld zu haben. Er sah mir auch aus, als besitze er diese für einen Polarforscher so unentbehrliche Tugend.

Es folgte eine schöne Zeit, als wir Dreizehn gemeinschaftlich an der Küste unsers Vaterlandes entlang nach Süden fuhren. Die »Fram« wurde von dem Dampfer »Haalogaland« geschleppt; die »Otaria« folgte im Kielwasser der »Fram« bis Drontheim. Ich siedelte sofort aus den eleganten Salons der »Otaria« nach der »Fram« über und installirte mich wieder im »Grand«, das voll Renthierfelle und Schlafsäcke war; ich blieb dort, bis wir in Christiania vor Anker gingen.

Der ganze August war für uns ein einziges Fest. Wir hätten es uns nie träumen lassen, daß Norwegen uns so empfangen würde. Ueberall, wohin wir kamen, wetteiferten die Leute, uns zu ehren und uns willkommen zu heißen; arm und reich vereinten sich darin. Es that uns von ganzem Herzen wohl, zu fühlen, daß wir wirklich etwas gethan, worauf unser Vaterland stolz war. Das war ein herrlicher Lohn für unsere Anstrengungen und Entbehrungen!

Die Städte machten unsertwegen um die Wette alle möglichen festlichen Zurüstungen.

Ich erinnere mich, daß die Umstände es uns nicht erlaubten, in Stavanger, wo wir in der Nacht ankamen, zu bleiben, wir vielmehr gleich weitergehen mußten. Als wir die Stadt verließen, donnerten zwei so starke Schüsse aus den Kanonen der »Fram«, wie wir sie noch nie vernommen hatten; das ganze Schiff wurde davon erschüttert. Den Salut hatte Peder abgefeuert; er war bei dieser Gelegenheit vom Harpunierer zum Kanonier avancirt. Wir fragten ihn, weshalb er denn so schweres Kaliber genommen, und ob er jetzt, da wir heimgekehrt seien, nicht länger leben wolle. Er aber meinte, wir seien Dummköpfe, die nicht begriffen, daß er so schösse, weil wir die Stadt verließen, ohne ihren Bewohnern die Gelegenheit gegeben zu haben, unsertwegen ein Fest zu veranstalten.

»Ihnen einen ordentlichen Salut zu schicken, war doch das Mindeste, was wir thun konnten«, meinte er.

Der Empfang in Christiania war ergreifend feierlich. Keiner von uns wird je den Augenblick vergessen, als wir an Land stiegen.

Der ganze Fjord war voll festlich geschmückter Schiffe, und das Land war *eine* schwarze Menschenmenge. Doch über den Leuten lag eine andächtige Stille, und dann begann der große Choral: »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!«

Nun waren wir daheim!

Droben aber im ewigen Eise herrscht größere Einsamkeit als vorher; denn kein Schiff störte dort das wilde Spiel des Eises länger, und keine Menschen versuchten mehr, seine Geheimnisse zu erforschen.

Doch vielleicht raste die Eiswüste nun gerade deshalb in grimmer Wuth darüber, daß dreizehn Männer ihrem Gebote getrotzt, das ihnen den Eintritt verwehrte, daß sie eingedrungen waren, wo vorher noch nie ein Mensch gewesen war!

